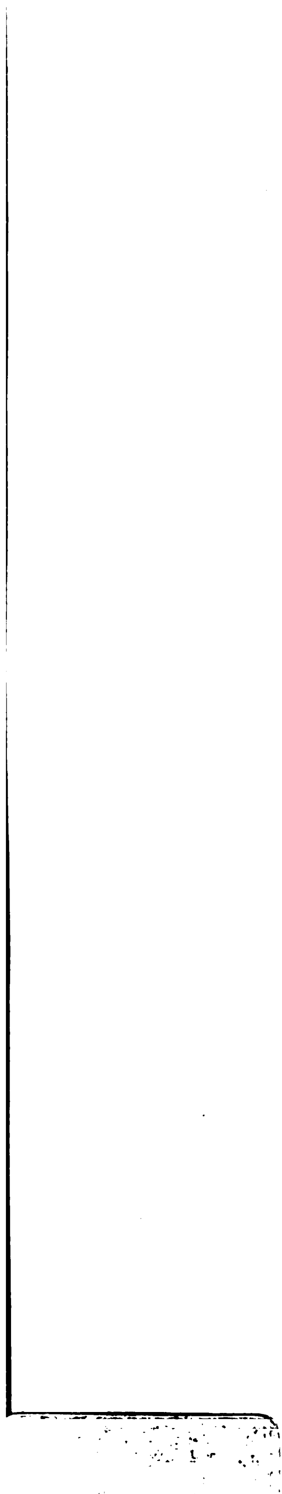
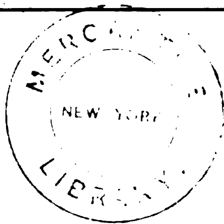

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08171132 1







Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Achtundfünfzigster Band.

April 1885 bis September 1885.

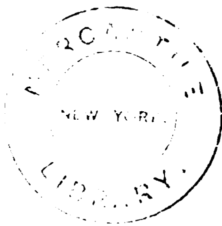
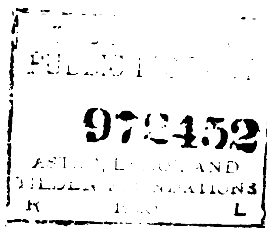
Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann.
1885.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Neunundzwanzigster Jahrgang. Achtundfünfzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

achtundfünfzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Inhalt
des achtundfünfzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister

zum achtundfünfzigsten Bande.



An unsere Leser!

Die Eröffnung des neuen — 58. — Bandes giebt uns erwünschte Gelegenheit, einige Worte an die Leser der „Monatshefte" zu richten und ihnen abermals die Versicherung zu geben, daß die fortwährend sich steigernde Teilnahme des Publikums, welches trotz der von allen Seiten herantretenden neuen periodischen Unternehmungen sich in wachsender Zahl um uns drängt, unzweifelhaft die allgemeine Zufriedenheit mit unseren Bestrebungen erkennen läßt. Wir haben daher auch diesmal nichts weiter zu sagen, als daß wir getreulich unsere oft dargelegten Grundsätze aufrecht erhalten und unbeirrt den Anforderungen nachzukommen suchen werden, welche unsere Freunde und Anhänger an uns zu stellen gewohnt sind. Der Inhalt des vorliegenden Heftes wird den Beweis für diese Mitteilung liefern und sowohl in Bezug auf den novellistischen Teil wie den populär-wissenschaftlichen Inhalt, besonders aber auch auf die Reichhaltigkeit und den künstlerischen Wert der Illustrationen dem gebildeten Geschmack volle Rechnung tragen. Möge denn dieser neue Band sich wieder der allgemeinen Zustimmung erfreuen, die alten Freunde unseres Unternehmens noch fester mit uns vereinigen und recht viele neue Anhänger dafür gewinnen.

Die Verlagshandlung.

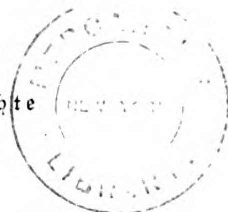


Die neue Circe.

Eine italienische Dorfgeschichte

von

Richard Voß.



Melde den Mann mir, o Muse, den vielfach
Umhergeirrten — Odyssee.

Also schifften wir fürder hinweg —

Doktor Fritz Schulz und Wilibald Stein, zwei junge Leute, reisten zusammen von Berlin nach Italien. Sie waren Altersgenossen und Studiengefährten, sonst jedoch in allem die denkbar größesten Gegensätze.

Um das zu wissen, genügte ein flüchtiger Blick auf die beiden Reisenden, die ihre Vaterstadt im März auf der Anhalter Bahn mit dem Morgenschnellzug verließen.

Wilibald Stein fiel jedem zuerst ins Auge. Er war ein hochaufgeschossener, schlanker, stattlicher, leider aber noch völlig bartloser Jüngling in einem funkelnagelneuen Havelock vom feinsten silbergrauen Tuch. Trotz der Morgenkühle trug er dieses Kleidungsstück nicht zugeknöpft, so daß man darunter den funkelnagelneuen silbergrauen englischen Reiseanzug bemerken konnte, ebenso die funkelnagelneue Geldtasche aus Juchtenleder, deren angenehme Rundung ihrem Eigentümer zu dem Glück verhelfen würde, in jedem Gasthof eine der ersten Nummern zu sein. Auch schien der junge Mann einigen Wert darauf zu legen, daß man seinem über die Weste geschlagenen breiten, blendend weißen, doch nicht allzusehr gestärkten Hemdkragen und der schwarzseidenen à la Byron geknoteten Kravatte genügende Beachtung schenke. Zu seiner ferneren Equipierung gehörte unter anderem: ein funkelnagelneuer, silbergrauer Hut vom weichsten Filz, ein funkelnagelneues Reiseperspektiv, dito Reisenecessaire, Reiseplaid, Reiseschirm, Reiseschreib-, Speise-, Trink- und Rauchapparat. Seine zu Plaid und Schirm geschnallte funkelnagelneue Reisebibliothek bestand aus den verschiedensten Landkarten, Kurs- und Reisebüchern, in einem Homer und Virgil (Joh. Heinr. Voß) und als dritten im Bunde in einem Bändchen in rotem Prachteinband, be-

titelt: Ideale. Eine Dichtung von Wilibald Stein. Zweite Auflage.

Nach dieser Entdeckung wird man nicht nur den genialen Kravattenknoten, sondern auch das lange blonde Haar (in den „Idealen“ war viel von wallenden Locken die Rede) des jugendlichen Reisenden verstehen; und wundern wird man sich billigerweise nur über das eine, daß der Himmel endlich einmal ein Einsehen gehabt und einen Dichter von Gottes Gnaden (denn daß wir es mit einem solchen zu thun haben, bezeugt uns der rote Prachtband) mit einer Geldtasche auf Reisen gehen ließ, die schwerlich das Honorar für die „Ideale“ so ansehnlich aufbauschte.

Selbstverständlich trug Wilibald von seinem gesamten Handgepäck nur das Reiseperspektiv umgeschnallt. Mit klangvoller, weit über den Perron hallender Dichterstimme rief er: „Schaffner! Direkter Waggon, Rauchcoupé, Rom via München — Ala!“

Als er Rom nannte, fühlte er seine Brust schwellen und sah sich mit leuchtenden Augen um. Der Schaffner riß vor ihm die erste Klasse auf; aber Wilibald warf einen vorwurfsvollen Blick auf seinen ihn seit einer Stunde angstvoll erwartenden Reisegefährten und sprach dumpf:

„Wir fahren zweiter.“

Doktor Fritz Schulz, um dessentwillen der vermögende Poet einem Schaffner der Berlin-Anhalter Bahn zugeben mußte: Du hast mich zwar erkannt, aber dennoch zu hoch geschätzt! war genau so, wie man eben ist, wenn man das Unglück hat, Fritz Schulz zu heißen. Der Name nannte den Menschen, nannte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Es ist bekanntlich ein schlichter, gut-bürgerlicher, völlig poesie- und phantasieloser, sogar etwas nüchterner und pedantischer, aber rechtschaffener und Zutrauen erweckender, doch leider durchaus nicht ungewöhnlicher Name. Berlin wimmelt von solchen Fritz Schulzes. Hunderte solcher Fritz Schulzes sind Doktor. Sie wurden es nicht immer ohne Mühe und Not, aber immer mit vollen Ehren. Begreiflicherweise sind es keine „schönen“ Männer — sie wollen es auch gar nicht sein; aber man kann sie unter besonders günstigen Umständen als „recht gut aussehend“ bezeichnen und unter allen Umständen für brave, wackere junge Leute halten, die man jedoch selten in funkelnagelneuen englischen Reisekostümen erblickt und niemals als Dichter von „Idealen“ erkennen wird, von genialen Byronkravatten und stark gefüllten Geldtaschen aus Juchtenleder gänzlich zu schweigen. Auch ist ein Doktor Fritz Schulz mit wallenden Locken eine einfache Unmöglichkeit. Gewöhnlich trägt er sein Haar kurz, und gewöhnlich ist dieses eher struppig als lockig zu nennen. Was die Farbe anbetrifft, so bleibt sie unbestimmt, denn wer wird bei einem Doktor Fritz Schulz auf die Haarfarbe achten?! Selbstverständlich trägt er eine Brille, eine sehr dunkle, sehr scharfe Brille, durch die er die Welt mit erstaunlicher Gelehrsamkeit betrachtet und die er häufig sorgfältig putzt. Trotzdem kann auch er stolpern. Sieht er dann entrüstet hin, welcher Felsblock sich unterstand, ihm vor die Füße zu rollen, so ist es vielleicht eine Rosenranke, die den gelehrten jungen Mann beinahe zu Fall gebracht. Auch besitzt er einen älteren Frack und ein Paar vielfach gewaschener grau-weißer Handschuhe. Beide Zierstücke legt er zuweilen an, was jedesmal einen feierlichen Moment, gewöhnlich einen neuen Lebensabschnitt für ihn bezeichnet. Auf Reisen trägt er aus Princip sein schlechtestes Zeug. Auch „schleppt“ er bei solchen außergewöhnlichen Gelegenheiten nur das „Allernotwendigste“ mit. Dieses Allernotwendigste besteht weniger aus Wäsche als aus Büchern. Schon Wochen vorher beginnt die Aufregung, das Fragen bei allen Bekannten und Nichtbekannten, das Studium sämtlicher bezüglicher Fahrpläne und Eisenbahnkarten. Man sieht ihn jetzt häufig auf Bahnhöfen sich die Brille putzen. Bei jeder mit Koffern beladenen Droschke, der er begegnet, denkt er: Aha! und interessiert sich dafür, ob die unbekannten In-

sassen auch noch zu rechter Zeit zum Zuge kommen werden. Vor jedem Laden mit Reiseutensilien schreitet er mit stolzer Verachtung vorüber. Ausnahmsweise geht er abends in eine Kneipe und orientiert sich bei einem Glase Bayerisch über die jüngsten Eisenbahnunglücksfälle.

In den letzten Nächten vor dem großen Ereignis ist an Schlaf nicht zu denken. Zwei Tage wird gepackt und dann doch „gerade das Wichtigste" vergessen. Von allen Freunden und Bekannten ist Abschied genommen, alle Rechnungen sind bezahlt. Am letzten Abend nimmt er ein Bad. Auf dem Kanapee sind sämtliche Sachen zurechtgelegt, ins Hemde die Knöpfe gesteckt und die Manschetten daran befestigt. Seine Hauswirtin ist von der Feierlichkeit des Momentes mit ergriffen und hat ihm zu seinem kalten Aufschnitt Thee gemacht, der abscheulich schmeckt und sehr schwach ist, denn „starker Thee regt auf". Morgens um acht Uhr geht der Zug ab. Um vier steht er auf; um fünf hat er Kaffee getrunken und den Koffer „nun wirklich zum allerletztenmal" geschlossen. Auf sechs ist die Droschke bestellt, die um halb sieben kommt, nachdem er bereits jede Hoffnung aufgegeben, zu rechter Zeit auf dem Bahnhof zu sein. Noch dazu kommt sie so schneckenhaft langsam! Er ist empört. Punkt sieben ist er auf dem Anhalter Bahnhof. Alles ist leer, öde, einsam. Der Zug muß längst fort sein. Mit Mühe überzeugt man ihn vom Gegenteil, und er beruhigt sich etwas. Nun wartet er. Sein Reisegefährte ist noch nicht da, wird auch nicht kommen, denn er hat gewiß die Zeit verschlafen — das thun Reisegefährten stets. Was wird er dann anfangen? Allein reisen? Er überlegt. Sein Gepäck — er hat nur Handgepäck — hoch aufgestapelt in Sicht, die Augen auf die Uhr über dem noch immer geschlossenen Billetschalter geheftet — wie diese Beamten sich Zeit lassen! — wandelt er auf und ab. Wenn ein beladener Gepäckträger kommt, denkt er: Das muß er sein! Da er's selbstverständlich nicht ist, murmelt er: Unbegreiflich! Seine Aufregung wächst, denn bereits langen die ersten Droschken an und er muß sein Billet lösen. Welche schreckliche Situation! Fünf Minuten, die ihm ebenso viele Ewigkeiten dünken, wartet er noch. Dann stopft er sein Gepäck krampfhaft unter beide Arme und stürzt an den Schalter, wo bereits eine ältliche fette Dame steht, die nach Leipzig reist und die mit ihm eine gebildet-gemütliche Unterhaltung beginnt. Als sie hört, wohin er will, ruft sie aus: „Nach Rom? Ach, Herrjeses! Was haben Sie denn in Rom zu thun? Ne, so was!" Nach ferneren zehn Minuten wird der Schalter geöffnet. Die Dame aus Sachsen braucht eine Ewigkeit. Endlich kommt an ihn die Reihe. Mit unsicherer Stimme fordert er: Ein Billet zweiter, Rom. Er erwartet, den Beamten ungemein überrascht zu sehen, und ist durch die Gleichgültigkeit des Mannes entschieden unangenehm berührt. Als ob man alle Tage von Berlin nach Rom reiste, noch dazu nicht mit Rundreisebillet! Obgleich er das Fahrgeld auf Heller und Pfennig abgezählt in der Hand hält, giebt es einige Verwirrung. Überdies beginnen ihm beide Arme empfindlich weh zu thun. Da hört er läuten. Das dritte Zeichen, denkt er, wirft einen letzten wilden Blick auf die eben Ankommenden, die sicher alle die Zeit verschlafen haben, weist einige menschenfreundliche Packträger, die ihm die Zumutung stellen, sich nicht die Arme zu verrenken, barsch ab, stürzt auf den Perron, ruft: Schaffner — schnell — zweiter — Leipzig! Wird angefahren, daß er warten möge.

Aber nun sitzt er (und das nicht einmal in dem falschen Wagen oder dem falschen Zuge), und ihm gegenüber sitzt — was solch ein Poet für Glück hat! — sogar sein Reisegefährte. Auch hat er bereits sein Handgepäck untergebracht, sich den Schweiß von der Stirn getrocknet, die Brille geputzt, seine Reisemütze aufgesetzt, die Cigarre angesteckt, das Fenster heruntergelassen und sich behaglich in der Ecke zurückgelehnt.

Diese ist so weich! Das thut seiner glücklichen Stimmung etwas Eintrag —

das allein. Er reist nämlich auf ein Staatsstipendium nach Italien und kommt sich daher vor wie ein Mann, der auf anderer Leute Kosten in weichen Wagenecken sitzt. Auch waren vorher lange Berechnungen erforderlich, bis er sich entschließen konnte, den teuren und luxuriösen Schnellzug zu benutzen, und nur der Umstand, daß die dritte Klasse und der Personenzug dem Staate mehr Nachtquartiere und Mittagessen gekostet haben würde, vermochte ihn zu solcher Verschwendung zu bringen. Er beging sie, aber er genehmigte sie nicht. Etwas tröstete ihn der Gedanke, durch große Sparsamkeit den Verlust wieder einbringen zu können.

Seit seinen Knabenjahren war dieses Reisestipendium nach Italien (es reichte nicht einmal aus) sein Verlangen und seine Sehnsucht gewesen. Er erschrak selbst über die Kühnheit seines Wunsches, seinen ersichtlichen Eigennutz und das Ausschweifende seiner Phantasie. Seitdem er jedoch im alten Rom und in der Umgebung der sieben Hügel besser Bescheid wußte als in Berlin und Umgegend, von den Müggelbergen bis nach Potsdam, sämtliche Kaiserforen genauer kannte als den Gendarmenmarkt und den Alexanderplatz, das Marsfeld genauer als die Hasenheide, den Palatin genauer als den Kreuzberg — seitdem er sich sogar in der zweideutigen Suburra sicherer bewegte als in der Friedrichsstraße, ein besserer Beurteiler der Tierhetzen im Kolosseum als der Quadrillen im Cirkus Renz war und zu Nero ein intimeres Verhältnis hatte als zum alten Fritz, seit diesen ersten topographischen Kenntnissen blieb der glanzvolle Anblick des alten Rom die Fata Morgana seines Lebens. Und nun sollte er hin, mit dem Reisestipendium (das er hoffentlich keinem Würdigeren fortgenommen, was entsetzlich wäre!) und der Aussicht auf die Stelle eines Privatdocenten der Archäologie an irgend einer kleinen Universität seines großen Vaterlandes.

Auch schon seit vielen Jahren hatte er sich im stillen vorbereitet, wie er, wenn das Große wirklich geschehen sollte, dem deutschen Staate seinen Edelmut lohnen und zugleich seiner Wissenschaft dienen könnte. Längst war es gefunden. Er wollte in Italien Forschungen anstellen, deren Resultat ganz sicher die völlige Zerstörung einer Illusion, die sich einer beinah kosmopolitischen Popularität erfreute, zur Folge haben würde; Forschungen, die in der That nichts Geringeres bezweckten als die gänzliche Vernichtung eines Teiles der Odyssee und zwar des zehnten Gesanges von Strophe 155 an bis Strophe 524. Die kühne archäologische Behauptung nämlich, die er auf kritischem Wege zu beweisen gedachte, lautete:

„Das sogenannte Circekap trägt seinen weltberühmten Namen mit Unrecht; denn auf jenem italischen Vorgebirge hat niemals ein Circetempel gestanden, überhaupt niemals eine Circe gehaust.“

Brutalisiert durch den vandalischen Zerstörungstrieb des Archäologen, richtete auch der Dichter der „Ideale“ sein leuchtendes Auge auf das Circekap. Ganz abgesehen davon, daß diese Italienreise für ihn und die deutsche Litteratur epochemachend sein, daß er mit dem Betreten des Korso in eine neue Periode seines Lebens und Dichtens eingehen würde, beabsichtigte auch er in Italien sofort, nachdem sich die wunderbare Wandlung an ihm vollzogen, nachdem er sich durch den Anblick des Kolosseums und der Sistina mittels eines geistigen Salto mortale auf die Höhe seiner Entwickelung geschwungen — wir sagen: es wünschte dieser Genius auf klassischer Stätte ein unsterbliches Lied zu singen. In seinem funkelnagelneuen, in roten Saffian gebundenen Dichterbuche hatte er mit funkelnagelneuer goldener Feder in kühner, großartiger Dichterschrift bereits den Titel aufgezeichnet: **Die neue Circe, Epos in zwölf Gesängen. Gedichtet auf dem homerischen Circekap im Jahre 3060 nach der Zerstörung Trojas.**

Auch den vollständigen Plan zu seinem Heldengesange trug er bereits fertig im Kopfe. Seine Heldin, ein „königlich Weib“, thronte auf myrtenumblühtem Fels hoch über dem strahlenden Meer und blickte

sehnsuchtsvoll in die Ferne — nach Norden! Der Poet, der Held, der neue Odysseus würde in dieser hehren Frauengestalt endlich den italienischen Idealtypus feststellen und damit eine klaffende Lücke in der deutschen Litteratur ausfüllen. Denn selbst Paul Heyse zeichnete für ihn seine italienischen Frauengestalten zu real, gewissermaßen zu körperlich, und Heine hatte ihn in seiner Schilderung der Signora Lätitia aufs tiefste verletzt. Man sieht: der Dichter der „Ideale" war in der That ein Idealist.

— — — — — — — — — — —

Sie befanden sich bereits seit einem Monat in Rom. Merkwürdigerweise war ihnen auf der Reise nichts Außergewöhnliches zugestoßen. In Ala hatte der Archäologe seine Cigarren angegeben, weil er deren drei Stück über die steuerfreie Anzahl besaß, und vor Verona war der Poet beim Anblick des ersten Cypressenhaines stumm ergriffen gewesen. Als sie im Morgengrauen durch die römische Campagna fuhren und hinter Monte rotondo gleich einer ungeheuren blauen Glasglocke die Peterskuppel auftauchen sahen, wurde von dem Dichter dieser historische Moment in seiner ganzen Gewalt empfunden, so daß er entzückt ausbrach — wurde ein dumpfes Brummen des Gelehrten vernehmbar, der von Mitternacht an den Kopf trotz Rauch und Funkenstieben zum Waggonfenster hinausgestreckt.

In Rom, wo beide auf dem Monte Caprino im archäologischen Institut wohnten, betrachtete jeder die ewige Stadt mit seinen eigenen Augen: der Gelehrte gelehrt, der Poet poetisch; Fritz Schulz mit seiner dunkelsten Brille, Wilibald Stein mit seinem leuchtendsten Blick. Da stießen denn die beiden Anschauungsweisen sehr bald hart zusammen. Der Dichter gewahrte nur Schönheit und Glanz, einen ewig strahlenden Himmel, einen nie vergehenden Frühling, ein unsterblich anmutiges Menschengeschlecht; der Archäologe, wenn er einmal von seinen Steinen und Inschriften aufsah, bemerkte auch noch anderes. Überdies reizte und ärgerte ihn dieses bombastische Ausposaunen der Herrlichkeiten Roms. Als ob Rom eines Marktschreiers benötigte! Und wäre dieser der Dichter der „Ideale" in eigener Person.

Auch sonst äußerten sich die Gegensätze der beiden Naturen überaus scharf. Bei einer antiken Ruine entzückte den Idealisten am meisten, daß das gewaltige Gemäuer halb unter Epheu begraben lag, daß blühender Goldlack und Ginster die einfallenden Wände umleuchteten und Rosen die zertrümmerten Säulen umrankten — der Forscher wollte alle Rosen herabgerissen haben. Der zukünftige Unsterbliche sah in jedem Modell der spanischen Treppe eine moderne Arria, der werdende Privatdocent dagegen nur Frauenzimmer aus der modernen Suburra. Der eine phantasierte fortwährend von dem „herrlichen Geschlecht", der andere hörte nicht auf, sich über das „entartete Volk" zu ereifern. Jener besang die Romantik eines römischen Kehrichthaufens, dieser schimpfte über den unglaublichen „Schmutz". Der vermögende junge Mann sah selbst die industriellen Angewohnheiten der Römer in einem gewissen trügerischen Schein und zahlte mit dem erhabenen Bewußtsein, daß auch er in gewissem Sinne für Rom sein Blut ließ, willig das Dreifache — der Stipendist, der sich immer als Dieb an dem Vermögen des deutschen Staates vorkam, wollte nach dem Muster der Metamorphosen des Ovid jeden abgeforderten Lire absolut in einen Soldo verwandeln und beruhigte sich auch dann noch nicht, wenn er von jedem Preis glücklich die Hälfte abgehandelt. Ganz abgesehen von seiner Pflicht als ein auf Staatsunkosten reisendes Wesen glaubte er einen solchen Heldenkampf um den Centesimo dem kriegerischen Ruf Deutschlands schuldig zu sein, dessen Ruhm in Rom der Poet schmählich in Mißkredit brachte.

Endlich erfolgte die unausbleibliche Katastrophe: auf dem Kapitol beschlossen sie Trennung. Aber das gemeine praktische Leben führte sie noch einmal zusammen.

Sowohl Fritz als Wilibald beabsichtigten, das Circekap nicht auf dem gewöhnlichen vulgären Touristenwege: per Vetturin durch die Pontinischen Sümpfe, zu erreichen, sondern die lateinische Meeresküste zu bereisen, und zwar von Ostia bis Terracina. Der Archäologe wünschte das Lokal der Äneide vom siebenten Gesang an kritisch zu beleuchten und der Dichter diesen Gesang an Ort und Stelle zu lesen.

Aber ein Spaziergang jenem klassischen Gestade entlang bedeutete fast so viel als eine Wanderung durch die Wildnis. Man mußte Pferde und Führer mieten, Proviant mitnehmen und die Erlaubnis einholen, in den Jagdschlössern der Fürsten Chigi und Borghese übernachten zu dürfen. Auch waren die Büffelherden zu bedenken, allenfalls auch die Briganten. Mit einem Wort: die Sache hatte ihre Schwierigkeiten und war jedenfalls zu zweien besser zu unternehmen als mutterseelenallein. Zwar wollte jeder sich einen anderen, mit ihm harmonierenden Reisegefährten suchen; also der Archäolog einen Archäologen und der Dichter einen Dichter. Doch leider fanden sie nicht einmal einen Geschäftsreisenden, der die Fahrt mit ihnen zusammen gewagt hätte, um in Gestalt von Liebigs Fleischextrakt, Eau de lys, Enthaarungsmitteln, Havannacigarren und Champagner Veuve Cliquot die Kultur in die römische Wildnis einzuführen. Die nicht ungefährliche Exkursion jeder für sich zu gleicher Zeit zu machen, wäre denn doch zu unverständig gewesen.

Sie schlossen also ein neues Bündnis, jedoch ein solches, dem ein mit aller Vorsicht aufgesetzter Pakt zu Grunde lag. Darin verpflichteten sich beide Parteien, folgende Bedingungen einzuhalten:

§ 1. Jeder betreibt seine Angelegenheiten für sich, ohne damit dem anderen das Dasein zu vergällen.

§ 2. Der eine liest in seiner Äneis oder in seiner Odyssee mit Unterdrückung jeglichen Citates, der andere desgleichen in seinem Nibby: der Dichter dichte, der Archäolog archäologisiere für sich.

§ 3. Nur über Gegenstände von durchaus allgemeinem Interesse ist zu sprechen, im übrigen empfiehlt sich Schweigen.

§ 4. Die Reise selbst ist nur als Vergnügungstour zu erörtern und dieses lediglich in geographischer und gastronomischer Beziehung.

§ 5. Gespräche mit dem Führer müssen der Sprachverhältnisse wegen gemeinschaftlich erledigt werden, sind übrigens, um durch sie zur Kenntnis des Volkscharakters zu gelangen, nicht weiter beschränkt.

§ 6. Das Maß poetischer Äußerungen des Enthusiasmus und archäologischer Ausdrücke sachlicher Anschauung bleibt der Diskretion eines jeden überlassen.

§ 7. Cigarren (Cavour) und Nachtlager (Familienbett) sind gemeinschaftlich zu ertragen, Maccaroni, Flöhe, Fieber und Sonnenstich desgleichen.

§ 8. Die Kasse führt der Archäologe; die Höflichkeit (gentilezza) gegen das „entartete Volk“ sowie die Entdeckung „königlicher“ Frauen darf der Dichter besorgen.

§ 9. In Terracina hat man sich unter Händeschütteln und der Versicherung gegenseitiger Hochachtung kühl aber höflich zu trennen.

— — — — — — — — — — — —

So gegenseitig gesichert, mit den fürstlichen Permessi in der Tasche, den Virgil, Homer, Nibby, nebst einem Vorrat von Insektenpulver, Schreibutensilien und englischen Konserven im Tornister, verließen sie Rom durch die Porta Ostiensis. Der Archäolog schwang seinen Wanderstab (Ziegenhainer), der Poet war mit einem funkelnagelneuen Reiserevolver bewaffnet. Den Bädeker hatte er in Rom gelassen: Bädeker hätte die Wildnis entwildnißt.

Selbst in dem Staube einer römischen Landstraße bewahrten beide eine gewisse diplomatische Haltung gegeneinander. Beide beobachteten sich mißtrauisch. Sobald der eine stehen blieb, regten sich in der Brust des anderen Argwohn und Verdacht. Jeder war jeden Augenblick bereit, die einzelnen Paragraphen des Kontraktes aufzusagen. Wenn der Poet sich umwandte, um einen entzückt-zerstreuten Blick auf das mehr

und mehr in den erstarrten Wogenschlag der Campagna versinkende Rom zurückzuwerfen oder dem Jubilieren der Lerchen zu lauschen, öffnete der Archäolog bereits die Lippen; und kaum machte dieser Anstalt, einen antiken Pflasterstein ins Auge zu fassen oder scharf nach dem Bogen einer Wasserleitung hinüberzuspähen, als auch schon um den Mund des Dichters ein überlegenes ironisches Lächeln zuckte. Beide hatten. so genau aufeinander zu achten, daß es ihnen schwer wurde, auch noch etwas anderes zu sehen.

Übrigens hatte ein jeder die beste Absicht, den Pakt treulich zu halten, was sie sich einander dadurch zu zeigen bestrebten, daß der Poet bemüht war, sich archäologisch, der Archäologe, sich poetisch zu äußern.

„Wirklich recht hübsch," lobte Fritz Schulz, etwas von oben herab, einen wilden Rosenstrauch, der wie eine riesige Blütensäule am Wege stand.

In Wilibald stieg es heiß auf.

„Hübsch? Welch ein Ausdruck für diese Blütenromantik, diese —"

Ein gewisses höhnisches Räuspern des Archäologen machte ihn verstummen.

„Ja, es ist wirklich recht hübsch," schloß er mit gespieltem Gleichmut, wobei er indessen nicht unterlassen konnte, das Citat durch scharfe Betonung ein wenig zu parodieren. Doch gleich darauf fühlte auch er sich veranlaßt, einen Beweis seiner friedfertigen Absicht zu geben.

„Dieser Turm muß zu der lateinischen Villa des Cicero gehört haben. Wie diese Römer bauten!"

In des Archäologen Brust begann es zu kochen. Seine Entrüstung möglichst unterdrückend, docierte er:

„Dieser Turm ist aus dem Mittelalter schnöde aus antiken Ruinen zusammengestohlen. Cicero besaß in Latium, auf Tusculum und in Ostia Landhäuser. Die laurentinische Villa des Plinius lag zwischen Ostia und Laurentum hart am Meere, dürfte auch schwerlich opus rediculatum, auf deutsch: Netzwerk, gehabt haben, da diese Bauart wahrscheinlich lediglich der Republik angehörte und —"

Gerade wollte er beginnen, seinem so kindlich unwissenden Reisegefährten ein kleines knappes Privatissimum über die Unterschiede der republikanischen und der kaiserlichen Baumethoden zu halten, als er zum Glück bemerkte, wie es in des Dichters Augen triumphierend aufleuchtete. Er that sich also Gewalt an und schwieg, die archäologische Ignoranz des Poeten herzlich bedauernd.

Unerwarteterweise kam ein Zusammenklang.

Beide erklärten einmütig und mit Entschiedenheit, daß Fußwanderungen in der römischen Campagna weniger angenehm seien als in Tirol oder Thüringen und daß sie fatalen Hunger und Durst verspürten, vor allem Durst.

Sie gelangten zu einem elenden Steinhaufen in einer Umgebung, wie solche das Haus des göttlichen Sauhirten charakterisiert haben mochte. Es war indessen eine Osteria, die sogar den vertrauenerweckenden Namen Bonafede führte. Der streng sachlich geführte Beweis des Archäologen, daß das Haus noch im Anfang dieses Jahrhunderts Malafede geheißen und eine berüchtigte Räuberhöhle gewesen, verursachte trübe Ahnungen, in die sie sich, nach § 7, getreulich teilten.

Gleich beim Eintritt in die stinkende Höhle wußte der Poet, der ein großer Dantekenner war, daß er alle Hoffnung hinter sich zu lassen hatte.

Sie beschränkten demnach ihr Symposion mit weiser Vorsicht auf „vino del paese" und „Maccaroni al burro". Nach ungefähr einer halben Stunde banger Erwartung, während welcher sie die wunderlichsten Düfte zu riechen und die verdächtigsten Geräusche zu hören glaubten, wurde ihnen Getränk und Gericht vorgesetzt, und wiederum machten sie zu ihrem eigenen größten Erstaunen die Wahrnehmung, daß sie einer Meinung waren: schauderhaft!

Da entdeckte der Archäologe, einem starren Blick des Dichters folgend, ein braunes hexenhaftes Weib mit einigen Fetzen am Leibe: die Padrona. Und als er in einer Aufwallung von Großmut

äußerte: der Poet möge es sich nicht zu Herzen nehmen, wurde seine Beileidsbezeigung stolz zurückgewiesen: auch in dieser Frauengestalt stecke eine Poesie von überschwenglicher Wildheit, wie in der ganzen Scenerie überhaupt.

Sie setzten ihren Weg fort, ohne gewagt zu haben, schon jetzt ihre Konserven anzugreifen, im Gemüte höchlichst beunruhigt, ob ihr Vorrat bräunlichen Pulvers auch ausreichen werde. Der Poet, der ein verräterisches Jucken verspürte, hätte in seinem idealen Drange sicher sogleich davon verschwendet, aber der Archäologe riet nachdrücklich zur Ökonomie.

Schweigend und duldend unterwarf sich der Idealist der naturalistischen Auffassung seines Gefährten.

Während der Gelehrte im stillen einen topographischen Überblick des durchwanderten Gebietes anstellte, mit schonungsloser Ausmerzung aller Virgilschen „Phantastereien", versuchte Wilibald nach Vorbild und Anleitung der Äneide „klassisch" zu empfinden und sich beim Anblick der erhabenen Landschaft in die Anschauungen des Sohnes der Venus und seiner Genossen hineinzuempfinden.

Bis zu den düsteren Linien der Küstenwälder bedeckten unübersehbare Gefilde weißer Narcissen das Hügelland, von fern gesehen dem gewaltigen Wogenschlag eines brandenden Oceans vergleichbar. Aus diesen Blumenmeeren erhoben sich, umkreist von Scharen von Falken, die braunen Ruinen: bald war's ein mittelalterliches Kastell, bald der halbversunkene Bogen einer zerstörten Wasserleitung oder die Steinpyramide eines seiner Marmorbekleidung beraubten antiken Grabes. Dann und wann ward eine verlassene Tenuta oder Hirtenkapanna sichtbar.

Von der ardeatischen Straße schallte das Schellengeläut eines Vetturins herüber. Im nahen Hügelbett rauschte der Tiber gegen das sandige Ufer.

Den Horizont umschloß an drei Seiten leuchtend die Kette der Gebirge; vor den Wanderern lag die Wildnis und das Meer.

Bald gelangten sie in die Macchie. Sie bestand aus niedrigen Steineichen mit einem undurchdringlichen Unterholz von Myrten und Mastix, von Arbutus und Lorbeer. Überall durchleuchteten Rosen und Ginster, Winden und Caprifolium die Dickichte.

Dann begannen die Maremmen.

Üppigste Vegetation bedeckte oft die dunkle Schlammmasse. Hohes Röhricht und Schilf, von blühenden Lianen durchrankt, darin Schwärme von Wasservögeln nisteten und Herden von Büffeln sich wälzten, bildeten morastige Prairien. Wo das schwärzliche Wasser zu Tage trat, schwammen kleine Pflanzeneilande und ganze Flottillen blasser Wasserrosen auf der regungslosen Flut. Sumpf und Macchienwildnis umgaben rings das alte und das neue Ostia, das letztere kaum minder verlassen und trostlos als das erstere, von zwei oder drei Dutzend fieberkranker Menschen bewohnt. Fritz stellte Forschungen nach dem mutmaßlichen Lokal des Lagers des Äneas an, Wilibald las an der Tibermündung seinen Virgil.

Jetzt erblickt Äneas den herrlichen Hain aus dem Meere
Fernher, welchem entrollt der liebliche Strom Tiberinus,
Ungestüm mit Gewirbel und gelb von wallendem Sande
Stürzt in das bläuliche Salz. Vielartig umher und darüber
Schweben, gewöhnt an die Bord' und das flutende Bette die Vögel,
Die mit Gesang einwiegen die Luft und die Lauben des Haines.

Und so war es heute noch.

In Fusano, dem fürstlichen Jagdschloß, erhielten sie in einem öden Saal mit Ziegelboden, verblaßten Fresken und riesenhaftem Marmorkamin ihr Nachtquartier angewiesen. Als sie bei Sonnenuntergang vom Turm aus Umschau hielten, sahen sie über den Wipfeln des Pinienhaines, der das Haus von dem Meere schied, einen stolzen Fels aus dem in der Abendsonne aufleuchtenden Meer ragen: es war das Circekap.

— — — — — — — — — — —

Länger als eine Woche gebrauchten sie, um von Ostia zu dem lockenden, meer-

umbrandeten Vorgebirge hinzudringen. Es war eine köstliche Irrfahrt, teils zu Fuß, teils zu Pferde, bald quer durch die Macchie, bald mitten durch die Maremmen, heute hart der Küste entlang, morgen tief in das wilde Innere hinein über blumige Prairien und ödes Heideland. Sie hatten Sümpfe und Ochsenherden zu umgehen, Flüsse zu durchreiten und mußten mehreremal im Freien übernachten, wo sie dann zum Schutz gegen die Fieberluft aus trockenem Reisig große Feuer entzündeten. Täglich badeten sie im Meere, ruhten am Strande oder auf Trümmerhügeln, im Virgil und Nibby lesend und ihre Konserven verzehrend. Die Natur war zu groß, die Einsamkeit zu schauervoll, die Wildnis zu erhaben, um die Reisenden zu ihrem alten Zwist kommen zu lassen. Mit derselben lodernden Begeisterung, die der Poet der wilden Schönheit des Landes widmete, ließ er sich die große Geschichte desselben — und das sogar vom archäologischen Standpunkte des Nibby aus — erzählen oder vielmehr docieren, und Doktor Fritz Schulz hörte mit aufrichtigem Anteil den Genossen mit tiefer, wohlklingender Stimme aus seinem geliebten Virgil citieren und das sogar in den rollenden Hexametern unseres unübertrefflichen Heinrichs. Zu des Gelehrten großem Erstaunen respektierte Nibby die Autorität des römischen Sängers und gab ihm vielfach zweifellos recht.

Mit diesen Führern sahen sie die Stätte des alten Laurentum, wo immer noch der heilige Lorbeer rauscht, nach welchem Baum der Dichter und der Helden das Land ringsum seinen Namen erhalten, sahen sie die Ruinen der Stadt der Lavinia und der des schönen Rutulerkönigs: in Epheu und Ginster versunkenes, mächtiges Mauerwerk; sahen sie die Geburtsstadt Neros und den grauen, verhängnisvollen Turm von Astura. Hier stieg ihr Wanderziel dicht vor ihren Augen auf, ihnen in circeischer Schönheit entgegenleuchtend, und beide gedachten einmütig des göttlichen Dulders und wie diesem Irrenden einstmals der schöne Felsen willkommen sein mochte:

Drauf zur Insel Ääa gelangten wir, welche bewohnte
Circe, die schöngelockte, die hehre, melodische Göttin.
Dort mit dem Schiffe gelangt an den Felsstrand, lenkten wir heimlich
Zur herbergenden Bucht, und ein Gott war unser Geleiter —

„Mit dem Felsstrand hat es seine Richtigkeit,“ unterbrach hier der prosaische Doktor den begeisterten Deklamator; „aber von einer ‚herbergenden Bucht‘ ist auch nicht das mindeste zu sehen. Ich behaupte daher wiederum, daß dieses sogenannte Circekap gar nicht die Insel Ääa ist — ein Vorgebirge eine Insel! — sondern —“

„Ich behaupte,“ unterbrach ihn der Dichter entrüstet, „daß die Archäologie alles besser wissen will als andere und einem auch die unschuldigste Freude nicht gönnt.“

Und mit Pathos citierte er weiter:

Dort nun stiegen wir aus, und zween der Tag' und der Nächte
Rasteten wir unmutig, von Arbeit laß und Betrübnis.
Doch wie den dritten Tag die lockige Eos vollendet,
Jetzo schnell mit der Lanze bewehrt und dem schneidenden Schwerte —

„Man kann hier nicht einmal seinen Homer in Ruhe genießen!“ zürnte Wilibald, der plötzlich dicht vor sich unter dröhnendem Gebrüll einen gewaltigen Büffel sein zottiges Haupt aus dem Sumpfe erheben sah. Da das Ungetüm alle Anstalten machte, dem frechen Eindringling, der ihn mit Vater Homer in Voßscher Übersetzung aus seinem Schlammbett aufstörte, sein unbestrittenes Herrenrecht an dieser „klassischen“ Gegend zu beweisen, hielt der Poet es denn doch für geratener, sich trotz der Lanze und des schneidenden Schwertes vorsichtig zurückzuziehen. Doktor Fritz Schulz lachte spöttisch:

„Selbst die Büffel erheben Einsprache gegen homerische Citate am falschen Ort.“

Das gab das Signal zu erneutem Ausbruch der alten Fehde.

* * *

Drauf zur Insel Aäa gelangten wir, welche bewohnte
Circe, die schöngelockte, die hehre, melodische Göttin.

Es wäre allerdings ratsam gewesen, wenn sie ihre Reisefreunde, sei es nun Homer oder Nibby, erst an Ort und Stelle citiert hätten; denn die beiden Tage Rastens, die der Dichter ihnen darin in Aussicht gestellt, wurden zu zwei Wander- oder vielmehr Irrtagen, zu deren Mühseligkeiten alle vorhergegangenen Strapazen nur die Einführung gebildet hatten. Zwischen Astura und dem Circekap lagen weite Sümpfe; nicht der schmalste Pfad führte der Küste entlang, die hier nichts als Morast war. Dazu kam, daß sie schon in Porto d'Anzio Pferde und Führer hinter sich gelassen. Sie mußten also wohl oder übel die Maremmen umgehen, zahllose Bäche durchwaten und hätten, um sich durch den Buschwald und die Labyrinthe von Schling- und Sumpfpflanzen den Weg zu bahnen, ein schneidendes Schwert sehr nötig gehabt. Außer Büffeln, einigen Schildkröten und einem Stachelschwein begegnete ihnen kein lebendes Wesen. Zum Glück besaßen sie noch eine letzte Büchse „Ham and chicken“, sonst hätten sie sich eine echte Schildkrötensuppe brauen müssen, ein gerade nicht zu verachtendes Mittel zur Erhaltung ihres dichterischen und archäologischen Lebens, das sie jedoch wegen gänzlichen Mangels an Kochgeschirr bei seiner Zubereitung etwas in Verlegenheit gesetzt haben würde. Der phantasievolle Poet machte den Vorschlag, die Schildkröte in ihrer eigenen Schale zu kochen.

Die Nacht mußten sie in den Sümpfen zubringen und konnten nicht einmal ein Feuer anzünden. Beide schlossen bereits ihre Rechnung mit dem Himmel ab und beide dankten am anderen Morgen den Göttern, daß sie mit einigen leichten Fieberschauern davongekommen. An das Mitnehmen von Insektenpulver hatten sie gedacht, Chinin aber für sehr überflüssig gehalten. In der Wildnis ist jedoch der Floh schließlich ein sehr harmloses Raubtier.

Als sei es ein Zaubergebild, lag das Circekap schön und leuchtend immer dicht vor ihnen und doch immer noch durch einen neuen Morast, einen neuen Buschwald von ihnen getrennt. Endlich am späten Nachmittag erreichten sie beim Turm von Paolo den nämlichen Strand, an dem nach Homer Odysseus gelandet, der angesichts des schimmernden Felsens sicher nicht so grausam gelitten als diese zwei menschlichen Dulder. Sie fanden ein einsames Fischerhaus und waren über die Steinhöhle glücklicher, als hätten sie den Palast der Circe entdeckt.

Mit phäakischer Gastfreundschaft nahm man die zu Tode erschöpften, weithergereisten Fremdlinge auf, ohne zu fragen: Wer seid ihr und woher kommt ihr? Man führte sie in die einzige Kammer des Hauses, darin ein mächtiges Ehebett aufgestellt war, mit schimmerndem Linnen belegt. Sie warfen ihre Ranzen fort und taumelten ans Meer hinab, wo sie sich hinter einem Gewirr von Klippen, die über und über mit blühendem, wildem Oleander bedeckt waren, auf dem weichen Sande entkleideten und sich dann von hoch herab in die laue Flut stürzten. Zu ermattet, um dem fühllosen Gestein ihre Schwimmkünste zu zeigen, ließen sie sich von einem schwachen Wellenschlag, auf dem Rücken liegend, mit geschlossenen Augen gegen den Strand treiben. Und öffneten sie die Augen, so blickten sie in einen Azur, so tief und strahlend, daß selbst dem realistischen Archäologen dieser Himmel ganz unirdisch dünkte. Welches Wohlgefühl, die müden Glieder von Meereswellen umspülen zu lassen und nichts zu empfinden als süße Ermattung!

Als sie nach einer Stunde mit einem Hunger, der sie halb betäubte, wieder in der Hütte eintrafen, brieten bereits die frischen Sardinen in der Pfanne. Auch ganz heiße, köstlich duftende Maiskuchen und eine Schüssel eben gepflückter Feigen warteten ihrer. Die Ziegen seien auf dem Berg, entschuldigte ihr Wirt das Fehlen jeglichen Getränkes außer einem Thonkrug eiskalten Wassers aus dem Felsenquell. Aber der Mangel des edlen

Bacchustrankes dünkte den Jünglingen heute keine Entbehrung, und als sie mit sämtlichen Genüssen unter einem riesigen Johannisbrotbaum lagerten, von ihrem Platze aus durch die tief niederhängenden schwärzlich belaubten Zweige auf das leuchtende Meer und das Felsengestade hinausblickend, da vermeinten beide ein antikes Symposion zu halten.

Eine Weile herrschte andächtiges Schweigen, währenddessen Sardinen, Maiskuchen und Feigen mehr und mehr verschwanden.

Endlich ward ein einziger ekstatischer Ausruf gehört:

„Lukullisch!"

Natürlich konnte sich nur der Poet so äußern.

Fast über seinem Kopfe hingen lange Zweige von Rosen von der Klippe herab, in deren Spalten die Carruba ihre mächtigen Wurzeln gedrängt. Wilibald richtete sich etwas auf, riß einige Ranken ab, wand sie um den Krug und um sein eigenes „lockenumwalltes" Haupt. Wie erstaunt war er, als sein Gefährte in Lukull, anstatt über den Rosenkranz seine Glossen zu machen, plötzlich aufsprang, nach der Hütte lief und mit seinem dickleibigen wissenschaftlichen Reisehandbuch zurückkam. Darin stand es denn gedruckt zu lesen: „Paolo, auf der Westseite des Capo Circeo, zweifelloses Lokal der Villa Lukulls."

Und der Archäologe hätte nicht übel Lust gehabt, auch für sein gelehrtes, ehrbares Haupt eine Rosenranke abzureißen; aber er schämte sich. Auch hätte er dann seine Brille ablegen müssen, denn diese hätte im Verein mit der rosenumkränzten Denkerstirn einen zu unhistorischen Anblick abgegeben.

Der Abend wurde damit verbracht, in heiterster Stimmung Lage und Umgebung des homerischen Landungsplatzes in Augenschein zu nehmen. Es ergab sich, daß von Paolo aus das Kap nur auf Ziegenpfaden zu erklimmen sei, daß gleich hinter einem hochstämmigen Wald von Korkeichen, der das Fischerhaus vor der Malaria schützte, der See von Paolo lag, ein Sumpfwasser, halb verdeckt von üppigster Vegetation, von Büffeln und Reihern bewohnt und unter seinen Blumen und Schlingpflanzen die Ruinen der lukullischen Villa begrabend.

Den größten Fund machte indessen — wie sich das auch gebührte — der Archäologe.

Zwischen dem Kap und dem Fischerhaus lag mitten in den Klippen ein verwildeter Garten, der von dem Zauberhain Circes zurückgeblieben sein mußte, aus dem später Lukull Veilchen und Crocus, Lilien und Narcissen zu seinen Gastmählern geholt haben mochte, um daraus Speisebetten aufschütten und aus Blumen die schönen gemusterten Teppiche legen zu lassen. Hier schien der Fels in Rosengluten zu versinken. Granatbäume, mit Tausenden brennendroter Knospen beladen, Magnolien, auf denen sich Schwärme weißer Tauben niedergelassen zu haben schienen (die großen schneeigen Blumen, die voll aufgeblüht aus den glänzenden Blättern hervorschimmerten), Arbutus und Orangen, Laurustinus und Lorbeer bildeten tiefschattige Dickichte, welche Scharen von Nachtigallen und Drosseln bewohnten. In dieser entzückenden Wildnis entdeckte der Doktor einen antiken Fischbehälter, wohlerhalten und mit silberhellem Quellwasser gefüllt. Etwas tiefer nach dem Strande zu gelegen befand sich ein zweites solches Becken, in welches Meerwasser einfloß.

Wilibald geriet über alles in Ekstase (daß die Rosen in der That aus Lukullus' Zeiten stammten, wagte er nur im geheimen mit Entzücken zu denken), aber die Fischbehälter lehnte er entschieden ab: den Gedanken, daß in diesem Elysium Muränen mit Menschenfleisch gefüttert worden, könne nur ein Barbar, nur ein Archäologe fassen — eine ideale Ansicht, die allein durch das Schauspiel des Sonnenuntergangs vor dem schonungslosen Hohn des Mannes der Wissenschaft bewahrt blieb.

Welch ein Schauspiel!

Erd und Himmel Glorie; Fels und

Flut aufglänzend, aufglühend! Ein Fischerhaus unter Blumen und halbversunkene Trümmer die einzigen Spuren menschlichen Daseins —

Dann lagerten sie mit ihren Wirten vor der Hütte, in der das Feuer für die Minestra prasselte.

Sie sagten, wer sie seien, und fragten, ob sie bleiben könnten: Tage, Wochen. Man sah sie mit dumpfem Staunen an, aber man fügte sich ihrem Begehren: Fische gäb es genug im Meer, Feigen wüchsen genug im Garten, und wenn das Maismehl zu Ende, so wäre aus San Felice neuer Vorrat herbeizuschaffen. Übrigens seien jetzt noch die Wachteln fett: die Netze brauchten nur aufgespannt zu werden; und um Wildenten, Schnepfen und Sumpfhühner zu schießen, hinge in der Kammer die Büchse. Auch könne man sie mit Ziegenkäse, der auf dem Berge bereitet werde, versorgen, und wenn sie wünschten, auch mit Milch. Aber der Archäologe schlug vor, von San Felice Wein kommen zu lassen.

„Wein kostet Geld.“

„Eccolo!“

Und Wilibald warf einige Goldstücke hin. Fast furchtsam starrten die beiden Leutchen die großen blinkenden Münzen an. Der Mann wurde noch schweigsamer.

Es sind richtig Inglesi, dachte er bei sich.

Sie hatten ihm eben begreiflich gemacht, daß sie Tedeschi wären, aber Tedeschi kannte er nicht.

Wilibald berauschte diese schöne Unkultur völlig. Im stillen dichtete er unverdrossen an der neuen Odyssee, mit der er die Menschheit zu überraschen gedachte; nur eine lebhafte Sorge empfand er: Wo sollte er das Urbild seiner Heldin hernehmen, seine neue Circe?

Bekümmert ließ er seine Wirte eine gründliche Musterung passieren: schön waren sie beide nicht — bei den ewigen Göttern, nein! Braun wie Halbindianer, kleine, hagere, verkümmerte Gestalten ohne Würde, ohne Grazie. Ihr Haar mußte sogar der Idealist als „struppig“ bezeichnen, und ihre Kleidung, obgleich sie zweifellos überaus malerisch, in einem idealen Epos zu besingen, wäre einfach unmöglich gewesen: der Anzug der Frau bestand in einem braunroten zerlumpten Rock, darüber das dreieckige, fast farblose Überkleid, die Cintura, in einem amarantfarbenen, panzerähnlichen Mieder, dem Busto mit grellgelben Achselbändern und dem gelblichen Hemde. Auf dem Kopf ein dann und wann gewaschenes Schleiertuch, die Manticcella. Des Mannes hauptsächlichstes Kleidungsstück war ein kurzer kaffeebrauner Kapuzenmantel von grobem, filzigem Stoff, vielfach mit grauen Lappen ausgebessert. Mit einem schweren Seufzer mußte der Poet sich eingestehen, daß von diesem nur naturalistisch zu verwertenden Ehepaar für ihn nichts zu hoffen, vor allem keine „schöngelockte, hehre, melodische“ Tochter.

Das Wunder des Bettes mit dem „schimmernden“ Linnen ließ sich nur dadurch erklären, daß es ein stets unberührtes Prunkstück des Hauses war.

Unterdessen hatte der praktischere Freund mit den beiden eine Unterhaltung angeknüpft, soweit das bei seinem streng archäologischen und ihrem scharf circeischen Italienisch möglich war. Aber schließlich verstanden sie sich vortrefflich; denn wo es das Wort nicht that, thaten es Miene und Pantomime.

„Wie heißt ihr?“

Sie hieß Cajeta und er — nun, und er Elynoro, Elynoro Garzoli.

Doktor Fritz starrte sie an, nahm die Brille ab, putzte die Gläser, setzte die Brille wieder auf, betrachtete sich das Ehepaar von neuem, schüttelte sein Haupt, sah sehr erstaunt und sehr gelehrt aus.

„Hast du gehört, Wilibald?“

Dieser fuhr aus seinen Träumen auf.

„Was soll ich gehört haben?“

„Unsere Wirtin heißt, wie die Amme des Äneas hieß, und unser Wirt wie ein Freund des Odysseus. Beide sollen an diesem Gestade begraben liegen, Elyenor sogar auf diesem nämlichen Vorgebirge, dem sogenannten Circekap. Das Märchen

ist natürlich ins Volk gedrungen, wodurch selbstverständlich nichts gesagt ist."

Trotzdem war er so aufgeregt, daß er im Nibby nachschlug. Das wirkte immer.

„Also eure Ziegen sind jetzt auf dem Berge? Wer hütet sie dort?" fragte Wilibald.

„Wer sie hütet?"

„Wer melkt sie und wer bereitet —" Er stockte, da er sich in seiner Kenntnis der Haustiere nicht sicher genug fühlte, um mit voller Ruhe über sommerliche Käsebereitung reden zu können. Donna Garzoli entriß ihn seinen landwirtschaftlichen Zweifeln.

„Maja macht droben den Käse. Im ganzen Kirchenstaat giebt's keinen besseren. Unser Sohn bringt uns alle Woche welchen herunter."

Wilibald schlug das Herz: wenigstens der Name für die neue Circe war gefunden. Auch Fritz Schulz horchte auf.

„Maja. Wer ist das?" forschte der Poet mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit.

„Wer soll das sein — eben die Maja."

„Doch ein Mädchen, eine Jungfrau — una virgine —"

„Maja kann auch bedeuten: die Zauberin," unterbrach ihn Doktor Fritz bedächtig. „Es ist vielleicht ein altes hexenhaftes Weib, dem diese abergläubischen Halbwilden übernatürliche Kräfte zutrauen und dem sie deshalb ihre Ziegen zum Hüten übergeben —"

„Ich sehe durchaus nicht ein, weshalb sie alt sein muß," warf Wilibald gereizt ein.

Doktor Fritz zuckte die Achseln und blätterte gelassen im Nibby weiter, was ihn jedoch nicht abhielt, aufmerksam auf das Gespräch zu hören.

„Ist Maja eure Tochter?"

„Ma che!"

Erleichtert atmete Wilibald auf: sie hieß Maja, hütete auf dem Circekap die Ziegen und war nicht die Tochter von Don und Donna Garzoli. Hier war eine Hoffnung.

„Wessen Tochter ist sie denn?"

„Chi lo sa."

„Wie? Wer soll wissen, wessen Tochter sie ist? Nun, ihr!"

Sie wußten es jedoch in der That nicht. Schließlich brachten die Freunde unter gemeinschaftlicher Anstrengung heraus, daß Maja die Tochter irgend eines Vaters und irgend einer Mutter sei. Eines schönen Morgens hatte man sie „dahinten" in San Felice am Strande gefunden: in saubere Tücher gewickelt, einen Zettel und einen kleinen ledernen Beutel mit Geld dabei. Auf dem Zettel stand etwas geschrieben. Da aber in San Felice nur der Geistliche „geschriebene Schrift" lesen konnte und der würdige Herr sich gerade auf seinem Morgenspaziergang befand, bestanden sämtliche alte Weiber darauf, daß das unheimliche Dokument ohne Aufschub zuerst in Weihwasser zu tauchen und dann ins Meer zu werfen sei. Es fehlte nicht viel, so wäre es dem Kinde ebenso ergangen.

Ein junges Fischerweib von Paolo — es hieß Cajeta Garzoli —, dem gerade der Säugling gestorben, erhob leidenschaftliche Einsprache gegen ein solches Verfahren, so daß man ihr Zettel und Kind übergab. Den Zettel schob die Frau schleunigst unter einen Felsblock, dem Kinde gab sie die Brust.

Nach einigen Stunden kam der geistliche Herr von seinem Spaziergang zurück. Er glaubte nicht anders, als daß in seinem guten San Felice eine Revolution ausgebrochen sei: alle Einwohner drängten sich ihm schreiend entgegen, in der Mitte Donna Cajeta mit dem Kinde. Er sah und hörte. Zuerst weigerte er sich, dem kleinen fremden Wesen die christliche Taufe zu geben; erst als er von dem Gelde hörte, es in der Sakristei eilig und heimlich nachzählte und Frau Cajeta mit Zetergeschrei in ihn drang, erklärte er sich bereit, die heilige Handlung zu vollziehen. Ganz San Felice wohnte derselben bei. Sämtliche alten Weiber prophezeiten Mord und Krieg, Hungersnot und Pestilenz, und kein Mensch wollte Pate stehen. Endlich gelang es dem

Priester, zwei uralte, taube Mütterchen dazu zu bewegen; Frau Cajeta war die dritte im Bunde.

Aber wie sollte das Kind heißen? Unmöglich konnte man ihm einen Kalendernamen beilegen und dadurch die guten Heiligen und Seligen tödlich beleidigen. In dieser Not — denn selbst die wackere Donna Cajeta wollte ihren „Christennamen dazu nicht hergeben“ — fiel dem Geistlichen zum Glück ein, daß er am Morgen auf seinem Spaziergang in der Grotte der Maja gewesen. Also empfing das Mädchen in der christlichen Taufe den schönen und feierlichen Namen Maja. Übrigens schrie es während der ganzen heiligen Handlung jammervoll, aus welchen Tönen die alten Sibyllen von neuem allerlei Unheil und Gefahr deuteten.

Freiwillig erbot sich Frau Cajeta, die kleine Maja mit nach Paolo zu nehmen, zur größten Zufriedenheit der ganzen Gemeinde, die dadurch alles drohende Unglück von ihrer lieben Stadt ab- hinüber nach Paolo geleitet sah.

Nun holte man in feierlicher Prozession, den Geistlichen an der Spitze, den Zettel unter dem Steine hervor. Der ehrwürdige Herr las, erblaßte, barg das Papier eiligst in seinem Rock, auf alles Drängen seiner neugierigen lieben Gemeinde keine andere Auskunft erteilend, als daß es ein Sündenkind sei. Das Geld behielt er. Es sollte zur Restauration des „Domes“, der dem Einstürzen nahe war, verwendet werden.

Schweren Herzens machte sich Donna Cajeta in ihrem Nachen auf den Heimweg; ein Ferkelchen hatte sie einkaufen sollen und ein Kind brachte sie mit. Nun, ihr Mann würde sie wieder einmal schlagen, und damit basta!

Sie dachte an ihren kleinen Camillo. Drei Jahre war das Bürschchen alt, der würde sich über das Schwesterchen freuen. Und mütterlich lachte sie das Kleine an.

Es kam genau so, wie Donna Cajeta vorausgewußt: ihr Mann schlug sie und ihr kleiner Bube freute sich. Don Garzolo wurmte das Geld, das sich in seines Weibes Phantasie verzehnfacht hatte und das er selbst der Muttergottes nicht gönnte. Wenn er das Sündenkind behalten solle, wolle er auch das Sündengeld haben. Der Pfaff sei wieder einmal der Schlaue gewesen.

Das Bürschchen Camillo sah mit seinen dunklen, glühenden Augen seinen zornigen Vater böse an, und als dieser das fremde Püppchen etwas unsanft anfaßte, schlug er nach ihm. Darauf lief er zum Strand hinunter, sammelte bunte Steine und Muscheln und schleppte sie zu dem Mädchen hin, das ihn vertraulich anlachte.

Als die kleine Maja heranwuchs, gelang es ihr, auch das Herz des gestrengen Don Garzoli zu erobern, obgleich sie das gar nicht zu wollen schien, ihm entschieden feindselig gesinnt war und nicht aufhörte, gegen ihn scheu und trotzig zu sein. Dennoch wäre der Mann für das braune zierliche Ding durchs Feuer gegangen. Was nun gar Camillo anbetraf, so hätte er nach wie vor gegen seinen Vater und jetzt auch gegen die Heiligen selbst die Hand geballt, wenn einer von ihnen Maja finster angesehen.

Aber auch ihn mochte Maja nicht leiden. Sie lachte und höhnte ihn aus und warf vor seinen Augen fort, was er ihr brachte: Vögel und Blumen, Früchte und glänzendes Römergestein.

Unterdessen wurde in San Felice wirklich an dem sogenannten Dom restauriert: jedes Jahr ein Stückchen. Es gab in dem kleinen Ort nur ein paar Leute, die sich auf solche Arbeiten verstanden, und diese waren Korallenfischer. Als Maja zwölf Jahre alt war, wurden sie „dahinten“ gerade fertig. Ganz San Felice geriet vor Freuden außer sich, veranstaltete ein großes glänzendes Kirchenfest mit Konzert, Böllerschüssen, Prozession und Feuerwerk, zu welchem die Leute bis von Terracina herbeiströmten.

Auch die Fischerfamilie von Paolo fuhr hinüber. Donna Cajeta strahlte vor Stolz, aber Don Elynoro hatte einen seiner grimmigsten Tage. Camillo befand sich in leidenschaftlicher Aufregung, Maja

dagegen that so gleichgültig und kühl, als ob sie die ganze Sache nichts anginge. In San Felice schauten heute alle Leute auf sie; wie groß sie geworden war! Sie mochte jedoch nicht mit hinein in den Dom, über welches Gebaren sämtliche alten Weiber den Kopf schüttelten und sich verständnisvolle Blicke zuwarfen: wir haben es ja gleich gesagt! Als sie durchaus mit in der Prozession gehen sollte, lief sie fort, aus San Felice hinaus die Felsen hinauf. Camillo und sein Vater suchten sie den ganzen Tag, aber erst am nächsten Morgen fanden sie das Mädchen in der Grotte der Maja.

In demselben Jahr zog sie zum erstenmal allein mit den Ziegen auf den Berg; Camillo mußte von nun an mit seinem Vater fischen. Er war sehr traurig; Maja ausgelassen lustig. Zornig verließ er sie; als er jedoch in seinem Boot saß, weinte er bitterlich: seine Mutter hörte ihn schluchzen.

Es ging wunderlich zu. Keine einzige Ziege verstieg sich in diesem Jahre. Die Tiere waren wohlgenährt wie noch nie, gaben Milch wie noch nie und Maja bereitete einen Käse — Donna Cajeta fuhr damit nach San Felice, verkaufte ihn dort auf offenem Markt und erlebte die stolzeste Stunde ihres Daseins; denn solchen Käse hatte man in San Felice noch niemals gegessen!

Es war aber auch etwas Wunderbares.

Ohne auf die Lamentationen, Prophezeiungen und Warnungen seiner Sibyllen zu hören, beschloß San Felice unter Präsidentschaft seines Geistlichen in feierlicher Ratsitzung einstimmig: Maja solle den Ehrenposten der Ziegenhirtin von San Felice erhalten. Die guten Feliceser waren rechtschaffen abergläubisch, soweit als das zum Gottesglauben und zur menschlichen Bildung gehörte, aber sie wollten guten Käse essen.

Außerdem konnte Donna Cajeta nicht genug ihrer Pflegetochter Geschicklichkeit im Seidenweben rühmen und legte als Beweis einige Stücke vor, deren Fehlerlosigkeit allgemeines Staunen hervorrief. Plötzlich war die Eintracht zerrissen, denn plötzlich wollte ein Teil der Versammlung, daß Maja die Seidenweberin von San Felice werden sollte. Zu dieser Partei gehörten alle diejenigen, die keine Ziegen, wohl aber Seidenwürmerzucht besaßen. Nun hätte man den Aufstand miterleben sollen. Es gab ein Getös, als sei San Felice von Piraten überfallen worden. Hier die Partei der Ziegen, dort die der Seidenraupen. Die alten Weiber bildeten eine dritte Macht, die jedoch schließlich von den Frauen beider Parteien siegreich aus dem Felde geschlagen wurde.

Endlich vereinigte man sich in dem Beschluß, daß Maja sowohl die Käsebereiterin als auch die Seidenweberin von San Felice werden solle.

Man trieb demnach die Herden zusammen, brachte die Seidenvorräte herbei, dingte einen Hirtenbuben, lud einen Webstuhl auf und zog unter dem Geleit der halben Einwohnerschaft auf den Berg. Da man aber für den Webstuhl eine Hütte hätte bauen müssen, so fanden beide nun versöhnte Parteien einmütig, daß eine der vielen dort oben vorhandenen Höhlen eine vom Himmel selbst gebaute Hütte sei; und da gerade an der Stelle, wo die würzigsten Kräuter wuchsen, die Grotte der Maja lag, so bezog Maja mit der Herde und dem Webstuhl ihre eigene Grotte. Und wenn sie darin webte, dann sang sie. — —

Diese kleine Idylle lockten die beiden Fremden nach und nach aus ihren Gastfreunden heraus. Zuletzt sprang der Poet auf, schüttelte seine Locken und that mit einemmal wie verrückt (come matto).

„Ist sie schön?“

„Wer?“

„Maja.“

„Ma che!“

Wilibald unterdrückte kaum einen Ausruf schmerzlichster Enttäuschung. Doktor Fritz Schulz lachte laut auf.

Dennoch sah der Dichter noch am selben Abend beim Schein der dreiarmigen Leuchte verstohlen nach seinem Vorrat von Papier. Ob es wohl ausreichen würde?

Aber auch der Archäologe holte, gleichfalls ganz heimlich, jene Notizen hervor, die, auf die gelehrtesten Studien und scharfsinnigsten Vermutungen gestützt, den unwiderleglichsten Beweis führen sollten, daß auf dem Circekap niemals eine Circe gewesen.

Dadurch etwas beruhigt, schritten beide zu einer gemeinschaftlichen Besichtigung der Kammer und des Ehebettes. Nachdem sie einige Skorpione erlegt und eine kleine Natter getötet, sonst aber nichts Verdächtiges gefunden, pulverten sie das „schimmernde Linnen“ tüchtig ein und legten sich zur Ruhe nieder.

Der Dichter wurde im Traum von seiner neuen Circe in einen stattlichen, langhaarigen, idealen Ziegenbock verwandelt — der Archäolog verfaßte kontra Circe eine glänzende Abhandlung, die ihm die Achtung des gesamten wissenschaftlichen Europas zuzog.

Don Garzoli schnarchte am Boden der Hütte, und Donna Cajeta wartete vor der Thür auf Camillo, der noch immer nicht von der Majagrotte zurückgekommen war.

Gewiß hörte er wieder einmal ihrem Gesange zu.

* *

*

Jetzo gestellt an die Pforte der ringellockigen Göttin,
Hörte er Circe daheim: sie sang mit melodischer Stimme,
Webend ein großes Gewand —

Früh erwachten sie. Die Sonne hatte noch nicht die Höhe des Felsens erklommen. Tiefer kühler Schatten ruhte auf der kleinen Bucht, aus der die mit Fächerpalmengebüsch, mit Kaktus- und Aloefeldern bewachsenen rötlichen Felsen jäh aufstiegen. Die leicht bewegte See erglänzte im Morgensonnenschein. Gleich den Gefilden der Seligen lagen die Ponzainseln in dem goldigen Dunst unter dem azurblauen, leuchtenden Himmelsgewölbe.

Wie junge Meergötter tummelten sich die Jünglinge in den Fluten. Beiden schwellte das Bewußtsein ihrer kräftigen Jugend, ein glühendes Lebensgefühl und Daseinsglück die Brust. Wie Knaben genossen sie die Schönheit des Tages. Sie verfolgten sich durch die Wellen, umschwammen die Felsen, erkletterten eine Klippe, rissen große Zweige blühenden Oleanders ab, warfen sich von neuem ins Meer.

In Lukulls Rosengarten nahmen sie ihr Frühmal ein: warme Pizzakuchen und wilde Himbeeren. Wilibald bedauerte nur, kein weißes Festgewand anlegen zu können.

Darauf machten sie die Bekanntschaft des jungen Camillo, eines schlanken, braunen, schwarzlockigen Jünglings mit düsteren, schwermütigen Augen, der sie feindlich anstarrte und der die Cigarren nicht nehmen wollte, mit denen Wilibald um seine Freundschaft warb. Übrigens mußte er zugeben, daß er seinen würdigen Wirten schweres Unrecht gethan: Don und Donna Garzolis Sprößling hätte einem vollkommen idealen Elternpaar Ehre gemacht. Der stolze Trotz, den der junge Wilde zeigte, erfreute den Poeten ungemein: das war ein Vorbild!

Ohne die beiden fremden Eindringlinge weiter eines Blickes zu würdigen, bestieg Camillo den Nachen und fuhr zum Hummerfang die Küste entlang. Noch lange hörten die Freunde seinen eintönigen, melancholischen Gesang.

Ein drittes Goldstück, das Wilibald Don Garzoli pränumerando für „Miete und Kost“ überreichte, bereitete dem biederen Fischer kindliche Freude. Er lief damit sogleich zu seiner Hausfrau. Aber Donna Cajeta hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Gemahl den Schatz abzunehmen und ihn in ihrem Panzermieder zu verbergen; wahrscheinlich vergrub sie ihn später. Diese Gewaltthat seiner klugen Ehehälfte machte den würdigen Don ungemein niedergeschlagen; etwas tröstete ihn der Entschluß, das nächste Goldstück selbst verstecken zu wollen. Nach beigelegtem Zwist dankten die Gatten gemeinschaftlich ihrem guten Heiligen und Schutzpatron, daß er die beiden goldreichen Fremden in ihre Hütte geschickt, und faßten die frommsten Vorsätze, sich dieses Himmelsgeschenk möglichst zu nutze zu machen.

Nachdem die Genossen die häuslichen Geschäfte erledigt und mit ihren Wirten den Einkauf von Wein, Maccaroni und anderen Vorräten in San Felice besprochen, machten sie sich auf, das Kap zu rekognoszieren. Da jeder behauptete, sogleich ans Werk gehen zu müssen, so begab sich jeder allein auf Entdeckungen aus:

Ob er Werke von Menschen erspäh und Stimmen vernähme.

Wilibald machte Lokalstudien. Für heute zwar nur mit den Augen, aber wie gründlich betrieb er die Sache, wie berufsmäßig! Er stellte sich hin, faßte die Scenerie ins Auge, fest und scharf wie ein Jäger sein Wild, und zählte langsam und nachdrücklich alles auf, was er sah, gewissermaßen das geschaute Bild in seinem Gehirn Zug für Zug nachzeichnend. Z. B.:

Vordergrund: wilder Ziegenpfad, der sich steil zwischen großblätterigen Myrten und blühendem Oleander die Felswand hinanzieht. (Wundersamer Kontrast der hellrosa Blüten mit dem silbergrauen Gestein und dem azurblauen Himmel.)

Klippe mit Fächerpalmengestrüpp und Aloe, davon einige Exemplare blühend: blaugrüner schlanker Schaft mit brennendroter Blumenkrone. (Scharfe Silhouette gegen den strahlenden Hintergrund. Tiefsinniges Gleichnis: die Aloe blüht nur einmal und welkt; der Mensch lebt nur einmal und stirbt hin!)

Blick über das tiefblaue regungslose Meer. (Unbeschreiblich!) Fernsicht auf Terracina mit der Burg des Theodorich und auf die ganze Felsenküste bis Neapel.

Er wollte eine neue Parenthese konstruieren, aber —

Gut, daß der Archäologe nicht neben ihm stand.

Es muß konstatiert werden, daß der Dichter der „Ideale" an diesem glanzvollen Morgen sowohl seine neue Circe als seine zukünftige Unsterblichkeit vollkommen vergaß, jedes Studium „nach der Natur" aufgab und, lang ausgestreckt unter einer Korkeiche liegend, dem Gesang jenes Hohenliedes lauschte, von dem rings um ihn Himmel und Erde erklangen: die unsterbliche Schönheit der Schöpfung.

Doktor Fritz erlaubte sich, mit Würde vergnügt zu sein. Er hatte den Gipfel erstiegen, der sich gleich einem riesigen Altar jäh über den Felsrücken erhob, und die Ruinen des sogenannten Circetempels in Augenschein genommen. (Nur ein Archäologe oder ein Kriminalbeamter kann mit einer solchen wissenschaftlich ausgebildeten Methode etwas in Augenschein nehmen.) Er verwehrte sich streng, einen Blick an dem Objekt vorbei hinab in die Tiefe zu werfen, die Zaubergewalt ahnend, die hier auf ihn lauerte und die ihn, einmal erfaßt, nicht so leicht wieder losgelassen hätte. Auch er zählte auf, was er sah, das Gesehene sogleich für das archäologische Monatsheft stilisierend:

Auf der Südseite Mauern cyklopischer Konstruktion, die indessen einmal zerstört und dann wieder aufgebaut sein müssen, denn sie sind mit Kalk verbunden. Die andere Seite, nach den Pomptinischen (man beachte das archäologische p) Sümpfen zu, zeigt Mauern von kleineren Quadern, mit Ziegelreihen durchsetzt, eine Bauart, die erst in späterer Zeit aufkam. In geringer Entfernung von diesen spärlichen, durchaus uninteressanten Trümmern befindet sich eine kreisrunde gemauerte Cisterne. Da durchaus keine Quellen auf der Höhe des Berges angetroffen werden ꝛc.

Äußerst zufrieden mit dem Ergebnis seiner Besichtigungen und dem durchaus sachlichen Stil, darin er dieselben ausgedrückt, setzte er sich auf den Rand vorbenannten Regenbehälters, nahm seinen breitkrempigen, mit havannabraunem Seidenbande geschmückten Strohhut ab, trocknete sich mit dem farbigen und altertümlich großen Schnupftuch die erhitzte Stirn, fuhr mit der blassen, zarten, fast vornehm schlanken Hand durch das schlichte hellbraune Haar und putzte darauf mit einer der Wichtigkeit der Situation entsprechenden Sorgsamkeit seine Brillengläser.

Während er putzte, mußte er fortwährend blinzeln. Wie Pfeile drangen die Sonnenstrahlen auf ihn ein. Selbst die grauen Trümmer leuchteten, als wollten sie an den archäologischen Augen für seine kritische Betrachtung Rache nehmen. Ja, Helios-Apollon schien seine besondere Freude daran zu haben, diesen Verächter des Apoll auf dem homerischen Felsen seine lodernde Macht fühlen zu lassen.

Und ringsum kein Strauch, hinter dem er hätte Schutz suchen können.

Er legte sein Taschentuch auf Art englischer Afrikareisender über den Kopf, eine phantastische Umhüllung, die seinem ehrbaren Gesicht gar seltsam stand, und erhob sich. Da mußte er es denn sehen.

Fast hätte er erschrocken zum zweitenmal seine Brille geputzt.

Er hieß Fritz Schulz, Fritz Schulz aus Berlin, der Sohn ehrlicher, aber unvermögender Eltern. Mit Müh und Not hatte sein Vater für das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium jedes Jahr das Schulgeld zusammengespart — mit Glanz und Ehren hatte der Sohn die Abiturientenprüfung bestanden. Doktor Juris sollte er werden — Doktor Archäologis wurde er. Zum Militärdienst zu kurzsichtig befunden (mit diesem Adlerblick für archäologische Gegenstände zu kurzsichtig!), war er zuweilen gefühlvoller Anwandlungen fähig, während deren Dauer er Pankow und Strahlau für paradiesische Gegenden hielt, eine Seite in Jean Pauls „Hesperus“ las und ins Theater ging: in das königliche Schauspielhaus, wenn mit Luise Erhardt gerade Schiller gespielt wurde. (Aber weder die „Räuber“ noch „Kabale und Liebe“.) Das größte Ereignis seines Lebens war, daß er einem Mädchen, einem hübschen, echt deutschen Kind, blondzöpfig und blauäugig, zu dessen vierzehntem Geburtstag einen Rosenstock nebst einem sentimentalen Gedicht in Hexametern überreichte. Wenn er dieses Gedichtes und dieses Rosenstockes gedachte (es hatte beileibe kein Bouquet und es hatten nur Knospen, keine aufgeblühten Blumen an dem Stock sein dürfen), fühlte er noch jetzt, nach vier vollen Jahren, wie es ihm glühend in die Wangen stieg.

Und dieser nämliche Fritz Schulz, der ausgezogen war, um in Italien, dem Lande der Kunst und Poesie, das Andenken eines wunderschönen Weibes zu zerstören, starrte jetzt fassungslos auf die Welt zu seinen Füßen herab.

Fern, fern ragte es aus dem Glanz wie eine Felskuppe auf: die Peterskuppel! Und auf der anderen Seite — fern, fern eine schimmernde Pyramide, über der regungslos ein zartes Wölkchen schwebte: der Vesuv! Und zwischen Peterskuppel und Vesuv das ganze heilige römische Reich mit Meeresküsten, Golfen, Ebenen, Sümpfen, Wäldern — mit der Sabina, dem Albaner- und Volskergebirge.

Fritz stand regungslos da, bis er die Sonnenglut auf seinem Haupte brennen fühlte, daß dieses ihn zu schmerzen begann. Mit einem tiefen Seufzer wandte er sich langsam ab, kletterte er langsam die Steile hinunter. Seine Bewegungen dabei waren ungeschickt und schwerfällig, aber voller Kraft; und als er sich plötzlich dicht vor einem klaffenden Felsspalt sah, sprang er kurz entschlossen mit einem kühnen Satz darüber hinweg.

Als Doktor Fritz noch immer nichts erspähen konnte, was auf dem nur mit Fächerpalmengestrüpp bewachsenen Fels irgend welchen Schatten hätte bieten können, fiel ihm ein, daß ganz in der Nähe des Gipfels sich eine der vielen Höhlen, die das Kap so geheimnisvoll machten, befinden müsse. Er beschloß, die Grotte aufzusuchen und darin die heißen Stunden zu verbringen. Sogleich schlug er in seinem archäologischen Handbuch nach.

„Wenn man von der höchsten Spitze nach der Richtung von Terracina hinuntersteigt, so erreicht man bald die sogenannte Grotte der Maja, eine Höhle, die —“

„Nichts Merkwürdiges sein wird,“ brummte Fritz Schulz, ohne weiter zu lesen, und schlug das Buch zu.

Er hielt Umschau, fand, daß er die rechte Richtung eingeschlagen, und wollte

eben tiefer hinabklettern, als er plötzlich leisen Gesang vernahm. Fast, daß er erschrak. Es klang aber auch so unirdisch, so geisterhaft, so magisch: wie aus der Tiefe des Felsens dringend. Von neuem blieb er stehen wie gebannt, mit angehaltenem Atem lauschend, ob er etwas verstehen könne.

Der Gesang dauerte fort, immer gleich gedämpft, immer gleich unweltlich. Mechanisch ging Doktor Fritz endlich weiter, bog um einen Vorsprung und glaubte nun, die Stimme deutlicher zu vernehmen; ja, es schien ihm, als sei er plötzlich der Sängerin ganz nahe, nur durch eine Felswand von ihr getrennt. Das Rätsel löste sich denn auch sogleich auf ganz natürliche Weise: er befand sich dicht bei der Grotte der Maja, und Maja, die Ziegenhirtin und Seidenweberin von San Felice, war zu Hause und sang.

Beinahe hätte er spöttisch aufgelacht.

Nach dem Eingang der Grotte suchend, blickte er um sich.

Er sah ein kleines Thal, das, von üppigster Vegetation erfüllt, wie ein in die Klippen gesunkener Zaubergarten vor ihm lag. Die steilen Wände umzog dichter Epheu, durchrankt von Caprifolium, Heckenrosen und weißen Winden. In der Tiefe wucherten, vor jedem Winde geschützt, die Bäume, Sträucher und Blumen des Südens; Pinien und Palmen, Cedern und Cypressen, um deren Stämme sich Reben rankten, die von Zweig zu Zweig bis hinauf zum Gipfel Guirlanden schlangen, bildeten einen tiefschattigen Hain, dessen Unterholz aus Feigen und Granaten, japanesischen Mispeln und Erdbeerbäumen bestand; dessen Flora Narcissen und Nachtviolen, blühende Kakteen und Scabiosen waren. Eine Quelle entsprang oben im Gestein, fiel über die Felswand in ein natürliches Becken herab und schlängelte sich als silberhelles Bächlein durch eine blumige Trift, bis es im Dickicht verschwand. Auf der einen Seite führte es wie durch eine weite hohe Pforte aus der Schlucht auf den Berg hinaus. Eine Herde schwarzer langhaariger Ziegen weidete teils im Thale selbst, teils auf den Felsen. Hier und da erhob ein prächtiger Bock seine hohen gewundenen Hörner aus dem hellen Grün der Gebüsche.

Auf einmal verstummte der Gesang. Wie aus der Felswand getreten, stand neben einem über und über mit Blüten bedeckten Myrtenbaum ein Mädchen, eher klein als stattlich, eher hager als schlank. Sie trug ein leuchtend rotes Gewand mit schmalem gelbem Saume, faltenreich wie bei einer Karyatide. Ein schmaler purpurfarbiger Busto umschloß eng die Brust; darüber bauschte sich das weite lose Hemde auf. Vom Gesicht war unter dem braunen gelbbefranzten Schleiertuch, das in der Weise, wie die Madonna gemalt zu werden pflegt, ihren Kopf bedeckte, wenig zu sehen. Die Arme, bis über den Ellenbogen hinauf nackt, waren olivendunkel.

Sie sah den Fremden stehen und sie anstarren und verschwand wieder. Gleich darauf ertönte von neuem der Gesang. Doktor Fritz zauderte noch eine Weile — lauschte noch eine Weile. Dann ging er langsam der Felswand zu, sah dicht neben dem Myrtenbaum den Eingang, trat näher, blieb unschlüssig stehen. Maja bemerkte sein Kommen, ließ sich jedoch in ihrem Gesang nicht stören.

Sie hatte — das hörte sogar Doktor Fritz, der unmusikalischste Mensch von der Welt — durchaus keine besonders wohlklingende Stimme, aber es war eine solche unterdrückte elementare Leidenschaft darin, eine solche mühsam bezähmte Wildheit, daß der Archäologe von neuem ganz Ohr war. Natürlich verstand er kein Wort.

Maja nahm vom Webstuhl ein Stück Seide ab, wobei sie den gelben Schimmer prüfend durch ihre Finger gleiten ließ. Sie kehrte ihm dabei den Rücken.

Wie gelassen ihre Bewegungen waren; der Archäologe dachte: wie träge!

Der Webstuhl war so aufgestellt, daß von dem unverschließbaren Eingang her volles Licht auf ihn fiel. Der Gelehrte blickte in eine tiefe Felsenhalle, deren Ende sich im Dunkel verlor. Das Gestein war rötlich und zeigte überaus phantastische Bildungen; von der Decke, die sich wie

eine Kuppel wölbte, hingen Stalaktiten herab. In der Nacht des Hintergrundes strahlte ein Licht auf: ein Madonnenbild erschien in dem rötlichen Glanz der Öllampe.

Der gesamte Haushalt schien aus einer Truhe und einigen Thongeschirren zu bestehen. Als Tisch diente ein antiker Altar und als Sessel mehrere Kapitäle mit prunkendem korinthischem Blätterschmuck. Der Archäologe konstatierte von seinem Platz aus, daß sie aus Alabaster seien, von welchem kostbaren Material sich im Altertum große Gruben auf dem Vorgebirge befanden, und rubrizierte sie ohne Bedenken in die Zeit der Antonine; also Verfall.

Mehr als das seltsame Mädchen sein Interesse, erweckte der geheimnisvolle Stein seine Forschbegierde. Er mußte den Gegenstand näher in Augenschein nehmen.

Entschlossen trat er ein. Aber nun mußte er die Bewohnerin der Grotte auch anreden. Sie würde wohl ein so dummes Geschöpf sein wie alle anderen und sein wissenschaftliches Italienisch nicht verstehen. Vielleicht lachte sie ihn gar aus.

Er nahm sich also zusammen und rief mit möglichst starker, sicherer Stimme sein: „Buon giorno! Come va?“ in ihren Singsang hinein.

Sie drehte sich etwas nach ihm um, nickte gleichgültig und fuhr fort zu singen und ihre Seide zusammenzulegen. Der Archäologe sah ein zartes olivendunkles Oval und unter stolzen Brauen schwarze funkelnde Augen. Schön war sie nicht.

Doktor Fritz atmete auf — ganz erleichtert. Wäre sie schön gewesen, so hätte er sich sicher noch ungeschickter benommen. Vor schönen Frauen — besonders vor Mädchen — empfand er eine heilige Scheu. Mit Entsetzen dachte er einiger Gesellschaftsabende und Landpartien mit jungen Damen, wo allerlei dumme unpassende Pfänderspiele gespielt wurden. Wirklich wußte es einmal ein neugebackener, alberner Lieutenant einzurichten, daß er gerade um die reinste und holdeste Blume seinen Arm schlingen durfte. Doch ehe der Frevel geschah — sie hätte es auch niemals geduldet, sie, seine Arria! — stand der lange hagere Primaner mit glühendem Antlitz und funkelnden Augen — sie funkelten unter der Brille jedenfalls — vor dem Sohne des Mars. Der sah den „Schuljungen“ sehr von oben herab an, aber den bereits erhobenen Arm ließ er doch wieder sinken. Übrigens war auch Minchen Müller nicht schön — nein, ganz und gar nicht.

Bei einer antiken Statue, da allerdings ließ er sich Frauenschönheit gefallen, da war ihm die höchste Schönheit, das Ideal des Phidias und Polyklet, gerade schön genug. Er kannte jede Falte des Gewandes der milesischen Venus und jedes Grübchen des göttlichen Rückens der Venus vom Kapitol, doch vor der lebendigen, geheimen Schönheit eines Weibes hätte er schamhaft die Augen niedergeschlagen; ängstigte sie ihn doch schon, wenn es sie wie eine Pudicitia mit Falten umhüllte.

Aber sie war wirklich nicht schön, überdies begann ihr ungastliches Wesen ihn zu ärgern.

„He, Maja!“

Erstaunt, woher der Fremde ihren Namen wisse, sah sie auf.

Aber was für Augen sie hatte!

„So höre doch auf mit deinem Geschrei, wenn du siehst, daß ein Fremder da ist.“

Sie verstummte sogleich, hatte ihn also sehr gut verstanden.

„Ich bin müde und möchte bei dir ausruhen; ich bin hungrig und durstig und möchte bei dir essen und trinken. Kannst du mir etwas geben?“

Sie nickte, faltete ihre Seide völlig zusammen, that sie in die Truhe und ging dann tiefer in die Grotte hinein, wo sie hinter einem Felsen, der wie ein geflügeltes Ungeheuer aussah, verschwand. Sogleich trat Fritz näher an den Altar heran, bückte sich erwartungsvoll, konstatierte, daß der Stein Peperin sei, was für sein hohes Alter zeugte, und glaubte auf der dem Inneren der Grotte zugekehrten Seite

die halb erloschenen Chiffern einer altertümlichen griechischen Inschrift zu erkennen. Sein Herz pochte. Gerade wollte er, um die bedeutungsvollen Lettern besser zu sehen, ein Wachszündholz anstreichen, als Maja zurückkam. So bezwang er sich denn, die zeitraubende ausführliche Besichtigung des Steines aufzuschieben: erst mußte er mit der Bewohnerin der Grotte näher bekannt geworden sein, und vor allem mußte er erst gegessen und getrunken haben.

Sie brachte einen Krug Ziegenmilch, Käse und Brot, eine Honigscheibe und frische grüne Mandeln, stellte alles schweigend vor ihn hin auf den Tisch, das heißt auf den Altar, und begab sich wieder zu ihrem Webstuhl. Während sie auf diesem ein neues Gewebe herrichtete, schielte sie zu dem Fremden hinüber. Wie häßlich er war!

Weshalb versteckte er seine Augen hinter blauen Gläsern? Gewiß hatte er den bösen Blick.

Zum Glück besaß sie ein Büffelhorn und brauchte sich also nicht zu fürchten. Damit er wisse, daß er ihr nichts anhaben könne, ging sie hin, nahm das graue schützende Horn von einem Felsvorsprung herab, schritt, den Talisman hoch in der Hand haltend, dicht an ihm vorbei und hing es gerade vor ihm über dem Eingang auf. Seine Augen folgten ihr, und wohl oder übel mußte er ihren Gang bewundern, wie sie sich beim Gehen leicht in den Hüften wiegte, die durch keine Einschnürung verunstaltet waren; mußte bewundern, wie sie den Kopf trug. Was sie mit dem Horn bezweckte, erriet er nicht.

Als sie sich wieder umwandte, machte er sich hastig über den Käse her, der in der That vortrefflich war, mit allerhand scharfen Kräutern gewürzt. Er verursachte heftigen Durst. Das dunkle, edel geformte Milchgefäß zur Hand nehmend, entdeckte er, daß er einen kostbaren griechisch-kampanischen Krug in den Fingern hielt, von jener seltenen Art, die auf schwarzem Grunde matt-rötliche Figuren schmücken. Doch hatte er an diesem Tage so viel des Wunderbaren erlebt, daß ihn heute nichts mehr wunderte.

Er aß und trank also mit mächtigem Appetit weiter und sah dabei durch den gewölbten Eingang und durch jenes Felsenthor auf das azurblaue Meer und die Bergkette des Golfes von Gaeta. Maja hatte sich wieder an ihre Arbeit gesetzt und noch immer kein Wort gesprochen. So begann er denn nach erfolgter Sättigung von neuem:

„He, du — du bist doch die Maja?“

„Eh, anzi!“

Auch wenn sie sprach, klang ihre Stimme seltsam tief und dunkel.

„Ich wohne mit einem Kameraden bei deinen Pflegeeltern in Paolo drunten.“

Er erwartete ein Zeichen ihres Erstaunens, einen Ausruf, eine Frage; aber nichts von dem allen geschah.

Ein nichtswürdiges Volk hier, machte Fritz seine stillen Betrachtungen, gar kein Interesse, ganz in Apathie versunken, kurzum: ein entartetes Volk.

Laut sagte er:

„Wir schlafen in der Kammer. Es gefällt uns sehr gut drunten. Einige Wochen werden wir wohl bleiben.“

„Warum?“

Sie fragte es anscheinend vollkommen teilnahmlos; jedoch ein besserer Beobachter, als Doktor Fritz Schulz es war, hätte gewahren können, wie sie gespannt auf die Antwort wartete und blitzschnell aufsah.

„Warum? Ei, weil es uns gefällt!“

Doch das verstand sie nicht.

„Gestern war Camillo oben; gestern könnt ihr noch nicht drunten gewesen sein.“

„Richtig. Wir sind gestern erst angekommen.“

„Nun, so geht doch wieder.“

Der harmlose Doktor war völlig verblüfft.

„Wirklich ein ungezogenes Geschöpf,“ murmelte er.

Sie fuhr fort:

„Was thut Ihr in Paolo? Geht nach San Felice oder Terracina. Da giebt's

Wein und Maccaroni, und des Sonntags machen sie in Terracina Musik."

Sie unterbrach sich:

„Hat Camillo Euch schon gesehen?"

„Heute morgen. Der sieht uns auch nicht besonders freundlich an, der möchte uns auch gern forthaben."

„Hat er's Euch gesagt?"

„Wir fragten ihn nicht. Es stand ihm aber an der Stirn geschrieben — gerade so wie dir. Was habt ihr zwei gegen unser Hiersein?"

Sie erwiderte nichts, webte weiter, fragte dann plötzlich:

„Nicht wahr, Ihr gebt Camillos Vater Geld?"

„Wir zahlen ihm etwas."

„Viel?"

„Nicht mehr, als ihm zukommt. Das heißt, mein Freund ist leichtsinnig und giebt ihm mehr, als ihm zukommt."

„Dann ist Euer Kamerad also ein Inglese? Warum habt Ihr ihn nicht mitgebracht?"

„Er wird wohl kommen."

„Wann?"

„Morgen oder heute noch."

„Sagt ihm, er soll sich in acht nehmen."

„Vor dir?"

„Wie?"

„Vor wem soll sich mein Freund in acht nehmen?"

„Vor —"

Sie wollte es ihm sagen, stockte, verfiel in Nachdenken. Fritz wußte nicht, ob er das seltsame Gespräch humoristisch oder ernsthaft auffassen sollte. Es war wirklich ein eigentümliches Geschöpf.

Camillo ist verliebt in sie, entschied er scharfsinnig. Nun, ich kann es dem Burschen nicht verdenken. Natürlich ist auch sie ihm gut — wenn sie überhaupt einem Menschen gut sein kann. Ich glaub's nicht. Sie hat etwas von einer Katze.

Und er betrachtete sie sich von neuem. Wie sie in dem Dämmerlicht der Grotte mit vorgebeugtem Oberleib am Webstuhl saß, war sie eine ganz antike Gestalt, aber keine Penelope.

Das Schweigen bedrückte ihn. Auch hätte er gar zu gern noch allerlei von ihr erfahren. Daß man, um das Volk kennen zu lernen, mit dem Volk reden müsse, war eines seiner ersten Reisegesetze.

In seinem ungelehrtesten Italienisch sogar den Dialekt nicht verschmähend, so gut er mit diesem Kunststück zu stande kommen konnte, bemühte er sich, seine Kenntnis des italienischen Volkscharakters durch einen neuen Dialog zu erweitern.

„Bist du denn gern hier oben?"

Sie sah ihn verwundert an, so daß er sich veranlaßt fühlte, sich mehr ihrem Begriffsvermögen gemäß auszudrücken:

„Ist es dir hier nicht zu einsam? Denn du bist doch wohl fast den ganzen Tag über allein."

„Camillo ist oft da."

„Ei, natürlich! Aber daß die Grotte gar nicht verschließbar ist. Fürchtest du dich denn nicht? Nachts, so allein —"

„Warum sollt ich mich fürchten?"

„Freilich. Und der Hirtenknabe ist ja wohl auch da."

„Der schläft draußen bei den Ziegen."

„Richtig. Aber dir thut kein Mensch etwas, und gestohlen wird hier wohl nicht?"

„Gestohlen?"

Die zehn Gebote scheint man auf diesem Felsen auch nicht zu kennen, dachte Doktor Fritz. Aber es ist wirklich ein höchst ungewöhnliches, um nicht zu sagen befremdliches Geschöpf. Was Wilibald wohl dazu meinen wird? Pah, der! Der wird seine lächerlich langen Haare schütteln — denn es sind gar keine Locken —, seine schönen blauen Augen rollen lassen und sofort ein Gedicht dichten, natürlich in diesem matten modernen Versmaß. — (Er hatte sein einziges poetisches Verbrechen wenigstens in klassischen Hexametern verübt und hätte Minchen Müller am liebsten griechisch besungen.)

Durch seine Empfindung gegen den Poeten und seine Erinnerung erhitzt, nahm er — denn dann ward ihm stets gleich kühler — seine Brille ab, stand auf und ging zu Maja, um sich ihre Weberei zu betrachten, die noch ebenso primitiv war wie zu den Zeiten, da noch Königstöchter

und „hehre, melodische“ Göttinnen das Weberschifflein durch die schimmernden Fäden warfen. Maja sah ihn an und er sie auch. Es war ein langer, forschender, verwunderter Blick, den eines in die Augen des anderen senkte. Doktor Fritz wurde dabei über und über rot. Plötzlich erhob sich das Mädchen, schritt schnell dem Eingang zu und nahm das Büffelhorn hinweg, das sie achtlos hinter einen Felsen warf.

Sie hatte keine Lust mehr zum Weben, kauerte sich vor dem Eingang auf einen Felsblock mitten im Sonnenschein nieder, riß das braune Schleiertuch ab und begann sich das Haar aufzulösen und von neuem zu zöpfen. Um ihren Gast kümmerte sie sich nicht. Der blieb schamhaft in der Höhle zurück, aber doch an dem Platz, von dem aus er sie sehen konnte.

Ihr ewigen Götter — sie war ja doch schön! Wie sie das lange, kohlschwarze, mächtige Haar mit einer fast wilden Bewegung schüttelte, daß es sie ganz einhüllte — wie sie dann dasaß, das sonnenbeschienene emporgehobene Gesicht wie Bronze leuchtend — da war sie wirklich schön. Und was für merkwürdig rote Lippen sie hatte und wie dazwischen die weißen Zähne hervorblitzten — der Archäologe mußte es konstatieren: es war der Mund einer Bacchantin.

Dann hob sie wieder zu singen an. Gleich beim ersten Ton ward es zwischen den Felsen lebendig: von allen Seiten kam die Herde in tollen Sätzen herbeigesprungen. Maja lachte laut auf, flocht sich die Haare ein und begann mit den Tieren halb sprechend, halb singend eine Unterhaltung. Ganz ehrbar hörten die würdevollen Böcke und schlanken Ziegen ihr zu. Da sie ihnen jedoch kein Salz, keine Leckerbissen gab, entfernten sich die meisten allmählich wieder.

Weil ihr heiß ward, band sie sich ihre Korallenschnüre ab und knöpfte sich harmlos vor der Brust das Hemd auf. — Der Archäologe fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß. Welch ein Glück, daß der Poet diese Toilette des Naturkindes nicht mit ansah. Der überspannte Mensch wäre im stande, nicht nur einen Band lyrischer Gedichte darüber zu dichten, sondern auch drucken zu lassen.

Da wurden die Ziegen um Maja herum unruhig, meckerten, stoben auseinander. Das Mädchen stand auf, um nachzusehen, was die Störung verursache. Diesen Augenblick benutzte Doktor Fritz. Hastig zog er einen Lire aus der Westentasche — eine Börse führte er nicht —, legte ihn auf den Opferstein, schlich zum Ausgang und entkam ungesehen. Kaum war er hinter den Klippen verschwunden, als durch das Felsenthor der Poet das Thal betrat.

Erst nach einer Viertelstunde eifrigen Herabsteigens fiel dem Archäologen zu seinem Schrecken ein, daß er die Inschrift auf dem Opferstein nicht entziffert. Er würde noch einmal hinmüssen. Wie ärgerlich!

* *
*

Drinnen, o Freund, ist eine, die rasch
ein schimmernd Gewande
Webt und melodisch singt, daß ringsum
hallet die Hausflur,
Göttin oder auch Weib —

Freund Fritz fand den Weg zur Bucht von Paolo nicht wieder zurück. Immer lag sie tief unten, gerade unter ihm; aber immer verlief der wilde Pfad an irgend einer abschüssigen Wand, an der kein Herabklimmen möglich war. Der Schweiß rann ihm von der Stirn; er kam sich wie verzaubert vor. Schon dachte er daran, nach der Grotte zurückzukehren und sich von Maja führen zu lassen.

Da hörte er Schritte. Es kam jemand über die Felsen gestiegen, durch die Myrtengebüsche. Camillo war's, der Sohn Don und Donna Garzolis. Er trug ein Netz mit einem mächtigen Hummer, Tintenfischen und anderen Seeungeheuern über den Rücken geworfen. Seine braunen Beine waren bis zu den Oberschenkeln nackt, um den Leib hatte er vielfach eine rote Schärpe gewickelt, das Hemd stand auf der Brust offen, am Halse hing an einer Lederschnur ein ble-

chernes Heiligenbild. Eine rote phrygische Mütze saß keck auf dem schwarzen Krauskopf.

Der schöne Jüngling — Freund Fritz hatte ihm bereits unter den Antinousgestalten seinen Platz angewiesen — warf aus seinen düsteren Augen einen brennenden Blick auf den Gast seiner Eltern, wollte ohne Gruß und Wort an ihm vorbeigehen, wurde indessen angehalten und nach dem Wege befragt.

Sehr zu seinem Glück wollte der Fremde nach Paolo hinab und nicht — zum Beispiel zur Majagrotte hinauf. Er wäre sonst heute sicher nicht mehr hingekommen, sondern — zum Beispiel zur Ziegenhöhle, die gerade auf der entgegengesetzten Seite lag. Den Weg nach Paolo jedoch zeigte Camillo dem Signore gern. Damit er ja nicht fehl gehe und durch einen Zufall vielleicht dennoch zur Majagrotte käme, erbot er sich sogar, den Herrn noch eine Strecke zu begleiten.

Dem Archäologen, dem daran lag, sich die Gunst des hübschen, trotzigen Burschen zu erwerben — denn „ohne Cicerone ist man ja auf dieser verhexten Insel verloren" — wollte dem mißtrauischen Jüngling durch eine kleine Plauderei seine große Harmlosigkeit beweisen. Auch wünschte er dringlich, über den circeischen Volkscharakter weitere Erfahrungen zu sammeln.

Zu seiner Freude fand er den jungen Don weniger düster gestimmt als am Morgen. Hätte er gewußt, wodurch er Camillos Zutrauen gewonnen: durch die Thatsache nämlich, daß er der „Häßliche, Graue" (il brutto Grigio) und nicht der „schöne Blonde" (il bel biondo) war — er hätte für den Antinous von Paolo wohl etwas weniger freundschaftlich gefühlt.

„Hast du all das Getier gefangen?" begann er vertraulich.

„Wer sonst?"

„Laß doch einmal sehen."

Willig nahm der junge Fischer das Netz vom Rücken und öffnete es. Das war ein buntes Durcheinander, phantastisch und toll, als ob im Meer Fasching sei: Seesterne, Quallen und Taschenkrebse. Sogar ein junger Polyp (Achtfuß, Octopus, polpo, pieuvre) war dabei.

Entsetzt starrte der Gelehrte das kleine Meerungetüm an. Es lebte noch, hatte sich wie ein Igel zusammengerollt und schielte mit seinen gläsernen grausamen Augen tückisch und unbeweglich die beiden an.

„Was thust du mit dem Monstrum?" erkundigte sich Freund Fritz schaudernd.

Camillo machte mit der Hand die bekannte beredte Bewegung nach dem Munde, fühlte sich sogar veranlaßt, hinzuzufügen:

„Molto buono!"

Den Gelehrten machte die Vorstellung eines gesottenen, gebackenen und frikassierten Polypen zu fassungslos, um sich in der Eile besinnen zu können, ob auch die Griechen und Römer Octopusse speisten. So viel war indessen sicher: Platon und Lukullus gewiß nicht.

„Aber wohin willst du denn mit deinem Fang? Man geht doch nicht über den Berg nach San Felice hinab."

Der Bursche zauderte mit der Antwort; dann gestand er:

„Das Netz bringe ich ihr hinauf."

„Maja? Schmeckt ihr dein Scheusal auch so gut?"

„Altro!"

Sie ißt Octopusse! dachte der Archäologe ganz verstört. Nach einer Pause, während welcher er sich zu beruhigen suchte, wollte er fragen: Du bist ihr wohl schrecklich gut? brachte es aber nicht über die Lippen. Zugleich mußte er sich gestehen, daß es kein schöneres Paar geben könne: Antinous und die Bacchantin.

„Du bist wohl oft da oben?"

Camillo gab keine Antwort; er war plötzlich traurig geworden. Der Ausdruck tiefer Schwermut auf seinem jungen Gesicht machte es noch anziehender, noch mehr dem Antinoustypus ähnlich. Sogar Freund Fritz mußte bemerken: Der ist verliebt!

Plötzlich stellte sich Camillo vor ihn hin. Mit zuckenden Lippen, flehendem Blick, zwischen Scheu und Angst, Stolz und Verlangen schwankend, stieß er hervor:

„Ihr seid ein Inglese, Ihr wißt alles — ist's wahr, daß ihre Ziegen deshalb so viele Milch geben, weil sie in den Johannisnächten Sprüche über sie hinspricht? ihre Käse deshalb so gut sind, weil sie unheilvolle Kräuter hineinmischt, und daß man gar nicht von ihr lassen kann, weil sie in die Milch einen Zaubersaft schüttet? Ihr wißt alles; sagt mir's!"

Die Leidenschaft seines Schmerzes und seiner Liebe, die er vor dem Fremden verbergen wollte, durchbebte seine ganze Gestalt. Freund Fritz geriet in höchste Verwirrung.

Was ist das? fragte er sich selbst; und gab sich selbst zur Antwort: Das ist ja auf diesem fälschlich benannten Circekap ganz genau wie in der Geschichte von der Circe. Laut sagte er endlich: „Was fällt dir ein? Maja ist ein ordentliches Mädchen. Ich habe nicht das mindeste Verdächtige bemerkt. Überhaupt sind dergleichen Geschichten Märchen (fabule), dergleichen Geschichten sind Unsinn (pazzie), dergleichen Geschichten —"

„Ihr waret bei ihr?" unterbrach ihn Camillo in einer Anwandlung seiner alten Verdüsterung.

„Ich war bei ihr."

„Hat sie Euch Milch gebracht? Habt Ihr von der Milch getrunken?"

Er erwartete angstvoll die Antwort.

„Freilich hat sie mir Milch gebracht; ich verdurstete fast. Es war zwar Ziegenmilch, aber sie schmeckte vortrefflich; hätte nie gedacht, daß Ziegenmilch so gut schmecken könne."

„Hat sie gesungen?"

„Altro!"

Freund Fritz war stolz, wenn er dergleichen Ausdrücke gebrauchte; sie gaben ihm, dem echten Sohne der Spree, ganz die Empfindung eines geborenen Italieners und zwar eines Mannes, der zeitlebens mit dem Volke verkehrte. Der Poet konnte sich darin nicht mit ihm messen; der Poet dauerte ihn zuweilen.

Camillo war ganz blaß geworden. Seine Augen, die so leicht und so leidenschaftlich alle Regungen seiner Seele verrieten, drückten Schreck und Trauer aus.

„Dann werdet Ihr wieder hinaufmüssen. Wollt Ihr nicht lieber gleich mit mir umkehren?"

„Freilich werde ich wieder hinaufmüssen," erklärte der Gelehrte eifrig. „In der Grotte liegt ein Stein, darauf steht eine Inschrift, die ich lesen muß."

Mißtrauisch blickte der Sohn der römischen Wildnis auf den Mann der Wissenschaft.

„Ist's ein Zauberspruch?"

„Ma che!"

Doch Camillo ließ sich nicht so leicht überlisten.

„Wenn's ein Zauberspruch ist, müßt Ihr ihn mich lehren."

„Wozu gebrauchst denn du einen Zauberspruch?"

„Wenn Ihr's nicht verraten wollt —"

„Keinem Menschen."

„Ihr müßt mir's bei der Madonna zuschwören."

Teils betroffen, teils belustigt beteuerte Fritz ernsthaft:

„Ich verspreche, über dein Geheimnis gegen jedermann zu schweigen — wenn es kein Verbrechen ist."

Camillo zauderte. Ihm fiel ein, daß der Fremde ein Inglese, also ein Heide sei. Aber er hatte nun einmal Zutrauen zu ihm gefaßt. Überdies hing für ihn von dem Wissen eines Zauberspruches mehr als sein Leben ab.

So trat er denn dicht an seinen neuen Freund heran, spähte scheu umher, ob sie nicht belauscht werden könnten, und erzählte dann:*

„Als da drüben das alte Rom noch war: Roma antica, sapete, da stand auf unserem Berge ein großer Palast, der war aus dem weißen lichten Stein erbaut, wie er in den Gruben drunten zu finden ist. Die Thüren und Decken waren aus Gold, aus Gold die Schemel und Tische, die Krüge und Schüsseln, die Betten und das Madonnenbild. Und in dem Hause wohnte

* Wörtlich aus dem Munde eines Circejen.

eine Zauberin, die hieß Circe. Circe saß an einem goldenen Webstuhl und webte goldene Gewänder. Sie konnte auch allerlei Tränke brauen und Salben kochen. Heilige Jungfrau — und wie sie sang! Wenn dann von Neapel und Sicilien die Schiffe vorbeifuhren, trat sie mit ihrer Spindel vor die Thür, spann und sang. Dann mußten alle Schiffe an Circeo landen und alle Schiffer heraufkommen, sie mochten wollen oder nicht, und mußten alle ins Haus hineingehen, in den goldenen Saal — bei der lieben Himmlischen, das mußten sie!"

Camillo that diesen feierlichen Eid, weil sein Zuhörer zu seiner wahrhaftigen Erzählung ein ganz sonderbares Gesicht machte. Es war aber auch zu arg! Um für das Niedagewesensein einer Circe auf dem Circekap unwiderlegliche Beweise zu sammeln, war er weit hergereist, und nun wurde ihm von dem ersten besten Circesen die Geschichte der Zauberin berichtet und das mit welchem inbrünstigen Glauben!

„Erzähl nur weiter, Camillo." Er sagte es ganz sanft, ganz ergeben.

Und Camillo erzählte weiter, mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, den ganzen Inhalt des zehnten Gesanges der Odyssee.

„Die fremden Schiffer mußten sich auf die goldenen Stühle an die goldenen Tische setzen und aus den goldenen Krügen trinken; aber Wein, nicht Milch. Und wenn sie nicht trinken wollten, fing die Zauberin zu singen an. Dann mußten sie trinken, sie mochten wollen oder nicht. Wie es ihnen schmeckte! Kaum hatten sie getrunken, so sprangen sie auch schon als leibhaftige Ziegenböcke umher — bei allen Heiligen, Herr, es ist wahr!"

„Ich glaube dir ja," versicherte Fritz ganz gegen seine Überzeugung.

Etwas beruhigt fuhr Camillo fort:

„Und sie jammerten alle — als Ziegenböcke, Herr. Mochten auch nicht auf die Weide gehen: die Myrtenblätter schmeckten gar bitter. Die Zauberin stand mit ihrer Spindel vor der Thür, spann goldene Fäden, sah zu, wie ihre Ziegen vor Kummer hohe Sprünge thaten, und lachte. Damit sie aber nicht verhungerten, bepflanzte sie den ganzen Berg mit Ziegenkraut — seht, hier wächst noch welches. Dessen kleine grüne Knospen fraßen die armen verwandelten Schiffer, wollten aber gar nicht fett davon werden.

„Und einmal kamen zwei Brüder. Der jüngere trank gleich von dem Wein, wurde auch gleich verwandelt. Aber der ältere war schrecklich klug und that, als schliefe er. Als nun Circe zu singen anfing, hielt er sich heimlich die Ohren zu. In der Nacht stand er auf, fand die Hexe in ihrem goldenen Bett, band sie mit ihrem langen Haar daran fest und drohte, sie zu erstechen, wenn sie seinen Bruder nicht gleich wieder zum Menschen verwandele. Da half denn der Unholdin kein Schmeicheln und Schelten, kein Weinen und Wehklagen. Und als sie anfangen wollte zu singen, ritzte er sie gleich mit dem Messer, daß sie jammervoll aufschrie und ihm den anderen Zaubertrunk gab. Damit verwandelte er seinen Bruder und alle die anderen. Aber als er die böse Zauberin totstechen wollte, kam sie ihm so schön vor, daß er sie küssen mußte. Da lachte sie auf, daß man es bis nach Terracina hinüber hörte; da blitzte und donnerte und stürmte es, daß das Meer bis zum Gipfel hinaufschäumte — da riß der Berg mitten durch und verschlang den Palast und alle, die drinnen waren.

„Aber Circe lebt heute noch im Berg und läßt sich heute noch von ihrem Liebsten herzen und küssen und lacht heute noch dabei auf, daß man es oben hört. Sie ist mit ihrem Haar am Gestein festgewachsen, und wer das Zauberwort kennt, vor dem thut der Felsen sich auf, und alles Gold wird sein. — Sagt mir das Wort."

„Was willst du denn mit all dem Gold anfangen?"

„Was ich damit anfangen will?"

Sein Erröten, sein Stammeln, sein brennender Blick sagten es.

„Wohl alles Maja schenken?"

„Alles!" versicherte er in leidenschaftlicher Aufregung. „Sie muß in einem

Palast wohnen wie eine große Signora und muß von goldenen Tellern essen und um den Hals goldene Ketten tragen. Das muß sie und das will sie."

„Das will sie. Hat sie dir das gesagt?"

„Gesagt hat sie es mir nicht, aber ich weiß es. Ich weiß alles von ihr, alle ihre Gedanken. Ihr glaubt nicht, Herr, wie sie das Gold liebt, wahrhaftig mehr als die Madonna; sie weiß selbst nicht wie sehr."

Er hatte noch mehr auf dem Herzen, aber Freund Fritz war zu tief in Gedanken versunken, um es zu bemerken. Endlich kam er von selbst damit heraus:

„Sagt, Herr —"

„Was, mein Junge?"

„Der andere — der bel biondo —"

„Wer?"

„Nun, Euer Freund."

„Was ist's mit dem? Also den bel biondo nennst du ihn?"

„Nicht wahr, er hat viel Gold?"

Was war das? Auch Maja hatte sich nach dem Reichtum des Freundes erkundigt und das wie angelegentlich.

„Was kümmert das dich!" fuhr er den Jüngling an.

Camillo, nicht im mindesten von der plötzlichen Heftigkeit des brutto grigio überrascht, wich der Antwort aus:

„Mein Vater hat von ihm Gold bekommen — es ist gar nicht gut, meinem Vater Gold zu geben. Wozu auch?"

„Du bist ja ein recht liebevoller Sohn!"

Camillo kannte keine Ironie; ernsthaft erklärte er daher:

„Gold ist ein Teufel."

„Und doch willst du für Maja ein goldenes Haus bauen?"

In der Brust des Jünglings kämpfte es heftig. Ahnungslos davon, was in ihm vorging, schritt Freund Fritz hinter ihm her. Da es bis dato noch nicht zu seiner Kenntnis des Volkscharakters gehörte, zu wissen, daß ein junger Circese sich unter Umständen der Länge nach auf den Boden werfen kann, wo er gerade geht oder steht, entsetzte er sich nicht wenig, als Camillo plötzlich der Länge nach vor ihm auf dem Felsen lag.

Im ersten Schreck dachte der Gelehrte an einen Sonnenstich.

„Was ist dir, Camillo? Was hast du?"

„Wenn ich ihr kein Gold bringen kann, liebt sie mich nicht! O, ich Elender, ich Unseliger, ich Verfluchter!"

Um der Weberin — um eines Weibes willen dieser Anfall von Verrücktheit?! Freund Fritz war mit Recht im höchsten Grade ungehalten.

„Augenblicklich steh auf!" gebot er dem unglücklich Liebenden zornig. „Ist das eine Art? Bist du acht Jahre alt? Mit solcher Dummheit die Menschen zu Tod zu erschrecken. Es ist unerhört! Ist sie dir nur gut, wenn du mit Gold zu ihr kommst, so ist sie ein schlechtes Geschöpf, und du bist ein ehrloser Mensch, wenn du noch länger an das Frauenzimmer denkst. Hast du mich verstanden?"

Camillo war wirklich augenblicklich aufgestanden. Mit einem Blick, dessen angstvolles Flehen und kindliche Hilflosigkeit den Zürnenden rührte, meinte er:

„Ich kann ja nicht mehr von ihr lassen; sie hat es mir angethan. Ach, Herr, Herr, auch Ihr werdet wieder zu ihr hinaufmüssen!"

„Ich habe dir ja gesagt, weshalb ich wieder zu ihr hinaufmuß!" rief der Archäologe in heller sittlicher Entrüstung über die Zumutung, daß er sich in solch ein goldgieriges braunes Geschöpf verlieben könne. „Aber mit dir ist nicht zu reden. — Da sind wir übrigens fast in Paolo. Wenn du auf den Rat eines, der es gut mit dir meint, hören willst, so bringst du jetzt deine Quallen und Meerungetüme nach San Felice zum Verkauf, statt wieder den Felsen hinaufzuklettern und —"

Aber Camillo war bereits wieder umgekehrt.

„So laufe in Gottes Namen in dein Unglück hinein!" schalt der aufgebrachte Gelehrte ihm nach.

Auch Camillo blieb noch einmal stehen und rief hinunter:

„Sagt Eurem Freunde, dem bel biondo, er solle vor mir auf seiner Hut sein! — Wenn Ihr mir das Zauberwort nennt, sollt Ihr die Hälfte von allem Golde bekommen! Wollt Ihr?“

„Umsonst sollst du es haben!“ schrie Freund Fritz böse hinauf. „Götter, welch ein entartetes Volk!“

Im Weitergehen dachte er:

Also den bel biondo nennen sie ihn; sie gewiß auch, wenn sie ihn erst gesehen hat. Und die Kreatur liebt das Gold! — Ich werde mit den Eltern dieses tollen Burschen ein deutsches Wort reden müssen und mit dem Poeten auch. Solchen Phantasten kann man das Schlimmste zutrauen.

Er verlor sich so tief in Grübeleien, daß er in dem Garten Lukulls durch eine lange Rosenranke, die sich ihm um die Füße schlang, fast zu Fall gebracht worden wäre.

Aber auch Camillo sann nach:

Umsonst will er mir das Zauberwort sagen? Dann muß es ein falsches Wort sein.

Er seufzte tief auf und lief dann beinahe den jähen Pfad hinan, dabei von Klippe zu Klippe springend; Maja wartete gewiß schon längst auf ihn.

Wenn er ihr statt eines Netzes voll Meergewürm einen Sack voll Gold brächte, würde sie ihn gewiß küssen.

— — — — — — — — — — — — —

Erst nach Anbruch der Nacht langte Wilibald in Paolo an, wo Fritz bereits voll Ungeduld und Unruhe seiner wartete. Seine erste ärgerliche Frage war: „Mensch, wo bleibst du so lange?“ Seine zweite, als er ihm ins Gesicht sah: „Wilibald, was ist dir begegnet?“

Statt aller Antwort citierte der Dichter:

Drinnen, o Freund, ist eine, die rasch ein schimmernd Gewande
Webt und melodisch singt, daß ringsum hallet die Hausflur,
Göttin oder auch Weib —

Aber das Pathos, womit er deklamierte, war falsch und das Auflachen, das er den Worten „Göttin oder auch Weib“ folgen ließ, krampfhaft. Er begab sich sogleich in die Kammer und warf sich, ohne das für ihn zurückgestellte Nachtessen angerührt zu haben, aufs Bett.

„Der hat auch Ziegenmilch bei ihr getrunken, der wird auch wieder zu ihr hinaufmüssen,“ monologisierte Freund Fritz. „Die braune Hexe hat recht: Was thun wir hier? Wir sollten uns fortscheren. — Kinderei, wir bleiben!“

Aufgeregt schritt er noch lange am Meere auf dem weißen Ufersand hin und her. Die Wellen rollten oft bis zu seinen Füßen, rauschten und rauschten, als hätten sie ihm etwas zu sagen: etwas Geheimnisvolles, Unheilvolles. Aber wie hätte der Archäologe auf dergleichen hören sollen! Das überließ er Poeten und anderen Phantasten.

Dem Gelehrten träumte von einem Bacchuszug: Wilibald idealisiert als Dionysus — Maja in voller Lebenswahrheit, als jugendliche Bacchantin: Eppich in den wild flatternden Haaren, den Kopf mänadisch in den Nacken geworfen, statt des Thyrsosstabes eine Spindel schwingend, raste an der Seite des Gottes die braune Hexe dahin. Wie schön sie war!

Freund Fritz fühlte im Schlafe, daß er heiß errötete: das Lügen war sonst seine Sache nicht. Vor Schreck darüber, daß er gelogen haben sollte, vergaß er, seinen Studenten auseinanderzusetzen, daß ein blonder Dionysus und eine spinnende Bacchantin ein unerhörter Anachronismus sei.

(Fortsetzung folgt.)







Jakob Grimm.

Von

Max Roediger.



Am 4. Januar ist der hundertjährige Geburtstag eines Gelehrten mit so allgemeiner Teilnahme begangen worden, wie sie sonst der Gedenktag eines Mannes stiller Geistesarbeit nicht zu finden pflegt, wohl am wenigsten der eines Philologen. Aber von den Brüdern Grimm weiß jedermann, und wenn es auch nicht mehr wäre, als daß Märchen von ihnen herrühren und die Anfänge eines deutschen Wörterbuches.

So geringfügig diese Kunde erscheint, so enthält sie doch den Schlüssel nicht nur zur Beliebtheit der Brüder, sondern auch zum Kern von Jakob Grimms Wesen. Die Sammlung der Märchen ist entstanden aus der Wertschätzung des geistigen Lebens der einfachen Leute, des natürlichen Fühlens und Denkens gegenüber dem durch Bildung verwandelten, gekünstelten. Die schlicht bürgerlichen Verhältnisse, aus welchen Jakob Grimm hervorging, knüpften ihn an das Volk; die Enge und Beschränkung der ersten Jugendjahre stimmten ihn zur Innerlichkeit. Das bunte Treiben, welches ihn zu Wien und Paris während seiner diplomatischen Thätigkeit umgiebt, macht ihn nicht weltfroher, sondern läßt eine Abneigung von aller Zerstreuung sich in seinem Sinne mehr und mehr festsetzen, und sie ist ihm bis

an sein Ende geblieben. Um so reicher entfaltete sich sein inneres Leben. Ein Zug tiefer Liebe geht durch sein Wesen. Sie offenbart sich darin, wie er das Mißachtete an sein Herz hebt, wie er im scheinbar Bedeutungslosen Bedeutung findet, wie er an seiner Familie hängt, am Vaterlande. Nicht nur am hessischen: es geht ihm allmählich der Blick für das größere auf. „Das Elend in Deutschland“ frißt ihm am Herzen. „Ich könnte darüber alles andere aufgeben und liegen lassen und denke oft, wie es möglich ist, daran nicht immer zu denken, und sündlich, daß man daneben noch etwas anderes mit Liebe treibt.“ An der ruhmreicheren Vergangenheit suchte er mit anderen sich aufzurichten, aus der verderbten Gegenwart flohen sie zur reineren Vorzeit. Der Patriotismus vereinte sich mit den Ideen, welche an der französischen Revolution mitgearbeitet hatten: Natur suchte man für Kultur. Man fand sie bei unentwickelten Nationen, man fand sie beim Volk, um so unverfälschter, je weiter man in die Vorzeit zurückging, und so vereinte sich die Liebe zum Menschentum mit der Liebe zum Volkstum, der Eifer für Erkenntnis der allgemein menschlichen Entwickelung mit dem für die Erkenntnis der nationalen.

Dieser Boden war fruchtbar, zwei Gegensätze aus sich erwachsen zu lassen: naturphilosophische, oft unklare, ja phantastische Spekulationen, welche Nahes und Fernes ohne Rücksicht auf Raum und Zeit miteinander verknüpften; und eine historische Betrachtung, welche überlegt und ruhig die schrittweise Entstehung des Heute aus dem Gestern nachwies und erläuterte. Jakob Grimms klarer Verstand machte ihn zu einem Meister der historischen Forschung, aber sein Herz erfüllte kühne Phantasie und Glaube an die Wunder des Volksgeistes. Sein geheimnisvolles Weben und Wesen zu ergründen — das ist das Ziel aller seiner Arbeiten, so verschiedenen Gebieten sie auch angehören mögen.

Die Phantasie Jakob Grimms wurde genährt durch Goethe und die Romantiker. Goethe steht an der Spitze: „Der Goethe ist ein Mann, wofür wir Deutsche Gott nicht genug danken können!“ ruft Jakob aus. Aber der patriotische Sinn der Brüder blieb durch ihn unbefriedigt, nach dieser Richtung traten die Romantiker ergänzend ein. — Vor allen Tieck. Die Vorrede zu seiner Bearbeitung der Minnesänger riß Jakob hin, und begierig griff er nach dem Original, als er es, juristischen Studien in Marburg obliegend, in der Bibliothek seines Lehrers Savigny entdeckte.

Savigny war der rechte Mann für Jakob Grimm. Denn wie sehr diesen die Ideen der Romantik erfüllten, wie geneigt er war, an ihren litterarischen Bestrebungen teilzunehmen — die Kritik ihrer Leistungen blieb trotz der freundschaftlichen Verbindungen mit Clemens Brentano und Achim von Arnim nicht aus. Er tadelt ihre Einseitigkeit, es mißfällt ihm, daß sie die poetischen Erzeugnisse vergangener Zeiten dem Publikum wieder aufdrängen wollen. „Wenn die alten Lieder und Bücher unterm Volke verschwunden sind oder nach und nach verschwinden, so ist es sein eigener Wille und ganz natürlich: dafür hat es anderen Stoff erhalten. Warum soll diese alte Poesie wieder absolut unter die Leute, für die sie nicht mehr paßt?“ Auch ihr äußeres Verfahren dabei sagt ihm nicht zu. „Die alte Poesie kann nicht durch Verneuen wiedergeboren, die neue Kunst nicht durch alte Formen verbessert werden.“ „Wer an die Trefflichkeit der alten Poesie glaubt und danach begehrt, der soll sich auch Mühe geben und sie mit Fleiß studieren“ — so hat Jakob einige Jahre später die ihn lange schon bewegenden Gedanken präcisiert. Der Ärger, welchen ihm im Gegensatz zu dem duldsameren Wilhelm das Umformen der überlieferten Werke bereitete — er war der Herold einer neuen Wissenschaft. Die Romantiker beuteten unser Altertum zu vergnüglichem Genuß aus, Jakob Grimm sah in ihm ein Feld ernster Arbeit erschlossen. Den

Romantikern war es zwar willkommen, daß der neue Stoff ein vaterländischer war, aber die wissenschaftliche Vertiefung in ihn gaben sie nach wenigen Anläufen auf. Die Brüder Grimm dachten an den wahren Genuß unserer alten Dichtung, welcher nur dem gegönnt ist, der sie studiert, um Denken und Thun unserer Nation begreifen zu lernen. Die Romantik verging wie jede Mode. Der neue Zweig, welchen die Brüder Grimm dem alten Baum der Philologie entlockten, wird immer grünen.

Der Methode der Brüder kam die Romantik nach einer Richtung hin zu gute. Wie sie in alle Welt ausschweifte, ihre Motive überallher holte und so von selbst die Verwandtschaft der Stoffe ins Auge springen ließ, so dehnen auch die Brüder über alle Litteraturen sich aus und vergleichen. Sie vergleichen aber auch innerhalb der deutschen und schärfen dadurch ihren Blick für den historischen Zusammenhang. Diese historische Betrachtung lernten sie von Savigny. Er war ganz ähnlich beanlagt wie Jakob Grimm. Einerseits bei ihm romantische Freude an den dunklen Ursprüngen der Rechtsbildung, andererseits kühle Sichtung, sobald die Geschichte anhebt. Er hat dasselbe Zutrauen in die Fähigkeit und die Erzeugnisse des unbewußt wirkenden Volksgeistes, welches Jakob Grimm hegt und welches dieser in den „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten" 1808 niederlegt.

Jakob Grimm scheidet zwischen Natur- und Kunstpoesie, rechnet zur ersten die epische und Poesie der Ungebildeten, zur zweiten die dramatische und Poesie der Gebildeten. In der Naturpoesie sprechen die Thaten und Geschichten selbst, geben einen Laut von sich, welcher das ganze Volk durchzieht. Diese Poesie entsteht unwillkürlich, ist treu und rein und jedermann hat teil daran. In der Kunstpoesie giebt ein Einzelner sein Inneres bloß, gießt seine Meinung und Erfahrung von dem Treiben des Lebens in die Welt, ohne überall begriffen zu werden oder auch nur auf allseitiges Verständnis zu rechnen. Darum kann kein Einzelner epische Gedichte dichten oder gar erdichten: die Epen dichten sich selbst. Wenn aber in ihnen die Thaten selber reden, so sind sie zugleich Geschichte und müssen treu und wahrhaft sein. Enthalten sie auch für uns erkennbare und nachweisbare Unwahrheiten, so sind diese doch wahr, insofern sie zeigen, was das Volk in der Zeit ihrer Entstehung für wahr hielt und wie ihm die Dinge erschienen. Die Volkspoesie enthält Wahrheit, ob ihr auch die Sicherheit abgeht.

Was Jakob Grimm hier lehrt, ist völlig richtig, insofern es die zwiefache Wahrheit in der Poesie betrifft. Aber es ist weder klar noch gerecht, soweit es den Unterschied zwischen Natur- und Kunstdichtung — wie wir sagen würden: zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie angeht. Was heißt: „Die Thaten und Geschichten sprechen selbst?" Jakob Grimm hat sich in Schlegels „Deutschem Museum" fünf Jahre später darüber ausgelassen: zu dem Epos sei eine historische That nötig, die das Volk lebendig erfüllt. Sie öffnet ihm also den Mund — aber dem ganzen Volke? Fügt denn wirklich die Masse das Epos zusammen? Nur die Gedanken gehören allen an, das Wort einem. Weiß niemand das rechte, zündende Wort zu finden, so wird das erschütterndste Begebnis kein Epos zeugen. Das Verdienst des einzelnen Dichters unterschätzt Jakob Grimm also, auch in der Kunstpoesie. Die Poesie des echten Kunstdichters ist gerade so subjektiv wahr wie die des volksmäßigen Epos, und wenn die Gedanken des Kunstdichters in ihrer subjektiven zugleich allgemein menschliche Wahrheit enthalten, so ist er ein Volksdichter so gut wie der volkstümliche Epiker. Der einzige Unterschied ist der, daß der Volksdichter dichtet, was des Volkes Gedanken, die auch seine eigenen sind, ihm zutragen; der Kunstdichter seine Gedanken dem Volke zuträgt, welches darin diejenigen wiedererkennt, die auch in ihm wortlos schlummerten. Der Volksdichter ist wissentlich, der Kunstdichter

unwissentlich ein Volksdichter, und wer ein Dichter von Gottes Gnaden ist, wer, wie Walther von der Vogelweide sagt, von Gott Wort und Weise hat, sollte nie Kunstdichter benannt werden. — Jakob Grimm hat denn auch später seine Ansichten in einem wesentlichen Punkte geändert oder wenigstens verdeutlicht: in einem Pariser Briefe von 1815 gesteht er dem „neuen Dichter“, dem modernen, und — dürfen wir erweitern — dem subjektiven, echte Poesie zu, wenn er aufschreibe, was er wahrhaft gelebt und gefühlt habe. Sündlich aber, weil eine Lüge, sei die Erdichtung des Stoffes. So treten Volks- und Kunstdichter auf die gleiche Höhe, und Jakob Grimm stellt im Grunde für den letzteren nur die Forderung, welche beim ersten Auftreten einer volksepischen Dichtung erfüllt und auch beim Kunstdichter berechtigt ist, daß seine Poesie Gelegenheitsdichtung sein solle.

Jakobs erstes selbständiges Buch, das über den altdeutschen Meistergesang, welches 1811 erschien, krankt aber noch an der Unterschätzung des Einzeldichters. Jakob hatte 1807, nicht viel länger als ein Jahr nach Beginn seines Studiums der altdeutschen Poesie, die Behauptung aufgestellt: „Der gemachte Unterschied zwischen Minne- und Meistergesang ist null und nichtig, und (vielleicht alle) Minnesänger sind selbst und recht eigentlich Meistersänger gewesen.“ Er fand kaum eine Differenz zwischen der früheren und späteren Lyrik, beide ermüdeten ihn gleichmäßig, bei beiden erschien ihm die Form künstlich und zwangvoll. Offenherzig bekennt er in der Vorrede, wie trocken ihm dieser Gegenstand sei, „in keiner Hinsicht dem schon in der



Wilhelm Grimm.

Arbeit überall erfreuenden und im Resultat viel reicher lohnenden Studium der poetischen Sagen an die Seite zu setzen, welchem ich meine hauptsächlichste Neigung zugewendet." Ihre Frucht war das erste gemeinsame Buch der Brüder, dessen erster Band 1812, dessen zweiter 1815 erschien, die „Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm".

Die Zeit war den Märchen nicht abhold. Noch kurz vor den Brüdern hatte ein mitstrebender Genosse, Johann Gustav Büsching, eine Sammlung von Volkssagen, Märchen und Legenden herausgegeben. Echte rechte Märchen sind aber wenig darin, und namentlich sind sie nicht unverändert nach dem Volksmund wiedergegeben. Die Grimms waren die ersten, welche nicht nur den Stoff entnahmen, sondern auch mit Ehrfurcht an die Form herantraten. Es war nicht anders möglich bei ihrer Hochschätzung der Volkspoesie, und deren weitere Folge ist die Meinung, daß in diesen Märchen lauter urdeutscher Mythus liege, daß diese ungeachteten Schätze sich noch in ungeglaubte verwandeln und die Wissenschaft von dem Ursprung unserer Poesie gründen helfen würden. Rein deutsch soll alles in ihrer Sammlung sein, nichts erborgt; was sich bei anderen Völkern wiederfindet, deutet auf eine der Trennung vorangegangene Gemeinsamkeit.



Friedrich Karl v. Savigny.

Die Ansicht vom deutschen und mythischen Ursprung der Märchen hat sich nicht bestätigt, allein das Verdienst der Brüder bleibt darum ungeschmälert. Sie haben die Form der Wiedergabe von Volksmärchen gelehrt; sie haben für alle Mär-

chen den Stil endgültig festgesetzt; sie haben durch den dritten Band ihrer Sammlung der vergleichenden Litteratur- und Sagenforschung einen kräftigen Anstoß gegeben; vor allem aber haben sie einen Schatz schönster Poesie gehoben und den Zugang erschlossen zu der Kindlichkeit harmloser Herzen, die nicht staunen, wenn König und Bauer, Mensch und Tier, und was auf Erden und am Himmel sich findet, traulich miteinander verkehrt. Die Grimmschen Märchen führen uns in die sorglose Kindheit zurück und senken unseren Kindern den ersten Samen holder Poesie ins Herz.

In ein verwandtes Gebiet gehören die „Deutschen Sagen", welche die Brüder gleichfalls gemeinsam 1816 und 1818 nach zehnjähriger Sammelarbeit herausgaben; wesentlich der Sagenforschung diente ihre 1813 bis 1816 erscheinende Zeitschrift „Altdeutsche Wälder", in welcher der Grund zu Wilhelm Grimms Hauptwerk, der „Deutschen Heldensage", gelegt wurde; auf die Sage fiel ein besonderes Gewicht in den Editionen des „Hildebrandsliedes" von 1812 und von Hartmanns „Armem Heinrich" 1815; Sagenuntersuchungen veranlaßten die Ausgabe der Eddalieder und der altspanischen Romanzen, beide aus dem gleichen Jahre 1815, die letztere von Jakob allein besorgt. Und schon 1805 lehrt uns eine briefliche Bemerkung Jakobs, daß er der Tiersage und dem Reinhard Fuchs insbesondere seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, deren Früchte allerdings erst dreißig Jahre später reiften.

Vorerst ging Jakob Grimm den dunklen Anfängen volkstümlicher Schöpfungen noch auf einem anderen Gebiete nach, dem des Rechts. Die Abhandlung „Von der Poesie im Recht", die er 1815 veröffentlichte, zeigt ihn uns angelockt vom deutschen Recht durch dessen „Anhänglichkeit an dem Väterlichen", wie er es nennt. „Noch heutzutage," fährt er fort, „haben sich Sitte, Spruch und Gewohnheit der Landeseinwohner nicht so ganz weder von der alten Sage, noch von der frischen Natur des alten Gesetzes entfernen können; in Mund und Weise unseres gemeinen Mannes tilgen sich manche Spuren noch nicht aus, die zum Trotz dem langen Zwischenraum mit dem Wege des Altertums zusammentreffen." Das Volk, „der gemeine Mann" hat, wie die Poesie, so auch das Recht erzeugt. „Recht und Poesie sind miteinander aus einem Bett aufgestanden," sagt Jakob Grimm in anschaulichem Bilde; „in keinem ist bloße Satzung noch eitle Erfindung. Ihr beider Ursprung beruht auf zweierlei Wesentlichem: auf dem Wunderbaren und dem Glaubreichen." Das Wunder ist ihm die unnahbare, heiligende Ferne, worin für jedes Volk der Anfang seiner Gesetze und Lieder tritt; „Glaube hingegen ist nichts anderes als die Vermittelung des Wunders, wodurch es an uns gebunden" und vererbt wird. Die Anschauung ist also nicht so mystisch, als sie nach den Worten „Wunder" und „Glaube" scheinen mag. Den letzten Ursprung von Poesie und Recht, meint Jakob Grimm, kennen wir nicht, aber sie sind altererbt und darum uns ehrwürdig. Dem Reiz des Geheimnisses entzieht er sich nicht, eine unbekannte Größe steht im Anfang der Entwickelung; aber die Entwickelung ist natürlich. „Ein Geheimnis," sagt er in der Rede „Über den Ursprung der Sprache", „ein Geheimnis, bei dem es unnatürlich herginge, giebt es nicht." „Der Schöpfer hat die Seele, das heißt die Kraft zu denken, er hat die Sprachwerkzeuge, das heißt die Kraft zu reden, in uns beides als kostbare Gaben gelegt"; aber die Sprache selbst ist keine geoffenbarte noch angeborene, sondern aus jenen Gaben „mit voller Freiheit" durch den Menschen allein entwickelt.

Ganz aus dem Gedankenkreis, in welchem die Abhandlung von der Poesie im Recht sich bewegt, sind die „Deutschen Rechtsaltertümer" hervorgegangen, obwohl sie erst 1828 erschienen. Sie sind dasjenige Buch Jakobs, welches am wenigsten begriffen und verwertet worden ist. Trotz seiner Bemerkungen in der Vorrede

hat man immer von neuem die Zergliederung des ganzen Rechtssystems darin vermißt, während es ihm nur auf Sammlung des sinnlichen und darum poetischen Elementes ankam, und darauf, zu zeigen, wie uralte Anschauungen, Bräuche und Symbole in den Bestimmungen später Volksrechte nach Jahrhunderten wieder auftauchen. Im Volk steckt die Kontinuität, nicht bei den Gebildeten. Darum hat denn Jakob Grimm auch die ungelehrten Rechtsaufzeichnungen, die Weistümer reichlich in den Rechtsaltertümern benutzt und später sie zusammenzustellen begonnen.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn einem Manne, der so unablässig auf die Ergründung des Geistes seiner Nation aus war, nicht auch die Sprache an sich, der unmittelbarste und lauterste Ausdruck des Seelenlebens, als Werkzeug bei dieser Forschung sich hätte aufdrängen sollen. Und ganz wie er in Poesie und Recht verglich, bald innerhalb der germanischen Stämme, bald über sie hinaus, so verglich er nun auch bei der Sprache. Aber auf diesem und dem mythologischen Felde hatte die Eröffnung des Sanskrit, die Erkenntnis des Zusammenhanges der indogermanischen Sprachen nur bei allzu vielen einen verzückten Rausch erzeugt. Maßlose Hypothesen galten erlaubt und nichts unmöglich. Diese weiten Ausblicke reizten Jakob Grimm: „Wenn ich ferner vor etwas Respekt und zu etwas Lust bekommen habe, so sind es etymologische Studien, welche in die Geschichte der Poesie von allen Seiten leuchten" — so schreibt er Wilhelm 1809. Und bald etymologisiert er den Wildesten zum Trotz. Denn hier fehlte jeder Zügel. Bei Vergleichung von Sagen und Rechtssatzungen mußte doch wenigstens das Thatsächliche stimmen und behauptete seinen Wert, wenn auch der angenommene Zusammenhang ein täuschender war. Jakob Grimms Sprachvergleichung ist in ihren Anfängen ganz wertlos, weil er sogar an der dürftigen Forderung des Gleichklanges vorbeischritt. „Am richtigsten betrachtet man die meisten Anfangskonsonanten als gleichgültige Vorsätze vor den Wurzelvokal": diesem Dogma hängt er noch 1813 an. Er läßt es drucken im „Deutschen Museum" Friedrich Schlegels, welcher die indischen Studien nach Deutschland gebracht und, selbst nicht eingehend damit vertraut, andere noch weniger Wissende verführt hatte. Aber Friedrichs Bruder August Wilhelm brachte Jakob Grimm zur Besinnung.

1815 recensierte August Wilhelm Schlegel die „Altdeutschen Wälder", scharf tadelnd. Er vermißt unter anderem philologische Methode an den Brüdern und spottet vor allem über Jakobs Etymologien. Eine altdeutsche Grammatik verlangt er und zeigt auf lobenswerte Vorarbeiten ausländischer Gelehrter hin. Wir haben kein ausdrückliches Zeugnis für die Wirkung dieser Anzeige auf die Brüder; Jakob schreibt nur viel später an Lachmann, er danke August Wilhelm Schlegel immer noch die in seiner Jugend durch ihn empfangene Anregung. Aber wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auf diese Kritik Jakobs ernstliche Beschäftigung mit der Grammatik zurückführen.

Unverbunden steht die Arbeit nicht neben Jakobs älteren, auch abgesehen von den etymologischen Versuchen nicht. Er will, wie die Widmung des ersten Bandes an Savigny sagt, auch von dieser Seite her in unser deutsches Altertum Bahn brechen. Wie also die Mittel auch wechseln — das Ziel bleibt immer das gleiche.

1819 erschien der erste Band der „Deutschen Grammatik". Sie war — um Größeres mit Kleinerem zu vergleichen — eine so neue, unerhörte Erscheinung wie die Märchen. War das wirklich ein Grammatiker, dieser Mann, der sich begnügte, zu beobachten und seine Beobachtungen zu ordnen; der nur aus dem Gefundenen Regeln zog und darauf verzichtete, nach seinem souveränen Ermessen Regeln zu diktieren? Oder wenn er nicht Gesetzgeber sein wollte — wo war der philosophische Aufbau der Grammatik? — „Man kann die Sprache nicht lehren," sagt Jakob Grimm, „sondern nur daran lernen." Deshalb nichts vom Gewohn-

ten, sondern etwas Neues, durch die Widmung an Savigny schon Angedeutetes: eine historische und vergleichende Grammatik. Jakob Grimm ist der Begründer beider Richtungen, sein Buch ist das Muster für alle späteren Grammatiken aller Sprachen geworden, und nicht die kleinste Elementargrammatik giebt es, welche nicht durch sie beeinflußt wäre. Und dies erstaunliche Werk hat Jakob Grimm allein aus den Quellen geschöpft, ohne brauchbare Vorarbeiten, abgesehen von den Raskischen für das Nordische, und er hat Quellen von höchstem Wert erst in das ihnen gebührende Recht eingesetzt: die Eigennamen. Die Fülle neuer Aufschlüsse ist erstaunlich; um nur das Wichtigste zu nennen, sind so einflußreiche Erscheinungen wie Ablaut und Umlaut hier zuerst nachgewiesen und benannt.

Trotzdem haftet nach heutigen Begriffen dem ersten Band der Grammatik ein empfindlicher Fehler an: ihm fehlt die Lautlehre, er beginnt sofort mit Deklination und Konjugation. Die Vorrede verkündet aber, daß hierfür wie für Geschlecht und Wortbildung schon vorgearbeitet sei und nur der Platz zur Aufnahme gefehlt habe. Wirklich erschien bereits nach drei Jahren eine neue, völlig umgestaltete Ausgabe des ersten Bandes, welche mit einer umfangreichen Lautlehre anhebt, als deren Hauptfrüchte die Erkenntnis der Brechung und der Lautverschiebung dastehen. Letzterer hatte Rask sich schon genähert, Jakob Grimm aber stellte das volle Gesetz auf und tilgte so einen großen Teil der Schuld, welchen er noch vor wenigen Jahren durch seine zügellosen Etymologien sich aufgebürdet hatte. Die Sprachvergleichung erhielt durch ihn eine ihrer unentbehrlichen Stützen. 1826 kam der zweite Band her-



Ludwig Tieck.

aus, 1831 der dritte, beide die Wortbildung behandelnd, 1837 der vierte, die Syntax des einfachen Satzes, 1840 eine Umarbeitung des Vokalismus. Auch im zweiten, dritten und vierten Bande ackert Jakob Grimm auf unberührtem Feld, wenn auch nach und nach jetzt schon durch Einzelarbeiten solcher unterstützt, die bei ihm selbst in die Schule gegangen waren.

Die Brüder hatten inzwischen, durch ungerechte Zurücksetzung aus ihrem Bibliotheksdienst vertrieben, Ende 1829 ihren Wohnsitz aus dem geliebten Kassel nach Göttingen verlegt, wo sie ihre Bibliotheksthätigkeit fortführten, zugleich aber eine akademische Lehrthätigkeit begannen. Ihre privaten Arbeiten ruhten wegen dieser anstrengenden Aufgaben nicht, und



August Wilhelm v. Schlegel.

Ganz eigenartig ist das sechste Kapitel des dritten Bandes, welches vom Genus handelt. Äußere Kennzeichen dafür fehlen meist, und darum sucht Jakob Grimm nach inneren, aber nicht philosophisch spekulierend, sondern mit jenem feinen Sinn, welchen er durch liebevolles Versenken in alle Äußerungen germanischen Geistes sich zu erwerben gewußt hatte. Wie früher den Zusammenhang zwischen Recht und Poesie, so weist er hier den zwischen Sprache und Poesie auf.

Jakob trat schon 1834 wieder mit einem größeren Werke hervor, dem „Reinhard Fuchs".

Mones Reinardus hatte alte Interessen und Pläne wieder auferweckt, und in wenig mehr als einem Jahre war die Arbeit abgeschlossen. An den herausgegebenen Texten lag Jakob Grimm weniger: das Geschäft des Editors hat ihn nie angezogen; desto mehr an der einleitenden Untersuchung. Deutlicher als die Grammatik, bei welcher der treibende Gedanke

notwendig durch den Stoff verdeckt werden mußte, offenbart sie abermals den Wunsch, zu den Anfängen vorzudringen. Sie erblickt in der Tiersage „unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Überlieferung", ein Volksepos, dessen Keime in grauer Vorzeit ruhen und sich je nach Gegend und Sitte bei den verschiedenen Völkern verschieden entwickelt haben, während frühere Forscher in diesem Vorgang schon richtiger Entlehnung und Erfindung gesehen hatten. Aber sie werden unwillig beiseite geschoben als solche, die nur an Barbarei bei den Deutschen denken, deren Anerkennung des Vaterländischen geringfügig ist und die nicht wissen, daß eine echte Tierfabel sich ebensowenig ersinnen läßt als ein anderes episches Gedicht.

Sein Vertrauen in Wert und Zähigkeit volkstümlicher Überlieferung hat Jakob Grimm auch in dem Werke getäuscht, welches bestimmt war, die deutsche Mythologie auf wissenschaftliche Grundlage zu heben. Den Fehlern der bodenlosen, zum Teil voreingenommenen Spekulationen von Kanne, Görres, Creuzer, Mone stand zwar Jakob Grimm nicht durchaus ablehnend gegenüber; aber er sah doch, daß zunächst das Material für die Untersuchung vollständig zu sammeln und nicht mit herausgegriffenen Brocken zu arbeiten sei. Diese Sammlung ist in so hohem Grade reichhaltig und nach manchen Seiten hin erschöpfend, daß dadurch dem Buch ein dauernder Wert verliehen ist, wenn dieser auch andererseits durch das Zuviel des Materials beeinträchtigt wird. Denn Volkssage, Volksmärchen, Volksaberglaube sind willig als vollgültige Zeugen anerkannt, eben weil sie im Volke umgingen. Um so verwunderlicher, daß Jakob Grimm das Volksepos, die Heldensage nicht für die Mythologie ausbeutete, deren Zusammensetzung aus Mythen und Geschichte ihm bekannt war, deren er in der Vorrede sogar Erwähnung thut. Auch das ist nur die Folge seiner Gläubigkeit an das Volkstum, daß er die von ihm selbst besonnen errichtete Schranke zwischen nordischen und südlichen Göttern hastig niederreißt, sobald nur die geringste Spur einer Gemeinsamkeit, etwa der gleiche Stamm im nordischen Götternamen und durchaus profanen südlichen Wörtern, hervortaucht. Der Begründer der wissenschaftlichen deutschen Mythologie hat sein besseres Wissen vom Dunst der Ferne umnebeln lassen, und langsam erst fangen seine Schüler an, diesen Schleier zu zerteilen und das Bleibende an Jakob Grimms Werk zu Ehren zu bringen.

Die erste Auflage der „Deutschen Mythologie" ist 1835 aus Göttingen hervorgegangen, die Vorrede der zweiten trägt die Unterschrift „Berlin 1844." Dazwischen liegen trübe Jahre, doch an ihrem Beginn strahlt die ehrenfeste Mannhaftigkeit der Grimms und ihrer fünf Genossen, welche lieber ins Elend ziehen als einen Eidbruch üben wollten, war auch ein König der Verführer. Und an ihrem Beschluß leuchtet die milde Güte eines anderen Königs, der ihnen in seiner Hauptstadt eine neue Heimat bereitete. Jakob hat sie nicht leichten Herzens aufgesucht. Er nennt einmal Berlin unter den übergroßen Städten, „und das zu Große ... stammt schon aus der Verderbnis... Eine übergroße Stadt zieht eine Menge Laster nach sich und bekommt Anmaßungen wie eine kaiserliche Garde." Wilhelm wird dem neuen Wohnort getroster entgegengeblickt haben. Er rühmt schon bei seinem ersten Besuch 1809 „die breiten, großen Straßen mit den eleganten Häusern", nennt Berlin imposant und einen angenehmen Aufenthalt. Auch auf Preußen ist Jakob als junger Mann nicht gut zu reden und spricht ärgerlich von der Nachahmung alles dessen, „was aus dem flachen preußischen Sand herauskeimt". Später ruhte ihm auf Preußen „unserer Stärke Hoffnung". Die Politik ist ihm übrigens, trotz der Beteiligung am Frankfurter Parlament, nie zu einer lebendig praktischen Beschäftigung geworden. Ihn leiten dabei gelehrte, aus seinen Studien gezogene Erwägungen; nach Dialekt und Mundart soll sich Deutschland neu gestalten und womöglich alle die Völ-

ker umfassen, welche er in seiner Grammatik deutsche nennt. Wie wenig ihn Politik und Parteiwesen lockten, geht am deutlichsten daraus hervor, daß er seine Vertreibung aus Hannover nicht im mindesten nach dieser Richtung ausnutzte, sondern im Gegenteil so schnell wie möglich wieder in den Schatten zurücktrat. Seine Handlung war Gewissenssache, nicht Parteisache gewesen — dies klar zu machen, ist der Zweck der Schrift über seine Entlassung.

Das deutsche Volk dankt der Verbannung der Brüder das „Deutsche Wörterbuch". — Karl Reimer, einer der Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung, regte es an, um den Brüdern eine sichere und reichliche Einnahme zu verschaffen, und sie schlugen ein. Damit war die Aufgabe gestellt, welche ihr Leben von nun an wesentlich ausfüllen sollte, an welche sie herantraten unter Verzicht auf manche bei ihnen selbst entstandene, besser in den Zusammenhang ihrer Studien passende Pläne. Aber die Größe der Aufgabe lockt sie auch. Es gab weder im Deutschen noch in einer anderen modernen Sprache ein Wörterbuch, welches den Sprachschatz lautlich und begrifflich entwickelte, welches sowohl dem Gelehrten als dem Volk verständlich war. Und wenn Jakob mit dem Bruder ein solches für das Neuhochdeutsche schuf — vervollständigte er dann nicht seine Grammatik durch ein Stück Bedeutungslehre? Kamen nicht alle anderen früheren Forschungen ihm zu gute und konnte er sie nicht hier und da ergänzen? Förderte er nicht die mehr und mehr in allen Kreisen erstarkende Liebe zur Muttersprache und durfte er nicht hoffen, ein Hausbuch zu schaffen, dessen Worten die Familie gern lauschen würde? — Solche Erwägungen hatten ihn und den Bruder zum Ja geführt. Freilich, es ist ihnen mancher Seufzer über der Arbeit aufgestiegen, aber die allgemeinste Teilnahme hat sie begleitet und begleitet nur deshalb heute das Fortschreiten des Werkes in minderem Grade, weil ganz gegen Jakobs Plan, dem Wilhelm schon zu ausführlich war, übermäßige Breite und daraus folgende Langsamkeit der Weiterführung dem Interesse Eintrag thun. Aber zu einem Lesebuch des Volkes konnte das Wörterbuch auch unter Jakobs Händen nicht werden: dazu ist seine Anlage zu gelehrt und die Neigung für Sprachliches selbst bei Gebildeten nicht tief genug. Es ist dem Wörterbuch doch das Geschick nicht erspart geblieben, welches Jakob von ihm abwenden möchte, daß es, wo es über die gelehrten Kreise hinausdrang, gleich einem dürren Handlexikon ein paarmal im Jahre aus dem Staub unter der Bank hervorgelangt wird, um Streit zu schlichten oder Rat zu geben. Allein es ist die höchste Instanz und sein Ausspruch gilt. Denn was man Jakob Grimms Artikeln zum Vorwurf machen kann: eine mitunter hervorbrechende Altertümelei, die sich gegen neue, aus dem gesetzmäßigen Entwickelungsgange heraustretende Erscheinungen sträubt, korrigiert sich von selbst. Diese Altertümlichkeit ist einer der Reize seines in der Fülle sprachlicher Möglichkeit schwelgenden, oft durch ungewöhnlichen Ausdruck frappierenden, aber trotzdem jedermann verständlichen, immer treffenden Stiles, der durchaus eigenartig ist. Bei Nachahmern wird er geschmacklos, bei seinem Schöpfer decken sich Stil und Wesen, so daß ein Gedanke an Barockheit nicht aufkommen kann.

Wenngleich die Arbeit am Wörterbuch Jakob manche Freude gewährte, so war die sittliche Großthat Jakob Grimms, des Mannes Jakob Grimm, dem Gelehrten doch zum Verhängnis geworden. Das Wörterbuch erdrückte ihn — ihn, der zu gewissenhaft war, nachdem er den Weg gezeigt, andere für sich eintreten zu lassen. Große Arbeiten kamen nicht mehr zu stande, nur noch kleinere Abhandlungen, die meist in der Akademie vorgetragen wurden. Viel Persönliches mischt sich in sie und läßt uns in ein Gemüt schauen, welches sich aus dem Dunst kleinlichen Treibens zur Klarheit großartiger Ruhe erhoben hat. Bedeutungsvoll in ihnen

jedes Wort, man spürt, wie eins bedächtig ans andere gereiht, alle mit liebevoller Sorgfalt und Freude am Zutreffen ausgewählt werden. „Hinn fróda“ würden ihn die Nordleute genannt haben, einen Mann, der in langem Leben viel erfahren hat und dessen innere Festigkeit nichts erschüttern kann. Selbst den Tod des Bruders trug er mit Ruhe, des steten Genossen, mit dem er in der Jugend den Bund schloß, sich nie zu trennen. Ein günstiges Geschick hatte ermöglicht, ihn mehr als fünfzig Jahre zu halten — Jakob mochte wohl vertrauen, daß auch die Trennung durch den Tod keine lange sein werde.

Nur ein Buch konnte Jakob Grimm während der Arbeit am Lexikon noch vollenden, die „Geschichte der deutschen Sprache“, welche in den Wirren des Jahres 1848 herauskam, deren Widmung an Gervinus Jakob in Frankfurt schrieb als Parlamentsmitglied. Es ist aber nur äußerlich ein Buch, keine Geschichte der deutschen Sprache, sondern Einzeluntersuchungen archäologischen, grammatischen, historischen Inhalts zur Geschichte der deutschen Sprachen und der deutschen Völker. Das Buch übt auf die den deutschen Studien Fernerstehenden große Anziehung aus, denn erstaunlich und dem Germanen schmeichelhaft sind seine Lehren. In den Goten findet Jakob Grimm die Geten wieder, in den Daken die Dänen, in den Saken die Sachsen, und rückt so die Geschichte unseres Volkes um Jahrhunderte hinauf. Mit umfassender Gelehrsamkeit, aber auch mit Rückfällen in die jugendliche Manier, zu etymologisieren, sucht er seine Annahme zu stützen, allein die Stützen halten einer besonnenen Kritik nicht stand, und seine Behauptung ist gefallen.

„Unter allen meinen Büchern habe ich keine mit größerer Lust geschrieben als die Rechtsaltertümer, den Reinhard und die Geschichte unserer Sprache,“ gesteht Jakob Grimm. Nehmen wir die Mythologie hinzu, so sind es diejenigen, welche von der methodischen Strenge der Grammatik sich am weitesten entfernen und daher die am mindesten sicheren Resultate ergeben haben. Jakob Grimm kennt den Wert der Grammatik: er schreibt an Dahlmann, daß er ihr am Ende alles verdanke; aber er konnte der Neigung nicht widerstehen, die Klüfte der Überlieferung in Recht und Sage und Mythologie als ausfüllbar anzunehmen, weil in der Grammatik ein nicht abreißender Zusammenhang thatsächlich vorhanden war. In der Vorrede zu den Rechtsaltertümern weist er auf die Schwierigkeit, die allzu kühne Verbindung und Zusammenstellung ferner Zeiträume zu rechtfertigen, selbst hin, aber er wagt im „Mut des Fehlens“. Und er fehlt aus Liebe zu seinem Volk, aus Liebe zu dem Volk. „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben.“ Und die Kräfte zur Erhebung fand er beim „gemeinen Mann“. „Eine lange thörichte Zeit hatte uns geübt und beinahe gewöhnt, dasjenige zu verwahrlosen, was mitten bei und neben uns geblieben war, woraus die treuen Augen unserer guten ehrlichen Vorfahren hervorzublicken und die Frage an uns zu thun scheinen, ob wir sie endlich auch wieder grüßen wollen.“ Sagt man, daß die methodischen Fehler Jakob Grimms seiner Größe als Philolog Eintrag thun, so vergesse man nicht, daß er sie mit Bewußtsein begangen, daß er ohne die Neigung zu ihnen kein so großer Philolog geworden wäre und daß sie als Menschen und Deutschen ihn erhöhen. Warum hat alle Welt am 4. Januar ihn gefeiert? Nicht als Angehörigen einer gelehrten Zunft, der seines Handwerks froh und sicher war, nein, als den echten deutschen Philologen, das heißt als den Freund unserer Nation, der ihr inneres Wesen und Leben ihr geschichtlich zu enthüllen begann, ihr Selbstbewußtsein stärkte, ihre Glieder einander näherte und hoch und niedrig Achtung und Freude erweckte an den schaffenden Kräften, die im Geist unseres Volkes sich regen.



Palmengruppe der Villa Mariaglia in San Remo.

San Remo.

Ein ligurisches Städtebild

von

Woldemar Kaden.

> Siehe die Formen voll Reiz, von Lichtern umflossen und Düften,
> Die des Ligurischen Meers silberner Gürtel umschließt.

an Remo liegt, wie männiglich bekannt, an der Riviera di Ponente italienischerseits, nordwärts von Genua, und kann von dieser Stadt aus in vier und einer Viertelstunde, von Marseille aus in elf Stunden erreicht werden; ist also für einen Deutschen, der durch den Gotthard kommt, ein gar bequem zu erstrebendes Reiseziel.

Lohnt es sich aber, dasselbe zu erstreben? Wäre es nicht besser, in dem mit europäischem Rufe ausgestatteten Cannes, Nizza oder Mentone, die doch auch ganz in der Nähe da herumliegen, abzusteigen? Nun, San Remo scheint den genannten Orten, die noch dazu uns Deutschen ihre „französischen Sympathien“ entgegenbringen, an Bedeutung nicht nachzustehen, dafür sprechen in nachdrücklichster Weise seine Fremdenregister, welche dem an ausgiebiger Gesellschaft und entsprechender Unterhaltung Zweifelnden bekunden, daß daselbst gewohnt vom Dezember 1880 bis dahin 1881: 2803 Familien mit 6475 Personen; vom Dezember 1881

bis 1882: 2865 Familien mit 6622 Personen u. s. w., daß es ferner in der Saison 1881 bis 1882, also vom 1. Oktober bis 25. April, hier 6012 fremde Familien mit 9330 Personen gab. Von der ganz bedeutenden Frequenz des Ortes erzählen, wenn jene Tausende von Menschen schweigen sollten, die Kassenbücher der Eisenbahnstation San Remo. Vom 1. Oktober bis 25. April 1882 wurden an dieser einzigen Station 93 708 Billette aller Klassen verkauft! Leere Züge wird's also selten geben, landschaftliche (und leider auch andere) leicht zu erreichende Verlockungspunkte aber gerade genug.

Wer kommt nun nach San Remo? Ja, wer kommt nach Cannes, Nizza und Mentone, diesen klimatischen Kurorten? Auch San Remo ist ein klimatischer Kurort, vor allen anderen aber bekannt und berühmt wegen seiner echt italienischen Lenzeslüfte, die da wehen, wenn unser Deutschland, vom rauhen Nord durchschnaubt, unter Schnee und Eis starrt und die kranken Menschen — die mit chronischem Katarrh der Respirationsorgane, Emphysem, chronischer und stationärer Phthise, chronischen Rheumatismen und anderem Ungemach behafteten — gezwungen sind, hinter den Scheiben, in deren Schutz ein paar verkümmerte Hyacinthen blühen, in dunstiger Ofenwärme und bei dunstigem Lampenlicht den Frühling und das erste im Freien geborene Veilchen heranzuseufzen, heranzuzweifeln.

So bestehen also San Remos Gäste aus lauter Leidenden? Ich bin aber gesund; was fängt der Gesunde im Hospital an? Den lebefreudigen, fröhlichen, gesunden Touristen hindert nichts, zu kommen und seinem Lebensroß im Vollgenuß des Frühlings die Zügel schießen zu lassen. Er findet in und um San Remo alle Reize entfaltet und zusammengedrängt, mit welchen die weiter drüben und weiter drunten sich breit machende italienische Sirene schon so viele Tausende verlockt und entzückt hat; Reize, die er in den verschiedenen Provinzen einzeln zu einem Venusbilde zusammenlesen muß, bieten sich ihm hier auf einmal dar. Er braucht aber durch sie nicht philisterhaft sich ans Haus fesseln zu lassen, das heißt seine Freuden nur innerhalb des Weichbildes von San Remo zu suchen; es liegt ein langes Verzeichnis von Spaziergängen und Ausflügen vor, so daß ihm gerade dieser Sitz, in der Mitte fast der fahrbaren großartigen „Corniche", am Meer und an der Eisenbahn gelegen, mit den komfortabelsten Gasthäusern und feinsten Hotels ausgestattet, täglich und stündlich Gelegenheit zu Ausflügen, Wanderungen, Fahrten, Ritten nach dem lieblich-leichtsinnigen Nizza im Westen, dem stolzen Genua im Osten und allen dazwischen liegenden reizenden, eines wiederholten Besuches wohl werten Ortschaften, wie Monaco, Monte Carlo, Bordighera, Ospidaletto, Porto Maurizio, Oneglia u. a., in bunter Abwechselung bietet.

Es bedarf nicht viel, sich bald in San Remo, den heimeligsten Ort der Riviera, zu verlieben, und zu diesem Zweck sehen wir es uns gern etwas genauer an. Mit großstädtischem Anstand und doch so unendlich lieblich und gastlich liegt es in seiner sanften Bucht drin. Lockend erscheint es dem Schiffer, der es vom Meer aus liegen sieht, lockend dem auf der Landstraße Daherkommenden durch die freundliche Lage seiner Häuser und Villen mitten im smaragdenen Grün, durch die stille Pracht und den süßen Duft seiner zahlreichen Gärten, die gesunde reine Luft, die sonntägliche Stille in seinen Straßen, so daß nirgends besser als über den Thoren San Remos das jetzt so oft gemißbrauchte „Qui-si-sana" geschrieben stehen könnte.

Was wir auf den ersten Blick sehen und fassen, ist, daß der Ort sich schön und sicher nach einem vorhandenen Bedürfnis entwickelt haben muß. Davon zeugen die in der Ebene, am Fuß der Hügel, auf den Bergen liegenden, nach Hunderten zählenden reizenden Landhäuser, welche die Intelligenz der Sanremesen und lebensfroher Fremden aller Klassen im Laufe der Zeit gebaut hat. Im Innern der Stadt finden

wir neue Straßen, neue Häuser, Paläste und Institute, stattliche Kaufläden mit reichbesetzten Schaufenstern wie auf einem Pariser Boulevard; dazu lebhafter Handel auf der Eisenbahn, auf der Landstraße, auf dem Meere; in allen Hotels gewaltiger Konsum. In den Werkstätten herrscht reges Gewerbleben, munterstes Treiben auf Markt und Gassen, überall Karawanen von Fremden aller Nationen zu Fuß, zu Wagen, zu Roß und Esel; ameisengleich bethätigt sich das Volk der arbeitenden Klasse. Das alles aber, und dies ist der Vorzug San Remos vor anderen Kurorten, vollzieht sich in friedlicher, nervenberuhigender Stille und drängt sich niemand auf. Ein wohlthuender Wohlstand ist dem Gebaren der Einwohner aufgeprägt, welche von den patriarchalischen Sitten der Väter noch nicht gelassen haben.

Und doch war San Remo schon einmal verblüht; die Blüte, die uns jetzt erfreut, ist einem jüngsten Lenz entsprossen und verdankt ihre Fülle einem braven Gärtner, einem Landeskinde, dem Doktor Panizzi.

Die alten Sanremesen vegetierten, wie sie das von ihren Großvätern gelernt, ruhig und anspruchslos unter ihren Citronen- und Ölbäumen, die Früchte des Bodens sammelnd und auf ihren immer kleiner werdenden Barken vertreibend. Gleichgültig sahen sie dem Aufblühen der Nachbarorte Nizza und Mentone zu, die ihre klimatischen Wohlthaten zu Geld zu machen wußten; gleichgültig sahen sie die mit Fremden besetzten Postwagen durch ihre Stadt fahren, in der noch kein Stiefelknecht zur Benutzung von Gästen vorhanden war.

Panizzi, der lange Jahre im Ausland gelebt und die Hotel- und Badeindustrie manches Ortes von geringerem Wert als sein Heimatsort, manche kältere Sonne kennen gelernt hatte, kehrte 1857 nach San Remo zurück. Hier fand er noch alles unverändert beim alten, der alte Schlendrian war Bürgermeister geblieben. Der mußte abgesetzt werden. San Remo sollte mit den anderen, eben zu Ruf gelangenden klimatischen Winterkurorten in die Schranken treten.

Das konnte es sehr gut. Die Lage und das durch diese bedingte Klima eigneten sich trefflich dazu.

Ein recht poetisch gesinnter Baumeister oder Gartenkünstler hat die Topographie San Remos mit allem, was dazu gehört, geschaffen. Er zeichnete in feinen sanften Linien einen Meerbusen, setzte wie zwei Wachttürme zwei in die Wellen vorspringende Kaps an dessen Endpunkte, schob in den Rücken der Landschaft gegen Norden in Kreisform einen hohen Gebirgszug, ließ von diesem sieben Hügel mit dazwischen liegenden, sanft geneigten Thälern, welche friedliche Bäche durchfließen, meerwärts sich abdachen, umkleidete diese Hügel mit dem silbernen Baume der Minerva, mit Citronen, Orangen, Mandeln, Granaten, Lorbeeren, Myrten und Palmen, die höheren Berge mit Tannen, Fichten, Eichen, Lentiscus und allerhand duftigen Alpenkräutern, schmückte das ebenere Land gegen das Meer hin mit Reben und Rosen, die Wiesen mit Veilchen und Anemonen, erfüllte die ganze amphitheatralische Höhlung mit einer milden Bergluft, und — als er ansah, was er gemacht, siehe, da war es sehr gut: der Boden von San Remo war fertig. Darüber spannte nun der Himmel sein blaues Zelt aus und ließ seine sanftesten Winde wehen.

Das Kap im Westen ist Kap Pino, das östliche Kap Verde, auf dem das berühmte Sanktuarium Nostra Donna della Guardia sich erhebt; der höchste Berg im Hintergrunde, auf dem letzten Ausläufer des Alpenarmes, der vom Saccarello aus ostwärts gegen Ventimiglia sich erstreckt, ist der Monte Bignone, 1291 m hoch. Hinter diesem Turmwall mauern sich noch andere Bergketten auf, den kalten Nordwinden einen unübersteiglichen Damm entgegensetzend.

Teilen wir das Gebiet San Remos durch eine vom Mittelpunkt des Golfes aus nach dem Bignone gezogene gerade

Linie in zwei Teile, so erhält jeder Teil wiederum zwei kleinere Buchten: zwei zur Rechten und zwei zur Linken der Stadt. Jene Linie wird aber von der Natur selbst durch einen vom Monte Bignone herabkommenden Hügelausläufer gebildet, auf welchem die Altstadt San Remo liegt.

Rechts und links von diesem Teilungsrücken laufen einander parallel die zwei „bedeutendsten", sich eben nur bei Regenwetter füllenden Wasserbetten dem Meere zu, und zwischen ihren beiden Mündungen entfaltet die Stadt das Kreuz ihrer vier Quartiere.

Man könnte also, was in Mentone so deutlich ausgesprochen und mit starken Merkmalen markiert ist, auch hier füglich von einer West- und einer Ostbucht reden, obschon Temperaturunterschiede hier nicht so fühlbar ausgeprägt sind. Nur wenn der eine etwa vierzehntägige kältere Periode des Winters bezeichnende Nordost weht, ist die Westseite angenehmer.

Sonst ist auf beiden Seiten süße Milde der Grundcharakter des sanremesischen Klimas. Winde wehen selten, und kalte Winde sind fast unbekannt wie Frost, wie Schnee und Hagel.

Das Mittel der Temperatur ist für den Winter 11 bis 14, im Frühling 16 bis 17, im Sommer 21 bis 23, im Herbst 18 bis 20 Grad Celsius. Von Regentagen zählt man im Winter 12 bis 15, im Frühling 10 bis 12, im Sommer 5 bis 6, im Herbst 15 bis 20. Der Jahresregenfall wird im Mittel mit 720 mm beziffert, und sonnenhelle Tage rechnet man gegen 255. Vergleichen wir die Zahl der Regentage in San Remo nach den Aufzeichnungen des am Orte ansässigen Arztes Doktor Daubeny mit denen der anderen bekannten Küstenorte, so ergeben sich für Mentone 80, Nizza 60, Cannes 52, Bordighera (wie in San Remo) 45.

Zur Orientierung stehe hier noch die meteorologische Tabelle Brökings, ein Mittel aus den Jahren 1866 bis 1874. Auch nach dieser zeigt San Remo ein gar heiteres Gesicht:

	Okt.	Nov.	Dez.	Jan.	Feb.	März	April
Mittl. Temperatur	14,7	13,3	10,9	9,4	11,2	12,1	15,0
Relat. Feuchtigkeit	65,7	67,8	66,9	66,2	68,1	64,6	65,8
Heitere Tage . . .	10,4	8,5	10,3	11	11	11,1	14
Halbheitere Tage .	15,4	14,5	14,5	15	12	13	12
Trübe Tage	5	7,3	7,6	5,5	6,3	6,8	4,3
Regentage	7,2	4,8	6,4	4,8	3,5	6,4	3,5

Die Vorzüge dieses Klimas waren aber der Welt so lange unbekannt, bis eben jener Doktor Panizzi kam, der sich zum Herold dafür aufwarf. Er verband sich mit einem in San Remo ansässigen Engländer Taylor, und der versprach ihm, in die Weltposaune der „Times" zu stoßen. Er schrieb einen tönenden Artikel über den ewigen Lenz am Fuße des Bignone und hob zugleich den sanften gastfreundlichen Charakter der Sanremesen rühmlichst hervor. Nizza und Mentone fangen an, vor der Rivalin am Ligurischen Meer sich zu fürchten, entbrennen bald in Eifersucht gegen sie: die Rivalin muß um jeden Preis niedergehalten werden, sei es selbst mit den Waffen der Lüge und Verleumdung.

Aber die Welt hinter den Alpen ist inzwischen doch auf den neuen Ort aufmerksam geworden. Sollte San Remo sich wirklich so vieler Vorzüge rühmen können? Die Wahrheit wäre ja so leicht zu erforschen. Nicht Neugierde, sondern der Trieb, der Wissenschaft und mit ihr der leidenden Menschheit einen Dienst zu erweisen, veranlaßte alsbald den Wiener Professor Doktor Sigmund, an Doktor Pröll, den Arzt der Gasteiner Wasser, der zufällig in Nizza weilte, zu schreiben und ihn zu bitten, der Sache einmal auf den Grund zu gehen.

Doktor Pröll geht auf diese Aufforderung hin als Kundschafter nach San Remo, und siehe! „das Land war sehr gut und lieblich darin zu wohnen", wenn — die Väter der Stadt die nötigen Einrichtungen für eine Fremdenkolonie treffen wollten. Rasch ward ein Anfang damit gemacht, und schon das nächste Jahr sendet Doktor Sigmund zwei seiner Brustkranken, zwei hochgestellte Personen, zur Winterluftkur nach San Remo, und — der Erfolg ließ nichts zu wünschen übrig.

Die Zukunft San Remos war gesichert.

Jetzt mußte aber von seiten der Stadt auch materiell für die Kranken gesorgt werden. Platz für Hotels war genügend vorhanden, wenn sich nur Unternehmer fänden.

Das erste Hotel, das noch mehr im Glauben als im Schauen gebaut wurde, war das Hotel de Londres (1861). Der Name dieses sowie der beiden demnächst entstehenden, Hotel d'Angleterre und Victoria, zeigt an, daß man allermeist auf englischen Besuch rechnete. Wirklich gingen auch die Deutschen noch immer fast alle nach dem französischen Nice — Nizza — und Mentone. Da kam der Krieg von 1870, das deutsche Element fühlte sich unbehaglich auf französischem Boden und ging über die nahe Grenze nach dem italienischen Bordighera und San Remo. San Remo brachte es nun bald zu vierundzwanzig guten Hotels. Das Municipium that seine Schuldigkeit und verschönerte die Stadt durch Neubauten, Straßen, Promenaden, öffentliche Gärten, Beleuchtung. Die reizendsten Landhäuser wuchsen wie Champignons aus dem Boden, ein Theater wurde gebaut; der Aufenthalt der russischen Kaiserin gab Veranlassung zur Schöpfung des Corso Mezzogiorno am Meer und des öffentlichen Gartens vor dem Hotel Bellevue und Londres.

Wer San Remo von heute mit dem vor zwanzig Jahren vergleicht, kennt es nicht wieder. Neue Plätze, breite Straßen mit schönen und bequemen Trottoirs sind entstanden, wasserreiche Fontänen verschönern die Stadt; neue Verbindungswege, besonders der nach Perinaldo, erleichtern den Verkehr; das Hospital kam auf den Berg, der neue Friedhof wurde gebaut; die Via Vittorio Emanuele hat eine Menge prächtiger, nach dem neuesten Tagesgeschmack eingerichteter Magazine. Wo sonst nichts als Citronen- oder Gemüsegärten waren und elendes Häusergeniste stand, werden noch immer neue Gassen der Luft und dem Licht eröffnet, sonnige oder von Bäumen umschattete Wandelwege angelegt; sogar der Hafen ward vergrößert, wenn auch dies als das letzte Bedürfnis der Stadt anzusehen wäre, deren Seehandel durch die Nähe Genuas, mit dem es einst, in guten Tagen, auf dem Meere rivalisierte, gar zu leicht trocken gelegt wird.



Blick auf San Remo vom Molo aus.

Das wäre denn das sonnenfrohe, mögliche, schöne, das San Remo der Gegenwart und Zukunft. Außer diesem giebt es aber ein finsteres, schwarzes, unmögliches, häßliches (wenn auch immerhin äußerst malerisches) San Remo: das San Remo der mittelalterlichen Vergangenheit,

die Altstadt, die berüchtigte Altstadt mit unmöglichen Straßen, unmöglichen Häusern und noch unmöglicheren höhlenartigen, durch Rauch und Alter geschwärzten Wohnungen.

Vom Meere aus sehen wir's an seinem Burgberge hängen, wie ein altes verschlissenes Landsknechtwams, wie eine unheimliche Mönchskutte, deren Saum bis dicht an die erste Hauptstraße der neuen Stadt streicht. Wer nach San Remo kommt, steigt zu diesem Stadtungeheuer hinan, sei es auch nur, um zu erkennen, „wie wir es denn so herrlich weit gebracht", im Bauen wenigstens. Denn an mittelalterlicher Bauwunderlichkeit übertrifft San Remos Altstadt selbst noch Alt-Nizza und Alt-Mentone. Auch wer die geharnischte Geschichte der Stadt nicht kennt, sieht doch sofort, daß sie so gebaut wurde, um einen Feind, die Saracenen, abzuhalten; damit sperrte sie aber auch ihren Freund hinaus: die liebe Sonne.

Die Altstadt erscheint wie eine „verwunschene" Stadt, eine Stadt, die der große Bann getroffen. Im ewigen Schatten wandelt man durch die kaum anderthalb bis zwei Meter breiten Gäßchen, und begegnet man einem Kinde oder sonstigem Menschen, so sieht er dünn und bleich und krank aus wie ein im Keller aufgeschossener Kartoffelkeim. Glücklicherweise ist schon der größte Teil der Einwohner vom Berge herabgestiegen, ganze Straßen stehen verlassen und dienen den Spatzen und Ratten, den Eulen und Fledermäusen zur Wohnung. In diesen ausgestorbenen Straßen wandelt man wie durch Pompeji; an Stelle der freudigen Farben und Ornamente, welche das campanische schmücken, hat die „reichhinstreuende" Natur ihre grünen Rankenarabesken, ihre goldigen Moose und zierlichen Farnwedel an grauen Mauern und Dächern aufgehängt.

Der Blick verirrt sich in all den dunklen auf- und absteigenden Gängen, Hohl- und Höhlenwegen und Sackgäßchen, unter den häuserstützenden, selbst der Stütze bedürftigen Bogen und Arkaden — irrt an der jedes Baustils ermangelnden Fassade eines pechschwarz geräucherten, durch Wind und Wetter schief gerückten, vom Zahn der Zeit total zernagten Hauses hin und her, nach einem Fenster suchend, und entdeckt nur ein einziges kleines Loch hoch unter dem Dache, wo eine rote Nelke in einem Scherben, ein Basilikumstöckchen, ein paar an langer Schilfstange wie Friedensfahnen flatternde Wäschstücke das Dasein irgend eines „Dornröschens" verraten; und da scheint denn endlich auch ein tischtuchgroßes Stück blauen Himmels, doppelt blau in der geschwärzten Umgebung, tröstlich herein.

Es folgt eine lange Flucht von zerbrochenen Dächern, Terrassen, kleinen verwinkelten Loggetten, über welche ein seines Stuckes seit langen Jahren beraubter Glockenturm wie ein Ausrufezeichen der Verwunderung ragt. Man überschreitet das steil abfallende, mit Urweltskehricht und prähistorischen Topfscherben angefüllte liederliche Bett eines Bergbaches, trifft auf Stücke einer Wasserleitung, zerbrochene Kanäle, alles mit Nesseln und wirrem Strauchwerk umkleidet; darüber eine Art Gartenmauer, von Aloe und indischen Feigen, dem bizarren Opuntienkaktus bewachsen, zwischen die ein uralter krummer Oleander seine tröstlich-roten Blütenflammen mischt; an eine andere Mauer lehnt sich wie lebensmüde — „ein Märchen aus alten Zeiten" — des Ostens verwaistes Kind, eine arme Palme, deren Zweige, vom Wind zerzaust, welk und gelb am Stamme herabhängen. Über das Dach zur Rechten breitet eine dunkelgrüne Cypresse ihre Arme, als ob sie eine Leichenrede halten wollte.

Weiterhin, wo sich die schwarze Häusermasse ein wenig öffnet, fällt die Sonne auf ein verblichenes Muttergottes-Bild in einer Mauernische, Monatsrosen umblühen der Himmlischen Gesicht, und der Alte, der eben mit seinem trockene Palmzweige schleppenden Esel vorüberkommt, grüßt sie so andachtsvoll, wie sein Urahn sie einst gegrüßt hat...

Dieser Altstadt steht die Geschichte noch lesbar auf dem verwitterten Gesicht geschrieben. Nicht umsonst sind diese Hunderte von Häusern und „Palästen“ hier heraufgeklettert, haben sie sich mit Mauern umgürtet, mit Türmen und Fallgattern geschützt, nicht umsonst haben sie in quetschende Enge sich zusammengerückt und Verbindungsgänge hoch an den Dächern unter sich hergestellt: sie hatten ihre mittelalterlichen Gründe dazu; wie die Landsknechte, die, vom Feinde bedrängt, eine letzte Zuflucht gefunden haben, mußten sie stehen und fechten, eng aneinander geschlossen, Rücken gegen Rücken.

Wenn diese alten Nester reden könnten! Ja — aber alles könnten sie uns doch nicht erzählen; von den Römern wissen sie nichts, von den Griechen erst recht nichts, und von dieser Zeit wissen selbst die ehrwürdigsten Pergamente San Remos nur blutwenig. Aber Griechen, wahrscheinlich von Massilia herübergekommen, mögen die ersten Bewohner dieser Küste gewesen sein, denn als die Römer kamen, fanden sie die Verehrung der Göttin des Meeres, Leukothea, hier Matuta genannt, die unter dem Namen Mater Matuta einen Tempel noch zu Rom besaß. Nach ihr wurde der Ort „Matutia“ genannt, und die Römer müssen in ihr sich ganz behaglich eingerichtet haben, denn man fand noch spät Reste römischer Gebäude, Reste eines Marsfeldes, viele römische Münzen. 1823 entdeckte man noch antike Brückenpfeiler und Strecken der Via Aurelia Emilia. Aufgeschrieben haben die Römer über Matutia nichts, das thaten sie nur mit Orten, die ihnen das Leben schwer machten; somit scheinen die alten Matutianer, ähnlich ihren modernen Enkeln, ein recht friedfertiges Völkchen gewesen zu sein.

Die Römer gingen dahin, das Latein verstummte und für Urbs oder Arx kam die weniger schroffe Vokabel „Villa“ auf; so nannte Matutia bis ins achtzehnte Jahrhundert sich Villa Matutiana. In einem Dokument vom Jahre 979 kann man noch lesen „locus et fundus matutianus“, in einem solchen vom Jahre 1038 aber liest man bereits „locus et fundus ipsius loci Sancti Romuli.“

Woher nun dieser Name?

Um das Jahr 640 etwa waren die Longobarden gekommen und hatten Matutia vernichtet. Die wenigen übriggebliebenen Einwohner waren auf die Berge geflohen, wo sie in Angst und Beben lebten. Von der Zeiten Roheit aus seiner Diöcese verdrängt, die bedrängten Schafe zu trösten, gesellte sich zu ihnen der bereits im Geruche der Heiligkeit stehende Bischof Romulus. Er einsiedelte mit den Versprengten in Wald und Höhle, schlief auf der bloßen Erde, aß wie alle Einsiedler, die es ernst meinen, Wurzeln und Kräuter und kasteiete seinen Leib. Die Zeugen seines heiligen Lebens waren schon vor Jahren durch den Priester Ormisda, den der Bischof Felix von Genua geschickt, bekehrt worden und fanden durch des frommen Romulus Verhalten jetzt neue Bestätigung jener Lehren. Immer mehr Volkes versammelte sich um Romulus, seine Wunder zu schauen, und die Villa Matutiana ward zum Teil wieder bevölkert.

Romulus starb, und an seinem Grabe geschahen große Zeichen, deren vornehmstes war, daß die Stadt wieder wie vor Zeiten aufzublühen begann. Die Longobarden thaten ihr nichts mehr, die waren inzwischen selbst gezähmt worden. Aber ein neuer und schlimmerer Feind begann zu drohen: die Saracenen. Sardinien und Corsica hatten sie bereits verwüstet, Sicilien eingenommen, Civitavecchia und Nizza ausgeplündert, Ventimiglia niedergebrannt. Jetzt saßen sie im nahen Villafranca. Die Villa Matutiana war nur ein Frühstück für sie. Über das machten sie sich im Jahre 838 her, und als sie abzogen, blieb nichts als Asche und Leichen zurück. Wieder und immer wieder ward die unglückliche Stadt aufgebaut, und stets von neuem kehrten die Wilden: 846, 891, 934, wenn wir nur die Hauptjahre anführen wollen; die Stadt glich zuletzt nur noch einem Trümmerhaufen.

Erst 972 fing Bischof Theodulf wieder an, den Aufbau der Stadt zu betreiben, indem er verschiedenen seiner Priester den Boden in Lehen gab. Kaiser Konrad bestätigt die bischöflichen „Rechte", und in dem darüber existierenden Dokument heißt eben der Ort „locus Sancti Romuli"; der „locus" wird zum „castrum", das castrum zum „oppidum".

Wenn es nach dem Sprichwort unter dem Krummstab gut leben war, so machte er sich doch auch manchmal recht schwer fühlbar, und das Volk von San Romolo hegte bei wachsendem Wohlstande den Wunsch, sich nach seiner Weise zu regieren.

So schlossen sich wie anderwärts die Männer zu Schutz und Trutz in sogenannten „Compagne" (Kumpaneien) zusammen, aus denen sich die Kommune, die durch selbstgewählte Konsuln, später Sindaci, regierte Gemeinde entwickelte. Die Konsuln hatten den Gonfalone zu entfalten, die Milizen zu kommandieren, über die Gemeindegelder zu bestimmen, welche von zwei Seckelmeistern (von ihren Schlüsseln Clavarii genannt) verwaltet wurden. Die Justiz lag in den Händen des Podestà, meist eines Fremden, Genuesen.

Diesen, die Taschen der Kirche schädigenden Neuerungen widersetzten sich die Bischöfe und riefen Kaiser und Papst um Hilfe an. Dazu machte bereits Genua die kräftigsten Versuche, seine Herrschaft über die gesamte Riviera auszudehnen, und baute in San Romolo ein Zwing-Uri. Die armen Bürger hatten also, wenn sie sich nicht selbständig erhalten konnten, die Wahl zwischen einem Bischof als Herrn und Genua. Die eine Hälfte neigte zu dieser, die andere zu jenem. So war denn die erste innere Spaltung fertig.

Um 1170 war die Genueser Partei obenauf und schloß im Jahre 1199 einen Vertrag mit Genua, der sehr zu ungunsten San Romolos ausfiel.

1216 führte die Bischofspartei das Ruder. Ein stetes Schwanken; wer obenauf kommen mußte, war unschwer vorauszusehen.

1297 verkaufte der Bischof Jacopo mit dem Beneplacito Bonifacius' VIII. das Gebiet San Remos und Cerianos um 13000 Genueser Lire (etwa 325000 Franken) an Oberto Doria und Giorgio de' Mari. Der aufblühende Ort hatte also zwei Herren auf einmal und zwar zwei sehr verschiedenartige: die Doria waren Ghibellinen, die de' Mari Guelfen. Was daraus entstand, bedarf keiner Erörterung. Der grimme Brand, der Deutschland und Rom entflammte, warf seine zündenden Funken auch in das kleinste Nest. Auch in unserem Städtchen am Bignone erscholl das böse „Hie Welf!" — „Hie Waiblingen." Genuas Eisenhand stellte aber die Ruhe bald wieder her, und 1361 wurde in der Basilika San Lorenzo der neue Pakt mit der Herrin beschworen, deren Geschicke San Remo fortan als Waffenträger zu teilen hatte.

Und nun heißt San Romolo seit Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts auf einmal Sanctus Remus oder San Remo. Warum? Kein Geschichtsforscher giebt einen Grund an; alle behaupten, es sei, da dem Volke eine ersparte Silbe mehr gilt als alte empfangene Wohlthaten oder Erinnerungen an einen Wundermann, der Kürze wegen so genannt worden. Abbate Grosso behauptet, daß die Goten durch ihre Beeinflussung des Dialektes der Riviera diese Änderung des Namens bewirkt hätten, welche Behauptung man wohl mit einem Fragezeichen versehen darf. Andere fabeln (denn man möchte der Sache so gern eine Erklärung geben), daß San Romolo, die alte Siebenhügelstadt, von einem Teil der Einwohner verlassen wurde, der da auszog, sich eine Stadt näher der Meeresküste zu bauen, der er, die Brüderschaft und Zusammengehörigkeit mit der Mutterstadt anzuzeigen, den Namen des Bruders von Romulus, also Remus, gab.

Genug, wir haben es von jetzt ab mit San Remo zu thun.*

* Das Stadtwappen zeigt eine Palme, von einem Löwen gepackt; auch dieser Löwe ist neueren Ursprungs, denn früher war es ein Leopard, wie aus einer Stelle des Statuts vom Jahre 1565 hervorgeht: „arma dicti loci leopardus cum palma."

Wenn ich mich etwas länger bei der alten Geschichte aufgehalten, so geschah es, um bei den die Stadt Besuchenden etwas mehr Interesse für die arme Alte, die „manchen Sturm erlebt", zu erwecken. Menschen und Städte, deren Namen oder Geschichte man kennt, sieht man mit anderen Augen an, mit wohlwollenden, wenn diese Geschichte eine traurige ist, wie dies wohl bei unserem San Remo der Fall.



Am Corso Mezzogiorno in San Remo.

Mit dem Rest derselben will ich mich kurz fassen und erzähle, mit einem Sprunge über das verworrene sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hinwegsetzend, eine Episode aus der Mitte des vorigen, die da zeigt, daß Engländer schon damals San Remo besuchten, wenngleich in anderer Absicht als heute.

Um 1745 hatte San Remo im Interesse Genuas eine franko-hispanische Besatzung. England wollte um diese Zeit die mit Spanien verbündete Republik die ersten Konsequenzen dieser Verbindung schmecken lassen und bombardierte Genua, aber ohne Erfolg. Ärgerlich darüber ließ der englische Admiral die kleineren Ortschaften der Riviera beschießen, und so kam er denn am 30. September mit sieben Linien- und vier Bombardierschiffen auch nach San Remo. Die erschrockenen Sanremesen schickten eine Deputation an Bord mit Vorstellungen ihrer Unschuld

und dem Angebot von Erfrischungen und Südfrüchten. Der brutale Rowley ließ sie nur durch einen Subalternen empfangen, der den Ärmsten zu wissen that, daß sie sofort umkehren müßten, wofern sie nicht als Gefangene behandelt werden wollten. Um drei Uhr begann die Beschießung. In der Verzweiflung begann San Remo mit seinen dreizehn alten Kanonen vom Molo aus zu antworten, aber schwach und ungeschickt; auch reizte diese Kühnheit die Herren Engländer nur. Zwei Schiffe fuhren dicht ans Land und schossen in die nächsten Häuser hinein. Das dauerte bis in die Nacht; und am anderen Morgen begann dies grausame unnötige Zerstörungswerk aufs neue. Dreitausend Kugeln und sechshundert Bomben waren in die Stadt gefallen. Sie brannte an allen Enden. Siebzig Häuser an der Marine lagen in Trümmern, und im Inneren der Stadt waren die besten alten Paläste, der Jesuitenkonvent, verschiedene Klöster, das Hospital, die Kirche San Siro und anderes zu Ruinen geworden. So arg hatten es nicht einmal die Saracenen getrieben!

Viel Jammer brachten dann noch die unerbittlichen Genuesen über die Stadt, die mit ihrer bekannten Rücksichtslosigkeit fast einzig in der Geschichte dastehen.

Die modernste Zeit ist eine Zeit des Friedens gewesen. Am 29. Januar 1857 wurde Viktor Emanuel in San Remo wie ein Gott gefeiert, am 9. September desselben Jahres seine jungen Söhne Umberto und Amadeo.

Amadeo kam noch einmal nach San Remo, aber in tiefster Trauer. Am 9. November 1876 war hier in Villa Dufour seine heißgeliebte unglückliche Gemahlin Maria Vittoria, in deren Gesundheit die spanischen Vorgänge so gewaltsam eingegriffen und die von dem heiteren Klima San Remos Hilfe erwartet hatte, gestorben. Von San Remo aus wurde die Leiche der Herzogin von Aosta nach der Ahnengruft in der Superga übergeführt. Der anwesende Herzog konnte damals fühlen, wie von Herzen die Einwohner San Remos der savoyischen Dynastie, die auch der Riviera den Frieden geschenkt, ergeben sind.

Die Stadt San Remo ist gegenwärtig Vorort des Kreises Sanremo, der aus acht — San Remo einbegriffen — Mandamenti oder Provinzialbezirken besteht. Die übrigen sieben sind: das antike Marchesat Dolceacqua, Bordighera, das ligurische Jericho, seiner Palmen wegen so benannt, Ceriana auf der Höhe hinter San Remo, Taggia, aus dem drei Kardinäle hervorgingen, das alpestre Triora und das maritime Santo Stefano, die Wiege vieler kühnen Seefahrer.

Daß in der Stadt San Remo nur wenige Denkmäler aus alten Zeiten erhalten blieben, erklärt sich aus der Geschichte der Stadt. Im Quartier Palazzo finden sich noch ein paar alte Inschriften in Marmor mit den Jahreszahlen M.X und M.C.C.C; dort stand das erste Thor aus der Zeit, da San Romolo noch Kastell mit Borgo war. Außerhalb des Thores gab es keine Häuser. Durch enge Gäßchen gelangte man zur Kirche San Pietro (jetzt San Costanzo), der ersten, die es im Inneren des Kastells gab; und hier, auf der Piazzetta, erhoben sich einige signorile Türme, die zur Zeit der Faktionen als Festungen dienten, darüber türmte sich das genuesische Zwing-Uri. Von der Piazza dei Dolori bis San Brigida haben die Häuser sich ihr mittelalterliches Aussehen zum Teil bewahrt. Die Portikaten, die durch Säulchen getragenen Loggien, die gotischen Spitzbogen, viele prächtige Ornamente an schön gearbeiteten Thürbogen und Architraven zeugen noch von der Kunst alter sanremesischer Baumeister. Auf dem Platze oberhalb der Fontana Santa Brigida stehen die Reste des antiken Kapitels, an dem man noch viele bizarre mittelalterliche Skulpturen: Ungeheuer, Delphine, Vögel, Putten, bewundern kann.

Ein zweites Thor hieß La bugiarda, das Lügenthor.

Die Kirchen wurden anfangs außerhalb des Mauerringes errichtet; so San

Giovanni, heute Taufkirche, die erste christliche Kirche, ein Oktogon, auf einem antiken Fanum erbaut.

Auch San Siro, die Kathedrale, lag im sechzehnten Jahrhundert noch vor der Stadt; deshalb wurde sie am meisten durch die Saracenen geschädigt. Sie stammt aus dem elften bis zwölften Jahrhundert und war ursprünglich eine mit Holz gedeckte Basilika. Leider hat die zopfige Mode der letzten Jahrhunderte diesem ehrwürdigen Bau mehr Schaden gethan als alle Wirren des Mittelalters: die alte reine Form ist durchaus nicht mehr zu erkennen. Die Zerstörung der schönen Harmonie begann mit der barocken Umgestaltung des Chores; auch der prächtige Stil der Fassade fiel diesem barocken Geschmack zum Opfer. Wie schön diese gewesen, kann man an den erhalten gebliebenen kleinen Seitenportalen ermessen. Im Inneren dann klebt überall der böse billige Stuck, alle Wappen und Skulpturen, alle Inschriften verkleisterte er mit seiner blassen prosaischen Einförmigkeit. Bis 1775 breitete um diese Kirche her sich der Friedhof aus.



Eine Salita in Alt-San Remo.

Nicht besser erging es der Kirche Santo Stefano. Benediktiner-Mönche besaßen sie und bauten dicht neben ihr ihren Konvent und ein Hospital. Die Mönche kamen fort, und die Erzbischöfe benutzten das Kloster als Material zum Bau ihres Palastes. Die Kirche verfiel.

Von Mönchen und Nonnen wäre viel, gar viel zu erzählen. 1623 zogen die Jesuiten in San Remo ein und übernahmen trotz heftigster Opposition 1647 die Leitung der Unterrichts-Anstalten. Auch die antonianischen Mönche hatten in San Remo Kirche und Kloster und zwar zunächst der Marine, um isoliert zu wohnen, weil sie sich die Heilung der am „heiligen Feuer“ Erkrankten zur Aufgabe gemacht. 1688 war ihre Kirche bereits in ein Magazin verwandelt worden.

Am meisten beliebt beim Volk waren unter all den zahlreichen Orden die Kapuziner; zwar ihr altes Kloster hatten sie eines sonderbaren Zeichens wegen verlassen müssen, um an anderer Stelle sich neu

anzubauen. Im Jahre 1627 war nämlich drei Monate lang auf dem Dache des Klostergebäudes ein helles Licht erschienen, das vertrieb die Männer in den dunklen Kutten. 1837 aber, als die Cholera in San Remo wütete, erwiesen sie sich recht als Helden in der Pflege der Kranken.

Die meisten jener alten Klöster sind jetzt dahin oder dienen heute lichtfreundlicheren Zwecken.

Von hervorragenden Institutionen, wie solche zu dem Apparat einer modernen Stadt gehören, sind zu nennen: das Stadthaus, Sitz des Unterpräfekten, einst des Kommissärs der Republik Genua, ein Civiltribunal, ein Korrektions- und Handelsgericht, das königliche Gymnasium und Lyceum, eine Normalschule, eine nautische Schule, die Stadtbibliothek und das Bürgerhospital. Verschiedene Konsuln auswärtiger Mächte haben in San Remo ihren Sitz, unter ihnen nenne ich mit Vergnügen den des Deutschen Reiches, den liebenswürdigen Herrn Schneider.

So ist denn San Remo heute eine ganz ansehnliche Stadt, die sich eines behäbigen Wohlstandes erfreut, wenn sie auch nie mehr die Bedeutung von vor drei Jahrhunderten erreichen wird. Damals (der Hafen entstand um das Jahr 1555) konnte es selbst mit Genua konkurrieren, daher kam ja dessen vernichtende Eifersucht, und hatte eine bedeutende Ausfuhr an Öl, Citronen und sonstigen Südfrüchten, Palmen, Rohleder, Lederwaren, Ziegeln und Holz. Die Bodenkultur war eine so vorgeschrittene, daß alle Schriftsteller jener Epoche des Preises voll sind über diese „novella Palestina“ und das Land nur noch mit Armidens Gärten vergleichen. Es ist eine lateinische Reisebeschreibung vorhanden, von dem Besuch eines Erzbischofs gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts handelnd; da wird Großes von den Früchten des Landes, von Öl und Wein erzählt und gesagt, wie die Sanremesen aus den Agrumi, den Südfrüchten, allein jährlich 150000 Goldthaler lösen. Auch der Blumen „mitten im Winter“, jetzt noch die Freude der Fremden, wird gedacht: „Cariophylorum violarumque canistra Archiepiscopo dono data sunt, media hyeme aprilem majumque mensam repræsentantia.“ Die Palmen bereitete man zum Versand, füllte den Saft der Limonen auf Flaschen und Fässer, destillierte köstliches Wasser, überzuckerte Früchte, gerbte und färbte Leder, fertigte Seifen, und auf der Reede lagen unzählige Schiffe, die köstliche Ware hinauszutragen an fremde Küsten. Das war die Blütezeit, die echte Frühlingsblüte San Remos; es zählte 13000 Einwohner (eine Zahl, die bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf 20000 stieg) und führte den Namen „l'altra Genova“, das zweite Genua.

Merkwürdigerweise hat die Bevölkerung in diesem Jahrhundert fast stetig ab- und erst in den letzten Jahren einigermaßen wieder zugenommen. 1822 zählte man 10572 Einwohner, 1839 (nach der Cholera): 9854; 1848: 10252; 1862: 10012. Es steckt ein großer Auswanderungstrieb in diesen Meeranwohnern, und das Meer mit seinen ziehenden Schiffen und wandernden Wellen hat etwas unendlich Verlockendes.

Der Sanremese hat noch viel vom alten tüchtigen, bei den Römern zwar berüchtigten Ligurer; er ist ein ausgezeichneter Seemann, ein fleißiger, unverdrossener Landbauer, ein erfahrener Krämer. Sparsamkeit und Mäßigkeit bei anhaltendem Fleiß sind seine Haupteigenschaften, fleißig besonders auch sind die oft zum Lasttier erniedrigten Frauen. Auch der reichgewordene Mann lebt thätig und mäßig weiter inmitten seiner ruhigen und gleichmäßig waltenden Nachbarn. Daß unser Jahrhundert das Jahrhundert des Dramas sei, erfährt man hier nicht. Hier herrscht das Idyll. Hier ist das Eigentum noch heilig, und das Messer spielt, obschon wir uns unter schwarzäugigen und schwarzhaarigen, heißblütigen, echten Italienern befinden, keine Rolle wie in Rom und Neapel. Der Einwohner ist ein Kind seines Landes, dem milde Luft, milder Himmel, freundliche Vegetation,

erfreuliche Produkte eignen. Die Menschen hier tragen im ganzen das Gepräge der Milde, der Gesittung, der Anmut und Kraft, der Schönheit ihres Klimas. Man sehe doch die Akten des Tribunals durch: Diebstahl, Verleumdung, Unzucht, Mord, Brandstiftung, Betrug und andere Hefenniederschläge des Lebens der großen Städte da draußen sind hier fast ganz unbekannt.

Das ruhige leidenschaftslose Walten, die einfache Kost konserviert ihnen aber das Leben, und so erreichen mehr als zweiundzwanzig Prozent von ihnen ein Alter von über siebzig und sechs Prozent über achtzig Jahre. Wer von Ausländern alt hierher kommt, wird hier, wenn er halbwegs gesund ist, sicher uralt: das Klima wirkt auf nordische Naturen regenerierend.

Wer nach all diesem nun Lust hat, der folge mir zu einem Erholungsspaziergang durch die Stadt nach der weitschauenden Höhe der Madonna della Guardia und zuletzt auf einige Minuten nach dem neuesten Ortsrivalen San Remos und Bordigheras: Ospidaletti.

Wir sind mit der Eisenbahn angekommen und stehen auf dem Stationsplatz, den eine Wagenburg feinster Hotelomnibusse besetzt hat. Von diesem Platz aus läuft die Via Roma, der Corso Marina, der Boulevard de l'Impératrice und die Straße Vittorio Emanuele. Drüben grüßt uns der schöne, von prächtigen Bäumen bestandene öffentliche Garten, wo ein gutes Musikchor zweimal in der Woche die anwesenden Fremden versammelt. Weiterhin führt die Rampe der Via Corradi zur Kathedrale San Siro hinauf. Die Via Gioberti, neuesten Datums, weist zu dem Spaziergang am Meere und zum Molo, der jedes Jahr mehr anwächst (mit ihm die Hoffnung der Stadt) und von dessen äußerstem Punkt aus man den schönsten Blick über die Stadt, alte wie neue, und die mit Villen übersäte Campagna hat.

Wir kehren zurück zum Corso Garibaldi; der Wandelweg unter seinen schönen Edelkastanien und Platanen ist gar angenehm, er ist bis zum Monte Olivo auf



Blick auf Ospidaletti bei San Remo.

beiden Seiten mit Hotels und Villen besetzt, welche die Ostseite der Stadt bilden. Auf der Westseite liegt der Jardin de l'Impératrice, den die Landstraße flankiert, welche hier den Namen Corso Mezzogiorno oder du midi, wenn das besser lautet, annimmt. Der Kiosk, der in der Mitte dieses wohlgepflegten, noch sehr jungen, aber hoffnungsvollen Gartens steht, dient dem abwechselnd in jenem obengenannten Garten und diesem spielenden Musikchor. In der Nähe der „Mittagsstraße" stehen die vornehmsten Hotels, unter denen unsere deutschen Landsleute das auf einem sanften Hügel inmitten eines mit herrlichen tropischen Pflanzen besetzten Gartens gelegene vornehme und doch so anmutende Westend-Hotel jedem anderen vorzuziehen pflegen.

Setzen wir unsere Straße fort, so kommen wir zu der Mündung eines Flüßchens, wo die prachtvolle Route des Berigo beginnt. Weiterhin erreichen wir bei der Pietralunga die Stadtgrenze San Remos gegen Westen.

Wer hier umkehrt, der steige hinter dem Westend-Hotel zu der Palmen-Versuchsstation, dem sonnigschönen, sanft an den Berg sich lehnenden Garten der „Villa Parva" des Barons v. Hüttner hinan. Hüttner ist ein Leipziger Kind, den die Liebe zur schlanken Palme in dieses stillgrüne Winkelchen verschlagen. Hier können wir mit Muße eingehende Palmenstudien machen und in einer Stunde weite Flüge durch Asien, Afrika, Amerika und Australien thun. Der Eintritt zu diesem Eden ist allerdings kein öffentlicher, aber die Liebenswürdigkeit des Besitzers gestattet den sich Interessierenden gern die Besichtigung der Anlagen in den Vormittagsstunden, und ist derselbe sogar erbötig, die Führung seiner Gäste und etwaige Erläuterungen zu übernehmen.

Wer aber weiter westwärts geht, kommt nach kurzer Wanderung zu dem hinter dem Kap Nero an einen Hügel sich schmiegenden, wie über Nacht zu einem klimatischen Winterkurort umgemodelten Ospidaletti, bislang ein kleines und nichtssagendes Fischerdörfchen. Jetzt aber will es, wo an der Riviera schon so viele Große sprechen, auch ein Wort mitreden und hat sich zu diesem Behuf, mit Hilfe der französischen Millionen, die hier ein zweites Monte Carlo ins Leben rufen wollten, den ganzen glänzenden Apparat eines vornehmen französischen Kurortes auf den Leib geschnallt. Die Einwohner, die so lange ihrem Boden den bescheidenen Gewinn des Öles und der Agrumi in saurer Arbeit abgewonnen, sahen ihn auf einmal in Goldminen verwandelt. Fabelhafte Summen, welche die Société Foncière Lyonnaise flüssig machte, wurden ihnen für den Boden bezahlt, auf den die Boulevards, Kasinos, Hotels, Villen, Cafés, Restaurants, Taubenschießhütten und anderes zu stehen kommen sollten. Ganze Olivenwälder wurden zerstört, Palmen ausgerissen, Hügel geebnet, die kleine reizende Landschaft wurde rasiert, frisiert, pomadisiert und gepudert; sie steht glatt und glänzend da, und — der Ball kann beginnen. So verzeichnen die Reisehandbücher eine neue „Station", und die Franzosen nennen sie „un vrai bijou de luxe et d'harmonie comme toute création produite par un capital intelligent".

Der Name Ospidaletti bedeutet ein kleines Hospital, und der Ort erhielt ihn, als ein Schiff der Rhodiserritter, an dessen Bord einige Männer am Aussatz erkrankt waren, diese Aussätzigen am Strande hier aussetzte, wo diese sich Hütten bauten und — die Gründer des Ortes wurden, auf den später, als er größer geworden, jene Ritter ihre Hand legten. Ospidaletti ist eine Fraktion der Gemeinde Colla, auf dem Rücken des Berges gelegen, der, wo er ans Meer herantritt, den Namen des Kap Nero führt.

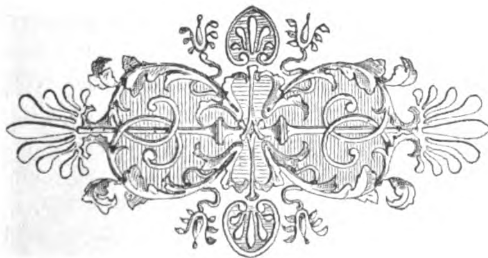
Dieses besteigen wir nicht. Das Endziel unserer heutigen Wanderung soll die „Madonna della Guardia" auf der Höhe des anderen Kaps, des Kap Verde, sein, von dessen weitschauender Spitze der Blick in ein Meer von Schönheit tauchen kann.

Die Fremden kommen nicht des armen,

von verwetterten Cypressen umgebenen Wallfahrtskirchleins wegen. Das Panorama ist es, das sie lockt, und diesem läßt sich nichts in der weiten Umgebung San Remos vergleichen.

Welch glänzendes Gefüge von Bergen und Thälern, von Städten und Dörfern auf der einen, von dem weiten Meere und dem leuchtenden Himmel auf der anderen Seite! Aus dem purpurnen Nebel der Ferne tritt in dämmernde Tageshelle die Küste der Provence mit dem schöngeformten Kap Gros, hinter dem Antibes sich birgt; Kap St. Hospice, hinter dem Nizza und Villafranca liegen; die beiden Kaps San Martino und Murtola, an welch ersteres die verführerische Sirene Monaco sich schmiegt, während hinter dem anderen hervor die Najade Mentone in die Wellen steigt; in nächster Nähe erhebt sich der Rücken des Kap Sant Ampeglio mit der Palmenstadt Bordighera; darüber der Monte Nero, das olivenumkleidete Kap Nero mit dem felsengrauen Bergnest Colla. Nordwärts steigen auf die Gipfel des Pian Carparo und des Monte Caggio nebst anderen Vasallen des Herrschers der Gegend, des Monte Bignone. In halber Höhe des Berges liegt das alpenfrische, sagenumrauschte San Romolo, wo vielleicht später die Fremden in der Sommerfrische einsiedeln werden. Vom Bignone aus zieht ein felsiger Kamm ostwärts, den Monte Colma bildend, an dessen rauhen Hängen entlang die Straße nach dem Gebirgsflecken Ceriana leitet. Jenseits Monte Colma und Ceriana, nordwärts, bilden der Berg Merlo und die Punta della Mare eine Schutzmauer, die in ihrer Fortsetzung und zwar in den Bergen Billone, Colli und Panizza die Scheidewand bildet zwischen Valle dell' Arma und Valle dell' Argentina.

Jenseits von Monte Panizza erheben ihr Haupt der Lona und der Sette Fontane. Unter dem letztgenannten liegt das berühmte Heiligtum (diese Küste hat deren so viele) der Madonna di Lampedusa ob Taggia, das von San Remo elf Kilometer entfernt ist. Von diesem Heiligtum aus gleitet unser Blick den Abfall des Monte Panizza herab bis zur Torre dell' Arma, bis zur Küste und begegnet hier noch den von Fischern und Bauern bewohnten staubgrauen Örtchen Arma, Riva, Santo Stefano und San Lorenzo, die sich an der Westküste hinziehen, von Hügeln überragt, vom blauen Meer gesäumt, in dessen träumenden Tiefen unser Auge sich verliert.





Ein Ausflug nach Neuseeland.

Von

Franz Reuleaux.

Ohinemutu, Rotoia.

Nach kurzer Auffrischung unseres äußeren Menschen auf den uns eine Treppe hoch angewiesenen Zimmern verfügten wir uns in den Speisesaal des Gasthofes, wo an der Spitze der Tafel Mr. Graham das abendliche Mittagessen leitete; wir nahmen an diesem alsbald regen Anteil. Zwei gewichtige Empfehlungsbriefe an den Wirt, Besitzer, Kolonisator (nach welchem eine aufblühende Stadt auf der Nordinsel — Grahamtown — benannt ist) brachten uns sofort in Nachbarschaft und Unterhaltung mit dem Haupt des Hauses; die nicht gar große übrige Tafelgesellschaft, dabei ein jüngerer Mann mit zwei Damen, war schon bekannt mit allem, was wir zunächst an Naturschönheiten oder -Wundern zu sehen kamen, und tauschte diese und jene Bemerkung darüber aus, namentlich, ob die rote oder die weiße Terrasse die schönere sei, worüber man sich schwer einigen konnte; nein, the pink one (die rosige) sei doch die schönste, schloß die jüngere, die Miß Mary angeredet wurde, mit abschließender Entschiedenheit, die unsere Spannung auf das Schauspiel der Geiserterrassen nur erhöhte. Zwei maorische Aufwärter mit gehorsamsfreudigen braunen Gesichtern setzten die Petroleumlampen auf den Tisch und zündeten eine desgleichen Hängelampe nicht ohne Ungeschick an. Die Lampe hing herab vom Dachgespärre; denn der ganz in Holz gezimmerte Saal war unmittelbar vom Dach überspannt, scheunenartig, würde man im verwöhnten Europa sagen, kolonistisch schon recht hübsch, dachte man sich dort, denn alles war ordentlich gehobelt und sauber gezimmert; in der einfachen Holzwand saßen die sauber in Ölfarbe gestrichenen Fensterrahmen, durch deren Scheiben man jetzt draußen den See rasch in der Abenddämmerung versinken sah.

Wir besprachen mit Mr. Graham unsere Besichtigungspläne, unser Interesse für Maoris, Geiser, Seen, Sagen. Sein entschlossenes, von weißen Whiskers ? wie zur Verstärkung der eckigen Unterkiefer

eingefaßtes Gesicht belebte sich. Er durchlief die möglichen Exkursionen, an die wir dann unser Zeitmaß anlegten. Schließlich wurde auf den folgenden Tag ein Besuch der Insel Mokoia, die wir mitten im See noch deutlich hatten sehen können, beschlossen. (Vergl. die Abbild. Bd. LVII, S. 270.) Dort wolle er die Maoris veranlassen, für uns ein uraltes Götterbild zum Ansehen auszugraben, das seit nunmehr sechzehn Jahren dort in der Erde liege, seitdem von keinem Weißen gesehen. Damals, vor sechzehn Jahren, habe ein Herr, er sei Sekretär gewesen beim Gouverneur, mit einem Stein ein Stück abgeschlagen von dem Kinn des Götzen, worauf die beleidigten Maoris das Bild erzürnt vergraben hätten, um es nie mehr von Weißen antasten und entheiligen zu lassen. Er, Mr. Graham, werde indessen den Häuptling bestimmen, das Bild für uns wieder freilegen zu lassen. O, es sei sehr merkwürdig zu sehen. Besonders eigentümlich sei, daß das Gestein, aus welchem das Bild gemacht sei, auf der Insel gar nicht vorkomme; die Eingeborenen erzählten auch, sagte er, ihre Urväter hätten, als sie von den Sandwichinseln her eingewandert seien — die ganz verbreitete Sage —, das Götterbild mitgebracht; damals sei es aber ganz klein gewesen und am Lande dann gewachsen zu seiner jetzigen Größe. Er, Mr. Graham, habe sich selbst überzeugt, daß die Gesteinsart eine durchaus fremde sei.

Mich beschlichen leise Zweifel an der Genauigkeit der Beobachtungen unseres gesprächigen Wirtes, bei dem sich die Gedanken gar zu harmonisch ordneten und alles gar so genau zusammenstimmte. „Wie sieht denn das Steinbild eigentlich aus?" — „Nun, es genau zu sagen, es besteht aus zwei menschlichen Figuren; es hat vorn sowohl als hinten ein Gesicht, und die Maoris sagen, es stelle Mann und Frau vor, Marutehe heiße der Mann und Matuatonga die Frau, gewöhnlich nenne man es den Matuatonga."



Maori-Häuptling mit Federmantel, Schlagspeer und Ohrschmuck.

Meine wohl verzeihliche Neugier nahm stetig zu; freilich mischte sich ihr der bittere Stoff der Skepsis mehr und mehr bei. Selber sehen wird allein helfen, dachte ich mir, namentlich nachdem mir Mr. Graham auf mein Befragen erklärt hatte, was denn eigentlich der Name des Sees, Rotorua, bedeute; rua sei doch zwei und Roto der See. Ja, sagte er,

das komme davon, daß weiter nach Osten, nach der Seeküste zu, noch ein anderer, viel kleinerer See liege, der heiße Rotoiti, dies bedeute „ein See“. Die einwandernden Ankömmlinge hätten, vom Meeresufer kommend, diesen zuerst entdeckt und gesagt: Hier ein See! Dann seien sie an den zweiten See gelangt und nun gerufen: Zwei Seen! Die Autorität des Erzählenden nötigte mich zur Entgegennahme dieser Etymologie mit kopfnickendem Hm! Anderen Tags schon hatte ich heraus, daß das Wort Rotorua, obwohl es die Engländer sorglos immer so schreiben, einen Hörfehler enthält, nämlich Rotoroa, strenger noch Roturoa lauten müßte, was „großer See“ oder „langer See“ ist, gegenüber Rotoiti,* dem „kleinen See“. Aus der unbequemen Vokalfolge in „Roturoa“ ist durch Abschleifen die bequemere „Rotorua“ geworden. Mit solchen Ungenauigkeiten, die auf angeblich unbezweifelbarer Sachkenntnis beruhen, hat man, wie ich schon aus australischer Erfahrung wußte, auf Schritt und Tritt bei denjenigen Europäern zu rechnen, welche zu anderen als Forschungszwecken in jene fremdartigen Länder gekommen sind, die Missionare nicht ausgeschlossen, für gewöhnlich wenigstens. Hier war mir's besonders niederschlagend, weil mir zu eigenen Beobachtungen so wenig Zeit zu Gebote stand. Übrigens wurde unsere Fahrt nach Mokoia für die kommende Frühe fest verabredet.

Im Lesezimmer, das, wenn auch klein und bescheiden, doch programmmäßig vorhanden war, fanden wir die beiden Damen von vorhin und den jungen Ehemann, dessen Schwester Miß Mary mit den Grübchen im Kinn war, in Unterhaltung mit einem Verwandten des Hauses, einem Mr. Jackson, der den Reisenden allerlei hübsche Maoriarbeiten zeigte und teilweise auch käuflich überließ. Gerade als wir hinzutraten, zeigte er einen jener merkwürdigen Mäntel aus neuseeländischem Flachs vor, von denen die Bd. LVII, S. 133 abkonterfeite Maorifrau einen trägt. Es ist ein einfach rechteckiges Stück Zeug, hergestellt aus dicken, sehr gleichmäßigen Fäden aus dem vorzüglichen Material, besetzt mit verstreuten, etwa fingerlangen schwarzen Schnürchen und hier und da einem roten Bäuschchen aus Wolle. Einige Tage später sah ich bei der Herstellung eines solchen Gewandes zu. Mr. Jackson verlangte sieben Pfund Sterling für das seltene und vorzüglich gearbeitete Stück, fand aber wegen des bedenklich hohen Preises keinen Käufer. Der Freundlichkeit des früher erwähnten Herrn K. in Auckland verdanke ich ein mir als Geschenk aufs liebenswürdigste überbrachtes treffliches Exemplar. Dann kamen Flachsmäntel mit Federnbesatz, mit kurz gehaltenem wie langem bauschigem Federpelz (siehe die beiden Häuptlingsbilder auf S. 57 und 61). Diese Papagenogewänder standen, obwohl ihr Federschmuck nicht wie ehedem dem untergegangenen Riesenvogel Moa entstammte, sondern großenteils vom Hühnerhof bezogen war, noch weit höher im Preise, nämlich bis zu zwölf Pfund.

Mit Mr. Jackson waren wir unerwarteterweise bald in lebhafter Unterhaltung. Sein Vater war ein eingewanderter Engländer, seine Mutter aber eine Eingeborene gewesen. So war er in beiden Sprachen aufgewachsen und hatte die Möglichkeit gehabt und vollauf benutzt, von allen Sitten und Gebräuchen seiner mütterlichen Landsleute eine Kenntnis zu bekommen, wie sie wohl nie einem Weißen zugänglich ist. So bot sich denn auch rasch Gelegenheit zu guter ethnologischer Ausbeute. (Nach meiner Rückkehr nach Europa erfuhr ich von Dr. Bastian, daß auch er Jackson eine Menge der brauchbarsten Mitteilungen verdankt.) Der talentvolle Mann, der die zwei Volkstypen in sich vereinigte, zeichnete unter anderem auch vortrefflich. Im schlagenden Frag- und Antwortspiel griff er nach dem ersten besten Gegen-

* Ältere Form Rotoiki; in der Südsee findet eine von der indogermanischen abweichende Verschiebung von k nach t hin statt. Auf den Sandwichinseln sagt man **kapa**, weiter nach Süden tapa. Unsere Kapitäne von den Kanonenbooten erzählten mir, wie es in Samoa zum affektierten „Hof“-Ton gehöre, alle k nach t hinüberzuschieben.

stand, der eine weiße Zeichenfläche bot, um mir aufzuzeichnen, was ich nach Form und Namen kennen lernen wollte; es war ein Stück Cigarrenkistendeckel, was ihm in die Hand fiel. Noch heute besitze ich dieses Dokument, auf ihm die Hauptwaffen der Maoris abgebildet, ihre Namen dabei, auch buchstäblich übersetzt. Diese erzählen gleichsam von ihren Trägern.

Da ist zuerst die berühmte flache Grünsteinkeule, ein länglicher Schlägel, in einen runden Griff auslaufend, an den Kanten der dicken, über handbreiten Schlagklinge scharf geschliffen. Die Keule führt den Namen Mere, vollständiger: Mere pamamu. Mere ist Kriegswaffe, pamamu Grünstein. Der ergraute Häuptling auf dem zweiten der beifolgenden Bilder (S. 61) trägt den Mere pamamu in der Hand, den Lederriemen des Griffes um die Faust geschlungen. Man bemerkt an dem Griff eine Querriefung, gleichsam eine nachgebildete Umwickelung; sie ist in den harten glänzenden Stein eingeschliffen mit unendlicher Mühe. Eine schwere, beil- oder axtartige Waffe, aus Holz oder auch aus Walfischknochen gemacht, heißt Tewhatewha, zu deutsch: Schlag zu, schlag zu. (Siehe die Abbild. der großen Ware S. 73, wo ein Mann vor dem rechtsseitigen Fensterpfeiler den Tewhatewha in der Hand hält; unter der Klinge hängt ein Federbüschel herab als unentbehrlicher Schmuck.) Da ist ferner eine kurze breite Keule aus blendend weißem Walfischgebein, von der flachen Seite wie eine Geige aussehend, mit welcher dem Gegner übel mitgespielt wird; sie heißt Mere parava, das ist die weiße Kriegswaffe. Die in der Mitte der Gruppe (S. 73) am Boden sitzende Person hält eine solche Waffe in der Hand. Eine speerartige Waffe mit langem Schaft und langer Klinge, aus hartem Holz geschnitzt, heißt Yaiaha, Schlage nieder; unser erster Häuptling oben (S. 57) hält sie in der Hand; der eigentliche Kampfschlag damit geschieht, wie mir am folgenden Tage ein alter Häuptling vormachte, in wagerechter Hiebbewegung (Terz) gegen die Schläfe des Gegners. Eine lange, etwas gebogene Keule aus Walfischrippe, mitunter schön geschnitzt, heißt Patu parava, weißer Schläger oder weißer Töter, und so geht's fort.

Wegen Mokoia und des vergrabenen Götzenbildes befragt, meinte Mr. Jackson, es stelle wohl einen Erntegott, einen Beschützer der Feldfrüchte dar; als solcher werde er angerufen in Gebetsliedern oder Singsprüchen. Von der kleinen Insel wußte er vieles zu berichten. „Kennen Sie noch nicht die Sage von der schönen Hinemoa?" fragte er. Auf die gespannte verneinende Antwort gab er in schon spät gewordener Stunde, als die übrigen sich schon zurückgezogen hatten, die Erzählung zum besten. Ich gebe sie unter Mitbenutzung einer nicht sehr vollkommenen gedruckten Quelle (im Reisebuch) wieder, weil sie wegen ihres poetischen Hauptzuges besondere Beachtung verdient.

Die Sage von der schönen Hinemoa.

Am Ufer des Roturoa, in dem noch heute bestehenden Dorfe Owata,* wohnte vor vielen Jahrhunderten Hinemoa, die schöne Tochter des Häuptlings des Dorfes, Umukaria mit Namen. Gegenüber dem Dorfe, auf der Insel Mokoia, mitten im See, bewohnten Angehörige desselben Stammes ein anderes Dorf; in ihm lebte Wakane, Vater mehrerer Söhne und einer Tochter. Auch einen Stiefsohn, den Tutanekai, hatte er mit Liebe aufgezogen, als wäre es sein eigenes Kind. Er und die anderen Söhne Wakanes waren zur Mannheit aufgewachsen; alle aber hatten von Hinemoas Schönheit vernommen und waren in Liebe für sie entbrannt. Tutanekai nun ging mit einem Freunde, Tiki geheißen, abends herab an das Seeufer zu der Stelle Kaiwaka,** und dort, auf einem in den See ragenden Felsblock, bliesen sie die Schalmei in der stillen Sommernacht; und die Töne wurden vom

* Könnte heißen: „Ort der Begrüßung."

** Bootplatz, Bootlande.

sanften Abendwind hinübergetragen über die Wasser nach Owata zu dem Heim der schönen Schwester Wahiaos.* Wenn aber Hinemoa die süßen Töne der Schalmeien Tutanekais und Tikis hörte, so hüpfte ihr Herz vor Freude; jeden Abend nun erklang wieder die herüberschwebende Musik. Und sie dachte sich, es sei Tutanekais Schalmei, was sie hörte. Sie hatten sich verschiedentlich getroffen bei den Zusammenkünften der Stammesangehörigen, noch nie aber ein Wort gewechselt. Bei diesen Gelegenheiten hatten ihre Augen einander gesucht, denn sie liebten sich im stillen; Tutanekai indessen hatte zu sich selbst gesagt: „Wenn ich nun mich Hinemoa nahe, um zu werben um sie, so wird sie es mißfällig aufnehmen.“ Und Hinemoa sagte zu sich: „Wenn ich nun einen Boten zu Tutanekai senden würde, so möchte er mich vielleicht gering achten.“ Einmal aber, nachdem sie sich öfter auf solche Weise gesehen, ohne miteinander zu sprechen, sandte Tutanekai eine Botschaft zu Hinemoa; diese aber, als sie den Boten sah, rief freudvoll aus: „O, wir sind einerlei Sinnes!“ Seitdem waren sie getrennt geblieben, da sie für einige Zeit nicht Mittel und Wege gefunden, zusammenzukommen.

Nun war einmal Wakanes ganze Familie zu einer Lustbarkeit versammelt, und es geschah, daß Tutanekais Stiefbrüder sich untereinander fragten: wer denn von ihnen seine Werbung an Hinemoa gerichtet habe? Und jeder von ihnen sagte: „Ich that's.“ Als aber die Frage auch an Tutanekai gerichtet wurde, sagte er: „So that auch ich vor jedem von euch! Seine Brüder erwiderten: „Das ist nicht wahr; wie sollte sie dich anhören, einen Fremdling, einen Mann ohne Ansehen!“ Tutanekai aber klagte seinem Stiefvater, wie man ihn schmähe; er hatte inzwischen Hinemoa gesehen, und sie hatten verabredet, sie solle ihr Heim verlassen und zu ihm fliehen, und sie hatte gefragt: „Woran soll ich erkennen, daß du mich erwartest?“ Und er hatte geantwortet: „Wenn du die Schalmei klingen hörst in der Nacht, so bin ich's, so komm in deinem Boot herüber.“ Dies alles sagte er Wakane; der aber faßte Glauben zu seines Sohnes Worten und prägte sie sich ein.

Einstmals nun, an einem Abend, hatten die Freunde wieder ihre Schalmeien genommen, und Hinemoa hörte sie erklingen weit über den See herüber; aber sie hatte kein Boot, um über das weite Wasser zu fahren, denn ihre Angehörigen, welche Verdacht geschöpft, hatten alle Boote hoch auf das Gestade hinaufgezogen. „O, könnte ich doch hin!“ rief sie voll Sehnsucht. „Wie kann ich nur hinüber nach Mokoia?“ Verzweifelt erkannte sie, daß sie bleiben müsse, und doch schwollen die Töne immer wieder herüber von Tutanekais Schalmei. Wie sie an ihr Ohr, an ihr Herz drangen und sie unwiderstehlich hinüberzogen zu dem Störer ihres Herzensfriedens, da kam ihr der Gedanke: Sollte es möglich sein, hinüberzuschwimmen? Und sie nahm sechs hohle Kürbisse und befestigte sie unter ihren Armen, drei an jeder Seite. Auf dem Felsen stand sie still. Dunkel war die Nacht, kalt der See, ihr Herz zitterte; aber die Schalmeientöne klangen wieder und wieder; und nun war sie unten am Wasserrand an der Stelle Wairerewa.* Ihr Gewand legte sie ab auf das Felsgestein** und glitt dann hernieder in die Fluten. Hinüber jetzt schwimmt sie mit geübtem Arm nach der Insel zu; aber sie ermüdet bald. Indessen die hohlen Kürbisse tragen sie und sie kann ausruhen und Kräfte sammeln. Wieder nun schwimmt sie und ruht aus und schwimmt wieder; die dunklen furchtbaren Wasser sind so weit, kein Licht ist zu sehen; nur ihr Ohr ist es, was sie leitet den gezogenen Tönen der Schalmei nach. Und endlich, da faßt sie

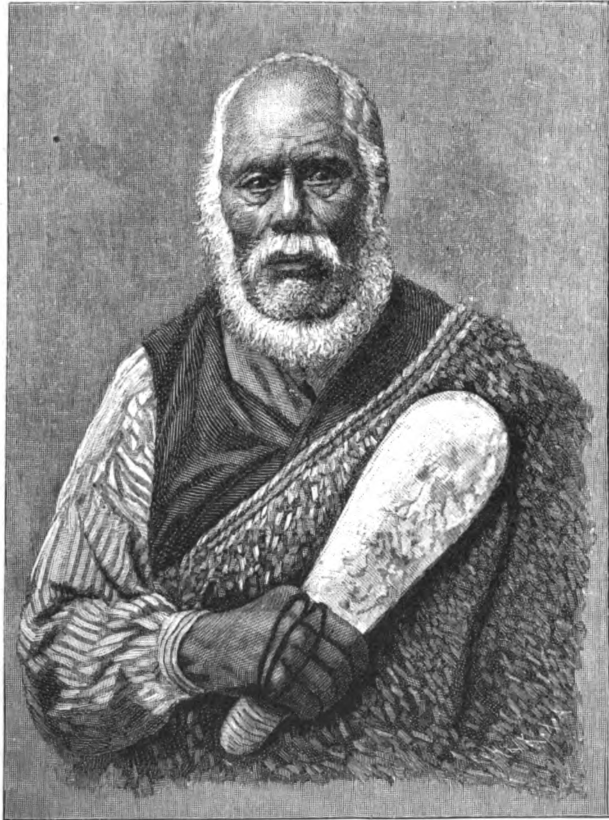
* Wahiao wohl abgekürzt für Wahinao, das ist Lichtjungfrau.

* „Wo das Wasser anschlägt.“

** Noch heute wird die Steinblockgruppe gezeigt, auf welche Hinemoa ihre Katahu, Obergewand, ausgebreitet, damit sie früh von ihren Verwandten dort bemerkt werden möge.

wieder Grund und kommt ans Land an der Stelle Waikimihia,* ganz nahe bei Tutanekais Wohnung. Gerade, wo sie das Ufer erreichte, waren aber warme Quellen, die aus dem Ufergrund emporquollen, und Hinemoa schmiegte sich in das warme Wasser, ihre erzitternden Glieder zu erwärmen, hatte sie doch den See Roturoa durchschwommen; aber sie zitterte auch vor Scham, wenn sie an Tutanekai dachte.

Als so Hinemoa sich erwärmte in dem heißquellenden Bade, sagte Tutanekai zu seinem Sklaven: „Geh und hole mir etwas Wasser.“ Und der Sklave kam und füllte eine Kürbisflasche mit Wasser aus dem See ganz nahe der Stelle, wo Hinemoa sich befand. Diese aber verstellte ihre Stimme und rief rauh wie ein Mann: „Für wen ist das Wasser?“ Und der Sklave gab zur Antwort: „Für Tutanekai ist es.“ — „Gieb es mir,“ sagte Hinemoa. Und er gab ihr den Kürbiskrug; sie aber, nachdem sie getrunken, zerschlug das Gefäß in Stücke. Da sagte der Sklave: „Warum zerbrichst du den Wasserkrug Tutanekais?“ Hinemoa indes gab keine Antwort. So kehrte er denn zurück, und sein Herr sagte zu ihm: „Wo ist das Wasser?“ Da antwortete der Sklave: „Der Krug ist mir zerbrochen worden.“ — „Von wem?“ Der Sklave antwortete: „Von einem Manne.“ Da sprach Tutanekai: „Geh noch einmal.“ Der Sklave nahm einen anderen Krug und kam zum zweitenmal, und als er ihn gefüllt hatte, rief Hinemoa ihn wiederum an: „Für wen ist das Wasser?“ Und der arme Sklave antwortete: „Für Tutanekai.“ Da sagte Hinemoa: „Gieb es mir, ich bin wieder durstig.“ Da gab der Sklave ihr das Gefäß, und als sie getrunken, zerschmetterte sie es wie das erste.



Maori-Häuptling, halb civilisiert, mit Federmantel und Steinkeule.

Da kehrte der Sklave zurück zu Tutanekai, und dieser sagte: „Wo ist nun das Wasser?“ Und der Sklave antwortete: „Es ist mir wieder genommen worden.“ — „Von wem?“ — „Ich weiß nicht, von wem; es ist ein Fremder.“ — „Er wußte, daß das Wasser für mich bestimmt war; warum zerbrach er meinen Krug? Ha, wie empört mich seine Unverschämtheit!“ Und Tutanekai nahm seine Kriegskeule und seine Matte und kam herab zu dem

* „Wo das Wasser seufzt.“

heißen Quellbad und rief aus: „Wo ist der Mann, der mir meine Wasserkrüge zerbrochen?" Hinemoa aber erkannte an der Stimme, daß es ihr Herzensräuber war, der da rief. Und sie verbarg sich hinter den überhängenden Felsen des Quellbades, mehr aber vor Scham, als um unentdeckt zu bleiben. Tutanekai indessen suchte längs den Felsen des Bades, und bald auch fand er sie, verschämt niedergeschmiegt an den Felsen. Und er ergriff ihre Hand und rief: „Ha, wer ist dies?" Und sie antwortete und sagte: „Ich bin es, o Tutanekai!" Da sagte er wieder: „Wer bist du?" Und sie entgegnete aufs neue: „Ich bin's — ich bin's, Hinemoa!" — „Ah, ha! dann komm und laß uns hinaufgehen in mein Haus." Und sie stieg aus dem Wasser schön wie ein wilder Falke und schritt ans Ufer anmutig wie ein Reiher. Tutanekai nahm die Matte von seinen Schultern und reichte sie ihr hin, und sie nahm sie und that sie an; und die beiden gingen hinauf zu Tutanekais Hause, und sie ward sein Weib aus freier Wahl, wie es in den alten Zeiten der Brauch war.

Am folgenden Morgen versammelten sich die Dorfleute, wie sie es gewohnt waren, zur gemeinsamen Bereitung ihres Frühmahles, und sie genossen dieses, aber immer kam noch nicht Tutanekai von seinem Hause her. Drum sagte sein Stiefvater Wakane: „Tutanekai schläft gar lange; vielleicht ist der Knabe krank; geh und weck ihn." Da ging einer hin und schob die Schiebethür des Hauses ein klein wenig zur Seite und spähte hinein. Was, was! vier Füße! Wer mag sein Gefährte sein? Und er rannte zurück zu Wakane und rief: „Ich sah vier Füße im Hause — vier Füße!" Da sagte Wakane: „Wer kann bei ihm sein? Geh noch einmal!" Da ging der Mann wieder hin und schaute hinein und sah, daß es Hinemoa war. Da rief er: „Hinemoa! Hinemoa! Tutanekai hat sie bekommen! Hinemoa! Hinemoa!" Dies hörte der Stamm und stimmte ein in den Ruf: „Hinemoa! Hinemoa mit Tutanekai!"

Die Stiefbrüder Tutanekais hörten das Rufen und sagten: „Es ist nicht wahr!" aber es war nur der Neid, was sie so sprechen ließ. Da kam Tutanekai von seinem Hause her mit Hinemoa an seiner Seite, und jedermann sah, daß sie es wirklich war. Da sagten die Brüder: „So ist es denn wahrhaftig wahr!" Die Nachkommen von Hinemoa und Tutanekai aber leben bis heutigen Tages am See Roturoa und erzählen stets, wie wunderschön ihre Stammesmutter gewesen und wie sie durch den See geschwommen nach Mokoia.

* * *

Ich bedaure, von der lieblichen Erzählung keine ganz unverfälschte Quelle haben erlangen zu können; meine Bemühungen hierfür sind vergeblich geblieben. Immerhin aber enthält die vorstehende Darstellung, mit welcher ich möglichst getreu dem Gegebenen zu folgen gesucht habe, in den Hauptsachen entschieden echte alte Züge. Vor allem merkwürdig ist die Haupthandlung, das Durchschwimmen des weiten Gewässers durch eines von zwei Liebenden; wir haben also eine besondere Form der durch die Welt oder wenigstens doch durch die Hälfte der Welt gehenden Schwimmersage. Wie hat sie nicht poetisch angeregt bei uns vom klassischen Altertum her bis heute! Die Sage aber, welche bei uns nur in der tragisch ausgehenden Form bekannt ist, verdanken wir oder verdankt die Welt nicht den Griechen; sie bestand schon weit früher, als diese sie aufnahmen, in Indien. Am Ufer des Tschinab im Pendschab zeigt man noch heute das Grab der Liebenden Hir und Randschha, die dasselbe tragische Geschick traf wie Hero und Leander (die Ähnlichkeit des einen Namens ist schwerlich wohl Zufall). Den asiatischen Sagenkreis hier erweitert zu sehen bis an die Grenzscheide der Hemisphären, ist jedenfalls sehr merkwürdig. Daß der weibliche Teil das Wagnis übernimmt, ist übrigens eine Variation, welche bei uns auch schon vorhanden ist. In einem

älteren italienischen Märchenbuch, den „Nächten" des Straparola, ist es in einer auf die italienische Küste angepaßten Form der Erzählung ebenfalls die Geliebte,* welche das Wagnis begeht, auch ereilt wird von dem tragischen Ausgang. Ich wage keine Vermutung, ob die Neuseeländer importiert oder neu erfunden haben. Jedenfalls verrät die Erzählung ein noch höheres Altertum, als sie zu haben vorgiebt. Da kommt zunächst eine Schwester Hinemoas ein einziges Mal und nur andeutungsweise vor mit ihrem Namen Wahiao; das bedeutet aber Lichtjungfrau; sodann hat Tutanekai einen ganz nebenher genannten, für die Erzählung bedeutungslosen Gefährten Namens Tiki. Tiki ist aber auch der Name eines Gottes. Endlich bedeutet der Name Tutanekai etwa: emporgestiegener oder -gehobener Gatte, Ehegemahl. Hinemoa wäre also eine Götterschwester, Tutanekai wird ihr mit Götterbeistand vermählt, er dadurch hoch erhoben. Gerade daß die beiden Nebengestalten so undeutlich, so verschwommen vorkommen, spricht für ihr hohes Alter und ihre Echtheit; man hat aus ihnen heute nichts mehr zu machen gewußt; sie sind einstige Krystalle, zu grauen Rheinkieseln abgeschliffen. Bemerkenswert ist noch der Name der Heldin selbst. Er ist zu deuten als: das Mädchen Moa, die Jungfrau Moa. Der untergegangene neuseeländische Riesenvogel Moa, der flügellose Laufvogel, könnte dahinter stecken. Höchst auffallend ist nämlich, daß die aus dem Bad ans Ufer steigende Jungfrau zweimal mit einem Vogel verglichen wird, Falke und Reiher. In einer anderen Quelle fand ich noch gesagt: „anmutig und scheu wie ein weißer Kranich"; also ein dritter Vergleich derselben Gattung, so daß uns in der Erzählung die rein ideale Götterwelt und die angestaunte Natur mit dem Menschen verknüpft vorgeführt zu sein scheinen.

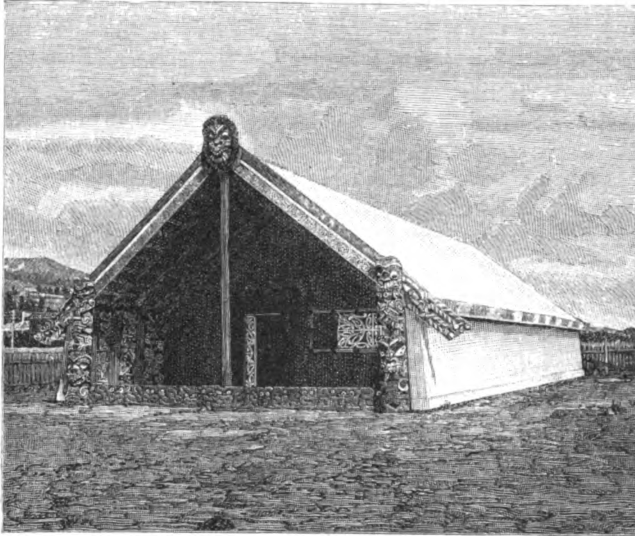
* Margarete von Spoleto.

* * *

Von dem spät aufgesuchten Lager mußten wir uns früh erheben, um die Bootsfahrt nach Mokoia anzutreten. Es war ein sauber gearbeitetes englisches Boot, in welches wir mit Mr. Graham stiegen, vier oder fünf Maoris sollten als Ruderer und Matrosen überhaupt dienen. Die Schlingel hatten sich offenbar von den jetzigen Machthabern den halben Aberglauben zugelegt, daß man durch Pfeifen den fehlenden Wind herbeirufen könne. Nachdem wir uns mit einigen kleinen Vorräten eingeschifft, das Segel aber wie ein Handtuch hängen geblieben war, pfiffen die Burschen, die zum Rudern viel zu faul waren, dem Winde mit spitzen Mäulern. Und siehe, er kam. Wir hatten zwei gute Stunden zu fahren; gegen Mitte des Weges frischte der Wind, dem wahrscheinlich viel zu viel gepfiffen worden, so stark auf, daß wir in die bedenklichste Nähe der Aussicht kamen, wie Hinemoa nach Mokoia schwimmen zu müssen. Schneidend nahe entgingen wir dem Umschlagen — ich hatte schon einen Ärmel ausgezogen —, kamen aber dann endlich mit Dampfergeschwindigkeit zwischen die Felsen am Ufer der Insel hineingeschossen, wobei unser Boot einen artigen kleinen Leck erhielt, der später — auf meiner Rechnung stand.

Der Himmel klärte sich bald wieder auf, und wir stapften ins Ländchen hinein, Mr. Graham direkt zu dem Häuptling hin, welcher die Ausgrabung des Götzen gestatten sollte. Er fand Schwierigkeiten, während wir ihn draußen vor dem kleinen Gehege erwarteten, da der eigentlich zu Suchende abwesend war und sein Vertreter nicht recht heran wollte. Er forderte zwei bis drei Stunden Bedenkzeit, um mit den Männern zu beraten. Diese Zeit verwendeten wir, Dr. S. und ich, teilweise zusammen und dann wieder jeder einzeln, zu einem Kreuz- und Quergang durch die Insel. Überall wurde Mr. Graham lebhaft begrüßt mit einem „Tena koe" nach dem anderen, namentlich von den Frauen, die sofort allerlei zu klagen kamen. Tena koe heißt wört-

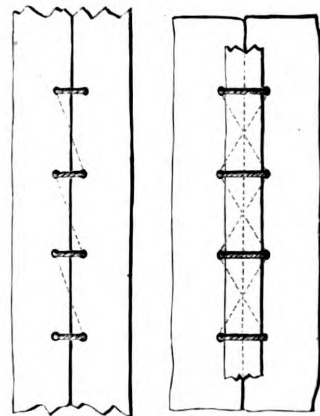
lich „das ist du“ oder „das bist du“ und ist der allgemeine maorische Gruß. Man könnte sich ihn entstanden denken aus



Versammlungsort (Ware) bei Wairoa.

einem geselligen, aber auf gegenseitige Hilfe durchaus angewiesenen Zustand heraus, wo jede helfende Hand hochwillkommen war: da bist du endlich, da bist ja auch du, zu helfen.*

Der Hausbau war sehr interessant. Zum Teil waren die Häuser oder Hütten, wie die auf S. 277, Bd. LVII, aus Riedgeflecht — schweren, über handbreit dicken Matten, die über Pfosten befestigt waren — gefertigt. Die Matten waren mit Flachsschnur gebunden, mit demselben Material auch an dem im Inneren stehenden Pfostenwerk befestigt. Andere Häuser, und zwar die Mehrzahl auf der Insel, waren in ihren Wänden aus Brettern, wohl gespaltenen, nicht gesägten, hergestellt, ebenfalls auf Pfostenwerk geheftet. Das Eigentümlichste war die Vereinigung nebeneinander stehender Bretter zu Wandstücken. Daß wir in unserem ganz gewöhnlichen Sprachgebrauch solches Vereinigen, auch von beliebigen anderen Gegenständen, verbinden nennen, beachten wir meist kaum hinsichtlich der nächsten Herkunft dieses Wortes, derjenigen nämlich vom Binden mit Schnur, Strick, Riemen, Band u. s. w. Nun aber vereinigt der Maori bei seiner ihm eigenen älteren Manier die Bretter an den Fugen wirklich mit flechtbarem, bindbarem Faden, Strick u. s. w.; man könnte sagen, er näht die Bretter zusammen. So auffallend dies klingt, so ist es doch das wirkliche Verfahren, und dieses ist, bei Licht besehen, ganz zweckmäßig. Es geschieht so: die Bretter werden gegeneinander gestellt, gelegt, gedrückt, dann nahe den Fugen durchbohrt und darauf durch die Bohrungen Stricke, Bindschnüre gezogen, ganz wie beim Nähen (vergl. die folgenden Figuren). Häufig



wird eine Deckleiste auf die Fuge gelegt und diese in der beschriebenen Manier aufgeschnürt. Auch beim Boot oder Kano, Waka genannt, werden die Auffatzbretter

* Zwei Personen werden mit dem Dual gegrüßt, tena koma, mehr als zwei mit dem Plural, tena koutou, was uns ebenfalls zugerufen und später beim Frühstück ins Notizbuch getragen wurde.

so wie zuerst gesagt, auf die Ränder des gehöhlten Baumstammes, der das Unterteil bildet, festgeheftet, die Fuge dann mit Flachs kalfatert und zwar trefflich dicht gemacht. An den Hauswänden ist die Naht, namentlich bei der zweiten Nähweise, mit dicken Büscheln von Hühnerfedern verziert, die von den außen sichtbaren Querschnüren gehalten werden. (Die Hütte auf S. 276, Bd. LVII ist moderner Entstehung.) So wurde denn der ganze kleine und große Bau gebunden, soweit es die Wandverschalung betrifft, ob diese aus Riedmatten oder aus Brettern bestehe.

Auch die Schiebethür, die in der obigen Erzählung vorkommt, fand ich überall. Sie wird bei den mit Mattenwänden hergestellten Häusern mit einem Strick zugezogen, der von innen durch ein Loch in der Geflechtwand geht und dessen Ende bei längerem Verlassen der Behausung in naiver Weise in dem Geflecht versteckt wird. Ein alter Maori wies mir auf mein Befragen nicht ohne Stolz diese feine Einrichtung. Die nicht modernen Hütten und Häuser haben stets einen überdeckten Vorplatz vor der vorderen Giebelwand (vergl. S. 277, auch S. 135, Bd. LVII, sowie die beifolgende Abbildung eines schönen neuen Hauses, S. 64). Dieselbe Wand hat dann die besagte Thür und ein Fenster, worin ich jetzt überall Verglasung fand; sein Laden ist ein Schieber. Ein größeres Holzhaus heißt Ware. Der Firstbalken über dem Vorplatz wird dabei stets von einem Mittelpfosten getragen, über welchem fast immer eine grotesk in Holz geschnittene Figur oder ein Kopf emporragt (siehe auch S. 135, Bd. LVII). Es gelang mir am Nachmittag, mit Hilfe von Herrn Grahams Überredungskunst solch ein Bild von einer alten verlassenen Ware zu erwerben. Es stellt in fürchterlicher Naturnachahmung eine Göttin, Beschützerin des Hauses, dar. Dasselbe ist jetzt eine Zierde — das heißt vom ethnographischen Standpunkte betrachtet — des Museums für Völkerkunde in Berlin. Der Vorplatz der Ware ist von der Straße stets durch ein hohes Schwellenbrett abgesondert; siehe auch S. 135, Bd. LVII, wo der arme König Potato auf seines Hauses Schwelle sitzt. Die Schwelle, welche der Eintretende mit einem hohen Schritt übersteigen muß, hält die Haustiere, namentlich die Schweine, ab, in der Men-



Tochter eines Maori-Häuptlings, ein Tikibild als Halsschmuck tragend.

schen Wohnung einzudringen, ein Gegensatz zu manchen unserer heimischen Bauernhäuser, wo Mensch und Vieh, „was in deinen Thoren ist", durch dieselbe Pforte eingeht. Seitlich an der Front stehen bei großen Holzhäusern immer mächtige geschnitzte Pfosten, meist mit riesigen geschnitzten Köpfen verziert.

Dr. S. und ich hatten uns schon seit einer Stunde getrennt, um verschiedene Punkte namentlich auf der mittleren Erhebung der Insel zu ersteigen; durch ein Farnkrautdickicht, so dicht wie Kornhalme stehend, das dem Aufsteigen unerhörte Schwierigkeiten entgegensetzte, hatte ich endlich eine mittlere Höhe erklommen; mein Aneroid wies 380 m Höhe über Meer (die höchste Spitze ermittelte sich zu 425 m oder 1394 Fuß); der Rotorua selbst hat nahe 241 m Meereshöhe, so daß die Erhebung immerhin auffallend ist und den Namen Mokoia als wohl aus Motu koia, das ist hohe Insel, erklärbar werden ließ. Das Gestein war ein grauer Porphyr, schwarz- und braunfleckig. Ich konnte Dr. S. gerade drüben auf der höheren Spitze sehen und, das Glas am Auge, ihm zuwinken, als wir von weit unten her den englischen Kolonistenruf erschallen hörten. Es ist dieser eigentümliche Waldruf Kui.....i! der einen merkwürdig weittragenden Ton hat, mit dem sich Europäer wie auch Eingeborene Signale geben. Ob man ihn den Südseevölkern abgelernt (kuihi heißt Gespräch, maorisch) oder wer ihn erfunden hat, weiß ich nicht; aber die kolonistischen Engländer haben sogar ein Verbum daraus gemacht; to quuih heißt es. Ku-u-u-ih! juchzte es wieder von unten; wir beide gaben Antwort und beeilten uns, nach dem Sammelplatz zurückzukehren.

Mr. Graham hatte die Verhandlungen wegen des Ausgrabens des Götzen richtig zu Ende geführt und ersuchte mich, mich an Ort und Stelle zu verfügen; er werde zurückbleiben; ich erfuhr erst später, warum. Auch Dr. S. gab sich anderen Untersuchungen hin, während ich zu den mit dem Ausgraben bereits beschäftigten braunen Männern hinüberging. Diese hatten ein ziemlich dichtes Gestäude von neuseeländischem Flachs, der wie große kräftige Schwertlilien aussieht, entwurzelt und gruben nun bald das Steinbild aus. Ich sprang dann in die etwa metertiefe Grube und richtete meinen Matuatonga auf. Es war eine hockende Figur von höchst roher ungeschickter Arbeit, deren Entzifferung in Bezug auf die einzelnen Gliedmaßen gar nicht leicht wurde. Erst nachdem ich drei verschiedene Ansichten gezeichnet hatte wurde mir der Zusammenhang klar. Es war keine Rede von einer janusartigen Doppelfigur, wohl aber erklärte sich diese Theorie, um es so zu nennen, dadurch, daß das dargestellte menschliche Wesen den Kopf bis zur Unmöglichkeit weit hinten übergelegt hatte. Erst die ganz genau von oben genommene Ansicht gab mir das zwar roh geformte, aber nun ganz unverkennbare Gesicht des guten Matuatonga, von dessen Kinn in der That ein Bruchstück fehlte. Dem später an den Rand der Grube herantretenden Mr. Graham wies ich meine Entdeckung vor und die Unhaltbarkeit der Janustheorie nach, auch daß das Material nicht fremd, sondern der überall anstehende Porphyr war, den einst die vulkanischen Mächte in die Höhe geschoben, um das spitze Eiland zu bilden. Ich maß noch die Höhe der Figur — sie betrug 102 cm — und verständigte dann meine braunen Männer mit den Schaufeln, sie könnten nun wieder die Eingrabung bewerkstelligen.

Schon als ich nach fleißigem Zeichnen zu Mr. Graham aufgeblickt, hatte ich mit Erstaunen bemerkt, daß sich rings um das Göttergrab eine Corona von Kindern, Weibern und Männern gebildet hatte, die mich und das Steinbild anstarrten, so völlig lautlos, daß ich von der Ansammlung gar nichts gemerkt hatte. Als ich nun herausklomm aus der Grube, wich alles scheu und stumm zur Seite und ließ mir breite Bahn mit Blicken so finster und angegrauelt, daß ich gar nicht verstand, was los sein könnte. Erst als ich in das Gehöft des Häuptlings, der auch unser Wirt sein wollte, eintrat, erhielt ich

in halblauter Rede von Mr. Graham die Erklärung, daß ich durch das Anfassen des sehr heilig gehaltenen Gottes-„tapu“ (oder, wie die Südsee-Insulaner sagen, „tabu“) geworden. Tapu ist das Wort für heilig, aber deshalb unantastbar, unverletzbar. Wer tapu oder einen unter tapu Stehenden anfaßt, ist des Todes würdig, ja in der leicht erhitzten Auffassung der Maoris auch dem Tode verfallen, muß getötet werden, jedenfalls droht ihm Gefahr für Leib und Leben. Unvorsichtige Reisende sind in Neuseeland schon in große Gefahr gekommen, weil sie unter Tapu stehende Dinge angefaßt. Mr. Graham erläuterte mir nun, ich habe mir die Hände zu waschen, aber genau mitten in dem gefüllten Eimer, welchen nun des Häuptlings Tochter scheu vor mich hinstellte oder mehr schlenkerte, aber ja nicht das Metall berühren, weil sonst die Leute den Eimer wegwerfen müßten; ich würde dann nachher durch den Häuptling aus dem Tapu gelöst werden. Ich befolgte genau die erhaltenen Weisungen, trocknete meine Hände in einer Hand voll Flachs und dann am eigenen Taschentuch und trat nun zum Häuptling in die Hütte. Was der sagte, verstand ich natürlich nicht, dann aber reichte er mir die Hand, und ich war aus meinem heiligen Zustand wieder in den sündhaft menschlichen zurückversetzt. Das Waschwasser hatte die Tochter, die mir nachher auch die Hand gab, wie mit Schauder weggegossen, weit vor das Gehege hinaus.

Es wurde nun gekocht. Wir sollten ein Huhn bekommen, und man bereitete es in derselben Weise wie vor vielen Jahrhunderten für die Söhne Wakanes. Waren wir doch ganz nahe den einzelnen Punkten, wo die Hinemoageschichte gespielt. Das Quellbad, worin sie sich erholt und verborgen, hatte man uns bereits gleich nach der Ankunft gezeigt; es ist ein stubengroßer Platz, einigermaßen mit Steinblöcken gegen den See hin abgeschlossen; die heiße Quelle mischt sich unmittelbar mit dem kalten Seewasser und verleiht ihm eine verlockende Badetemperatur. — Ja, unser hangi oder Steinofen war ausgegraben worden (alles that mit raschen und geübten Griffen die Tochter im verschossenen rotgemusterten Kattunrock) etwa zwei Fuß tief. Daneben brannte ein helles Holzfeuer, in welchem dicke runde Steine, etwa wie mittlere und kleine Pflastersteine groß, erhitzt wurden. Jetzt wurden sie in die Grube geschaufelt, unser gerupftes Huhn, in Bananenblätter gewickelt, darauf und dazwischen gelegt, dann der Rest der heißen Steine und die Erde hinzugeschaufelt und alles sich selbst überlassen.

Man hatte Zeit und Weile zum Plaudern, und ich lernte die Manier der Maoris darin kennen. Das Gehege der Behausung war viereckig. An einer Seite lag das Haus, an den drei anderen stand ringsum der dichte mannshohe Hag, aus Stangen und Stöcken hergerichtet, die aber sodann mit Flachsblättern dicht wie eine Hauswand beflochten waren. An einer dieser Gehegewände saß nun die ganze Sippschaft: die Frau Häuptlingin neben ihm, dem Häuptling, dann der Großvater, die Töchter, die Söhne u. s. w., alles ganz nahe dem Hag, um vor dem Wind geschützt zu sein. Wenn dieser in der Richtung wechselt, so wird an die betreffende andere Seite gerückt. Alle trieben irgend eine kleine unbedeutende Handarbeit, vor allem Flechten oder Drehen von Flachs, und — plauderten. Das ging hin, das ging her. Mit technographisch gierigen Augen verfolgte ich unter dem Deckmantel enormer Gleichgültigkeit alle Bewegungen der Arbeitenden. Der Großvater, tupuna tane, hielt eine prächtige Grünsteinkeule in der Hand. Pamamu patu tangata, Grünstein-Männertöter, nannte er sie und zeigte mir, wie schon oben erwähnt, die Hiebweise. Verkaufen? O nein, nicht um hundert, nicht um tausend Pfund! Wenn auch ein wenig aufgeschnitten, lag doch dahinter die Wahrheit insofern, als mit dem Besitz des sehr selten gewordenen Waffenstückes zugleich Häuptlingsehren und namentlich Grundbesitztitel verknüpft sind. Bei den Kaufkontrakten, die ich in Auckland in Herrn

K.s Geldspinde gesehen, lag jedesmal der mit dem Grundstück abgetretene Grünstein, meistens in der Form eines Tikibildes. Dieses merkwürdige Stück, welches der Leser in dem beifolgenden Bildnis (S. 65), auch in dem auf S. 132, Bd. LVII recht deutlich erkennen kann — es wird sehr häufig wie hier als Anhenkel an einer Schnur um den Hals getragen



Maori-Häuptling.

— war mir in meinem Götzengrabe mit einemmal klar geworden. Ich hatte nie verstehen können, warum diese seltsamen Tikibilder, deren ich schon eine Menge gesehen, immer den Kopf so schief halten. Ich erkannte sie nun als Nachbildungen des Matuatonga (dies bedeutet Vater des Südens) oder ganz verwandter Bilder; es soll deren nämlich noch zwei ebenfalls verborgen gehütete geben. Das Nachhintenwerfen des Kopfes vermochte der Reliefbildner an der dünnen Grünsteinplatte nicht unmittelbar, er mußte es mittelbar wiedergeben, und zwar blieb ihm nichts übrig, als den Kopf seitlich zu neigen.

Die Weiber arbeiteten an Flechtwerk, welches sie aus Flachsschnüren herstellten. Es waren grob hergestellte Taschen oder Täschchen und Ähnliches, was sie machten. Es giebt deren auch sehr feine. Durch Herrn K.s in Auckland offene Hand gelangte ich in den Besitz eines sehr zierlichen Exemplars, welches eine reizvolle Musterung hat und ein Zierstück in meiner Sammlung bildet. Eine Eigentümlichkeit besitzt es aber zugleich und ebenso die Decke, von der ich weiter oben erzählte, die auffallender ist als alles andere — nämlich die, daß die Fäden nicht gedreht, nicht gesponnen sind, sondern die sie bildenden Fasern parallel nebeneinander in sich trägt. An diese schließt sich die andere Eigentümlichkeit, daß die ungedrehten Faserbänder nicht verwebt sind. Sie werden so hergestellt, daß die parallelen Fäden, welche die Kette bilden, quer durchfädelt, aber stets mit je zwei Fäden zugleich durchfädelt werden, welche abwechselnd über und unter den Kettfaden treten und ihn zwischen sich fassen. Das Verfahren ähnelt demjenigen beim Strümpfestopfen. Nur stehen die quer durchzogenen Fadenpaare von den nächstvorigen immer ziemlich weit ab, wodurch denn eine Art Muster wie von selbst entsteht. Ich sah dieser maßlos mühevollen Arbeit am übernächsten Tage con amore nochmals zu, Stich um Stich, und hatte

also Gelegenheit, mich genau zu überzeugen.

Das hier erwähnte Faktum hat man meines Wissens bisher nicht beachtet. Hier haben wir eine Nation, aus vielen Köpfen bestehend (einst war sie noch drei- bis viermal zahlreicher), die geschickt in verschiedenen Künsten ist, wie Skulptur, Schnitzerei, die große Häuser gebaut hat, auf Bekleidung angewiesen ist, keine Tierfelle zur Verfügung hat und dennoch weder webt noch spinnt, sondern bloß flicht, ein Entwickelungsstand der Fasertechnik, welchen die europäischen Pfahlbauer bereits hinter sich hatten. Derselbe ist um so merkwürdiger, als die Bewohner der meisten Südseeinseln den Webstuhl haben und oft geschickt gebrauchen. Freilich spinnen auch sie nicht. Ihre in meinem Besitz befindlichen Webestücke aus Bast, deren ich auch für das ethnographische Museum mitgebracht, zeigen ungedrehten Faden, nämlich nur glatte, ganz schmale Bastbändchen. Andere wieder, wie die Samoaner, üben weder das Spinnen noch das Weben und machen dennoch Stoffe, und zwar in der Form der sogenannten Kapa oder Tapa aus Rindenbast, welchen sie klopfen und dadurch verfilzen; wohl die älteste Stoffbereitungsmethode, welche es giebt, alles im ethnographischen Sinne gemeint. Tapa fertigen die Neuseeländer nicht. Ihr herrliches Flachsmaterial ließ sie beim Flechtwerk aus ungedrilltem Faden das Genüge für ihre Bedürfnisse zur Herstellung von Kleidungsstoffen finden. Jedenfalls also haben sich die Maoris von ihrem Stammvolk zu einer Zeit getrennt, wo dieses weder das Spinnen noch das Weben, ja vielleicht nicht einmal das Bastverfilzen kannte. Denn sonst würden sie diese, die Stoffherstellung so sehr erleichternden Mittel nicht aufgegeben und durch ihre ungleich schwierigere jetzige Arbeitsweise ersetzt haben. Fortschritte können sie nun freilich auf diesem Gebiet nicht mehr machen, da ihnen die europäische Industrie die aus Gespinst gewebten Stoffe gleich fertig mitbringt; ihre eigenartige Entwickelung muß deshalb stocken und eingehen.



Maori-Häuptling.

Unser Huhn, welches sich höchst appetitlich aus seiner Blätterhülle entwickelt hatte, war zäher, als wir erwartet; das von den Maoris selbstgebackene Brot, das mangels der Hefen nicht aufgeht, stimmte in Bezug auf die Zähigkeit mehr als nötig dazu. Indessen verzehrten wir unter verdolmetschtem Gespräch mit unserem Wirt, auf einer von Herrn Gra-

ham vorsichtigerweise mitgebrachten Pelzdecke in der stark rauchigen Hütte lagernd, das so gastlich Gebotene mit gutem Appetit.

Am Nachmittag machten wir mit Mr. Graham einen lehrreichen Gang an der Küste entlang, wo uns noch mehrere warme Quellbäder am Seeufer, dazu auch der große bemooste Block gezeigt wurde, auf welchem einst Tutanekai und Tiki so berückend musiziert.

Nur eines möchte ich noch unter dem mancherlei Gesehenen hervorheben. Das waren mehrere Baumgruppen an der westlichen Küste der Insel, die auf Klippen und teils im Wasser selbst standen und auf deren Geäste, da wo es sich vom Stamme trennt, man uns aufmerksam machte. „Das Weiße, was Sie da sehen, das sind Menschenknochen, und hier am Lande ist noch ein großer Tawabaum, auf dem ein ganzes Gerippe zwischen den unteren Ästen liegt.“ Wir gingen hin und fanden in der That das grausige Häuflein Knochen zwischen den gewaltigen Baumarmen liegen, den Schädel dabei. Das war aber so gegangen. Zur Zeit Georgs IV. war einmal eine Maori-Deputation nach London gegangen zum König, die Unterwerfung einer größeren Anzahl Stämme formell anzuzeigen und sich gut mit der Regierung zu stellen. Die Deputation, welche einem auf Mokoia wohnenden Stamme angehörte, fand gute Aufnahme, und der König schenkte derselben eine Anzahl hübscher Gewehre. Wer war dankbarer als die braven Maoris, die sich rasch mit dem Gebrauch der schönen Dinger vertraut machten. Sie kehrten heim auf ihre Insel; achtzehn Mann, so meine ich, waren es. Kaum angelangt aber auf der heimischen Flur und im Besitz der mächtigen Waffen, führten sie einen unterwegs ausgebrüteten teuflischen Plan aus. Sie erklärten dem anderen mit ihnen zusammen auf der Insel friedlich wohnenden Stamme den Krieg und erschossen nun alles, was Mann darunter war. Die armen Speer- und Keulenträger flohen freilich nach dem ersten furchtbaren Erfolg ihrer Feinde nach der Westspitze der Insel, umpfiffen von den Kugeln. Hier suchten sie sich zu retten auf den Bäumen bis hinaus auf die im Wasser stehenden. Aber die Teufel, welche sie verfolgten, schossen sie von den Bäumen herunter wie zum Sport. Die Leichen ließen sie hängen, wo sie hingestürzt waren, und nun erzählen die stummen Gebeine von der thörichten Schandthat der Nachwelt — thöricht, schlecht, denn im Grunde erschossen sie sich ja selber, schlugen Fleisch von ihrem Fleisch, um deshalb so schneller und so sicherer dem Untergang zu verfallen, den ihnen der eindringende Fremdling nun erst recht bringt.

* *
*

Am späten Abend ging's wieder zurück nach Ohinemutu im Stichdunkel. Unsere Maoris im Boot mußten rudern die ganze lange Fahrt hindurch, da kein Lüftchen sich regte. Mr. Graham saß am Steuer; im Gasthof hatte die sorgliche Schaffnerin Mrs. Smyth als kluge Hero eine große Petroleumlampe in mein Zimmer gesetzt. Dieses ging auf den See hinaus, und Mr. Graham steuerte geradlinig nach dem Lichtpunkt hin.

Ich überspringe einen Tag, um noch vom übernächsten zu berichten, wo ich allein im Dorf Ohinemutu Einzelstudien machte. Auf dem Wege hatte ich so und so oft die heißen dampfenden Stellen zu überschreiten, wo aus den Erdspalten und Schlammlöchern der heiße Dampf emporstieg. Auch im Garten des Gasthofes waren solche Dampfspalten — ja dicht am See hatte Herr Graham ein ganz ordentliches Dampf- und Heißwasserbad mit Rohrleitungen, Badewannen u. s. w. darauf eingerichtet. Vor allem besichtigte ich im Dorfe genau die große Ware runanga, das ist wörtlich Versammlungshaus, von dem unsere Abbild. S. 73 eine Darstellung giebt. Es ist wohl das größte und bedeutendste Maorihaus in der ganzen Kolonie. Wenn ich recht verstanden habe, ist es vor etlichen vierzig Jahren von den Maoristämmen der ganzen Gegend an Stelle eines baufällig gewordenen älteren

Hauses erbaut worden. Es hat etwa achtzig Fuß Länge und halb so viel Breite im Inneren. Sein Licht empfängt der einzige große Saal, den das Innere bildet, von dem großen Fenster der Vorhalle und einem ähnlichen am rückwärtigen Giebel her. Der Vorplatz vorn ist gegen neun Fuß tief. Derselbe führt an den Häusern den Namen Haurangi, was auf deutsch Himmelsluft heißt, wohl im Gegensatz zu der rauchigen Atmosphäre da drinnen zur Winterszeit, oder auch der ohne Rauch unhimmlischen Dunstluft, wenn die Versammlung recht groß ist. Das Innere ist voll von interessanten Dingen. Geweiht ist der Bau den ältesten in Überlieferung lebenden Vorfahren, zunächst dem Tama te kapua, einem der berühmtesten Maorihelden, zu denen gehörig, die in einem der Kriegskanos die ersten Krieger herübergeführt haben sollen von den Sandwichinseln; so nimmt der Volksglaube an. Nach Tama te kapua ist das ganze Haus noch besonders benannt; der Name bedeutet Sohn der Wolke, Sohn der Lüfte. Sein Träger spielt eine große Rolle in verschiedenen Sagen. Er steckt voll von Listen und Künsten, die er namentlich im Verein mit seinem Bruder Wakaturia ausübt. Gern gäbe ich eine Probe, wenn nicht der Raum mangelte. Die Bildnisse beider Helden — denn als solche treten sie auch auf, trotz allen Schlauheitsstreichen — sind in der Ware enthalten und zwar in Hochrelief in den gegen meterbreiten Pfosten, welche an den Längswänden, durch Täfelungen aus Riedgeflecht getrennt, in zwei Reihen als Dachträger dastehen. Das Groteske in den breiten Gesichtern auf viel zu niedrigem Körper ist kaum zu beschreiben. Die Figur auf S. 135, Bd. LVII giebt eine schwache Vorstellung davon. Da ist aber auch Tutanekai und gegenüber die schöne Hinemoa. (Mr. Jackson kam, mir alle Figuren zu erklären.) Hilf Himmel! das ist die schöne Hinemoa? Man könnte sehr irre werden an dem Geschmack der Maoris, wenn man nicht aus Anschauung wüßte, daß Schönheit auch dort nicht ganz fehlt. Aber diese Hinemoa, sie thut nichts mehr und nichts weniger, als die Zunge einen Fuß lang herabhängen lassen aus dem breiten, mit Tattu umzirkelten Viereck, das die „leicht geöffneten Lippen" vorstellt.

Ich blieb lange und zeichnete viel in dem Hause und hatte allerlei gute Treffer. Da kam eine Abgesandtschaft von einem fernwohnenden Stamme, den von Ohinemutu zu besuchen; ein alter Häuptling empfing die Ankommenden, natürlich im großen Repräsentationshause und desgleichen Kostüm. Er erwartete mitten im Saal die Ankunft des befreundeten Stammeshauptes. Der Besuchende schritt nach der Mitte hin mit „Tena koe, tena koe", hin und wieder, darauf gaben sich die beiden die Rechte und führten dann die sogenannte Hongi, den Nasengruß, das Nasenreiben, aus, von dem uns ja so oft erzählt worden ist. Mir, den man ganz unbehelligt zuschauen ließ, war's höchst interessant, es zu sehen. Sie legten zuerst die linken, dann die rechten Nasenflanken aneinander, sie leise reibend; es sah fast so aus wie ein Theaterkuß. Dann begann ein längeres Gespräch. Die Hongi wird als ein heiliger und heiligender Gruß betrachtet, der sogar vom Tode durch Feindeshand erretten kann.

Gegen nachmittag gab es draußen vor der Thür der Ware noch ein Extraschauspiel. Während des Zeichnens und Messens war mir's schon eine Zeit lang gewesen, als höre ich draußen ein sonderbares Summen, bald höher, bald tiefer, fast sinkend, dann steigend, dann wieder sich herabstimmend. Endlich sah ich hin; da stand eine große Versammlung, gegen vierzig Köpfe stark, im Halbkreis herum vor einer Frau, einer Matrone mit Resten von Jugendlichkeit. Ihr Mann war eine Woche vorher gestorben, ein alter Häuptling; einige neunzig Jahre war er geworden, und nun wurde Totenklage gehalten. Alle fingierten eine Art Weinen und brachten so das weinerliche Gesumme zu stande. Die Witwe, den Blick zu Boden gerichtet, weinte immer stärker und brachte es wirklich zu Thränen. Der Eindruck wollte mir aber trotz

alledem keine Rührung abgewinnen; denn von den Thränen kamen ihr auch welche in die Nase, und — das Resultat beseitigte sie in einer Weise, mit einer solchen taschentuchlosen schlenkernden Bewegung — —! Die treuen Nachbarn hielten eine halbe Stunde unbeirrt bei der Schmerzstilisierung aus, dann verlief sich die Trauerversammlung.

Ich besuchte nun noch verschiedene Bewohner des Dorfes Ohinemutu, welches ganz und gar maorisch ist. Einen Künstler, einen geschickten Bildschnitzer, suchte ich in seinem Hause auf. Er schnitzte eben eine mächtige hölzerne Schale, die als Geschenk für die Königin Viktoria bestimmt war; eine sehr schön aus einem Walfischschulterblatt geschnittene Waffe von der oben besprochenen Form der Mere parava, für dieselbe hohe Empfängerin bestimmt, war bereits fertig. Ich erstand einige kleinere Gegenstände für unser Museum. Derselbe Künstler — das war das Merkwürdige — hatte auch eine große Flachsdecke gefertigt von der oben beschriebenen Art. Er zeigte mir an einem angefangenen Werk das Verfahren, bei welchem er sich europäischer Nadeln bediente, ganz genau.

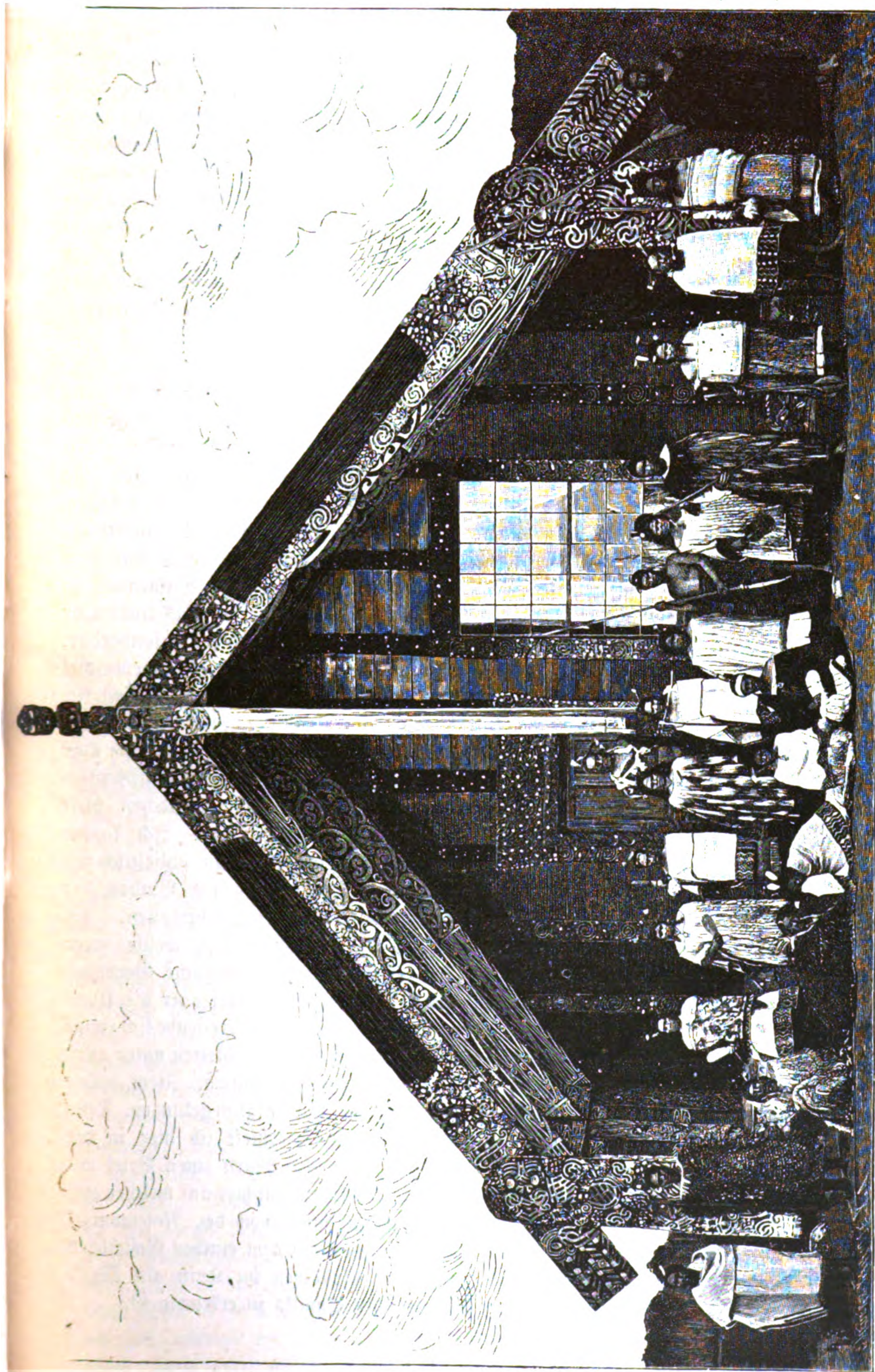
Das Haus meines Künstlers hatte außen die besprochene luftige Vorhalle, innen sodann, wie die große Ware, nur einen einzigen großen Raum. In demselben standen zwei niedrige Bettgestelle, mit Matten bespannt und bedeckt. Am Boden waren außerdem noch vier andere Schlafstätten angebracht, bestehend aus sauber gewirkten, aber einfachen Matten. Für Hausherrn und Hausfrau waren die Betten mit Pfosten, für Anverwandte die Lager zu ebener Erde bestimmt. An der Hinterwand des Raumes standen zwei Truhen, so aussehend und gebraucht wie die Truhen im deutschen Bauernhaus. Aus einer derselben hatte mein Bildschnitzer und Dorfkünstler im allgemeinen seine Flachsdecke herausgeholt; drei bis vier Monate, meinte er, habe er an solch einer Decke zu thun.

Als ich wieder hinaustrat, begann gerade die Kochzeit für die Hausfrauen und -Töchter des Dorfes. Sie kamen alle aus ihren sauber gehaltenen, teils in Holz, teils in Rohrgeflecht ausgeführten Häusern, blecherne und irdene Schüsseln, meistens siebartig durchlöchert, tragend, in welchen man appetitlich zugerichtete Fische, darunter große Goldfische, dann Gemüse, Kumara (süße Kartoffeln) und dergleichen sah. Sie schritten zum Wasser hin an eine Stelle, wo dasselbe dampfte und brodelte, und senkten daselbst ihre Kochgeschirre ohne weiteres in das von der Mutter Natur gelieferte Kochwasser ein.

Nach und nach war dann fertig gekocht, und sie zogen nun wieder zu ihren Häuserchen hin. Ich fand diese Naturküche geradezu beneidenswert.

Der Abend war herabgesunken, und See und Insel, Dampf und Hütten verschwanden in der tiefen Dämmerung, die mich mit ihrer Kühle bald zu Grahams Hotel zurücktrieb, wo ich meine Aufzeichnungen noch ordnete und unter Mr. Jacksons Beistand vervollständigte.

Lange sollte ich mich nicht damit beschäftigen. Denn nach einer Viertelstunde klopfte es, und herein kam Mrs. Smyth mit der Frage, ob Dr. S. bald kommen werde und ob er Doctor medicinæ sei. Als ich beides verneint hatte — denn Herr S. konnte erst ganz spät in der Nacht von einer besonderen Exkursion zurückkehren — erschien die sorgsame Schaffnerin Eurykleia bald wieder mit einer Anfrage von den beiden Damen von gestern, ob ich nicht der Verwundeten Hilfe leisten könne. Die früher genannte Miß Mary hatte nämlich, wie schon bei Tisch erzählt worden war, einen sehr schlimmen Sturz vom Pferde gethan und sich dabei mehrfach verletzt. Sie war mit Bruder und Schwägerin am Morgen aufgebrochen; alle wollten nach des Bruders Niederlassung zurück, wo der junge Mann, einer eingelaufenen Depesche zufolge, dringend erforderlich war. Die Farm lag vier, fünf deutsche Meilen westlich. Man hatte einen Richtweg durch den Wald einschlagen wollen. Unter „Weg“ hatte man sich dabei nur einen eben passierbaren,



Ware runanga oder Versammlungshaus in Ohinemutu.

etwas weniger dichten Wald vorzustellen. Dicke gefallene Baumstämme verlegten nicht selten den Pfad. Miß Marys Pferd hatte, als man kaum eine halbe Stunde weit gekommen war, ein solches Hindernis nicht nehmen wollen, obwohl die beiden anderen Reitpferde und das Packpferd schon drüben waren. Der Bruder führte darauf das Tier einige Schritte zurück und trieb es dann an; unglücklicherweise verlor die Reiterin im Augenblicke des nun heftig ausgeführten Sprunges den festen Sitz, aber nicht den Bügel. Sie stürzte und wurde geschleift. Gegen dreißig Schritte. Erst dann hatte der Bruder das Tier zu fassen vermocht. Die Ärmste war aber über die Wurzelknollen und die scharfen Stummel von Farnkrautbüschen hinübergerissen, meistens mit dem Gesicht nach unten geschleift worden. Man hob das blutüberströmte Mädchen voll Schreck und Jammer auf. Nahebei wohnte, wie der Einsiedler im Märchen, ein kleiner Farmer, der den ersten Beistand mit Schwamm und Tüchern leistete. Rasch war dann der Bruder zum Doktor gesprengt, und der war nun gekommen und hatte Verbände angelegt. Dabei hatte er aber, wie man erzählte, sehr gezittert und war ungeschickt verfahren; denn er war in einer Stunde gerufen worden, wo er schon eine Anzahl Gläser Brandy mit (wenig) Sodawasser zu sich genommen. Der Bruder hatte heimreiten müssen; oben lag nun die arme Mary in Schmerzen, und ihre bekümmerte Schwägerin wußte sich nicht mehr zu helfen; sie schickte zu mir.

Ich fand die arme Kleine in beklagenswertem Zustande in ihrem Bett; sie war aber so mutig und so wenig „wehleidig“ wie nur möglich. Glücklicherweise war nichts gebrochen, nur war das Gesicht zerschunden und zerschnitten; namentlich schmerzte sie eine große Wunde auf der Stirn, die ein scharfer Holzstrunk hineingerissen. Was war zu thun! Der Doktor, hieß es, habe zur eigenen Stärkung noch weitere Gaben „Brandy und Soda“ zu sich genommen und könne nicht kommen, hatte aber sein Verbandzeug geschickt. Krumme Nadeln waren nicht drin, sonst hätte ich auch noch genäht in dem wilden Lande. So half ich mir mit Heftpflaster, mit dem ich die abscheulich verbunden gewesene große Fleischwunde kunstvoll zusammenzog, nachdem ich die von dem zitternden Doktor noch daringelassene Walderde säuberlich herausgewaschen. Die kleineren Wunden waren ein Kinderspiel. Dann mußte das linke Knie, das geschunden und gequetscht war, nachgesehen werden. Was thun, als nach lauer Waschung eine sechs Meter lange Binde fest herumlegen, daß es so steif wurde wie ein Brett oder ein Gipsverband. Der Kranken ging es nach diesen Nachhilfen wesentlich besser. Sie bestand darauf, sich mit der unverletzt gebliebenen Linken selbst noch mit dem heißlauen Wasser aus dem Naturquell zu waschen. Ach, meinte sie, das linke Ohr thue ihr noch weh und sei so sonderbar. Ich sah nach. Da war die Ohrmuschel von unten her weit hinauf abgerissen tief hinein. Ich konnte wieder nichts thun, als waschen und säuberlich das arme Ohr anpressen mit schön gekreuzten Heftpflasterstreifen. Das geduldige Mädchen hielt alles ohne Klagelaut aus. Ich konnte die kleine mutige Dulderin schließlich fest verpackt in gut schließende Binden der dankbaren Schwägerin überlassen. So wurde ich zum Wundarzt, wollte sagen Heilgehilfen ohne obrigkeitliche Genehmigung. Ich gewann dabei aber die Überzeugung, daß Forschungsreisende sich einige wundärztliche Geschicklichkeiten unter allen Umständen aneignen sollten. Item, meine Kurpfuscherei ist erträglich gelungen. Denn nach Jahresfrist erhielt ich hier in der Heimat von Miß Mary einen Brief mit eingelegter Photographie, auf welcher eine feine weiße Linie von der Nasenwurzel bis ans Haar auf dem runden Gesichtchen mit dem Grübchen im Kinn als Merkzeichen des Unfalls zu erkennen ist.

(Schluß folgt.)



Die Silhouette.

Novelle
von
Klara v. Sydow.



I.

Vorgestern hat er zum erstenmal in seinem Leben das Meer gesehen; und seitdem wandert er fast ohne Rast an dem buchtenreichen Oststrande der Insel Rügen dem Norden entgegen.

Wie eine Offenbarung ist es über die feurige Seele des Malerjünglings gekommen; seine Glieder spüren keine Müdigkeit und werden wie getragen von dem Bewußtsein, daß ihn eine jener Urgewalten zwischen Himmel und Erde angerührt habe, welche als ewig lebendiger Hort menschlicher Begeisterung Göttliches und Irdisches ineinander verschlingen.

Hoiho! wie die blauen Wogen heute schäumen! Groß reiten sie von fernher in leuchtender, unbeschreiblicher Schönheit heran. Dann biegen sie geschmeidig den stolzen Nacken. Schon denkt der junge Großstädter, sie wollen, sanft niedergleitend, in dem ausgedehnten mütterlichen Element zerfließen; da bäumen sie sich noch einmal mit lachender Wildheit empor; hoch spritzt der weiße Schaum in die sonnige Sommerluft — zischend, weithin zerstiebend und glänzend vor leuchtender, trotzig überwallender Fröhlichkeit. — Der Jüngling bleibt eine Sekunde lang stehen und jauchzt wie ein Kind.

Jetzt aber beugt sich die Woge von neuem; ewig kann es nicht währen; noch ein mächtiges Anrollen, und wie in bewußter Erhabenheit stürzt sie kraftvoll von ihrer Höhe herab und ergießt sich ruhig in das weite, flutende Meer — oder sie zerrinnt, sich langsam ausdehnend, am flachen Ufer.

Nur da, wo die großen Granitblöcke wild, wie auseinander geschleuderte Trümmer einer alten märchenhaften Seestadt am Ufer umherliegen, springt sie noch wiederholt bald hell und übermütig, bald leidenschaftlich grollend empor, als zürne sie allem, das ihr in der großen Sekunde eines schönen Todes noch hemmend entgegentritt.

„Gewiß und wahrhaftig! wer es auch sei, der hier, am Ufer schwärmend, auf das Meer blickt, er taucht seine Seele

in die blauen Ströme ewiger Jugend!“ spricht der lebhafte Wanderer halblaut vor sich hin, und ein sinniger Ernst verdrängt alle Keckheit seines wechselnden Gesichtsausdrucks. Hier ist kein Übermaß, das sich selbst verschlingen müßte; alles, selbst das Tollste und Äußerste, wird von einer geheimnisvollen Größe getragen; hier ist nichts denn reine, volle und gesegnete Kraft — Leben, Gesundheit, Sonne und Jugend!

O, wahrlich! und jung waren auch die beiden Mädchen, welche dort auf den hohen Ufersteinen einander gegenübersaßen und — strickten.

Er hat sie erst vor einer Minute ungefähr bemerkt.

Sie schienen auf der kleinen Halbinsel, welcher der Strand angehört, zu Hause zu sein und hier einige ausgedehnte Nachmittagsstunden zu verbringen.

Die Düne warf schon einen langen Schatten herüber, und die Mädchen hatten ihre Hüte abgelegt und machten halb und halb Feierabend, denn sie arbeiteten nicht gerade emsig.

Die eine von ihnen, eine hohe schlanke Blondine, hatte ein Buch auf den Knien; und je weiter sie las, desto langsamer bewegten sich ihre Finger; sie schien ganz vertieft zu sein; nur manchmal, wenn die Wellen neben ihr aufspritzten, so daß der feine Sprühregen ihr die Wange traf, blickte sie von ihrem Buche auf und warf einen langen Blick aus den klaren, tiefruhigen Augen auf das Wasser.

Sie hatte keinen so erhabenen Sitz gewählt wie ihre Gefährtin, denn sie zog es vor, festen Fuß auf dem Strande zu fassen, während jene oben auf dem breiten Rücken eines moosbedeckten, von lustigen Wellen umringten Granitblockes saß, den langarmige Seegräser mit halb verwittertem Kranz umschlangen.

Der Maler vergegenwärtigte sich nachträglich, wie das mutige Geschöpf in ihrer kaltblütigen Wildheit über die kleinen und großen Steine, die sie von der blonden Nachbarin trennten, hinweggesprungen war, um sich dort oben auf ihren Lieblingsstein zu setzen. Sie war nicht halb so hübsch wie das Mädchen am Ufer, aber ihre Keckheit war nicht ohne Anmut. Aus ihren klugen Augen blitzte eine eigenartige Unbändigkeit, und um die roten Lippen lachte junge Lebenslust.

Plötzlich stieß sie einen lauten, übermütigen Schrei aus: hinter ihr hatte jemand gesprochen. Behende drehte sie sich um und sah dem fremden jungen Manne ohne alle Verlegenheit ins Gesicht.

„Wer sind Sie?“ und „Ei, wer bist denn du?“ schienen sich die beiden zu fragen; und schließlich fingen beide zu lachen an.

Das hohe blonde Mädchen, das sich bei dem „Guten Abend“ des Fremden langsam erhoben hatte, stand jetzt hocherrötet da. Sie wollte augenblicklich nach Hause gehen, aber sie war zu befangen dazu; sie war beleidigt, daß ein Fremder hier ihre Strandeinsamkeit störte, und ein stolzer Zorn mischte sich in ihre mädchenhafte Scheu. Auch war sie böse auf ihre Cousine, welche nicht Miene machte, sich vom Steine zu rühren und ihr zu Hilfe zu kommen.

„Verzeihen Sie, meine Damen, wenn ein Reisender Sie belästigt! Da ich aber Maler bin, konnte ich mir nicht versagen, hier näher zu treten.“

Bei diesen Worten wandte sich der junge Mann wie selbstverständlich gegen die Blondine. Sie sah ihn groß und mißtrauisch an, als begriffe sie ihn nicht recht. Dann sagte sie mit verdeckter Stimme: „Wir sind das so gewohnt, hier zu sitzen.“

„Und nun wollen Sie gehen? Das hieße so viel, als ich müsse gehen. — Seien Sie so gastfreundlich wie die Natur und lassen Sie mich hier Platz nehmen!“

„Ja, bis die Betglocke läutet, bleiben wir, und die Steine stehen Ihnen zu Diensten, Herr Maler!“ entschied das lustige Naturkind von seinem granitenen Thron herab; und ihre Augen leuchteten vor Vergnügen. — „Aber wie kommen Sie hierher?“ fragte sie ohne alle Umstände weiter. „Sonst bleibt alles, was

reist, drüben auf der anderen Halbinsel; und wenn nicht mal ein alter Bekannter von dort oder ein Vetter aus der Stadt uns besucht, sieht man jahraus, jahrein dieselben Gesichter."

Der Fremde, der sich Hilda gegenüber ans Ufer gesetzt hatte, lachte.

„Ich bin jung," sagte er, „und lasse mich von meinen Sternen leiten — nicht von den weisen Führern in roter Livree."

„Ja, sich zu binden, ist allemal dumm!"

Da blitzte es schelmisch aus den Augen des Malers. „Sie sind ein loser Strandvogel! Hüten Sie sich, daß man Sie nicht fängt!" sprudelte er heraus.

„Ha! ha! Da müßte erst jemand dazu da sein! Hier giebt's nur Bauernsöhne und Schiffer — und von Sonntagsjägern lassen sich Strandvögel nicht fangen!" klang es munter und ein klein wenig, fast meinte der Jüngling — natürlich kokett zurück.

Hilda, die sich nach der Entscheidung ihrer Cousine wieder gesetzt hatte, warf ihr jetzt einen strengen Blick zu, aus welchem jedoch ebensoviel geheime Angst als Mißbilligung sprach. Da sich das lustige Kind aber nicht darum kümmerte, sondern fortfuhr, so gemütlich mit dem Fremden zu reden, als habe sie ihn lange vorher gekannt, blieb ihr nichts übrig, als still zu halten. Doch konnte sie es so bald nicht über sich gewinnen, mit dem liebenswürdigen Eindringling zu reden. Eine kalte Zurückhaltung hielt ihre ganze Gestalt gefangen. Sie wandte sich halb ab und sah mit einer Miene in die See, als sei sie wenig begierig, etwas anderes zu hören als das volle Anschwellen der schäumenden Wogen.

Anfänglich schien sich der Maler darüber zu ärgern; dann aber war es ihm pikant, sich, während er unbefangen mit Susanne weiter sprach, an ihrer schweigenden Schönheit zu ergötzen. Er konnte die Blicke kaum von ihr abwenden: kühl, rein und sinnig, wie die Verkörperung nordischer Poesie saß sie vor ihm. — Ein sonniger Abendschimmer glitt über ihre goldenen Haare, mit denen der Wind leicht über der Stirn spielte; eine sanfte Röte belebte das strenge Oval ihres Gesichtes, das doch mädchenhaft weich war; alles an ihr war einfach und ruhig und einheitlich schön. Und der blaue Himmel über ihrem Haupte und das blaue Meer an ihrer Seite waren ihre Hüter und Bildner und ihre freundlich-ernsten Gespielen.

„Aber im Winter? im Winter muß es grausig sein!" fuhr er indessen in seinem Gespräch mit Susanne fort. Da wandte sich plötzlich Hilda ihm zu und sah ihn sehr verwundert an; sie schien etwas auf den Lippen zu haben, aber Suse kam ihr zuvor.

„Ja, das meinen Sie, weil Sie's nicht kennen und nicht verstehen!" rief sie. „Aber wären Sie immer hier gewesen, würden Sie gar nicht darauf verfallen! — Wenn man nicht herausgehen kann, bleibt man drin; und wenn der Sturm heult, läßt man ihn heulen und denkt sich irgend was Lustiges. — Es ist oft herzlich dumm; aber es vertreibt einem doch die Zeit! — Und wir lesen auch viel," fuhr sie fort, als sie sah, daß der Fremde ihr interessiert zuhörte, obgleich er Hilda nie ganz aus den Augen ließ. „Mein Onkel hält Zeitungen und Bücher und Journale; und wenn mal gebrochene Fähren sind und man nichts Neues kriegen kann, liest man das Alte wieder."

„Ja, und wir lieben unsere Einsamkeit wie Sie Ihr buntes Leben in der Welt," fiel Hilda mit ruhiger Stimme ein, in der aber ein eigentümlicher Nachdruck lag. — Diese Äußerung war gewissermaßen eine Antwort für den Maler, der sie bei Susannes letzten Reden voll angesehen hatte, als wollte er fragen: Und Sie? was meinen Sie dazu? Trotzdem überraschte es ihn, als sie jetzt sprach; auch Suse sah ganz erstaunt auf sie herab; aber sie schien es nicht zu bemerken; ihre Augen glänzten in schlichtem Heimatsgefühl; — und als der Maler sie nun fragte, ob sie denn aber die Stürme und das Unwetter auch so liebe wie ihr Fräulein Cousine, blickte sie ihm wieder offen ins

Gesicht und sagte gelassen: „Gewiß liebe ich die Stürme; sie gehören ja dazu. — Wir gehen täglich spazieren bei Schnee und Regen und den ärgsten Winden. Das härtet ab."

„Ja, das glaube ich Ihnen — innen und außen! Beneidenswert! mir ist, als ob ich träumte! — Ich komme mir hier plötzlich wie ein Wesen niederer Gattung vor; Sie aber verkehren mit den Elementen wie mit Ihresgleichen!" rief der Maler begeistert.

„Hm," scholl es vom Granitblock herab, „es ist auch ein Vergnügen, gegen den Sturm zu kämpfen! Gewiß gehört's dazu; beinah wie der Atem und die Stimme zum Menschen! Man gerät manchmal ganz außer sich dabei vor Spaß! Kennen Sie das auch, wenn man außer sich gerät?" und Susanne sah nicht nur neugierig, sondern auch mit einer Art an- und eingeborenen Selbstgefühls auf den Maler herab.

„Ja," jubelte der Jüngling; „und ich möchte es auch einmal hier bei Ihnen probieren! Soll ich hier bleiben? Wollen Sie mich bis zum Winter auf Ihrer Insel dulden?" Er blickte, tief Atem holend und ein aufgeregtes Lächeln auf den Lippen, von einer zur anderen.

Hilda schwieg; das stürmische Wesen des Malers hatte sie wieder in sich selbst zurückgeschreckt; aber Suse schrie triumphierend: „Sie? — ich möchte Sie nicht sehen, wenn Sie mal acht Wochen lang nichts hörten als Geheul in der Luft! Auch werden Binnenländer hier unfehlbar umgepustet!"

Ein helles Lachen beantwortete ihren Mutwillen.

Sie wurde immer vergnügter. „Holla!" rief sie, als eine Welle plötzlich hoch an ihrem Stein emporsprang und nach ihrem Kleide haschte; „das hab ich davon! Aber eh die Betglocke nicht schlägt, komm ich nicht herunter!"

Hilda, die noch befriedigt lächelnd auf die weißen Schaumringe niedergesehen hatte, welche die zerrinnende Woge heimlich um die grauen Steine zog, blickte wieder auf und sagte: „Ja, dann ist es auch die höchste Zeit!"

Der Fremde sah sie halb unwillig an; aber er konnte ihrer Eigentümlichkeit nicht böse sein; wieder erschien sie ihm, wie sehr sie auch augenblicklich für ihn in den Vordergrund trat, doch wie eins mit der großen Natur um ihn her; und von ihrer Gestalt glitten seine Blicke hinüber auf die See.

„Mein Gott, welch ein Blau! Welch eine gesättigte, leuchtende Farbe!" rief er ganz hingerissen. „Und dort jener grüne Schimmer! wie er unmerklich in die reine Bläue hinüberflutet!"

Ein träumerisches Entzücken und darüber ein Hauch von Wehmut, flüchtig wie huschende Wölkchen eines Sonnenregens, spiegelten sich in seinen leuchtenden Maleraugen, und plötzlich setzte er hinzu: „O, und diese Luft und dies Leben darin! Wer das wiedergeben könnte!"

Er gab beides unbewußt wieder, denn seine Gestalt war ganz Luft und Leben, als er einen Augenblick später, wieder völlig der Alte, emporsprang und so frisch und frei dastand mit der hellen Freude in den lichtbraunen Augen und der jungen Begeisterung auf den kühn geschweiften Lippen.

„Sie malen wohl See?" fragte Susanne und konnte die Antwort kaum erwarten.

„Ich habe versucht. — Hier aber habe ich einige Kreide- und Bleistiftskizzen, die Sie vielleicht erkennen; wenn es Sie interessiert?" und er bückte sich eilig und holte aus der am Boden liegenden Tasche sein Reisebuch hervor.

Susanne war wie der Wind aufgesprungen und über große und kleine Steine hinweg ans Land gekommen. Jetzt stand sie an seiner Seite.

„Aber die Betglocke hat noch nicht geläutet," sagte er neckend.

„Thut nichts! ich will Ihre Skizzen sehen!"

„Aber wenn ich nun entdeckte, daß ich sie nicht mithätte?"

„O, davor ist mir nicht bange, Sie werden sie schon ‚mithaben'! — Denken

Sie, ich weiß nicht, daß Künstler ihre Sachen mit Vergnügen zeigen?"

„Ich sehe schon, daß vor Nixenaugen nichts verborgen bleibt," erwiderte er und fing an, in seinem Buche zu blättern.

Da erhob sich Hilda langsam und trat hinter Susanne. Es freute ihn; und er beeilte sich doppelt, das Rechte zu finden.

„Ah!" rief Susanne, während er sie eine Reihe von Blättern betrachten ließ, „das ist ja die ‚kahle Höhe' von drüben! — und das die ‚Rosenschlucht'! — und das die ‚Robbenbucht'! — und das — ja, warte mal, das muß ich auch kennen!"

„Das ist die ‚Gespensterheide' rechts vom Kreideufer," ergänzte Hilda, die es gleich erkannt hatte und sehr aufmerksam in das Buch blickte.

„Also finden Sie es auch ähnlich, gnädiges Fräulein?" fragte der junge Mann und errötete, denn es kam ihm seltsamerweise vor, als müsse er Hilda gegenüber sich der abgedroschenen Salonbenennung, die ihm eben entschlüpft war, schämen.

Sie sah sein Erröten und wurde einen Augenblick verwirrt; dann stand sie wieder in ihrer natürlichen Hoheit vor ihm und sagte, daß sie die Zeichnungen allerdings sehr ähnlich fände. „Und das alles ist doch nur mit wenig Strichen gemacht!" setzte sie einfach hinzu, ohne daß es den geringsten Anschein hatte, als sage sie ihm ein Kompliment. „Nicht wahr, der vorige Himmel soll grau und der auf diesem Blatte strahlend blau sein? Oder . . ."

Sie stockte, und der Maler antwortete nach kurzem Besinnen hastig: „Sie sehen schärfer als ich! Ich habe es selber noch nicht gewußt, daß bei etwaiger Ausführung dieser kleinen Skizzen jener Himmel durchaus grau und dieser sonnig werden müßte. Aber — Sie haben recht, ganz recht! Diese Heide hier müssen wir in glühende Sonne tauchen, damit jedes Gras lebendig wird — das muß eigentümlich groß werden! und jene Bucht müssen wir dagegen geheimnisvoll verschleiern!"

Er stand noch sinnend da, und es blieb ungewiß, ob er in seine Ideen oder in den Anblick des Mädchens, das sie geweckt hatte, versunken war.

Da läutete die Betglocke, und Hilda sah bedeutungsvoll auf Susanne.

Diese verstand den Blick. „Pah!" sagte sie, „erst laß uns fertig besehen!" Und zu dem Maler gewandt, fragte sie lebhaft: „Sind nur nördliche Landschaften drin? Oder . . . ach, natürlich waren Sie's! . . . ich meine, waren Sie auch schon in Italien?"

Der Maler wurde plötzlich ernst. — „Nein," sagte er, „ich hatte bisher nicht die Mittel."

Susannes Gesicht drückte ein kaum verhehltes Mißvergnügen aus.

Er sah es und sagte, schnell in den lustigen Ton zurückfallend: „So haben mich schon meine Verhältnisse auf die Begeisterung für den Norden angewiesen."

Unterdessen hatte Susanne ganz naiv das folgende Blatt umgeschlagen. Sie geriet in nicht geringes Erstaunen: „Lauter Köpfe! lauter Charakterköpfe! Sieh doch nur Hilda! als ob du diese faulen Fischer — ‚komm ich heut nicht, so komm ich morgen!' — und diese Schiffer, die vor Stolz und Gleichgültigkeit keine Miene verziehen, leibhaftig vor dir sähest! — Ah, und da sind auch Mädchen! O ja, es giebt wunderhübsche Mädchen unter den Schiffertöchtern drüben! — Ich wette, morgen machen Sie von uns auch Bilder; ich komme als häßlicher Nix hinein und Hilda als Norne von . . ."

„Jetzt müssen wir aber wirklich gehen, Suse; es hat schon lange geläutet!"

„Ja, Norne; es sind auch keine Zeichnungen mehr da." — Dann wandte sie sich an den Maler und erklärte ihm lachend: „Wir haben hier nämlich für alles besondere Benennungen — und sie heißt ‚Norne'! wegen ihrer erhabenen Ruhe nämlich. — Freilich ist viel Heuchelei dabei!"

Ein stolzer Unwille flog über Hildas Züge. „Ich gehe," sagte sie kurz. Dann wandte sie sich mit einem ernsthaften „Guten Abend" an den Maler.

Dieser war dicht vor sie hingetreten. Jetzt ergriff er ihre Hand, und ehe sie sich's versehen konnte, hatte er dieselbe geküßt.

Das Mädchen glühte einen Augenblick über und über. Sie sah ihn nicht mehr an, aber es klang nicht unfreundlich, als sie noch einmal die Lippen öffnete und leise, wie vor sich hin sagte: „Reisen Sie glücklich!“ — Dann sah sie zu Susanne hinüber, kehrte ihm den Rücken zu und schickte sich zum Fortgehen an. Er wollte noch etwas sagen, aber er wagte es nicht; und wie er ihr nachblickte, lag eine wilde Begeisterung auf seinem Gesicht.

Da weckte ihn Susanne auf: „Die Norne hat ihren Spruch gethan; was starren Sie ihr noch nach?“ rief sie und reichte ihm die Hand zum Lebewohl, die er herzhaft schüttelte. „Und nach dem Wege fragten Sie mich vorhin — Sie wissen doch noch, der geht dort hinunter? Fürs erste immer am Strande entlang. — Adieu! Ich danke Ihnen für die Skizzen! — Werden Sie noch bei Lebzeiten ein großer Mann! — Und vergessen Sie unsere Insel nicht!“

„Ich danke Ihnen — tausend- und tausendmal! — Und Sie meinen, ich könnte Ihre Gastfreundschaft auf der Insel vergessen? Wahrhaftig, Odysseus unter den Frauen der Phäaken! Und das sollte ich vergessen?“

„O nein! wie sollten Sie auch? die Künstler haben so gewissenhafte ‚Gedächtnisse‘!

Was schwindet noch schneller als Welle und Wind?
Im Herzen der Männer ein liebliches Kind!“

Noch ein Kopfnicken, noch ein helles, lustiges Lachen — und sie war davon.

„Addio!“ rief er und schwenkte den Hut.

Da kehrte sie sich nochmals um und hielt ihren langen Strickstrumpf in die Höhe.

„Das Purpurgewebe der Phäakin!“ rief sie neckend zurück. „Und hier haben Sie ein Andenken! — Es ist doch nicht mehr viel drauf!“ Dabei schleuderte sie mit koboldartiger Geschicklichkeit ein kleines Knäuel nach ihm, das sie eilig abgerissen hatte.

Er fing es gewandt auf. „Wie schade, daß der Faden gerissen ist! Sie könnten mich sonst nachziehen, wohin Sie wollten!“

Da leuchteten ihre Nixenaugen hell auf und grüßten beinahe warm und ernsthaft, wie schöne Kinder- oder Mädchenaugen zu ihm herüber; aber eine Antwort erhielt er nicht mehr; er hörte sie nur noch lachen, denn sie beeilte sich jetzt, Hilda nachzukommen, die schon langsamen Schrittes vorweggegangen war.

Aufgeregt sah der junge Mann beiden nach. Es wollte ihm traurig zu Mute werden, daß sie fort waren. Die unbändige Susanne war so liebenswürdig; — und — und — die blonde Norne war so schön, so seltsam, so wunderbar schön! Und — war sie so kalt, wie sie schien? „Reisen Sie glücklich!“ das sagte sie ganz leise und weich.

Ha! jetzt verschwinden die beiden Gestalten immer mehr — und jetzt erblickt er nur noch Hildas Kopf jenseits der Dünen.

Hoiho! wie sie schön war! — Noch einmal sieht er ihre goldenen Haare in der Abendsonne glänzen. — Nun ist alles verschwunden.

Da wirft er in tollem Übermut seinen Hut hoch in die Lüfte.

Der Abendwind zieht herauf — das Meer rauscht stärker — die Wogen schäumen gewaltsamer empor. Er bückt sich, hebt sein Ränzel auf, nimmt seinen Stock in die Hand und wandert darauf los.

Und wie er einige Schritte gegangen ist, kann er's nicht lassen: noch einmal schleudert er seinen Hut empor, daß er hoch über sein Haupt hinwegfliegt, denn: sie war zu schön!

Dann, als er eilig weiter wanderte, fing er unbewußt zu singen an; es war eine tolle Melodie, die er da ausströmte, und die Worte waren gar verrückt; aber er jodelte aus voller Kehle vor sich hin:

„Du Norne mit goldenen Haaren,
Dein Aug ist wie die See;
Ich hab es am Herzen erfahren,
So kalt und so glänzend — weh!
Tralili ... lala! — Tralili ... lala!
Trali ... trali ... trala!

Wohlan denn, ich ziehe von hinnen;
Leb wohl, du Götterkind!
Und laß dir die Stirne umminnen
Vom tosenden Küstenwind!
Tralili ... lala! — Tralili ... lala!
Trali ... trali ... trala!"

Plötzlich aber blieb er stehen; unmerklich hatte sich die Scene um ihn verändert: ein abendlicher Schatten lagerte breit und ahnungsvoll über dem Wasser; nur daß hier und da vom östlichen Himmel, der im Wiederschein der untergehenden Sonne strahlte, ein rötlicher Schimmer herabfiel.

„Die rauschenden Wasser verrinnen,
Das Herz thut mir so weh!"

rief der Maler, langsam fortschreitend —

„Doch lieb ich das dunkle Geflüster
Und diese weite See!"

Es war eine ganze Skala von Gefühlen, welche ihn durchbrauste; und er wollte sich und ihnen auf irgend eine Weise genugthun:

„Und liebe das duftige Rätsel,
Das dort am Himmel schwebt
Und wie ein Erinnern des Tages
Durch Nacht noch Rosen webt!"

fuhr er fort.

„Und liebe den Mond, den verklärten,
Der über Schmerz und Groll
Mit silbernem Gleichmutsschimmer
Die Erde trösten soll.

Doch Thränen umnebeln die Blicke —
Die Welt liegt schwarz und weit —
Nicht Mond und nicht Nacht und nicht Wellen
Begraben je mein Leid!"

Aber er hatte heute durchaus keine schmerzlichen Töne in der jungen Kehle; auch diese klagenden Verse seines schwärmerischen Freundes hatte er so lebenslustig vor sich hingerufen, daß er über sich selber lächeln mußte.

Das „duftige Rätsel, das dort am Himmel schwebte", hatte ihm das traurige Lied des Berliner Stubengenossen in den Mund gelegt. In breiten Strömen ergoß es sich jetzt mehr und mehr über den Himmel; und bei seinem Anblick mußte der Maler daran denken, wie die Abendsonne in Hildas Haaren gespielt hatte.

Er wird sie malen; aber schade darum, daß er sie wohl nie wiedersehen wird! — Wo mag sie jetzt sein? Ob sie schon zu Hause ist?

Seltsam! er hatte den Mädchen nicht einmal seinen Namen genannt, noch wußte er, wie sie hießen.

Es war ihm alles so wunderbar, so außer allen gewöhnlichen Formen erschienen, daß er gar nicht an dergleichen gedacht hatte.

Und wozu wäre es auch gewesen? Was waren sie ihm denn weiter als märchenhafte Erscheinungen eines himmlischen Tages? als die Feenkinder dieses seltsamen Eilandes?

Und doch kam er sich wunderbar vertraut mit ihnen vor; ihre ganze Menschengeschichte, ihr ganzes greifbares Leben lag in einfachen, großen Zügen vor ihm. Er hatte nicht gefragt, was Hildas Vater war; und doch wußte er es ganz genau: Wer sonst könnte sie sein als die Pfarrerstochter der Insel? — Und Susanne, die keine Eltern mehr hatte, lebte seit frühester Kindheit bei ihren Verwandten — in häufigem Widerspruch mit deren Wesen und Denken — und doch gern von ihnen gesehen und gewissermaßen von ihnen verzogen.

Ob Hilda je lieben wird? Kaum — und doch, wer weiß! ... ‚Reisen Sie glücklich!' — Ha! ha! Thorheit! — Und doch wurde er blutrot dabei.

Aber noch war er frei. — „Hoiho!" und er schwang den Wanderstab lustig im Kreise. „O Phantasie, daß du mir nicht das Herz kaperst!" Lieben? — ja! aber nur einen Augenblick! — nur einen Tag lang! — und allerhöchstens so lange, wie es dauert, das Porträt einer schönen Frau zu machen!

Hoiho, wie schön das Mädchen war — und wie frei und wie lustig sein Herz schlug!

Und noch einmal sang er das seltsame Nornenlied. — Aber nur die Wogen hörten es und hallten es brausend zurück.

Unterdessen legten die Cousinen langsam ihren Weg nach dem einsam gelegenen, von einem Thal der Nordküste fast gänzlich verborgenen Pfarrhofe zurück.

Sie gingen gewöhnlich von den großen Steinen aus nur eine viertel Stunde bis

dahin und würden auch heute längst nicht mehr unterwegs sein, wenn nicht Susanne so oft still stehen müßte, um sich besser aussprechen zu können. Sie war durchaus noch nicht über das Strandabenteuer beruhigt. „Ich mache dir keine Vorwürfe wie du mir!“ rief sie; „aber komisch warst du allerdings. Unnahbar wie immer! Pah! man kann doch mit einem netten Menschen lachen! — Und nach einem Menschen sperrt man doch hier die Augen auf wie ein verhungerter Haifisch den Rachen! — Sogar wenn Erich auf ein paar Tage kommt, ist man schon froh!“

„Ich wußte nicht, daß du dich so nach Menschen sehnst.“

„Sehnen? allerdings nicht. — Was er wohl von mir gedacht hat? ‚Ein häßlicher kleiner koketter Nix, diese Susanne!‘ Ha! ha! meinetwegen, Herr Maler! — Sehnen nach Menschen? nein, Norne; aber es macht einem doch Spaß, wenn ein netter kommt; und ein Abenteuer hat man auch nicht alle Tage! — Und er hat dir doch auch gefallen!? — Ich hab kaum einen schöneren Mann gesehen; ich mag ihn!“

„Ich glaube, er war nicht schön; er sah nur schön aus. — Aber komm, wir müssen uns jetzt wirklich dazuhalten!“

„Ob er es war oder so aussah, ist mir gleich; mich freut nur, daß er dir auch gefällt! — A propos, was würde Vetter Erich sagen?“

Hilda, die den Kopf etwas gesenkt hatte, sah jetzt gedankenvoll auf, mied es aber unwillkürlich, Susannes Blick zu begegnen.

Diese beschloß das Gespräch, indem sie aufgeregt rief: „Genug, er war ein Maler und ein Kavalier, und wir haben ein Abenteuer mit ihm gehabt!“

Hilda lächelte; und beide beeilten sich jetzt, vorwärts zu gehen.

Als hätten sie geahnt, daß daheim eine neue Überraschung harrte; denn kaum hatten sie den niedrigen Eingang des Pfarrhauses überschritten, als ihnen die Mutter mit der Nachricht entgegenkam, es sei am Nachmittag ein Brief vom Vetter Erich eingelaufen, in welchem er sich noch für das gegenwärtige Jahr auf mehrere Wochen ansage.

Hilda wandte den Blick bei dieser Eröffnung zur Seite, und es schien, als habe sie nichts zu erwidern.

Dagegen zeigte sich Susanne auch diesmal auf das äußerste interessiert. „Ein ereignisreicher Tag! ein Glück zieht das andere nach!“ rief sie übermütig jubelnd und ruhte nicht eher, als bis sie selbst den Brief des Vetters gelesen hatte.

Und sobald sie später allein mit Hilda war, meinte sie schlau: „Ein eleganter Offizier, der die Strandeinsamkeit so liebt, daß er nicht wie sonst nur ein paar Tage, sondern gleich auf Wochen kommen will — sonderbar! höchst sonderbar! — Norne, fällt dir nichts dabei auf?“

„Nein,“ sagte Hilda ungewöhnlich entschieden.

Dann schwiegen beide eine geraume Weile.

„Schade, daß der Maler nicht geblieben ist!“ begann Susanne wieder; „die beiden hätt ich zusammen sehen mögen! — Ach, Hilda, mach doch das Fenster auf, daß man die See noch ein bißchen rumoren hört! — Ich möchte wohl wissen, wie sich die beiden miteinander vertragen hätten! — Du nicht? — du nicht, Norne?“

Hilda zog ihr Strickzeug aus der Tasche, als wolle sie arbeiten; doch ihre Finger legten sich nur mechanisch um die Nadeln, und einige Sekunden hindurch blieb sie regungslos sitzen. Dann sagte sie leise: „Er ... ich meine der Maler ... er hatte ein Kinderlachen, das wie Musik klang — weißt du, wie Vater neulich in der Predigt sagte! — Ob das alle Künstler haben? — und Erich — ist ein Mann.“

Da zuckte es sonderbar schelmisch um Susannes Lippen; — und sie mußte sehr viel zu denken haben, weil sie ganz gegen ihre Gewohnheit verstummte. Endlich schlüpfte sie in den Garten hinaus, und Hilda blieb allein zurück.

Da stand das blonde Mädchen langsam vom Stuhle auf und richtete sich zu ihrer ganzen schlanken Höhe empor. Ihre Augen

blickten weit geöffnet hinaus in den dämmernden Garten, und es schien, als drängte sie mit einem stillen, erfolgreichen Gebet das wieder und wieder kehrende Bild des heutigen Nachmittags aus ihrer Seele.

Sie hatte bisher nie darüber nachgedacht; aber in diesen Augenblicken ging es ihr als unumstößliche Gewißheit auf, daß Erich sie liebe und nur um ihretwillen hierher kommen würde; und je länger sie sich in diesen Gedanken vertiefte, desto mehr beruhigte sich ihr innerstes Wesen; und zuletzt blieb nur noch die eine große Frage des Zweifels in ihr zurück, ob man wohl auch wo anders als hier am Meere glücklich sein könne?

Sie fühlte sich stark und würde jetzt ohne Scheu dem gefährlichen Kinderlachen des jungen Künstlers gelauscht und sich jener eigentümlichen Schönheit erfreut haben, die ihm Gestalt und Antlitz gleichsam unerklärlich umfloß — die so wunderbar erfaßte, weil sie selbst ein Wunder war, das sich in keine Linien und Formen einengen ließ.

* *
*

So ging Hilda noch von dieser Stunde an wieder ruhig ihren stillen Gang weiter; und wenngleich sie sich noch oft im Gespräch mit Susanne des fröhlichen Künstlerjünglings erinnerte, war doch ihre Seele klar und unberührt wie zuvor, als hätte der „tosende Küstenwind“, der nun wieder ausschließlich ihre weiße Stirn „umminnte“, den Zauber jenes silbernen Lachens, welcher sie auf Stunden gefangen halten konnte, längst von ihr genommen und weit, weit über die Wasser getragen.

Kurze Zeit darauf kam wirklich Erich, der stattliche, angesehene Vetter mit den feinen, vornehmen Manieren und dem schlichten, ehrenfesten Herzen, das nicht nach Gut und Geld fragte, sondern die schöne Hilda, unbekümmert um äußere Verhältnisse, schon seit frühester Jugend geliebt hatte; und ein Jahr später läutete das Glöckchen auf der Höhe des Kirchenhügels eines Tages mit besonderem Klang, denn es rief in die blauen Sommerlüfte hinauf, daß da unten bei den Menschen ein Paar getraut werde.

Und auch hinab in das Thal, in welchem das kleine Pfarrdorf lag, drang der Schall. Die Männer hörten es und traten langsam vor die Thüren; die Weiber stürzten hinterdrein, und die Kinder jubelten auf bei dem festlichen Geläute. Ja, selbst die Alten und Kranken schleppten sich an das Fenster, denn alle wollten sehen, wie die schöne Pfarrerstochter mit ihrem reichen Vetter Erich, dem Herrn Hauptmann aus Berlin, zur „Trau“ ging.

Und weiter und immer weiter wehten die heiteren Töne der bescheidenen Hochzeitsglocken.

Sie waren immer leiser geworden; aber zwischen den hohen Ufersteinen fing sie das Echo und warf sie hallend zurück. Da rauschte es in der Tiefe des Meeres auf wie ein verhaltener Seufzer; langsam schlugen die blauen Wellen an das Ufer und flüsterten in gebrochenen Lauten einen Abschiedsgruß für die blonde Hilda empor.

Doch ruhig und sicher mit einem stillen Lächeln auf den Lippen schritt diese an der Seite des Bräutigams durch die Straßen des Dorfes; und als man die wohlbekannte Höhe zur Kirche hinaufzog, schlug sie unwillkürlich die blauen Augen auf und blickte vor sich hin, als wandele sie in einem Traume und sähe in den offenen Himmel ihrer Zukunft.

Unmittelbar hinter ihr ging Susanne; aber nicht wie sonst das Köpfchen übermütig emporreckend, sondern still zu Boden blickend. Doch beugte sie nicht ganz ohne einen besonderen Grund das junge Haupt — etwa nur vor den festlichen Glockenklängen, welche auch über sie dahinzogen.

Wohl lag ein Hauch von Ernst auf ihren beweglichen Zügen; aber sie war nicht andächtig, denn wieder und wieder mußte sie denken, wie es wohl sein würde, wenn Hilda heute nicht an der Seite des Vetters, sondern neben dem Maler „von damals“ einherginge. — Aber Thorheit! Maler und diese Art Leute heiraten ja

wohl gar nicht? Heiraten ist so alltagsmenschlich, und Künstler sind Sonntagskinder und Halbgötter!

Ah! solch eine Trauung ist sonderbar — man weiß nicht, ob man weinen oder lachen soll; — es ist alles so getragen und feierlich.

Da hob der Küster mit seinen Chorknaben zu singen an: „In allen meinen Thaten", und Susanne bemerkte ganz verwundert, daß alle — und sie selbst mit ihnen — schon in die Kirche eingetreten waren und wohlgeordnet um den Altar standen.

* *
*

Jahr und Tag waren vergangen, und kein neues größeres Ereignis hatte das Pfarrhaus am Strande betroffen.

Die Astern blühten, die Kraniche begannen zu ziehen und der Wind wehte unausgesetzt von Osten herüber. Es war Herbst.

Auf den alten Steinblöcken am Meeresufer saßen heute Hildas jüngere Schwestern ohne Susanne, während drin in der Pfarre der Pastor am geöffneten Fenster stand und sinnend einen Brief seiner Pflegetochter zusammenfaltete, welche nun schon seit acht Wochen bei Hilda in der Residenz lebte.

„Gutes, wunderliches Kind!" sagte er nach einer Weile zu seiner Frau und schob mit einem Stirnrunzeln die Weinranken zurück, welche üppig von draußen her ins Zimmer drangen. „Aber glaube mir, Auguste, der Berliner Aufenthalt geht nicht ohne innere Umwälzung vorüber; — bedenke, daß sie dort in eine neue Welt gekommen ist! — Ihre heftigen Kinderlaunen werden in der Residenz ein anderes Gesicht annehmen. Sie wird wärmer und tiefer zu uns zurückkehren. — Was für einen originellen Kunstsinn sie in diesen paar Redensarten an den Tag legt; — erstaunlich, Auguste! — Ich fürchte nur, daß sie ungern ... ja, wer weiß, ob sie überhaupt wieder zu uns zurück will!?"

„Susanne nicht wieder zu uns wollen? Bewahre! was sollte ich wohl ohne sie im Hause anfangen? Wir haben sie Hilda auch nur dies eine Jahr versprochen. I bewahre, Wilhelm! Ich glaube gar nicht, daß es Suschen für immer in der Stadt gefällt. Sie schreibt ja selber, sie sehne sich nach Wind und frischer Luft!"

Das schrieb nun Susanne allerdings. Ihr Brief lautete: „Mein liebster Pastoronkel und natürlich auch liebe Pastortante!

Hier ist es furchtbar heiß; — wirklich ‚furchtbar', Onkel! Ich krieche selbst meistens wie eine Fliege über die Straße. — Am kühlsten ist es noch im Museum. Und ich glaube wirklich, das kunstbegeisterte Volk rennt mehr wegen der Kühle als wegen der Statuen dorthin; wenigstens kommt einem selten jemand vor Augen, der sich mit Nachdenken eine besieht. — Du fragst, gestrenger Ohm, wie *mir* die Antiken gefallen? Anfangs gar nicht. Solange ich mit Erich hinging, wirklich gar nicht. — Ich ging hinein und ging heraus — und es war gerade, als ob ich in einer großen Gesellschaft wäre, von der ich mir von vornherein gedacht habe, daß sie langweilig sein wird. — Erst seit Erich abgereist ist und ich öfter allein hingehe, gefallen sie mir. Warum, weiß ich nicht. Nur so viel habe ich heraus, daß sie alle lebendig sind — und man sich gut mit ihnen unterhält; besser als mit vielen Leuten, denn es giebt auch hier dumme Leute. — Ein Trost für dich, Onkel! — Ich begreife selbst nicht, warum sie einem nicht langweilig werden — die Statuen meine ich —, denn sie haben alle etwas sehr Beruhigtes. ‚Antik', würdest du sagen, Pastorohm. Man kommt sich abscheulich klein dagegen vor mit seinen tausend untereinander wirbelnden Ideen — ich, heißt das! — Jede von ihnen hat einen Ausdruck, als wäre sie aus *einer* Idee entstanden. — Wissen möcht ich, warum man das großartig findet, und besonders, warum *ich* das so finde; denn — die anderen können es finden, wie sie wollen! Am Ende geh ich auch nur wegen der Kühle hin. — Ich beneide die Göttinnen! Euch auch!

Wenn doch ein Berliner Industrieritter künstlich Seewind präparieren wollte! Hilda und ich würden unseren letzten Groschen für zwei Minuten Inhalieren geben."

* * *

Wirklich war es trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit noch sehr heiß in Berlin. Insbesondere empfand man das heute in dem wohlbekannten Kunstausstellungsgebäude am Kupfergraben, in welchem es seit ungefähr zwei Uhr durch die Überfülle der Besuchenden unerträglich zu werden begann.

Nicht umsonst war es erster Sonntag Vormittag nach Eröffnung der Ausstellung! — Unaufhörlich strömte die Menge vor- und rückwärts.

„Ich finde diese Massen bestaubter Rücken ziemlich nüchtern im Kolorit! — Die ganzen vordersten Säle kommen mir heute noch erbärmlicher vor als gestern. Luft, Ulrich, Luft! Himmel, dieses Wirrsal von Menschen und schlecht bemalter Leinwand!" sagte ein großer, kräftig gebauter junger Mann lachend zu seinem Gefährten, indem er sich gewandt durch die Menge hindurchdrängte.

Auf der Schwelle des langen Restaurationssaales blieb er stehen und erwartete seinen einige Schritte hinter ihm zurückgebliebenen Begleiter, dessen zierlicher Gestalt es nicht so schnell gelungen war, sich eine Gasse zu bahnen.

„Wie," sagte dieser mit einem Lächeln melancholischen Spottes, als er fast erschöpft an die Seite des Freundes trat, „bist du hier schon im gelobten Lande?"

„Nein! erst jenseits von Nr. 17, 18 und 19! Alles zu seiner Zeit und an seinem Ort! — Harmlos, mit welchem Behagen hier der Berliner die erste Hälfte seines Kunstgenusses bei Beefsteaks und Limonade verdaut, ehe er jenseits mit der zweiten beginnt!" antwortete der Gefragte lachend.

Ulrich schien dieses Lachen nicht zu billigen. „Es ist eine nichtswürdige Einrichtung!" rief er, ungeduldig die Schwelle verlassend; und seine für gewöhnlich stark bedeckte Stimme klang fast laut vor innerer Erregung, so wenig sich auch die Züge seines fein geschnittenen Gesichtes mit dem schwärmerisch vertieften Ausdruck beim Sprechen veränderten.

„Laß dich doch nicht wieder von solcher residenzlichen Lumperei in Harnisch bringen!" rief der Freund in der ihm eigenen freien Lebendigkeit. „Auch die klassischen Götter huldigten den Tafelfreuden. — Du hast kein Recht, von deinen guten Mitbürgern superklassische Idealität zu verlangen!"

Der Zurechtgewiesene blickte langsam und vorwurfsvoll unter seinem breitkrempigen Hute auf, welcher an Größe dem des Gefährten nicht nachstand. „Nektar und Ambrosia werden anders geduftet haben als diese bestialischen Beefsteaks," sagte er so auffallend ruhig, daß die innere, ein wenig nervöse Bitterkeit nur desto schärfer durch die sonderbare Selbstbeherrschung hindurchklang, welche er diesmal auch seinem Organ auferlegte.

Indessen hatte das Künstlerpaar die anstößigen Säle des Restaurants und der Konditorei durchschritten und war in die Eingangsthür von Nr. 13. getreten.

Hier nahm der Größere und offenbar Jüngere der beiden plötzlich seinen Hut ab, als bereite er sich energisch zu irgend einem andächtigen Akte vor. Er lehnte den Kopf gegen den Thürpfeiler und ließ seine Blicke in gerader Richtung nach der gegenüberliegenden Wand schweifen, an welcher einige Marinebilder ihren Platz gefunden hatten. „Ah! ja!" rief er, „hier haben wir doch Leidenschaft in der Conception! und dabei — welche Mache! — Wenn du es fertig bringst, nach links zu treten, siehst du am deutlichsten, wie raffiniert sie Farbe auf Farbe gesetzt haben; fast wie Delacroix! — Famos! diese breit aufgelegten Schatten und daneben die gloriosen Sonnenlichter! — Man möchte sie mit den Händen greifen!"

Im Eifer des Sprechens faßte er nach dem Arm des Freundes, den er durch seine vielleicht nicht ganz sanfte Berüh-

rung aus tiefer Träumerei zu erwecken schien, denn der Kleine besann sich einige Sekunden, bevor er mit einem aus der Verborgenheit aufleuchtenden Blick sagte: „Es hat vielmehr den Anschein, als erzeuge sich das Licht fortwährend von innen heraus! — Die ganze Seele dieser Wasser schwindelt sich unmerklich ins Gemüt. — Es weitet sich alles in der Brust: Sorge wird Schmerz — und Schmerz Genuß.“

„Poet!“ antwortete der andere hoch aufatmend, als möchte er weiter bemerken: Ich danke dir, Gott, daß **meine** Kunst nur hinaus in die Erscheinung drängt; es macht so viel froher! — „Schade, daß ich meine Börse in Paris gelassen habe,“ sagte er dann nach einer Weile mit knabenhaft leichtfertigem Kummer, „sonst ginge ich noch diesen Herbst wieder an die See!“

„Thu's!“ meinte Ulrich halblaut. „Ich schieße dir vor, Felix!“

„Ho ho!“ fuhr es von Felix' Lippen. — Und mit gedämpfter Stimme setzte er hinzu: „Ulrich, ich müßte ja ein unglaublicher Lump sein!“

Beide traten jetzt zurück, denn es wurde allzu voll und heiß an ihrem Standort.

„Komm — es ist unerträglich!“ sagte der Kleine leise seufzend.

„Ja, warum sind wir hergegangen?“ meinte Felix mit dem überlegenen Frohsinn genialer Künstlerjugend. „Und jetzt nur noch einmal durch ‚die Letzten‘ chassieren! Ich muß sehen, ob es wahr ist, daß sie den kleinen Aivasovsky umgehängt haben!“

Ulrich folgte ihm; und Felix hatte auch alsbald in einer Ecke das südlich-duftige Seestück, um welches es sich handelte, entdeckt und trat ihm seitwärts näher.

Doch blickte er diesmal nicht auf das Bild, sondern auf das kecke ausdrucksvolle Profil einer jungen Dame, die, mit der einen Wange fast dicht an die Wand gedrängt, davorstand.

„Sieh,“ sagte er endlich, sich belustigt zum Freunde umwendend, „sieh nur dies pikante Silhouettchen!“

„Wo?“ fragte der ganz in das Bild vertieft gewesene Ulrich auffahrend und blickte zu Felix' großem Vergnügen suchend die Wand entlang, während sich die junge Dame schnell nach ihm umkehrte, als habe sie seine geflüsterten Worte gehört, ihm eine Sekunde lang mit einem schelmischen Aufleuchten der Augen ins Gesicht sah und dann hinter einer Gruppe vordrängender Menschen verschwand.

„Ulrich,“ fragte Felix plötzlich und hörte auf, über den Freund zu lachen; „sahst du sie nicht mehr? Ulrich ... Mensch! ... sag mir doch ... ich muß das Mädchen kennen! — Paris — Düsseldorf — Weimar — Musen und Grazien — wo hab ich das Mädchen gesehen?“

„Aber welche, du dämonbesessener Junge?“

„Weit gefehlt! — Komm nur! vielleicht treffen wir sie noch! Da! — in den Knäuel dort hat sie sich verwickelt! Und was **du** wohl wieder aus dem Aivasovsky heraus- oder vielmehr hineinpoetisiert hast?!“

Eilig durchschritten jetzt die Freunde, sich rückwärts wendend, die Säle der Galerie; nur an jedem Aus- und Eingang blieb Felix stehen und streifte von oben herab mit eifrig suchendem Blick über die Häupter der herumstehenden Leute. Vergeblich! er konnte die junge Dame nicht wieder entdecken.

Draußen schlug ihnen eine glühende Hitze entgegen.

„Droschke!“ riefen beide wie aus einem Munde, drückten die Hüte tief ins Gesicht und fuhren davon.

Unter den Linden beugte sich plötzlich Ulrichs tief in den Wagen zurückgegossene Gestalt vor und wandte sich dem Trottoir zu. Gleich darauf grüßte er auch.

Felix' Blicke folgten der Richtung seines abgezogenen Hutes und gewahrten unten auf der Straße die junge, vor dem Aivasovskyschen Bildchen gesehene Dame, welche dankend den Kopf gegen Ulrich neigte.

Dann aber blieb ihr Auge auf Felix haften; und als sich dieser mit dem leisen Ausruf: „Das ist sie ja!“ nach der immer

mehr hinter der Droschke Zurückbleibenden umwandte, glaubte er zu bemerken, daß sie ihm auch jetzt noch aufmerksam mit den Blicken folgte.

„Was,“ sagte er, als sie gleich darauf das Brandenburger Thor erreicht hatten und er sich wieder bequem in die Polster zurücksinken ließ, „du kennst das Mädchen?“

Ulrich zögerte eine Sekunde mit der Antwort.

„Ja, ich sah sie einigemal beim Justizrat. Es ist ein originelles, sehr unterhaltendes Kind,“ antwortete er dann langsam. „Worüber lachst du?“

„Über diese ewig milde Freundlichkeit, die du ohne Unterschied über hübsch und häßlich — dumm und interessant scheinen läßt. Mensch, du hättest Waisenvater werden müssen! — Wer spricht in so greisenhaftem Tone von jungen Damen?“

„Der, welcher fertig mit ihnen ist.“

„Es zu sein glaubt!“ rief der andere lebhaft. „Sieh mir in die Augen, Ulrich! — Danke! — Ja, lächle nur! Ich bin zufrieden, denn da glüht ja doch noch hinter dunkelblauen Schleiern das alte Herdfeuer!“

„Du hast zufällig die Wahrheit gesprochen, Felix; denn am Herde sitzt die Treue und schürt die Glut in der Asche.“

Felix schüttelte unwillig den Kopf. „Deine Lieder beweisen längst das Gegenteil. — Jetzt aber beichte! Beim Justizrat also sahst du sie?“

„Ja!“

„Und sie heißt?“

„Fräulein Brand.“

„Und ist?“

„Keine Berlinerin.“

„Und bei wem zum Besuch?“

„Beim Major von Beuthen.“

„Hat Beuthen geheiratet?“

„Ja.“

„Wahrhaftig! Da sieht man's: der hat auch den Tag vorm Abend gelobt!“

„Er ist sehr glücklich.“

„Glücklich? — Meinetwegen! — Freilich, sein Weg führt die ebene Landstraße herunter; warum auch nicht? Eine Bürde mehr oder weniger, was kommt drauf an? Und noch dazu ... aber wen hat er denn geheiratet?“

„Seine Cousine; eine schöne, liebenswürdige Blondine.“

„Und Fräulein Brand?“

„Ist eine Cousine dieser Cousine.“

„So? Wie lange ...? Wenn ich nur wüßte, wo... Ja doch, ich muß sie gesehen haben! — Wann hat Beuthen geheiratet?“

„Vor drei Jahren. — Bald nach deiner Ankunft in Paris, meine ich.“

„Ich werde Beuthens gelegentlich meinen Besuch machen. Es ist so lästig, wenn man etwas nicht unterbringen kann; und je unbedeutender, desto zudringlicher sind solche Erinnerungen!“

„Natürlich, die bedeutenden werden nicht als zudringlich empfunden.“

„Philosoph!“

„Beuthen ist übrigens nicht zu Hause,“ nahm Ulrich nach einer Weile wieder das Wort. „Er ist auf ein Jahr unserer Gesandtschaft in Konstantinopel attachiert. Für diese Zeit ist eben Fräulein Brand bei ihrer Cousine zum Besuch.“

„So? Das ist Malheur! — Aber ein geringeres als diese Hitze! — Warum ziehst du die Stirn so unmalerisch in Falten, Ulrich? Gehen wir also nicht hin! — Freilich — schade! Es wäre interessant gewesen.“

Die Droschke hielt, und die jungen Maler stiegen langsam ihre vier Treppen in die Höhe.

Oben in dem gemeinsamen Atelier machten es sich beide bequem und hantierten, jeder auf seine Weise, umher.

Plötzlich schrak Ulrich auf. „Da sieh!“ rief Felix und hielt ihm ein offenes Skizzenbuch unter die Augen. „Da ist sie! Da sind sie! — Auf einer kleinen Rügen-Halbinsel — ich kann und kann doch eben nicht auf den Namen kommen! — habe ich das Silhouettchen gesehen. Ulrich — sie ist ja die Cousine der ‚Norne‘! — Und die blonde Majorin ... Ulrich, meine erste ... lache nicht! meine erste nachhaltige Liebe eine Majorin von Beuthen!“

Darauf wandte er Blatt um Blatt; manchmal sehr langsam und selbst in die Skizzen versunken; dann wieder rasch hintereinander; und Ulrichs Blicke glitten über eine Reihe mehr oder weniger flüchtig ausgeführter Zeichnungen hin, welche alle ein und dasselbe idealschöne Mädchenantlitz in den verschiedensten Auffassungen, eine und dieselbe schlanke Nornengestalt in mannigfach veränderter Stellung zeigten, während Susannes Köpfchen nur einmal auf einem der vordersten Blätter erschien.

Als der kleine Cyklus dieser besonderen Rügenerinnerung beendet war, blätterte Ulrich noch einmal, wie in Gedanken, nach rückwärts und sagte, wieder auf Susannes Abbild stoßend: „Es ist noch ähnlich."

Felix überhörte diese ruhige Äußerung.

„Heute noch geh ich zu ihr!" sagte er mit plötzlichem Entschluß.

Ulrich hob den Kopf, blickte aber sofort wieder vor sich nieder. Nach einer Weile sagte er unruhig: „Thu das nicht!"

„Philister über dir!" höhnte Felix.

Ulrich schwieg und nahm seine unterbrochene Arbeit, das Übermalen eines kleines Waldinterieurs, wieder auf. Erst nach langer Zeit wandte er sich von neuem an den Freund.

„Wirst du doch gehen?" fragte er mit Nachdruck.

„Wirst du?" rief Felix. „Mußt du? frage! — Ha! ha! — Ja, Regenwurm, ich muß und werde!"

‚Regenwurm' war Ulrichs akademischer Spitzname, den er von den Pariser Deutschen wegen der Eigentümlichkeit, sich mit forschendem Gemüt tief in die Dinge und Anschauungen hineinzubohren, davongetragen hatte. Er war fast so an dieses ungesetzmäßige Epitheton gewöhnt wie an seinen christlichen Taufnamen und schenkte ihm für gewöhnlich keinerlei Beachtung. In diesem Augenblick mußte er daher besonders reizbar sein, denn ein offenbarer Unwille glitt über seine Züge.

Felix war weit davon entfernt, es zu beachten.

„Wenn ich ein Narr wäre, oder ein Schulmeister und Theologe," rief er, hastig hin- und herschreitend, weiter, „oder auch ein moralisch philosophierender Maler — ein zart poetisierender Eklektiker der Künste, würde ich vielleicht nicht hingehen!

O Norne mit goldenen Haaren
Dein Aug ist wie die See..."

Er besann sich einen Augenblick, konnte aber die folgenden Verse nicht mehr zusammenfinden und brach nur noch in den Refrain aus:

„Tralili ... la la! — Tralili ... la la!
Trali ... trali ... trala!"

Dann fuhr er fort, unter leisem Pfeifen seine Atelierhälfte aufzuräumen, eine so außerordentliche Beschäftigung, daß Ulrich auch ohne die letzten Ausbrüche seines Freundes allen Grund gehabt haben würde, eine ziemlich erregte Gemütsverfassung bei ihm zu argwöhnen.

* * *

Einige Stunden später war Felix auf dem Wege nach der Königgrätzerstraße. Ein leuchtendes Lächeln, in welchem sich schönes Erinnern und zitterndes Ungestüm der Erwartung wie tanzende Schatten im Sonnenglanz zu haschen schienen, spielte auf seinem Gesicht. Um ihn und in ihm brauste und schwoll es wie blaues Wogen der Ostsee.

Immer hastiger wurden seine Schritte; es war, als zöge ihn das schöne Bild seiner Norne mit märchenhaftem Zauber der bewußten Hausnummer entgegen. Keine Spur von Furcht oder Beklommenheit vor dem, was kommen sollte, regte sich in ihm. Er gehörte nicht zu denen, welche vorausgrübeln.

Als er seine Karte zu Frau von Beuthen hineinschickte, war diese gerade mit Susanne im Zimmer. Obgleich der Name des sich anmeldenden Malers beiden fremd war, blieben sie doch nach dem, was Susanne heute bei ihrer Rückkehr aus der Gemäldeausstellung berichtet hatte, keinen Augenblick im Zweifel über seine Persönlichkeit.

„Siehst du," rief das junge Mädchen, in vollem Triumph vom Stuhle emporspringend; „siehst du, daß er's war und daß er mich auch erkannt hat! — Sie haben dann noch über mich gesprochen, und der ‚Kleine' hat ihm von dir erzählt. So hat er's herausbekommen, daß er — mit der ‚Norne' dieselbe Stickluft atmet!"

„Wie hübsch von ihm, daß er gleich kommt!" sagte Hilda freundlich. „Friedrich, führen Sie den Herrn herein."

Und einige Sekunden darauf stand Felix den Damen gegenüber. Hilda setzte ihr Töchterchen, das sie bei seinem Eintritt noch auf dem Schoß gehabt hatte, behutsam auf den Teppich nieder, trat ihm ungezwungen einen Schritt näher und sagte, bevor er noch ein Wort der Einführung finden konnte: „Also haben wir uns nicht geirrt: unsere alte Rügener Bekanntschaft! Ich freue mich sehr, Sie auch hier zu sehen."

Bei diesen herzlich gesprochenen Worten reichte sie ihm mit freier Anmut und einem flüchtigen Erröten augenblicklicher Erregung die Hand, welche er verwirrt an die Lippen führte.

Eine seine Phantasie aus allen Himmeln reißende Enttäuschung bestürmte ihn angesichts dieser schön erblühten jungen Frau, welche die sicheren Bewegungen einer Weltdame so ungesucht mit lieblichem Inhalt zu erfüllen wußte und ihre Hausfrauenrolle — im feinsten Sinne des Wortes — wie ein natürliches Amt bekleidete. — Das stürmisch jauchzende Brausen der Ostsee, welches seine Seele auf dem Herweg bewegt hatte, verstummte. Freundliche Alltäglichkeit dehnte sich vor seinem ernüchterten Blick. — Eine bildschöne Frau — ein bildschönes Kind — aber was wollte e r eigentlich hier?

„Es waren so schöne Stunden, die ich vor vier Jahren auf Ihrer gastlichen Küste verleben durfte," sagte er mit unruhiger Hast; dann wandte er sich rasch, gleichsam der Ablenkung wegen, nach Susanne um.

Ohne weiteres streckte er ihr die Hand entgegen.

Sie lachte und blieb mit verschränkten Armen vor ihm stehen.

„Haben Sie das Knäuelchen noch, das ich Ihnen zum Andenken gab?" fragte sie mit demselben Übermut, mit welchem sie es damals nach ihm geschleudert hatte. „Wo nicht, bekommen Sie keine Hand von mir!"

Felix stutzte eine Sekunde lang. „Gnädigstes Fräulein Nixe, nein — das Knäuelchen besitze ich nicht mehr!" rief er dann auf einmal wie umgewandelt; „wenigstens glaube ich's kaum. — Aber Ihr Bild hatte ich im Gedächtnis bewahrt — und zwar so tief und sicher, daß ich, offen gestanden, heute im ersten Augenblick gar nicht recht wußte, in welcher geheimen Abteilung es stak! — Verdiene ich für solche Treue keine Hand?"

„Für die Treue gewiß nicht; — aber für Ihre abscheuliche — nein, für Ihre nette Ehrlichkeit!" Und bei diesen Worten, die sie mit dem ihr eigentümlichen kurzen Zurückwerfen des Köpfchens gesprochen hatte, schüttelte sie herzhaft die Hand des jungen Mannes in der ihren. — „Und nun vor allen Dingen will ich eins wissen: Sind Sie berühmt?"

„Noch nicht."

Eine kindliche Enttäuschung malte sich auf ihrem Gesicht: „Noch nicht? Aber dann wird's jetzt Zeit! Haben Sie schon etwas auf Ausstellungen gehabt?"

„Warten Sie nur ab," antwortete er vergnügt; „es kommt! Das erste Bild, das ich selbst außerordentlich finde, soll unter die Leute."

Sie nickte zufrieden.

„Schneiden Sie auch Silhouetten?" fragte sie dann plötzlich mit drolliger Schalkheit und sah ihm so sicher und fröhlich in die leuchtenden Augen, als könne ihr Herz in seiner ungestümen Natürlichkeit vor niemandem erschrecken.

„Wie das?" fragte er leicht errötend und hielt nun auch seinerseits die lachenden Blicke fest auf sie gerichtet; so fest, daß man denken mußte, er wolle ihre Kraft des Widerstandes erproben.

Sie hielt ihm eine ganze Weile über-

mütig still. Endlich aber stieg es doch leise glühend in ihren Wangen auf, und sie kehrte unter kurzem Auflachen das Gesicht zur Seite.

„Weh den harmlosen Worten eines armen Erdensohnes vor solchen Nixenohren!“ rief er, gleichfalls lachend.

„Also nicht himmlischer Abkunft?“ stieß Susanne mit einer gewissen Befriedigung hervor. „Hilda, du hast recht: es giebt zuweilen auch bescheidene Künstler!“

„Haben Sie nötig gehabt, uns Künstler Fräulein Brand gegenüber in Schutz zu nehmen, gnädige Frau?“ und ein schöner Stolz durchleuchtete blitzartig das lebhafte Gesicht des Malers.

„Wen müßte man ihr gegenüber nicht in Schutz nehmen?“ antwortete Hilda freundlich. „Aber im Grunde ist sie den Künstlern gar nicht so abhold. Wenigstens schwelgt sie jetzt in ihren Werken.“

„Wenn du es so nennen willst — meinetwegen!“ warf Susanne etwas spottend dazwischen.

„Ach, und nun,“ nahm Hilda wieder das Wort, indem sich ihre innere Bewegung unbefangen in den holden Zügen widerspiegelte, „nun erzählen Sie uns, ob Sie eine von den Rügenskizzen ausgeführt haben! Die ‚Robbenbucht‘ — die ‚Rosenschlucht‘ — oder die ‚Gespensterheide‘? — Sie sehen, wir haben alles genau behalten! Der Nachmittag mit Ihnen war ein Ereignis für uns Rügener Mädchen.“

Felix, den das fröhliche Geplauder mit Susanne auf Augenblicke wie leichtes Wellengeplätscher angemutet und wieder ganz mit warm pulsierender Heiterkeit erfüllt hatte, fühlte sich plötzlich von neuem bald beklommen, bald — in wunderlichem Gegensatz zu Hildas milder Ruhe — von jäh wechselnden Gefühlen aufgejagt. „Auch für den Maler war es ein Ereignis; und es hat lange mit leuchtenden Farben in ihm fortgelebt!“ rief er bewegt.

„Das freut mich,“ antwortete die junge Frau; „und wie hübsch, daß wir uns nun so plötzlich wiedergesehen haben!“

Felix mußte sie abermals voll starrer Verwunderung betrachten. — „Und — daß wir noch so genau voneinander wissen!“ antwortete er.

„Ein jedes Band, das noch so leise
Die Geister aneinander reiht,
Wirkt fort in seiner stillen Weise
In unnennbare lange Zeit.“

„Ja, nicht wahr, und es ist oft, als ob solch ein Band auch die äußerlichen Verhältnisse zwänge, so daß man sich auf die seltsamste Art von der Welt wiedersieht!“ entgegnete Hilda schlicht. „Ich habe das nun schon so oft gefunden.“

Felix hatte die Sprecherin unverwandt angesehen und ließ auch jetzt den Blick nicht von ihr. „Sprechen Sie wirklich aus so reifer Erfahrung?“ fragte er, seinen erregten Gedanken unmittelbar Worte leihend. „O — und verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie so salonwidrig betrachten muß! — aber ich kann es nur schwer begreifen, daß ich Sie **hier** wiedersehe!“ und sein Blick flog unruhig über die moderne Eleganz des städtischen Raumes. — „Sie schienen mir so mit Ihrer Heimat verwachsen zu sein, daß es meiner Phantasie unmöglich gewesen wäre, Sie von jenem ‚kühlen‘ Strande zu trennen. — Alles — die alten Steine — die Sonne — die blauen Wellen, der sprühende Schaum und selbst der glitzernde Kies zu Ihren Füßen — alles das war Ihnen ein so natürlicher Rahmen!“ Er hielt einen Augenblick inne, ganz in Erinnerung verloren. — „Wie haben Sie es nur angefangen, sich hier einzuleben?“ setzte er dann langsam, fast traurig hinzu.

Da erglühte Hilda, und zwar so holdselig wie an jenem Nachmittag am Strande.

„Mein Heimatsgefühl hat sich nicht verringert. Es ist nur verpflanzt worden,“ sagte sie; und es erschien wie etwas Selbstverständliches, daß sie gerade jetzt das kleine rosige Geschöpfchen, welches schon seit einigen Minuten verlangend zu ihr aufgeschaut hatte, wieder vom Teppich empor auf ihren Schoß nahm. — „Wie schade, daß mein Mann nicht hier ist! Sie haben wohl gehört, daß er auf ein

ganzes Jahr nach Konstantinopel mußte? Ich habe ihm so oft von Ihnen erzählt."

Wie im Wiederschein der mütterlichen Liebenswürdigkeit lächelte jetzt auch das schöne kleine Mädchen den jungen Maler freundlich an.

Er fühlte sich — plötzlich wie von einem Banne erlöst — seltsam entzückt und hielt dem Kinde bald die Finger, bald seine Uhr, und was er sonst bei sich trug, zum Tändeln hin, pfiff ihm leise etwas vor und spielte, den Kopf hinter Susannes Stuhllehne verbergend, auf Minuten sogar Versteckens mit ihm.

Hilda schien viel Vergnügen daran zu haben.

„Sie bleiben doch fürs erste in Berlin?" fragte sie. „In acht Monaten ist mein Mann zurück."

„Ja, ich hoffe — oder habe vielmehr den bestimmten Plan, Berlin in nächster Zeit als meinen Wohnsitz zu betrachten. Ich bin in diesen vier Jahren allzuviel herumgereist — habe auf allen Akademien und in aller Herren Ländern als blütensaugender Schmetterling umhergeschwärmt. — Mein Ihnen bekannter Freund meint, es sei Zeit, daß ich mich in die Klasse der Philister oder sogenannten Arbeitsbienen registrieren ließe; — und — was das schlimmste ist: ich meine es selbst."

„Waren Sie noch immer nicht in Italien?" fragte Susanne lebhaft.

„Leider, nein! — Daß ich Italien bis jetzt mied, ist so vernünftig, daß ich es manchmal mir selbst kaum zutraue; — es ist aber eine Thatsache. — Mir fehlen noch immer die Mittel."

„Aber," rief er einige Sekunden später mit einer Art kindlichen Triumphes, „diese meine Vernunft wird belohnt werden! Wenn ich einmal hinkomme, werde ich Italien sehen und genießen wie noch keiner! — Wahrhaftig, es ist lächerlich — doch wie andere oft des Nachts, von Sphärenmusik umschmeichelt, in den Gefilden der Seligen umherwandeln, so versetzten mich meine schönsten Träume fast in regelmäßigen Zwischenräumen nach Italien und speciell nach Rom, so daß ich allemal des Morgens mit der festen Zuversicht erwache, bald einmal dorthin zu müssen! Neulich träumte mir sogar, daß sie mich in Rom begrüben; — aber, offen gestanden, möchte ich lieber dort leben als sterben!"

„Ich habe nicht das volle Verständnis für Ihre Sehnsucht nach dem Süden," warf Hilda ein, „und selbstsüchtigerweise wünschen wir sicher, daß es Ihnen die Verhältnisse noch fürs erste verbieten, unseren schönen Norden zu verlassen."

„Künstler müssen sich nichts verbieten lassen!" rief jetzt Susanne mit plötzlicher Heftigkeit.

Felix wandte sich freudig überrascht zu ihr. „Sie haben doch eine hohe Meinung von uns," sagte er.

„Eine sehr hohe sogar; — wenigstens von einem Künstlerideal!" antwortete sie trotzig — und zwar mit ihrer kurzen, oft etwas schroff klingenden Betonung, die nur von einem silberhellen Kindergelächter stets schnell wieder aufgehoben wurde.

Nachgerade ward Hildas Töchterchen schläfrig; und schließlich stand die junge Frau auf, um das Kind hinauszutragen.

„Laß sie mir!" bat Susanne, schnell hinzuspringend.

„Nein," wehrte Hilda ab, „sie könnte schreien, und sie soll sich heute nur artig zeigen."

„Denn nicht!" meinte die Abgewiesene und setzte sich wieder zu Felix nieder. „Aber glauben Sie ja nicht, daß das Kind nur auf Hildas Arm still ist! Diese Einbildung ist eine von den liebenswürdigen Schwächen, welche meine Cousine mit ihren neuen Würden überkommen hat."

Susannes Worte waren natürlich mehr für Hilda als für Felix gesprochen; trotzdem verfehlten sie auch auf ihn ihre belustigende Wirkung nicht.

Überhaupt steigerte sich fortwährend der heiter befreiende Einfluß des jungen Mädchens auf sein anfänglich so ganz gegen alle Gewohnheit verwirrtes Gemüt. — Sie war noch ganz das liebenswürdige Nixlein. Und dazu war sie hüb-

scher geworden! Ihre kluge Stirn mit den schwarzen, sanft geschweiften Augenbrauen hatte sich noch freier herausgearbeitet; ihr Gesichtchen war runder und voller, was sie beinah jünger als vor vier Jahren erscheinen ließ. Ihre schwellenden Lippen mit den schelmisch beweglichen Mundwinkeln glühten in tieferem Rot und ließen daher die kleinen regelmäßigen Zähne noch blitzender hervorleuchten als damals. Nur ihre Gestalt war dieselbe geblieben; und die alte kindliche Geschmeidigkeit stand ihr gut.

Felix verglich sie einen Augenblick im stillen mit dem, was Hilda geworden war, und er mußte sich lächelnd fragen, wie sich wohl Susanne, in gleiche Verhältnisse wie diese versetzt, entwickelt haben würde. — Dabei fiel er jäh in seine heitere, von keiner gegenwärtigen Enttäuschung mehr beeinträchtigte Künstlerschwärmerei zurück und konnte nicht umhin, Hilda einen Blick glühender Bewunderung nachzusenden, als sie jetzt, ihr schlafmüdes Töchterchen auf dem Arm, elastischen Ganges aus dem Zimmer verschwand.

„Sagen Sie mir," rief er, sowie er mit Susanne allein war, „wie ist es gekommen ... und verzeihen Sie mir gleich vorweg die tolle Frage ..."

„Gar nicht toll," unterbrach ihn das Mädchen ernsthaft; „im Gegenteil, die Frage ist sehr vernünftig!"

„Was wissen Sie denn schon wieder?"

Susanne richtete sich in die Höhe. „Alles!" sagte sie; und ihre Augen schillerten vor wunderlich-toller Lustigkeit.

„Aber jetzt gilt es!" rief Felix. „Nun, und Ihre Antwort?"

„Es ist wunderbar genug und doch ganz natürlich: sie ist glühend geliebt worden; — dem unterliegen Nornenseelen!" erklärte Susanne mit komischem Pathos und der ehrbaren Miene eines frühreifen Kindes, das über Dinge nachgedacht hat, die es noch nicht erlebt haben kann. „Ihr Mann betet sie an!"

Der Ausdruck „Nornenseele" schlug sofort zündend in Felix' Phantasie, und der ganze Zauber von Hildas Mädchenschönheit überwältigte ihn wieder eine Sekunde lang. „Wer wollte es ihm verdenken!" rief er, begeistert aufblickend.

Susanne schwieg.

Ihr pikantes Profil mit dem kecken Näschen erinnerte ihn in diesem Augenblick an die ausdrucksvolle Silhouette von heute früh.

„Wenn Sie nicht so allhörende Nixenohren besäßen, wer weiß, ob Sie sich dann umgedreht — und ich Sie erkannt hätte!" sagte er.

„Ja, wer weiß!"

„Sie waren so vertieft in den sonnigen Aivasovsky?"

„Ich hab ihn lange angesehen; ja! — Den Süden kenn ich natürlich nicht; ich dachte mir einen recht glutheißen, lichtblauen Sommermittag an der Ostsee dabei."

„Das kommt ja auch auf eins heraus! Wenn nur überhaupt etwas vor den Bildern gedacht und empfunden wird!" rief er warm. „Gemälde sollen ja keine geographische Illustration sein. — Sie sind gern in Berlin?"

Susanne nickte energisch.

„Und Sie üben vielleicht selbst ein Talent aus?"

„Nein; ich bin hier nur ein Stückchen unvernünftiges Publikum!"

„Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen Komplimente sage?"

„Warum nicht, wenn sie geistreich sind?"

„Schade! mein Geist steckt im Pinsel."

Gleich darauf kam Hilda zurück. Felix mußte von Düsseldorf und Weimar, namentlich aber von seinem längeren Aufenthalt in Paris erzählen, von seiner künstlerischen Richtung und seiner Ansicht über die diesjährige Ausstellung Mitteilung machen und schließlich auch über seinen Freund, den Dichter-Maler, berichten, welchen Susanne gleich frischweg das „zartbesaitete Doppelgenie" getauft hatte.

Es war beinah selbstverständlich, daß er den Abend bei den Damen verlebte; und so eigentümlich anders auch alles war, als er es sich auf dem Herweg ausgemalt hatte — von der goldhaarigen Norne

herab bis zu seinen eigenen stürmisch wogenden Gefühlen —, so mußte er sich doch Gewalt anthun, als er endlich zu vorgeschrittener Stunde die Beuthensche Wohnung verließ.

Und sein Abschied an der Salonthür glich auffallend dem letzten Gruß, welchen er vor vier Jahren am Strande erhalten hatte; denn auch diesmal war es Susanne, deren perlendes Lachen ihm das Geleit gab.

* *
*

Als Felix zu Hause ankam, hatte sich Ulrich schon in sein Zimmer zurückgezogen; und auch am anderen Morgen suchte er als erster das stille Atelier auf.

Er trat vor die Staffelei, um an einer Ölskizze beabsichtigte Änderungen vorzunehmen, konnte aber keine rechte Stimmung zum Arbeiten finden. Vor seinem Geiste tanzten die Bilder des vergangenen Abends wild, wie bunte Leuchtkügelchen, durcheinander.

„Ich habe zu lange in die Sonne gesehen!“ rief er unwillig lachend. „Und doch war an der Gegenwart nichts Berauschendes! — Die Sonne der alten Nornenerinnerung!“ brummte er weiter.

Ihm war heute fast benommener als gestern zu Sinne. — Er sehnte sich ungeduldig nach einer Aussprache mit dem Freunde und trat mehrmals horchend an dessen Zimmerthür. Auch kam ihm das Atelier heute unerträglich langweilig und leer vor; wahrscheinlich, weil es noch von gestern her so außergewöhnlich ordentlich war.

Endlich erschien Ulrich.

„Nun,“ sagte er, einen langen Blick auf Felix werfend, „du siehst sehr glücklich aus!?“

„Ich glaube, du hast noch Schlaf in den Augen, Regenwurm!“

„Kaum, denn ich habe schon seit drei Stunden gearbeitet.“

„Unmensch!“

„Wie man's nehmen will! — Du siehst wirklich sehr glücklich aus, Felix. — Bitte, versenge mich nicht!“

„Ein Gymnasiastenwitz!“ bemerkte Felix, und seine Augen blitzten nur noch heller.

„Ja, mein Junge — ich mache auch keinen Anspruch auf andere. Außerdem bin ich wirklich ganz ernsthaft. Nun — wie war es?“ Und Ulrich stellte sich, mechanisch die Farben auf seine Palette setzend und in der That sehr ernsthaft aussehend, vor seine Staffelei.

„Ulrich!“ rief Felix bewegt, und es schien, als kämpfe er noch mit seinen eigenen Worten; „sie ist eine Dame und — Hausfrau geworden!“

Die beiden Freunde sahen einander an.

„Keine Spur von ‚Norne‘, keine Spur von idealer Kühle und Unnahbarkeit mehr!“ fuhr der Jüngere dann in schnell sich steigendem Tempo fort. „Aber schön, wunderbar schön ist sie! — O, es war ein zauberhafter Abend! — Und doch — so anders — gar nicht mehr mit früher zu vergleichen! Ulrich“ ... und wieder sprach er zögernd und plötzlich wie gleichgültig — „es ist in Gottes weiter Welt kein Grund mehr da, sich in sie zu verlieben.“

„Und mußt du denn absolut immer verliebt sein?“ fragte Ulrich halb traurig, halb wegwerfend.

Felix seufzte und schritt unruhig im Atelier auf und ab. Dann blieb er plötzlich vor Ulrich stehen:

„Liebe meiner jungen Tage,
Stolze blaue Meeresflut,
Drin des Himmels ew'ge Sterne,
Mond und Sonne einst geruht“

rief er leidenschaftlich gestikulierend.

Ulrich sah mit schmerzlichem Entzücken auf; es war seiner eigenen Meinung nach das schönste seiner Lieder. Der Blick, den er auf Felix warf, glänzte in stiller Dankbarkeit.

Dieser fuhr, sich abkehrend, fort; und seine Worte steigerten sich fast bis zum Gesang:

„Die kein Steuer unterjochte,
Die kein Ruderschlag gezähmt,
Deren frohe Götterbrandung
Keines Sturmes Wut gelähmt.

Die mit schwellendem Entzücken
Über Fels und Klippen sprang,
Die aus sonnengoldner Tiefe
Und aus Nacht gen Himmel sang.

Mußt du, eh der Abend schauert,
Eh noch sinkt der volle Tag,
Unbeweint im Sand verrinnen,
Murmelnd, mit gedämpftem Schlag?"

Hier hielt er an und trat an seine Staffelei. Unsanft erfaßte er die Ölskizze, warf sie beiseite auf den Tisch und brach in den Schlußvers aus:

„Rückwärts fließen deine Tropfen
Ohne Sang und Klang ins Meer;
Neues wird aus dir geboren —
Aber du — du bist nicht mehr!"

Glühende Begeisterung schwoll wie ein Aufjauchzen mit dieser Strophe aus seiner Seele. „Ich werde sie malen! Ich habe eine Idee!" rief er dann, sich wieder gegen Ulrich wendend. „Schön war es doch gestern abend!"

Ulrich sah ihn von neuem aufmerksam an.

„Und wie war Susanne, oder war sie nicht zu Haus?" fragte er ziemlich gleichgültig.

„Gewiß war sie zu Hause; sehr sogar! Ein Unhold ist sie — ein allerliebstes Nixlein! Ulrich ...!"

„Ja?"

„Mir ist, als ob der Himmel vor mir zerrisse — der Künstlerhimmel heißt das — die Welt der ewigen Urschönheit! — so sinnberückend strahlt mir plötzlich mein Bild als fertiges Ganzes in die Seele! — Es wird Zeit, daß man berühmt wird — das Nixlein fand es auch! — Warum bist du so wunderlich wortkarg, Ulrich?"

„Weil du so wunderlich wortreich bist!"

„Keine Bonmots! Ich bin heute nicht sattelfest. — Erlaubst du, daß ich deine große Leinwand nehme? Rede doch! Worüber brütest du? Ist das ‚beobachtende' Streiflicht in Düsseldorfer Stimmung denn nicht fertig?"

„Allerdings — du hast es gestern ..."

„Ach ja! verzeih! Ich hatte mein Bild im Kopf! — Du hättest mitkommen sollen! es ließe sich heute besser reden! — Gott sei Dank, daß ich eine richtige Leinwand gefunden habe!"

Ulrich legte seine Palette neben sich und stand auf.

„Was nun? Dichtest du? und stört dich meine kolossale körperliche Nähe?" fragte Felix hastig, ohne daß es den Anschein hatte, als läge ihm viel an der Antwort.

Ulrich gab auch keine solche; er lächelte gezwungen vor sich hin und ging in sein Zimmer, wo er etwas zu suchen schien. „Ich wußte, daß es so kommen würde," murmelte er zwischen den Zähnen. Dann legte er seine Hand einen Augenblick lang auf die sich schließenden Lider und stand in tiefe Gedanken versunken.

* * *

Seit diesem Morgen warf sich Felix mit ganzer Begeisterung auf die Ausführung seines Bildes. Das heißt, die in der ersten Überstürzung herangeholte große Leinwand war vorläufig wieder beiseite gelegt worden, und anstatt ihrer bevölkerte nach und nach eine große Anzahl kleiner Vorstudien das Atelier und stellte schnell wieder die alte naturgemäße Unordnung her. — Hier lagen, übereinander getürmt, in Kohle und Öl skizzierte wellenumschäumte Granitblöcke, und dort leuchtete ein Streifen fernen Horizontes, an welchem Meer und Himmel in zitternder Bläue verschwebten, oder gar ein Stückchen sonnigen Ufersandes hinter einem Farbenkasten oder sonstigen Gerät hervor. — Auch schnell und nur den Umrissen nach entworfene Nixen trieben sich mehrfach umher; und auf einer alten Nebenstaffelei wurde eines Tages als end- und mustergültig die Skizze einer schlanken leuchtenden Hauptfigur aufgestellt, deren blondes, lang über die Schultern herabflutendes Haar, um mit einem Märchenausdruck zu sprechen, wie „gesponnenes Gold" durch den Raum glänzte.

„Du wirst nun nicht mehr nötig haben, Frau von Beuthen so oft zu besuchen," sagte Ulrich, die Skizze betrachtend.

„Erst recht! Während ich sie male, soll sich das Auge täglich an ihren lebendigen Formen und Farben sättigen. — Wie gefällt dir übrigens die Skizze so?"

„Außerordentlich!"

„Nun, dann solltest du auch wissen, daß ich nicht meine eigene Skizze nur kopieren kann!“ Dabei langte Felix nach seinem Hut, als wollte er sich den Vorteil dieser seiner eigenen Wendung um keinen Preis und durch kein unnützes Zögern entgehen lassen.

„Schon?“ fragte Ulrich, der den einfachen Umstand des Hutholens wohl zu deuten wußte.

„Gewiß; sie erwarten mich von acht Uhr an! — Ulrich! jetzt auf Ehre und Gewissen: was soll dies ekelhaft spürnäsige Wesen? dieses ewige Antippen und ‚zwischen die Worte reden‘? Bist du wahrhaftig solch ein Zwitterding von Künstler und Spießbürger, daß du meine Besuche bei Hilda unpassend findest?“

„Unpassend nicht, aber gefährlich.“

Felix brach in ein übermäßiges Gelächter aus.

„Ulrich, wenn du uns zusammen sähest! — Heute noch: komm mit!“

„Heute noch nicht, aber vielleicht später.“

„Eine solche Harmonie und Poesie lieblichster Alltäglichkeit!“ rief Felix, schon an der Thür.

„Erich mein Mann; — mein Mann — Erich — der ewige Mittelpunkt des Sonnenkreises, den diese Frauengestalt zu wandeln hat!“

„Mich wundert, daß dir diese Abgeschlossenheit genügt.“

„Ich habe mich eben an die — Hausfrau gewöhnt! Und im Gefühl der eigenen Freiheit genießt sich die süße Enge ihres Kreises doppelt. Eins hebt das andere! — Du kommst also nicht mit?“

„Nein.“

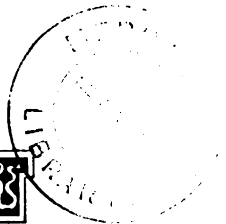
Als Felix hinaus war, schien Ulrich einen Augenblick im Begriff zu sein, ihm trotz seiner zweimaligen Ablehnung zu folgen, denn er ging mit nervöser Hast zwischen Thür und Staffelei hin und her und hatte das eine Mal schon die Klinke gefaßt, als wolle er öffnen und Felix, die Treppe herabrufend, zum Warten nötigen.

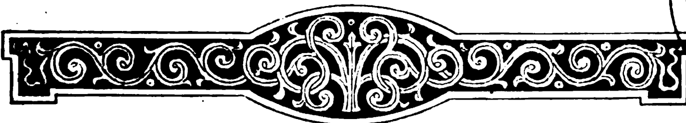
Doch er besann sich von neuem. „Noch nicht,“ sagte er, sich wieder vor sein Waldinterieur setzend, aber Pinsel und Palette müde und unbenutzt in der Hand haltend. Er schien im unklaren mit sich selbst zu sein und blickte träumerisch auf die anspruchslos stimmungsvolle Poesie seiner kleinen Schöpfung, als ob er in ihr gleichsam sein eigenes Innere im Spiegel sehen und die Lösung der ihn bewegenden Frage finden könne: War sein Dasein nicht längst in sich selbst abgeschlossen und beruhigt wie die dunkle, kühlschattige Waldeinsamkeit, deren stilles Weben und Keimen von den sanft hereindringenden Lichtern einer gen Westen herabwandelnden Sonne erwärmt wurde? — Und nun? was regte sich auf einmal tief in seiner Brust wie ein heißer unterirdischer Quell?

„Es wird vorübergehen,“ sagte er ruhiger, als er es war. Dann sah er wieder sinnend in das Bild hinein: Und sie? würde es ihr genügen, in diese schattige Stille gebannt zu sein? — Denn — was wußte sie von den verborgenen Geistern der Tiefe? — Es war nicht ihre Art, sich mit lauschendem Ohr hinabzuneigen in die Gründe. Sie trug unwillkürlich ihr lachendes Köpfchen empor in den goldenen Sonnenschein — unbekümmert darum, wie und wann er erlöschen würde.

Es war außer seiner Macht, sie zu retten.

(Fortsetzung folgt.)







Nürnbergische Volksfeste und Hochzeitsbräuche
im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.

Von

Rudolf Genée.



Noch im Ausgang des Mittelalters und bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein zeigte der deutsche Volkscharakter, wo er in den Massen zum öffentlichen Ausdruck kam, einen starken Hang zur ungebundensten Heiterkeit und zu lärmenden Vergnügungen. Nicht nur die großen Kirchenfeste und die Feier der Fastnacht, mit allen ihren Mummereien, Narrenspäßen und Possenspielen, und noch manche andere Volksbelustigungen ließen diesen Hang zur Ausgelassenheit und zu allerlei bunter Kurzweil erkennen; auch bei feierlichen politischen Aktionen, wie bei den Kaiserwahlen, Reichstagen u. s. w., bildete der Narrenspaß, die Ausgelassenheit mit Musik und Tänzen, Verkleidungen und theatralischen Spielen eine unentbehrliche Beigabe. In der Begleitung der Konzilien, Reichstage u. dergl. finden wir denn auch stets allerlei Leute zur Kurzweil und Belustigung verzeichnet, als Sänger, Springer, Spielleute, Lautenschläger, Fiedler, Sprecher, Pfeifer und Trompeter.

Auch außerhalb solcher allgemeinen Festlichkeiten spielte die Straßenmusik eine große Rolle, und das öffentliche Musizieren mit Pfeifen, Tamburinen und Guitarren rief zahlreiche Verordnungen hervor, durch welche diese lauten Straßenkünste eingeschränkt werden sollten. Zu den harmloseren Vergnügungen gehörte der Tanz, bei welchem die zwei Hauptgattungen der „Reien" (Tänze im Freien, auch „springende" Tänze genannt) und der „umgehende" Tanz zu unterscheiden waren. Zu solchen allgemeinen Belustigungen kamen die Turniere, Stechen und Rennen, die Schützenfeste und die Wettkämpfe der über ganz Deutschland verbreiteten Fechtergesellschaft der sogenannten „Marxbrüder".

Unter allen deutschen Städten nahm Nürnberg im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eine ganz hervorragende Stellung ein. Handel und Gewerbe hatten sich bis etwa zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zur höchsten Blüte entwickelt, und nur Augsburg konnte in jener Zeit mit Nürnberg rivalisieren. Der überseeische Handel hatte in Nürnberg seinen Hauptstapelplatz für einen großen Teil der deutschen Lande. Von Italien aus ging die große Handelsstraße über Nürnberg, und von hier aus wurde der Warenhandel ausländischer Produkte nach dem Norden vermittelt. Schon im vierzehnten Jahrhundert ließen die angesehensten Familien der nürnbergischen „Geschlechter" ihre Söhne ins Ausland reisen, um sich an fernen Plätzen des Welthandels die höhere kaufmännische Bildung anzueignen. Genua, Mailand und vorzugsweise Venedig waren für

die jungen Kaufleute die hohe Schule, und seit der Auffindung des neuen Seeweges nach Ostindien waren auch Lissabon und Antwerpen besonders gesuchte Städte des Auslandes geworden.



Leicht gepanzerter nürnbergischer Turnierkämpfer.

Zu dieser hervorragenden Bedeutung des großen Handels kam der enorme Aufschwung, den in Nürnberg das Gewerbe und das Kunsthandwerk genommen hatte. Die Handwerks- und Fabrikzweige, welche damals in Nürnberg in ausgedehntester Weise betrieben wurden, sind sehr zahlreich, und Nürnbergs Erzeugnisse fanden Verbreitung über ganz Deutschland. Schon Ende des dreizehnten Jahrhunderts bestanden in Nürnberg die Zünfte der Tuchscherer, Wollenschläger, Gold- und Klingenschmiede und andere mehr. Dazu kamen dann die Draht- und Messingschmiede, Rotschmiede, Nadler, Zinngießer und besonders die Plattner, deren Harnische in ganz Deutschland gesucht waren. Schon



Schwer gepanzerte nürnbergische Turnierkämpfer.

um 1350 war in Nürnberg die Fabrikation von Schießpulver und Geschützen so groß, daß viele andere Städte ihren Bedarf von hier bezogen. Auch eigener Erfindungen konnte die Stadt sich rühmen. Peter Hele erfand um 1500 die Sack- oder Taschenuhren (damals Eierchen genannt), und 1517 wurde in Nürnberg die Erfindung des Feuerschlosses für Handrohre und Musketen gemacht. — Es braucht hier nicht erst ausgeführt zu werden, wie das Handwerk auch mit der Kunst und deren Fortschritten Hand in Hand ging, was zunächst besonders von der Rotschmiedekunst, von der Holzschnitzerei und von den Gold- und Silberschlägern galt. War doch der Steinmetz Adam Krafft einer der größten deutschen Künstler geworden, und Albrecht Dürer ging aus der Goldschmiedewerkstatt seines Vaters hervor.



Nürnbergischer Schönbartläufer aus dem Jahre 1449.

Das Ende dieser höchsten Blüte Nürnbergs war erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erreicht, aber ihr Anfang kann auf die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zurückgeführt werden.

Bei solcher Fülle von Gewerbefleiß und Handelsthätigkeit konnte sich die Stadt natürlich zu großem Wohlstand entwickeln. Aber in diesem Wohlstand hatte Nürnberg durch eine verständige Stadtregierung auch eine immer größere politische Bedeutung erlangt. Schon von den hohenstaufischen Kaisern wurde denn auch Nürnberg stets als ein besonderer Edelstein im Reiche geschätzt, durch Privilegien ausgezeichnet und durch häufige kaiserliche Besuche mit prunkvoller Hofhaltung geehrt. Die größte Gunst aber wurde der Stadt von Kaiser Karl IV. zugewendet, der nicht weniger als zehnmal hier seinen Aufenthalt nahm.



Nürnbergischer Schönbartläufer a. d. Jahre 1460.

Der Reichtum Nürnbergs hatte aber auch oft genug den Neid und die Habsucht der Nachbarn erregt und die Stadt fortdauernd zu Fehden genötigt. Die Nürnberger wußten sich jedoch tapfer zu wehren, denn sie waren, wie es in der Zeit der Städtekriege und der adeligen Plakker erforderlich war, wohl ausgerüstet, und sie übten sich in heiteren Spielen in der Handhabung der Waffen. Das geschah nicht nur auf den Schützenfesten, bei den Fech-

terkünsten und Schwertertänzen, welche von den Handwerkern ausgeführt wurden, sondern auch bei besonderen Gelegenheiten auf den großen Turnieren der Adeligen und bei jenen bürgerlichen Turnieren, welche unter dem Namen der „Gesellenstechen" bekannt sind. In einem der ältesten Teile des Nürnberger Rathauses, in einem Gang des zweiten Stockes, befindet sich eine Darstellung des Gesellenstechens aus dem fünfzehnten Jahrhundert in Stuck. Eine bessere Vorstellung aber von diesem bürgerlichen Turnier erhalten wir von Hans Sachs in einem Gedicht aus dem Jahre 1538. Er nennt auch hierbei die Namen der dabei beteiligt gewesenen Stecher, unter denen die Namen der bekanntesten und ältesten „Geschlechter" sich befinden, wie Pfinzing, Fürer, Nützel und Ebner. Die Stechbahn befand sich damals auf dem Markte, so daß man auch aus den Fenstern der umliegenden Häuser zuschauen konnte. In dem Zuge ritten acht Stecher, von denen ein jeder drei Narren zu Begleitern hatte. Aber das Stechen selbst war gar kein so leichtes Spiel, und Hans Sachs berichtet uns, daß oft Mann und Roß zu Boden geworfen wurden, daß die besten Kämpfer viele Sättel leer machten und daß von manchem starken Stoß „der ganze Markt erhallte". Die Turniere im Ausgang des Mittelalters unterschieden sich in „Scharfrennen" und „Schimpfrennen"; bei letzterem wurden stumpfe Lanzen gebraucht, deren Spitze mit einer kleinen Scheibe, der sogenannten „Krone", versehen war. Hans Sachs nennt deshalb auch in seiner Beschreibung die Kämpfenden „Krönleinstecher".*



Nürnbergischer Schönbartläufer aus dem Jahre 1515.



Nürnbergischer Schönbartläufer aus dem Jahre 1524.

Die beiden hier gegebenen Abbildungen

* Ich bemerke hier beiläufig, daß ich die im obigen Artikel gemachten Mitteilungen meinen Kollek-

(S. 97) von Turnierkämpfern nahm ich aus einem handschriftlichen Folianten aus dem sechzehnten Jahrhundert, welcher



Die „Hell“.

als das „Nürnbergisch Turnier- und Schönbartbuch“ bezeichnet ist und eine große Menge interessanter bildlicher Darstellungen enthält.* Das Bild des leicht (nur mit Brustharnisch) gepanzerten Reiters auf einfach gesatteltem Pferde (welches hier nicht mit dargestellt ist) steht bei der Nachricht über ein Stechen, welches Wolf Stromer 1524 zu Ehren des von König Heinrich VIII. von England zum Ritter geschlagenen Nürnbergers Lorenz Stauber veranstaltete. Bei dieser Tracht ist mehr auf Eleganz gesehen als auf starke Bewehrung. Besonders originell ist die mit dem Buchstaben A bezeichnete Kopfbedeckung. Das Bild der beiden schwer gepanzerten Reiter und Pferde hat die Aufschrift: „Das gestifft Scheyben Rennen.“ Übrigens werden in dem genannten Turnierbuch nicht weniger als siebzehn verschiedene Arten von Rennen bezeichnet, darunter das Pfannenrennen, Bundrennen, Scheifrennen, das Tartschen gestifft Rennen, Turnier über die Schranken und so weiter. Auch wurden Turniere zu Roß und zu Fuß mit dem Schwert und dem Kolben gehalten. Die Nachrichten dieses Turnierbuches gehen bis 1561.

Häufiger als diese Turniere und Gesellenstechen wurde das Fest des Schönbartlaufens, eine specifisch nürnbergische Belustigung, gehalten, denn es fand seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis 1524 beinah in jedem Jahre statt, mit Ausnahme solcher Jahre, in denen große Krankheiten oder andere Ereignisse zur Unterlassung den Grund gaben. Die Bezeichnung „Schönbart“, welches Wort in Schembart oder Schempert korrumpiert wurde, bedeutete zunächst eine Gesichtslarve, daneben auch einen ganzen als Vermummung dienenden Anzug; und solcher Masken bediente man sich bei dem Nürnberger Schönbartlaufen. Der Ursprung dieser Belustigung ist auf das Jahr 1350 zurückzuführen. Im Jahre vorher war in Nürnberg ein gewaltiger Aufruhr der Zünfte gewesen, durch welchen der Rat abgesetzt und vertrieben wurde. Das neue Regiment der Aufrührer dauerte länger als ein Jahr, bis Kaiser Karl IV. mit Truppen in Nürnberg erschien, die neue Stadtregierung verjagte und den alten Rat wieder einsetzte. Von den Zünften waren allein die Metzger dem alten Rat treu geblieben, und zum Lohn dafür erhielten sie das Privileg, alljährlich zur Fastnacht einen freien Tanz in mannigfachen Verkleidungen aufzuführen. Die Metzger blieben nun zwar im Besitz dieses Privilegs, aber sie verkauften das Recht des Schönbartlaufens von Jahr zu Jahr an andere Handwerkszünfte oder bürgerliche Genossenschaften. Damit stieg auch immer mehr der dabei getriebene Luxus an Kleidern und anderem zugleich eingeführten Gepränge. Die alten Nürnberger Schönbartbücher, welche die Ab-

taneen zu einem schon vor Jahren begonnenen Werke über Hans Sachs entnehme.

* Der wertvolle Band ist im Besitz des Herrn Franz Lipperheide in Berlin. Viele Nürnberger Familien hielten sich solche Turnier- und Schönbartbücher. Auf den zweiten Teil des Inhalts kommt zunächst die Rede.

bildungen aller der mannigfachen und phantastischen Kostüme geben, enthalten ein Gedicht über die Entstehung des Schönbartlaufens, worin es auch über die Fortschritte in der Kleidung heißt:

Ihr Kleidung erstlich leinen war,
Darauf schlechtlich gemalet gar,
Und über lang trugens Barchant,
Hernach von gut Wüllem Gewand,
Endlich luf er auch in Atlas,
Und je länger je köstlicher was.

Durch das schnelle Anwachsen der Teilnehmer wie der Zuschauer nahmen auch die bei dem Tanze vorkommenden Unordnungen zu, und um diesen besser zu wehren, wurde stets für die Teilnehmer von der Stadt ein „Hauptmann“ eingesetzt. Erst von dieser Zeit an, nämlich vom Jahre 1449, haben wir Beschreibungen und Abbildungen von dem alljährlichen Schönbartlaufen, wie gleich die erste hier aus dem handschriftlichen Schönbartbuch in Verkleinerung wiedergegebene Abbildung (S. 98) das Kostüm des genannten Jahres zeigt. Die Farbe hierbei war weiß, mit grünen Verzierungen auf der rechten Seite, auch der Hut grün. In der einen Hand trugen die Teilnehmer einen Spieß, in der anderen die sogenannte „Quaste“, ein aus Eichenblättern fest zusammengepreßter Kolben, mit welchem sie sich beim Laufen Raum verschafften. Die in dem daneben stehenden Gefäß befindlichen Fische wurden in früherer Zeit von den Läufern gesammelt, um zuletzt gemeinschaftlich verzehrt zu werden. Später kam es häufiger vor, daß sie Geld sammelten, wofür sie in den Trinkstuben sich gütlich thaten. Die Läufer waren stets in übereinstimmender Kleidung, die in jedem Jahre eine andere war. Die mehr als siebzig Abbildungen in dem erwähnten Schönbartbuch zeigen in der Mannigfaltigkeit der Trachten eine erstaunliche Erfindungskraft. Doch trugen sie stets einen Leibgürtel mit Schellen, und ebenso wurden an den Knien solche Schellengürtel angebracht. Auch ist bei den hier bedeutend verkleinert wiedergegebenen Zeichnungen zu beachten, daß die Läufer stets eine Gesichtslarve trugen.

Die „Quaste“ hatte zuweilen die Vorrichtung, daß sie Feuer sprühen konnte, wie zum Beispiel aus unserer zweiten Abbildung (S. 98) vom Jahre 1460 zu sehen ist. Dem Zuge, dessen Teilnehmerzahl zwischen zwanzig und über hundert variierte, liefen Narren mit Pritschen voraus, andere mit Säcken voll Nüssen, die sie ausstreuten. Eine besonders feine Sitte war es, daß einzelne von den vornehmeren Bürgerssöhnen zu Pferde dem Zuge vorausritten, einen Korb mit Eiern bei sich führend, die mit Rosenwasser gefüllt waren und welche sie den aus den Fenstern guckenden Jungfrauen zuwarfen. Die Kleidung war fast stets halb und halb geteilt, rechts und links von verschiedener Farbe. So ist das reiche Kostüm des hier abgebildeten Schönbartläufers (S. 99) vom Jahre 1515 braun und gelb, die Litzen auf der gelben Seite sind silberfarbige Fische, welche an



Eine nürnbergische Geschlechterin, wenn sie am Abend zur Hochzeit geht.

Schnüren aufgenäht waren. Das Kostüm des Läufers von 1524 ist rechts gelb mit grünen Puffen, links braun und weiß, der

Hut gelb. Die neben diesen beiden Läufern abgebildeten Gestelle (S. 99), das eine mit einer Windmühle, das andere mit einem Elefanten, der einen Turm mit Narren trägt, variierten in den verschiedenen Jahren ebenso wie die Kleidung. Es war dies die sogenannte Hölle (die „Hell“), welche im Zuge auf einem Schlitten oder einem mit Rädern versehenen Gestell weitergeschafft wurde, um zuletzt vor dem Rathaus entweder erstürmt oder verbrannt zu werden. Bald war es ein Schiff, bald ein Turm, ein Schloß, ein Garten, eine Windmühle mit Storchnest oder ein Elefant. Aus dem Jahre 1539 teile ich hier die „Hölle“ für sich besonders mit (S. 100). Sie stellt ein Schiff vor, in welchem, wie der Text besagt, „zwischen zwei Teufelen ein Pfaff mit einem Brettspiel“ steht. Oben im Mastkorb befindet sich ein Sterngucker. Der Pfaffe mit dem Brettspiel hatte, wie ich vermute, eine ganz besondere Beziehung. Seit 1525 hatte nämlich viele Jahre lang kein Schönbartspiel mehr stattgefunden, und die Sitte schien ganz abgekommen. Erst 1539 wurde das Fest wieder für einmal erneuert, hatte aber weiter keinen Fortgang. In den alten Nachrichten darüber heißt es, daß bei diesem Schönbart von 1539 Osiander, der in St. Lorenzen angestellt war und heftige theologische Streitigkeiten erregt hatte, verspottet worden sei und deshalb Beschwerde geführt habe. Wahrscheinlich war eben dieser „Pfaff“ in der „Hölle“ auf ihn gemünzt gewesen.



Eine nürnbergische Geschlechterin, wenn sie zur Hochzeit geht, mit ihrer Dienerin.

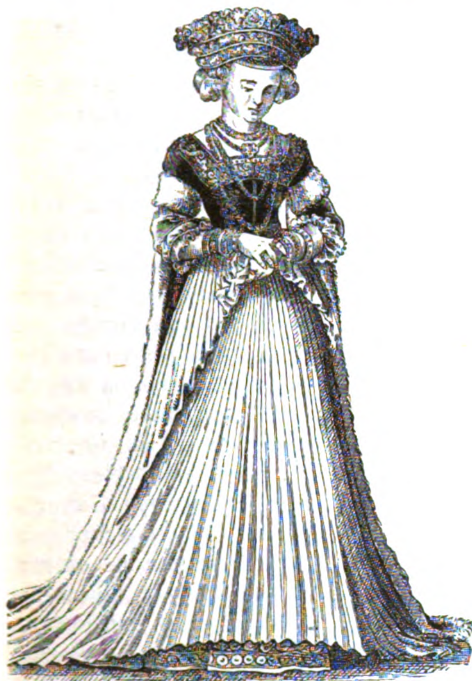
Wie mit der Reformation viele mittelalterliche Gebräuche und Volksfeste aufhörten, so hatte nunmehr auch das Schönbartlaufen ein Ende genommen. Wohl aber fanden noch die mancherlei Tänze verschiedener Zünfte statt, wie namentlich auch der Schwertertanz, welcher von der Zunft der Messerer ausgeführt wurde.

Von denjenigen Nürnberger Festlichkeiten, welche nicht zu den in bestimmten Zeiten wiederkehrenden Volksbelustigungen, wohl aber zu den Glanzpunkten des bürgerlichen Lebens gehören, wollen wir schließlich noch die bei Hochzeiten, besonders in den angeseheneren „Geschlechtern“, üblichen Gebräuche näher betrachten.

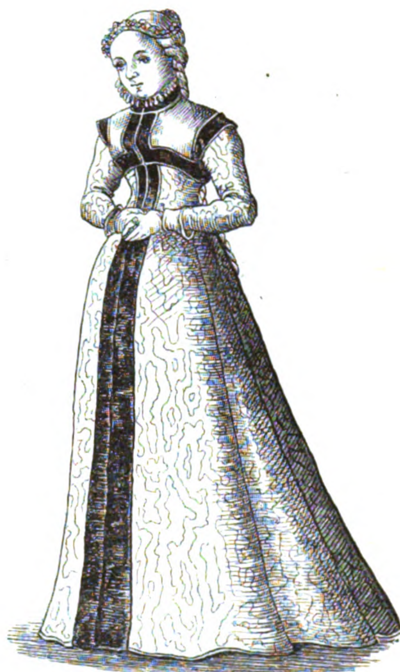
Nicht nur auf die ernsteren Ceremonien, sondern auch auf die mit der Hochzeitsfeier verbundenen Lustbarkeiten wurde in früheren Jahrhunderten ein viel größerer Wert gelegt als heute, obwohl im Mittelalter verhältnismäßig mehr Heiraten geschlossen wurden als in unserer Zeit.

Schon bei der Verlobung (oder „Vertruwung“) fanden größere gesellige Festlichkeiten statt, entweder in der Wohnung der Brauteltern, oder im Rathaus, oder

auch selbst in Klöstern. Da diese Festlichkeiten mit Tänzen und Trinkgelagen verbunden waren, so wurden die Klöster denselben entzogen, was z. B. in Nürnberg durch ein Verbot im Jahre 1485 stattfand. Im allgemeinen war es üblich, daß schon bei der Verlobung der Bräutigam seiner Braut einen mit einem Edelstein besetzten Trauring gab, während letztere ihm ein gesticktes Taschentuch



Eine nürnbergische „Geschlechter-Braut“.



Eine nürnbergische „gemeine Braut“.

schenkte. Auch von goldenen Verlobungsringen ist um 1500 die Rede. In Nürnberg war es ein alter Brauch, daß die Brautleute vor dem Eintritt in die Kirche einander einen „Mahelring“, das heißt Ehering (von „Gemahel“), gaben. Von dem Reichtum der Kleider, welcher in Nürnberg bei den Hochzeiten der alten „Geschlechter“ oder Patricierfamilien entfaltet wurde, und zwar nicht nur bei den Brautleuten, sondern auch bei den Brautführern, Braut- und Tischjungfrauen und Gästen, davon wird man eine ungefähre Vorstellung aus den Abbildungen (S. 101 und 102) erhalten, die wir hier aus dem alten und trefflichen Nürnberger „Trachtenbuch“ von Weigel (1577) in Verkleinerung wiedergeben.*

Die beiden ersten Bilder zeigen uns die Frauen „vom Geschlecht“, wie sie als Gäste bei Hochzeiten erscheinen; im zweiten Bilde im Straßengewand und in Begleitung der Dienerin. Wenn man von dem formlos steifen Mantel dieser letzteren absieht, so wird man bei allen diesen Trachten, besonders in dem Kopfputz der Männer wie der Frauen, einen feinen Geschmack wahrnehmen. Auffallend bei allen nürnbergischen Kostümbildern ist die Mitwirkung des reichen Pelzwerkes, welches dabei verwendet wurde. Die zierlichen Kränzlein, welche die Stirn des Bräutigams, der Brautdienerinnen und

* Auch dies „Trachtenbuch“ habe ich zur Benutzung aus dem Besitz des Herrn Lipperheide in Berlin erhalten. Die Originale sind in klein Folioformat nach meist vortrefflichen Zeichnungen in sehr gutem Holzschnitt ausgeführt.

anderer schmücken, waren aus feinem Drahtgeflecht mit silbernen und goldenen Blümchen. Die „Geschlechter-Braut", von der hier eine Abbildung (S. 103) folgt, trägt statt des Kranzes einen reichen mit Edelsteinen besetzten kronenartigen Schmuck. Diese ist aber auch als eine „reiche Braut von hohem Stand" bezeichnet, während die später folgende „gemeine Braut" (S. 103) in dem zierlichen Kränzlein jedenfalls lieblicher und brautmäßiger erscheint.



Ein nürnbergischer Bräutigam vom Geschlecht beim Kirchgang.

Das Brautpaar ging bei der Trauung nicht zusammen in die Kirche, sondern jedes wurde durch zwei Brautführer dahin geleitet; die Braut häufig auch durch Männer. War letzteres beim Kirchgang der Fall, so hatte sie aber doch ihre zwei Brautdienerinnen, die sie zum Hochzeitsmahl geleiteten und zwischen denen sie auch bei Tische saß. Diese Brautdienerin oder Tischjungfrau, von der hier gleichfalls eine Abbildung (S. 105) folgt, erschien stets mit völlig aufgelöstem Haar.

Das erste Beilager wurde immer im Hause der Braut gehalten. Am nächsten Morgen überreichte der junge Ehemann seiner Frau die Morgengabe, meist aus zwei silbernen Bechern oder auch aus einem anderen Kleinod bestehend. Auch die öffentliche Festlichkeit wurde meist im Hause der Braut gehalten, oft aber auch (bei besonders großer Zahl von Gästen) im Rathaus, was in Nürnberg natürlich ein Vorrecht der „Geschlechter" war, die ja stets im Rate vertreten waren.

Das Hochzeitsfest dauerte gewöhnlich drei Tage; aber auch diesen drei Tagen gingen noch mancherlei feierliche Vorbereitungen voraus. Man wird den Hergang bei einer solchen Nürnberger Patricierhochzeit am besten aus dem Bericht ersehen, den wir hier nur auszüglich über eine im August 1519 stattgehabte Hochzeit wiedergeben. Es ist dies der Bericht des Rechtsgelehrten Dr. Christoph Scheurl, welcher 1507 Rektor in Wittenberg war und an der Reformation in Nürnberg hervorragenden Anteil hatte. (Das Aktenstück — Scheurls eigener Bericht über seine Hochzeit — ist in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Nürnbergs" wörtlich wiedergegeben.) Im Anfang des Berichtes heißt es: „Als Herr Anthony Tucher, obrister Losunger, durch Herrn Caspar Nützeln den eltern mit Ulrich Fütrer mich mit seiner Tochter Jungfrauen Katherina mit nemlichem Gedingen zu verheirathen abgeredet hat, demnach ist solche Abred im Namen der heil. Dreifaltigkeit beschlossen, auf dem Rathaus Sunnabend den 6. August, sieben Stund auf den Tag Anno 1519 und seind bei solchem Beschluß auf meiner Seiten gewesen ..." (folgen die acht Namen der Zeugen).

Nach dem Beschluß ging der Werber mit dreien von den Zeugen in das Elternhaus der Braut, um sie „heimzusuchen“. Darauf ließ der Bräutigam in der Frauenkirche ein Amt singen „mit der Orgel und Stadtpfeifern“. Dann hatte sich der Bräutigam einen „Vater“ und eine „Mutter“ zu erbitten, welches Herr Hieronymus Ebner und Frau Ebnerin waren. Vom 22. bis 24. August folgen nun die Besuche und Gegenbesuche, dazwischen Schmausereien und Tänze, und die Stadtpfeifer hatten bei der Braut zu „hofieren“, das heißt Ständchen mit Musik und Gesang zu bringen. Die eigentliche Hochzeit fand dann am 29. August statt. Beim Kirchgang finden wir unter den Namen der Zeugen auch Dr. Johann Eck und Dr. Johann Cochläus, die beiden späteren heftigen Gegner der Reformation; unter den Mitgliedern des Rates finden sich Pirckheimer, Holzschuher und die meisten Geschlechternamen; unter den Bürgern aus dem „großen Rat“ (über hundert Namen) und deren Ehefrauen befinden sich Lazarus Spenglers, Albrecht Dürers und Koburgers Hausfrauen. Dem ersten Hochzeitstage folgt dann noch ein „Frühtanz“ auf dem Rathaus, ein „Nachttanz“ und ein „Hochzeithof“. Dieser letztere war nur für die weiblichen Hochzeitsgäste bestimmt. Übrigens war es in Nürnberg 1509 verboten, daß bei dem „Hofieren“ (Straßenständchen) zur Nachtzeit auch Jungfrauen sich beteiligten. Eine allgemeine Sitte war am zweiten Hochzeitstage der „Eierkuchen“, eine gesellige Vereinigung, bei welcher diese Lieblingsspeise den Mittelpunkt bildete.


Eine nürnbergische Brautdienerin oder Tischjungfrau.

Die Geschenke für die Neuvermählten waren in drei Kategorien geteilt. „Auf die Hochzeit“ geschenkt wurden meist goldene Ringe, Pokale u. dergl.; nach der Hochzeit folgten die Geschenke von reicheren Geschmeiden und silbernen Wirtschaftsgegenständen; die Geschenke „ins Haus“ bestanden aber meist aus Weinspenden, Wildbret und Fischen.

Der „Hochzeitlader“ erschien gewöhnlich bei den zu ladenden Gästen zu Pferde und mit einem Gefolge, in welchem sich auch der von der Stadt angestellte „Sprecher“ befand. Bei den Hochzeiten aus dem Handwerker- oder kleineren Bürgerstand fehlte natürlich der kostspieligere Prunk; aber der „Spruchsprecher“ durfte hier am wenigsten fehlen. Er trug einen Mantel und war an der Brust ganz mit silbernen Schilden behangen, welche die Handwerkszünfte zum Gedächtnis hatten machen lassen. In der Hand hatte er einen Stab, gleichfalls mit allerlei Münzen geziert und womit er ein Geräusch machte, um sich anzukündigen. Zunächst grüßte er die ganze Versammlung mit einem Gedicht, „Spruch“ genannt, dann lobte er beide Personen, den Bräutigam und die Braut, Handwerk und Herkommen und wünschte dem Paare Glück, alles in langer gereimter Rede.

Unsere Vorfahren haben es verstanden, den wichtigsten Abschnitt im menschlichen Leben nicht nur mit der gebührenden Wichtigkeit, sondern auch in der vergnüglichsten Weise zu feiern. Und es war, wie man sieht, dafür gesorgt, daß außer den beiden Hauptbeteiligten recht viele andere ihre Freude daran hatten.

Im allgemeinen möge hier mit Bezug auf die hochzeitlichen Ceremonien jener Zeit noch erwähnt sein, daß das Wort „Heirat“ noch nicht gebräuchlich war. Die üblichen Ausdrücke dafür waren: Brautlauf, Hochzeit und Brude (von Braut). Auch das weiße Kleid der Braut war noch nicht Sitte. Die Brautkleider, von Damast, Atlas oder auch von Taffet, waren von verschiedenen Farben. Daß man auch den Myrtenkranz der Braut noch nicht kannte, geht aus den Beschreibungen der aus Silberdraht geflochtenen und mit künstlichen Blumen gezierten Kränze hervor.

Um schließlich noch einmal auf die geschilderten Volksbelustigungen zu kommen, sei bemerkt, daß der schon erwähnte „Schwertertanz“, welcher von den Messerschmieden gehalten wurde, 1570 aufgehört hatte und dann erst 1600 wieder eingeführt wurde. Die Zahl der dabei beteiligten Meister und Gesellen betrug einhundertachtzig. Bei diesen Schwertertänzen, vielleicht auch nur hinterher beim Festmahl, fungierten auch zwei geputzte „Kronbräute“ und Tischjungfrauen. Ein Kupferstich aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zeigt uns noch einen Schwertertanz, welcher vor dem Heilsbronner Hof, einem für solche Aufführungen damals besonders beliebten Gasthaus, stattfand. Zur Fastnacht hielten auch die Tuchknappen ihren „Reiftanz“, die Schreiner erschienen mit einer aus Hobelspänen geflochtenen Fahne, trugen Kleider von Hobelspänen und agierten vor den Häusern vornehmer Bürger ihr sogenanntes „Bauernhobeln“. In dem für unsere bildlichen Darstellungen benutzten handschriftlichen Schönbartbuch sind außer dem Messerertanz, dem Tuchknappentanz und dem Schreinertanz auch noch der Rotschmiedstanz, sowie das sogenannte „Rosenprennen“ und das beliebte Fischerstechen verzeichnet.

Alle solche Vergnügungen beschränkten sich aber nicht auf die Fastnachtszeit allein, sondern sie bildeten auch stets einen Teil jener Festlichkeiten, welche die Stadt bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, bei Reichstagen, fürstlichen und ganz besonders bei kaiserlichen Besuchen, mit großer Freigebigkeit veranstaltete. Die kluge Regierung der hochangesehenen Republik ließ es sich dabei angelegen sein, nicht nur ihren Wohlstand zu zeigen, sondern auch den ihr stets so günstig gesinnten deutschen Kaisern ihre Liebe und Treue zu erkennen zu geben, die sie auch in den Zeiten harter Prüfungen durch die That bewährte.





Moralische und gesellschaftliche Forderungen.

Von
Heinrich Ehrlich.

Ein reicher Gutsbesitzer aus der Provinz, der seinen ersten Ausflug in die Welt unternehmen will, ist bei einem großen Bankhause der Hauptstadt für 300 000 Mark beglaubigt. Er verlangt die ganze Summe und nur ganz sicheres Geld. Der Kassierer übergiebt ihm 15 000 Goldstücke zu zwanzig Mark. Der Reisende kann die Säcke nicht alle wegbringen, muß sich von einem Kassenboten helfen lassen und einen Wagen nehmen. In seinem Gasthof angelangt, ist er wieder gezwungen, einen Hausdiener herbeizurufen; mit scheuen Blicken beobachtet er jeden auf der Treppe, daß keiner ihn bestehle. In seinem Zimmer findet er keinen Verschluß, der ihm sicher erscheint; dem Wirt die Summe anzuvertrauen, wagt er schon gar nicht. Er versucht, das Geld in einen Handkoffer zu legen, den er überall mit sich nehmen könnte; nach einigem Nachdenken wird ihm klar, daß, um sich von dem Koffer nie zu trennen, er keine Gesellschaft, kein öffentliches Lokal besuchen dürfe und ein Einsiedlerleben führen, dazu aber immer in Gefahr einer Beraubung oder Diebstahls schweben müßte. Er packt also die Goldsäcke wieder zusammen (dieses Mal in den Koffer), fährt in das Bankhaus und verlangt bequemer zu handhabendes Geld. Der Kassierer belehrt ihn: „Dann müssen Sie einen Teil der Summe bei uns im Depot lassen, für den anderen aber Papiergeld nehmen, das unbemerkt in einer Brusttasche getragen werden kann. Wer Reisen unternimmt, über große Summen verfügen und dem entsprechende Ansprüche stellen will, der muß eben bei aller Vorsicht doch zu anderen Leuten Vertrauen hegen und sich ihren Gewohnheiten anpassen; sonst kommt er aus den unpraktischen und selbst gefährlichen Versuchen nicht heraus und thäte besser, zu Hause zu bleiben und Kleingeld zu hantieren. Nur wer über wenig verfügt und wenig beansprucht, darf auf Reisen gehen und immer bares Geld mitführen."

Wie dem Reisenden mit dem Gelde, so geht es dem Menschen, der in das große gesellschaftliche Leben tritt, mit den moralischen Forderungen und Ausgaben. Je mehr Überzeugungen er mitbringt, je mehr Anforderungen er stellt, desto mehr ist er angewiesen, anderen sein Kapital anzuvertrauen und das, was sie ihm dafür als Gegenleistung bieten, auf Treu und Glauben anzunehmen. Die Gesellschaft ist zugleich ihr eigener Staat und ihr eigener Banquier. Sie zahlt wie der Staat (moralische) Zinsen an den, der ihr Kredit giebt, aber sie besteuert auch das Einkommen, das meistens aus ihren Kreditpapieren herrührt, und sie nimmt wie der Banquier für den kleinsten Umsatz, den sie ausführt, ihre Provision; und wer sehr viel Umsatz durch sie bewirkt, der mag auch manchmal mehr Provision an sie bezahlen, als er bei jenem Umsatz gewinnt.

Es ist ganz selbstverständlich, daß viele vortreffliche Menschen mit den unrichtigsten Anschauungen in das gesellschaftliche Leben treten; daß sie verlangen, man solle ihr großes moralisches Kapital sofort in bare Münze umtauschen; daß sie sich wundern, wenn diese bare Münze ihnen sehr unbequem wird, daß sie dann eine weniger lästige Veranlagung ihrer Werte anstreben und sich höchlich verwundern, wenn nun von ihnen mehr Vertrauen verlangt wird, als man ihnen gewährt, und wenn die Gesellschaft, in welche sie ihr moralisches Vermögen einlegen, sich noch für die Verwaltung und für jeden kleinsten Umsatz bezahlen läßt. Und wenn sie sich solchen Forderungen widersetzen und von der Gesellschaft ihr Kapital zurückverlangen; wenn sie dann nirgends Gelegenheit finden, es zu verwerten, weil sie eben die Taxen nicht zahlen wollen; wenn sie dann vom unverwerteten Kapital zehren müssen und sehen, daß es täglich abnimmt wie jedes unverzinste Kapital, von dem man leben will: dann grollen sie wohl mit der Menschheit, von der sie nach ihrer Überzeugung verkannt oder mißverstanden werden, leben vereinsamt und geben sich dem Pessimismus hin, anstatt daß sie sich bestrebten, ihr moralisches Besitztum zum allgemeinen Besten zu verwerten. Und weil uns das Wort „Pessimismus" in die Feder geflossen ist, möge ihm noch eine kurze Betrachtung gewidmet werden. Man kann ja nie oft genug von seiner Berechtigung, Begrenzung und Bekämpfung sprechen, und wir wollen wieder ein Gleichnis aus der Geschäftswelt anwenden: So oft an den Börsen große Bewegung herrscht, infolge großer politischer Ereignisse oder bedeutender Handels- und Industrie-Unternehmungen, treten zwei Parteien in den Vordergrund: die Haussiers und Baissiers; jene spekulieren auf das Steigen der Papiere, diese auf das Fallen. Jene vertreten die Ansicht, daß die Staats- oder Industriepapiere vortrefflich seien und trotz aller ungünstigen Zwischenfälle zuletzt bedeutenden Gewinn bringen müßten. Die anderen dagegen wollen alles Günstige als Blendwerk darstellen, das beim ersten richtigen Erkennen in nichts zerrinnt und den Gläubigen die ärgste Enttäuschung bereitet. Jene treiben den Preis weit hinaus über den eigentlichen Wert, diese dagegen suchen immer alles zu entwerten, eine schlechte Meinung davon zu verbreiten. Im allgemeinen herrscht die Meinung vor, daß die Partei der Baissiers meistens aus Leuten gebildet ist, die wenig oder nichts zu verlieren haben und daher um so kühner und rücksichtsloser vorgehen. Es wird, und mit Recht, behauptet, daß nur derjenige auf Entwertung eines Papieres spekulieren kann,* der es *nicht* besitzt, der also nur ein Spiel wagt, nicht ein reelles Geschäft unternimmt; wogegen die Baissiers wieder geltend machen, daß beim Erzielen von Schwindelpreisen solcher Papiere, deren Wert von Zwischenfällen und vom guten Glauben abhängt, ein noch gefährlicheres Spiel getrieben werde als beim Herabdrücken.

Solchen Haussiers und Baissiers gleichen manche Optimisten und Pessimisten auf der Börse des Lebens. Die einen wollen alles in rosigstem Lichte sehen und darstellen, treiben den scheinbaren Wert mancher Dinge auf eine schwindelnde Höhe und betrachten alle jene, welche solche Preise zu hoch finden, als Nichtshaber, die, weil sie jene Dinge nicht besitzen, dagegen eifern. Die anderen dagegen bestreiten oft jeden Wert und suchen ihre Meinung über den Unwert alles Seienden mit allen möglichen Mitteln durchzusetzen. Wenn einer geistigen Schwindelperiode ein „Krach", eine Ernüchterung, ein Herabsinken aller Werte folgt, dann triumphieren die Pessimisten; aber es geht ja auch ihnen zuletzt nicht gut, wenn die gedrückte Stimmung lange andauert und die Ge-

* Es kommt jedoch auch vor, daß ein Besitzender seine Papiere bei hohen Kursen oder schwankenden Geldverhältnissen verkauft, um sie später zu niedrigeren Preisen zurückzukaufen oder solches Papier zu erwerben, das ihm sicherer dünkt. Derartige Tausche berühren den Geldmarkt nur wenig.

müter in thatenloser Stumpfheit verharren; denn Bewegung und Handlung ist Bedingung alles Bestehens; jede absolute Ruhe führt zur Zersetzung. An gegenseitigen Beschuldigungen lassen es die Parteien niemals fehlen; und über solchem Streit geht die wahre Wertschätzung des Lebens verloren.

Es ist auch nicht zu leugnen, daß selbst idealistische Naturen, welche dem Pessimismus nicht huldigen, manchmal in der Geringschätzung dessen, was ihren Anschauungen nicht entspricht oder oberflächlich erscheint, zu weit gehen und dadurch nicht die wahre ideale Wertschätzung des Lebens fördern, vielmehr gerade die Pessimisten einerseits und den rohesten Realismus andererseits in ihrem Wandel bestärken. Wenn der edle Emerson* einmal in seinen Essays sagt: Groß sein, heißt mißverstanden werden (To be great is to be misunderstood), so ist das ein gar gefährlicher Satz, weil er die Selbstüberschätzung und die Unzufriedenheit, aus welchen der Pessimismus so oft hervorgeht, befördert; und wenn er so heftig gegen die Heuchelei der Leute eifert, welche für den Neger Mitleid hegen, der Hunderte Meilen weit von ihnen wohnt, dagegen den darbenden Armen, der neben ihnen steht, nicht sehen, so vergißt er, daß die wenigen wahrhaft Tugendhaften gar wenig ausrichten würden ohne die Heuchler, die Eitlen, welche nur prunken und gesehen sein wollen. Unter allen Geboten des Evangeliums ist keines schärfer und entschiedener ausgesprochen als das gegen den Eid und gegen das Zurschautragen der Frömmigkeit, des Kirchenbesuchs — und giebt es irgend etwas, woran die frommen Machthaber strenger festhalten als an diesen beiden von Christo verbotenen Dingen? So oft wir über das Thema von der wahren Tugend und deren Ausübung in der Welt nachdenken oder schreiben, kommt uns eine Stelle aus Thackerays unschätzbarer Novelle „Vanity fair" ins Gedächtnis: er stellte alle die Flüchtigkeiten und Nichtigkeiten der großen, noblen und eleganten Londoner Welt dar, in welche sich seine Hauptheldin „Becky", die Frau des Majors Crawley, eine Zeit lang mit vielem Glück bewegt, bis ein feindlicher Windstoß das glänzende Kartenhaus in den Schmutz wirft. Dann aber beweist er mit seiner unnachahmlichen gutmütigen, aber immer den Nagel auf den Kopf treffenden Satire, wie alle diese Flüchtigkeiten und Nichtigkeiten mit der Civilisation unzertrennlich zusammenhängen, wie es unmöglich ist, die Moralprincipien im Umgange mit Menschen überall geltend zu machen, sich um das Privatleben jedes einzelnen zu bekümmern, immer bis auf den Grund der Dinge zu gehen, den man auch oft nicht finden kann, da ja das Urteil so oft nur vom Hörensagen und vom Anschein bestimmt wird. Er beweist sehr witzig, wie vieles eigentlich ganz Unnötige durch die Gewohnheit des gesellschaftlichen Lebens zur unabweislichen Notwendigkeit wird.

Das Erkennen der Notwendigkeit, das richtige Bewußtsein des Unterschiedes zwischen innerlich Notwendigem und äußerlich Unabweislichem, ist die einzig sichere Richtschnur für die Forderungen, welche der Mensch an die Gesellschaft richten darf, und für die Forderungen, deren Recht er ihr zuerkennen muß.

Aber — was ist notwendig und was nicht? Wo ist das absolute Gesetz, nach welchem diese Frage endgültig zu lösen wäre? Wo giebt es einen Stand im Staate, einen Kreis, eine Schicht der Gesellschaft, die bestehen könnte, wenn diese Frage nach rein moralischen abstrakten Grundsätzen beantwortet würde? Herrschen nicht in jedem Stande, in jedem Beruf, in jedem Kreise der Gesellschaft unabweisliche Notwendigkeiten, die der andere Stand, Beruf oder Kreis gar nicht kennt? Wie viele Pflichten werden anerkannt, die mit den eigentlichen moralischen Pflichten in gar geringem Zusam-

* Nach dem Gesetz der Gegensätze konnte ein so reiner Idealist wie Emerson nur in Amerika erstehen, dem Lande, wo ausschließlich Geldbesitz und praktische Thätigkeit die Stellung der Menschen bestimmen.

menhang stehen? Der Kaufmann, der seine Unterschrift am Verfallstage nicht „honorieren" kann, ist bankerott; und wenn man ihm nachweisen kann, daß er kurz vorher im Klub eine große Summe auf Ehrenwort verspielt und durch Bezahlung dieser „Ehrenschuld" die Erfüllung seiner geschäftlichen Verpflichtungen wissentlich geschädigt hat, so verfällt er, wenn auch vielleicht nicht der gesetzlichen, doch ganz gewiß der allgemeinen Verurteilung seines Standes — er ist ein geächteter, verlorener Mann. Der Offizier dagegen darf dem Gläubiger gegenüber, der ihm bares Geld geliehen und den er nicht bezahlen kann, ganz gut die Entschuldigung vorbringen, daß er am Tage vorher im Kasino eine Spielehrenschuld eingegangen sei, die er mit dem Betrage berichtigt habe, der eigentlich für die Bezahlung seiner Geldschuld bestimmt war; und wenn der Gläubiger ein verständiger Mann ist und sich von der Wahrhaftigkeit der Aussage überzeugt hat, wird er sogar dem Offizier eine neue Summe vorstrecken; denn er weiß, daß dieser einer unabweislichen Pflicht gehorchte. Der Banquier, welcher bei einer großen Bewegung in der Handelswelt bedeutende Geschäfte für die Rechnung anderer ordnen, für Summen sorgen muß, welche manche Witwen, manche ärmere Leute bei ihm in unbedingtem Vertrauen hinterlegt haben, und der in solch einem Augenblick eine Herausforderung zum Zweikampf annimmt, sein Leben in die Schanze schlägt und den Ruin vieler Familien, den sein Tod herbeiführen kann, außer acht läßt, würde selbst in Frankreich, dem Lande der meisten Duelle, harten Tadel erfahren. Aber welche Rücksicht darf einen Offizier oder einen „Kavalier" einen Augenblick abhalten, für seine „Ehre" einen Zweikampf zu fordern? Darf er zaudern, ohne seine Stellung zu vernichten? Wo aber ist das Moralgesetz, welches den Zweikampf als Notwendigkeit erscheinen ließe? Und was nützen alle moralischen Beweise und Betrachtungen und Citate? An die Stelle der Gewohnheit, der Notwendigkeit, welche nach jahrhundertelanger Herrschaft als unhaltbar erkannt und beiseite geschoben wird, tritt irgend eine andere, welche vor dem reinen Moralgesetz ebenso unhaltbar erscheint als jene.

Die Grundlagen der Moralgesetze bleiben bei allen Kulturvölkern dieselben, aber in deren Handhabung, in deren Anwendung auf die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse treten durch große historische Ereignisse und Entwickelungen so bedeutende Veränderungen ein, daß man öfters Mühe hat, die Grundlagen zu entdecken unter dem aufgehäuften Schutt. Gewalt und List haben die Moral gar oft in den Hintergrund gedrängt, und die Macht erlangt; und sie werden es auch noch oft, solange die Welt bestehen wird. Aber immer und überall waren und sind in den Nationen, welche zur Entwickelung des Menschengeschlechtes beigetragen haben, gewisse Moralgesetze gleichmäßig geltend.

Es ist hier auf einen Hauptpunkt hinzuweisen, der, vom rein moralischen Standpunkt betrachtet, geringfügig erscheinen dürfte, der aber als einer der wichtigsten Hebel in der Gesellschaft wirkt, der von den meisten Edleren, Höherstrebenden beim Eintritt in das gesellschaftliche Leben nicht gekannt ist und dessen Erkennen ihnen am meisten bittere Enttäuschungen bereitet: Nicht die großen Leidenschaften regieren dieses gesellschaftliche Leben, sondern die kleineren. Nicht die Herrschbegier, sondern die Sucht zu glänzen, nicht der Ehrgeiz, sondern die Eitelkeit, nicht die Habgier, sondern der Neid, nicht die Sinnlichkeit, die Wollust, sondern die Vergnügungssucht. Der Unterschied des moralischen Einflusses zwischen den beiden Graden ist ein unermeßlicher. Große Leidenschaften regen und wühlen den inneren Menschen auf, spannen alle seine Kräfte an, sind kampf- und angriffslustig, scheuen nicht vor gewaltsamen Mitteln, rufen Widerstand hervor, Bewegung, Thatkraft, sind also ein wichtiges Moment der Entwickelung. Hat die große Leidenschaft aus-

getobt, dann ist der Mensch entweder in ihr untergegangen oder stärker geworden; sie hat seine Kräfte verzehrt oder ihnen Dehnbarkeit und Widerstandsfähigkeit gebracht. Die große Leidenschaft kämpft auch allein für sich und ihre Zwecke und siegt durch ihre eigene Kraft; sie unterjocht die anderen und beherrscht sie; aber das Streben nach Gunst, nach einer Koterie liegt nicht in ihrer Natur. Die kleinen Leidenschaften verzehren zwar die Kräfte des Menschen nicht, erhöhen sie aber auch nicht; sie zerstören sie nicht, sie zerteilen sie nur. Sie vermeiden den Kampf mit starken Waffen und gehen immer vorsichtig zu Werke; da sie nicht angreifen, erwecken sie auch keinen Widerstand und erregen keine direkte Feindschaft. Sie können auch durch sich allein, durch die eigene Kraft nichts erreichen, sondern nur im Zusammenwirken mit Gleichgesinnten, mit der Koterie. Sie wirken also nicht aufregend, nicht bewegend, eher abstumpfend und hindernd. Gar manchen Idealisten, der mit seinen moralischen Überzeugungen, Hoffnungen und Forderungen in das gesellschaftliche Leben, in das Getriebe solcher kleinen und kleinlichen Leidenschaften tritt, wird nach den ersten Erfahrungen ein Gefühl bitterster Enttäuschung überkommen. Er wird nicht begreifen können, wie so viele gebildete Menschen, die auch durchaus nicht bösartig erscheinen, ja von denen mancher Beweise der Gutmütigkeit gegeben, kleinen und nichtigen Dingen, dem bloßen Schein so großen Wert beilegen, daß sie sogar denjenigen, der ihre hohe Meinung von solchen Dingen nicht teilt, mißgünstig betrachten. Er wird nicht begreifen, daß sie seinen besten Willen und seine guten Eigenschaften nicht anerkennen oder wenigstens nicht würdigen, ohne daß er hierfür einen anderen Grund erraten kann, als daß er vor dem Tand nicht die gleiche Verehrung hegt wie sie und dies nicht zu verbergen vermochte. Er wird erst den Kampf gegen die Nichtigkeiten versuchen, aber bald fühlen, daß dieser nur abstumpft, den Geist niederdrückt. Bleibt er immer ernsthaft, so werden seine Betrachtungen oder Deklamationen mit Hohn aufgenommen; ist er witzig und übt Satire, dann wird er viele Lacher finden, aber noch mehr Feinde, und nach einiger Zeit ermüdet und angewidert sich vom Getriebe abwenden und pessimistischen Anschauungen hingeben, immer mehr Bitterkeit in das Gemüt aufnehmen und zuletzt noch viel mehr Übles in der Welt sehen, als vorhanden ist.

Es ist auch eine gar nicht seltene Erscheinung, daß Menschen, die, in idealistischem edlem Streben getäuscht, sich grollend zurückziehen und die Nichtigkeiten und Oberflächlichkeiten verachten, ihrerseits den Geist an Dinge heften, die, vom moralischen Standpunkt betrachtet, zu den nichtigen gehören; Eitelkeit, Überempfindlichkeit und sogar Mißwollen setzen sich bei dem, der sich von der Welt abschließt, oft ebenso stark an, als sie bei denen waren, deren Gesellschaft er um dieser Fehler willen geflohen hat; nur mit dem Unterschiede, daß sie bei ihm in noch schrofferer Außenseite erscheinen.

Gegen die Gefahr solcher Enttäuschung und Mißstimmung infolge unbefriedigter höherer idealistischer Forderungen an die Gesellschaft giebt es nur ein sicheres Mittel: daß man den Wurzeln ihrer kleinen Leidenschaften nachforscht, ob sich nicht auch in ihnen Keime idealistischen Strebens atomenhaft entdecken lassen. Man wird finden, daß die Mühe keine verlorene ist. Daß es viele Menschen giebt, die keinen Wunsch hegen und keines anderen fähig sind, als mit dem Tage und seiner Mode zu gehen und zur eleganten Gesellschaft gezählt zu werden, deren ganzes Wesen also ein oberflächliches, hohles ist, darf niemanden wundern, der überhaupt mit Menschen umgeht, und wir werden später darlegen, daß sogar auch diese noch ein Kulturbestandteil sind; daß aber auch sehr viele bei aller Teilnahme an diesen Nichtigkeiten, ja sogar bei einer gewissen eudämonistischen Vorliebe dafür doch höheren Sinn, Empfänglichkeit für das Schöne und Gute bewahrt haben, wird

jeder entdecken, der einerseits nicht zu viel erwartet und fordert, andererseits auch den Kampf mit dem Nichtigen vermeiden will; denn was nützt auch ein solcher Kampf? Wo sind die Menschen, bei welchen keine Eitelkeit zu finden? Vielleicht unter den auf allertiefster Stufe stehenden Völkern, welche von Erdkuchen leben, in Höhlen wohnen und um einen Knochen kämpfen, also bei den „natürlichen“ Menschen. Sobald die „Natürlichkeit“ vor irgendwelchen höheren Bedürfnissen zurücktritt, sind Eitelkeit, Stolz, Herrschsucht im Anzuge. Die Rothäute Nordamerikas leben in Hütten und im Walde, von der Jagd — noch kennt der echte Indianer keine jener verweichlichenden Gewohnheiten der „Blaßgesichter“; Lesen, Schreiben, alles, was zur Kultur gehört, ist ihm fremd und verächtlich; aber er ist stolz auf seinen Stamm, er sucht durch besonderen Verstand oder durch Tapferkeit irgend einen eigenen Ehrennamen für sich zu erlangen — „der rote Falke“, „der schlaue Fuchs“, „das Adlerauge“ u. dergl. —, er schmückt sich mit Federn und tättowiert sich. Ist das nicht alles gerade so, als wenn irgend einer in der modernen Gesellschaft dahin strebt, daß von ihm als einem viel Eingeladenen, einem beliebten oder gesuchten Gesellschafter gesprochen werde? Oder sind etwa die „idyllischen“ Landleute den kleinlichen Leidenschaften weniger unterthan als die Städter? Oder sind die Kleinstädter Privilegiumsinhaber der gesellschaftlichen Tugenden, des Wohlwollens, das sich um die Verhältnisse anderer nicht kümmert und immer das Gute zu erforschen trachtet, der Neidlosigkeit, der reinen Gemütlichkeit, die nach des Tages Mühe in freundlichem Zusammenleben mit dem Nebenmenschen Erholung und neue Anregung sucht?

Wenn man die Verhältnisse, wie sie sind, gründlich erforscht, so wird man bald entdecken, daß sehr viele Fehler der gesellschaftlichen Organisation auf einen gewissen idealistischen, irre geleiteten Trieb zurückzuführen sind. Das haben die beiden größten Dichter Deutschlands wohl erkannt, als sie das Distichon veröffentlichten, das in den Werken beider zu finden ist:

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit mitten hinein.*

Indem wir diesen so treffenden Ausspruch anführen, erinnern wir uns an die Ereignisse, welche dessen Entstehung veranlaßt haben und die unsere obigen Bemerkungen unterstützten. Goethes und Schillers Freundschaft, ihr Zusammenwirken ist ein Denkmal, das diese beiden erhabenen Geister sich bei ihren Lebzeiten errichtet haben und das noch fortleben und erhebend wirken wird, wenn vielleicht die deutsche Sprache als eine vergangene in den Schulen gelehrt und zu den humanistischen Studien gerechnet wird wie heute die griechische und lateinische. Aber es war in erster Reihe nicht ein rein ideales, gleichmäßiges Streben, nicht ein Austausch der Ideen, der die beiden einander nahe geführt hat, sondern ein reales, auf Gewinn absehendes, mit allen praktischen Mitteln berechnetes Unternehmen: die Gründung einer Monatsschrift. Vordem standen Goethe und Schiller kalt einander gegenüber. Wie der letztere sich bitter beklagte, daß ihm alles versagt sei, während der andere seine glänzende Laufbahn bequem zurücklegte, ist bekannt. Goethe seinerseits gestand, daß er an dem Streben und Wirken Schillers wenig Freude empfand. Im Jahre 1794 aber schrieb Schiller an den „hochwohlgeborenen hochzuverehrenden Herrn Geheimrat“ im Namen einer ihn „unbegrenzt hochschätzenden Gesellschaft“, welche den Wunsch hegte, daß er eine neu zu gründende Zeitschrift mit seinen Beiträgen beehrte, und zeichnete als „gehorsamster Diener und — Verehrer“. Hierauf antwortete Goethe elf Tage später mit „Ew. Wohlgeboren“ und deutet an, es werde eine interessante Unterhaltung über die leitenden Grundsätze u. s. w. sich entwickeln. Einen Monat später freut er sich auf

* Das Distichon steht in Goethes Gedicht „Herbst“, 66; in Schiller unter „Kleinigkeiten“ mit der Überschrift „Verbindungsmittel“.

öftere Auswechselung der Ideen. Vier Wochen nach diesem Briefe Goethes sendet Schiller (der noch immer als „gehorsamster Diener“ zeichnet) das merkwürdige herrliche Schreiben über den „Gang des Geistes“, den er bei Goethe beobachtete, und dieser antwortet vier Tage darauf, er betrachte diesen Brief als das angenehmste Geburtstagsgeschenk. Von da ab unterzeichnete Schiller „der Ihrige“ oder nur den Namen, und es entfaltete sich jener Briefwechsel, von dessen Herausgabe Goethe an Zelter schreibt: „Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird.“ Was wir hier aus der Lebensgeschichte unserer größten Dichter erzählt haben, beweist, daß oft äußerlich geringfügig erscheinende Anlässe selbst bei den edelsten Geistern eine Wirkung, Verständigung und Einigung herbeiführen können, welche die höchsten Leistungen nicht erzielt hatten. Und wenn man tiefer hinabsteigt und die Verhältnisse des gewöhnlichen gesellschaftlichen Lebens prüft, so läßt sich leicht entdecken, wie viele falsche Ansichten, Mißverständnisse, ungerechte Urteile, wie viel Argwohn und Mißwollen beseitigt worden sind gerade durch das Zusammenkommen der Menschen in jenen Versammlungen, die nur durch Eitelkeit und Vergnügungssucht erhalten werden; und bei weiterer Prüfung gelangt man noch zur Überzeugung, daß bei den meisten Menschen, welche sich von den Nichtigkeiten, als unter ihnen stehend, vornehm zurückhalten, durchaus nicht weniger Eitelkeit, Empfindlichkeit und Kleinlichkeit vorherrscht, nur daß sie dunkleren Anstrich zeigen als in den leichtlebigen und oberflächlichen Kreisen. Wenn ein weltunkundiger Laie die Zänkereien liest, welche Spalten über die Frage füllen, ob vor viertausend Jahren irgend ein Keilschriftzeichen von rechts nach links oder umgekehrt gestellt war, oder ob dieser oder jener Maler oder Komponist vor zweihundert Jahren im April oder im Mai in irgend einer Stadt geweilt hat, so könnte er wirklich glauben, den Streitenden wäre es nur um die Wissenschaft zu thun; der weiter Sehende aber weiß, daß der wahrhaft Ernste, für die Wissenschaft besorgt Forschende langen Streit über geringfügige Dinge vermeidet und die kostbare Zeit besser verwendet, daß aber der Gelehrtenhochmut unter Umständen noch intoleranter und gehässiger sein kann als die verletzte Eitelkeit der Salonmenschen.* Es ist eben eine täglich wiederkehrende Erfahrung, daß gewisse kleine Fehler der Menschen bei deren Thaten im Zusammenleben geradeso wirken wie die Hefe beim Brotbacken. Ohne diese wäre dies unentbehrlichste Nahrungsmittel nicht herzustellen; ohne Gärstoff giebt es weder Wein noch Bier, und die meisten Entwickelungen gehen aus Gärung hervor. Der unbezweifelte chemische Grundsatz: „Ohne Hefe ist geistige Gärung nicht denkbar,“ ist auch im bildlichen Sinne, d. h. auf das Leben selbst, besonders auf das gesellschaftliche, mit vollster Berechtigung anzuwenden. Wo etwas „aufgehen“ soll, da muß auch Gärung vorhanden sein.

* Allerdings ist diese Erscheinung noch häufiger in Deutschland als anderswo. Mancher Deutsche geht eben in seinem Idealismus so weit, daß er einen leisesten Angriff auf seine durch sehr langes mühsames Studieren erlangte Überzeugung als einen Angriff auf die Moralgesetze selbst betrachtet, und ist dann gleich mit den Vorwürfen von Oberflächlichkeit, Gewissenlosigkeit u. dergl. zur Hand 2c. Die Engländer, Franzosen und Italiener beachten in ihrer Polemik meistens doch neben den Gesetzen der Moral auch die der gesellschaftlichen Formen ihrer gebildeten Kreise.

Gewisse Gesetze des gesellschaftlichen Lebens sind ebenso unveränderlich wie die der Gärung. Die Art der Erzeugung, die Verwendung, die äußere Form der Erzeugnisse mag sich verändern. Das Brot, das die Juden gebacken haben, bevor sie aus Ägypten zogen, hat gewiß anders ausgesehen als das heute von den eleganten Bäckern gelieferte, und das Bier, das die deutschen „Ahnen“ getrunken, war anders gebraut als das von den Nachkommen in so ungeheuerlichen Mengen vertilgte. Aber ohne Hefe und ohne Sauerteig war vor Tausenden Jahren kein Brot und kein Bier denkbar; es wird nach

Jahrtausenden nicht denkbar sein, sowie niemals gewisse Umwandlungen der geistigen Stoffe zur geistigen Nahrung ohne Gärung möglich sein werden, und die Eitelkeit, der kleine Ehrgeiz, das Zur-Schau-Tragen werden bei sehr vielen guten Entwickelungen ebenso entschieden mitwirken als das reine idealistische Streben nach dem Schönen und Guten.

Nach diesen Betrachtungen gelangen wir zu der Frage: Was soll der Mann bei seinem Eintritt in das gesellschaftliche Leben von der Gesellschaft hoffen, erwarten, fordern? Wie soll der Idealist verfahren, um den realistischen Forderungen des täglichen Lebens Genüge zu leisten und dabei seine Überzeugungen zu wahren, auf daß er weder verflache, noch auch hypochondrischer Pessimist werde? Ein Mittel gegen Zerstörung von Hoffnungen, gegen Enttäuschungen, gegen Leidenschaften und Leiden giebt es nicht und soll es nicht geben. Enttäuscht kann nur der nicht werden, der nicht hofft und immer nur ganz sicher geht, der die Gefahren mit der stumpfen Gleichgültigkeit betrachtet, mit welcher der Esel neben dem steilen Abhang geht, oder der mit einem besonderen, ruhigen, mutigen, betrachtenden Geist Begnadete: also der Alltagsmensch oder der Philosoph. Aber wer da hofft und strebt und fühlt, wem ein feuriger Geist gegeben ist, der sich über das Alltägliche erhebt und doch das Leben genießen will, wer da glaubt, sein geistiges Brot selbst zu backen, oder mit dem fremden Mehl, ohne Sauerteig und ohne dessen richtiges Maß, der wird Enttäuschung finden, jeder nach seiner Weise und seinem Streben. Ohne Arbeit kein Erwerb, ohne Erwerb kein sicherer Besitz, und ohne das Bewußtsein, sich den Besitz erworben zu haben, keine sittliche Freiheit, kein rechter Mut. Diese Wahrheit wird allerdings von manchen sehr geistreichen Personen, selbst von bedeutenden Künstlern verkannt, denen bei dem leichteren Erwerb, wie ihn die Mode bringt, und bei dem damit verbundenen angenehmen Leben jedes Nachdenken über den Beruf als unnütz erscheinen mag. Sie haben, von dem Standpunkt ihrer Auffassungsanlage betrachtet, äußerlich vollkommen recht, und sie eines Besseren belehren zu wollen, wäre ein vergebliches Unternehmen. Wir wollen sogar zeigen, daß wir auch ihren Wert erkennen, und gleich hinzufügen, daß es unter ihnen viele sehr liebenswürdige Persönlichkeiten giebt, oft angenehmere Gesellschafter als die Leute, welche über Leben, Kunst und Pflichten nachdenken, sich zu allerhand Forderungen berechtigt glauben und daher mehr zu Mißstimmungen geneigt sind als die dem Tage freundlich entgegen Lebenden.

Solche Denkende müssen, um nicht durch Enttäuschungen aller Art zuletzt Hypochonder und für die Gesellschaft untauglich zu werden, nach jeder unerfüllten Hoffnung oder Forderung, zu der sie sich berechtigt fühlten, höhere Forderungen an sich selbst stellen. Denn von allen sittlichen Eigenschaften sind Mut und Ausdauer die einzigen, welche der eleganten Gesellschaft Achtung abgewinnen; die meisten anderen sind ihr eher unbequem, sie ist eher geneigt, Schwächen zu vergeben, wenn man ihre wandelbaren Neigungen, ihre kleinlichen Gewohnheiten, Modethorheiten und Eitelkeiten nicht mißbilligt. Und es bedarf durchaus nicht eines weiten oder scharfen Blickes, um die Überzeugung zu gewinnen, daß bedeutende Männer, welche die große und bei geistigen Naturen höchst seltene Kunst besitzen, sich gesellschaftlich zu fügen, zu „accommodieren“, die höchsten Ehren ihres Standes erlangt haben, während der ebenso Bedeutende, aber weniger Bequeme oft weit zurückblieb.

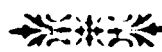
Vor allem muß der Idealist, der in die Gesellschaft tritt und dort Enttäuschungen findet, vermeiden, irgend welche Empfindlichkeiten merken zu lassen; nichts ist gefährlicher aus mannigfachen Gründen. Vom rein sittlichen Standpunkt betrachtet, gehört die Empfindlichkeit zu den Gemütsregungen, welche die wahre Thatkraft, das entschiedene Anstreben eines Ideals am meisten behindern, die Aufmerksamkeit der Handelnden von der Hauptsache auf Neben-

dinge leiten. Es ist also schon um der eigenen Ruhe und Sicherheit willen notwendig, diese Empfindung zu beherrschen. Gar oft wird das sehr schwer fallen; denn welcher Mann kann gleichgültig ertragen, wenn seinem redlichen Streben und Thun, seinen tüchtigen Leistungen Gleichgültigkeit und Kälte, wenn nicht Herabsetzung begegnet, wenn Unbedeutendere ihm vorgezogen werden, nur weil eben günstige Umstände, Protektion, Koterien u. dergl. sie unterstützen? Nichtsdestoweniger ist die Überwindung der Empfindlichkeit das einzige Mittel gegen den Stachel der Kränkung. Aber noch wichtiger ist diese Überwindung vom gesellschaftlichen Standpunkt betrachtet. Es giebt in der Gesellschaft eine ganze Menge Leute, die, ohne böswillig zu sein, doch ein Vergnügen daran finden, wenn sich irgend einer recht ärgert und das merken läßt. Das bietet guten Stoff zur Unterhaltung, zum Weitererzählen, und der wird mit besonderer Sorgfalt behandelt und bearbeitet. Dann giebt es andere, die sich dessen nicht freuen, denen aber jede Störung der gesellschaftlichen Bequemlichkeit sehr mißfällt und die jede Äußerung gekränkten Ehrgefühls als eine Arroganz, als Selbstüberhebung betrachten und verurteilen.

Diese beiden sehr zahlreichen gesellschaftlichen Kategorien verzeihen Empfindlichkeit nur solchen Personen, die hoch genug stehen, um sich über mancherlei Rücksichten hinaussetzen zu können. Große Damen und große berühmte Künstler können sich unglaublich viel erlauben, es wird ihnen alles gut gedeutet; dafür muß der Nächstfolgende, nur eine Stufe weniger Hochstehende um desto schwerer büßen und all den Zorn mitfühlen, der gegenüber dem Ersten verhalten blieb. Und hier ist der geeignete Moment, um vom idealistischen Standpunkt den Unterschied zwischen Arroganz (Anmaßung) und Suffisance (Selbstgenügsamkeit) festzustellen — einen Unterschied, der oft in der Gesellschaft nicht recht begriffen wird und der besonders im idealistischen Leben sehr genau im Auge zu behalten ist.

Wenige Leute wird es geben, die Tüchtiges oder Bedeutendes leisten und sich nicht zu höherer Anerkennung als der gezollten berechtigt halten, die nicht streben werden, immer Höheres zu erlangen. Jene Bescheidenheit, welche mit jedem Erfolge zufrieden war und gegenüber dem geringeren oder dem Mißerfolg gleich Größeres zu leisten trachtete; jene eigentümliche Milde des Gemütes, welche selbst bei dem stolzesten Selbstbewußtsein doch jedes Gelingen als eine Gunst des Himmels betrachtete, sie ist nicht mehr vorhanden oder hat solche Form angenommen, daß man sie nicht mehr erkennt. Die Anforderungen aller derer, die etwas leisten, steigen immer mehr, und die Sucht nach Arrogierung dessen, was eigentlich der höheren Bedeutung zukäme, ist in steter Verbreitung. Je mehr aber der einzelne von der Gesamtheit beansprucht und erwartet, um desto weniger wird er seine Berechtigung prüfen und sich bescheiden lernen. Wir sagen ausdrücklich sich bescheiden und nicht bescheiden sein, denn nicht die Demut, welche alles über sich ergehen läßt, die Angriffen ausweicht, anstatt entschiedene Gegenwehr zu üben, die Unwürdige die Stellen einnehmen sieht, welche dem Verdienst gebühren, und nur seufzt — nicht diese Gemütsrichtung möchten wir empfehlen. Entsagen, dulden ist bei der jetzigen Zeit nicht angewendet, diese verlangt Kraft, Ausdauer und Entschiedenheit; allerdings auch ein genaues Berechnen der Kraft, also Vermeiden der Arroganz. Aber auf sich selbst beruhen, in immerwährendem unerschütterlichem Verfolg der Zwecke, in Unempfindlichkeit gegen die kleinen Miseren und Angriffe, in hohen Ansprüchen an sich selbst und in der stolzen Selbstgenügsamkeit, die nichts verlangt, aber unnachgiebig ist gegen unbilliges Verlangen anderer, muß heute der tüchtige Mensch in den Zeiten, wo er nicht vom Glück begünstigt ist, seine Befriedigung suchen, sowie Kräfte sparen und auf Bedeutendes zusammenfassen, anstatt sie in Empfindlichkeit zu zersplittern. Diese Selbstgenügsamkeit ist

allerdings bei dem oberflächlichen Salonmenschen die allerunangenehmste Erscheinung, und sie läßt erklärlich erscheinen, wenn die Gesellschaft noch lieber arrogante geistreiche Leute erträgt als die „süffisanten". Aber diejenige Eigenschaft, von der wir reden, die mit harter Selbstprüfung verbunden und nicht leicht zu erlangen ist, weil sie eine große Anspannung der Kräfte unbedingt fordert, kann mit der Suffisance, nach dem landläufigen Begriff des Wortes, nicht verwechselt werden, obwohl ein anderes deutsches Wort als „Selbstgenügsamkeit" dafür nicht anzuwenden und dieses allerdings die wörtliche Übersetzung des verhöhnten französischen ist. Sei dem nun wie immer, fest steht eins: Jeder Mensch, der mit geistigen Gaben und lebhaften Sinnen in die Gesellschaft tritt und nicht von besonderem Glück, ob nun durch ausgezeichnete Erziehung oder durch angenehmes Taktgefühl, begünstigt ist, wird sich nun bald in einer Menge nicht unberechtigter Hoffnungen und Erwartungen getäuscht sehen; im Anfang muß ihm vieles ganz unbegreiflich erscheinen, besonders daß anderen, die nicht besser noch begabter sind, zuvorkommend die Anerkennung gewährt wird, die er nicht erhält und zu der er sich berechtigt fühlt; er kann seine Mißstimmung nicht verbergen und gerät in Zerwürfnisse; ein Übel vermehrt das andere; und immer mehr überläßt er sich menschenscheuem Trübsinn, der nicht bloß seine gesellschaftlichen Beziehungen erschwert, sondern auch seine geistige Thätigkeit lähmt und ihr eine falsche Richtung giebt. Nicht wenige wahrhaft edel Fühlende und Strebende sind in solchem innerem und äußerem Zwiespalt untergegangen, den gerade unsere Zeit und besonders das Kunstleben am stärksten erzeugt. Das direkte Ankämpfen gegen solche Verhältnisse erweist sich meistens um so gefährlicher und nutzloser, als in ihnen so viel Wahres und Falsches miteinander vermengt ist, daß selbst das ruhige geschärfte Auge des Welterfahrenen das eine vom anderen nicht zu unterscheiden vermag, geschweige das lebhafte, auf der glänzenden Oberfläche haftende des hoffnungsreichen Neulings. Wie vieles im gesellschaftlichen Leben mag dem idealistisch Strebenden als nichtig und oberflächlich erscheinen, das aus Gewohnheiten, ja selbst aus gewissen sittlichen Bedürfnissen hervorgegangen ist, während anderes, dem er geneigt ist, Bedeutung zuzuerkennen, sich als vorübergehende Mode, als ungeschickte Nachäffung fremder Gewohnheiten erweist! Dem Kulturhistoriker mag die Prüfung, die Scheidung des Wahren vom Falschen ein interessantes Studium bieten — und auch dieser darf sein Urteil nicht nach den ersten Erscheinungen, erst nach langer Beobachtung fällen. Aber was hat der thätige Mann, gleichviel welchen Berufes, mit derartiger Prüfung zu thun? Ihn führt sie nur von seiner Berufsthätigkeit ab und zum müßigen Mißmut. An ihm ist's, in der angestrengteren Thätigkeit, in immer höheren Anforderungen an sich selbst das sicherste Mittel gegen die Enttäuschung und gegen Gleichgültigkeit oder Ungerechtigkeit der Außenwelt zu suchen. Diese erkennt heute nichts an als die Ausdauer, die Thatkraft; für die edle Gesinnung, für die „schöne Seele" ist heute kein Raum, und wer nicht das Rechte thut um seinetwillen (das Wort hat doppelte Beziehung auf den Handelnden und auf das Recht), wer da glaubt, Anerkennung und Förderung zu finden ohne besondere Glücksumstände, der muß aller möglichen Unannehmlichkeiten gewärtig sein — nur in der Ausdauer und Energie kann er Hoffnung schöpfen, daß er ein gutes Ziel erreicht. Nur wer sich dahin bringt, daß er den Tagesmiseren wenig Aufmerksamkeit schenkt und sich von ihnen nicht beirren läßt, der kann mit einiger Sicherheit hoffen, daß der Jahresabschluß ihm moralischen Überschuß bringt. Also: keine Anmaßung, aber Selbstgenügsamkeit im hohen Sinne des Wortes!





Cumberland-Eskimo im Hundeschlitten.



In der arktischen Zone.

Ärztliche Beobachtungen
von
Hermann Schliephake.

Die Beobachtungen auf dem Gebiet der Gesundheitspflege, der Pathologie und Therapie, sowie der Anthropologie, welche der Verfasser als Arzt der deutschen Nordstation während der internationalen Polarforschung 1882 bis 1883 anzustellen Gelegenheit hatte, interessieren vielleicht auch weitere Kreise als die der Fachgenossen. Einmal ist das wissenschaftliche Interesse für die geographischen Entdeckungen in den arktischen Gegenden sowohl als auch für die Beobachtungen und Studien auf dem Gebiet der Naturkunde, welche man eben dort systematisch anzustellen begonnen hat, infolgedessen auch für das dortige Leben ein viel allgemeineres, als es noch vor wenigen Jahren war. Alsdann dürfte einigen dieser kleinen Notizen, wenn sie bei Ausrüstung und Entsendung neuer Expeditionen berücksichtigt werden, ein gewisser praktischer Wert nicht abzusprechen sein.

Die Beobachtungen selbst wurden während eines einjährigen Aufenthaltes im Norden des Cumberlandsundes im arktischen Amerika* gemacht.

Die Lebensweise des Kulturmenschen der nördlichen gemäßigten Zone ist im großen und ganzen schon eine Vorbereitung zu dem Leben in der Polarregion. Bei uns schon ist der Hauptfeind unter den Witterungs- und klimatischen Einflüssen, welche wir zu bekämpfen haben, die Kälte. Sie greift uns zunächst direkt an, dann indirekt, indem sie auf das übrige organische Leben ihren hemmenden und zerstörenden Einfluß äußert und uns zwingt, die Produkte der warmen Jahreszeit zum Teil zu Wintervorräten aufzuspeichern. Unsere Wohnungen mit ihren Heizvorrichtungen, unsere Kleidung, viel-

* Cumberlandstraße Baffins (1616), Hogarthsund Pennys (1839) und der meisten deutschen Karten, Northumberlandinlet Warehams (1841), lat. 65° N. bis lat. 67° N.

fach die Art unserer Ernährung, alles dies hat die Aufgabe, gegen die Angriffe der Kälte zu schützen. Die Kälte ist in ihrem direkten Einfluß auf den menschlichen Organismus auch eine der Hauptursachen der uns befallenden Krankheiten. Die kontagiösen und miasmatischen Krankheiten freilich, welche entsetzliche Verheerungen unter der Bevölkerung der gemäßigten Zone anrichten, werden zum größten Teil in ihrer Entstehung und Verbreitung durch die Wärme begünstigt, einzelne sind selbst tropischen Ursprungs. Für diese gewährt das arktische Klima gewisse Immunität.

Im allgemeinen verhält sich das arktische Klima mit seiner intensiveren und länger andauernden Kälte dem Menschen gegenüber zum Klima der nördlich gemäßigten Zone wie ein starker, alle Kräfte zur erfolgreichen Bekämpfung erfordernder Feind zu einem schwachen, mit relativer Leichtigkeit zu besiegenden Gegner. Der Kampf wird aber auch noch mit sehr verschiedenen Waffen geführt. Wenn der Bewohner gemäßigter Himmelsstriche sich in seiner Heimat genügende Waffen zum Kampf gegen des Winters Kälte mit vergleichsweiser Leichtigkeit und in großer Auswahl verschaffen kann, wenn Pflanzen- und Tierreich ihm das Material zu seiner Kleidung, zu seinen Wohnungen und zur Heizung derselben in reichlichem Maße liefern, wenn sein Boden die mannigfaltigste Nahrung hervorbringen kann, wenn außerdem seine Verbindung mit wärmeren und fruchtbareren Gegenden eine relativ leichte und ununterbrochene ist, so bietet die kärgliche Flora der polaren Zonen dem Bewohner derselben kaum ein in Betracht kommendes Nahrungsmittel, keinerlei Material weder zur Wohnung, noch zur Heizung, noch zur Bekleidung dar. Für alle diese Bedürfnisse, insbesondere so gut wie vollständig für die Nahrung, muß die Fauna eintreten. Diese ist in dem größten Teil der Polarregion fast ausschließlich eine wilde, schon um deshalb weder eine sehr reichliche noch mit Sicherheit zu erlangende. Der Eingeborene der arktischen Gegenden, der so gut wie außer Verkehr mit den Bewohnern milderer Himmelsstriche ist, muß mit dem Ertrage seiner Jagd alle Bedürfnisse decken, und der in jenen Gegenden sich aufhaltende Kulturmensch muß, soweit er sich nicht der Lebensweise der Eingeborenen anbequemen kann, das zu seinem Leben Notwendige sich herbeischaffen und für die Dauer seines Aufenthaltes in gebrauchsfähigem, beziehungsweise genießbarem Zustande erhalten.

Betrachten wir zunächst die Lebensweise der Eingeborenen an den Küsten des Cumberlandsundes, nachdem vorher einige kurze Notizen über ihre Körperbeschaffenheit Platz gefunden haben. Der Cumberlandeskimo ist wie seine Stammesverwandten im allgemeinen von kleiner Statur, die Weiber kleiner als die Männer, welch letztere ein Mittelmaß von 155 cm besitzen. Weitaus die kleinsten Individuen, welche ich zu Gesicht bekam, waren übrigens Mischlinge. Es waren Bruder und Schwester, dem Konkubinat eines vor etwa zwanzig Jahren im Cumberlandsunde anwesend gewesenen Whalersteuermannes portugiesischer Abkunft und eines Eskimoweibes entsprossen. Der größte Brustumfang stieg bei jugendlichen, aber vollständig ausgewachsenen Individuen selten über 85 cm. Die älteren Leute, die sich samt und sonders im Zustande stark entwickelter Fettsucht befanden, präsentierten freilich einen bedeutend stärkeren Brustumfang. Genu varum (Säbelbein) fand sich nicht selten, wodurch natürlich die Körperhöhe ebenfalls etwas beeinträchtigt wurde. Diese Difformität mag darin ihren Grund haben, daß die Kinder in den ersten Lebensjahren von der Mutter in der auf dem Rücken hängenden und in dieser Stellung nach unten spitz zulaufenden Kapuze herumgetragen werden. Hier müssen die Kleinen, um sich der Form des Sackes anzubequemen, die Füße zusammenlegen, während bei der zusammengekauerten Haltung des ganzen Körpers die Knie in die Höhe gezogen werden und, voneinander entfernt, an beiden Seiten der Brustfläche sich befinden. Sonst sind die Extremitäten wohl

proportioniert, Hände und Füße klein und von elegantem Bau. Die Haut der Hände ist auffallend zart — der Eskimo trägt nur, dem Wind und Wetter ohne Einfettung ausgesetzt, etwas spröde. Die übrige Behaarung, namentlich der Bart, ist schwach. Bei alten Männern ergraut im allgemeinen der Bart früher als das Haupthaar. Die Geschlechtsreife tritt früh auf; soviel sich bei einem Volksstamm, bei welchem niemand sein eigenes Alter kennt, erfahren läßt, beim weiblichen Geschlecht schon mit dreizehn bis vierzehn Jahren. Die Familien sind nicht sehr zahlreich, wozu allerdings große Kindersterblichkeit, vielleicht auch die früher sicher vorhandene und wahrscheinlich jetzt noch nicht ausgerottete Sitte des Tötens neugeborener Mädchen beitragen mag. Die Eskimos altern schnell, besonders die Weiber. Über ihre durchschnittliche Lebensdauer ließ sich nichts bestimmen. Einige noch ziemlich rüstige und sicher sehr bejahrte Individuen wurden angetroffen. Es ist anzunehmen, daß die jetzt lebende Generation nicht mehr das Durchschnittsalter ihrer Väter und Vorfahren erreicht, insbesondere da ihre Ernährungsverhältnisse sich seit einigen Jahrzehnten entschieden verschlechtert haben.



Mischling von Südeuropäer und Cumberland-Eskimoweib.

fast immer Handschuhe. Die Gesichtszüge erscheinen hauptsächlich durch die hervortretenden Jochbeine breit und plump. An einem, einem alten Eskimograbe auf der Insel Kikarton im Cumberlandsunde entnommenen Schädel beträgt der größte Abstand der Jochbogen 147 mm. In höherem Alter, wenn auch das Gesicht fett, die mimische Muskulatur schlaff, ihre Innervation energielos wird, machen diese Eskimos mit ihren herabhängenden Wangen, der heruntersinkenden Unterlippe und dem selten fehlenden Ektropium des unteren Augenlides einen außerordentlich häßlichen, dabei sehr stupiden Eindruck. Die Hautfarbe ist an den bedeckten Teilen des Körpers nicht dunkler als bei den südlichen Völkern unseres Kontinentes, gelblich, im Gesicht dagegen mehr kupferfarbig. Das Haupthaar ist reichlich, schlicht, schwarz, von mittlerer Feinheit,

Diese körperlich, wie eben beschrieben, geartete Bevölkerung lebt nomadisierend an den Küsten des Cumberlandsundes, nur zum Lachsfang die aus den kleinen Bergseen abfließenden Gewässer hinaufziehend oder zur Renntierjagd Streifzüge ins Innere des Landes, namentlich nach dem Lake Kennedy, unternehmend. Sie baut, wenigstens jetzt, keine Steinhäuser wie ihre grönländischen Verwandten. Möglich, daß in früheren Zeiten, wo der Ertrag der Jagd und des Fischfanges ein reichlicherer war, die Familien deshalb

feste Wohnsitze einnehmen konnten, von denen aus die Männer nur kleinere Exkursionen zu unternehmen hatten, solche Bauten aufgeführt wurden. Jetzt baut nicht einmal die Bevölkerung von Kikartonisland, welche durch ihre Abhängigkeit von den dort stationierenden Walfischjägern doch gewissermaßen seßhaft geworden ist, solche Steinmauern. Auch gelang es mir



Cumberland-Eskimo.

nicht, irgend welchen Reminiscenzen an eine andere Art, zu wohnen, als die jetzige auf die Spur zu kommen. Baumaterial in passend geformten Granitblöcken aller Größen bietet übrigens das Land genügend. Auf der deutschen Station wurde binnen kurzer Zeit aus diesem Material, ohne weitere Bearbeitung desselben, ein festes Observatorium erbaut. Der Cumberland-Eskimo lebt in der kalten Jahreszeit in einer Schneehütte, während der kurzen Sommerzeit in einem aus Fellen konstruierten Zelte. Der arktische Schnee bietet ein ausgezeichnetes Baumaterial dar. Fein wie Sandkörner, sobald die Temperatur unter 15 bis 20 Grad Celsius sinkt, liegen die Produkte der ersten Niederschläge als eine dünne Decke auf dem Boden. Allmählich erhöht sich die Lage, die Schwere drückt dieselbe zusammen, die mikroskopischen Krystallnadeln schieben sich ineinander, verfilzen gewissermaßen miteinander. Die immer stärker werdende Kälte übt ihren kontrahierenden Einfluß aus, und Schneestürme pressen neues Material auf die vorher bestandenen Schneewehen. So entsteht allmählich eine feste, ziemlich harte Schneekruste, die sich mit dem Messer ganz vorzüglich zu Quadern schneiden läßt, ohne daß es meistens nötig wäre, vorher durch Festtrampeln dem Material die gewünschte Solidität und Formbarkeit zu geben. Der Eskimo schneidet nun eine Anzahl vierseitiger Stücke aus dem Schnee. Der Bau beginnt mit dem Besetzen eines Kreises von etwa 4 bis 5 m Durchmesser durch eine Reihe solcher Schneequadern. Alsdann werden beim Weiterbau die betreffenden Quaderflächen derart schief abgeschnitten, daß der Verlauf der Bausteine als Schneckenlinie nach oben rollt, bis der Bau in etwas über Mannshöhe mit einer Schlußplatte gedeckt wird. Es resultiert hieraus eine bienenkorbartige Gestalt des Baues. Da das Material zum Teil dem Platz, auf welchen das Haus gestellt wer-

den soll, entnommen wird, so befindet sich der Boden des Hauses unter dem Niveau der äußeren Schneedecke. Die Thüröffnung wird nach Vollendung des Baues hineingeschnitten, nicht größer, als daß ein Erwachsener auf allen Vieren kriechend ins Innere gelangen kann. Vor der Thür befindet sich häufig noch eine Art Vorbau, in welchem während der kältesten Zeit die Hunde liegen. Die Thür selbst wird jetzt stets aus Brettern gemacht, so viel Nutzholz hat sich auch der ärmste Eskimo eingetauscht. Das Fenster wird häufig dadurch hergestellt, daß für die erwähnte Schlußplatte ein Stück Eis genommen wird; häufig fehlt es ganz.

Ein derartiges Schneehaus wird von einem geschickten Eskimo rasch gebaut. Ich sah ein solches von allerdings kleineren Dimensionen, aber doch zur Beherbergung von zwei Personen geräumig genug, in nicht mehr als anderthalb Stunden fertig gestellt.

Wie verhält sich nun ein solches Schneehaus den notwendigsten hygieinischen Anforderungen gegenüber? Zunächst versieht es als Schutz gegen die Kälte sehr gut seine Dienste. Wenn der Bau mit der Thranlampe der Eskimos — einem flachen Gefäß, in welchem eine Reihe von Dochten brennt, auf dessen Rändern sowie oberhalb desselben aufgehängt große Stücke Seehundsspeck schmorend immer neues Brennmaterial in das Gefäß tropfen lassen — sowie mit der animalen Wärme der Insassen geheizt wird, so ist etwa ein Meter über dem Boden stets eine den Nullpunkt übersteigende Temperatur nachzuweisen. Dabei tropfen die Wände nicht ab. Es thaut zwar stets an denselben, friert jedoch durch die Verdunstungskälte alsbald wieder, so daß die Innenseite der Hütte gewissermaßen glasiert wird. Der Boden ist freilich sehr kalt, stets mehrere Grade des hundertteiligen Thermometers unter dem Nullpunkt, trotz seines Belages von Fellen. Bei längerem Verweilen kauern oder liegen die Insassen auf einer etwa einen halben Meter hohen, längs der Innenperipherie verlaufenden Bank aus Schnee, die reichlich mit Fellen, besonders Renntierfellen, belegt ist. Ist von diesen ein reichlicher Vorrat vorhanden und sind außerdem die Füße warm bekleidet, so ist der Aufenthalt in einer solchen Schneehütte ein relativ komfortabler.



Cumberland-Eskimoweib.

Der Kapitän eines Walfischfängers aus New-London, der schon manchen Winter im arktischen Klima verlebt hatte und dessen Schiff gleichzeitig mit der deutschen Expedition im Cumberlandsunde überwinterte, zog den Aufenthalt in einer solchen Schneehütte, des besseren Schutzes gegen die Kälte wegen, dem in seiner Kajüte vor.

Einen viel weniger angenehmen Wohnraum bieten die Sommerzelte dar. Sie bestehen aus einem sehr einfachen Stangengerüst und darüber gehängter Decke von aneinander genähten Seehundsfellen, die am Boden entweder an eingerammten Pflöcken befestigt oder auch einfach mit Steinen beschwert werden. Sie sind meistens von dachstuhl-, seltener kegelförmiger Gestalt. Außer einer entweder mit einem Fellvorhang oder auch mit Brettern verschließbaren Thür besitzen sie keinerlei Öffnung. Die Felle selbst sind durchscheinend genug, um den Innenraum genügend erhellen zu lassen. Der Notwendigkeit halber, mit dem Material — nicht nur mit den langen Stangen des Zeltgerüstes, sondern auch den Fellen — zu sparen, sind sie weit weniger geräumig als die Schneehütten. So ist auch die Luft in ihnen oft kaum respirabel. Zudem hört auch das energische Ausströmen der Luft bei gelegentlichem Öffnen der Thür, welches im Winter durch den enormen Temperaturunterschied zwischen innen und außen bedingt wird, auf; ferner läßt das Zeltmaterial selbst, die Robbenfelle — die häufigste Species heißt nicht umsonst Pagomys fœtidus — entsetzliche Gerüche ausströmen; endlich gehen die Fleischvorräte, die auf dem kalten Boden des winterlichen Schneehauses wie in einem Eiskeller sich konservierten, im Sommerzelt in teilweise Verwesung über. Halten die thrangetränkten Seehundsfelle des Zeltdaches auch die atmosphärischen Niederschläge ab, so dringt dafür die Feuchtigkeit des aufthauenden Erdreiches durch alle auf dem Boden ausgebreiteten Fellteppiche und übt ihren gesundheitsschädlichen Einfluß auf die Insassen des Zeltes. Dem entsprechend beobachtete ich bei den Eskimos eine bedeutende Zunahme der Erkältungskrankheiten — Bräune, Bronchitiden, rheumatische Muskelaffektionen — gleichzeitig mit dem Beziehen der Sommerwohnungen, welche Krankheiten in der Zeit der Schneehäuser seltener waren und gegen die Affektionen des Verdauungstraktus zurücktraten, wovon weiter unten die Rede sein wird.

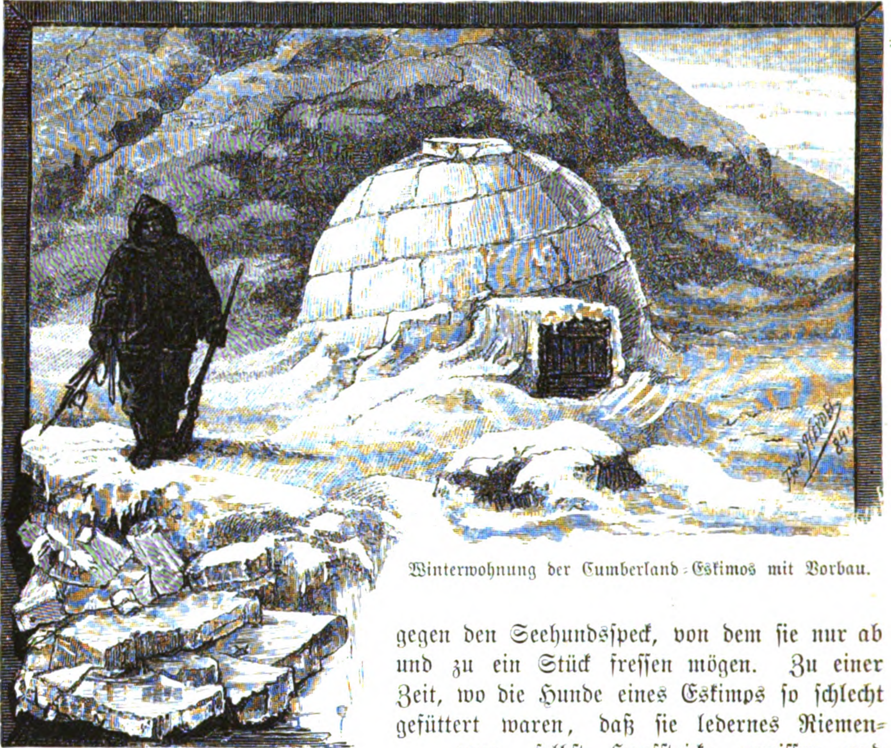
Dasselbe Material, aus welchem der Cumberland-Eskimo seine Sommerzelte errichtet, benutzt er auch zur Erbauung seiner einsitzigen Boote, der Kayaks — an Stelle der früher ebenfalls aus einem Gestell von Holz, Knochen, Fischbein und einem Überzug von Häuten gefertigten Umiaks oder mehrsitzigen, sogenannten Weiberbooten sind jetzt eingehandelte Walboote getreten — und, was uns hier interessiert, zur Herstellung seiner Kleidung. Außer den Seehundsfellen kommen hierfür nur noch die der Renntiere in Betracht. Die übrigen Pelztiere — Eisbär, Wolf, Polarfuchs, Schneehase, Lemming — sind teils selten und werden nur gelegentlich erlegt, teils bieten sie ihrer Kleinheit wegen ein ungenügendes, respektive allzu mühsam zu bearbeitendes Bekleidungsmaterial. Die Bälge der verschiedenen Vögel — Möwen, Enten, Schneehühner und andere — werden zwar hier und da zum Ausfüttern der Stiefel oder zur Anfertigung von Strümpfen benutzt; der Hauptgebrauch, den der Eskimo von den Federn macht, ist jedoch der zur Herstellung seines Schlaflagers. Zu diesem Zwecke werden hauptsächlich die Federn aus den Nestern der auf den kleinen Felseneilanden des Sundes brütenden verschiedenen Entenarten gesammelt und in Säcke von Seehundsfell genäht. Ein Eskimoanzug besteht zunächst aus einem nur wenig über die Hüften reichenden Rock. Derselbe trägt eine Kapuze und ist bis auf einen Brustschlitz, wie bei unseren Hemden, geschlossen. Die Weiber tragen denselben Rock, nur mit einer einem Biberschwanz in der Form nicht unähnlichen, schoßartigen Verlängerung des Rückenteiles. Wie schon erwähnt, tragen

die Weiber in der Kapuze ihre Kinder. Das Material für diesen Rock geben überwiegend und, was die Sommerkleidung betrifft, ausschließlich die Robbenfelle ab, welche mit der behaarten Seite nach außen getragen werden. Zusammengenäht werden sie mit dünnen Sehnenstreifen, welche in der Länge von etwa ein und einem halben Meter sich in der subcutanen Bauchfascie des kleinen weißen Walfisches (Beluga catodon) in großer Menge eingewebt finden und leicht aus dem zellgewebigen Stroma der genannten Unterhautbinde sich herauslösen lassen. Dieses Nähmaterial ziehen sie bei weitem dem eingetauschten Zwirn oder Segelgarn vor. Während der Winterzeit wird an Stelle des aus Seehundsfell bestehenden Rockes ein solcher aus dem lang und dicht behaarten Winterfell des Renntieres getragen. Häufig sind diese Röcke recht sauber gearbeitet und die Säume mit andersfarbigem, meist dunklerem Fell besetzt. An den Rock schließt sich das nur wenig über die Knie reichende, ziemlich weite Beinkleid aus demselben Material, häufig auch aus dem vließartigen Fell der jungen Robben gefertigt. Bei den Weibern besteht das Beinkleid aus zwei Teilen, derer unterer hoch oben am Oberschenkel festgebunden wird. Unterschenkel und Fuß sind mit Strümpfen und Stiefeln bekleidet. Erstere fertigen die Eskimoweiber aus dem zarten, wie schon erwähnt, mit wollartigen Haaren bedeckten Balge der jungen Robben. Sie werden mit der behaarten Seite nach innen, im Winter in doppelter Anzahl getragen. In letzterer Jahreszeit geben sie einen vorzüglichen Schutz gegen die Kälte ab, im Sommer erlauben sie auch der zartesten Fußsohle, schmerzlos über Steingeröll zu marschieren. Ein solcher polsterartiger Schutz des Fußes ist aber auch durchaus nötig, da nur ganz dünne Sohlen von Seehundsfell sich an den Stiefeln befinden. Diese werden meistens ganz aus enthaartem, thrangetränktem, durchaus wasserdichtem Seehundsfell, manchmal aus dem kurzhaarigen Fell der Renntierschenkel oder der Decke der Renntierkälber angefertigt. Die Schäfte werden oberhalb der Wade fest zugebunden. Zu diesen Kleidungsstücken kommen den größten Teil des Jahres über noch Fausthandschuhe aus dem Pelz der jungen Phoken und im kältesten Winter eine vollständige Unterkleidung aus diesem Material, die behaarte Seite nach innen gekehrt.

Neben diesen aus einheimischem Stoffe gefertigten Kleidungsstücken werden hier und da noch eingetauschte wollene und baumwollene Hemden, Mützen, von den Weibern bunte Kattunröcke (zur Zierde über der Pelzbekleidung) getragen — Gegenstände, welche unbedeutende, zudem seltene Bestandteile der Eskimokleidung und gesundheitlich von keinem Belang sind.

Ihrem Hauptzweck, gegen die Kälte zu schützen, entspricht die ursprüngliche Eskimokleidung ganz ausgezeichnet. Ihre Art der Fußbekleidung dürfte im arktischen Klima der europäischen vorzuziehen sein, wie wir weiter unten sehen werden. Relativ kleine Nachteile der reinen Pelzbekleidung sind ihre Schwere und geringe Geschmeidigkeit, die ausgiebige Körperbewegungen hemmt.

Betrachten wir nun die Ernährungsweise der Eingeborenen. Schon oben haben wir bemerkt, daß ihre Nahrung fast ausschließlich durch das Tierreich geliefert wird. Für den Eskimo des Cumberlandes kommen hier auch wieder in erster Linie diejenigen meerbewohnenden Tiere in Betracht, von denen wir schon erwähnten, daß sie ihm das wichtigste Material für seine Kleidung sowie seine Sommerwohnung, endlich zum Bau seiner Kayaks liefern: die verschiedenen Phokenspecies. Im Sommer, wenn diese Tiere mager sind, ist ihr Fleisch für den Kulturmenschen etwas weniger widerlich als im Winter, weil von festerer Faser und weniger von Thran durchtränkt. Das Fleisch der ganz jungen, höchstens einige Wochen alten Seehunde soll relativ wohlschmeckend sein, jedenfalls enthält es weitaus weniger Thran als das der erwachsenen. Thranig schmeckt und riecht übrigens alle Nahrung, welche das Meer unmittelbar oder mittelbar liefert — selbst die Eier der



Winterwohnung der Cumberland-Eskimos mit Vorbau.

von Fischen lebenden Enten waren hiervon nicht ganz frei. Das Fleisch der Robben wird vom Eskimo meistens roh genossen, nachdem es möglichst vom Speck befreit ist. Die Fleischfasern selbst sind derartig von sehr fettreichem Blut und Serum durchdrungen, daß auch ohne besondere Fettzufuhr doch mit dem Fleisch genügende Quantitäten dieses Nahrungsstoffes aufgenommen werden. Die Vorstellungen vom thrantrinkenden Eskimo, dem man eventuell Bescheid thun müsse, welche ich aus Europa mitbrachte, erwiesen sich demnach, was den Bewohner der Küsten des Cumberlandsundes wenigstens anbelangt, als unrichtig. Die Frage, ob man aus dem Seehundsblubber nicht ein Getränk ausschmelzen oder auspressen könne, erregte bei den Eingeborenen nur große Heiterkeit und ergab stets die Antwort, daß der Robbenthran nur als Brennmaterial zu gebrauchen sei. Übrigens bekommen auch die gewiß nicht heiklen Hunde der Eskimos sehr bald einen Widerwillen gegen den Seehundsspeck, von dem sie nur ab und zu ein Stück fressen mögen. Zu einer Zeit, wo die Hunde eines Eskimos so schlecht gefüttert waren, daß sie ledernes Riemenzeug, selbst Hanfstricke zerrissen und verschlangen, lagen große Stücke Blubber unberührt von der hungrigen Meute in der Umgebung der Eskimowohnungen. Nächst den Robben liefert das Renntier dem Eskimo den bedeutendsten Teil seiner Nahrung. Von fester Faser, so reich an Extraktivstoffen wie nur ein bei uns einheimisches Wildbret, bildet gebratenes Renntierfleisch eine auch verwöhntem Europäergaumen mundende Speise. Leider sind die Terrainverhältnisse so ungünstig, daß von einem erlegten Renntier — welches bei mäßiger Stärke an 100 kg wiegt — meist nur die Keulen und die Zunge mitgenommen werden können. Während ein im Sommer im Wasser erlegter Seehund bequem über den Kayak gelegt werden kann, die im Winter an den Luftlöchern im Eise getöteten rasch und mühelos mit dem Hundeschlitten zu transportieren sind, muß die Jagdbeute aus dem Inneren des Landes über Felsen und durch Schluchten auf den Schultern des Jägers transportiert werden. Zur Renntierjagd muß sich

aber der Jäger auf mehrere Tage ausrüsten, also von vornherein tüchtig bepacken und dabei bei dem keineswegs großen Wildreichtum noch manchen vergeblichen, tagelangen Streifzug unternehmen. Neben Robbe und Renntier bildet der Lachs, der in der warmen Jahreszeit zum Laichen in die Bergseen hinaufwandert, einen nicht unbedeutenden Teil der Eskimonahrung. Frischer Lachs wurde nach meinen Beobachtungen stets gekocht, wozu auch der Umstand beitragen mag, daß zur Zeit des Lachsfanges die schneefreie Bodenoberfläche in dem Holz der kriechenden Weiden, dem Gestrüpp der Schwarzbeere und anderen genügendes Brennmaterial darbietet. Außer dem frischen genießen die Eskimos auch an der Luft gedörrten Lachs. Große Reihen von Lachshälften, die an Stangen zum Trocknen aufgehängt waren, bildeten in der Ökonomie der Eingeborenen das einzige Beispiel von systematischem Vorratsammeln. Das nächst wichtige Nahrungsmittel besteht aus den Eiern der Eiderenten, welche im Cumberlandsunde sehr häufig sind und gegen Mitte Juni brüten. Die kleineren Säugetiere und Vögel — Polarhase, Schneehuhn und andere mehr — kommen für die Nahrung so gut wie nicht in Betracht. Die größeren Tiere: Wale, Walroß, Eisbär, sind im eigentlichen Sunde seltener, mit Ausnahme des kleinen Weißwales, den mit Flinte und Harpune zu erlegen hier und da einem Eskimo gelingt. Das zarte und saftige Hautgewebe dieses Tieres bildet für die Eingeborenen einen Leckerbissen. Das Fleisch selbst ist wenig thranig, von festerer Faser als das ganz morsche des Seehundes, wird aber von dem Eskimo diesem keineswegs vorgezogen. Das Gehirn des Weißwales halten sie für giftig, es soll auf Mensch und Hund narkotisch wirken. Der Moschusochse, der in der Ernährung der Bewohner arktischer Gegenden von Wichtigkeit ist, kommt am Cumberlandsunde nicht vor.

Es sei hier gleich erwähnt, daß der Eskimo keine regelmäßigen Mahlzeiten einhält: er ißt, wenn ihn hungert und er etwas zu essen hat; und daß, wie ich nach der durchschnittlichen Dauer der der Jagdbeute entstammenden Vorräte im Winter annähernd berechne, eine Person in dieser Jahreszeit im Mittel täglich etwas über ein Kilogramm Seehundsfleisch verzehrt.

Zu der animalen Nahrung kommen während einer kurzen Zeit des Jahres — im Spätsommer — die von Weibern und Kindern gesammelten Beeren von Vaccinium uliginosum und Empetrum nigrum, sowie hier und da die saftreichen Wurzeln der in etwa einem halben Dutzend Species vertretenen Pedicularis. Auch der Blasentang, während der Ebbe gesammelt, soll als „Gemüse" verzehrt werden. Diese vom Lande selbst gebotene vegetabilische Nahrung ist jedoch ganz unbedeutend, und nicht viel bedeutender sind als Nahrungsmittel für die meisten Eingeborenen — die auf Kikarton lebenden Eskimos, welche, wie erwähnt, zu den Whalern und Robbenschlägern in einer Art Dienstverhältnis stehen, selbstverständlich ausgenommen — die eingetauschten pflanzlichen Nahrungsmittel: Mehl, Brot, Leguminosen und besonders Sirup. Der Preis der genannten Lebensmittel im Tauschverkehr ist für den armen Bewohner Cumberlands ein zu hoher, er erhält z. B. nur den vierten Teil des Gewichtes an geliefertem Renntierfleisch in Schiffszwieback. Da er nun, um, mit dem Weißen konkurrierend, noch einigermaßen mit Erfolg die Jagd auf Seehunde und Renntiere betreiben zu können, sich auch Pulver und Blei eintauschen muß;* da er ferner bereits nervenerregende Mittel — Tabak und Kaffee, womöglich auch Schnaps — zu seinen Bedürfnissen zählt und diese im Tauschhandel noch teurer bezahlt wer-

* Von einheimischen Waffen sind noch speer- und harpunenartige neben den Schußwaffen in Gebrauch. Früher bildeten dieselben neben schwachen Bogen aus Renntiergeweih die einzige Jagdausrüstung der Eskimos. In unserer Illustration Seite 132 ist eine aus drei Teilen (Schaft, Walroßzahnspitze und Metallklinge) bestehende Harpune mit Boje von aufgeblasenem Seehundsbalg nebst einem Gabelspeer zum Lachsstechen abgebildet.

den müssen, so wird er nur wenig Jagdbeute zum Eintauschen anderweitiger Nahrungsmittel übrig haben können. Dem Tabakrauchen sind beide Geschlechter sehr stark ergeben. Sie benutzen hierzu eingetauschte kleine Thonpfeifen, die mit einem kleingeschnittenen und zwischen den Fingern zerkrümelten Tabak gestopft werden, von einer Sorte, deren eigentliche Bestimmung wohl die ist, gekaut zu werden. Wenigstens ist derselbe derart mit Sirup getränkt, daß der beim Verbrennen entstehende Karamelgeruch den des Blattes vollständig überwiegt. Daß bei einem derartigen Mangel aller Feinschmeckerei ihnen auch der stinkendste Fusel noch ein wertvolles Genußmittel bietet, ist leicht erklärlich. Sie vertragen sehr wenig Alkohol und verfallen im Rausche sehr bald in vollständige Lethargie, ohne daß das vorherige Excitationsstadium merklich hervortritt — ihrem phlegmatisch-melancholischen Temperament entsprechend. Daß der Konsum der genannten Nervina übrigens, wie in dergleichen Fällen meistens angenommen wird, von besonderem Einfluß auf die Degeneration der Rasse sei, kann ich kaum annehmen. Die Eingeborenen gelangen hierfür viel zu selten in den Besitz jener Erregungs- und Berauschungsmittel. Daß aber eine physische Verschlechterung der Eingeborenen stattfindet, erscheint ebenso wahrscheinlich. Die Ursache ist vornehmlich in der Konkurrenz der Robbenjäger, welche das für den Eskimo wichtigste Tier bald ausgerottet oder vertrieben haben werden, zu suchen. Freilich ist es wahr, daß der Eskimo selbst, seitdem er mit Feuergewehr bewaffnet ist, an dieser Ausrottung des für ihn unentbehrlichen Seetieres sich nach Kräften beteiligt. Ihn treibt jedoch nur die bitterste Not zu dieser Raubjagd, denn obgleich er alles, was im Bereich seiner Büchse und Harpune schwimmt, kreucht und fleugt, zu erlegen trachtet und — mit einziger Ausnahme der Kadaver verendeter Hunde — auch nichts halbwegs Verschlingbares verschmäht, leidet er oft genug Hunger. Nicht selten kommt es vor, daß er sein wertvollstes Besitztum, seine Schlittenmeute, verhungern lassen und dann den oft viele Meilen weiten Weg zu den Luftlöchern der Robben über das Eis zu Fuß machen muß, im Falle glücklicher Jagd auf dem Rückweg die Beute tragend oder hinter sich herschleifend.

Die eben berührte dira fames, welcher der Polarmensch zeitweise ausgesetzt ist, führt uns zu der Betrachtung der eigentlich pathischen Vorgänge in seinem physischen Leben. Kranke Eskimos konsultierten mich oft genug, daß ich mir eine Vorstellung der bei ihnen am häufigsten vorkommenden Krankheiten machen konnte. Im Winter litten sie häufig an Obstipation, die ihren nächsten Grund in der durch die Kälte bedingten großen Nahrungsaufnahme hatte. Bei den Weibern kam noch der Umstand hinzu, daß sie so träge waren oder die außerhalb ihrer Hütten herrschende Kälte so sehr scheuten, daß sie mehrere Tage lang ihre Wohnräume nicht verließen. Der Gebrauch der Mittelsalze, insbesondere des schwefelsauren Natrons, war den Eingeborenen bekannt; im Bedürfnisfalle verlangten sie dasselbe direkt, manchmal auch das — in der Schiffstherapie bekanntlich als Panacee betrachtete — Ricinusöl. Fälle von Erfrierung einzelner Körperteile wurden bei Eskimos nicht beobachtet. Sie sind in dieser Beziehung sehr vorsichtig. Wenn einer bei einem anderen das Blaßwerden der Nasenspitze oder des Ohrläppchens, das erste Symptom des verderblichen Einflusses der Kälte auf diese empfindlichen und schwer zu schützenden Teile, bemerkt, so reibt er sofort die Stelle mit etwas Schnee, um die stockende Blutcirkulation wieder in Bewegung zu setzen.

Mit der Zeit des Beziehens der Sommerwohnungen begannen neben Rückfällen und Verschlimmerungen chronischer Rheumatismen bei alten Leuten die Krankheiten der Respirationsorgane aufzutreten, vom leichten Kehlkopfkatarrh bis zur Entzündung der Bronchien und der sogenannten katarrhalischen Pneumonie. Es war dabei

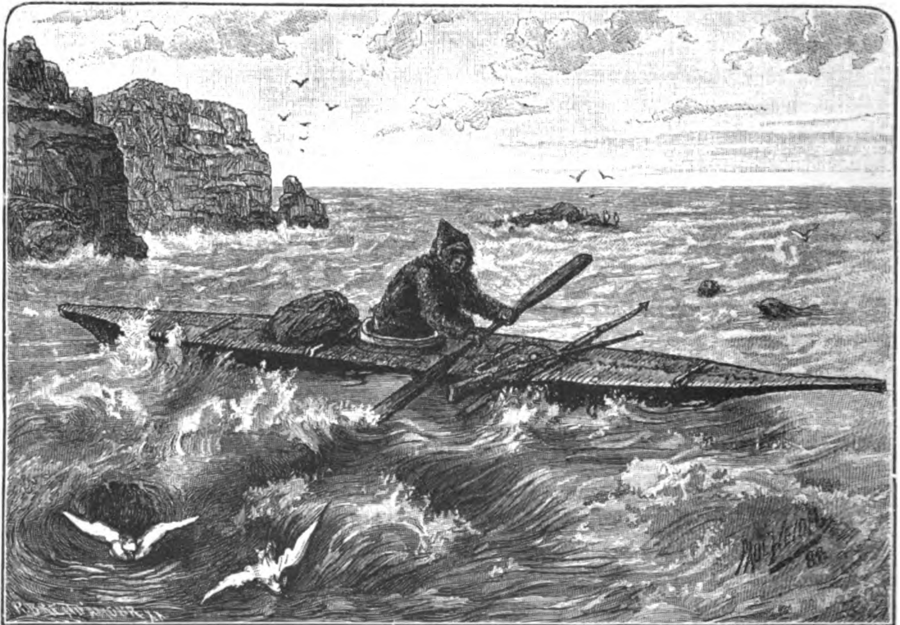


Sommerwohnung der Cumberland-Eskimos.

auffallend, daß selbst die leichtesten Formen von Halsentzündung in ihrem Beginn mit hohem Fieber und so auffallendem Verfall der Kräfte einhergingen, daß man versucht war, an eine viel ernstere Erkrankung zu denken. Steinleiden scheinen relativ häufig zu sein. Ob dieselben mit der rein animalen Nahrung zusammenhängen oder Folge klimatischer Einflüsse sind, ist schwer zu entscheiden. Sogenannte skrofulöse Affektionen bei Kindern wurden nicht beobachtet, wenn man nicht eine chronische Kniegelenksentzündung, sogenannten Tumor albus, bei einem etwa zwölfjährigen Jungen, wahrscheinlich gemischter Abkunft, hierher zählen will. Fast alle älteren Leute litten an chronischen Katarrhen der Augenbindehaut und an Ektropium des unteren Lides — Folgezustand langdauernder Entzündungen und des Erschlaffens der Gewebe im Augenlide. Außerdem waren aber auch Flecke auf der Hornhaut — Residuen von geschwürigen Prozessen auf diesem Teil des Auges — nicht selten und hatten zu mehr oder minder vollständiger Erblindung geführt. Das häufige Auftreten von Augenentzündungen hat einen doppelten Grund. Einmal reizen die Dünste, besonders die aus der Thranlampe aufsteigenden brenzligen, akroleïnartigen Stoffe, von denen die Winterwohnung häufig erfüllt ist, die Schleimhaut der Augen. Dann, und dies ist wohl das wichtigste, tritt in jedem Frühjahr die Schneeblindheit bei einer großen Zahl Personen auf. Die Eskimos bedienen sich prophylaktisch gegen die Schneeblindheit einer mit dem Princip der stenopäischen Brille übereinstimmenden Vorrichtung, aus einem vor die Augen gebundenen Kästchen mit schmalem Spalt zum Durchsehen bestehend. Diese Vorrichtung blendet das die Netzhaut reizende überstarke Licht, welches die grell beleuchtete Schneedecke reflektiert, bis auf die zum Erkennen der Gegenstände notwendige Quantität ab.

Als Anhang zu der Betrachtung der Lebensweise des Eingeborenen des arktischen Amerikas mögen noch einige Be-

merkungen über das Leben seines einzigen Haustieres, des Hundes, Platz finden. Der Eskimohund präsentiert sich als ein mäßig großer Spitzhund, an Gestalt des Rumpfes, des Schädels und der Schnauze, Stellung der Ohren, Haltung des Schweifes sowie an der Art der Behaarung dem gewöhnlichen Fuhrmannsspitz gleichend, an Größe aber etwa dem Wetterauer Schäferhund gleichkommend. Einige vorzüglich schöne, starke und große, insbesondere ziemlich hochbeinige Exemplare glichen nicht nur in diesen Eigenschaften, sondern auch in der Färbung einander und wurden mir von einem Eskimo als von echter Rasse bezeichnet. Dieselben zeigten ein grauweißes langhaariges Fell mit dunkleren Partien in den Stichelhaaren, welche, wenn auch nicht gleichmäßig verteilt, so doch nirgends in umschriebener Dichtigkeit so auftraten, daß der Pelz gescheckt erschien. Ausnahmslos aber war bei diesen und sehr häufig auch bei den weniger schönen Exemplaren von nicht ganz reiner oder degenerierter Rasse Kopf und Schnauze schön gezeichnet, regelmäßig durch dunkle Flecke über den Augenbrauenbogen und auf den Wangen, häufig außerdem durch Striche und Flecke auf Stirn und Schnauze. Nicht selten konfluierten diese letzteren Zeichnungen derart, daß jene allgemeine dunklere Färbung im Antlitzteil des Kopfes entstand, welche als „Maske“ bei unseren Möpsen, Fanghunden u. s. w. so beliebt ist. Die eben beschriebene Art der Zeichnung möchte ich als ein wichtiges Merkmal reiner Eskimohunderasse betrachten. Neben den echten Eskimohunden findet man von Whalern importierte, größeren Pinschern und Schafhunden ähnliche Exemplare, sowie Mischlinge aller dieser Rassen — meistens von dunklerer Färbung oder scheckig. Was die Eskimos von der nachweisbaren Abstammung ihrer Hunde von den Wölfen der Gegend sowie von der Paarung zwischen Wolf und Hündin erzählen, ist Fabel, die aber von den Walfängern gläubig nacherzählt wird. Die Wildheit dieser Hunde, welche vielfach als eine Art Beweis für ihre Abstammung angeführt wird, ist lediglich das Resultat der schlechten ihnen zu teil werdenden Behandlung und des Mangels einer ordentlichen Ver-



Cumberland-Eskimo im Kayak.



Cumberland-Eskimos beim Trocknen der Lachse und Ausweiden eines Renntieres.

pflegung. Beweis hierfür ist unter anderem, daß eine bereits achtjährige Eskimohündin größeren Schlages, welche wegen ihrer Wildheit schon den Besitzer gewechselt hatte und nur ihrer Eigenschaften als gutes Zucht- und starkes Zugtier wegen überhaupt am Leben gelassen wurde, durch gute Behandlung seitens einiger Expeditionsmitglieder ganz zahm und zuthunlich wurde und zuletzt die Pfote reichte trotz dem civilisiertesten Pudel. Auch der Umstand, daß diese Hunde nur heulen, nicht bellen, ist kein Beweis für eine andere Abstammung als die ähnlich gebauter Rassen unserer Klimate. Einmal kläffen die jungen Eskimohunde, ehe ihnen das rüde Schicksal des Schlittenhundes zu teil wird, häufig genau wie die unserigen, ahmen jedoch sehr bald das klägliche Geheul ihrer älteren Genossen nach; dann aber hört man auch von den bestimmt von Whalern importierten Bestandteilen einer Meute, die, wie schon erwähnt, der Pinscher- und Schafhundrasse angehören, keine anderen Laute als boshaftes Knurren und erbärmliches Heulen. Daß diese Stimmveränderung nicht in klimatischen Einflüssen ihren Grund hat, beweist auch der Umstand, daß ein von mir mitgenommener Hund, der keine Dienste als Zugtier zu leisten brauchte, das Bellen nicht verlernte. Es handelt sich bei der Stimmveränderung sicherlich nicht etwa um anatomische Veränderungen im Kehlkopf, sondern lediglich um Änderungen des Temperamentes, also gewissermaßen

psychische Vorgänge. Man erinnert sich hierbei, daß die mürrischen Bulldoggs auch fast gar nicht bellen, während z. B. die lebhaften Wachtelhunde, die sich zudem meist in der angenehmen Stellung eines verwöhnten Damenhundes befinden, ihrer Freude am Dasein allezeit lautesten Ausdruck verleihen.

„Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen," nimmt bezüglich seiner Hunde der Eskimo im Sommer etwas zu buchstäblich, ohne daß er jedoch im Winter die Umkehrung des Spruches allzu reichlich gelten läßt. Im Sommer, wo sie keinen Schlitten zu ziehen haben, werden die Hunde auch nicht gefüttert. Sie suchen dann während der Ebbe in den Tümpeln, welche das abströmende Wasser zurückgelassen hat, nach Fischen und besonders nach verschiedenen kleinen Krabben. Im Winter erhalten sie jeden zweiten Tag Futter, selten jedoch bis zur vollständigen Sättigung. Wasser erhalten sie im Winter nie. Die fettreiche Nahrung aber vermehrt den Durst, welcher durch die stärkeren Ausscheidungen durch die Nieren (bedingt durch den vermehrten Stoffwechsel bei niederer Temperatur) ohnehin schon bedeutend ist. Die Tiere müssen den festgefrorenen Schnee fressen, was sie aber nur im äußerst notwendigen Maße thun. Sie leiden den Winter über vielleicht noch mehr durch den Durst als durch den Hunger. Wenigstens fahren sie auf eine Schüssel Wasser oft noch gieriger zu als auf einen hingeworfenen Futterbrocken. So ist es kein Wunder, wenn gegen Ende des Winters unter den Hunden eine große Sterblichkeit herrscht, wenn die „Hundeseuche", welche in den Berichten der Polarreisenden eine so große Rolle spielt, alljährlich auftritt. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß es sich um eine miasmatische oder gar kontagiöse Krankheit handelt, sondern möchte das Leiden in Parallele mit den skorbutischen Affektionen des Menschen stellen.* Gegen Ende des Winters zog in die Nähe unserer Station ein armes altes Eskimoehepaar, welches keinen Kayak, kaum die nötigen Felle zum Bau eines Zeltes und nur einige halbverhungerte Hunde gemischter Rasse besaß. Diese letzteren wurden mit den etwas besser gehaltenen, aber wohl auch nie recht satt gewordenen Hunden eines anderen Eskimos zusammengespannt. Erst einer, dann ein anderer von jenen wurde krank, absentierte sich von der übrigen Meute, litt, dem Geheul nach zu schließen, Schmerzen, wurde mürrisch und bissig, endlich fraß er auch nichts mehr und wäre zweifelsohne verendet, wenn er nicht vorher getötet worden wäre. Dann erkrankten in ungleichen Zwischenräumen verschiedene andere Hunde, zuletzt auch die schwächeren der ursprünglich etwas besser genährten Meute, letztere stets kurze Zeit nach größeren Anstrengungen. Zuletzt fielen auch einige erst wenige Monate alte Hunde, Mischlinge eines von dem Verfasser mitgebrachten Bernhardiners und der oben erwähnten großen Eskimohündin. Diese Tierchen waren, solange irgend Futtervorräte für sie aufzutreiben waren, täglich mit Seehundsfleisch gefüttert, zuletzt aber wegen Futtermangels auf Brotsuppendiät gesetzt worden. Zwei überlebende Hunde dieses Wurfes, welche in den Besitz eines amerikanischen Whalers übergingen, wurden später bei besserer Fütterung außerordentlich kräftig. Wäre bei diesen Erkrankungen ein — etwa nach Aufhören der strengsten Kälte sich einstellendes — Miasma oder ein von den zugezogenen Hunden eingeschlepptes Kontagium von ursachlicher Bedeutung gewesen, so wäre der zeitliche Verlauf des Befallenwerdens, der sich bis zum

* L. Kumlien („Contributions to the natural history of arctic America made in connexion with the Howgat Polar expedition 1877—1878" in „Bulletin of the United States National Museum, Washington 1879") glaubt übrigens auch nicht an eine kontagiöse Natur der „Seuche" der Eskimohunde. Daß es sich nicht um Lyssa (Tollwut) handelt, bedarf keiner Diskussion. Die Krankheitssymptome sind ganz andere wie bei diesem rätselhaften Leiden. Das Fehlen von Obduktionsmerkmalen hat freilich keine beweisende Kraft, denn wir müssen gestehen, daß wir bis jetzt keinen sicheren anatomischen Befund bei Lyssa kennen.

Eintritt der warmen Jahreszeit, welche wieder verhältnismäßig reicheres Futter lieferte, hinauszog, ganz unerklärlich. Derselbe erklärt sich dagegen recht gut aus der vermehrten Resistenz der besser genährten Individuen, welche erst längerer Dauer des Hungers und der Strapazen zum Opfer fielen, wobei auch nicht zu vergessen ist, daß bei dem Kampf um das Futter das stärkere Individuum mehr Aussicht hat, satt zu werden und seine Kräfte zu konservieren als das schwächere. Betreffs der oben angedeuteten Auffassung der Krankheit als einer dem Skorbut des Menschen ähnlichen Blutdepravation infolge mangelhafter Ernährung bei übermäßigem Stoffverbrauch mag hier noch erwähnt sein, daß sowohl der mitgebrachte europäische Hund als viele der Eskimohunde im Laufe des Winters mehrfach an spontanen Blutungen aus der Nase litten.

Außer der eben beschriebenen Allgemeinerkrankung leiden die Eskimohunde nicht selten an erfrorenen Pfoten. Diese werden alsdann mit Strümpfen aus dem Fell der jungen Robben, manchmal außerdem noch mit Schuhen aus Fell von alten Seehunden bekleidet. Beide Kleidungsstücke, welche recht gute Dienste leisten, reichen etwa bis zur Mitte der Mittelfußknochen, in welcher Höhe sie festgebunden werden. Es würde sich sehr empfehlen, dieselben vorbeugend, ehe eigentliche Frostschäden aufgetreten sind, anzuwenden, woran der in dieser Beziehung ganz indolente Eskimo freilich nicht denkt.

Bei der Wichtigkeit, welche der Hund als Zugtier in jenen Gegenden hat, wird es nach dem Gesagten für Expeditionen nicht zu umgehen sein, eigene Futtervorräte mitzunehmen. Da ferner, wie erzählt, die Bastarde eines großen europäischen Hundes mit einer Eskimohündin einen sehr starken und schönen Nachwuchs darstellten — die zwei überlebenden wurden wahre Prachtexemplare —, so wäre es am besten, bei längerem Aufenthalt in den Polargegenden sich durch Kreuzung von Neufundländern, Bernhardinern oder starken Schäferhunden (sogenannten ungarischen Wolfshunden) mit den sehr fruchtbaren Eskimohündinnen einen eigenen Schlag zu züchten. Dieser würde stärker als der eingeborene sein und, als im Lande geboren und auferzogen, voraussichtlich dem Klima besser trotzen als der eingeführte Hund.

Wir werfen nun einen Blick auf die Lebensweise der am Cumberlandsunde sich aufhaltenden Menschen kaukasischer Abkunft. Auf Kikartonisland befinden sich seit ungefähr zwei Jahrzehnten zwei Ansiedelungen, die eine einem Reeder in Peterhead (Schottland), die andere einer Gesellschaft in New-London gehörig. Beide Ansiedelungen, von welchen die schottische mehr dem Robbenschlag, die amerikanische dem Walfischfange obliegt, zählen zusammen etwa ein Dutzend Mitglieder, wozu noch die Bemannung des Schiffes der Amerikaner, eines Zweimastschoners, kommt. Außerdem überwintern noch andere Whaler und Robbenjäger gelegentlich dortselbst. Alle zwei Jahre ungefähr werden die Bewohner der fixen Stationen in die Heimat auf ein Jahr beurlaubt. Sie wohnen in hölzernen Häusern und erhalten Proviant nebst Kohlen aus der Heimat; doch sind sie nicht in der Lage, die Produkte der Gegend, einschließlich des Seehundsfleisches, zu verschmähen, wie sie auch zum Teil die Kleidung der Eskimos angenommen haben. Soviel zu erfahren war, ist ihr Gesundheitszustand im allgemeinen befriedigend; doch befindet sich eine größere Anzahl von Gräbern weißer Leute in der Nähe der Stationen, als bei der kleinen Anzahl ihrer Bewohner, die zudem fast alle in relativ jugendlichem Alter sich befinden, zu erwarten gewesen wäre.

Die deutsche Station, welche ausgangs des arktischen Sommers, September 1882, bis zu derselben Jahreszeit 1883 am Ufer des Kingawafjordes in der Nähe des nördlichen Endes des Cumberlandsundes sich aufhielt, bewohnte ein hölzernes Haus. Dasselbe war in Hamburg derart fertig gestellt worden, daß es am Ort der Bestimmung nur zusammengesetzt zu werden

brauchte. Es besaß doppelte Holzwände, deren Zwischenraum mit Torf ausgefüllt wurde, und gewährte genügenden Schutz gegen die Kälte. Zudem ward die äußere Holzwand noch mit einer aus Schneequadern, deren wir bei der Betrachtung der Winterhütten der Eskimos schon gedachten, verstärkt. Außer je einem Wohnraum für die wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition und die Arbeitsleute war ein Proviantraum, eine Küche und eine Werkstatt für den Mechaniker abgeteilt worden. Den Fußboden der Wohnräume überzog ein Linoleumkorkteppich. Der Wohnraum der wissenschaftlichen Mitglieder wurde durch einen eisernen Meidingerschen Füllofen und derjenige der Mannschaft durch einen kleineren eisernen Ofen, der zugleich zum Schmelzen des Schnees behufs Beschaffung von Wasser diente, geheizt. Wie oben schon erwähnt, gewährte das Haus vollständigen Schutz gegen die Kälte.



Harpune mit Seehundsboje und Speer der Cumberland-Eskimos.

In der vom Ofen am weitesten entfernten Ecke, hart neben der an den ungeheizten Proviantraum stoßenden Wand, etwa einen Meter oberhalb des Fußbodens, betrug die Durchschnittstemperatur etwa 10 Grad Celsius. Dabei war aber einerseits der Fußboden immer bedeutend kälter, so daß auf demselben in Gefäßen stehendes Wasser über Nacht fror. Andererseits war die Temperatur in den oberen Schlafkojen — es befanden sich zwei übereinander liegende Reihen solcher Kojen an der einen Wand des Wohnraumes, von welchem sie durch nicht ganz bis zur Decke reichende Schiebethüren abgeschlossen waren — wieder zu hoch. In der von mir benutzten oberen Koje konstatierte ich einmal eine Temperatur von über 25 Grad Celsius. Da nun beim Ablösen im nächtlichen Observationsdienst der eine solche übermäßig erwärmte Koje verlassende Beobachter sich eventuell plötzlich Temperaturunterschieden von über 70 Grad Celsius aussetzen muß,* so erregen die geschilderten Verhältnisse gerechte hygieinische Bedenken. Es würde beim Bewohnen eines ähnlichen Hauses im polaren Winter überhaupt auf eine so hohe Erwärmung des Wohnraumes, wie sie auf unserer Station erreicht wurde, zu verzichten sein. Bei reichlicher Beköstigung und genügender Kleidung wäre es vollständig hinreichend, wenn in vom Ofen entfernten Winkeln des Wohnraumes in ein Meter Höhe über dem Fußboden die Temperatur den Nullpunkt gerade überschritte. Die Schlafkojen übereinander zu legen, würde ich nach den gemachten Erfahrungen ebenfalls nicht wieder versuchen. Genügt der Raum nicht, um alle Schlafstätten in der Höhe unserer gewöhnlichen Betten anzubringen, so wären Hängematten, die am Tage entfernt werden können, vorzuziehen. Der Fußboden dagegen dürfte mit einer dickeren Schicht eines schlechten Wärmeleiters, als der Linoleumteppich bietet, geschützt werden. Eine feste,

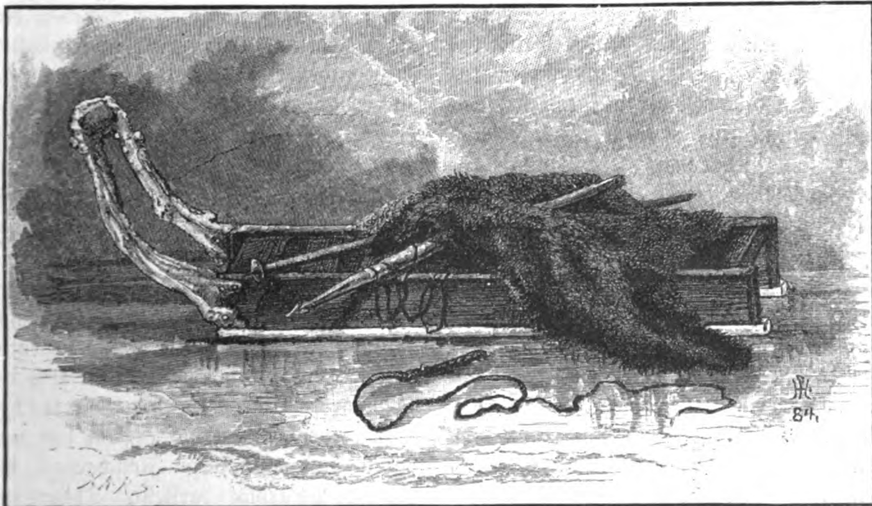
* Niedrigste Temperatur im Freien war nahe an — 50 Grad Celsius.

einige Centimeter hohe Lage Stroh, über welche ein Segeltuch und auf dieses ein Wollteppich gespannt wird, wäre hier zu empfehlen. Nach anderenorts gemachten Erfahrungen ist diese Vorrichtung viel dauerhafter, als es den Anschein haben mag.

Die Ventilation des Wohnraumes ist eine sehr wichtige hygieinische Aufgabe. Richtet man sich in Kleidung und Nahrung so ein, daß bezüglich der Zimmertemperatur keine für die polaren Verhältnisse übertriebenen Ansprüche gemacht werden müssen, das heißt begnügt man sich mit einer mittleren Zimmertemperatur, welche den Nullpunkt um einige Grade überschreitet, so kann man durch zeitweiliges Öffnen einer hoch oben unter der Decke angebrachten Klappe von Fensterscheibengröße für genügende Lufterneuerung sorgen und fährt mit dieser Einrichtung sicherer als mit komplizierten Mechanismen, die in praxi leicht den Dienst versagen.

Um in einem solchen Wohnraum eine respirable Luft herzustellen, ist es unumgänglich nötig, eine von demselben getrennte Trockenkammer herzustellen. Kleider und Pelzwerk am Zimmerofen aufgetaut, getrocknet oder nur erwärmt, verbreiten eine Ausdünstung, welche den Aufenthalt in dem betreffenden Raume höchst widerlich macht und entschieden gesundheitsschädlich ist. Überhaupt sollten Kleidungsstücke in dem Wohnraum nicht offen liegen oder hängen. Der Woll- und Haarstaub, der sich von ihnen in die Atmosphäre verteilt, verschlechtert diese schon an und für sich, noch mehr aber, wenn diese Hornstoffpartikelchen, auf den heißen Ofen niederfallend, brenzlige und ammoniakalische Gase entwickeln.

Was die Kleidung anbelangt, so gehörten zu den Ausrüstungsgegenständen „Polaranzüge“ für die Expeditionsmitglieder: Kapuze, Rock, dann Bein- und Fußbekleidung in einem Stück, endlich Handschuhe. Diese sämtlichen Kleidungsstücke bestanden aus doppelter Pelzlage: Seehundsfell, die Haare nach außen, und ein Futter von einem weichen Pelz (wie mir schien: Kaninchen, Katze u. dergl.), die Haare nach innen gekehrt. Ganz unpraktisch erwies sich die Zusammenfügung von Beinkleid und Stiefel zu einem Stück; jedwede Bewegung der unteren Extremität geschah mit Gêne, und bei einigermaßen raschen Bewegungen im Knie- und Hüftgelenk krachten die Nähte oder der Pelzstoff selbst. Von der Pelzkleidung für



Schlittengestell der Cumberland-Eskimos mit Geweihstangen vom Renntier und Walfischrippenbelag.

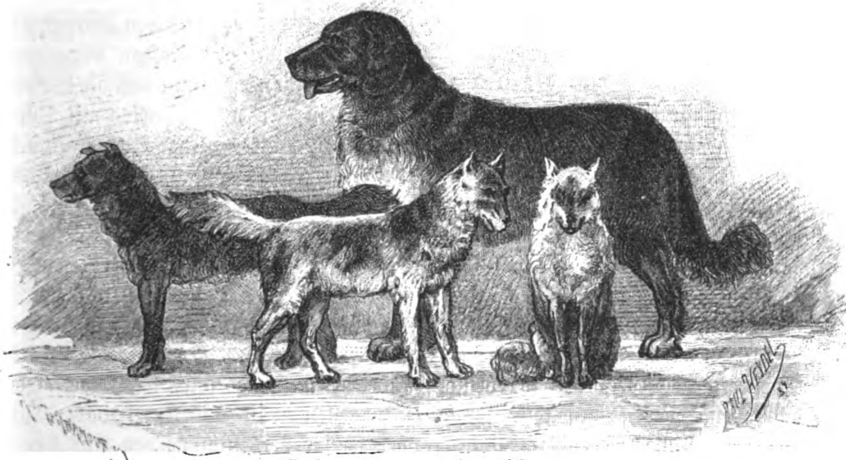
den Oberkörper wurde im allgemeinen wenig Gebrauch gemacht. Ich finde, daß mit einem geringeren Gewicht Wollkleidung eine schlechtere Wärmeleitung erzielt werden kann als mit Pelz. Bekanntlich wird die Pelzkleidung, speciell die äußere Lage derselben, als einzig möglicher Schutz gegen die Schneestürme hingestellt. Die heftigen Schneestürme sollen die Eisnadeln durch mehrere Lagen Wollgewebes treiben. Da wir solchen Stürmen immer nur ganz kurze Zeit, solange der Beobachtungsdienst einen Aufenthalt im Freien erforderte, ausgesetzt waren, so fehlen uns Anhaltspunkte für oder wider diese Ansicht. Es würde jedoch, wenn es sich so verhält, für die äußere Lage der Kleidungsstücke das luftdichte, sehr geschmeidige und leichte, starkem Glacéhandschuhleder ähnliche Material der sogenannten schwedischen Jacken vorzuziehen sein. Alle Kleidungsstücke müssen natürlich weit sein, um nach Bedürfnis Unterkleider unter denselben tragen zu können, ohne die Blutcirkulation in irgend einer Weise zu behindern. Am meisten gilt dies von den Stiefeln, da die unteren Extremitäten am schwersten warm zu halten sind. Dieselben erkalten aus physiologischen Gründen — weil am weitesten vom Centrum der Blutcirkulation entfernt und wegen des Einflusses der Schwere auf den Rückfluß des Blutes durch die Venen — am leichtesten und sind stetig dem Einfluß der Bodenkälte ausgesetzt, die, wie erwähnt, in den Wohnräumen recht empfindlich sein kann, während in Kopfhöhe eine ganz angenehme Temperatur herrscht. Für den Fuß ist während der größten Kälte die Bekleidung zunächst mit dicker, wollener Socke und darüber gezogenem Eskimostrumpf vom Fell junger Robben das beste. Über diese Bekleidung kann man einen gewöhnlichen Stiefel ziehen, wenn ein solcher von genügender Weite vorhanden ist; sonst ist das beschriebene Eskimoschuhzeug sehr zu empfehlen. Dasselbe ist dehnbar und wird außerdem meist in genügender Weite hergestellt, um noch den Überzug eines zweiten Pelzstrumpfes zu gestatten. Fütterung von Flanell oder Filz in ledernen oder leinenen Schnürschuhen oder Stiefeln anstatt der mehrfachen Strümpfe erwies sich weit weniger praktisch. Während der strengsten Kälte genügten dem Verfasser bei anhaltender Bewegung hohe lederne Schaftstiefel, weit genug, um drei Paar wollene Strümpfe in denselben zu tragen; bei stundenlangem Stillsitzen während der Beobachtungen mußten dieselben, obgleich in dem betreffenden Observatorium eine viel höhere Temperatur als im Freien herrschte, mit den beschriebenen Eskimostrümpfen in Pelz- oder Filzstiefeln vertauscht werden. Bei der Fußbekleidung ist es noch besonders wichtig, daß dieselbe vor dem Anziehen durchwärmt werde. Stiefel, die während der Nacht auf kaltem Boden lagen, absorbieren die animale Wärme des Fußes so rasch und geben sie wieder an die kalte Umgebung ab, daß es fast unmöglich ist, warme Füße zu erhalten, während gut durchwärmte Bekleidung anfangs dem betreffenden Körperteil noch Wärme zuführt und den ganzen Prozeß der Wärmeabgabe genügend verlangsamt. Wer diesen Unterschied aus Erfahrung kennt und weiß, wie lästig und hinderlich neben den durch Erkältung der Füße am häufigsten entstehenden Erkältungskrankheiten gerade die Frostschäden an dem erwähnten Körperteil sind, wird diese Bemerkungen gewiß nicht für überflüssig halten.

Das wichtige Kapitel von der Ernährung des Kulturmenschen im arktischen Klima brauchen wir nicht allzu weitläufig zu berühren. Wenn wir sehen, wie der kleiner und schwächer als der Durchschnitt der höheren und mittleren Stände europäischer Kulturrassen gebaute Eskimo bei karnivorer Lebensweise dem arktischen Klima Trotz bietet, so ergiebt sich von selbst, daß reichlicher Fleischgenuß die richtige Polardiät darstellt. Theoretisch wäre auch noch der Genuß von viel Fett, eventuell von Kohlehydraten zu empfehlen. Erstere Empfehlung wird auch empirisch gerechtfertigt; ihr wird übrigens, da bei großen Fleischquantitäten auch

größere Mengen anhaftendes oder zur Zubereitung verwendetes Fett verzehrt werden, auch bei Fleischnahrung ohne weiteres entsprochen. Anders verhält es sich mit den Kohlehydraten, von denen in größeren Quantitäten nur das Stärkemehl des Brotes in Betracht kommen könnte. Das Bedürfnis nach diesem ist nach meinen Beobachtungen bedeutend geringer.

Nervina wie Kaffee, Thee, Kakao sind bei reichlicher Fleischnahrung leicht entbehrlich; Spirituosa bei dieser überflüssig, Getränke oder der Spirituosen, insbesondere des Weines, als Genußmittel bedienen mag und daß dieser Gebrauch alsdann durch Belebung und Erheiterung der Stimmung auch von Einfluß auf das Wohlbefinden ist, ist selbstverständlich.

Wie schon bei der Betrachtung der Lebensweise der Eingeborenen auseinandergesetzt wurde, ist die Beschaffung der animalen Nahrung in den arktischen Gegenden eine keineswegs leichte Aufgabe. Die dünn gesäte eingeborene Bevölkerung,



Sechs Monate alte Kreuzung. Eskimohündin. Bernhardiner.

bei kärglicher Diät geradezu schädlich. Daß weder der Kaffeetopf noch die Schnapsflasche die Bratenschüssel ersetzen kann, ist selbstverständlich; es zeigt dies die Lebensweise unserer Proletarier und ihre Folgen leider häufig genug. Es gilt das Gesagte insbesondere vom Alkohol. Ein gut genährter Körper bedarf dieses Reizmittels nicht, und bei einem ausgehungerten ist die Resistenz gegen denselben zu sehr abgeschwächt, als daß er noch wohlthätig wirken könne; kleine Quantitäten erzeugen hier schon Trunkenheit. Daß man jedoch, immer vorausgesetzt, daß der notwendigen guten Ernährung durch diese Luxusausgaben kein Abbruch geschieht, sich der genannten alkaloidhaltigen

deren ganze Thätigkeit dem Kampfe für die nackte, materielle Existenz gewidmet ist, findet nur sehr schwierig ausreichende Mengen Nahrung. Daß also der Kulturmensch, der sich wissenschaftlicher Aufgaben halber in den Polarregionen längere Zeit aufhält, bezüglich seines Unterhaltes nur auf die mitgebrachten Nahrungsquanta sich verlassen kann, ergiebt sich von selbst. Die arktische Fauna wird ihm zwar hier und da eine Bereicherung seines Tisches bieten — in seine Proviantberechnungen aber kann er solche unsicheren Lieferungen nicht aufnehmen. Diese Anschauung, welche zunächst den Verhältnissen am Cumberlandsunde entspricht, wird durch eine genaue Prüfung der diesbezüglichen Nach-

richten aller Polarfahrer bestätigt; viel häufiger als von hier und da, unberechenbar und meist unerwartet auftretendem Wildreichtum ist von der Seltenheit oder dem gänzlichen Fehlen jedes lebenden Wesens die Rede, und Mangel an Lebensmitteln tritt bei sehr vielen Polarreisen ein. Bei festen Beobachtungsstationen gestaltet sich die Sache übrigens sehr einfach. Die Konservierungsmethoden für alle Arten Nahrungsmittel sind heutigestags so entwickelt, daß bei genügend vorhandenen Geldmitteln und richtiger, sachkundiger Verwendung derselben die Verproviantierung einer fixen Station auf Jahre hinaus eine solche sein muß, daß Nahrungsmangel und die aus demselben oder durch ungeeignete Nahrung entstehenden Krankheiten unmöglich sind. Bei Expeditionen, deren Zweck geographische Forschung ist, kommt freilich noch die Frage des stetigen Transportes der Lebensmittel in Betracht. Bei Reisen zu Boote oder zu Schlitten wird man sich auf den notwendigsten Proviant beschränken müssen. Daß man in solchen Fällen in erster Linie auf möglichst reiche Ausrüstung mit Fleisch zu sehen hat, leuchtet nach dem Gesagten ein, ebenso daß man, wenn wegen Gewichtsersparnis von der Mitnahme der dem frischen Fleisch fast gleichwertigen Konserven abgesehen werden muß, in Pemmikan- oder Carnepura-Präparaten viel mehr, viel zuträglichere und viel besser mundende Nahrung mitnimmt als in dem ausgelaugten, einen großen Teil seines Gewichtes dem eingedrungenen und meist in großen Brocken beigemengten Chlornatrium und Salpeter verdankenden, dabei bei längerem Gebrauch der Gesundheit schädlichen und dem Geschmack widerstehenden Salzfleisch oder den (gesalzenen und getrockneten) Klippfischen — Nahrungsmittel, welche wie in der Schiffsausrüstung, so auch bei der Verpflegung von Polarexpeditionen eine große Rolle spielten, leider zum Teil jetzt noch spielen.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die bei den Mitgliedern der Station beobachteten Gesundheitsstörungen, soweit dieselben mit dem Aufenthalt in den arktischen Regionen zusammenhängen. Wie leicht erklärlich, traten ab und zu bei einzelnen die gewöhnlichen Erkältungskrankheiten — Bronchitiden, rheumatische Affektionen, Zahnschmerzen — auf, nahmen jedoch niemals einen ernsteren Charakter an. Leichtere Erfrierungen an den Ohren, der Nase, den Fingerspitzen wurden ebenfalls beobachtet. Werden dieselben im ersten Stadium, welches sich durch eine scharf abgegrenzte blasse Stelle in der Haut, hervorgerufen durch Kontraktion der Kapillaren, zu erkennen giebt, behandelt, und zwar einfach mechanisch — durch Reiben und Kneten des betreffenden Körperteiles — so wird weiteren Folgen vorgebeugt. Es wurde schon erwähnt, daß die Eskimos solche weiß werdenden Stellen mit Schnee reiben. Da die von der Kongelation betroffenen Stellen zunächst durch die Unterdrückung der Blutcirkulation gefühllos werden, so bemerkt man diese Erfrierungen ersten Grades an seinem eigenen Angesicht nicht direkt und ist auf die Beobachtung durch andere angewiesen, wenn man nicht hier und da die Sensibilität der unbedeckten oder nur leicht bekleideten Hautstellen prüft und durch das „Taubwerden" der Gefühlsnerven auf die beginnende Erfrierungsgefahr aufmerksam wird. Im zweiten Stadium der Frostschäden erlahmen die vorher krampfartig zusammengezogenen Kapillargefäße; es tritt Blutwasser aus denselben in die benachbarten Gewebe; mit Schmerz verbundene Anschwellung und Aufspringen der Haut ist die Folge. In diesen Fällen begnügte ich mich, die lädierten Teile mit einem Kollodiumüberzug zu versehen (ohne Zusatz von Jod, welches von anderer Seite empfohlen wird), welcher einmal eine schützende Decke für die aufgesprungenen Hautpartien abgiebt und dann durch seine Zusammenziehung der weiteren Anschwellung vorbeugt, auch wohl die Resorption des ausgetretenen Serums mechanisch befördert. Vollständiges Absterben einzelner Körperteile infolge von Erfrierungen beobachtete ich weder bei

Europäern noch bei den Eskimos, auch nicht bei den Hunden derselben.

Der Schneeblindheit, welcher oben bei Erwähnung der Krankheiten der Eingeborenen bereits gedacht ist, wurde erfolgreich durch muschelförmige, dunkle (dunkelblaue od. Rauchgläser) Glasbrillen oder durch Brillen von Nußschalenform, deren seitliche Partien vollkommen undurchsichtig waren, während die vorderen durch ein sehr feines Gitterwerk das Licht dämpften, vorgebeugt. Immerhin kamen einzelne Fälle vor. Dieselben wurden sofort mit Atropin behandelt. Sowie die Wirkung des Belladonnaalkaloids hervortrat, sowie die vorher im Reflexkrampf kontrahierte Pupille sich erweitert hatte, hörten die vorher sehr heftigen Schmerzen auf, und bald schwanden auch die übrigen Reizerscheinungen, die Entzündungsröte und der Thränenfluß. Wie schon erwähnt, wurde bei Eskimos, welche an weiter vorgeschrittenen Graden des Übels litten, häufig Phlyktänenbildung beobachtet. Dieser Befund ist nicht ohne pathologisches Interesse; er zeigt uns die Entstehung entzündlicher Ernährungsstörungen auf dem Wege des Reflexes vom übermäßig gereizten Sinnesnerven auf die vasomotorischen respektive trophischen Nerven des Organs. — Ein schwereres Augenleiden, in den ersten Tagen nach erfolgter Rückkehr der Expedition zum Ausbruch kommend, befiel eines der wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition. Es handelte sich um Netzhautablösung des einen Auges. Der Erkrankte war als sehr kurzsichtig zu diesem Leiden prädisponiert und hatte sein Sehorgan hauptsächlich bei den Beobachtungen der magnetischen Variationen (vermittels Ferngläsern bei oft sehr mangelhafter Beleuchtung) übermäßig angestrengt. Verfasser, welcher bei der in Rede stehenden Krankheit außer den mechanischen Faktoren schleichende Entzündungsprozesse als ein wichtiges kausales Moment betrachtet, möchte im konkreten Falle der Blutarmut, welche während der Expeditionsdauer sich ausgesprochen entwickelt hatte, und der hierdurch bedingten Widerstandsverminderung eine wichtige Rolle beim Zustandekommen des Leidens zuschreiben.



Europäer im Polaranzug.



Litterarische Mitteilungen.

Zur Geschichte des chilenisch-peruanischen Krieges.

Der große Krieg zwischen Chile einerseits und Peru und Bolivia andererseits hat das lebhafteste Interesse in Amerika und auch in Europa erregt. Derselbe verdient dieses Interesse durch seine Bedeutung und seine Folgen, welche letzteren heute noch nicht abzusehen und sicherlich noch nicht zum Abschluß gelangt sind.

Über diesen Krieg hat der überaus schreiblustige chilenische Schriftsteller Vic. Mackena bereits mehrere Bücher (Las dos Esmeraldas; La Campaña de Tarapacá; La Campaña de Lima) geschrieben, welche aber mehr als historische Romane zu betrachten sind. Ferner schrieb der bekannte peruanische Gelehrte Paz Soldan eine Geschichte desselben (Buenos-Ayres, 1883). Dieselbe ist aber leider so parteiisch geschrieben und entstellt die historischen Thaten derart, daß sie fast wertlos ist.

Von bedeutenden Schriften über diesen Krieg ist eine noch nicht vollendete, von peruanischer Seite publizierte Sammlung aller Dekrete, Verordnungen, Berichte, Depeschen 2c. zu nennen. Dieselbe wird sehr umfangreich und kostspielig sein (ca. 20 Bde.) und nur für den Geschichtschreiber, dem sie das gesamte Material darbringt, Interesse haben. — Anders verhält es sich mit der kurzen Geschichte dieses letzten südamerikanischen Krieges, geschrieben, von D. Diego Barros Arana.*

Dieser durch seine „Geschichte der Losreißung Chiles von der spanischen Herrschaft“ (Santiago, 1855 bis 1863), durch die „Geschichte der Feldzüge in Chiloë“ (Santiago, 1856) und zahlreiche andere historische Abhandlungen bei allen Historikern rühmlichst bekannte Autor hat sich in dem vorliegenden Werke der überaus schwierigen Aufgabe unterzogen, die Geschichte eines in seinem Ursprunge und Verlauf höchst verwickelten und wechselvollen Krieges zu schreiben. Er hat dieselbe mit dem glänzendsten Erfolge gelöst und sich dadurch nicht allein um sein Vaterland, sondern auch um die Geschichtsforschung verdient gemacht, da sein Buch durchaus objektiv gehalten ist.

In einer kurzen Einleitung wird zunächst gesagt, daß die Grenzen der Republiken des spanischen Amerika denen der alten spanischen Provinzen und Vicekönigreiche, wie dieselben bis zum Ende der spanischen Herrschaft (1810) existierten, entsprechen sollten. Da diese aber in den dünn bevölkerten, wenig durchforschten und schwer zugänglichen Ländern nur in sehr wenigen Fällen in brauchbarer Weise resp. genau festgestellt werden konnten, fehlten und fehlen heute keinem der Staaten des spanischen Amerika Grenzstreitigkeiten mit den Nachbarn. Diese Streitigkeiten sind oft der Grund zu Kriegen dieser Staaten untereinander gewesen, und sie haben auch den mörderischen, von 1879 bis 1884 dauernden Krieg veranlaßt, welcher unter dem Namen „Krieg des Pacific“ bekannt ist. In Deutschland wird derselbe meist als „Salpeterkrieg“ bezeichnet. Diese Bezeichnung kann nicht als gänzlich unrichtig betrachtet werden, da die Politiker Perus allerdings seit 1873 dahin arbeiteten, die ganzen Salpeterlager (salpetersaures Natron, Chilisalpeter) in der Wüste von Atacama an der Küste des Stillen Oceans in peruanischen Besitz zu bringen, um den Handel mit dieser wichtigen und wertvollen Substanz zum peruanischen Staatsmonopol zu machen und so neue Fonds für die Bereicherung der regierenden, sogenannten „besseren“ Klasse der Peruaner und für die Verschwendungssucht derselben zu

* „Histoire de la guerre du Pacifique“ par Diego Barros Arana. Paris, Librairie militaire de J. Dumaine. Ire Partie: Histoire des ans 1879—1880 avec une carte générale du théâtre de la guerre et huit plans de combats. (1881.) IIme Partie: Histoire des ans 1880—1881 avec deux cartes et un plan. (1882.)

beschaffen. Diese selbstsüchtige Politik der Peruaner ließ dieselben ein geheimes Bündnis mit dem ohnmächtigen und fast noch mehr als Peru korrumpierten Bolivia abschließen und das letztere zur fortgesetzten Kränkung Chiles aufreizen. — Sämtliche Nachbarn Chiles waren und sind zum Teil noch heute neidisch auf die gute Organisation und Regierung und auf die geordneten Finanzen desselben. Die bei allen offiziellen Angelegenheiten so oft betonte und in begeisterten, überschwenglichen Reden gefeierte Verwandtschaft und Brüderlichkeit der Staaten des spanischen Amerika ist trotz der gleichen Abstammung, langjährigen gleichartigen Regierung — oder richtiger Mißregierung der Spanier —, trotz gleicher Sprache und Religion eine eitle, thörichte Phrase, gleichwertig derjenigen der Verbrüderung der Staaten der lateinischen Rasse in Europa. Die Nachbarn und „Brüder" hassen sich im spanischen Amerika gründlichst; ist doch eine ernsthafte und aufrichtige Annäherung selbst zwischen den fünf Staaten Mittelamerikas nicht herzustellen, obgleich deren Selbsterhaltung dieselbe dringend erfordert.

Die exceptionelle Stellung Chiles ist aus der physikalischen Beschaffenheit des Landes zu erklären. Hier waren die spanischen Kolonisten gezwungen, selbst zu arbeiten, wollten sie nicht verhungern. Die Eingeborenen (Araukaner) arbeiteten nicht so geduldig wie die übrigen Urbewohner Amerikas für die Spanier, und auch der Goldreichtum Chiles war nicht groß. So gewann der Chilene mehr und mehr Liebe zu der von ihm selbst bebauten Scholle, und hieraus entwickelten sich allmählich diejenigen Bürgertugenden, welche die Bewohner Chiles zu einer wahrhaft liberalen und geordneten Regierung befähigten. Diese Regierung gaben, erwählten sie sich selbst, und sie gehorchten derselben willig. Der Mangel an Revolutionen hat Chile (und bis zu einem gewissen Grade auch Guatemala) groß gemacht, und die sich stets wiederholenden Revolutionen haben andere Staaten (Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia, Nicaragua) in die traurigste Lage versetzt oder dieselben geradezu ruiniert und andere (Argentinien, Columbien, San Salvador) in ihrer Entwickelung zurückgehalten.

Herr Diego Barros Arana schildert in den ersten Kapiteln, nach den offiziellen Dokumenten, die verschiedenen Verhandlungen zwischen Chile und Bolivia behufs Feststellung der Grenzen zwischen beiden, Verhandlungen, welche durch die Entdeckungen und Arbeiten chilenischer Bergleute im südlichen Teil der Atacama hervorgerufen waren. Diese Ausführungen über die Vorgeschichte des Krieges stimmen genau mit den Angaben des Herrn Dr. Karl Martin in seiner vorzüglichen Arbeit über die Atacama („Das zwischen Chile und Bolivia streitige Gebiet", Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, XV, 1880, S. 421 f.) überein und lassen die große Langmut, welche das friedliebende Chile den bolivianischen Vertragsbrüchen und Schikanen entgegensetzte, erkennen. Als aber Bolivia nicht nur die feierlich anerkannten Verträge brach, sondern auch chilenisches Eigentum einfach für sich in Beschlag nehmen wollte, riß die Geduld der chilenischen Regierung, und dieselbe entschloß sich dazu, ihre Unterthanen zu schützen. Vergebens hatte Chile der bolivianischen Regierung vorgeschlagen, die Streitfrage einem Schiedsgericht vorzulegen. Es landeten deshalb am 14. Februar 1879, an welchem Tage die Besitztümer chilenischer Gesellschaften in Antofagasta subhastiert werden sollten, fünfhundert chilenische Soldaten daselbst. Bald wurde der ganze bolivianische Küstenstrich, der fast völlig ausschließlich von Chilenen bewohnt und bearbeitet wurde, von chilenischen Truppen besetzt. — Den bolivianischen Beamten und den wenigen Truppen derselben gestatteten die Chilenen, sich in voller Freiheit nach Calama, nördlich von 23 Grad südl. Br., bis wohin Chile das Land für sich beanspruchte, zu begeben. Zahlreiche Adressen von den chilenischen und europäischen Bewohnern der Provinz Antofagasta — welche mindestens fünf Sechstel der ganzen Einwohnerschaft ausmachten — baten um die Einverleibung der Provinz in Chile.

Daza, Präsident der Republik Bolivia, erließ zwei fulminante Proklamationen, in denen er die Chilenen für feige Banditen, elende Mörder und für Diebe, die sich auf Kosten der Schätze Bolivias bereichert hätten, erklärte. Am 1. März 1879 erklärte Bolivia den Krieg an Chile. Sehr interessant sind die kurzen, markigen Schilderungen, welche Herr D. Barros Arana von den regierenden Präsidenten resp. Diktatoren und von der ganzen jammervollen Lage Perus und Bolivias entwirft. Wie tief Bolivia noch in der Barbarei steckt, bewies es durch die Art seiner Kriegsführung. Zuerst wurden die Besitztümer aller Chilenen in Bolivia mit Beschlag belegt und letztere in der brutalsten Weise aus dem Lande gejagt. Peru folgte später — gleich nach der chilenischen Kriegserklärung — in dieser unwürdigen Weise der Kriegsführung. 40000 Chilenen wurden aus Peru verjagt. Alle waffenfähigen Männer dieser Flüchtlinge (8000) traten in die chilenische Armee, und sie bildeten den brauchbarsten Teil derselben. In Chile dagegen lebten und wirkten während des ganzen Krieges Peruaner und Bolivianer wie zur Zeit des tiefsten Friedens unter dem Schutze der Gesetze und der Behörden, und auch nicht eine nennenswerte Ausschreitung der Bevölkerung kam gegen dieselben vor! —

Auf je zwei Soldaten der famosen bolivianischen „Armee“ kam ein Offizier; ein Elite-Bataillon (Daza) bestand aus 540 Mann, von denen aber nur 173 gemeine Soldaten waren.

Chile beabsichtigte nicht weiter zu gehen, sondern sich mit der Besetzung seines alten Gebietes bis zum 23. Grad südl. Br. zu begnügen. Da aber Daza eine Armee sammelte, um die Chilenen anzugreifen, sandten diese eine Abteilung ihrer Truppen gen Norden und besetzten am 23. März 1879 den Flecken Calama am Loafflusse. Hiermit war der Krieg mit Bolivia faktisch begonnen. Bald folgte der mit Peru. Dieses suchte zuerst durch seinen Gesandten J. Antonio Lavalle freundschaftlich zu vermitteln, leugnete die Existenz des geheimen Vertrages mit Bolivia vom Jahre 1873 ab und forderte von den Chilenen die Herstellung des status quo. — In der anschaulichsten Weise schildert Herr D. Barros Arana die Verhältnisse und die Stimmung der Regierung und der verschiedenen Bevölkerungsklassen in Peru und besonders in Lima, die kindische Überhebung und den eitlen Stolz der peruanischen Zeitungsschreiber und Machthaber, welche Chile und seine Armee als unbedeutend behandelten. In diesen die politische und sociale Situation zeichnenden Schilderungen ist der Verfasser besonders stark, sie machen den wertvollsten und interessantesten Teil des Werkes aus. — Während Herr Lavalle in Santiago sich als Friedensvermittler gerierte, rüstete Peru aus allen Kräften, sandte auch den Bolivianern Waffen. Von den Vertretern Chiles gedrängt, gab Peru endlich die Existenz des geheimen Vertrages zu; Lavalle selbst legte denselben vor. Peru wollte die Verhandlungen noch fortsetzen, um Zeit für die Rüstungen zu gewinnen. Aber die chilenische Regierung sandte dem Vertreter Perus seine Pässe, und am 5. April 1879 erklärte Chile den Krieg an Peru.

Herr D. Barros Arana giebt nun eine Übersicht über den Stand der Streitkräfte der drei kriegführenden Staaten und schildert dann die einzelnen Expeditionen, Gefechte und Schlachten dieses mörderischen Krieges. Dank ihrer besseren Organisation, Führung und Disciplin, der Überlegenheit ihrer Artillerie und der todesmutigen Tapferkeit ihrer Infanterie, welche die Verschanzungen der Alliierten stets mit Sturm nahm, behielt Chile stets die Oberhand. Aber nicht nur die rein militärischen Thaten werden angeführt, sondern auch die politischen Ereignisse, die Revolutionen in Lima und La Paz, werden geschildert, Auszüge aus den bolivianischen und peruanischen Zeitungen und aus den offiziellen Korrespondenzen der Regierungen der drei Staaten werden eingefügt, und so erhalten wir ein allseitig erschöpfendes und anschauliches Bild der Situation. Der erste Band giebt die Geschichte des pacifischen Krieges bis zur Schlacht von Tacna und bis zur Erstürmung von Arica (Juni 1880); der zweite geht bis zur Besetzung von Lima im Januar 1881 und schildert im letzten Kapitel (S. 227 bis 242) die Lage Perus zu dieser Zeit.

Was den militärischen Wert dieser Geschichte des letzten Krieges in Südamerika betrifft, so begnüge ich mich damit, das Urteil des Feldmarschalls v. Moltke, ausgesprochen in einem an den Gesandten Chiles in Berlin gerichteten Briefe, hier abzudrucken. Graf v. Moltke schreibt unter dem 14. Januar 1884: „Die in dieser Schrift enthaltenen Erörterungen der zum Kriege führenden politischen Streitfrage, die eingehende Darstellung der Kriegsoperationen und die gut ausgeführten Übersichtskarten und Schlachtpläne machen dieselbe zu einer sehr schätzbaren Acquisition für die Bibliothek des Generalstabes.“

Hoffentlich läßt Herr D. Barros Arana noch einen dritten Band folgen, welcher die Zeit der chilenischen Occupation Perus, der Friedensverhandlungen und Friedensabschlüsse bis zum Abzuge der letzten chilenischen Truppen aus Peru (Juli 1884) schildert.

H. P.

Friedrich Hebbels Tagebücher.

Wer sich nur einigermaßen mit Friedrich Hebbel, einer der merkwürdigsten und bedeutendsten Erscheinungen der Litteratur, beschäftigt hat, der weiß, daß der Dichter mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und stoischen Strenge ein Tagebuch geführt und in demselben die zartesten und geheimsten Schwingungen seiner Seele mit künstlerischem Griffel fixiert, ein treues Bild seines bewegten Herzens- und Geisteslebens aufgerollt hat, auf Grund dessen allein es Emil Kuh möglich war, über Hebbel ein Werk zu schreiben, welches in seiner anatomischen Genauigkeit und seiner Fülle psychologischer Einzelheiten eine Ausnahmestellung in der gesamten biographischen Litteratur einnimmt. Die Gemeinde Hebbels, niemals groß, aber immer hingebungsvoll, sah längst der Veröffentlichung jener Tagebuch-Aufzeichnungen als einem litterarischen Fest entgegen, das eine nicht geringe Menge von Aufschlüssen und Überraschungen mit sich bringen werde. Nun liegt der erste Band der

Tagebücher* vor, die Zeit vom 23. März 1835 bis zum 10. August 1843 umfassend. Der Herausgeber ist Felix Bamberg, der langjährige und nicht einflußlose Freund des Dichters, ja für dessen Leben geradezu schicksalsvoll, weil er ihn zur Abfassung des Vorwortes zu „Maria Magdalena" veranlaßt hat, eines heftig angegriffenen, ästhetischen Schriftstückes von grundlegendem Wert.

Schlägt man den stattlichen Band auf, so fällt zunächst das Porträt Hebbels in die Augen, welches nach einem vortrefflichen Gemälde von Rahl angefertigt wurde. Die geistige Schönheit des Kopfes hat etwas Antikes; eine volle Hälfte desselben ist Stirn, in ihrem mächtigen, gewölbten Bau einer Kuppel ähnlich. Man vermutet bei nur flüchtigem Blick, daß hinter derselben große Ideen gewohnt haben müssen, und ist davon überzeugt, nachdem man die ersten Seiten des Tagebuches gelesen. Über den Zweck des Tagebuches läßt Hebbel als zweiundzwanzigjähriger junger Mann sich folgendermaßen vernehmen: „Es soll ein Notenbuch meines Herzens sein und diejenigen Töne, welche mein Herz angiebt, getreu zu meiner Erbauung in künftigen Zeiten aufbewahren. Der Mensch ist anders als ein Instrument, bei welchem alle Töne in ewigem Kreislauf, wenn auch in den seltsamsten Kombinationen wiederkehren; das Gefühl, welches in seiner Brust einmal verklingt, ist für immer verklungen, ein gleicher Sonnenstrahl erzeugt in der psychischen nie wie in der physischen dieselben Blumen. So wird jede Stunde zur abgeschlossenen Welt, die ihren großen oder kleinen Anfang, ihr langweiliges Mittelstück und ihr ersehntes und gefürchtetes Ende hat. Und wer kann gleichgültig so manche tausend Welten in sich versinken sehen und wünscht nicht wenigstens das Göttliche, sei es Wonne oder Schmerz, welches sich durch sie hinzog, zu retten?" — Das ist ein bedeutsames Präludium, eine Gemüts- und Gedankenfuge von außergewöhnlicher Kraft verheißend. Die darauf folgenden Blätter rechtfertigen diese Verheißung. — Der Hauptsache nach läßt sich das Tagebuch in zwei Teile zerlegen. Der erste besteht aus Betrachtungen und Mitteilungen Hebbels über seine Person und sein Leben, der andere aus Reflexionen über Religion, Welt, Kunst, über die mannigfachsten Gegenstände menschlichen Forschens und Denkens; der eine ist mehr biographischer, der andere mehr wissenschaftlich-philosophischer Natur. Die Form ist die aus seinen Werken bekannte, gedrungene, sprachlich konzentrierte und epigrammatisch zugespitzte, überraschend durch ihre künstlerische Übereinstimmung mit dem Inhalt und ihre plastische Kraft und Schönheit.

Aus diesen merkwürdigen Blättern steigt vor dem Auge des Lesers die Gestalt Friedrich Hebbels empor in ihrer ganzen geistigen Einheit und Geschlossenheit, ihrem vollen individuellen Reichtum und ihrer hünenartigen Ursprünglichkeit, ausgerüstet mit all ihren Anormalitäten, scheinbaren Widersprüchen, Vorzügen und Fehlern, des Dichters Eigenart, halb Kind und halb Dämon, rückhaltlos sich aufschließend, Naturell und Charakter offenbarend, wie sie waren: leidenschaftlich und melancholisch, leicht gereizt und leicht versöhnt, bescheiden und voll Selbstgefühl, naiv und grübelnd, ohne Arg und Falsch, gemütreich, vertrauensvoll und von tiefer Religiosität, grausam in der Dialektik des Denkens, streng bis zur Härte, sittlich ernst als Mensch und Dichter, groß im Leiden und Entsagen. Wir lernen es kennen, das Leben Hebbels, als eine ununterbrochene Kette von Mühsal und Elend; wir gewahren mit wachsendem Erstaunen, wie das Kind des Nordens sich zum Nordlandsriesen entwickelte. Wir sehen den Knaben, den Sproß eines deutschen Heldenstammes, im Sande seiner dithmarsischen Heimat unter düster grauem Himmel einsam spielen, gewöhnt an den Flug der Möwe und das dumpfe Aufrauschen des Meeres; und wir sehen ihn, die Bibel lesend, in der Hütte seines Vaters, der zwar „ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann" war, aber von hoffnungsloser Armut. „Die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen." Darum haßte er die Freude. „Das frohe, brusterweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit, auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen, selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten." Ein erschreckendes und erschütterndes Bekenntnis Hebbels. Lichtere Farben erfreuen an dem Bildnis seiner Mutter: sie muß „immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben, denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindung meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkt aus mit Recht) in mir stets ein mißratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es wahrlich im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich preisgegeben hätte. Ihr allein verdanke ich's, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter wie von einem Lieblingsplane

* „Friedrich Hebbels Tagebücher." Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Erster Band. (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.)

sprach, den Bauernjungen spielen mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule besuchen und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte." — Wir sehen den Jüngling, den frühgereiften und seiner dichterischen Macht dunkel und dumpf bewußten, als Schreiber des Kirchspielvogtes Mohr Vagabunden verhören; und sehen, wie der Vogt, obwohl er das Genie seines Schreibers erkannte, der damals schon seine poetischen Schwingen geregt, die gleich auf einen Adler hindeuteten, es zum mindesten ahnte, ihn trotzdem in die Gesindestube, an den Tisch des Kutschers und der Kuhmagd verweist. Wir sehen ihn in Hamburg seine ersten Schritte in die Öffentlichkeit thun, sehen ihn das innige und so oft getrübte Verhältnis zu Elise Lensing knüpfen, dieser lauteren, voll gebenden und still entbehrenden Frauenseele. Wir sehen ihn in Heidelberg und München mit Eifer philosophischen, geschichtlichen und litterarischen Studien obliegen, fern allen studentischen Freuden, mit der gemeinen Not kämpfend, ohne geistigen Verkehr, in verzweifelter Abgeschiedenheit. „Etwas, doch nur wenig," schreibt er in sein Tagebuch, „bin ich auch in der mir in den dithmarsischen Schmach- und Peinverhältnissen verloren gegangenen Fertigkeit, mich, wenn ich Menschen gegenüberstehe, selbst für einen Menschen zu halten, weiter gekommen." Und später: „Ich muß auch diesen Zustand aushalten, aber was das mich kosten wird, fühle ich, und ich habe wenig oder nichts mehr zuzusetzen. Ich fürchte diese geistigen Entbehrungen weit mehr als die physischen, obwohl es auch etwas sagen will, daß ich schon seit zwei und ein halb Jahren, einen Sommer ausgenommen, nicht mehr warm gegessen habe." — Wir sehen ihn wieder in Hamburg, mit den tiefsinnigsten Problemen beschäftigt, ringend mit der dichterischen Ausarbeitung grandioser Stoffe und Gestalten; wir sehen ihn, von Gedichten und Novellen ganz abgesehen, als Schöpfer der Tragödien „Judith" und „Genoveva" und der Komödie „Diamant", sehen ihn schriftstellerische Beziehungen und Verbindungen eingehen, sehen seinen Ruhm wachsen und sehen ihn auch in den unerquicklichsten menschlichen Verhältnissen, von bitterster Armut unablässig begleitet, tief verbittert, gedrückt und gequält. Und wir sehen ihn zuletzt in Kopenhagen in der Gesellschaft eines Öhlenschläger und gar eines Thorwaldsen, anerkannt und geschätzt, von König Christian VIII. huldreich empfangen, welcher ihm, dem schönen Gebrauch des kleinen Dänemark folgend, deutsche Dichter wie Klopstock, Claudius, Schiller zu unterstützen, ein Reisestipendium gewährte. Wir sehen ihn, tief aufatmend aus gepreßter Brust, an einem Wendepunkt seines Lebens: im Begriff, nach Paris zu reisen. Die Lehrjahre sind um, es beginnen die Wanderjahre. Über diese sowie über die in Wien verlebten Meisterjahre wird der zweite Band der Tagebücher berichten. Derselbe dürfte in zeitgeschichtlicher Hinsicht wertvoller sein als der erste, denn er wird von dem Verhältnis Hebbels zu Wien und den einflußreichen Persönlichkeiten dortselbst erzählen; aber an psychologischem Wert kann der erste nicht übertroffen werden, denn er enthüllt uns das mystische Werden und Wachsen einer starken Dichternatur aus einem Keim heraus, dessen Wurzeln im ganzen, seltsam konstruierten Organismus eines bedeutenden Menschen verzweigt sind. Darum ist es notwendig, diesen zu verstehen, um den Dichter in der Totalität seiner Erscheinung völlig begreifen zu können.

Mögen die Tagebücher mit ihren zahlreichen in Leben und Kunst tief eindringenden Aphorismen ihren Zweck erfüllen: das Verständnis eines der größten Dramatiker Deutschlands zu fördern. Mögen sie insbesondere die Vorstände der ersten Bühnen Deutschlands an ihre Pflicht gemahnen. Tragödien wie „Judith", „Genoveva", „Herodes und Mariamne", „Maria Magdalena" stehen auf einsamer Höhe. Heil dem Bühnenvorstand, der sie zu würdigen weiß! F. L.

Litterarische Notizen.

Meier Ezofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden. Von E. P. Orzeszko. Aus dem Polnischen übersetzt von Leonhard Brixen. (Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.) — In stattlichem Format, mit sechsundzwanzig Illustrationen von M. Andriolli geschmückt, giebt dies Buch schon durch die äußere Ausstattung den Beweis, daß ein ungewöhnliches Interesse dafür vorausgesetzt wird. Und in der That ist es fast sensationell zu nennen, wenn man den gegenwärtigen Stand der Judenfrage in Betracht zieht. Der Held der Geschichte ist ein junger Idealist, der in einem russisch-polnischen Dorfe, das ausschließlich von Juden bewohnt wird und gleichsam eine abgesonderte Enklave bildet, aufwächst und dessen höchstes Streben

dahin geht, die allerschlimmsten Vorurteile, welche auf den Parias innerhalb dieser jüdischen Gemeinde mit furchtbarer Schwere lasten, abzuschaffen oder doch zu bekämpfen. Aber er scheitert an der Zähigkeit und dem Starrsinn des jüdischen Wesens, dem jeder Buchstabe der Gesetze unantastbar ist, der eine schwere Sünde zu begehen glaubt, wenn er ein Stück Fleisch ißt, auf welches ein Tropfen Milch fiel, oder ernste Erwägungen darüber anstellt, ob man beim Mahle zuerst den Tag und dann den Wein oder zuerst den Wein und dann den Tag segnen soll; gleich Uriel Acosta wird der unglückliche Jüngling aus der Gemeinde gestoßen, aber der Leser empfindet dieses Unglück als eine Befreiung aus furchtbarer geistiger Knechtschaft und preist das Los des mit dem Fluche beladenen Meier Ezofowicz, als er endlich den Wanderstab ergreift. Die einzelnen Gestalten sind ungemein charakteristisch gezeichnet, namentlich treten der Rabbi sowie dessen Famulus, der Melamed, als die Repräsentanten der äußersten Konsequenz des jüdischen Fanatismus wirksam hervor. Vom Rabbi Todros heißt es einmal: „Er lebt immer in jenen Zeiten, in denen der römische Kaiser den Tempel von Jerusalem zerstörte, das Volk Israel aus Palästina verjagt wurde; in den Zeiten, in denen die Juden auf Scheiterhaufen verbrannten und über die ganze Erde zerstreut wurden. Er atmet und lebt jetzt, aber er denkt und fühlt wie vor zweitausend und tausend Jahren. Er weiß nichts davon, daß seit dem Tode seines Ahnherrn Todros, der aus Spanien herübergekommen, eine Unzahl von Jahren wie ein breiter Strom ohne Aufenthalt dahingeflossen und daß in diesem Strom kluge und gute Menschen geschwommen sind, die der Welt kluge und gute Dinge brachten, und daß seit jener langen Zeit die Welt sich geändert hat und Menschen, welche einander haßten und verfolgten, sich die Hand zur Versöhnung gereicht haben.“ Auch einige köstliche humoristische Züge treten hervor: so das Verhalten des emancipierten Juden Leopold Witebski und besonders die Begegnung des christlichen Gutsbesitzers Kamionski mit dem Rabbi Todros, wobei die gänzliche Unerfahrenheit des letzteren in weltlichen Dingen ungemein komisch wirkt. Bezeichnend ist auch die Form des Verkehrs zwischen den Juden und dem Gutsbesitzer Kamionski, der einzigen Christenfigur im Buche. Der muntere Herr redet alle Juden, gleichviel ob arm oder reich, mit „du“ an, während diese ihn als „gnädiger Herr“ betiteln, hinterher aber alle zusammenstehen, als es sich darum handelt, einen Schurkenstreich, den einer der ihrigen gegen den gnädigen Herrn unternimmt, zu verheimlichen. Nur Meier tritt auch hier als Vertreter wahrer Menschlichkeit auf.

Thamar. Roman aus dem biblischen Altertum von S. Mandelkern. Zwei Bände. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Hier ist der interessante Versuch gemacht, ohne allzu weitgehende Zugeständnisse an moderne Romanleser einen Stoff zu behandeln, der auf socialen Verhältnissen beruht, wie sie unsere Kultur nicht mehr kennt; aber obgleich der Verfasser den Vorteil hatte, daß die betreffenden Zustände aus dem hebräischen Altertum dem größten Teil der deutschen Leser geläufiger sind als altägyptische, altgriechische oder römische Verhältnisse, zweifeln wir doch, daß sein Roman mehr bedeuten wird als einen interessanten Versuch. Gerade jene Zugeständnisse, welche die Kritik an anderen Romanen dieser Gattung tadelt, gewinnen denselben den größeren Leserkreis. Die Erzählung spielt zur Zeit des Propheten Jesaias, unter den Königen Ahas und Hiskia.

Im tiefen Forst. Roman von L. Haidheim. Drei Bände. (Freiburg i. Br., Kiepert u. von Bolschwing.) — Gewöhnlich pflegen Persönlichkeiten, welche in Romanen vorkommen, die im tiefen Forst spielen, biedere, zwar etwas rauhe, aber zuverlässige und offene Charaktere zu sein; in der vorliegenden Erzählung schleicht sich allerlei häßliches Gewürm, das nur von außen glänzend schimmert, in den herrlichen Wald und stört dort den Frieden und das Glück, bis zum Schluß die wahre Tüchtigkeit doch den Sieg behält. Mit großem Geschick spinnt sich die Erzählung fort; der ungezwungene Ton, die einfache Natürlichkeit in der Entwickelung der Handlung, alles dies fesselt den Leser und bewirkt, daß das Interesse sich keinen Augenblick vermindert.

Ihr Roman. Erzählung von E. Junker. (Berlin, Otto Janke.) — Die Eigentümlichkeiten E. Junkers sind konstanter Art; fast immer ein einfacher, aber interessanter Konflikt, der Veranlassung zu vielen gehaltvollen Betrachtungen in Gesprächsform über Welt und Menschen giebt. Der Stil ist außerordentlich flüssig, und die Sachen lesen sich sehr angenehm, aber es darf nicht verhehlt werden, daß die Charakteristik etwas flach ist und selten ein leidenschaftlicher Ton die ruhige Vortragsweise unterbricht.

Unter dem Titel **Von der deutschen Nordost-Mark** hat Ernst Wichert im Verlage von Karl Reißner in Leipzig vier ausgezeichnete Novellen erscheinen lassen, die er „preußische Historien“ nennt und in denen jedesmal ein Stück Geschichte der Provinz Preußen enthalten ist. Die erste: „Der Schulmeister von Labiau“, giebt ein ungemein anschauliches Bild aus den Bauernkriegen, worin Ernst Wichert gleichfalls zeigt, daß er das historische Kostüm und die kulturgeschichtlichen Requisiten genau kennt. Aus der Zeit des derben Soldatenkönigs ist „Resi, die Salzburgerin“ ge-

griffen, und zwar wirft diese Erzählung einen Schimmer milder Menschlichkeit auf den gefürchteten Monarchen. An die Leiden der schönen Königin Luise erinnert „Fanchon", die man mit Fug und Recht eine theatergeschichtliche Novelle nennen kann. Als ein urkräftiges Bild von der Macht des Vorurteils tritt uns „Das Bannrecht" vor Augen, und wenn hier und da in diesen Erzählungen auch ein Verstoß gegen die strengen Regeln der Erzählerkunst vorkommt wie im „Schulmeister von Labiau", wo sich zwei Jugendfreunde beim Wiederfinden gegenseitig ihre früheren Erlebnisse, die ihnen doch genau bekannt sind, im Interesse des Lesers vorführen, so spricht gleichwohl überall ein gestaltungskräftiger und gründlich unterrichteter Geist aus dem Buche.

* *
*

Die Klassiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinfaßliche historische Darstellung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften. Von Moritz Brasch. (Leipzig, Greßner u. Schramm.) — Von diesem auf drei Bände angelegten Lieferungswerke liegt nun der erste, welcher das griechisch-römische Altertum umfaßt, vollendet vor, der zweite wird die Zeit von der Renaissance bis auf Immanuel Kant, der dritte von Kant bis zur Gegenwart behandeln. Dieser erste Band rechtfertigt in der That die Erwartungen, welche man nach den ersten Lieferungen an das interessante Werk, das zeitgemäß und dem Bedürfnis der fortgeschrittenen Allgemeinbildung entsprechend ist, knüpfte. Die Entwickelung der philosophischen Begriffe von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart ist die wahre Grundlage aller geistigen Kultur; diese Einsicht in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen, bildet die Aufgabe des Werkes, und der Verfasser hat den besten Weg zur Popularisierung der Geschichte der Philosophie gewählt, indem er die Hauptvertreter der einzelnen Entwickelungsstufen charakterisiert und ihr Wirken durch eine geeignete Auswahl aus ihren Schriften vorführt. Nirgends tritt die Erhabenheit und Würde des menschlichen Geistes klarer in die Erscheinung als bei diesen Klassikern der Philosophie, welche sowohl das Naturganze wie die einzelnen Erscheinungen desselben und das Verhältnis des Menschen zu den höchsten Fragen in rein spekulativer Weise zu erklären suchen. Die Form, in welcher Moritz Brasch seine Aufgabe löst, ist die denkbar zweckmäßigste, da er jedem einzelnen Philosophen eine gründlich durchgearbeitete Abhandlung widmet. Der erste Band bringt im Beginn eine Einleitung über die vorsokratische Periode der griechischen Philosophie und geht dann auf die Pythagoräer über, um darauf in dem Eleaten Xenophanes das erste kurze Charakterbild zu geben. Selbstverständlich bilden Plato und Aristoteles die Hauptgestalten dieses ersten Bandes, während als letzter Vertreter der antiken Philosophie Boëthius steht, der zugleich ein Märtyrer seiner Überzeugung war. Brasch schlägt also denselben Weg ein, der neuerdings nach verschiedenen Richtungen gewählt wurde, um die Kenntnis der Litteraturgeschichte, der Entwickelung der schönen Künste und andere Wissenszweige dem Publikum zum Verständnis zu bringen und in vielen Fällen zu eingehenderem Studium aufzufordern. Die beigegebenen Porträts sind trefflich ausgeführt, und somit verspricht dies Werk, wenn es vollendet vorliegt, ein sicherer Wegweiser auf dem wichtigsten Gebiet der Geschichte aller geistigen Entwickelung zu werden.

* *
*

Bei der litterarischen Mitteilung über Otto Brahms „Heinrich von Kleist" im letzten Märzheft ist aus Versehen die Verlagshandlung A. Hofmann u. Co. angegeben, während das Buch vom Allgemeinen Verein für deutsche Litteratur verlegt wurde.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die neue Circe.

Eine italienische Dorfgeschichte

von

Richard Voß.



II.

Mengte dann des Käses und Mehls und gelblichen Honigs
Ihnen in pramnischen Wein und mischt' unheilbare Säfte
In das Gericht, daß gänzlich ihr Vaterland sie vergäßen.

Don und Donna Garzoli fühlten sich lebhaft beunruhigt und hielten lange heimliche Unterredungen miteinander, wie sie solche kaum zur Zeit ihres Brautstandes gehabt.

„Er behext uns," jammerte Frau Cajeta und warf einen scheuen Blick zum Strand hinunter. Hier saß Fritz auf einem Trümmerstück der lukullischen Villa vor irgend einem antiken Marmorblock und bemalte angesichts des ewigen Meeres und des homerischen Circekaps mit einer kohlschwarzen Flüssigkeit Bogen auf Bogen schneeigen Papieres mit höchst unheimlichen Zeichen.

Ihr aufgeklärter Gemahl versuchte sie zu beruhigen.

„Er schreibt."

„Was ist das?" forschte die mißtrauische Cajeta. Sie hatte in ihrem Leben nur einmal Geschriebenes zu Gesicht bekommen: jenen Zettel, den man bei Maja gefunden und, mit Weihwasser besprengt, hatte ins Meer werfen wollen. Sogar der Geistliche, Don Sebastiano Spagnuoli, war damals darüber erschrocken gewesen.

Hätte sie ihren Gatten gefragt: Welches sind die drei Dimensionen? Und es soll ja wohl auch eine vierte geben? Was war die ägyptische Finsternis und wie ist es mit dem pythagoreischen Lehrsatz? Warum ist die Kugel rund und weshalb spricht man von einem Gesetz der Schwere? — Don Garzoli wäre ohne Zweifel um die Antwort nicht verlegener gewesen, als er das jetzt war. Er schwieg sinnend, kratzte sich nachdenklich hinter den Ohren, starrte bekümmert ins Meer hinaus, murmelte, seufzte, schüttelte wehmütig sein Haupt — blieb geheimnisvoll stumm. Aber von seiner wißbegierigen Hausfrau gedrängt, mußte er sich zuletzt doch entschließen, seine Meinung zu äußern:

„Chi lo sa? Die wissen allerlei, die haben für alles ihre Zeichen, wenn sie nicht reden wollen. Sie thun's mit den Händen, gerade so wie wir. Wenn wir Hunger haben, sagen wir's auch nicht und sagen es doch."

Er riß seinen Mund auf, schloß die Fingerspitzen seiner rechten Hand, warf den Kopf zurück und verschlang pantomimisch eine mächtige Schüssel Maccaroni.

„Ich sage dir, die sind schlau! Die nehmen einen Tintenfisch, schneiden die Galle heraus, machen die Galle auf und malen damit hin, daß der eine gleich weiß, der andere will Maccaroni essen, ohne daß der andere seinen Mund aufgethan. E' cosi!" schloß er seine Definition des Schreibens, von seiner eigenen Weisheit höchlichst entzückt.

Aber die Mutter des Antinous von Circeo war noch nicht überzeugt.

„Schreiben die Heiligen auch?"

„Chi lo sa?"

Entrüstet über die Zumutung seiner Ehegattin, noch mehr wissen zu sollen, begann der biedere Don seine Tagesarbeit: am Strand in der Sonne zu liegen. Mit der wiederholten Versicherung, daß er sie gewiß behexen werde, und einem letzten mißtrauischen Blick nach ihrem Gast hinüber begab sich Frau Cajeta zu den lukullischen Fischbehältern, um dort wiederum eine der großen Thaten ihres häuslichen Lebens zu vollbringen und ihre tägliche Wäsche zu halten: irgend einen Lappen zu waschen, dann und wann sogar ein Hemde.

Ahnungslos über die Befürchtungen, die er erregte, arbeitete der junge Gelehrte weiter. Er hatte im Laufe einer Woche, die poetische Tradition und den „kindlichen Glauben" des Volkes vollkommen ignorierend, die wichtigsten Entdeckungen gemacht. Bei normaler Gemütsverfassung hätte seine Brust stolze Siegesfreude schwellen, großartige antike Ruhe seine Seele füllen müssen. Schon jetzt durfte er seinen archäologischen Feldzug gegen Circe wie einen mathematischen Lehrsatz behandeln und unter seine Beweisführung die bedeutungsvollen Chiffern setzen: q. e. d. (quod erat demonstrandum), was zu beweisen war.

Die neuen an Ort und Stelle gewonnenen Argumente, die ihn zu solcher Sicherheit berechtigten, waren folgende:

Das Vorgebirge konnte zu Homers Zeiten und selbst schon viel früher keine Insel mehr gewesen sein, obgleich es jetzt noch als solche erscheint (vom Meere aus in einiger Entfernung vom Ufer gesehen, wo dann das flache sumpfige Land nicht sichtbar ist).

Homers Beschreibung stimmt, wenn auch im allgemeinen, so doch in vielen Einzelheiten nicht mit den Eigentümlichkeiten dieses Felsens überein. Zum Beispiel kommt das berühmte Kraut Moly, das Hermes dem Odysseus als Mittel gegen den Zaubertrank der Circe giebt und das von Autoritäten als Helleborus niger erkannt worden, gar nicht auf dem Circekap vor!

Man sieht ein, er durfte jubeln: q. e. d.! q. e. d.!

Wenn Fritz durch seine scharfsinnigen Zusammenstellungen sich nicht in dem Maße befriedigt und beglückt fühlte, wie es bei der hohen Wichtigkeit der Sache hätte der Fall sein müssen, so trug daran ohne Zweifel der eine Umstand Schuld, daß sich in seinen Aufzeichnungen über das Vorgebirge noch eine Lücke befand: jene griechische Inschrift an dem Altar in der Grotte der Maja. Trotzdem er fast täglich den Gipfel erklomm, gerade dort die bedeutendsten Entdeckungen machte, die tiefsinnigsten Betrachtungen anstellte und sich oft der Höhle so nahe befand, daß er Majas geisterhaften Gesang vernahm, war er noch immer nicht „dazu gekommen", den Stein jener gründlichen Besichtigung zu unterwerfen, deren derselbe jedenfalls bedurfte. Das quälte ihn. Denn wer konnte wissen, welche Lücke in der Wissenschaft, also in dem Fortschritt, in dem Glück des Menschengeschlechts überhaupt durch die Entzifferung der rätselhaften Worte ausgefüllt werden würde.

Noch eine andere Angelegenheit beunruhigte den guten Menschen.

Er hatte, wie er sich vorgenommen, sowohl mit dem Ehepaar Garzoli als auch mit seinem Genossen — nicht seinem Freunde, denn sein Freund hätte mehr als sein Bruder sein müssen — ernsthaft gesprochen, ernsthaft und nutzlos. Wilibald hatte ihn schroff zurückgewiesen: er bedürfe keines Mentors, und die Eltern des Verliebten hatten ihn gar nicht verstanden. Dabei schien ihm der Zustand der gesamten Einwohnerschaft Paolos — der seine selbstverständlich ausgenommen — täglich bedenklicher zu werden.

Weder der Poet noch der Antinous waren tags über in Paolo zu sehen; aber der Dichter dichtete nicht und der Fischer fischte nicht. Was nun vollends Don und Donna Garzoli anbetraf, so wollte es Fritz scheinen, daß es ihnen erging wie den Vögeln unter dem Himmel und den Lilien auf dem Felde: sie säten nicht, sie ernteten nicht, und siehe, der Herr ernährte sie doch. Die Nahrung aber bestand in Wilibalds Goldstücken, bei deren bis dahin nie gesehenem Glanz diesen alten Kindern der Natur eine neue Sonne aufging, ihre eigentliche Lebenssonne. Dabei gaben sie für die Befriedigung des erstaunlichen Durstes ihrer fremdländischen Gäste — niemals seit den Zeiten Hermanns des Cheruskers ward auf den weltgeschichtlich unlöschbaren deutschen Durst ein solcher Haß geworfen — keinesfalls gaben sie dafür in San Felice anderes als Kupfer aus, und selbst dieses durchaus nicht ergebungsvoll, sondern mit stillem und lautem Murren gegen den Himmel; warum auch ließ dieser nicht für seine frommen Circesen statt Wassers Wein aus dem Felsen fließen?! Zum Glück für das Heil ihrer unsterblichen Seelen gab das Meer seine Fische, die Wildnis ihre Früchte umsonst und so gut wie mühelos her; sonst wäre aus diesen christlichen Eheleuten, die jedem schlechten Barfüßermönch die schmierige Hand küßten, in diesen ereignisvollen Tagen noch ein paar Gottesleugner geworden.

Wo aber trieben sich Wilibald und Camillo den lieben langen Tag umher? Am Morgen ging der Deutsche fort, den Felspfad hinauf, der zum Gipfel führte — es war ringsum so ziemlich der einzige Weg und Steg —, und fünf Minuten später kletterte denselben Pfad Sor Camillus empor. In der gleichen Reihenfolge kehrten sie am Abend wieder zurück. Machte der Sohn Cajetas etwa auch Lokalstudien?

Dabei waren die beiden durchaus keine Freunde geworden, ganz im Gegenteil. Camillos schwarze Augen hörten gar nicht auf zu funkeln und Blitze zu schießen, so daß der Gelehrte über eine solche Verschwendung von geistiger Leuchtkraft in dumpfes Staunen geriet. Übrigens kehrte der Poet jeden Abend erschöpfter heim. Er citierte selbst Homer nicht mehr und bekam es fertig, weder über den Rosengarten Lukulls noch über das „erhabene Schauspiel des Sonnenunterganges an dieser elysäischen Küste“ in Ekstase zu geraten, und als die beiden jetzt sehr wortkargen Gefährten eines Abends wieder einmal auf Circe zu sprechen kamen, ein Name, der mit dem Interdikt belegt zu sein schien, hörte der Archäologe seinen Widersacher murmeln:

„Sie war auch nur ein Weib!“

Wenn im Munde eines Dichters ein derartiger Ausspruch wie zorniger Groll, wie erhabene Ironie klang, so muß man wissen, daß Wilibald gewohnt war, zu kommen, zu sehen, zu siegen. Daher kam es denn, daß es lauter „Göttinnen“ waren, die für ihn schwärmten, die er besang. Wie vielen hatte er das Herz gebrochen — brechen müssen. Es war seine Bestimmung gewesen. Er hatte die himmlischen Wesen so schön mit blassen Blumen verglichen und besaß davon schon einen ganzen verwelkten Kranz. Was war dagegen eine Lorbeerkrone?! Wenn er sein natürliches Recht, Herzen zu brechen, nicht in weitester Ausdehnung gebrauchte, wie einer seiner lyrischen Genossen in Apoll, der, eine hagere Schillergestalt und unfreiwillige Parodie des Dichters, sich zur Aufnahme der Bilder aller der Semelen, denen er als Gott erschien, ein eigenes

dickleibiges Photographiealbum hielt, so konnte doch auch er furchtbar werden. Besonders war dies der Fall, wenn er in seinen Liedern auf sein verfehltes Lieben und dito Leben zu sprechen kam — und wann sprach er nicht davon? (Warum beides verfehlt, vermögen bei solchen Gelegenheiten weder die Dichter noch die Götter zu sagen.) Nun aber war das Unglaubliche, das Unbegreifliche, das Unerhörte geschehen: er liebte, er verzehrte sich in Liebe, er starb vor Liebe langsam, qualvoll dahin und — er ward nicht wieder geliebt. Ergo: die Göttin war ein Weib.

Trotzdem und dennoch lag er ganz in magischen Banden. Ihr erster Anblick hatte sein Schicksal entschieden. (Wie viele „Schicksale“ wohl solch ein Lyriker hat?!) Ihre Grotte wurde ihm zum Saal der Seligen und zur Halle der Verdammten zugleich; ihr wilder Hain zum Zaubergarten; Quelle, Blumen, Ziegen zu beseelten, menschlich fühlenden Geschöpfen; Qual und Wonne, Verzweiflung und Entzücken ihr Blick. Ihre Thränen hätten ihn vergiftet, ihre Küsse ihn einfach von Sinnen gebracht. In jeder Falte ihres Gewandes kicherte ein kleiner Liebesgott. Trotzdem und dennoch war sie nur — ein Weib.

Man denke auch: seine wallenden Locken, seine in allen Graden jeder Art von Ekstase aufleuchtenden Blicke, seine erstickten Seufzer, die Blässe seiner Wangen, die Glut seiner Rede, der ganze zu der Tragödie einer Dichterliebe notwendige scenische Apparat machte auf die schöne Ziegenhirtin und Weberin von San Felice nicht den mindesten Eindruck.

Er stutzte, wurde betroffen, wurde nachdenklich.

Hatten die blondhaarigen Männer Germaniens nicht notorisch „Glück“ bei den braunen Frauen des Südens? Hatten die Söhne und Töchter beider Nationen nicht so zu sagen die moralische Verpflichtung, sich einander magnetisch anzuziehen? Wo war der deutsche Künstler oder Dichter, der nur einen Fuß über die Alpen gesetzt und dem nicht umgehend, sobald die Region der ewig blühenden Rosen und ewig trauernden Cypressen (die gewöhnlich von den Rosen symbolisch durchrankt werden) begonnen, unter Gesang und Lautenspiel eine liebeglühende Donna ans Herz gesunken wäre? Wir fragen: Wo ist wohl eine solche Ausnahme von der Regel zu finden? und müssen antworten: In Paolo am Circekap. Was ums Himmels willen ward aus den alten heiligen Traditionen, wenn es dem Dichter der Ideale so erging, und das noch dazu an diesem homerischen Felsengestade, wo die Wellen des Tyrrhenischen Meeres noch immer dem göttlichen Dulder rauschen, der hier mit Circe das schön bereitete Lager bestiegen und zwar, trotz seiner ihm angetrauten Penelope, mit vollkommen „unsträflicher“ Seele. Was vor allem sollte aus seinem Gedicht werden, wenn der Held von der Heldin nicht geliebt wurde? War er nicht der neue Odysseus, war sie nicht die neue Circe?! Man konnte doch unmöglich von ihm verlangen, daß er sich selbst als vergeblich schmachtenden Seladon, als lächerliche Figur besang; oder ihm zumuten, daß er die Sachlage so poetisch verklären und von ihren glühenden Küssen, ihrem erstickten Liebesjubel, ihrem göttlichen Leib stammeln solle?! wo er doch nicht ihre Fingerspitze berührte.

Mit einem Wort: unser Freund war übel daran. Er selbst gab der Sache nach Gebühr einen höheren Namen, der ungefähr wie „absolute Verzweiflung“ klang.

Trotzdem und dennoch lebte er ein „wunderlich, wundersam“ Dasein. Sie „duldete“ seine Nähe, ließ sich von ihm „huldigen“, gestattete ihm „treue Ritterdienste“. Er durfte ihr die Seide auf das Weberschifflein wickeln und ihr das Salz nachtragen, wenn sie den Ziegen Leckerbissen austeilen wollte; Kräuter für ihre Käse und Blumen für ihr Madonnenbild pflücken. Er durfte ferner ihrem Gesange lauschen und dem „Strählen“ ihres Haares zuschauen. Wollte sie ihn besonders quälen, so legte sie ihren Sonntagsstaat an: die rote Cintura und die spitzen-

besetzte Manticella. Also geschmückt trat sie aus der Dämmerung ihrer Felsenwohnung in den Glanz des Tages, schritt zum Wasserbecken, an dessen Rand sie sich niedersetzte, sich herabbeugte und vor diesem Spiegel ihren Korallenschmuck anlegte. Dann wandelte sie, ihre Ziegen lockend, unter den Palmen, Cypressen und Blumen umher, und das alles, jeder Tradition und moralischen Verpflichtung zum Hohn, ohne für ihren blonden Anbeter in Liebe erglühen zu wollen.

Wenn sie in solchen Stunden kein Wort, keinen Blick für ihn hatte, konnte der arme Poet „wild" davonstürzen. Aber am nächsten Morgen war er wieder da, trug auch wieder den Salzsack.

Übrigens gab sie ihm zu essen, so daß er wenigstens nur vor Liebe halb umkam. War sie in besonders guter Laune, buk sie ihm sogar einen Kuchen, den sie aus Mehl, Milch und Honig knetete und der dann Ursache ward, daß er sich vollends homerisch vorkam, in der That ganz als göttlicher — Dulder.

Ihm die größte Qual und ihr die größte Lust aber war die stumme, finstere, jeden ihrer Blicke bewachende Gegenwart Camillos, der regelmäßig fünf Minuten vor Wilibald Majas Zauberreich betrat und fünf Minuten nach ihm wieder verließ. Zuerst hatte der Poet „in stillem Gemüt" gehofft, daß die Nähe „dieses unausstehlichen Burschen" ihr ebenso widerwärtig sein würde als ihm und sie sehnsuchtsvoll einzig dessen Entfernung abwartete, um sich ihm ohne weiteres als Göttin zu erkennen zu geben. Diese schöne Täuschung — der Archäolog würde über poetische Illusion dociert haben — ging indessen nur zu bald verloren.

Wie gesagt, es war nicht zu begreifen.

Gar zu gern hätte Maja auch noch einen dritten Sklaven um sich gehabt: den brutto grigio. Warum kam er nicht?

Aber den Salzsack hätte er ihr nicht nachtragen dürfen.

— — — — — — — — — — — —

Eines Abends spielte sich nach Wilibalds Entfernung wieder einmal zwischen Maja und Camillo eine überaus leidenschaftliche Scene ab. Der Bursche schrie und tobte, drohte mit Gift und Dolch; das Mädchen sang und lachte und verschwor sich, den alten buckeligen Apotheker in San Felice zu heiraten.

„Der Blonde ist verliebt in dich!"

„Che mi fa! Was geht's mich an!"

„Ich leid's nicht!"

„Che mi fa!"

„Ich bring ihn um, ihn und dich!"

„Che mi fa!"

Maja riß einen blühenden Granatzweig ab, warf ihn dem Burschen ins Gesicht, lief fort und sang:

Blühender Granatenzweig,
Wen nehm ich wohl von meiner Freier Schwarm?
Der junge Gino, der ist bettelarm,
Jedoch der alte Cecco, der ist reich.

Camillo blieb ihr die Antwort nicht schuldig. Er riß eine Distel ab, lief ihr nach, warf ihr die stachlichte Blüte vor die Füße und sang mit halb erstickter Stimme:

Seht mir die Dirne an und wie sie thut,
Für die sind Dornen nur und Disteln gut,
Um daraus ihren Hochzeitskranz zu winden.

Maja suchte unter den Büschen, bis sie eine große, goldig leuchtende Blüte und eine Rose fand. Zuerst nahm sie die gelbe Blume:

O schöne Blume, komm, wir wollen kosen.
Ei, wie du prunkst! Jedoch was hilft es dir?
Wir Mädchen schmücken uns allein mit Rosen;
Dich aber pflücken und — zerpflücken wir.

Sie zerriß die Blume und warf sie hin.

Camillo hielt den Atem an. Was würde sie bei der Rose sagen, was mit der Rose thun?

Maja sah seine Erwartung und seine Angst, hielt sich die Rose vor die Lippen — nicht an die Lippen — und schwieg.

„Rede doch!" flehte der Gequälte.

Sie blieb stumm, aber sie steckte sich die Rose an die Brust.

„Maja!" rief der Glückliche jubelnd, stürzte auf sie zu, wollte sie an sich reißen; doch sie entschlüpfte ihm, sprang auf einen Felsen und begann die Tarantella zu tanzen. Während sie langsam und feierlich

die ersten einleitenden Bewegungen und Stellungen ausführte, sang sie:

Marietta, Marietta, was ficht dich nur an?
Hast einen Schatz und nimmst einen Mann.
Das wird nun ein Leiden
Mit allen zwei beiden.

Luisina, Luisina, wo denkst du denn hin?
Das käme mir wahrlich nie in den Sinn.
Das wird nun ein Freun,
Ich und mein Schatz ganz allein.

Ihr Tanz wurde schneller, ihre Bewegungen ungestümer, ihre Gebärden leidenschaftlicher. Zuletzt raste sie förmlich.

Camillo sah ihr zu und hätte auf der Stelle einen Mord begangen, wäre ihm als Preis dafür die schöne, wilde Gestalt in die Arme gesunken.

Trotzdem ließ er sich am nächsten Tage in der Höhle nicht sehen; denn auf den bel biondo war er nun nicht mehr eifersüchtig: der würde zertreten werden.

— — — — — — — — — — —

Ahnungslos über das Los, zu dem er bestimmt war, sah Wilibald, als er den Verhaßten nicht mehr bei der Geliebten erblickte und Maja ihn mit versteckter Bosheit anlächelte, sogleich „den Himmel offen“. Er blieb bis nach Sonnenuntergang und wurde auch dann noch nicht fortgeschickt.

Sie saßen vor der Grotte unter dem Myrtenbaum. Durch das Felsenthor leuchtete in Sonnenuntergangsgluten die Küste zu dem einsamen jungen Menschenpaar empor. In schwärzlichem Purpur, unendlich weit und groß, ruhte das Meer. Ein tiefblauer wolkenloser, wahrhaft erhabener Äther erglänzte über dieser feierlichen Welt. Dann ward es Nacht. Fast plötzlich kam die Dunkelheit, sich mit ungeheuren düsteren Fittichen über Land und Ocean legend, jede Farbe auslöschend.

Nur der Himmel erglänzte in einer göttlichen Klarheit. Die ersten Sterne funkelten.

Nachtfalter begannen zu schwärmen, Fledermäuse strichen lautlos dahin und eine große graue Eule schwebte schwerfällig über den Wipfeln. Diese standen in feierlichem Schweigen, als belauschten sie die heiligen Atemzüge der schlafenden Mutter Erde.

Wie schwarze Grabpyramiden stiegen die Cypressen auf.

Die Luft war heiß, von schwülen Wohlgerüchen durchströmt.

Plötzlich funkelten am Himmel alle Sterne auf, und fast ebenso plötzlich erfüllte ein Gewimmel winziger, grünlicher Lichter das Thal, durchrieselte ein märchenhafter feuriger Regen die Luft. Die Wände schienen Funken zu sprühen, aus der Erde gespensterhafte Flämmchen zu steigen. Bald wie erlöschend, bald wie wieder aufglimmend, zitterten sie dicht über dem Boden hin. Sie huschten durch die Gebüsche, durchkrochen die Kräuter, hingen sich an die Blumen, an die Zweige, schwebten hinein in die Grotte, irrten um die düsteren Wände, klammerten sich an die Stalaktiten, durchglühten den ganzen Raum mit Smaragdgefunkel.

Als da die braune Schöne zu singen begann, leise, wehmütig, sehnsuchtsvoll, da war es um den deutschen Jüngling geschehen, da gestand er ihr seine wilde, leidenschaftliche, unsinnige Liebe.

Maja ließ ihn wirre Worte stammeln, wandte sich von ihm ab und kicherte in sich hinein. Als er gar nicht aufhören wollte, den Tollen zu spielen, nahm sie ihre Schleiertücher ab und fing, ohne sich von der Stelle zu rühren, Glühwürmer ein, die sie sich ins Haar streute, bis es ihre Stirn wie eine Glorie umstrahlte.

Wilibald geriet bei diesem Anblick ganz außer sich. Er versprach, ihr „Diamanten in das nächtige Haar zu streuen“.

Maja horchte auf.

„Diamanten — was ist das?“

Der Poet erklärte es ihr.

„Aber sie kosten Geld?“

„Was thut das?!“

Sie wußte auch nicht, was das thun sollte, und lachte darüber. Dann schickte sie ihn nach Hause. Wie ein Trunkener stand er auf, taumelte er hinweg.

* * *

Selbst auch legte die Nymph ihr silberhelles Gewand an,
Groß und fein und lieblich, und schlang um die Hüfte den Gürtel,
Schön und strahlend von Gold, und schmückte das Haupt mit dem Schleier.

Wilibald war von Terracina mit dem Vetturin nach Rom gefahren, um seinen Banquier aufzusuchen und einige Einkäufe zu machen. Camillo mußte auf elterlichen Befehl nach den Ponzainseln schiffen und mit den dortigen Korallenfischern wegen der nächsten Fahrt nach der afrikanischen Küste verhandeln. In Paolo befand sich nur der Gelehrte, denn das Ehepaar stattete seiner Pflegetochter einen Besuch ab.

Da Maja sich ihre besondere Zufriedenheit erworben, so hatten sie allerlei für sie eingepackt: einen Krug mit in Öl gelegtem Thunfisch, ein Säckchen Miesmuscheln, ein Paket Maccaroni und ein Stück purpurfarbenen Tuches zu einer neuen Cintura. Alle diese Schätze waren in ein mächtiges buntes Fazzoletto eingebunden und wurden von dem würdigen Don geschleppt. Weil sie später von der Grotte aus nach San Felice hinabwollten, hatte Donna Cajeta sich geputzt und ihre sämtlichen Schleiertücher aufgeladen. Das war auch eine Last.

Oben angelangt, besichtigten sie zuerst die Ziegen, ließen sich dann den Käsevorrat weisen, tranken und speisten. Erst nach schweigend eingenommenem Mahl wurde von Frau Cajeta die Einleitung zu einer gemeinsamen Unterhaltung gemacht.

„Heilige Vibiana! Das wird ein böses Jahr! Die Oliven haben nichts angesetzt und der Mais hat taube Kolben. Wovon sollen wir leben?"

„È vero!" bekräftigte der gut geschulte Gatte; „man fängt gar keine Fische mehr. Ist das eine Zeit!"

Aber Maja zeigte sich bei so vielen schrecklichen Aussichten völlig ungerührt; sogar daß das Meer keine Fische mehr hergab, machte keinen Eindruck auf sie. Während ihre Pflegeeltern in verteilten Rollen, teils recitierend, teils improvisierend, ihre Lamentationen fortsetzten, probierte sie den geschenkten Stoff an. Endlich wurde sie der langatmigen Elegien Donna Garzolis überdrüssig; sie sagte:

„Ihr habt ja die Fremden."

Aber nun begann Frau Cajeta:

„Gebenedeite Muttergottes, die essen so viel und zahlen so wenig! Keinen Quattrino haben wir von dem einen zu sehen bekommen —"

Doch da fuhr Maja auf:

„Das sollt ihr auch nicht! Wollt ihr den auch bestehlen? Untersteht euch! Was seid ihr für Lügner! O, ich kenne euch!"

Die Alten erschraken, wurden kleinlaut, schüttelten wehmütig die Häupter, seufzten, murmelten einmal über das andere: „Dio mio!" und „Santa Maria!" Nach einer Weile begann Frau Cajeta von neuem überaus schlau zu sein:

„Da war doch letzthin der Gianbattist aus Anacapri in Paolo. Was der uns erzählte! Da ist auf Capri ein Mädchen — Angiolina heißt sie — und denke dir, die soll einen Inglese heiraten und eine Signora werden. Ist's ein Marchese oder ein Principe? Ein Haus läßt er ihr auf Capri bauen, größer als der Sankt Peter in Rom. Denn er ist reicher als der König von Spanien. 'Und was für Kleider sie bekommt, Jesus Maria! Aus Seide und Sammet, die läßt sie dann alle lang hängen. Und Goldschmuck, so viel sie nur tragen kann, und einen ganzen Sack Perlen. Es ist nicht zu glauben."

Sie erwartete von ihrem erstaunlichen Bericht eine große Wirkung auf Maja. Diese war auch wirklich nachdenklich geworden.

„Ob die Angiolina wohl einen Liebsten hat?"

„Warum sollte sie wohl keinen Liebsten haben?"

„Und dann will sie den Inglese doch nehmen?"

„Warum sollte sie den Inglese wohl nicht nehmen?"

„Ja, warum sollte sie ihn wohl nicht nehmen."

„Freilich."

Jetzt hatte sie das neue Kleidungsstück genug anprobiert, faltete es sorgfältig

zusammen, that es in die Truhe. Don Garzoli glaubte, auch das Seine thun zu müssen:

„Einen Inglese zum Mann zu bekommen, solch Gnadengeschenk! Und die armen Eltern —"

„Wo ist Camillo?" unterbrach ihn seine schöne Pflegetochter unwillig.

„Ach der! Nach den Inseln hinüber. Er will mit den Leste von Palmarola nach Afrika — Sagtest du etwas?"

„Was sollt ich gesagt haben?"

Sie saß auf ihrem Platz vor dem Webstuhl und sah finster vor sich hin. Das Ehepaar, das auf einmal sehr munter geworden, schwatzte noch viel von dem Glück der Angiolina von Capri. Maja sprach kein Wort mehr.

Auf ihrem Weg nach San Felice hinab bauten die würdigen Eltern glänzende Luftschlösser, in denen an jedem Tag, den der Himmel werden ließ, zur Colazione und zum Pranzo Maccaroni (alla Napoletana) verzehrt wurden, und dazu gab's vino dolce.

Unterdessen dachte Maja darüber nach, ob sie an Stelle der Angiolina den Inglesen wohl zum Manne nehmen würde.

Chi lo sa.

— — — — — — — — — — — — —

Wilibald war aus Rom zurückgekommen, ganz aufgelöst von Sonnenglut, Angst vor Banditen und „Sehnsucht nach der Geliebten". Eine Nachtfahrt durch die Pontinischen Sümpfe schilderte er in Tizianschen Farben und im Stil der hohen Tragödie. Bei Tagesgrauen war er dann auf das furchtbarste enttäuscht gewesen: er fuhr nicht nur durch sorgsam angebaute, fruchtbare Landstrecken, sondern sogar durch lange Alleen von Maulbeerbäumen und Pappeln — ganz wie im Oderbruch. Um ein weniges stieg die berühmt-furchtbare Gegend wieder in seiner Achtung beim Anblick ihrer fieberkranken, wie „Schatten" dahinschleichenden Bewohnerschaft, sowie durch den Umstand, daß man bei Cisterna einen Teil des Waldes von Ninfa, früher ein wegen der Überfälle der Post berüchtigter Ort, abgeholzt hatte, um die Reisenden vor einem Hinterhalt zu schützen. Das war Romantik.

Auch gedichtet hatte er unterwegs. Und die glühende Sonne, die, auf ihn herabbrennend, seinen ganzen Menschen durchloderte, erfüllte auch seine Lyrik mit Flammen. So waren denn seine italienischen Lieder in Wahrheit Klänge des Südens, von einer Lokalstimmung, einem Kolorit, einer Anschaulichkeit, daß die zukünftigen begeisterten Leser vermeinen würden, über sich den ewig blauen Himmel strahlen zu sehen, den Duft der Orangen zu atmen, die Wipfel des Lorbeerhains, die Wellen des Meeres rauschen zu hören, zu hören den Gesang, das Lachen, das Liebesflüstern eines circeischen „wildschönen Weibes", das Schluchzen der Nachtigallen, das Rasseln des Tamburins, den Sterbeschrei des gemordeten Geliebten.

Da es bekanntlich einer Frau leichter fällt, ein Geheimnis vor ihrem Mann zu bewahren, als einem Dichter, seine Gedichte nicht vorzulesen — eine poetische Schwäche dieser großen Geister, von der sogar Friedrich Schiller nicht frei gewesen sein soll —, so würde man demnach Wilibald einen Frevel an seiner innersten Natur zugemutet haben, hätte man von ihm eine Ausnahme von der Regel verlangt. War es doch schon genug des Jammers, die „Gesänge an die Geliebte" nicht der Geliebten vorlesen zu können. Es war freilich schön, zu denken, wie er unter Rosen und Myrten zu ihren Füßen sitzen und sie den Ruhm ihrer Schönheit buchstabieren lehren würde; wie entzückend unbeholfen ihr nur an Melodien gewöhnter Mund die rauhe Sprache des Nordens — die seine Poesie freilich in erhabenen Wohllaut gewandelt — nachstammeln, wie er ihr des Metrums schwere Wissenschaft nach erotischer Methode beibringen und ihr die Versfüße auf die Lippen zählen würde: kurz, lang, lang, lang — auch den bedenklichsten Versbau, selbst gräflich Platensche Gaselen, getraute er sich ihr auf diese Weise zum mindesten fühlbar zu machen.

Oder noch besser, er verfuhr nach jenem olympischen Princip, das der Jupiter von Weimar in den römischen Elegien seinen Jüngern empfiehlt.

Doch dieses ganze elysäische Glück gehörte der Zukunft an, und er bedurfte sogleich eines Menschen, der seinen Poesien lauschte. Bevor ihn also seine Sehnsucht nach der Geliebten den Felsen hinauftrieb, las er seine Gesänge an die Geliebte „dem Freunde" vor und zwar, da das Meer voraussichtlich nicht aufhören würde zu rauschen, in der stillen Kammer.

Entsetzt floh Donna Cajeta vor dem Donner seines Pathos von ihrem Herdfeuer zu ihrem ewig Siesten haltenden Gemahl ans Ufer hinab.

„Heilige Gottesmutter, jetzt beschwört er Geister!"

Furchtsam lauschten beide.

„Wenn's nur Goldgeister sind," meinte besorgt der praktische Don.

— — — — — — — — — — — —

Wilibald hatte die letzte Nummer seines Cyklus der Maja-Gesänge zu Ende gelesen. Er war tief ergriffen. Die Empfindung, daß auch er von Gottes Gnaden sei, erfüllte ihn wieder einmal mit zermalmender Macht. Er kam sich selbst in seiner Schöpfungskraft ganz unheimlich vor, wurde vor sich selbst von frommen Schauern erfaßt. Zugleich fühlte er in tiefer Zerknirschung, daß er der Himmelsgabe nicht würdig, daß auch er nur ein Mensch sei. Wilibald war in diesem stolzen Augenblick sehr demütig.

Er trocknete sich den Schweiß des Dichters von der Stirn und schwieg in hoher Erwartung.

Der Freund schien erschüttert zu sein. Nachdem er sich gesammelt, würde er aufspringen, sich an seine Brust werfen und stammeln: „Das war schön, groß, göttlich! Mensch, Freund, Bruder — du bist der Poet der Poeten!"

In dieser Gewißheit bereitete er sich innerlich vor, den Bewegten zu beruhigen, den Kleineren nicht empfinden zu lassen, daß er der Freund eines Auserwählten sei — ein seiner nicht ganz würdiger Freund. Bei solcher Größe so viel Zartgefühl!

Da räusperte sich Fritz. Welch ein Mißton!

Aber er schwieg immer noch.

Wilibald hielt diese beklommene Stille nicht länger aus. So sagte er denn:

„Nun?"

„Nun, die Gedichte sind ganz hübsch."

Der Dichter fühlte, wie ein eisiger Strom zu seinem Herzen drang, ein heftiger Druck sich auf seine Brust legte. Er fühlte, wie etwas in ihm erstarrte: sein Glaube an diesen Freund, sein Glaube an die Menschheit.

Der Unglückselige! dachte er verstört. Er erkennt mich nicht.

Er mußte sich abwenden.

Auch Fritz empfand das Drückende und Peinvolle der Situation, griff auch sofort energisch zu dem bewährten Beruhigungsmittel und begann seine Brillengläser zu putzen, langsam, sorgfältig, feierlich. Das vollbracht, entschloß er sich zu reden:

„Deine Gedichte sind, wie gesagt, ganz hübsch."

Wilibald, der zuerst aufgehorcht hatte, nahm sich vor, „ruhig" zu sein.

„Wirklich ganz hübsch. — Du liebst also dieses Mädchen?"

Wilibald war zu empört, um auf diese Frage eine Antwort zu geben. Er hatte seine Liebe in einem ganzen Cyklus besungen und wurde nun auf so banale Weise befragt, ob er liebe? Es hätte die klassische Ruhe eines antiken Dichters vernichten müssen, doch blieb er ruhig.

„Ich nehme dein Schweigen für eine Bejahung: du liebst also dieses Mädchen. Was soll daraus werden?"

Auch auf diese Frage schwieg Wilibald mit stolzer Ruhe. Fritz fuhr fort:

„Ich nehme an, daß du darüber selbst noch nicht im reinen bist. Da du mich jedoch durch die Mitteilung deiner Gedichte gewissermaßen zu deinem Vertrauten gemacht hast, so möchte ich von dem Recht eines solchen Gebrauch machen. Höre mich also an. Selbstverständlich, wenn du willst."

Wilibald warf sich aufs Bett.

„Rede nur.“ Und er drehte sich eine Cigarette.

„Du liebst dieses Mädchen. Es ist ein schönes, aber halb wildes Geschöpf. Trotzdem wäre es nicht das erste Mal, daß ein deutscher Künstler — und Künstler in ihrer Art sind ja wohl auch die Dichter — den Wahnsinn beginge, ein solches Wesen zu heiraten. — Sagtest du etwas?“

Aber Wilibald hatte nichts gesagt, sondern nur gemurmelt: Philister!

„Oder willst du sie etwa zu deiner Geliebten machen?“

Wilibald schwieg beharrlich. Was hätte er solchem Pedanten auch erwidern sollen?

„Solltest du solches im Sinn haben — und aus deinen Gedichten sowie aus deinem Verstummen geht es beinah hervor — so muß ich dir folgendes sagen.“

Aber er sagte nichts, er atmete schwer.

Er ist wirklich ein Tropf, dachte Wilibald.

Dann jedoch sprach Fritz.

„Wie mir Camillo das Mädchen charakterisierte, könnte es dir in der That nicht unmöglich sein, es zu gewinnen, weniger deshalb, weil du ein schöner Mann, als weil du ein reicher Mann bist.“

Doch jetzt fuhr Wilibald auf:

„Was giebt dir das Recht, von diesem herrlichen Geschöpf so gemein zu denken?“

„Das thue ich gar nicht. Denn wie ich die Sache nach reiflicher Erwägung erkannte, liegt ein solcher spekulativer, um nicht zu sagen geldgieriger Zug — nimm als Beispiel unsere biederen Wirtsleute — tief im Wesen dieses Volkes, tiefer als in irgend einem anderen Kulturvolke. Es ist nichts falscher, als den Italiener für kindlich zu halten, mit welchem liebenswürdigen Eigenschaftswort man bei ihm die schlechtesten Eigenschaften zu entschuldigen pflegt. Ein Kind weiß nichts von Geld — der Italiener denkt an nichts anderes. Der Italiener träumt davon, betrügt und mordet deswegen, verrät seinen Freund und Bruder, verkauft seinen Herrn und Heiland dafür.“

„Realist!“

„In Italien ist Realismus besser am Platz als Idealismus. Auch wird dich eine möglichst reale Auffassung des italienischen Volkscharakters vor einer schweren Enttäuschung bewahren. In deinem besonderen Falle vor einer Enttäuschung der schmerzlichsten Art. Bedenke das.“

„Du verkennst sie. Es ist ein himmlisches Wesen!“

„Liebt sie dich denn?“

Aus einem anderen Munde hätte das boshaft geklungen.

Wilibald fühlte, wie ihm bei diesem Mißtrauensvotum, diesem Zweifel an der Macht seiner Persönlichkeit das Blut ins Gesicht stieg. Gar zu gern hätte er sich auch jetzt in stolzes Schweigen gehüllt, gar zu gern auch dieses Mal, wie schon so oft, sich selbst belogen — als Lyriker hatte er ja dazu das unbestrittene Recht — dennoch mußte er gestehen:

„Ich weiß es nicht, aber — ich — ich glaube es.“

„Sei nur nicht abergläubisch.“

Wilibald wollte aufbrausen, bezwang sich indessen. Er war aufgesprungen und hatte die Cigarette fortgeworfen.

„Doch lassen wir das. Genug, du bist dem Mädchen in unredlicher Absicht genaht.“

„Fritz!“

„Kannst du es anders nennen?“

„Du beleidigst mich.“

„Ich gebe nur der Sache den richtigen Namen, wozu ich das volle Recht habe, was sogar meine Pflicht ist. Ich will dich warnen und dich von deiner Absicht zurückbringen.“

„Ich danke dir und — es ist gut. Du hast deine Pflicht erfüllt.“

Und er wollte die Kammer verlassen.

„Bleibe noch, denn ich muß noch weiter mit dir reden — über Camillo.“

„Das thatest du schon einmal, gleichfalls warnend. Ich fürchte den Dolch dieses Burschen nicht.“

„Nein, denn du bist nicht feige. Überdies ist die Sache romantisch. Hast du dabei aber auch bedacht —“

„Zum Teufel, was? Du bist ein unerträglicher Pedant!“

„Hast du dabei aber auch bedacht, daß dieser leidenschaftliche Jüngling das Mädchen seit seinen Knabenjahren liebt, daß er unaufhörlich um sie wirbt, daß du das Leben dieses jungen guten Menschen zerstörst, wenn es dir wirklich gelingen sollte und —"

Er wurde blaß, stockte, verstummte.

„Welch idealistische Auffassung!"

Fritz hatte sich wieder gesammelt.

„Wie die Sachen demnach stehen, würdest du ein Unrecht, eine Unsittlichkeit begehen, wenn du dieses Verhältnis noch weiter verfolgtest."

„Du sprichst in hohem Tone zu mir, wahrscheinlich im Tone der Sittlichkeit. Nimm dich in acht, daß ich dich darüber nicht zur Rede stelle."

Fritz rief:

„Zur Rede stelle ich dich! — Was bezweckst du? Ist es müßiges Tändeln, das schließlich auch zum Verderben führt, oder willst du durch dein Gold das Mädchen, das bis jetzt rein und achtbar ist, gewinnen und dann mit der Beute ihrer Unschuld davongehen, ein gewissenloser, abscheulicher Verführer! Und warum sollte sie dich nicht lieben — denn an deine Liebe glaube ich nicht — und dann — dann wäre die That doppelt ehrlos und nichtswürdig. Ein einziger Blick, ein einziger Händedruck, ein einziger Kuß wäre hier schon ein Verbrechen. Steh mir Rede!"

Fritz war aufgesprungen, hatte die Brille fortgeworfen und stand jetzt vor dem Erblaßten, die Stirn gerötet, mit flammenden Augen. Wilibald sah ihn an und hätte vor dem Blick, dem er begegnete, den seinen fast zu Boden geschlagen. Mit möglichster Gelassenheit erwiderte er:

„Über meine Sittlichkeit stehe ich niemandem Rede; wir aber sind von heut an geschiedene Leute."

Er schritt zur Thür, wandte sich aber noch einmal um:

„Höre auch du meinen Rat: Bevor du anderen Sittlichkeit predigst, sei deiner eigenen versichert. Bis jetzt ist sie wohl schwerlich jemals versucht worden. Erst bestehe die Versuchung, bevor du dich als Cato in deine Tugend hüllst."

Mit dieser schönen Phrase ging er.

Der Gelehrte starrte ihm nach. Dann suchte er seine Brille. Auf dem Bett lag ein Buch, das Wilibald aus Rom mitgebracht hatte. Es war aufgeschlagen. Fritz blickte hinein, sah Verse, von denen einige mit blauem Bleistift angestrichen waren. Besonders eine Stelle fiel ihm in die Augen; sie war dreifach bezeichnet. Mechanisch las er:

Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du mir so schnell dich ergeben:
Glaub es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.

Unwillig klappte er das Buch zu, ärgerlich legte er es fort. Und es war doch ein Band Goethe!

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später befand sich Wilibald trotzig, liebeglühend und in Schweiß gebadet auf dem Berge. Maja nahm gerade in ihrem Zauberhain Feigen ab, die sie auf einen Felsen schüttete und dort von der Sonne dörren ließ. Als sie hinter sich Schritte hörte, glaubte sie, da der bel biondo in Rom war, es sei dessen Freund, der brutto grigio. Als dann statt seiner der andere vor sie trat, fand er die Göttin in allerungnädigster Stimmung. Statt des erwarteten hochpoetischen Empfangs: zuerst sprachlos glücklichem Schreck, dann wild ausgelassenem Jubel, nickte sie ihm gelassen, gleichgültig zu, als sei er statt von Rom eben aus ihrer Grotte gekommen, und gab ihm sogleich den Korb voll Früchte zu halten, im stillen bedauernd, von dem Baum nicht Steine pflücken zu können. Glücklicherweise fiel ihr sehr bald ein, daß er statt ihrer Feigen brechen könne. Sie legte sich also unter eine Pinie und sah zu, wie er sich

beim Abnehmen der überreifen, saftigen Früchte ungeschickt anstellte. Darüber entschlief sie.

Sobald Wilibald seine schöne Tyrannin sanft und fest entschlummert sah, stellte er seine Beschäftigung, so hochpoetisch dieselbe im Grunde genommen auch war, ohne weiteres ein. Wieder war etwas in ihm erstarrt: statt selig an seine Brust zu fliegen, hatte sie den Wiederkehrenden zu häuslichen Geschäften verwendet. Das war eines Mannes, das war eines Dichters unwürdig — wenigstens auf die Länge der Zeit.

Und er hatte noch soeben einen Kampf um sie gekämpft, hatte für die Geliebte den Freund hingegeben. Da er noch in tiefster Seele erschüttert war, da er in ihrem Blick, ihrem Lächeln die ganze Welt wiederfinden wollte, Vergessenheit des Himmels und der Erde, ließ sie ihn — Feigen pflücken.

Aber die Scene mit Fritz hatte doch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und wenn er darauf fortgestürzt und geradeswegs zu Maja geeilt war, so geschah dies mehr des Princips seiner freien Individualität wegen — ein niederträchtiges Wort, das die Zunge stets stolpern macht — als aus mächtigem Drange der Sehnsucht.

Nun war er da, nun grollte er ihr, nun schlief sie. Da lag sie unter der Pinie wie unter einem Baldachin, von Blumen umblüht, von Schmetterlingen umgaukelt, von Lacerten umfunkelt, ahnungslos von seiner Qual. — Wie schön sie war! Eine ihrer mächtigen Strähne hatte sich gelöst (das thut eine höfliche Flechte bei dergleichen Situationen stets) und sich wie eine schwarze Schlange (das einzige poetische Gleichnis, das es für eine gelöste Flechte giebt) unter den weißen Schleiertüchern hervor nach ihrer Brust geschlängelt. Wie sich bei ihren Atemzügen der junge Busen hob und senkte! (Eine Betrachtung, die sich in solchen Fällen kein Sterblicher, geschweige denn ein Dichter entgehen läßt.) Auch war selbstverständlich, daß ihr schönes Haupt auf ihrem Arm ruhte; und eigentlich hätte sie jetzt im Traum „Wilibald“ flüstern sollen. Ein leiser Wind bewegte die Wedel der Pinie, so daß es in den starren Zweigen feierlich zu säuseln und zu sausen begann und über Majas braunem Gesichtchen, lichten Faltern gleich, die Sonnenstrahlen hin- und herhuschten.

Der Himmel küßte dieses Antlitz.

Welche Reinheit in diesen Zügen, welche Unschuld, welche Kindlichkeit!

Und er —

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl ich mich gerührt!
Was willst du hier? Was wird das Herz dir schwer?
Armseliger Faust! Ich kenne dich nicht mehr.

Ewige Allmacht — sogar den Schmuck trug er bei sich!

Kuppler, höllischer Kuppler! Faust und Mephisto in einer Person. Sollte er einst auch jenes grausige: Sie war die erste nicht! citieren müssen?!

Er wollte fort — fort mußte er.

Aber, wenn er sie nie wiedersah, konnte er doch den Schmuck für sie zurücklassen. Erschütternde Situation: der zärtlich Liebende schmückt sein schlummerndes Mädchen, nimmt ewigen Abschied und flieht.

Wenn sie dann erwachte, den Schmuck fand, den Geliebten suchte: nach ihm den Hain durchirrte, nach ihm die Blumen, die Vögel befragte — dann war er schon weit fort und würde nicht wiederkehren — niemals.

Sie schmückte sich mit seiner Gabe, und so — königlich geschmückt — wartete sie auf ihn Tage — Wochen — Jahre —

Er beugte sich herab, legte das Geschmeide auf ihre Brust, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn, nahm stummen, ewigen Abschied.

Wenn sie jetzt seinen Namen flüstern würde, wenn —.

Dann müßte das Schicksal seinen Lauf nehmen, dann wäre sie und er verloren.

Eine Weile stand er noch, wartete er noch. Aber sie schwieg, erwachte auch nicht. Er warf einen letzten Blick auf sie, erstickte ein Aufschluchzen und stürzte davon.

Zu Hause wollte er sich dem Freunde

an den Hals werfen: Du hast uns gerettet!

Es war eigentlich ein herzlich guter Mensch, dieser Dichter der „Ideale".

— — — — — — — — — — — — —

Als Maja erwachte und die Augen aufschlug, glaubte sie noch zu träumen. Sie blickte in lauter Glorie und Glanz. Wie eine rote leuchtende Säule, die ein strahlendes Gezelt trug, stieg es über ihr auf. Durch das lichte Gewebe schimmerte ein goldiger Himmel herab. Auch auf ihrer Brust funkelte und flimmerte es, als sei sie ganz mit Gold überschüttet. Sie blieb regungslos liegen und starrte mit weit offenen Augen in den glühenden Schein. So träumte sie weiter, daß sie die schöne Zauberin Circe wäre: sie trug ein goldenes Gewand und lag in ihrem goldenen Saal auf ihrem goldenen Bett. Aber ihr strahlender Palast war tief hinab in den Berg gesunken und sie mit ihrem Haar in den Fels eingewachsen, und ihr Liebster saß bei ihr und küßte sie. Sie machte eine Bewegung, so daß der Schmuck von ihrer Brust herabglitt und ins Gras hinabfiel, und schloß die Augen.

Da fühlte sie, wie ihr Geliebter sich über sie herabbeugte, wie er sie küßte.

Sie küßte ihn wieder: lang und heiß — ganz unersättlich. Endlich öffnete sie mit einem tiefen, seligen Seufzer die Augen, stieß einen Schrei aus, sprang auf.

Es war dunkel geworden, aber sie erkannte ihn gleich.

Hätte sie einen Dolch bei sich gehabt, sie würde sich sicher auf ihn gestürzt haben.

Eine Weile standen sie sich stumm gegenüber. Da sah er es im Grase funkeln, bückte sich, hob den Schmuck auf. Er begriff. Ihr den Schmuck ins Gesicht werfend, schrie er:

„Maledetta!"

Sie erhob ihre geballte Faust, um ihn ins Gesicht zu schlagen — ließ sie wieder sinken, brach in gellendes Gelächter aus.

Die Sterne schienen, es war heller geworden. Während er sich wie ein Rasender gebärdete, stand sie ruhig da und legte sich den Schmuck an. Er wollte ihr das Gold abreißen, da schrie sie ihn an: „Birbante! Brigante!" drehte ihm den Rücken zu und ging langsam, ohne sich umzuwenden, einigemal still stehend und Blumen pflückend, in die Grotte. Hier schüttete sie dieselben auf den Altar, zündete die dreiarmige Öllampe an und stellte sie auf den Altar; dann ging sie zu ihrer Truhe, holte das purpurfarbene Tuch, das sie von Donna Cajeta geschenkt erhalten, und kramte auch ein Stückchen Spiegelglas hervor. Nun begann sie, sich phantastisch anzukleiden und ihr bestes Schleiertuch aufzustecken. Dann setzte sie sich und steckte sich Granatblüten ins Haar. Dabei sang sie:

Wer ist wohl die im Goldgeschmeid?
Ei, das ist eine Braut!
Aus lauterm Golde ist ihr Kleid,
Darin sie wird getraut
— Die schöne Angiolina.

Ein Grafe ist ihr Bräutigam,
Aus England kam er her.
Den nimmt sie nun zum Ehemann
Und singt und freut sich sehr
— Die schöne Angiolina.

Das giebt ein wunderhübsches Paar!
Sie ist ihm herzlich gut.
Ach Gott, die Blume in ihrem Haar
Ist grad so rot wie Blut.
— Ach, schöne Angiolina!

Nachtfalter umkreisten die Flammen und sanken mit verbrannten Flügeln auf den Altar. Leuchtkäfer flogen herein. Aber diese Nacht fing sich Maja keinen dieser zitternden Funken — diese Nacht ließ sie ihren Goldschmuck funkeln und flimmern.

Das that sie so lange, als sie Camillo von draußen hereinspähend wußte.

* *
*

Also steuerte er fürder hinweg, schwermütigen Herzens,
Froh aus der Todesgefahr, doch beraubt des lieben Genossen.

Kaum hatte Wilibald Paolo den Rücken gewendet, um zu Maja hinaufzusteigen, als Fritz Don Garzoli auszahlte: „gerade so viel, wie recht und billig war, keinen Pfennig mehr", unter den Lamentationen

des biederen Ehepaares seinen Tornister packte, den stark verminderten Vorrat von Insektenpulver und die hoch angeschwollene Sammlung von Notizen sorgsam obenauf legte, darauf fortwanderte auf beschwerlichen Pfaden, um das ganze Kap herum, nach San Felice hinüber. In diesem seltsamen Örtchen fand er bei dem würdigen Kanonikus Don Sebastiano Spagnuolo, der höchsten geistlichen und zugleich weltlichen Macht in San Felice, gegen ein Billiges Unterkunft: Wohnung und Kost, und begann umgehend früh am nächsten Morgen sich „nun endlich“ an die Arbeit zu machen. Er sonderte und ordnete seine Aufzeichnungen und Anmerkungen, um sie darauf zu einem bedeutungsvollen Ganzen zu verbinden. Das sollte dann hinausgehen in die gesamte gelehrte und gebildete Welt und zeugen wider Circe, Sols prangende Tochter, die schöngelockte, hehre, melodische Göttin. Er glaubte sicher, der Inschrift auf dem Altar der Majagrotte nicht mehr zu bedürfen.

Sein Werk erfüllte und beschäftigte ihn dermaßen, daß er einige Tage kaum aus seiner Kammer herauskam. Sie hatte einen herrlichen Blick auf das Meer, mußte jedoch der Hitze wegen von früh bis spät verdunkelt werden. Obgleich er seinen Ziegelboden mit Fluten überschwemmte und sich in seiner Kleidung dem adamitischen Kostüm näherte, durfte er behaupten, daß er Circes Vernichtung in einer wahrhaft vulkanischen Atmosphäre schmiedete.

Das Pfarrhaus von San Felice war ein großes ödes Gebäude, außen und innen einer Ruine ähnlich. Es war niemals getüncht gewesen, überhaupt niemals fertig geworden. Fritz, dieser Sohn einer deutschen Mutter, vermochte sich nicht vorzustellen, daß das ehrwürdige geistliche Gebäude jemals eine „Reinmacherei“ erfahren oder daß ein derartiges Ereignis darin jemals möglich sein könnte. Eine geputzte Fensterscheibe, eine schließende Thür, ein gescheuerter Fußboden, ein Tisch oder Stuhl, der nicht wackelte, eine Decke, die nicht voller Spinnweben hing — solche und ähnliche Dinge gehörten in diesem Hause entschieden zu den absoluten Unmöglichkeiten.

Das Haus lag in einer Straße, doch das war nur ein Höflichkeitsausdruck gegen die Behörde der guten Stadt. Im gewöhnlichen Geschäftsverkehr mußte von einem Hohlweg die Rede sein. Dieser befand sich zwischen schwärzlichen Mauern, in welchen hier und da eine zweifelhafte Thür und von Zeit zu Zeit andere unbestimmte Öffnungen eingesprengt waren. Vor letzteren wurde den Vorübergehenden Tag für Tag, jahraus jahrein möglichst viel möglichst schmutziger Wäsche gezeigt, die jedoch als gewaschen gelten sollte, denn man hatte sie hier zum Trocknen aufgehängt. Um den Bewohnern gerecht zu werden, ist es nötig, zu bemerken, daß sie sich am liebsten dieser Wäsche gar nicht bedient hätten. Auch hatten alle diese glücklichen Naturkinder einen fanatischen Haß auf den Gegenstand geworfen, so man Kamm nennt. Unser Gelehrter erhielt reichliche Gelegenheit, zu „konstatieren“, daß in San Felice streng nach dem Sprichwort gelebt wurde und daß jeder, den es juckte, sich auch kratzte.

Zum Pfarrhause gehörte ein kleiner finsterer, feuchter Hof. Hier war es fürchterlich! Zu der Symphonie des Schmutzes, die hier intoniert wurde, stimmte die Gasse nur die Introduktion an.

Aber über der einen Mauer leuchtete unter dem strahlenden Himmel die ganze Blütenherrlichkeit des Südens. Lange Gehänge blutroter Nelken und feuriger Kresse fielen an der Mauer herab, auf dem schwärzlichen Gestein erhob sich ein Wall von Geranium, Heliotrop und Hortensien. Pfefferbäume und Mimosenakazien ließen darüber ihr schleierartiges Laub erzittern, und mitten unter Blattwerk und Blüten stieg eine Palme auf.

Über diesen Garten hinweg sah Fritz von seiner Kammer aus auf das Meer und nach Terracina hinüber.

Don Sebastiano Spagnuolo, der geistliche Regent von San Felice, war ein

stattlicher, behäbiger Fünfziger, der dem Himmel in aller Gottesfurcht und Bequemlichkeit diente und im übrigen lebte und leben ließ. Unter dem ersteren verstand der würdige Herr, daß er jeden Tag genug Maccaroni und Wein auf dem Tische hatte, und zwar mußte der Wein vom besten sein, so im Lande getrunken ward. Dasselbe war bei den Fischen und den Früchten der Fall, die täglich auf der geistlichen Tafel erschienen.

Auch mußte einigemal des Jahres ein Huhn im Topfe kochen und auf dem Spieße bisweilen Wachteln, Schnepfen und der Rücken eines jungen, fetten Stachelschweines braten.

Zu Don Sebastiano Spagnuolos mit Behagen geführtem Leben gehörte ferner, daß seine liebe Gemeinde wöchentlich bei ihm beichten ging, ihn auch nach der Sonntagspredigt, in der er sich allerlei, das er gegen sie auf dem Herzen hatte, vom Herzen abwälzte, ehrfurchtsvoll grüßte, die Weiber ihm die Hand küßten — aber nur die jungen und hübschen — und daß man ihm andächtig zuhörte, wenn er auch wochentags auf den Staat schimpfte und den größten Teil der Welt in Acht und Bann that. Desgleichen glaubte er sich zu dem Verlangen berechtigt, daß nicht zu selten eines seiner geliebten Beichtkinder starb — Hochzeiten und Taufen lohnten zu wenig. Ebenso bat er täglich Gott den Herrn, ihn von dem Übel zu erlösen, wenn auch fürs erste nur von seiner ältlichen Haushälterin, und diesen Kelch bald an ihm vorübergehen zu lassen. Das aber nicht der Sporteln wegen. Was das Lebenlassen anbetraf, so ließ Don Sebastiano Spagnuolo gern die ganze Welt in Freude und Frieden leben, soweit diese katholisch war und sich die Sünde, die sie reichlichst beging, von der Kirche vergeben ließ.

In seinen jungen Jahren hatte Don Sebastiano entschiedenes Talent zum Abbé gezeigt. Sein Ruf als priesterlicher Galantuomo ging sogar bis nach Terracina. Manche römische oder neapolitanische Signora, die Sommers in dieser Stadt die Meerbäder gebrauchte, wurde des stattlichen und frommen Mannes Klientin. Wie einst Collatia, Lukretias Vaterstadt, stolz auf den ewigen Ruhm der Keuschheit seiner Tochter war, so San Felice auf den Ruf der Tugend seines geistlichen Hirten.

Er war es gewesen, der sich damals gesträubt hatte, die kleine Maja zu taufen.

Um auch über die treue Hausgenossin des würdigen Herrn ein Wort zu sagen, so sei hiermit konstatiert, daß Donna Pia Maria Graziella Carminella Loquenzi in ihrer ersten Jugendblüte eine Schönheit gewesen, jedoch dem aufwachsenden Geschlecht in San Felice als eine fette, träge, ältliche Dame bekannt war, die für ihre umfangreiche Persönlichkeit mehr Eier zu Frittata und Pizzakuchen verbrauchte als die ganze Stadt zusammen genommen. Diese Eier wurden ihr von der Bürgerschaft in schöner Gemeinsamkeit geliefert; oft that dieselbe in weiser Vorsicht die Hennen hinzu, manchmal, wenn es not zu sein schien, sogar auch den Hahn. Donna Carminella hatte scharfe Augen, ein weites Herz, eine überaus bewegliche Zunge und einen alles verdauenden Magen. Ihr Stuhl war ihr lieb, ihr Bett aber noch lieber. Von Zeit zu Zeit neigte sie zu Krämpfen. Sie hatte einen ganzen Hofstaat von Nachbarinnen und Gevatterinnen, die für die wunderbaren Tugenden ihres alten gelbgefleckten Katers eine leidenschaftliche Bewunderung zur Schau trugen. In und außer dem Hause ward sie stets in einer blendend weißen Nachtjacke gesehen, die sie jedoch niemals selbst wusch. Jeden Sonnabend beichtete sie ihrem geistlichen Herrn, und jeden Sonntag kochte sie nur für sich selbst.

Gegen Fritz benahm sie sich ungemein huldreich. Sein Wohn- und Kostgeld durfte er nur ihr entrichten. Dann und wann stellte sie sich für ihn an den Feuerherd, welchem Thun Don Sebastiano mit starrem Staunen zusah. Sie bezeigte eine leidenschaftliche Zuneigung für seine Kammer und eine hartnäckige Vorliebe für den einen seiner beiden Stühle, auf dem sie

sich morgens, mittags und abends ansässig zu machen pflegte. Hatte sie ihre Hütten gebaut, so liebte sie es, ihrem jugendlichen Mieter mit mütterlicher Zärtlichkeit zuzuschauen und ab und zu die Madonna anzurufen. Fritz, nach verschiedenen heldenmütigen, aber vergeblichen Versuchen, sie zu vertreiben, ergab sich ihr auf Gnade und Ungnade, nur vor dem einen bangend: sie könne eines schönen Tages ihre Leidenschaft seinem Bett zuwenden. Und sein Zimmer hatte keinen Riegel.

— — — — — — — — — — — —

Abends kurz vor Sonnenuntergang ging auch Fritz „a spasso".

Die Passeggiata San Felices lag über dem Meere, gewissermaßen die Tribuna, von der aus man einem Schauspiel zusah, das hier Himmel und Erde den Göttern zu geben schienen. Doch für die Felicesen war es nicht gedichtet. Ehrbar ergingen sich hier die Bewohner des „heilig-glücklichen" Städtchens im Freien; jedes der beiden Geschlechter für sich, Ältere und Jüngere, vielmehr Verheiratete und Unverheiratete, streng gesondert. Aber sehr bald erklang es ringsum von Guitarrenspiel und Gesang. Dann war es, als stünde der Fels noch immer unter der Herrschaft der hehren, melodischen Göttin.

Mit herzlicher Teilnahme ergötzte sich Fritz in den Abendstunden an dem sang- und klangvollen Treiben des „entarteten" Volkes. Gewöhnlich jedoch konnte er nicht der Gesellschaft seines geistlichen Wirtes entrinnen, die dann unausbleiblich diejenige sämtlicher Honoratioren des Städtchens zur Folge hatte: bestehend aus dem Apotheker und den Spitzen der Behörde, die zugleich Vignen- und Ölwaldbesitzer, Fischer und Seidenraupenzüchter waren. Don Sebastiano hatte sie sich alle unterworfen.

Beim behaglichen Auf- und Abschlendern wurde zum Spiel der Laute konversiert, disputiert, polemisiert — politisiert. Man besprach voll Einsicht und Weisheit die Hitze, den Fischfang, die Zeitung, die der Nachbar sich hielt; das großartige Projekt eines Café am Domplatz, das zu erwartende Wein-, Seiden-, Öl-, Korallen- und Thunfischjahr, die Steuern, die römische Regierung, die Antipapisten, Bismarck, die politische, sociale und geistliche Lage San Felices und des übrigen Europas. Man beriet, verhandelte, beschloß; man wurde erregt, erhitzt, leidenschaftlich. Die Antipapisten schienen samt und sonders für die Erde und den Himmel verloren zu sein; um den Nachbar mit der neuen Zeitung und das Gleichgewicht Europas stand es mehr als zweifelhaft; aber Don Sebastiano bestimmte unter allgemeinem Applaus die Antipapisten ins Fegefeuer, verurteilte den politischen Nachbar zu einer Kirchenbuße und stellte das Gleichgewicht Europas durch eine Handbewegung wieder her.

Fritz hörte schweigend zu und nahm in der Wissenschaft des Studiums eines Volkscharakters praktische Lektionen. Es war ein vollständiger Kursus.

Selbstverständlich ward er zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, anfänglich sogar allgemeinen Mißtrauens. Aber Don Sebastiano bewegte würdevoll seine Hand nach ihm hin, und damit war er San Felice vorgestellt, ward er von San Felice als Gast anerkannt. Als San Felice außerdem noch erfuhr, daß der Ankömmling unter besonderer Protektion von Donna Carminella stand — und San Felice erfuhr es sofort! — da wäre die Stadt bereit gewesen, dem Fremden das Bürgerrecht zu erteilen.

Dennoch setzten sich über ihn die verschiedensten Gerüchte in Umlauf, wurden mit Blitzesschnelle weiter verbreitet und von San Felice geglaubt. Unter anderem sollte der Inglese ein geheimer Abgesandter Bismarcks an ihren Kanonikus sein, um mit diesem die römische Frage zu besprechen und beizulegen. Andere behaupteten, der Inglese sei ein amerikanischer Minister, der in San Felice die italienische Flotte studieren wolle. Aber die Schlauen, zu denen sämtliche Weiber, besonders die älteren, gehörten, hatten es längst heraus: der Inglese war ein Schatzgräber, von dem bettelarmen Kaiser der Franzosen

nach San Felice geschickt, um daselbst die Schätze der Circe zu holen. Don Sebastianos Donna Carminella vertraute ihrem Hofstaat, daß sie von dem Fremden bereits versucht worden sei, ihm bei seinem Teufelswerk zu helfen: denn nur eine reine Jungfrau könne dabei bestehen. Sämtliche Nachbarinnen und Gevatterinnen begriffen nicht, weshalb sie nicht bestehen wolle.

Da sollten die Honoratioren aus Fritzens eigenem Mund erfahren, warum er sich auf ihrem Vorgebirge befinde.

Ganz erfüllt, ganz begeistert von seiner Arbeit, ließ er sich in einer schwachen Stunde bei Abendkühle, Meeresrauschen, Orangenblütenduft, Lautenspiel, Gesang von Liebesliedern und Aufgang des zunehmenden Mondes hinreißen, es Friedrich Schiller und Wilibald Stein nachzuthun und den Bürgern von San Felice aus seinem großen Werk zu citieren. Die Wirkung war eine ungeahnte.

Selbst Don Sebastiano Spagnuolo schien überwältigt. Die anderen vermochten nur sich anzusehen, schweigend, ergriffen, düster.

Fritz empfand in seinem Leben zum erstenmal etwas von dem, was Wilibald so oft schon empfunden. Er dachte an Seine Excellenz den Unterrichtsminister, an den ehrwürdigen Rector Magnificus, an die große Alma Mater, an das kleine Auditorium, das ihm darin zu teil werden würde, und er war bewegt.

In der Reihe der glanzvollen Bilder, die in diesem Augenblick vor seinem inneren Auge vorüberzogen, war eines das hellste und strahlendste: ein feierliches Transparent mit zwei flammenden, zärtlich verschlungenen Buchstaben: F. M.

Fritz — Minchen.

Dem langen Schweigen der Honoratioren folgte ein dumpfes Murmeln.

„Was, unser Capo Circeo wäre ein falscher Name, ein gelogener Name?“

„Ma che! Es heißt seit dem Papst Nerone schon so — seit Nerone, sapete?“

„Und soll so genannt bleiben!“

„Per dio! Das soll's!“

„Und das mit unserer Circe wäre Unsinn?“

„Corpo di Madonna!“

„Sie wäre gar nie dagewesen?“

„Wie heißt doch der Frate, der das alles aufgeschrieben hat?“

„Padre Omero.“

„Und der Inglese will es besser wissen?“

„Che buffone!“

Und die öffentliche Meinung San Felices fuhr fort, sich in ähnlich kräftiger Weise über die sensationelle Forschung des Gelehrten zu äußern. Dieser traute seinen Ohren nicht.

Wäre er nicht Don Spagnuolos Gast gewesen, wer weiß, was Fürchterliches in dieser schönen Abendstunde bei Meeresrauschen, Mondesaufgang und Guitarrenbegleitung in San Felice geschehen wäre.

Der Kanonikus beschwichtigte den Aufruhr; aber Fritz mußte dem allgemeinen Unwillen weichen.

Darauf traten die Honoratioren zu feierlichem Staatsrat zusammen; nach leidenschaftlicher Debatte wurde beschlossen, die öffentliche Angelegenheit vorderhand noch nicht öffentlich zu behandeln und streng vor den Frauen geheim zu halten. Doch sollte alles für eine große Aktion vorbereitet werden.

— — — — — — — — — — —

Im Pfarrhause stand Don Sebastiano Spagnuolo zu sehr unter dem Einfluß Donna Carminellas, deren Handbewegung in diesen geweihten Räumen dieselbe Wirkung verursachte wie die ihres geistlichen Herrn auf dem Markt. Er durfte also nicht wagen, einen erklärten Günstling dieser Dame scheel anzusehen. Überdies kompromittierte er sich hier nicht mit dem gefährlichen Mann. So geschah es denn, daß Fritz seine Colazione und sein Pranzo nach wie vor in dem Schoß der geistlichen Familie einnahm und auch hier allerlei sah, hörte und erlebte, was ihn in seiner Kenntnis des Volkscharakters immer weiter fortschreiten ließ.

Er erkannte, daß diese „heilig glückliche“ Stadt ein Ort sei, unerschöpflich wie die antiken Alabastergruben bei San

Felice, unerschöpflich an Material für die naturalistische Dichterschule. Unser Freund fühlte, wie er unter dem moralischen Einfluß Donna Carminellas ein immer grimmigerer Idealist ward.

Diese Colazione, dieses Pranzo!

Auf ein Tischtuch von unbestimmter Farbe wurde von irgend woher irgend etwas aufgetragen, gewöhnlich von Don Sebastiano in eigener Person. Gewöhnlich waren es Reste. Nur Donna Carminella konnte wissen, was für Reste es waren.

Und diese Conversazione!

Eigentlich waren es nur Einzelgespräche Donna Carminellas, teils elegisch, teils pathetisch, bald im gewaltigsten Fortissimo, bald nur Gebärdensprache, soeben heftigste Leidenschaft, jetzt antike Ruhe.

Der Inhalt war die Chronique scandaleuse von San Felice.

Auch für Pfarrersköchinnen giebt es keine Helden.

Einmal begann Donna Carminella von Maja zu monologisieren. Don Sebastiano Spagnuolo nahm sogleich seine geistliche Miene an: die von der Sonntagspredigt. Fritz horchte auf.

„Solche Kreatur, Madonna mia, solch Sündenkind! Weiß man wohl, wer ihr Vater ist? Gott mög ihn strafen. Und die Mutter! Das wird eine gewesen sein! O Dio, che brutta gente!“

Don Sebastiano räusperte sich, that einen Blick zum Himmel und seufzte.

„Und dieser gebenedeite Priester hat sie getauft. Als ob es ihr etwas genutzt hätte! Eine Nonne hätte sie werden sollen. Aber so! Behext die Ziegen und behext die Männer! Mit solchem Gesicht! Ins Kloster mit ihr! Aber ist sie wohl eine Christin? Da sitzt der hochehrwürdige geistliche Herr, der sie getauft hat, den fragt: Ist sie wohl eine Christin? Hört, wie er seufzt. Kaum, daß sie Sonntags zur Messe kommt und alle Jahr einmal zur Beichte. Auf dem Domplatz sollte sie ausgestellt werden. Und wenn der hochwürdige Herr ihr ins Gewissen redet, ob sie wohl darauf hört? Fragt ihn, da sitzt er; da sitzt er und seufzt. Die sollte einmal in alle Ewigkeit brennen. — Was sagt Ihr? O Dio! Dio! Dio! Euch hat sie ja auch behext!“

Im ganzen Gesicht glühend, die ganze Seele voll heiliger Entrüstung, redete Fritz für die Geschmähte. Und wie er mit Donna Carminella umging! Don Sebastiano Spagnuolo sah ganz geisterhaft drein. Daß ein sterblicher Mensch so etwas wagen durfte. Und seinen Gast erschlug kein Blitz? Aber dafür sank sie wie vom Donner gerührt hin und verfiel in hysterische Krämpfe.

Fritz, der sich nicht einmal entsetzt zeigte, ward von dem bebenden Seelenhirten zur Thür hinausgeschoben. Dabei war ihm, als würde ihm scheu und heimlich die Hand gedrückt.

Kaum war er hinaus, als Donna Carminella sich zusehends erholte. Doch blieb sie dabei, daß auch der von der Kreatur behext worden sei:

„O Dio! Dio! Dio!“

Aber Fritz hatte der häßliche Auftritt heftig erregt. Es war gut, daß er nicht in dieser Stimmung zu Maja hinaufmußte, um nach der Inschrift zu sehen: sie dauerte ihn auf einmal so sehr.

Und Wilibald sollte noch immer in Paolo sein.

Dabei wollten ihm die Verse aus den römischen Elegien nicht aus dem Kopf, diese höchst unsittlichen Verse! Besonders entrüstete ihn eine Strophe immer von neuem:

Laß dich nicht reuen, Geliebte, daß du mir so schnell dich ergeben —

In der Nacht hatte er einen heftigen Fieberanfall.

* * *

Wirft dann hinein ihr Zaubergemisch arglistigen Herzens.

Maja lebte in tiefer Einsamkeit. Weder Camillo noch der bel biondo ließen sich sehen. Der brutto grigio auch nicht.

In den Tagen, die jener ereignisvollen Nacht folgten, erwartete sie stündlich von

Paolo eine Botschaft: Camillo habe den Fremden, der ihr den Schmuck geschenkt, umgebracht. Als niemand kam, sie auch nichts hörte, wurde sie noch verdüsterter. Sie sah blaß aus, ihre Augen lagen tief in den Höhlen. Es war, als hätte sie das Fieber. Häufig ward sie von wilden Schauern geschüttelt und wie von Gluten durchtobt.

Auch zeigte sie sich zu jeder Arbeit unlustig. Zwar saß sie am Webstuhl, aber anstatt die Hände zu rühren, hielt sie sie unthätig im Schoß und sah starr vor sich hin. Sie sang nicht mehr, seufzte aber zuweilen.

Ihre Ziegen erhielten keine Leckerbissen mehr von ihr, trotzdem sie bis in die Grotte hineinkamen und sich ungestüm an die Herrin drängten; doch diese trieb sie rauh fort.

Ganz gegen ihre Gewohnheit erstieg sie abends den Gipfel, sah nach Paolo hinunter und in das Meer hinaus. Erst bei tiefer Dunkelheit kam sie nach Hause.

Sie fühlte endlich selbst, daß sie krank sei. Aber obgleich sie allerlei Heiltränke und wirksame Säfte zu brauen verstand, mochte sie keines ihrer Mittel für sich bereiten. Wozu auch? Sie würde wohl wieder gesund werden, und wenn nicht: Che mi fa?

So schlichen ihr die Tage dahin. Endlich ertrug sie's nicht länger und schickte den Hüterbuben mit frischem Quark nach Paolo hinunter. Der Knabe sollte grüßen und fragen, wie es unten sei. Am Abend ging sie ihm entgegen.

„Tanti saluti, und es wäre gut.“

Sie mochte den Knaben nicht ausforschen: er würde schon von selbst reden. So wartete sie. Nach und nach erfuhr sie denn: der bel biondo liege den ganzen Tag unter dem Johannisbrotbaum und male schwarze Zeichen auf weißes Papier, und Camillo liege auch dort. Camillo und der bel biondo seien große Freunde geworden, und Camillo habe von dem Fremden ein großes Goldstück geschenkt bekommen.

Das Mädchen sah den Knaben so wild an, daß dieser zu zittern anfing, als hätte er Camillo das Goldstück gestohlen. Nach einer Weile frug Maja:

„Und der andere?“

„Der ist längst fort.“

Maja schritt stumm neben dem Jungen her, ohne vom Boden aufzuschauen.

Als sie sich der Grotte näherten, stieß sie plötzlich den Ruf aus, mit dem sie die Herde lockte. Aber der Schrei klang so fremd, daß die Tiere ihn nicht erkannten und erschrocken auseinander stoben. Maja mußte eine Zeit lang warten, bis sie endlich angelaufen kamen. Sie ging zur Grotte und teilte ihren so schnöde behandelten Lieblingen mit vollen Händen das köstliche Meersalz aus.

Diesen Abend betete sie auch wieder zu ihrem Madonnenbild, vor dem in diesen Tagen das Lämpchen erloschen war.

— — — — — — — — — — — —

Nun lebte sie scheinbar wie gewöhnlich weiter, aber ihr Aussehen wurde nicht besser. Auch singen konnte sie nicht mehr wie früher.

Eines Abends bekam sie Besuch: Don Sebastiano Spagnuolo stieg im Schweiße seines geistlichen Angesichtes den Berg hinauf.

Wenn sich der geistliche Herr vor Donna Carminellas Falkenblick und den Spürnasen ihres Hofstaates einmal sicher glaubte, so benutzte er stets diese Gelegenheit. Seine Sorge um das Seelenheil jenes einen schwarzen Schafes in seiner Herde war dann größer als die Angst vor Entdeckung, der Trieb des treuen Hirten stärker als die Furcht vor seiner treuen Hausgenossin. Sobald er, oben angelangt, sich mit Milch und Käse hinreichend gekräftigt, begann er sein Privatissimum. Er redete warnend, strafend, mahnend von der Gottesfurcht im allgemeinen und vom häufigen Kirchenbesuch und der Beichte ganz im besonderen. Maja webte gelassen weiter, mit möglichst viel Geräusch. Während ihr mit einem Naturalismus, dessen sich Emil Zola nicht zu schämen gehabt, das Fegefeuer mit allen seinen Qualen geschildert wurde, mußte sie sich jedesmal vorstellen, welche

Figur der geistliche Herr selbst in den Flammen machen würde. Diese Vision erschwerte ihre Andacht und beeinträchtigte ihr Entsetzen leider ungemein. Ja, zuweilen fühlte sie das leidenschaftliche Bedürfnis, eine ihrer Flechten zu lösen und tapfer darauf zu beißen. Sie küßte Don Sebastiano Spagnuolo weder beim Kommen noch beim Gehen die Hand und ließ sich nach wie vor wenig in der Stadt, noch weniger in der Kirche, am wenigsten im Beichtstuhl sehen.

Sie hatte nicht vergessen, daß der Priester sie nicht hatte taufen wollen.

Dieses Mal jedoch begab sich Don Sebastiano Spagnuolo mit Wissen und Willen der Regentin und des Hofstaates, also mit vollkommen unsträflicher Seele auf den Weg. Trotzdem kostete derselbe dem würdigen Herrn heute reichlicheren Schweiß und häufigeres Seufzen als jemals. Denn der höhere Befehl, dem er Folge leistete, enthielt zugleich eine mißliche Mission, und er konnte noch von Glück sagen, daß sie ihm allein auszuführen erlaubt worden, daß der Weg so steil, die Hitze so groß war. Sonst wäre er höchst wahrscheinlich in schöner Begleitung, mit großem Gefolge oben angelangt, und dann — dann hätte ihn sein Taufkind dort oben herzlich gedauert.

Sie dauerte ihn auch so. Wie schade, daß sie den schönen Schmuck wieder hergeben sollte! Er stand ihr gewiß prächtig, und sicher hatte sie sich so herzlich darüber gefreut. Dieses einfältige Ehepaar Garzoli! Bei der nächsten Beichte wollte er ihnen scharf ins Gewissen reden: ob man denn alles beichten müsse?! Die Eheleute hatten ihm von dem Schmuck berichtet, den der Inglese ihrer Pflegetochter geschenkt — ein Umstand, der ihr Gewissen bedrückte, und er wiederum beichtete es naturgemäß weiter. — Eine Stunde darauf wußten es sämtliche Unterthanen.

Das hatte einen Aufstand gegeben! Donna Carminellas tadelloses Tag- und Nachtgewand leuchtete wie das Unschuldskleid eines Racheengels durch das ganze Haus: zuerst sah man es in der Kammer des Gastes, daraus es jedoch sogleich wieder verschwand — flüchtend, wie der lauschende Don nicht ungern konstatierte. Aber gleich darauf erschien es strahlend in der Fensterhöhle, um im Augenblick einen ganzen Bleichplatz gelblicher, leidenschaftlich erregter Schleiertücher unter sich zu versammeln.

Und nun befand er sich unterwegs. Ach, und er hatte strikten Weisungen Folge zu leisten!

Auch heute erhielt Don Sebastiano keinen freundlichen Empfang. Er ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken und begann, nachdem er seine ermatteten Lebensgeister wie gewöhnlich gekräftigt, wie gewöhnlich in halb väterlichem, halb priesterlichem Ton seinen Sermon. Aber schon beim Beginn wurde er von Maja mit Heftigkeit unterbrochen:

„Basta, prete.“

„Ma, figlia mia.“

„Es nützt Euch doch nichts.“

Don Sebastiano Spagnuolo seufzte.

„Habt Ihr mir nicht gesagt, daß ich beten solle?“

„Freilich, deiner Sünden willen, die sehr groß sind, die schon von Geburt an sehr groß waren. Bete! Bete!“

„Das Ave Maria hab ich gesprochen: jeden Tag dreimal, morgens, mittags und abends. Aber Ihr sagtet, das wäre lange nicht genug; ich sollte beten, beten.“

„Das sagte ich freilich. Ach, Kind, du solltest deiner großen Sünden willen ins Kloster gehen! In einem Kloster würden sie dir alle vergeben werden — dir und deinen sündigen Eltern. In einem Kloster könntest du dein ganzes Leben lang beten.“

„Ich will aber gar nicht mehr beten.“

Don Sebastiano Spagnuolo stöhnte.

„Sagtet Ihr mir nicht, daß die Madonna und die Heiligen mir schenken würden, um was ich sie bäte?“

„Hast du sie gebeten, für die Sünde deiner Eltern Fürbitte einzulegen? Hast du sie darum gebeten, so sehr du bitten kannst?“

„Nein, ich habe sie um etwas anderes

gebeten, so sehr ich bitten kann. Zuerst freilich, da vergaß ich sogar das Ave Maria; doch dann habe ich sie alle nachgebetet und noch viel mehr dazu — die ganzen Nächte hindurch."

„Brava! Brava!"

„Aber die Madonna und die Heiligen haben sich gar nicht darum gekümmert," erklärte Maja mit blitzenden Augen.

„Bete nur! Bete nur für die Sünden deiner Eltern. Die Madonna und die Heiligen hören dich schon an. Du bist sie gewiß um etwas Sündhaftes angegangen? Das vertragen sie nicht; dann werden sie böse, dann schütteln sie den Kopf und sagen: Ma che! und Niente!"

„Um etwas Sündhaftes?" rief Maja aufgebracht. „Ich bin sie um einen Liebsten angegangen. Ist das etwas Sündhaftes? Kann ich keinen Liebsten haben? Haben die heilige Barbara und die heilige Bibiana und die heilige Rosalia etwa keine Liebsten gehabt? Ich habe ihnen noch dazu drei rote Kerzen und ein wächsernes Herz gelobt und eine Wallfahrt obenein. Hätten sie mir etwa dafür nicht einen Liebsten geben können? Sie werden wohl auch nicht mehr geopfert haben. Und er sollte doch fürs erste nur wiederkommen, denn er ist fortgegangen und hat mir nicht einmal lebewohl gesagt."

Und Maja brach in Thränen aus.

Don Sebastiano Spagnuolo erschrak darüber so heftig, daß er seine ganze geistliche Würde und seine ganze menschliche Entrüstung über den Liebsten vergaß und sich eifrig bemühte, die Weinende zu trösten. Aber Maja wischte sich zornig die Thränen fort, warf trotzig den Kopf in den Nacken und rief:

„Schweigt und geht! Und am Sonntag stellt Euch auf die Kanzel und ruft meinen Namen aus und verwünscht mich, wie Ihr Marietta Leste, Pepina Corte und Anna Mariani verwünscht habt. Am Sonntag will ich in die Kirche kommen und Euch zuhören."

Don Sebastiano Spagnuolo wollte ächzen, blieb aber stumm. Nach einer langen Weile begann er sanft und milde:

„Wenn ich das heute dem fremden Herrn erzähle — der glaubt mir's gar nicht. Hat er doch erst neulich so viel Gutes von dir geredet. Wenn du es gehört hättest, müßtest du dich jetzt schämen."

„Welcher fremde Herr?"

„Nun, der Inglese, der bei mir wohnt. Er war ja erst drüben in Paolo bei deinen Pflegeeltern —"

„Der ist in San Felice?!"

„Schon seit drei Wochen."

„Madonna!"

„Was ist?"

„Ich habe Euch unrecht gethan."

Don Sebastiano Spagnuolo lächelte wehmütig.

„Auch den guten Heiligen that ich schweres Unrecht und der süßen Gottesmutter. Man soll nur beten, beten."

Ihre Augen leuchteten, ihr ganzes Gesicht glänzte.

Don Sebastiano Spagnuolo starrte sie verblüfft an. Hätte er eine Brille getragen, so würde er sie jetzt sicher geputzt haben. Aber er merkte nichts — wahrscheinlich, weil er in dergleichen Dingen keine eigene Erfahrung besaß. Doch benutzte er die wunderbare Wandlung sogleich und mahnte:

„Freilich soll der sündige Mensch beten; ich habe es dir ja immer gesagt. Sei doch ja ein frommes Kind, meine Tochter. Es giebt so viel Trübsal auf Erden. Deshalb bete, bete! Der Satan lauert überall auf unsere armen Seelen. Deshalb bete, bete! Ehe man sich's versieht, hält einen der Böse am Schopfe, und da giebt es dann ein ewiges Heulen und Zähneklappern. Darum bete, bete!"

„Das will ich," versicherte Maja.

„Das ist recht. Brava! brava! Bete ja fleißig für deine Mutter und deinen Vater, mein Kind; denn ich fürchte, die sind große Sünder vor Gott dem Herrn. Außer den drei Aven jeden Tag dreimal die Bitte für die armen Seelen ist gewiß nicht zu viel. Später mußt du eine Messe für sie lesen lassen. Das wird ihnen dienlich sein. Das wird ihren armen Seelen helfen, bald aus dem Fegefeuer

herauszukommen. Denn ich fürchte, sie werden sicher einmal brennen müssen. O Dio! Dio! Dio!“

Und Don Sebastiano Spagnuolo seufzte, stöhnte, ächzte. Das that er jedesmal, wenn sein Sermon diese Wendung nahm, und jedesmal bekam er von Maja zu hören:

„Meinetwegen mögen sie brennen; was kümmern mich die? Sie haben sich auch nicht um mich gekümmert. Warum habt Ihr die nicht längst am Sonntag von der Kanzel herab genannt und verdammt, wie Ihr die anderen genannt und verdammt habt? Thut's! Ich will hinkommen und zuhören. — Nicht die Hand rühr ich derentwegen. Basta!“

Wie war daher der gute Geistliche erstaunt und gerührt, als das trotzige Mädchen ihm heute in ganz anderer Weise entgegnete, fast demütig, fast sanft:

„Ich will für sie beten.“

Don Sebastiano Spagnuolo mußte sich räuspern.

Dann begehrte Maja zu wissen, wie es dem Fremden ginge.

„Non c'è male. Er hat keinen rechten Appetit, schlechten Schlaf und ein wenig das Fieber. Poveretto!“

„Das Fieber hat er?!“

„Und wie blaß er ist! Höre: du solltest ihm einen heilsamen Trank kochen. Das würde ihm gut thun. Der Apotheker versteht sich nicht recht darauf. Sprich aber ja ein Ave dabei; denn im Grunde genommen ist's ein Teufelswerk.“

Eifrig versprach Maja, für den Kranken eine Arzenei zu bereiten.

„Ich will sie mitnehmen und ihm eingeben. Nimm geweihtes Wasser dazu. Hast du welches? Sonst bring einen Krug voll her. Ich spreche den Segen darüber. Das thut's auch.“

„Geweihtes Wasser habe ich noch; aber die Arzenei kann erst morgen fertig sein. Ich schicke sie mit dem Knaben hinunter. Vielleicht komme ich auch selbst.“

Don Sebastiano Spagnuolo machte ein bedenkliches Gesicht.

„Schicke lieber den Knaben. Ich will ihm morgen nach der Frühmesse entgegengehen.“ Er überlegte. „Könntest du bei der Gelegenheit meiner Donna Carminella nicht einige Käse senden?“

„Der!“ stieß Maja mit unendlicher Verachtung heraus.

„Es wäre gut wegen des Fremden, der meiner Donna gar lieb zu sein scheint und der sie deinetwegen schwer gekränkt hat,“ suchte der diplomatische Don sie zu überreden.

Aber Maja fuhr auf:

„Was geht ihn Eure Donna an, das alte, träge, dicke, gefräßige, schlampige Geschöpf?! Dio, quant' è brutta!“

Ganz entsetzt ob der Lästerung, sah Don Sebastiano sich angstvoll um, ob seine treue Freundin auch nicht hinter ihm stehe. (Sie that es so oft.) Darauf verwies er Maja mit strengen Worten ihre unchristliche Gesinnung. Aber er predigte tauben Ohren. Maja beharrte bei ihrer Ansicht und wiederholte mit dem Ausdruck ehrlichen Abscheus:

„Dio, quant' è brutta!“

„Sie ist doch ein gutes Geschöpf,“ verteidigte der gutherzige Don seine geschmähte Lebensgefährtin. „An dem Fremden nimmt sie solchen christlichen Anteil. Und wenn man bedenkt, daß er ein Ketzer ist —“

„Was wäre er?“

„Ein Ketzer, ein Unchrist, ein Heiligenschänder, ein Kirchenräuber, ein Gottesleugner, ein Lutheraner, ein Bismarckianer, ein Prussiano —“

„Ma che!“

Und Maja lachte hell auf.

Aber der bedenkliche Moment war nicht länger hinauszuschieben. Als Maja sich von ihrem Lachanfall erholt, fing daher der Abgesandte an:

„Was mußte ich heute über dich hören!“

„Von Eurer Donna?“

„Von der ganzen Stadt. — O figlia mia!“

Doch Maja war in einer so strahlenden Laune, daß es bereits wieder um ihre Lippen zu zucken begann. Deshalb beeilte sich Don Sebastiano zu sagen:

„Sich von einem Ketzer einen Schmuck schenken zu lassen, von einem Ketzer!“

Um Majas Lippen zuckte es noch immer, aber ganz anders als vor einem Augenblick. Dem Geistlichen einen ihrer leuchtenden Blicke zuwerfend, sagte sie:

„Das weiß bereits die ganze Stadt? Und Eure Donna schickt Euch deswegen zu mir herauf. Wartet.“

Sie ging zu ihrer Truhe, holte den Schmuck heraus und warf ihn auf den Altar, neben dem der Priester saß.

„Eccolo!“

Der Schmuck war augenscheinlich sehr kostbar: massives Gold. Dennoch hätte Don Sebastiano ihn gar zu gern dagelassen, jetzt noch lieber als vorhin: der Schmuck hätte sie so schön für den Liebsten trösten können, den die Heiligen ihr nicht schenken wollten. Weshalb nur nicht?

„Ihr seht, Ihr müßt mich am Sonntag doch auf die Kanzel bringen. Schade, daß ich nicht zuhören kann mit all dem Golde an mir. Aber ich mag's nicht noch einmal umthun. Mir graut davor — ja, das thut es. Es blitzt mir die Seele durch und durch. Es steckt ein Zauber darin. Ich sehe es immer vor Augen: alles voll Gold! Gold! Hätte Eure Donna Euch heute nicht heraufgeschickt, so hätte ich es Euch vielleicht morgen heruntergebracht. Zuerst wollte ich es der Gottesmutter schenken, die aber machte ein böses Gesicht dazu: was sie wohl mit dem Golde solle, da sie doch ein Schwert im Herzen trüge. Seitdem das Gold in der Grotte ist, konnte ich keine Nacht schlafen. Oft mußte ich mitten in der Nacht aufstehen, es mir ansehen und an die Angiolina denken. Gern hätte ich's fortgeworfen; aber konnte ich wohl? Es ließ mich nicht los.“

Sie starrte auf das Geschmeide herab mit einem Ausdruck, einem Blick, daß es dem Priester dabei unheimlich ward. Er murmelte einen Bannspruch.

Heftig rief Maja:

„So bringt es mir doch aus den Augen! Seid ein Priester und wißt nicht, daß über einen, der Gold ansieht, der Teufel Gewalt hat? Als ob Ihr's nicht an Eurer eigenen Seele spürtet! Als ob Ihr die nicht auch für Geld dem Teufel übergäbt! Fort damit! Weshalb war die Circe, die hier unter der Grotte verzaubert sitzt, solche Unholdin? Weil sie ganz im Golde saß. Nun möchte sie gern heraus, kann aber nicht mehr. Der Angiolina wird's gerade so ergehen! — Nehmt und macht, daß Ihr fortkommt, sonst könnt's mich wieder reuen!“

Sie trieb ihn fort. Als er bereits aus dem Thal heraus war, hörte er sie rufen. Don Sebastiano erschrak, denn er glaubte, sie fordere den Schmuck doch wieder zurück und er müsse mit leeren Händen zur Regentin und zum Hofstaat hinab. Er dachte an Flucht; aber sie hätte ihn sicher eingeholt. Maja rief ihm zu:

„Viele Grüße an Euren Gast: tanti saluti! — Und die Arzenei schick ich Euch!“

— — — — — — — — — — —

Gegen abend begann sie ihre Vorbereitungen zum Brauen des Heiltrankes. Der wunderthätige Saft sollte nicht nur auf das Fieber wirken, auch auf die Gedanken, auf das Herz. Sie mußte der alten, fetten, trägen, gefräßigen, abscheulichen Donna Carminella zuvorkommen. Bis jetzt hatte sie ihm noch nichts angethan, denn er mochte sie nicht leiden. Aber die Donna brauchte nur einen Liebeszauber zu brauen, und er mußte ihr gut werden, er mochte wollen oder nicht; ein Gedanke, bei dem Maja ihre Hände ballte und zornig aufstampfte. Glücklicherweise war die Pflanze nur dann zauberkräftig, wenn eine reine Jungfrau, die eine heiße Liebe im Herzen trug, sie pflückte.

Als über den westlichen Bergen blutigrot die Mondessichel niederging und wie ein mystisches Feuerzeichen eine große flammende Zauberrune am Himmel stand, verließ Maja die Grotte und stieg in das Klippengewirr hinab, das nach den Pontinischen Sümpfen zu eine schaurige Felsenöde bildete. Lange mußte sie im Sternenschein zwischen dem Gestein suchen, bis sie endlich die Pflanze fand, deren sie zu

ihrem Trank bedurfte. Sie hatte schwarze Wurzeln und eine milchweiße Blume. Die Botaniker geben ihr den Namen Helleberus niger — in Homer wird sie von den Göttern Moly genannt.

Maja stieß bei ihrem Anblick beinahe einen lauten Jubelschrei aus, der doch die ganze Wirkung des Zaubers gestört hätte. Jetzt wußte sie, daß sie ihn liebte.

An ihrem Herzen barg sie die kostbare Blume, deren Wurzel nicht Sonne, Mond und Sterne bescheinen durften. Sie fühlte sich von Schauern überlaufen.

Die ganze Nacht hindurch braute sie in ihrer Grotte. Sie hatte auf dem Boden Feuer angezündet; hell loderte die Flamme auf. Der Rauch stieg zu den Wölbungen empor, von denen die Stalaktiten wie ein Gewirr von Ungeheuern und Riesenschlangen herabhingen. Maja stand da von glühendem Schein umleuchtet, von Fledermäusen umschwirrt, die durch die Flamme aufgescheucht wurden. Sie sah düster und feierlich aus und raunte fortwährend Sprüche. Ein starker Kräuterduft füllte die Höhle.

Als die Sonne aufging, löschte sie mit Weihwasser das Feuer, goß den Trunk in ein Fläschchen und trug ihn zu dem Madonnenbild, zu dem sie es lange betend emporhielt. Dann rief sie den Knaben und schickte ihn mit der Arzenei nach San Felice hinunter. Donna Carminella erhielt keinen Käse.

Am Nachmittag kleidete sie sich festlich an, schmückte Madonnenbild und Grotte mit Blumen und langen blühenden Zweigen, streute Buchsbaum und Menthe auf den Boden und setzte sich in sicherer Erwartung seines Kommens vor den Eingang.

Wie ihr Herz pochte!

Das kam nur davon, daß sie die Zauberwurzel auf dem Herzen getragen.

— — — — — — — — — — — —

Es war mittags, und Donna Carminella schlief. Diesen schönsten Augenblick des Tages hatte Don Sebastiano abgewartet, um in die Kammer seines Gastes zu schleichen und diesem unter geheimnisvollen Gebärden das Fläschchen zuzustecken.

„Laßt es meine Donna nicht sehen; sie würde es Euch heimlich ausschütten. Und das gute Ding hat sich damit so abgeplagt. Auch der Apotheker darf es nicht wissen. Das dumme Volk ist so abergläubisch; gleich glaubt's an Teufelskunst und Hexerei. Es ist indessen ein ganz christlicher Trunk: mit Weihwasser destilliert und mit drei Ave versehen. Eurer Ketzerseele wird dadurch sicher Heil widerfahren."

Dies bekam Fritz geheimnisvoll zugeraunt, als er auf seinem Bette lag, von Hitze, Fieber und banger Nachwirkung der römischen Elegien matt und leidend. Er hörte den würdigen Geistlichen flüstern und flüstern und verstand ihn nicht.

„Was soll's mit dem Zeug?"

„Es ist geweihte Arzenei, Signore."

„Zum Teufel damit!"

Don Sebastiano Spagnuolo bekreuzte sich eiligst.

„Maja hat dabei drei Ave gebetet."

Fritz fuhr in die Höhe.

„Wer?"

„Maja. Sie hat's für Euch gebraut."

„Für mich?"

„Für wen sonst? Und wie Ihr sie jammertet!"

„Ich? Sie?!"

„Weil Ihr das Fieber hättet. Sie wollte selbst herunter und nach Euch sehen."

„Nach mir?"

„Ich soll Euch vielmals grüßen. Ist das ein wunderliches Geschöpf! Ganz blaß ist sie geworden, geweint hat sie und zur Madonna gebetet, was sie nur beten kann. Und wenn Ihr wüßtet um was. — Alle Heiligen, da ist meine Donna erwacht! Versteckt's und —"

Und Don Sebastiano Spagnuolo entschlüpfte behende.

Fritz war halb aufgerichtet gegen die Wand gesunken, das Fläschchen in der Hand, starr auf dasselbe herabsehend. Dann und wann schüttelte er den Kopf. Nachdem er diese, einem Gelehrten so wohlanstehende pantomimische Versiche-

rung bedenklichen Staunens und gedankenvollen Verwunderns eine Weile geleistet, erhob er sich mit plötzlichem Entschluß, durchschwankte mehreremal in vergeblichem Suchen das Zimmer, erinnerte sich endlich, daß im ganzen Hause nur ein einziges Glas und dieses eine sich in Donna Carminellas ausschließlichem Besitz befand, öffnete mutvoll die Flasche, that einen langen Zug —

Der Zaubertrank, den Faust in der Hexenküche in den Leib bekam, konnte unmöglich höllischer geschmeckt haben. Dennoch fühlte Fritz nach Überstehung eines heftigen Brechanfalles eine gewisse wohlthätige Erschütterung seines ganzen Menschen, und Donna Carminella hätte ihn gerührt flüstern hören können:

„'s ist doch ein gutes Geschöpf."

Dann warf er sich von neuem aufs Bett, in Schweiß gebadet. — Also sie hatte seiner gedacht, sich um ihn gesorgt, ihm voll kindlichen Glaubens Arzenei bereitet und dazu drei Ave gesprochen. Sie war blaß, betete zur Madonna, weinte. Worüber weinte sie? War sie unglücklich? — Welch ein Gedanke! Wilibald, der bel biondo, befand sich noch immer in Paolo. — Hatte sie um seinetwillen gebetet, um seinetwillen Thränen vergossen?! Und der Schmuck —

Fritz fühlte plötzlich Herzweh.

Und diese unmoralischen römischen Elegien! Er hatte so viel über sie nachgedacht, daß er sich jetzt ganz genau früher gelesener Stellen entsann. Zum Beispiel:

Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

*

Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

*

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen.

*

Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der Knabe danach.
Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.

Am Nachmittag wollte Fritz aufstehen und den Berg erklimmen; mußte er sich doch bei Maja bedanken. Er war jedoch genötigt, liegen zu bleiben, denn er fieberte stärker. Trotzdem gebrauchte er Majas Arzenei genau nach Vorschrift.

* *
*

Jetzo erzählt er endlich der anderen Freunde Verderben.

Nach einigen Tagen bekam das Pfarrhaus Besuch: die ganze Familie Garzoli. Das würdige Ehepaar begab sich direkt zu Donna Carminella, Camillo trat zu Fritz in die Kammer.

„Buon giorno. Come sta?"

Fritz erwiderte, es ginge ihm gut, was indessen durchaus nicht der Fall war.

„Und was machst du?"

„Non c'è male."

„So setz dich doch. — Wie steht's in Paolo?"

„Euer Freund ist noch immer da."

„Das hört ich."

„Er hat Maja einen Goldschmuck geschenkt."

„Das weiß ich."

„Maja will ihn heiraten."

Fritz sprang mit einem Satz aus dem Bett; er war ganz blaß geworden.

„Und das sagst du so ruhig?"

„Come si fa?"

„Was du machen sollst? Ich denke, du liebst sie?"

„Sie liebt mich aber nicht; sie liebt das Gold. Ich habe es Euch gleich gesagt. Wißt Ihr noch?"

„Es ist aber nicht wahr!" schrie Fritz den Burschen an.

Camillo zuckte die Achseln.

„Ihr wollt mir das Zauberwort noch immer nicht sagen?"

„Ich weiß kein Zauberwort."

„Besinnt Euch."

Fritz besann sich.

„Ehrliche Arbeit ist ein Zauberwort, und ein anderes lautet: Treue Liebe, und ein drittes: Ehrenhafter Sinn. Aber,

mein Sohn Camillus, ich fürchte, für dich wird keines der drei Worte mehr wirksam sein; ich fürchte, du hast den Schatz verloren."

„Dunque, addio!"

„Addio!"

Camillo stand bereits in der offenen Thür, als Fritz sich überwand und ihn zurückrief.

„Du scheinst wirklich gar nicht mehr eifersüchtig zu sein?"

„Auf den bel biondo?"

„Auf wen sonst? Ich denke, er will sie heiraten?"

„Er will sie nicht heiraten, aber sie ihn."

„Bursche! — Nun wird mir die Sache denn doch zu toll. Weshalb ist er dann noch in Paolo?"

„Das hat er mir erklärt: er schreibt dort goldene Worte."

„Was schreibt er?"

„Goldene Worte! Jetzt sehen sie noch ganz schwarz aus; aber er bleibt dabei, daß es goldene Worte wären. Und es wird wohl so sein, denn er hat schrecklich viel Gold. Ich bat ihn, es mich zu lehren; aber er meinte, ich sei kein Auserwählter. Chi lo sa?"

„Ist er denn nicht den ganzen Tag droben bei Maja?"

„Ma che!"

„Wie so: Ma che? Da er ihr doch den Goldschmuck geschenkt hat —"

„Das hat er nur der Poesie wegen gethan (per la poesia), so sagt er. Ich versteh es auch nicht. Vielleicht ist das solch ein goldenes Wort. Aber hinauf zu ihr geht er nie mehr, und da er bei ihr keine Milch getrunken hat" (Wilibald verabscheute Milch) „so kann er auch ruhig unten bleiben. Ich muß immer wieder zu ihr hinauf, und Ihr müßt auch, Ihr mögt wollen oder nicht. Ich gehe heute abend zu ihr, denn morgen schiff ich fort: nach Palmarola hinüber zu den Leste. Zum Herbst fahren wir nach Afrika, und in Afrika schlag ich einen Saracenen tot. Dann komm ich mit einem ganzen Schiff voll Gold nach Circeo zurück, und alles Gold bring ich Maja, damit sie den bel biondo nicht mehr mag, sondern mich nimmt."

„Sie soll weder dich noch ihn nehmen!" rief Fritz wild.

Camillo zuckte die Achseln.

— — — — — — — — — — — —

Unterdessen gingen im Gemach der fetten Donna große Dinge vor sich. Das ehrwürdige Ehepaar trug sich mit einem kühnen Projekt, von dem indessen Camillo nichts wußte. Es sollte erst nach dessen Abfahrt nach Palmarola ausgeführt werden und konnte das überhaupt nur, wenn Donna Carminella dafür gewonnen werden konnte. Aus diesem Grunde hatten sich denn auch die tributpflichtigen Gatten für die Regentin von San Felice mit reichen Spenden versehen, bestehend aus einer eben gefischten mächtigen Spigola, die auf einem üppigen Lager von Austern ruhte, mit Hummern und Venusmuscheln garniert war und im Maul ein Bündel feiner Küchenkräuter hielt. Auch eine Last von Käse führten sie mit sich.

Donna Carminella geruhte denn auch den Zins ihrer in Paolo kolonisierten Vasallen huldreichst anzunehmen, trug sogar süßen Wein und eine in Öl gebackene, mit getrockneten Feigen und mit in Honig eingekochten Früchten gefüllte Pizza auf. Darauf begann sie, in blendend weiße Nachtwäsche gehüllt, auf ihrem Lehnstuhl thronend — es war der einzige bequeme Sessel in ganz San Felice — die Unterhaltung zu leiten.

Nach einigen mit höchster Kunst geführten Umwegen schritt sie direkt auf das Ziel los: Maja und deren Goldschmuck, den Don Sebastiano ihr richtig abgeliefert hatte. Es sei eine Schmach für die ganze Christenheit von San Felice, und der Schmuck müsse am Sonntag auf die Kanzel.

Donna Cajeta jammerte laut auf, und Don Elynoro schlug sich vor die Stirn, daß es hohl klang. Aber die in ihren heiligsten Empfindungen tödlich beleidigte Dame blieb dabei: der Schmuck müsse und müsse hinauf!

Sie erhob sich schwerfällig und brachte das corpus delicti herbei.

„'s ist der verdammte Inglese, der das Mädchen damit ins Gerede gebracht hat!" tobte der Don. „Ich bringe den Hund um."

„Jesus Maria!" kreischte Donna Carminella und griff schnell nach dem einzigen Weinglas des Hauses, das sie in der Zerstreuung vor ihre Gäste gestellt.

Donna Cajeta gebärdete sich, als sähe sie den Dichter der Ideale schon in seinem Blute schwimmen und ihren Don auf den Galeeren: im hochroten Kostüm mit Kugeln an den Beinen. (Beide wußten indessen sehr wohl, weshalb sie den Schmuck in die Beichte getragen.)

Donna Carminella gewann zuerst ihre Fassung wieder. Der Schmuck mußte unfehlbar der Madonna geopfert werden. Das brachte Donna Cajeta sogleich wieder zu sich und schreckte sogar ihren Gemahl aus seinen Rachegedanken auf.

„Hundert Scudi wird er wohl wert sein."

„Hundert Scudi!" jammerte seine Donna.

Hätten sie doch geschwiegen! Bei Donna Carminella zeigten sich Symptome ihrer Krampfzufälle. Sämtliche Heiligen wurden unter wilden Lamentationen zu Zeugen angerufen, wie die Seelen des Ehepaares einmal brennen würden. Dieses begann schon jetzt Angstschweiß zu schwitzen und dankte zuletzt Donna Carminella und allen Heiligen, als ihm gnädig versichert ward, daß der Schmuck von der Madonna angenommen werden würde; er hätte und hätte sonst auf die Kanzel hinauf müssen! (Von der er dann doch nimmer wieder heruntergekommen wäre.)

Aber was sollte mit Maja und dem Inglese geschehen? Der Schmuck hatte sie in aller Leute Mund gebracht: alle Leute erwarteten, daß etwas geschehen werde, und in diesem Augenblick sah ganz Felice auf Donna Carminella, ob sie die Angelegenheit in die Hand nehmen wolle.

Sie überlegte. Während dieser großen Aktion verharrte das Ehepaar in Angst und Zweifel. Endlich, als die Gewaltige noch immer nicht den Mund aufthat, mußte Donna Cajeta sich entschließen, den ihren zu öffnen.

„Da ist auf Capri eine, die Angiolina heißt und die jetzt einen Inglese heiraten soll —"

Beider Augen hingen an den Lippen der fetten Dame; doch diese blieben geschlossen. Ganz Würde und reine Wäsche saß sie unbeweglich da. Donna Cajeta mußte fortfahren, sie mochte wollen oder nicht.

„Und da ist auf Capri eine Pfarrersköchin, die bekommt, wenn der Inglese mit der Angiolina Hochzeit macht, zweihundert Scudi Heiratsgut. Bei der Madonna, die bekommt sie —"

Weder sie noch der Don wagten zu atmen.

Donna Carminella blieb nach wie vor sprachlos, aber sie nahm eine geringschätzende Miene an. Die beiden Garzoli erblaßten und warfen sich einen Blick zu.

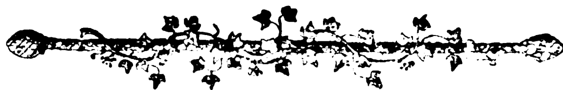
„Dreihundert Scudi," seufzte des armen Don Garzoli arme Gattin. — Donna Carminella schwieg.

„Vierhundert Scudi," stöhnte Camillos unglückliche Mutter. — Donna Carminella schwieg.

„Fünfhundert Scudi!" schrie Frau Cajeta. — Donna Carminella schwieg, aber — sie lächelte.

Sie nahm die Angelegenheit in ihre Hand. San Felice durfte ruhig sein.

(Schluß folgt.)





Alfred Meißner.

Eine litterarische Skizze
von
Fritz Lemmermayer.

esterreich konnte früher der Staat der Überraschungen und Unbegreiflichkeiten genannt werden. Aus unbewölktem Himmel fuhr plötzlich ein verheerendes Gewitter nieder, und aus sturmwolkiger Höhe brach, unerwartet und verblüffend, ein schöner Sonnenstrahl. Um unbildlich zu sprechen: wir sahen Wirkungen, nach deren Ursachen wir vergebens forschten; wir sahen Ursachen, auf deren Wirkungen wir umsonst harrten; wir standen Erscheinungen gegenüber, deren kausalen Zusammenhang wir nicht zu erkennen vermochten; wir sahen Thaten geschehen, deren Grund uns unfaßbar schien; wir erkannten zwingende Gründe, die eine That erheischten, zu welcher es aber niemals oder doch zu spät kam. Dieser seltsame Zustand der Überraschungen und Unbegreiflichkeiten und auch der Verwirrung — Ferdinand Kürnberger hat ihn irgendwo „asiatisch" genannt — offenbarte sich ebenso auf politischem als auf socialem und litterarischem Gebiete.

Zu den Unbegreiflichkeiten gehörte es, daß Österreich, im Herzen Europas liegend, an den beiden großen geistigen Strömungen, deren eine vom Süden unseres Erdteils, deren andere vom Norden ausging, die sich wundersam verschlangen und durchdrangen und das gesamte Kulturleben in neue und große Bahnen führten, keinen Anteil genommen hatte. Es sind Renaissance und Reformation. Rings um Österreich gärte ein Meer von gewaltigen Neuerungen, Österreich selbst wurde kaum vom Gischt berührt, es blieb inmitten der unruhvollen Bewegung eine einsame Insel; es hat den zweifelhaften Ruhm, das China Europas gewesen zu sein, jedoch ohne die ameisenartige Rührigkeit und Emsigkeit der Bewohner des asiatischen Zopfreiches.

Die Renaissance trat drei Jahrhunderte früher als die Reformation in die geschichtliche Erscheinung. Sie ist die große Vermittlerin zwischen Altertum und Neuzeit. Von Italien aus, wo es an antiken Traditionen und an sichtbaren Denkmälern antiken Geistes nicht fehlte, nahm sie über Spanien und Frankreich ihren Weg nach Deutschland. Als sie hier anlangte, lebte die christliche Welt schon im sechzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Reformation. Was der romanische Süden begonnen, vollendete der germanische Norden. Eine lange Bahn geht von Florenz nach Wittenberg; an ihrem Anfang steht Dante, an ihrem Ende Luther; jener ist der sublime Begründer der Renaissance, dieser der Vollender der Reformation. Auf offenem Markte sitzt einsam der welsche Denker und beobachtet mit sinnendem Auge das Treiben der Welt, um es zum Vorbild seiner Hölle zu nehmen, in deren Pfuhl er auch Päpste wimmern läßt; und der deutsche Mönch eilt, von Studenten

und Bürgern geleitet, auf den öffentlichen Platz, um die Bulle des Papstes zu verbrennen. Jeder ist von der christlich-theologischen Weltanschauung erfüllt: Dante beschreibt mit hinreißender Gewalt das Reich des Teufels, und Luther begegnet ihm sogar persönlich und wirft ein Tintenfaß nach seinem Kopf. Dennoch ist jeder von ihnen in seiner Art ein Freigeist, ein titanischer Stürmer; jeder ist der potenzierte Ausdruck seiner Zeit, von den Irrtümern der Zeit befangen und ihr vorauseilend in dithyrambischem Fluge um Jahrhunderte. Jeden hat ein himmlischer Zorn zu seinem Thun begeistert: den hageren Italiener mit dem tief melancholischen Gesicht zu seiner „commedia“, den kräftigen Deutschen mit dem Gesicht voll Lebenslust und Bonhomie zu dem Bruch mit dem Papsttum. Zwischen beiden in der Verschiedenheit so viel Ähnlichkeit. Renaissance und Reformation entlehnten dem Heidentum und dem Christentum die schönsten Elemente; beider Ziel war: Errettung aus den drückenden Fesseln der mittelalterlichen Scholastik, einer Scheinwissenschaft, die, obwohl es ihr an genialen Vertretern nicht mangelte, zu Grunde gehen mußte, weil sie keine Lebensfähigkeit besaß, weil sie im innersten Kern unfruchtbar und heillos war. Was die Renaissance auf dem Gebiete der Kunst geleistet hat, wird zu allen Zeiten Bewunderung erregen; ihre architektonischen, plastischen und malerischen Dokumente sind ohne Zahl; ihr Ideal wurde an dem Ideal der Griechen genährt, es war die Schönheit der Linie, die Harmonie jedes Teiles für sich und jedes Teiles in Bezug zum Ganzen, es war die idealisierte Wirklichkeit, die in die Sphäre der Schönheit erhobene Realität, die göttliche Nacktheit. Auf dem Gebiete der Wissenschaft heißt die Renaissance Humanismus. Dieser hat sich an dem griechischen Schrifttum, dem echten, unverfälschten, großgezogen, seine Basis ist die Jesuslehre in ihrer ursprünglichen Reinheit, er ist eine rein sociale Erscheinung, er erstrebte, was die französische Revolution vollzog: die Erklärung der Menschenrechte. Er ist in seinem Wesen demokratisch und enthält im Keime die modern-sociale Frage. Er wollte ausgleichen die schroffsten Gegensätze der Gesellschaft, ein und dasselbe Recht schaffen für Fürst und Bauer, heranziehen die Enterbten zum menschlich-warmen Leben, eintreten für die menschliche freie Denkart. Die Reformation, obenan Luther, griff das Problem auf. Der Mönch übertrug es auf das religiöse Gebiet, für das sociale hatte er kaum ein Verständnis, er war dem leibeigenen Bauer nicht hold und wendete sich, im Gegensatz zu Christus, mit Vorliebe an die großen Herren. Hatte der Humanismus die Leiber und Geister befreit, so befreite Luther das Gemüt. Wie Renaissance und Humanismus von Süd nach Nord, so strömte die Reformation von Nord nach Süd.

Und Österreich?

Es hatte seine feste chinesische Mauer und verharrte innerhalb derselben in seiner Unbegreiflichkeit. Für freiere Bewegung war hier kein Raum, hier war alles eng und dumpf; für Befreiung, welchen Namen sie immer haben mochte, fehlte Sinn und Verständnis. Die Arbeit des Humanismus und der Reformation konnte hier nicht gethan werden. Hier war der Katholicismus zum finstersten Dogmatismus erstarrt. Wenn hier ein Humanist seine Wohnstatt aufgeschlagen und in heiterer Freiheit des Geistes antidogmatische Schriften verfaßt, z. B. die Hexenlehre geleugnet hätte, so würde der Henker die Schriften konfisziert und öffentlich verbrannt haben. Der Protestantismus hatte auch im österreichischen Volke seine Anhänger; doch da geschah es unter Ferdinand II., daß zwei Thore geöffnet wurden: durch das eine wurden die Protestanten aus dem Lande verjagt, durch das andere die Jesuiten ins Land gezogen, welches im Geiste des Mittelalters verharrte bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein, bis in die Zeit Josephs II., des Freigeistes und Revolutionärs unter den österreichischen Monarchen. Er öffnete

abermals zwei Thore: durch das eine wurden die Jesuiten abgeschafft, durch das andere die Angehörigen nichtkatholischer Glaubensbekenntnisse eingelassen.

Durch die Reformation wurde der Schwerpunkt des geistigen Lebens in Deutschland nach dem Norden verlegt. Nur hier, niemals in Österreich, konnte die philosophische Revolution, welche den Namen Kant trägt, vollzogen werden, nur hier konnte die deutsche Dichtung zu klassischer Vollendung sich entfalten. Österreich hat daran nicht den geringsten Anteil, denn es wäre thöricht, Denis mit Klopstock, Sonnenfels mit Lessing, Blumauer mit Wieland vergleichen zu wollen, in Bezug auf Goethe und Schiller aber fänden sich nicht einmal Namen, die mit den Apostelfürsten der deutschen Litteratur in eine Parallele gezogen werden könnten.

Da geschah eine neue Unbegreiflichkeit: in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts trat in Österreich ein bedeutender Dichter um den anderen auf. Österreich zeitigte einen Johannistrieb des deutschen Klassicismus. In Grillparzer hat man einen ausgezeichneten Dramatiker bewundern gelernt und in Lenau einen Lyriker ersten Ranges; Ferdinand Raimund ist ein Volksdichter, dessen Märchendramen neben diejenigen Stücke Shakespeares, welche phantastischer Art sind, gestellt wurden; in Anastasius Grün (Anton Alexander Graf v. Auersperg), einem Dichter voll Schwung und Farbe, hat die politische deutsche Lyrik der vierziger Jahre ihr Vorbild gesehen. Österreich hatte, wundersam genug, in einer Sache einmal den Anfang gemacht. Zu Grün gesellte sich Karl Beck, der feurige Dichter des Socialismus. Einige Jahre später betraten Moriz Hartmann und Alfred Meißner den litterarischen Plan, jeder kampfbereit, denn die damalige Dichtung, die Dichtung der dreißiger und vierziger Jahre, ob sie nun junges Deutschland oder politische Lyrik heißt, war Kampf. — Was aber hatte in Österreich so großen Mut entfacht? Was so viel latente Kraft frei gemacht? Kaum läßt es sich begreifen und erklären. Die internen Verhältnisse waren in Österreich niemals schlechter als damals. Das damalige Regierungsprincip lautete kurz und bündig: Volk, gehorche und schweige! Die Österreicher, phlegmatischer und sanguinischer Art, thaten es redlich: sie gehorchten und schwiegen. Nur der Dichter hat niemals lauter, niemals leidenschaftlicher, niemals verwegener in Österreich gesprochen als damals. Mit dem Priester Hand in Hand ging der Soldat, die bevorzugten Stände. Kaum einmal haben sich Kreuz und Bajonette besser vertragen. Die gewichtigste Stütze der Regierung war die Polizei, deren Hauptinstitution war die Censur, ihre Partisane waren der Spion und der böhmische Polizist mit der Parole: Zaruck! Die Dichter riefen: Vorwärts! Jedes ihrer Werke mußten sie vor der Drucklegung, auch wenn diese im Auslande stattfinden sollte, der Censur überreichen, einer Censur, die an Engherzigkeit, Feigheit und Blödsinn das Unerhörteste leistete. Und dennoch dichtete Lenau seine „Albigenser“, eine begeisterte Verherrlichung des verfolgten Ketzertums. Das Volk lebte in dumpfem Genusse dahin, den die Regierung gern begünstigte. Kaiser Franz kannte seine Wiener; er wußte, daß es ihnen eine kindische Freude bereitete, wenn er mit ihnen im Wiener Dialekt sprach, wenn er sich leutselig in ihre Mitte begab und sie seiner Liebe versicherte. Auch Fürst Metternich kannte die Wiener; er wußte, daß sie schwiegen, solange ihre Genußsucht Befriedigung fand; er wußte, daß sie nicht zum Denken kamen, solange sie bei Tische saßen. Um sie von ernster Gedankenarbeit fern zu halten, gab man ihnen einen Spaßmacher, der sie baß ergötzte. Er führte den Namen Bäuerle, dessen derbe Possen jahrelang unter größtem Beifall auf den Volksbühnen in Scene gingen. Das völlig dem Sinnenkultus gewidmete Leben nannte man gemütlich. Aber diese Gemütlichkeit, dieses gegenseitige Streicheln des Bauches, dieses verständnisinnige Gutheißen des Gemei-

nen ist gleichbedeutend mit Roheit und Gewissenlosigkeit. Man verfolgte und peinigte den Geist und zog den Unsinn groß; aber der Geist bäumte sich auf und wuchs zu einer Größe an, die in Erstaunen versetzt. Nur so läßt sich das Auftreten so vieler bedeutender Schriftsteller erklären, welche samt und sonders dem Josephinismus huldigten, das ist einer aufgeklärten, liberalen Regierungsform.

Geweckt wurden die schlummernden Geister durch die Julirevolution, welche die dreißiger Jahre eröffnete. Der Drang zu reformieren machte sich wie in ganz Europa so auch in Österreich geltend. Die Schriftsteller zumal wurden von einem unbestimmten Sehnen nach besseren Lebensformen ergriffen. Byrons grandiose Poesie der Zerrissenheit erregte die Welt. Zu der Unzufriedenheit mit der Regierung gesellte sich die Unzufriedenheit mit dem Leben im allgemeinen, der Pessimismus wurde in Permanenz erklärt. In Österreich verlieh besonders Lenau, ein melancholisches Genie, dieser Stimmung einen ergreifenden poetischen Ausdruck. Ihm folgte in den vierziger Jahren Alfred Meißner. Vor unlanger Zeit ist, von ihm selbst verfaßt, die Geschichte seines Lebens erschienen. Darin berichtet er über seinen Gemütszustand, welcher dazumal derjenige aller aufstrebenden Talente war.

Mit klar ausgesprochenen Forderungen traten die österreichischen Schriftsteller nicht auf, auch nicht Anastasius Grün, welcher der bestehenden Mißwirtschaft noch am nachdrücklichsten zu Leibe ging. Die politischen Lyriker Deutschlands, die Herwegh, Prutz, Dingelstedt, Fallersleben, durften es wagen, gleichsam mit verünzierten Petitionen und Resolutionen sich der Regierung zu nähern; wer aber innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle atmete, mußte es entweder bei unausgesprochenen Wünschen oder andeutenden Hoffnungen bewenden lassen. Meißner ebenso als seine dichterischen Vorgänger, welche samt und sonders über brennende Farben verfügten, aber nur ausnahmsweise plastisch zu gestalten wußten, welche samt und sonders auf der Zinne ihrer Zeit standen, erfüllt waren von Freiheitsdurst und Thatendrang, aber dennoch über traumhafte Ahnungen nicht hinauskamen.

Die Gedichte Meißners erschienen 1845 in Leipzig. Man würde ihnen unrecht thun, wenn man sie mit Johannes Scherr kurzweg „sociale Tendenzpoesie“ nennen wollte. Die Tendenz des Tages: Freiheit, Fortschritt, Emancipation, überwiegt allerdings, und das damals mit besonderem Eifer erörterte sociale Problem, der Ausgleich zwischen Geld und Arbeit, bildet das Hauptthema, aber die warme, einem aufgewühlten, zornglühenden Gemüt entquellende Empfindung, die leidenschaftliche Sprache und die an poetischem Detail reiche Stimmungsmalerei erheben die Gedichte aus dem Bereich der kampferfüllten Wirklichkeit in die Sphäre der Kunst. Zwar ist die Form der Gedichte nicht immer korrekt — ruhig schreibt Meißner: „am harten Flammenpfahl gebunden“ — aber dennoch bisweilen von großer Schönheit, überraschend durch originelle, mit Konsequenz durchgeführte Bilder. Manchmal verliert Meißner alles künstlerische Maß, sein Haß wider das Unrecht in der Welt und die Machthaber, die tausendfältige Wunden der Menschheit heilen könnten, aber ihre hohe Pflicht verabsäumen, reißt ihn zu Ungeheuerlichkeiten hin, die nicht zu rechtfertigen sind; doch Meißner, eine kraftstrotzende Natur, hat mit bebendem Herzen geschrieben, und da mag es denn leicht geschehen sein, daß er die Schönheitslinie verrückt und verkraust zu Papier gebracht hat. Es erging ihm ähnlich wie Viktor Hugo, der seine gegen Napoleon III. — „Napoléon le petit“ — gerichteten Satiren ohne jede Selbstbeherrschung schrieb und seiner inneren Empörung tollkühn die Zügel schießen ließ. Meißners direkte Vorbilder waren George Sand und Lord Byron, welche er in schwungvollen Dithyramben feierte, und Nikolaus Lenau. Diese drei Dichter vornehmlich sind es, welche ein genial-revo-

lutionäres Element in die Litteratur brachten, ausgehend von der Unzulänglichkeit aller Erdendinge im allgemeinen und der politischen Satzungen im besonderen. Die Sand warf, keck und kokett, der verlogenen Gesellschaft einen Fehdehandschuh vor die Füße, ihr bedeutete die schriftstellerische Arbeit Kampf auf Tod und Leben; Byron rief die Steine auf wider die Tyrannen der Erde; Lenau wählte sich den Tiger zum Genossen und forderte ihn auf, den Tyrannen zu quälen. Meißner nahm das pessimistische Thema auf und bearbeitete es in mannigfachen Variationen. Mit Lenau insbesondere teilt er die Melancholie. Allerdings ist die Melancholie Lenaus und Meißners verschieden vom Grunde aus. Lenau lag sie im Blute, sie war seine stete Begleiterin, der Dämon, der ihn zum Wahnsinn trieb. Bei Meißner, der nicht so erschütternde Seelenkämpfe wie Lenau zu bestehen hatte, war sie mehr äußerlich; er impfte sein Gemüt mit diesem unheilvollen Stoffe; die Quelle seiner Melancholie war der Widerspruch zwischen der von ihm erbauten idealen Gedankenwelt und der Welt der schalen Wirklichkeit. Lenau wäre auch in einer glücklicheren Zeit als der Metternichschen der träumerische Melancholiker geworden. Das tragische Weltgesetz, welches keine Harmonie kennt, keine Moral und keine Gerechtigkeit, indem es einen schnöden Widerspruch unausgeglichen bestehen läßt zwischen Schuld und Schicksal, zwischen That und Los, den Schuldlosen mit dem Schuldigen vernichtet, ja den ersteren untergehen, den anderen siegen läßt, einem Sokrates den Giftbecher reicht und Christum ans Kreuz schlägt — dies tragische Weltgesetz wurde von Lenau in seiner ganzen mystischen Tiefe erfaßt und in seinen Dichtungen mit dämonischer Kraft offenbart. Für ihn gab es weder in der Natur noch im Menschenleben ein Kompromiß, einen Ausgleich, eine Versöhnung; er ließ sich von optimistischer Schönrednerei nicht täuschen; auch er empfand die Schönheit eines Baumblattes, aber er sah auch den Wurm, welcher darunter nagte; er vergaß keinen Augenblick, daß auch im Schönsten, was lebt, die Säfte der Verwesung brauen. Anders Meißner. In einem glücklich regierten Staat, einer stillen, friedfertigen Zeit wäre er kaum der Dichter der Melancholie geworden: für ihn war der Schmerz nichts Positives, er war durch die äußeren Verhältnisse bedingt und konnte von dem Dichter überwunden werden, für ihn gab es Heil und Rettung. In seiner Lyrik hat Meißners Weltschmerz einen bedeutenden Ausdruck gefunden, besonders in den Gedichten, welche die kalte Teilnahmlosigkeit der Natur an den Leiden der Menschheit zum Gegenstande haben: „Einöde“, „In der Gebirgswüste“, „Stimmen auf der Heide“ sind dichterische Fresken, durch Gedankenreichtum, Schwung der Phantasie und Kraft des Ausdrucks ausgezeichnet.



Alfred Meißner.

Allerdings findet sich, was bei Lenau gänzlich fehlt, bei Meißner bisweilen: ein gewisses Kokettieren mit dem Leide; das Leid ist ihm nichts Schreckhaftes, ja es bereitet ihm gar ein Lustgefühl:

Doch fühl ich, da dies Herz dem Tod geweiht,
Es liege hohe Lust im tiefen Leide.

Unter dem Titel „Frühling" dichtete Meißner eine Reihe heißer Liebeslieder, durch Anmut und Wohllaut ausgezeichnet; als besonders gelungen seien die Lieder „Wunsch" und „Ein wenig Wein, ein wenig Liebe" hervorgehoben. Völlig als Kind seiner Zeit erweist er sich in denjenigen Poesien, welche die sociale, von Frankreich ausgehende Bewegung zum Gegenstande haben. Meißner hat ein tiefes Gefühl für die Leiden der Menschen; in dem Gedicht „Demos" singt er:

Eigne Schmerzen trag ich still beherzt,
Eigne Schmerzen will ich stumm verhehlen,
Aber mehr als alles andre schmerzt
Mich die Irrsal von verlornen Seelen.

Das sind nicht bloße Worte; es ist ein Bekenntnis, dessen Echtheit die Gedichte „Einer Gefallenen", „Den Reichen", „Ein armer Mann", „Neue Sklaven" in ergreifender Weise erhärten. Originell und von eigentümlichem Zauber sind die Gedichte „Kommunion", „Die Schenke", „Die Schmiede". Die starke Plastik derselben übt, verbunden mit einem eigenartigen Kolorit, eine Wirkung aus, von deren Macht kaum ein Leser unberührt bleiben dürfte. Ist es auch eine Ungerechtigkeit, den Gedichten Meißners, wie es geschehen ist, inhaltsleere Rhetorik vorzuwerfen, so läßt es sich doch nicht verhehlen, daß eines oder das andere zu einem Pathos sich aufschraubt, welches zu dem gedanklichen Inhalt in einem Mißverhältnis steht. Weil sich Meißners Lyrik nicht nur mit Ich-Freuden und Ich-Leiden beschäftigt, sondern in ihr das neuzeitliche Streben nach freieren, auf der socialen Gleichberechtigung aller Menschen beruhenden Lebensformen einen kräftigen Wiederhall gefunden hat, war auch ihre Wirkung auf das Publikum groß, und der junge Poet — Meißner wurde 1822 zu Teplitz in Böhmen als Sohn eines Arztes geboren — durfte sich einer raschen Folge neuer Auflagen erfreuen. Der Erfolg blieb ihm auch bei seinem zweiten Werke treu, dem epischen Gedicht „Ziska".

Es ist sein Hauptwerk und dasjenige, welches seinen Namen der Nachwelt dauernd überliefern wird. Der Stoff ist großartig und heroisch, wie ihn das Epos braucht. Schon Lenau hat den Glaubenskrieg in seinen zwei berühmten epischen Gedichten behandelt: in „Savonarola" den Kampf **für** die Mystik des Urchristentums, welche ihre Quelle im Gemüt hat, und **gegen** die verstandeskalte, in hohlen Dogmatismus erstarrte Scholastik, sowie gegen die heidnisch-päpstliche Verweltlichung des Christentums; in den „Albigensern" den Kampf der nach geistiger Freiheit ringenden Häretiker gegen dumpfe, ertötende Orthodoxie. Solche Probleme lagen in einer Zeit, wo alles nach Erlösung aus geistigen und leiblichen Fesseln rang, in der Luft. Meißner, stets aktuell, stets bemüht, mit dem Publikum in lebendiger Fühlung zu bleiben, wählte den Hussitenkrieg in Böhmen zum Gegenstand seiner Dichtung. Sie erschien 1846 wieder in Leipzig, in Österreich wurde sie sofort verboten. Der Erfolg war groß und allgemein, Meißner wurde fortan den ersten Schriftstellern seiner Zeit beigezählt. Ein einheitlich geschlossenes Kunstwerk ist „Ziska" nicht; das Werk ist ungleichmäßig in seinen Teilen, der epische Charakter wird nicht streng festgehalten, die lyrische und auch elegische Malerei der Stimmungen und Begebenheiten ist stärker als die deutlich veranschaulichende Plastik. Trotz solcher Mängel ist „Ziska" eine bedeutende, an Einzelschönheiten reiche Dichtung von ebenso menschlichem als künstlerischem Gehalt. Aus der nebelhaften Verschwommenheit tritt nur selten eine fest ausgeprägte Gestalt, aber gerade das Schattenhafte, geisterhaft Verschwebende der Situationen und Menschen, an die in Wolken ausgekämpfte Hunnenschlacht Kaulbachs gemahnend, verübt einen zauberhaften, nachhaltigen Eindruck.

Der große Erfolg seiner bisherigen Thätigkeit bestimmte Meißner, welcher die medizinischen Wissenschaften zum Brotstudium erwählt hatte, doch ohne innere Neigung und Beruf, sich völlig der Litteratur zu widmen, eine Absicht, die durch den Verkehr mit vielen Litteraten, zumal Österreichern, genährt wurde, welche in Leipzig, durch gemeinsame Interessen, gemeinsame Leiden und Freuden vereinigt, eine kleine Kolonie bildeten. Zahlreiche Reisen förderten ihn mächtig und vertieften des geistig bewegten Mannes Anschauungen über Menschen und Dinge, vornehmlich ein längerer Aufenthalt in Paris, dessen ersprießlichstes Ergebnis Meißners Beziehungen zu Heine waren.

Meißners fernere schriftstellerische Wirksamkeit ist eine sowohl innerlich als äußerlich reiche. Er versuchte sich mit größerem oder geringerem Erfolge auf allen Gebieten. Er verfaßte Essays, Skizzen und Feuilletons über sociales Leben, Litteratur und mannigfache Gegenstände, dichtete Dramen, Novellen und Romane, die alle ein vollgültiges Zeugnis seiner vielseitigen Begabung ablegen und ebenso seine Fehler als Vorzüge aufweisen. Meißner hat sich, allerdings ohne seiner Eigenart sich zu entäußern, allzu häufig und intim an Vorbilder angelehnt, deren Geist just die Zeit erfüllte und beherrschte, so daß seinen Schriften ein eklektischer Charakter anhaftet; auch hat er der ihm vorschwebenden Tendenz zuliebe die reine Kunstform seiner Werke oftmals arg geschädigt. Er arbeitete sie auch in seinen Dramen in einer Weise heraus, die der scharf ausgeprägten Charakteristik häufig Abbruch thut, am entschiedensten in seiner tüchtigsten Arbeit, dem „Weib des Urias“. Der Inhalt entspricht in den Hauptzügen der biblischen Erzählung von König Davids Liebe zur Bathseba und der Ermordung ihres Gatten Urias. Die Komposition ist zwar großzügig, doch oft sprunghaft und verworren, die Scenen insbesondere des ersten Aktes führen eine reiche Stimmung mit sich und sind von unwiderstehlicher Wirkung. Leider verflacht das Stück, je mehr es sich dem Ende nähert, ein Fehler, der, obzwar das deutsche Drama insgesamt daran krankt, vornehmlich österreichisch ist und sogar von Grillparzer nicht vermieden werden konnte. Die später erschienenen Dramen „Reginald Armstrong“ und „Der Prätendent von York“ sind so flüchtig gearbeitet, daß sie in der Geschichte des deutschen Dramas keine erhebliche Rolle spielen. Gewiß ist, daß Heine ein schlechter Prophet war, als er nach der Lektüre des Stückes „Das Weib des Urias“ den Autor „héretier présomptif de la gloire de Frédéric Schiller“ nannte.

Eine ganz andere, eine größere Bedeutung hat Meißner als Romanschriftsteller. Als solcher ist er, was er als Lyriker gewesen, ganz und gar Kind seiner Zeit, aus welcher er schöpft und für welche er schafft. Sein erster Roman: „Der Pfarrer von Grafenried“, später unter dem Titel „Zwischen Fürst und Volk“ veröffentlicht, erschien in den fünfziger Jahren. Seitdem blieb er dieser dichterischen Gattung getreu bis in die jüngste Gegenwart. Die Zahl seiner Romane ist ebenso groß, als jeder einzelne reich an Bänden ist. Aber man folgt ihm gern von Kapitel zu Kapitel, von Buch zu Buch. Meißner bekundet in seinen Romanen, was er im „Ziska“ noch vermissen ließ, bemerkenswerte Gestaltungskraft. Den Schwung der Phantasie wußte er sich zu erhalten, die Schilderungen sind lebensvoll, die Erfindung ist interessant, die Komposition künstlerisch und die Darstellung der Seelenzustände von psychologischer Feinheit. Die hervorragendsten Schöpfungen dieser Art sind „Sansara“, „Zur Ehre Gottes“, „Die Kinder Roms“, „Neuer Adel“ und „Schwarzgelb“. Die behandelten Probleme waren für Meißners Zeitgenossen bedeutungsvoll und wurden von ihnen verstanden. Es sind die Probleme des Staates, der Kirche, der Gesellschaft. In den Romanen „Zur Ehre Gottes“ und „Die Kinder Roms“ bildet die katholische Geistlichkeit den Hintergrund, von welchem sich Personen und Ereignisse in einer

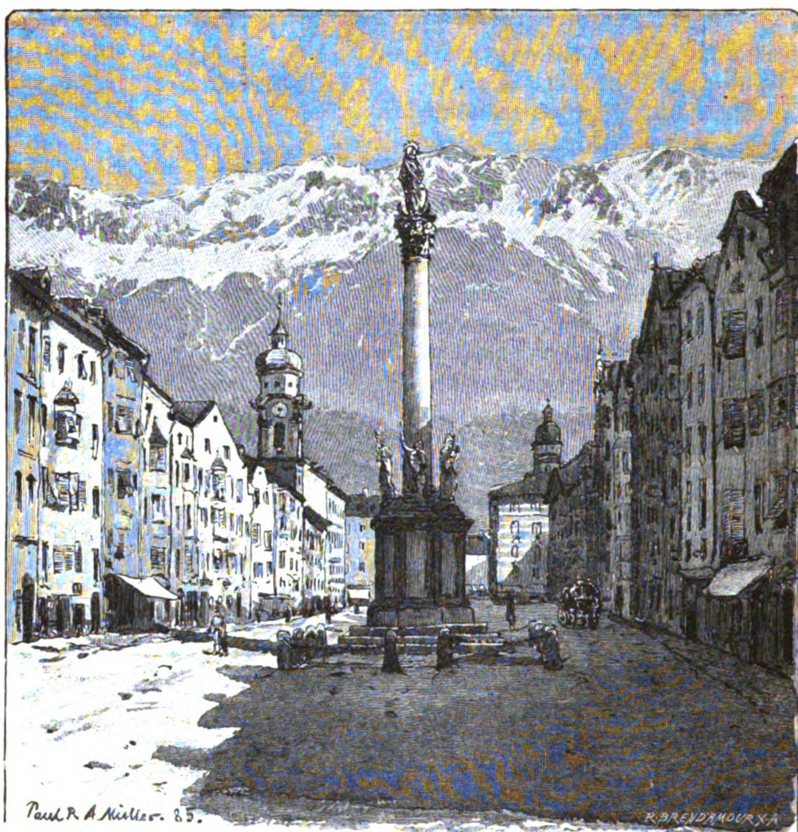
Fülle fesselnder Details reliefartig abheben. Die gegen Rom und den gewaltigen Kirchenapparat, beherrscht vom Zauberer des Vatikans, gerichtete Tendenz springt schroff in die Augen, zu schroff und aufdringlich. Meißners Haß gegen alles, was katholisches Priestertum heißt, verleitete ihn, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Seine Auffassung des Katholicismus ist eine an dem Äußerlichen haftende, und indem er dessen Ausschreitungen und Verbrechen mit lodernder Flammenschrift aufzeichnet, vergißt er völlig seine Segnungen, seine kulturgeschichtliche Mission und seine einem tiefen Gemütsleben entsprungene, in das Leben und seine ernsten Gesetze mächtig einschneidende, geisterfüllte Mystik, jene Mystik, der die größten Künstler der nachhellenischen Welt ihre Kraft gewidmet haben: Raphael malte Madonnen, da Vinci das letzte Abendmahl, Michelangelo das jüngste Gericht, Goethe gab seinem Lebenswerke, seinem „Faust“, einen überschwenglichen christ-katholischen Abschluß, Mozarts Meisterwerk ist ein Requiem und Beethovens grandioseste Schöpfung heißt „Missa solemnis“. Von dem christlich-mystischen Gehalt der zwei eigentümlichsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts, der Philosophie Schopenhauers und dem Musikdrama Richard Wagners, sei, weil sie in ihrer ganzen Tragweite noch nicht überschaut werden können, geschwiegen. Eine weltgeschichtliche Offenbarung also, der die erhabensten und freiesten Geister huldigten, a priori zu verwerfen, geht nicht an, und ausschließlich ihre Nachtseiten darzustellen, um einer Tendenz genug zu thun, ist nicht zu rechtfertigen. Mit diesen allerdings einer starken Persönlichkeit, einem auf sich ruhenden, selbständigen Geiste entspringenden Fehlern der Thätigkeit Meißners söhnt sein reiches Talent immer wieder aus. Die Bilder, die er entrollt, sind dichterische Kartons von verblüffender Wirkung. Malt er auch oft mit breitem Pinsel, gleichsam al fresco, so hat er doch auch Sinn für das Detail und seine intimen Reize. Für einen Epiker eine unentbehrliche Eigenschaft. Er läßt uns das Kolorit der Zeit, in der sich seine Romane abspielen, schauen und zeigt uns das Gebaren seiner Personen, beschreibt uns ihre Tracht und ihren Hausrat, ihr Gehen und Stehen, kurz alle Lebensformen, in denen sich der Geist der Zeit charakteristisch äußert.

Seine dichterische Kraft ist ihm treu geblieben bis zum heutigen Tag. Jedes Jahr erfreut er seine zahlreichen Leser mit einem neuen Buche. Seine letzte Publikation sind zwei Bände „Geschichte meines Lebens“, die eine notwendige Ergänzung zu den Werken des Dichters bilden und die allgemeine Aufmerksamkeit neuerlich auf ihn lenken. Ist in diesen Memoiren auch der Mangel an Mitteilungen auffallend, die Meißners Seelenleben betreffen, so enthalten sie doch eine so große Menge litterarischer Porträts und eine so reiche Zahl aufschlußgebender Daten, daß ihnen das innigste Interesse gesichert bleibt.

Meißner ist ein Schriftsteller, dem keine Entwickelung, kein Auf- und Abwärts nachzuweisen ist. Seine litterarische Wirksamkeit gleicht einem Kreise, Anfang und Ende verfließen ineinander. Er war immer derselbe, der trutzige Anwalt des Rechtes und der Freiheit, er war es vor der Revolution im Jahre 1848, er war es während der Revolution, er blieb es auch in den Zeiten der Reaktion. Meißner blieb sich selbst immer treu, mit Luther kann auch er sagen: Hier steh ich, ich kann nicht anders. Er kämpfte rastlos für seine Ideale als Jüngling und als Mann. Das sollte dem Dichter des „Ziska“ nie vergessen werden.







Maria-Theresiastraße in Innsbruck.

Innsbruck.

Ein Städtebild
von
Hans v. Spielberg.



s ist das Los des modernen Städteschilderers, den Leser vom Bahnhof aus einzuführen — eine meist wenig erquickliche Aufgabe. Wie anders gestaltete sich der Einzug in eine Stadt ehedem, als man mit dem Schwager Postillon, der seine braven Gäule gern vor dem Thore noch einmal zu einem schlanken Trab anfeuerte, einfuhr. Ich bin nichts weniger als ein Verächter des geflügelten Eisenrades, ja ich habe an die gedankenschweren Reminiscenzen der Postschwärmer nie recht ernstlich glauben wollen und sie immer für ein wenig erheuchelt gehalten, aber das scheint mir unleugbar, daß die Bahnhöfe mit ihrem umfangreichen Apparat die Physiognomien unserer heutigen Städte im allgemeinen nicht verschönern, selbst wenn sie im großartigen Monumentalstil aufgeführt sind — vor allem werfen sie den Reisenden meist in irgend

einem Quartier der Stadt an den Strand, das von ausgesuchtester Schmucklosigkeit ist. Früher lernte man auf der Fahrt vom Thor nach dem Posthause ein gut Teil des Ortes kennen, man nahm gewissermaßen vorausblickend ein Gesamtbild in sich auf, man freute sich, schon jetzt dieses oder jenes Baudenkmal zu schauen, freute sich noch mehr auf die spätere eingehendere Betrachtung und sammelte gleichsam seine Gedanken und Erwartungen. Heute steht man unvermittelt und plötzlich inmitten einer stoßenden und drängenden Menge in einem Bahnhofsportal vor einer langen Reihe aufmarschierter Gasthauswagen, bereit, sich wie ein Gepäckstück verladen zu lassen. Der Omnibus — auch eine ebenso praktische wie häßliche Erfindung — setzt sich nach endlosem Harren in Bewegung, man dreht pflichtschuldigst den Straßenfronten den Rücken zu und wird nach kurzer Fahrt von einem serviettenwedelnden Kellner in Empfang genommen und schleunigst in eine Hotelnummer verwandelt.

Ich muß gestehen, der erste Eindruck, den ich diesmal von Innsbruck empfing, war dementsprechend nicht annähernd so günstig als in früheren Tagen, wenn ich, von Landeck kommend, mit der alten braven Post, die heute von der Arlbergbahn depossediert ist, durch die Triumphpforte Maria Theresias einfuhr. Es ist hier freilich nicht der schmuckloseste, aber doch der modernste Teil der Stadt, in dem der Bahnhof liegt: die prächtigen Fronten der großen Hotels, welche ihm gegenüber entstanden sind, die langen Reihen stattlicher Mietskasernen, die aus der Rudolfsstraße herüberblicken, passen so ganz und gar nicht zu den Erwartungen, die man an das „alte, heilige Innsbruck“ zu knüpfen gewohnt ist. Ein Glück nur, daß die alten Bergriesen nach wie vor über die modernen Dachfirsten hinüberschauen und uns mit ihren blauen Gipfeln denn doch allmächtig daran gemahnen, daß wir wirklich im Herzen von Tirol sind.


Triumphpforte in Innsbruck.

Aber erst wenn man in die breite Maria-Theresiastraße einbiegt, fühlt man sich ganz in Innsbruck. Hier konzentriert sich das Leben der Stadt; die von einem Kranz vielerkeriger, altertümlicher Häuser umrahmte Straße ist in der That die Hauptpulsader Innsbrucks. Im Süden bildet die oben bereits erwähnte Triumphpforte, welche die Bürger der Stadt 1765 zu Ehren der Vermählung des Kaisers Leopold II. mit der Infantin Maria Ludovica beim Einzug Maria Theresias errichteten, ihren monumentalen Abschluß. Über dem etwas stark barocken, aber immerhin wirkungsvollen Thor, das gleich einem Januskopf neben den Emblemen der Freude auch die nachträglich angebrachten des Schmerzes trägt, weil Franz I., der

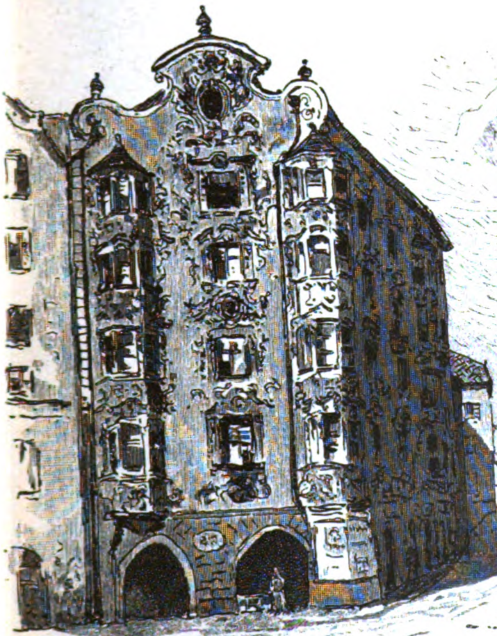
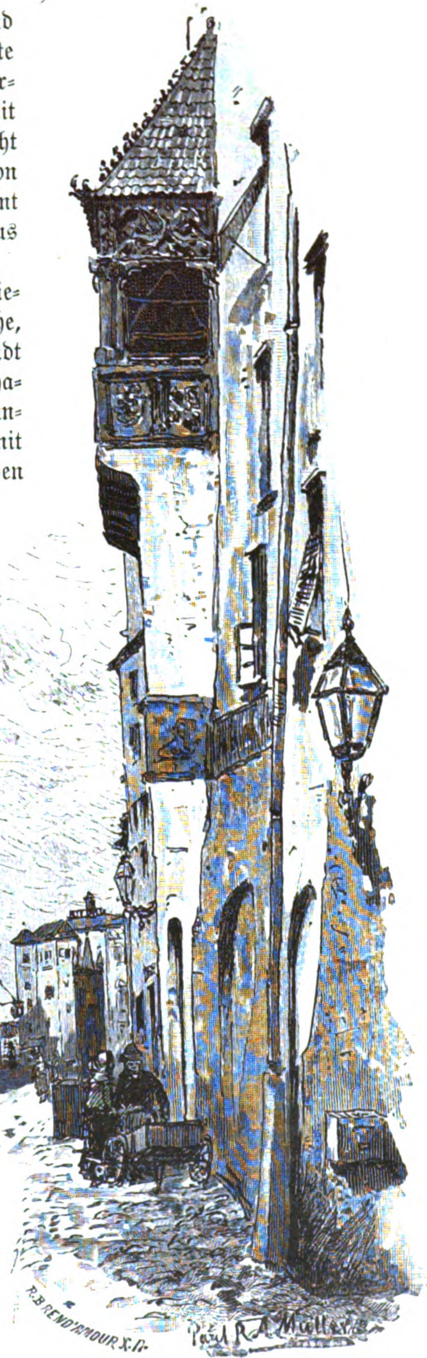


Straße in Innsbruck (rechts der Goldene Hirsch).

Gemahl Maria Theresias, bekanntlich während jener Hochzeitsfestlichkeiten starb, erhebt sich der laubgekrönte Berg Isel, und über diesen wieder ragen, das Panorama begrenzend, die blauen Gipfel der Lauser Köpfe empor. Eine dichte Menschenmasse wogt von früh bis spät die Maria-Theresiastraße bis zum Marktgraben entlang; so rege ist das Straßenleben, daß es fast vergessen läßt, daß man sich in einer Provinzialstadt von kaum 20000 Einwohnern befindet. Freilich stellen die Fremden, für die Innsbruck mehr und mehr zu einem Centralpunkt für alle weiteren Partien ins Hochgebirge wird, ein ansehnliches Kontingent, und die reichen Auslagen der Läden mit ihren unerschöpflichen und oft recht herzlich gesuchten Tiroler Specialitäten finden in ihnen die besten Abnehmer. Neben dem deutschen Touristen fehlt der unvermeidliche Engländer in allen Schattierungen dieses begehrten Genres, vom wirklichen Gentleman bis zum Londoner Stiefelwichsfabrikanten, der sich hier als Lord aufspielt, nicht, neben dem bebrillten Gymnasialprofessor, der samt seinen drei mehr als heiratsfähigen Töchtern für die Ferienzeit typisch geworden ist, wandelt der Bergfex comme il faut mit Lodenjoppe und Alpenstock. Aber die Straße verliert darum doch nicht ihr charakteristisches, fast möchte ich sagen nationales Gepräge: die Liebe zum Neuen und der Reiz des Wechsels scheinen hier unter dem gewaltigen Eindruck der sich ewig gleichbleibenden Berge weniger Macht und weniger verführerische Gewalt zu haben denn anderswo. Wenn auch die oberen Stände dem internationalen Gehrock und — ausnahmsweise — dem schrecklichen Cylinder huldigen und die schöne Welt der neuesten Mode folgt, so fehlt es doch keineswegs an charakteristischen Gestalten: der Kurat vom Lande schreitet bedächtig neben dem geistlichen Herrn von einer der Stadtkirchen, der schmucke Kaiserjäger geht Arm in Arm mit dem Landsmann aus dem Patznaunthal, dem der große breitkrempige Hut mit der spitzen Feder, die braune Jacke und die breite Lederbinde ein Heilig-

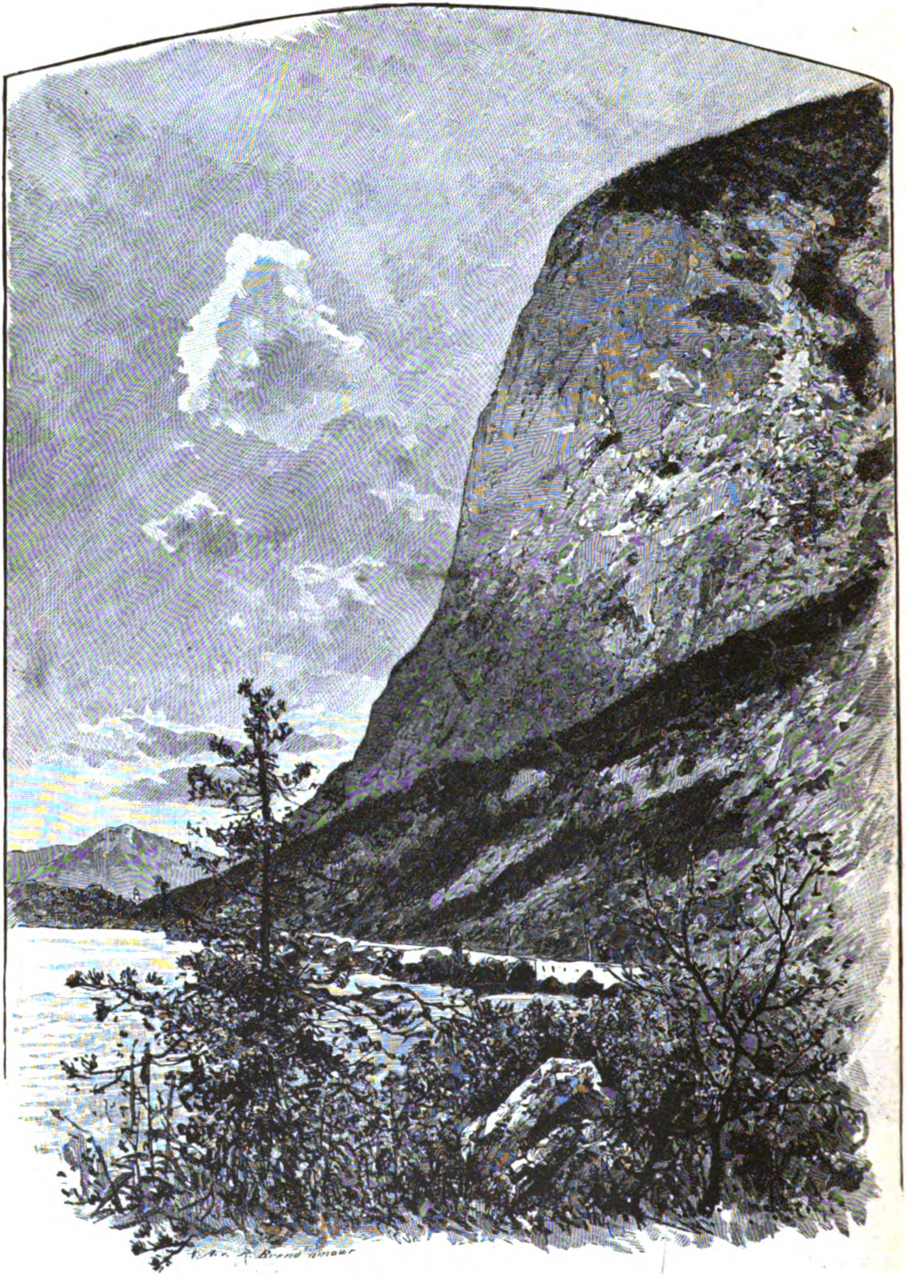
tum geblieben sind — die Frau aus dem Volk und gottlob auch aus dem Mittelstande leistet auch heute noch keinesfalls Verzicht auf den runden, bebänderten Strohhut, den sie erst im reiferen Alter mit dem bunten Kopftuch vertauscht. Ja, die Tracht gilt hier noch gewissermaßen als eine Art von Heimatschein, und der echte Innsbrucker erkennt aus Farbe und Schnitt sofort das stille Thal, aus dem der Träger oder die Trägerin stammt.

Unmittelbar an die Maria-Theresiastraße schließen sich die Lauben an, eine stattliche Arkadenreihe, die zu dem ältesten und malerischsten Teil der Stadt gehört. Hier tragen die Gebäude ganz den Charakter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts; die der Straße zugekehrten Giebel mit ihren kleinen, vielfach geerkerten Fenstern haben

Das katholische Kasino und das Goldene Dachl in Innsbruck.

noch nicht auf malerischen Schmuck verzichtet, und wenn derselbe auch keineswegs immer künstlerischen Anforderungen entsprechen mag, trägt er in seinen warmen Tönen doch zur Färbung des Ganzen bei. Unter den offenen Hallen und in den gewölbten Thorfluren entfaltet sich ein reger Kleinhandel, bei dem die billigeren Artikel des täglichen Gebrauchs überwiegen, aber auch hausierende Edelweißverkäufer und zahlreiche Händlerinnen mit dem köst-



Die Martinswand bei Innsbruck.

lichen, spottbilligen Tiroler Obst eine hervorragende Rolle spielen. Dicht vor dem quer vorliegenden „Goldenen Dachl", nahe der etwas verschnörkelten Fassade des katholischen Kasinos, spaltet sich der Straßenzug in winkelige, unscheinbare Quergassen, in denen sich aber die ältesten Gasthäuser der Stadt befinden: keine Häuser ersten Ranges, aber vortreffliche Wirtschaften, in welchen der trink-

geldheischende Garçon noch nicht die schmucke, freundliche Kellnerin verdrängt hat und deren weit in die Gasse ragende Schilder, zum Teil wie beim Goldenen Hirschen kleine Kabinettstücke der Schmiedekunst alter Zeit, ihr ehrenvolles Bestehen seit langen Jahrzehnten, ja Jahrhunderten bezeugen.

Das Goldene Dachl! Woher mag es wohl kommen, daß dieser allerdings originelle, aber an sich doch kaum besonders hervorragende Erkerbau, fast könnte man sagen: zum Wahrzeichen der Stadt Innsbruck geworden ist? Das Goldene Dachl ist ein Teil der ehemaligen Fürstenburg, die längst in städtischen Besitz überging und von der eigentlich nur noch der eigentümliche spätgotische Erker in seiner ursprünglichen Form konserviert wurde. Bekanntlich soll ihn Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, wie ihn seine Gegner nannten, erbaut und, um dem an ihm haftenden Spottnamen zu trotzen, das Kupferdach mit einem Kostenaufwand von 30000 Dukaten, für jene Zeit eine unerhörte Summe, haben vergolden lassen. In der That ist Friedrich III. heute noch einer der populärsten — wenn nicht überhaupt der populärste aller alttiroler Herzöge, wozu seine romantischen Schicksale in ihrem wiederholten jähen Wechsel wohl auch das Ihre beigetragen haben mögen. Wie die Landecker stolz sind auf ihr Pflasterhaus, von dessen Balkon sich der vertriebene, als Minnesänger verkleidete Fürst zum erstenmal wieder seinem ihm laut zujubelnden Volk zu erkennen gab, so blicken die Innsbrucker stolz auf ihres Friedls Dachl. Und sie thun recht daran, denn Herzog Friedrich war es, der kurz nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1406 Innsbruck zur Landeshauptstadt erklärte, nachdem sich die Stadt fast ein Jahrhundert lang mit Meran um die Ehre, als fürstliche Residenz zu gelten, gestritten hatte.

Äußerlich freilich hat Friedrichs Sohn und Nachfolger, Siegmund, vielleicht noch mehr für die Stadt und ihre Entwickelung gethan als jener selbst. Sein Hof galt als einer der üppigsten im Reich, und wenn die Verschwendungslust des Fürsten auch sehr schnell den reichen Schatz des Vaters erschöpfte und dem Land drückende Lasten auferlegte, der Residenz kam sie doch zu gute. Unter ihm wurde jedenfalls der Grund zu der hohen Blüte der



Die Weyherburg bei Innsbruck.

Wissenschaften und besonders der Kunst gelegt, die Innsbruck bis in das siebzehnte Jahrhundert berühmt machte und die noch heute nachwirkt. Friedrich, Siegmund und vor allem Maximilian I., der im Jahre 1490 die Regierung Tirols aus den Händen des abdankenden Siegmund übernahm, sind Gestalten, die mit der Geschichte des mittelalterlichen Innsbruck aufs engste verwachsen sind — ihnen reiht sich aus späterer Zeit in voll ebenbürtiger Weise nur noch der Kaiser Ferdinand und sein Sohn, der Schöpfer der Sammlungen von Schloß Ambras, an.

An König Max, den letzten Ritter, erinnern hundert Stätten in und um Innsbruck — weilte er doch hier am liebsten, kehrte er doch allezeit gern nach Tirol, dem „Herz und Schild Österreichs", zurück. Im Westen der Stadt mahnt die Martinswand an den kühnen Gemsjäger, dem kein Fels zu steil, keine Schlucht zu breit war, bis er sich schließlich auf einsamer Weidfahrt derart verstieg, daß ihn nur ein Engel aus der gefahrvollen Lage erretten konnte. Schade, daß die historische Forschung der schönen Sage, auf deren dichterische Verherrlichung durch die volltönenden Verse von Anastasius Grün ich kaum hinzuweisen brauche, ihren eigentlichen Reiz geraubt hat — an den wirklichen Erretter des Kaisers aber, an den wackeren einfachen Bauernsohn Oswald Zips, der später für seine schöne That unter dem Namen Hollauer von Hohenfels den Ritterschlag erhielt, erinnert nicht einmal ein einfacher Gedenkstein. Dem Volke bleibt er ein vom Himmel Gesandter, und Tausende wallfahrten immer noch auf jetzt sehr bequemem Pfad zu der kleinen Felshöhlung empor, in der sich Maximilian in Todesangst festklammerte. Ein herrlicher Blick von dort oben über das grüne Innthal hinüber zur sagenreichen Burg Fragenstein, hinab auf das anmutige Dorf Zirl, das alte Cyreola des karolingischen Poapingaus, dessen Grenzen fast genau mit dem Oberinnthal zusammenfallen! Zirl ist eine der beliebtesten Sommerfrischen der Innsbrucker, und der reizende, in üppige Maisfelder eingebettete Ort verdient diesen Vorzug. Zu der jetzt durch die Arlbergbahn überaus erleichterten Verbindung mit der Stadt selbst treten zahlreiche bequeme und äußerst lohnende Partien ins Hochgebirge; wenn aber in den Sommermonaten überall anderswo verheerende Glut herrscht, haucht hier der vom Eiswasser der Gletscher angeschwollene Inn Kühlung herüber, oder der Sommergast sucht in der tief eingerissenen, wenige Schritte vom Dorf entfernten Klamm des Kalvarienberges Erfrischung.

Nördlich Innsbrucks wiederum ist es die herrlich gelegene Weyherburg, die noch heute trotz mannigfacher Veränderungen zahlreiche Andenken jener Tage umschließt, in welchen Maximilian hier Hof hielt. Die Burg, zum Teil auf den Mauern eines altrömischen Zollturmes erbaut, war dasjenige Jagdschloß des Kaisers, in dem er am liebsten weilte; von hier aus unternahm er seine weiten Jagdzüge ins Hochgebirge oder stieg als leidenschaftlicher Fischer hinab zum Inn, hier verlebte er die ersten Wonnemonate mit seiner zweiten Gemahlin Maria Blanca von Mailand, hier erlebte er den stolzesten Triumph seines Lebens, als 1509 die friedenheischenden Gesandten Venedigs vor seinem Thron erschienen. Die Vorliebe Maximilians für das reizende Lustschloß, das sich heute im Besitz des Herrn von Atlmayr befindet, der es mit pietätvoller Liebe pflegt, ist erklärlich — die Aussicht allein von der schattigen Schloßterrasse lohnt der Reise nach Innsbruck. Tief unten im üppigen Thal rauscht der hellschimmernde Strom, in dessen Fluten sich die glänzenden Fronten von Innsbruck spiegeln, das mit seinen Zinnen und Türmen fast an eine italienische Stadt erinnert. Darüber hinaus steigen im weiten Halbkreis die grünen Höhen des Mittelgebirges empor, Berg Isel zeichnet sich ab und der hochragende Turm von Schloß Ambras und hinter alle dem, das Panorama abschließend, ragt eine lange Kette imposanter Berggipfel, in deren Mitte der schöngeformte Serles die

Perle eines köstlichen Diadems zu bilden scheint.

Aber die herrlichste Erinnerung an Maximilian birgt doch Innsbruck selbst in seinen Mauern: ich meine nicht die prächtige dekorative Ausschmückung des Goldenen Dachls, die ihm zu danken ist, nicht die Uranlage der Burg am Rennplatz — ich habe das unvergleichliche Grabdenkmal des Kaisers in der Franziskaner- oder Hofkirche im Sinn. Das Gotteshaus selbst, ziemlich ungünstig zwischen den Nebengrundstücken eingekeilt, läßt in seiner äußeren Erscheinung sehr wenig von seinem herrlichen Inneren vermuten. Desto überraschender wirkt aber die große Leichtigkeit der Formen des letzteren und ihre klassische Schönheit: das hohe Gewölbe stützt sich auf mächtige Säulen von rotem Marmor, die durch mäßig erhöhte Sockel verbunden sind, auf denen sich achtundzwanzig Bildsäulen aus Bronze als Wächter gleichsam des Grabdenkmals selbst erheben.

Auf der Decke des Sarkophags kniet der Kaiser in vollem Krönungsornat, ihn umgeben, auf den vier Ecken der mittleren Deckenstufen sitzend, die Genien der Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke und Mäßigung als Symbole der Herrschertugenden. Die Seitenwände des Grabmals füllen jene weltberühmten vierundzwanzig Marmorreliefs, welche nach Thorwaldsens Zeugnis in unübertrefflicher Weise die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des Kaisers zur Darstellung bringen. Ganz abgesehen von ihrem künstlerischen Wert sind diese „Geschichtstafeln“, wie man sie mit Recht genannt hat, von eminenter kulturhistorischer Bedeutung. Nur ausnahmsweise ist dem Künstler ein Mangel an geschichtlicher Treue nachzuweisen, fast nur in zwei oder drei Fällen, in denen er Maximilian bei Ergebnissen gegenwärtig sein ließ, bei denen er thatsächlich fehlte, und nur ausnahmsweise auch hat er eine gewisse Breitschweifigkeit nicht ganz vermeiden können. Wie wunderbar aber ist die Kunst, mit welcher er dem Gang der Ereignisse gefolgt ist, mit der er die einzelnen Persönlichkeiten, den Kaiser selbst allen voran, so darzustellen gewußt hat, daß sie in voller, ihren Altersstufen angepaßter Porträtähnlichkeit auf den verschiedenen Tafeln zu erkennen sind! Wie getreu sind die Kleidertrachten, der Schmuck, die Waffen nachgebildet, mit welcher entzückenden Feinheit ist die Architektur, wie lebenswahr sind die kaum eine Spanne hohen Figuren durchgeführt! Am wirkungsvollsten aber sind doch die herrlichen Statuen, welche im weiten Kreise den Sarkophag umstehen und gleichsam durch eine große Idee zur künstlerischen Einheit verbunden scheinen: eine mythische Reihe — mit Dietrich von Bern beginnend, von Roland und König Arthur weiter geführt — bezeichnet treffend den romantisch-mystischen Grundzug in des Kaisers oft so rätselhaftem Wesen; zur Geschichte leitet Gottfried von Bouillon über, dem sich die Ahnen Maximilians anschließen. Das Ganze ist ein unvergleichlicher Cyklus, in dem die Poesie der christlichen Weltanschauung mit dem Aufblühen und der Machtentfaltung des Habsburger Hauses verwoben ist.

Erst sehr allmählich ist in die Entstehungsgeschichte des Grabdenkmals Licht gekommen und die Mitwirkung einzelner Künstler an seiner mehrere Menschenalter erfordernden Vollendung klargestellt worden. Heute steht wohl positiv fest, daß die Gesamtanlage, für welche übrigens Kaiser Max sich bereits bei Lebzeiten interessierte, auf die persönlichen Angaben Ferdinands I. zurückzuführen ist, während die Aufsicht über die Bauausführung der Kirche Nikolaus Thuring und später dem verdienstvollen Marx delle Bolla zufiel. Die Marmorreliefs sind der Mehrzahl nach von Alexander Colin aus Mecheln entworfen und ausgeführt, die Statuen mit Ausnahme von König Arthur, Theodorich und Chlodowig durch Gigl Seßschreiber. Interessant ist, daß es Lübkes Scharfblick war, der die beiden Erstgenannten zuerst der Meisterhand Peter Vischers zusprach, was die späteren archivalischen Forschungen in den Akten der

Statthalterei vollkommen bestätigten; die Statue König Chlodowigs dagegen stammt aller Wahrscheinlichkeit nach von dem



Hofkirche und Residenz in Innsbruck.

Augsburger Christian Amberger. Übrigens ist es auffallend, wie weit weniger gelungen die weiblichen Figuren erscheinen; schon ihre schwerfällige Gewandung läßt das fein empfundene Ebenmaß der männlichen entbehren.

Es mag zu dem Ernst der Stätte nicht passen, aber unwillkürlich fiel mir beim Schreiben dieser Zeilen Heines köstliche Schilderung ein, in welcher er die Besichtigung der Statuen durch eine englische Familie beschreibt: Der edle Lord erklärt seiner Gattin getreu nach dem guide des voyageurs die Reihe der eisernen Gestalten, fängt aber dabei an der unrichtigen Seite an, so daß er bald Rudolf von Habsburg im Weiberkleid und die Königin Maria mit langem Bart aufführt. Darob einige Verlegenheit, in welche der ungezogene Liebling der Grazien helfend mit der Erklärung eingreift,

daß es jedenfalls der besondere Wille der hohen Persönlichkeiten gewesen sei, so und nicht anders dargestellt zu werden. Wer dürfe es heute einem König verwehren, sich im Reifrock oder gar in den Windeln gießen zu lassen? — Und der Lakai glotzte kritisch, sein Herr putzte sich die Nase und Mylady sagte: A fine exhibition, very fine indeed!

Die Hofkirche ist eine Art Walhalla für ganz Tirol: hier ruht neben seinen treuen Waffengefährten Speckbacher und Haspinger der unvergeßliche Andreas Hofer, dessen Gedenken ein empfindungsreiches Monument von Schaller gewidmet ist, welches in treffender Weise den einfach bäuerlichen Kriegsmann in der Landestracht, die Kugelbüchse an der Schulter hangend, in der Rechten die Siegesfahne, darstellt. Ihm gegenüber befindet sich das Denkmal für alle Tiroler, welche seit dem großen Befreiungskampfe für das Vaterland fielen — auf der anderen Seite des Schiffes endlich, in der sogenannten silbernen Kapelle, das Grabdenkmal des Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser, von dem trefflichen Colin in weißem Marmor ausgeführt. Ich muß leider gestehen, daß ich mich trotz der unleugbaren Schönheit des Kunstwerkes nicht voll für dasselbe erwärmen konnte — mein Herz hätte der Fürstin eine andere Grabstätte anweisen mögen draußen im grünen Hag, im Schatten des Parkes von Schloß Ambras, das sie so sehr geliebt, das sie berühmt gemacht hat. Mich störten in der vielbewunderten silbernen Kapelle außerdem die an sich gewiß meisterhaften dreiundzwanzig kleinen Heiligenstatuetten durch ihre sonderbare Aufstellungsart: sie sind nämlich auf einem Sims — ich finde keinen passenderen Ausdruck — wie Bleisoldaten aufmarschiert. Ich sollte meinen, es müßte nicht schwer sein, den Statuetten in angemessener Weise und künstlerischer Verteilung im Schiff der Kirche und im Anschluß an das Grabdenkmal Maximilians, für das sie ja zweifellos ursprünglich bestimmt waren, würdigere, sie wirklich zur Geltung bringende Plätze anzuweisen.

Unmittelbar an die Hofkirche schließt sich das kaiserliche Residenzschloß an, die „Burg“ — ein architektonisch recht langweiliger Bau im trockensten Zopfstil, aber mit schönen Räumen im Inneren. Sie vermögen es freilich nicht, den Verlust der alten gotischen Burg Maximilians und Ferdinands zu ersetzen, und es bleibt ewig zu bedauern, daß Maria Theresia, die 1770 den Umbau bezeichnenderweise durch einen ihrer Ingenieuroffiziere bewirken ließ, nicht mehr Pietät für das Vorhandene entwickelt hat. Man kann sich kaum etwas Einförmigeres denken als die langgestreckte, an der einen Seite durch einen plumpen Rundturm abgeschlossene Front des Palastes, der so ganz und gar nicht in die Gesamtphysiognomie der Stadt hineinpaßt.

Wie ganz anders wirkt zum Beispiel die nahe Jakob-Pfarrkirche, die kaum siebzig Jahre vor dem Umbau der Burg durch den ausgezeichneten Baumeister Anton Gump neu aufgeführt wurde, nachdem die alte — die älteste — Kapelle der Stadt, welche an ihrer Stelle stand, ein Raub der Flammen geworden war. Eine kräftig entwickelte Fassade, ein einfacher, klar durchdachter Grundriß in der Kreuzesform der späteren Basiliken zeichnen dies Gotteshaus vor allen übrigen Kirchen Innsbrucks auf das vorteilhafteste aus; sein schönster Schmuck ist freilich das berühmte Marienbild von Lukas Cranach, welches seiner Zeit vom Kurfürsten Georg von Sachsen dem Erzherzog Leopold geschenkt wurde. In höchst eigenartiger, aber durchaus ansprechender Weise ist das herrliche Meisterwerk hier als Altarbild verwendet worden, indem der bekannte Tiroler Maler Schöpf es mit einem zweiten Gemälde derart umrahmte, daß schwebende Engel und Heiligengestalten die Madonna gleichsam zu tragen scheinen.

Wenige Schritte, und wir stehen am Inn, der, ein echter Gebirgsfluß, schäumend und brausend zwischen seinen hochragenden Steinquais dahinströmt. Längst

ist die alte, ehrwürdige Holzbrücke verschwunden, um deren Besitz in den Kämpfen des Jahres 1809 das beste Blut Tirols floß; eine stattliche Eisenkonstruktion überspannt heute den Strom und führt hinüber zu den schnell wachsenden Vorstädten St. Nikolaus und Mariahilf, hinüber in die fruchtbare Höttinger Au, die von einer stolzen Reihe hochragender Berggipfel — dem massigen Solstein, dem Brandjoch, dem Hohen Sattel und vor allem der sagenumwobenen Frau Hitt — begrenzt wird. Dermaleinst sollen die steilen Hänge der Höttinger Au rebenbekränzte Höhen gewesen sein —

Zelem (einst) jön gewäsen guati Zeiten,
's Thal as wia Garten schian,
Wo d'hinschaugst, aff olli Seiten
Sigst krod Troad und Weinberg stian!

Aber mit des Geschickes Mächten war auch hier kein ewiger Bund zu flechten; die Geologen behaupten zwar, das Vorrücken der nordtirolischen Gletscher habe eine sehr erklärliche allmähliche Klimaveränderung hervorgebracht, das Volk weiß es jedoch besser: Frau Hitt, die Riesenkönigin, ließ einst — lang, lang ist's her — ihren ungezogenen Ältesten mit Weizenbrot reinigen, wofür die gerechten Götter ihr üppiges Land durch ein furchtbares Unwetter verwüsteten und sie selbst samt dem Bua in Stein verwandelten. So thront sie noch heute über Hötting und dient als getreue Wetterprophetin; wenn Frau Hitt „a Kappen" aufgesetzt hat, halten selbst die optimistischsten Gemüter die Mitnahme von Waterproof und Regenschirm für unerläßlich.

Hötting besitzt aber außer seiner versteinten Riesin und einem hübschen Kirchlein, in dem das Denkmal des ehrsamen Stückgießers und Büchsenmachers Gregor Löffler das sehenswerteste ist, auch ein wunderthätiges Marienbild, dessen Ruhmesgeschichte so reizend ist, daß ich sie nicht übergehen darf. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts nämlich, so berichtet der vielbewanderte J. Günther im „Alpenfreund", gab es in Innsbruck ein Studentlein, das dem Lateinischen und Griechischen durchaus nicht beikommen konnte. In seiner Examennot schlich der Geplagte öfters dort hinaus, wo er in stiller Einsamkeit ein halbvergessenes Marienbild gefunden hatte, klagte der Gütigen sein Leid und fragte, was mit den Verbis auf μι eigentlich anzufangen sei. Und siehe da, das tückische Heidenidiom mußte dem Gebeteifer weichen, über den stupiden Jungen kam der Geist der Erkenntnis: er machte das glänzendste Examen! Wunderbar ist's nicht, daß das Geheimnis seiner Erleuchtung, das er vermutlich beim Doktorschmaus ausplauderte, zur Nachahmung anspornte und das wunderthätige Bild schnell zahllose Verehrer fand — schade nur, daß nicht jede alma mater eine ähnliche Gnadenstätte besitzt.

Und nun noch einmal zurück durch die altertümlichen Straßen der Stadt selbst: einen Blick noch in die hochgewölbten Räume der 1672 von Kaiser Leopold gegründeten Universität, einen kurzen Besuch noch in dem für ein Privatinstitut sehr reich ausgestatteten Landesmuseum und noch einen Gang durch die langgestreckte Maria-Theresiastraße! Vorüber an der ehrwürdigen Annensäule, die 1706 von den Ständen des Landes „ob hostes tam Bavarum quam Gallum A. 1703 Tyrolim invadentes depulsos", wie die Inschrift besagt, errichtet wurde, führt uns unsere Wanderung nach dem städtischen Friedhof, um den Manen des leider außerhalb seines engeren Vaterlandes zu wenig gekannten Dichters Hermann von Gilm unsere Huldigung darzubringen. War er doch in der That seines Volkes echter Sänger: niemand vor und niemand nach ihm hat so tiefe Blicke in die Volksseele gethan, keiner ihre edelsten Gefühle gleich ihm im Liede verkörpert — er allein verstand wie in einem offenen Buch zu lesen in dem Herzen seines Stammes, dem

Der Glaube eines Herzens Blüte,
Die keusch und schüchtern weder fragt noch klügelt,
Wie sich des Volks treuherziges Gemüte
Im Lächeln der Madonna widerspiegelt!

Wir stehen vor dem Thore der Stadt: vor uns liegt die weitgedehnte Prämon-

stratenser-Abtei Wilten, in deren Kirchenportal die beiden Riesen Haimon und Thyrsus, die sagenhaften Stifter des Klosters, Wacht halten, und unmittelbar fast hinter ihr steigt im sanften, waldbedeckten Hange der Berg Isel empor. Ein gut angelegter Fußpfad ladet zum Bestieg des Vorberges ein, und man erreicht ohne Anstrengung in kaum fünfzehn Minuten die reizenden Parkanlagen des Plateaus, die mit seltenem Geschick der reichen Natur angepaßt sind. Tief unten liegt, von sei-



Inneres der Hofkirche zu Innsbruck.

nen zahllosen Türmen und Türmchen überragt, das Häusermeer von Innsbruck; der Inn selbst windet sich einem breiten Silberband gleich durch das üppiggrüne Thal, mit dem die schroffen Felsformen der jenseitigen Gebirgskette seltsam kontrastieren. Hinter uns grünt der Tannenforst, und zur Rechten rauscht in tief eingeschnittener, wildschöner Schlucht, aus welcher die Brennerbahn in einem weiten Bogen nach der Stadt hinabführt, die Sill — tiefer Frieden herrscht ringsum!



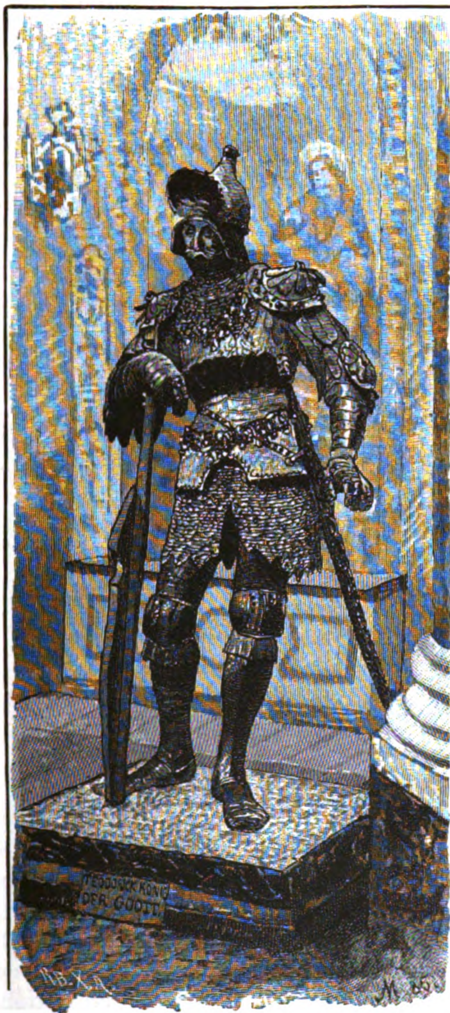
Statue des Königs Arthur von England in der Hofkirche zu Innsbruck.

Aber der Berg Isel hat andere als friedliche Tage gesehen; ein starkes, weit ins Thal vorgeschobenes Bollwerk, spielte er in den Kämpfen des Jahres 1809 um den Besitz von Innsbruck eine hervorragende Rolle: dreimal, am 13. April, am 29. Mai und am 13. August, kämpften die braven Bauernscharen unter Hofers und Haspingers todesmutiger Führung hier gegen den weit überlegenen Feind, dreimal schlugen sie die vereinten Bayern und Franzosen in blutigem Ringen und stießen mit stürmender Hand nach Innsbruck hinein. Es waren stolze Tage damals, als Andreas Hofer, der Sandwirt, wie ihn seine Landsleute — General Barbone, wie ihn die Feinde nannten, auf der Hofburg in Innsbruck als Statthalter seines Kaisers saß und ganz Tirol dem schlichten Bauernsohn zujubelte. Stolze Tage, in denen er selbst stets der bescheidene Sohn der heimatlichen Berge blieb. „Wer mitgessen hat, kann auch mitbeten“ — der Ausspruch des wahrhaften Volkshelden, den er damals in den hohen Sälen des Kaiserschlosses seinem Gefolge entgegenzuhalten pflegte, lebt noch heute fort in den stillen Alpenthälern, in denen sein Bild neben dem des Kaisers der beliebte Zimmerschmuck ist. Wahrlich, die Thaten des kühn wagenden Hofer, des vertrauensvollen Haspinger und nicht zuletzt ihres klug überlegenden Beraters Speckbacher dürfen in Deutschland nicht

vergessen werden — handelten sie auch zunächst nur für ihr engeres Vaterland, so klang der Ruf ihrer entschlossenen, wahrhaften Mannhaftigkeit doch durch das ganze Reich und fand bald hoch oben an der Weichsel ein helltönendes Echo; denn wer könnte es leugnen: was Preußen, was York vier Jahre später voll heldenhaften Gefühls selbsteigener Verantwortlichkeit vollbrachte, die Tiroler Bauern von 1809 haben es vorbereitet! Ehre ihrem Andenken!

Auf Berg Isel selbst, auf dem sich heute die Schießstände der Kaiserjäger befinden, erinnern zwei einfache, würdige Spitzsäulen an die Befreiungskämpfe — eine Viertelstunde ostwärts aber liegt mitten im Waldesgrün ein kleiner freier Platz, das ehemalige Turnierfeld von Schloß Ambras, heute der große Kirchhof von 8000 gefallenen oder an ihren Wunden gestorbenen Kriegern. Hier ruht der Bayer neben dem Tiroler, der Franzose neben dem Sohne der ungarischen Pußta, und dasselbe Kreuz verheißt ihnen allen den ewigen Frieden.

Und wieder nach einer kurzen Strecke anmutigen Waldweges öffnet sich ein heiteres Bild: die Zinnen und der Turm von Schloß Ambras selbst steigen aus dem grünen Laubholz empor. Freilich, ich muß offen gestehen, der erste Anblick enttäuschte mich ein wenig, und wie mir wird es wohl so manchem anderen gehen. Ich hatte mir den berühmten Fürstensitz großartiger, einheitlicher in seiner ganzen Anlage vorgestellt, während er von außen gesehen doch mehr oder minder als ein ziemlich buntes Konglomerat von Einzelbauten erscheint, aus denen das eigentliche Hochschloß kaum wirklich imponierend hervorragt. Die Geschichte des Schlosses erklärt diese Erscheinung allerdings vollkommen. An der Stelle von Ambras — wie sein an das lateinische ad humeros, am Mittelgebirge, anklingender Name beweist — stand schon zu römischen Zeiten ein festes Kastell, und noch heute erinnern acht im Palasthofe aufgestellte Meilensteine aus der Zeit des Septimius Severus an die römische Herrschaft im Innthal; das ursprüngliche Schloß ist dann lange Zeit im Besitz der Andechser Grafen, der ersten Landesherren, gewesen, wurde im zwölften Jahrhundert zum Teil zerstört und war, als es nach mannigfachem Besitzwechsel in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an



Statue Theodorichs, Königs der Goten, in der Hofkirche zu Innsbruck.


Innsbruck von Mariahilf aus gesehen.

dem Bedürfnis, das wesentlich durch das Anwachsen der großartigen Sammlungen des kunstbegeisterten Fürsten bedingt war. Diese Sammlungen und das Andenken an die holde Gestalt der Augsburger Patriciertochter sind es, an denen die Berühmtheit von Ambras heute noch zehrt, denn die Baulichkeiten an sich sind selbst nach den jüngsten, übrigens außerordentlich geschickt und mit liebevollster Pietät durchgeführten Restaurationen an sich kaum von hervorragender Bedeutung, nur der in edelster Renaissance angelegte große „spanische“ Saal des Unterschlosses kann eigentlich auf wirkliche Schönheit Anspruch machen.

Erzherzog Ferdinand, den damals neubestellten Statthalter Tirols, gelangte, ein ziemlich primitiver Bau, der den Ansprüchen der fürstlichen Haushaltung in keiner Weise entsprach und der auch dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, welcher nach der Schlacht von Mühlberg hier gefangen gehalten wurde, wenig zugesagt haben mag. Erst Ferdinand, der auf Ambras an der Seite seiner geliebten Philippine die glücklichsten Tage seines Lebens genoß, gab dem Schloß im wesentlichen seine heutige Gestalt, aber die zahlreichen An- und Nebenbauten, die er aufführen ließ, entstanden augenscheinlich nicht nach einem einheitlichen Plane, sondern successive nach

Leider sind auch die Ambraser Sammlungen dem Schlosse, dem Lande Tirol nicht geblieben — leider! muß man wenigstens vom Standpunkt der Tiroler selbst sagen, wenn es auch nicht zu verkennen ist, daß sie heute in Wien, wohin sie bekanntlich während der Kriegswirren des Jahres 1806 „gerettet“ wurden, der Allgemeinheit von weit größerem Nutzen sind als in dem stillen Schloß bei Innsbruck. Was in Ambras zurückblieb, was später aus den Wiener und Laxenburger Sammlungen nach dort zurückkam, ist doch nur ein schwacher Abglanz der Herrlichkeit von ehedem; aber es ist heute wenigstens in würdiger Weise zusammengestellt und bietet immerhin noch manches Interessante.

Die Waffensammlung, deren Objekte ihrem Alter nach den Zeitraum vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart umspannen, die aber besonders reich an kostbaren Stücken aus der Regierungszeit Maximilians I. ist, erscheint der Mehrzahl der größeren europäischen Sammlungen nicht unebenbürtig, und im Hochschloß sind einzelne der kunstgewerblichen Stücke, ganz besonders Möbel aus dem



Schloß Ambras bei Innsbruck.

sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Holzschnitzereien und Öfen, von hoher Schönheit. Der große Münzenschrank mit seiner überaus reichen Intarsiaarbeit,

einige Kleidertruhen, im geschmackvollen Stile entwickelter Renaissance reich in Holz geschnitzt, und mehrere kostbare Schmuckschränke, die herrlichen alten Täfelungen und Kassettierungen endlich helfen auch einem verwöhnten Auge leicht über die zahlreichen weniger bedeutenden Gegenstände und selbst über manches herzlich schlechte Gemälde hinweg.

Mich zog es wie stets am meisten zu dem bekannten lebensgroßen Bilde der schönen Augsburgerin, und ich war bitter enttäuscht, als mich ein zufälliger Blick in den neuesten Katalog belehrte, daß die Authenticität des Porträts keineswegs ganz sicher sei. Die „Markgräfin von Burgau", wie sie offiziell als Gemahlin des Erzherzogs hieß, ist bereits im reiferen Alter dargestellt, im Hochsommer der Frauenschönheit, aber der edle, durchgeistigte Schnitt des Gesichtes, der kluge, sinnige Ausdruck des Auges ist ihr geblieben. Man fühlt, welche Gewalt den jugendlichen Erzherzog hinriß, als er die Achtzehnjährige bei dem Einritt zum Reichstag des Jahres 1547 zum erstenmal auf dem Söller des väterlichen Hauses erblickte, man empfindet den Reiz, der ihn alle Hindernisse überwinden ließ und bis zum Tode der geliebten Frau an sie fesselte. Denn die seltsame Ehe — seltsam wenigstens für jene Zeit — war in der That eine äußerst glückliche, wie denn auch die häßliche Erzählung, daß Philippine in ihrem noch heute gezeigten, höchst einfachen Badestübchen vergiftet worden sei, längst als Erfindung gebrandmarkt ist. Sie starb am 24. April 1580 nach dreißigjähriger Ehe.

Der Park, welcher heute das Schloß umgiebt, ist im wesentlichen eine moderne Schöpfung im englischen Landschaftsstil — an den weltberühmten alten Garten, von dem auch das Ambras darstellende Blatt in Merians Theatrum Germaniæ topographicum einen Teil giebt, erinnert fast nichts mehr. Verschwunden sind die „Labyrinthe und Paradiese", von denen Erzherzog Ferdinands gelehrter Zeitgenosse Pighius so vieles zu berichten weiß, verschwunden das „Sommerhaus mit dem umlaufenden Tisch", der samt allen an ihm sitzenden Gästen durch Wasserkraft um seine Achse gedreht werden konnte, verschwunden endlich das Bacchusheiligtum mit den nach alter Sitte recht üppigen Zechgebräuchen, dessen „Trinkordnungen und Trinkbücher" sich noch heute in der Wiener Sammlung befinden. Geblieben ist nur der schöne, weitumfassende Blick von den Terrassen auf das sonnige Thal, hinüber über das freundliche Dörfchen Ambras und den schäumenden, blauweiß schimmernden Inn, bis zu den schroffen, majestätischen Felszinnen des Hochgebirges, hinab auf das herrliche Innsbruck mit seinen altertümlichen Giebeln und Dächern, seinen Türmen und Kuppeln.





Die Silhouette.

Novelle
von
Klara v. Sydow.

II.

In großem Gegensatz zu solchen Grübeleien genoß Felix an diesem Abend wieder vollauf den anmutigen Augenblick. Er hatte wahr gesprochen: er hatte sich an die Hausfrau gewöhnt. — Hildas herzliches, gedankenvolles Plaudern, der freie Anstand ihres ruhigen Kommens und Gehens, ja sogar das recht eigentlich Frauenhafte in ihrem Wesen: die Gewohnheit, ein klein wenig Herablassung in ihre Freundlichkeit zu mischen — was sie um so lieber that, als sie eine erst jung verheiratete Frau war — machten ihm die harmloseste Freude. Und ihre voll erblühte Schönheit verursachte ihm keine Sekunde mehr schmerzliche Enttäuschung und Künstlersehnsucht nach einer flüchtigen, phantastisch holden Vergangenheit.

Ja, wäre nicht sein entstehendes Gemälde — der beständige große Hintergedanke dieser Tage — gewesen, auf welchem Hildas gegenwärtige und einstige Schönheit zu einem Ideal anmutig warmer Jungfräulichkeit verschmelzen sollten, möchte das ferne Nornenbild jetzt ganz verblaßt sein.

Hilda ihrerseits war auch um so unbefangener in ihrem Verkehr mit Felix, als sie nicht nur sich selbst gesichert wußte, sondern auch mit dem feinen Takt ruhiger Frauenseelen die wachsende Unverfänglichkeit der ihr gelegentlich dargebrachten Huldigungen herausfühlte. Das ist so Künstlerart, dachte sie und vergnügte sich an den Schmeicheleien wie ein Kind an einem hübschen Spielzeug; zudem wurde auch ihr Mann beständig auf das genaueste von allem, was vorging, brieflich unterrichtet.

Und — „Das ist so Künstlerart!" sagte sich die junge Frau auch, wenn sie Felix mit Susanne lachen und plaudern hörte — wenn sie bemerkte, wie sich die beiden in herausfordernder Neckerei mit Blicken und Zeichen bald zu meiden, bald zu haschen suchten. — Und für Susanne sah sie

keine Gefahr in der freien Art eines solchen Verkehrs, da die wilde Nixe nicht zum erstenmal in dieser Weise mit jungen Männern umging.

Auch heute schien der beiderseitige Übermut lange kein Ende nehmen zu wollen; und als sich Felix endlich wieder zu später Abendstunde verabschiedete und Hilda ihn an sein Versprechen erinnerte, den auf das Beuthensche Haus eifersüchtigen Freund bei ihnen einzuführen — denn als solcher war Ulrich eben zuvor geschildert worden — ergriff Susanne die Gelegenheit, eine kaum beigelegte Neckerei wieder aufzufrischen, und rief: Wenn Sie das thun, entschleiere ich Ihnen auch mein Geheimnis!"

„Wirklich? — ja?"

„Ja — wirklich! — Und, wie gesagt, es ist entsetzlich!"

„Ich glaube an nichts Entsetzliches!"

„Doch, Sie werden sich davor entsetzen!"

„Auch wenn Sie es in höchst eigener lachender Person enthüllen?"

„Auch dann, denn es ist schwarz wie die Nacht."

„Hu! und warum spannen Sie mich nun so auf die Folter? — Sie wissen doch, was ich vorhabe — und daß nicht nur mein Geist thatsächlich im Pinsel steckt, sondern daß auch meine ganze Seele auf der Palette haften sollte, wenn ich male! — Und nun werde ich morgen, während ich jede Sekunde des Lichtes auszunutzen hätte, fortwährend an das große Unbekannte denken müssen. — Sie sind grausam!"

„Wie alle Egoisten!"

„Sind Sie egoistisch?"

„Selbstverständlich!"

„Auch im vorliegenden Fall? — Da bin ich doch begierig!"

„Nun, dann passen Sie, bitte, auf! Der beste Genuß von einem Geheimnis ist weg, sobald man's verrät! — ja, meiner Ansicht nach der ganze! — denn das Heimliche ist das Eigentliche daran!"

„Da haben Sie aber doch unrecht! Ein Geheimnis, um das zum Beispiel nur zwei wissen, ist immer noch ein Geheimnis: es kann geflüstert werden."

„Dann müßt ich das Flüstern erst lernen! Für gewöhnlich ist es nicht meine Sache."

„Diesmal muß ich dir beistimmen, Suse," sagte Hilda; und alle drei lachten.

„Es läßt sich aber alles lernen," bemerkte Felix, nicht mehr lachend, sondern nur noch aufgeregt lächelnd, und erhob sich.

Zuerst reichte er Hilda die Hand, dann drückte er sie Susanne.

Sie war auf einmal auch ernsthaft geworden. „Ich spaße jetzt nicht: mein Geheimnis ist mir sehr wertvoll!" sagte sie, und der plötzlich hervorbrechende, seltsam leidenschaftliche Glanz ihrer sonst so munteren Augen bestätigte ihm, daß sie wahr sprach.

„Desto lieber werde ich es hören," antwortete er gleichfalls warm und beinahe feierlich.

„Es ist ... es ist," flüsterte sie, während Hilda ein Licht zum Hinausgehen anzündete, „daß ich vielleicht doch ein Talent habe."

Es lag etwas Reizendes in diesem halben Geständnis, das nicht nur ein Geständnis, sondern weit mehr noch ein Zugeständnis für ihn — ein plötzlicher Durchbruch innersten Gefühls und somit eine seltsame Verleugnung ihres gewöhnlichen Wesens war.

Er fühlte sich einem keuschen Zauber gegenüber; und es wäre ihm unmöglich gewesen, sie jetzt noch mit Bitten und Fragen zu bestürmen. Dieses wilde Mädchen rührte ihn plötzlich; — er drückte ihr nur dankbar die Hand — und that es wieder und wieder, bis sie ihm entschlüpfte, um das Licht zu ergreifen, das die herangetretene Hilda noch hielt.

Was wird es sein? mußte er auf dem Nachhauseweg fortwährend denken. Malt sie? — Sie sieht mir nicht danach aus. — Schreibt sie? Dichtet sie? — Der Himmel sei uns barmherzig; ich will es nicht hoffen!"

* * *

Als Felix das nächste Mal zu Beuthens ging, wurde er von Ulrich begleitet. Zu seiner Verwunderung hatte es keine große Überredung gekostet, den Einsiedler zur Annahme der ihm gewordenen Einladung zu bewegen. Am Mittag zuvor hatte er seine Visite bei den Damen gemacht, sie aber nicht zu Hause getroffen. Und auch diese Präliminarien waren ohne Murren, ohne Schelten auf die lästigen Formen des geselligen Verkehrs vorübergegangen. Felix fühlte sich dem Freunde förmlich dankbar dafür.

Als sie zu Frau von Beuthen kamen, fanden sie diese und Susanne nicht allein, sondern von einem Kreise bekannter Damen umgeben, welche sich hier teils zufällig, teils eingeladenerweise zusammengefunden hatten.

So wurde denn die Unterhaltung zunächst eine etwas allgemeine. Nur Hilda wandte sich wiederholt besonders an Ulrich, denn das verhüllt Melancholische seines Wesens erregte ihre frauenhafte Sympathie.

Auch Felix benutzte alsbald eine günstige Gelegenheit, sich mit Grazie aus den Konversationsnetzen der fremden Damen herauszuwirren.

„Und nun Ihr Geheimnis!“ sagte er, sich ausschließlich gegen Susanne wendend, mit kindlich frohem Triumph.

„Haben Sie's nicht erraten?“

„Nein. Sie malen doch nicht etwa?“

„Gott bewahre — wo man hier so schon überall auf Malerinnen tritt!“

Felix weidete sich an ihrem komischen Entsetzen; und nur, um dasselbe noch zu steigern, fragte er weiter:

„Aber — das ist es: Sie dichten?“

„Dichten — ja, ja, ich dichte! — Das müssen Sie doch schon längst gemerkt haben. Ich sehe hoffentlich über und über wie ein Blaustrumpf aus!“

„Aber im Ernst, jetzt sagen Sie's!“

Sie schüttelte den Kopf. „Zeigen will ich's!“ antwortete sie mit fliegender Stimme und ging ihm voran in das anstoßende kleine Zimmer, Hildas Boudoir.

Hier holte sie aus einer tief unter Büchern und Noten verborgenen Mappe eine ganze Anzahl aus schwarzem Papier geschnittener Silhouetten hervor. Es waren lauter Gruppen von der Gemäldeausstellung, Felix und Ulrich auf das untrüglichste ähnlich, ersterer offenbar in lebhafter Erregung sprechend, letzterer versunken in den Anblick eines Gemäldes; dann eine Gesellschaft von Kunsthändlern und Kennern von Fach, auf das sorgfältigste ausgeführt; einige albern exaltierte Damen; kurz, eine Fülle bunter Gestalten, sprudelnd von frischem Humor und wirklichem Genie.

Felix war ganz gefangen genommen und so vollständig überrascht, daß ihm das natürliche, bei so viel gelungenem Witz unwillkürlich hervorbrechende Lachen immer wieder erstarb.

„Das haben Sie gemacht? Ausgezeichnet!“ rief er. „Aber das ist ja etwas ganz selten Gutes! — Das ist ja Genie! wahrhaftiges Genie!“

Susanne hatte ihn leidenschaftlich beobachtet: Ihr Atem flog, und sie wurde bald rot, bald blaß.

„Glauben Sie, daß ich damit berühmt werden könnte?“ fragte sie aufgeregt.

War er vorhin schon überrascht gewesen, so wurde er es jetzt vollends.

„Ja,“ sagte er mit glühendem Blick. — Ihm war, als hätte er noch mehr zu sagen, aber er fand nicht gleich die rechten Worte. Deshalb nahm er die Silhouetten wieder auf. Und nun brach sein bewunderndes Erstaunen von neuem hervor. „Ulrich!“ rief er laut und ungeniert in das Nebenzimmer hinein.

Der Gerufene erschien auch sofort.

Susanne, die ihre alte Art und Weise wiedergewonnen hatte, sah ihn lachend an. „Wie gut Sie sind,“ sprudelte sie ihm entgegen; „gleich sind Sie auf den Hilferuf da, als gelte es, Mensch oder Viehzeug aus dem Wasser zu ziehen!“

„Was das betrifft, scheine ich hier ziemlich überflüssig zu sein,“ erwiderte Ulrich mit gezwungenem Lächeln und schien noch etwas seinen Gedanken Voll-

endendes hinzusetzen zu wollen; aber Felix kam ihm zuvor.

„Ulrich, sieh hier!“ rief er und zog ihn beim Arm an das Tischchen heran, auf welchem die Silhouetten lagen.

In demselben Augenblick erschienen auch die Damen von drüben.

Susanne wurde dunkelrot und trat zur Seite an ein Fenster.

Und nun erfolgte ein üblich lebhaftes Durcheinanderreden, ein sich gegenseitig überbietendes Verwundern und Loben.

Endlich trat Susanne auf den Fußspitzen von hinten heran. „Die ersten Stimmen der Kritik wären laut geworden!“ sagte sie mit trockenem Humor.

„Und Sie haben allerdings gut lachen,“ meinte Felix; „wollte Gott, Ulrich, ich würde auch einmal so glimpflich behandelt!“

„Ich weiß nicht mal,“ bemerkte Susanne nachdenklich, „ob einem lobende oder tadelnde Kritiken mehr Spaß machen würden!“

„Ho! ho!“

„Nein ernsthaft: ich glaube, die tadelnden! die müssen das Selbstgefühl erst recht heben.“

Einige Damen blickten sich verwundert an, da sie die Meinung der jungen Künstlerin offenbar nicht verstanden hatten, und Hilda sah beinah mißbilligend auf Susanne, denn sie hatte die Empfindung, als fordere das Mädchen freventlich sein Schicksal heraus, wenn es sich hartnäckig anders betrug als die übrigen Menschen.

Susanne fing den Blick der jungen Frau natürlich auf. „Ja, Frau Majorin, wieder ein scheußlicher Zug Ihrer Cousine!“ sagte sie.

Ulrich hatte Susanne fortwährend still aus der Ferne beobachtet; jetzt schien ihn ihr Anblick in irgend einer Weise empfindlich zu berühren, denn er bückte sich schnell und nahm wieder aufmerksam die Silhouetten zur Hand. — Als man gleich darauf in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte, trat er auf der Schwelle an ihre Seite und wußte sie einen Augenblick in der Thür festzuhalten.

„Und diese Silhouetten haben Sie spielend gemacht?“ fragte er mit einem fast schmerzlichen Nachdruck.

„Ich weiß nicht! — Soll man Spiel und Ernst in der Kunst trennen? — Oder thun Sie's im Leben auch?“

„O Gott, ja! — Sie nicht?“

„Nein. — Ich finde es unschön.“

„Ich glaube, Sie täuschen sich über sich selbst,“ sagte er traurig.

„Das sollte mich sehr freuen!“

„Warum?“

„Weil es langweilig sein muß, sich wie Luthers Katechismus aus- und inwendig zu kennen!“

Ulrich schwieg einige Sekunden; aber Susanne bemerkte, daß er noch nicht zu Ende gesprochen hatte, und blieb neugierig, doch nicht ohne einige Verlegenheit neben ihm stehen.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen mein Freund gesagt hat, daß diese Silhouetten etwas Geniales sind?“ begann er dann. „Wenn Sie fortfahren, diese Kunst mit ganzer Seele ...“

Susanne konnte sich eines flüchtigen Lächelns nicht erwehren. Ulrich mußte es mehr ahnen als sehen, denn seine Blicke gingen in sonderbarem Versunkensein an ihr vorüber.

„Haben Sie diese Gestalten nicht mit ganzer Seele geschnitten?“ fragte er ziemlich scharf.

„Ach was! — was weiß ich von meiner Seele! Aber was wollten Sie denn eigentlich sagen?“

„Wenn Sie fortfahren, diese Kunst mit ganzer Seele zu treiben, werden Sie einmal sehr Tüchtiges leisten,“ sagte Ulrich mit Betonung.

„Aber mein Gott!“ rief Susanne halb ungeduldig, halb ehrlich verwundert. „Sind Sie denn nicht Maler und Dichter?“

„Ja,“ erwiderte Ulrich, diesmal ohne verstimmt zu erscheinen; „aber die Gewissenhaftigkeit — oder wenn Sie so wollen, die — Pedanterie war immer mein Fluch. Ich habe nie spielend etwas auf die Leinwand gebracht.“

„Dann sollten Sie Ihre sämtlichen

Leinwandprodukte verbrennen und nur dichten!“

Ein leichtes Zittern fuhr über Ulrichs Gesicht. „Vielleicht haben Sie recht!“ sagte er und sah dem jungen Mädchen tief in die Augen. „Es ist ein Unglück, zwei Talente zu besitzen! — Können Sie das verstehen?“

„Nein. — Ich würde denken: Je mehr, je besser!“

Kurze Zeit darauf, als Ulrich durch die übrigen Damen in ein Gespräch verwickelt wurde, sagte Susanne leise zu Felix, der an einem Nebentischchen stand: „Ist Ihr Freund immer so?“

„Wie denn?“

„So unheimlich!“

„Unheimlich? — Daß ich nicht wüßte! Was thut er denn? will er Sie behexen?“

„Fragen Sie ihn selbst! Und sagen Sie ihm, für den Fall wäre er auf eine unzweckmäßige Methode verfallen! Er sieht einem groß und deutlich ins Gesicht — und ich wette, er studiert einen so genau, daß er einen hinterdrein aus dem Gedächtnis abkonterfeien könnte!“

„Dergleichen soll vorkommen,“ meinte Felix eigentümlich betroffen.

Susanne fuhr, ohne des Einwurfs zu achten, fort: „Und dabei hat er einen Ausdruck, als sähe er eigentlich nicht das, was er sieht, sondern ganz andere Dinge — oder wenigstens etwas ganz anderes!“

„Das ist das selig-unselige Doppelgenie — das Zwei-Seelensystem!“ erklärte Felix.

„Möglich! — Ich mag ihn nicht.“

Felix freute sich; warum, kam ihm nicht zum Bewußtsein. Das Gespräch wurde auch sofort wieder allgemein, und zwar drehte es sich von neuem um Susannes plötzlich entdecktes Talent; diesmal sogar mit viel größerer Ausdauer als nach dem ersten Ausbruch im Boudoir.

Es war, als hätte man den erstaunlichen Eindruck dieser überraschenden Leistungen erst allerseits innerlich verarbeiten müssen und sich über diesen Prozeß durch leichte Unterhaltung hinweggeholfen.

Besonders rege beteiligte sich jetzt auch Hilda an den hin- und widerfliegenden Bemerkungen. Sie begriff schwer, daß Susanne es über das Herz gebracht hatte, sie so lange uneingeweiht zu lassen, erinnerte sich übrigens, daß die Cousine schon als kleines Kind sehr geschickt in zierlichem Ausschneiden gewesen war, und erzählte, wie sie insbesondere ihre Kunst an den alten schroffen Felsprofilen ihres hohen Ufers versucht hätte. Diese seien stets genau zu erkennen gewesen, obgleich Susanne oft ihre eigentümliche Bildung zu deutlich ausgeprägten Tier- oder Menschenköpfen, die sehr komisch anzusehen gewesen wären, verschärft hätte. „Weißt du noch, Suse, das große Mammutsprofil mit dem Strandhaferkäpsel?“ fragte sie anmutig-lebhaft. — „Ja, das wie die dummste gegenwärtigste Nachtmütze auf dem vorsündflutlichen Untier saß!“ antwortete Susanne lustig.

„Und inzwischen haben Sie diese Kunstfertigkeit ganz fallen lassen, liebes Fräulein?“ fragte eine Dame wohlwollend.

„Ja, gnädige Frau. — Es hieß dann immer, die Schnitzelei sei Zeitverlust. Da hatt ich's schließlich ganz vergessen. Und wenn ...“ Felix' und Susannes Blicke trafen sich. Susanne stockte und errötete. „Wenn ich hier nicht in solchen Kunststrudel geraten wäre,“ fuhr sie mit galoppierender Leichtigkeit fort, „hätte ich vielleicht in meinem Leben keine Schere wieder angerührt!“

„Ach, Suse,“ bat Hilda, die sich förmlich mit in dem neu entdeckten Talent ihrer Cousine zu sonnen schien, „ich habe nur die beiden dicken Damen mitgenommen, thu mir die Liebe und hole uns die anderen Gruppen auch her!“

Susanne sprang sofort auf, und Felix folgte ihr harmlos.

„Lassen Sie noch; einen Augenblick will ich sie hier noch ungestört besehen,“ sagte er und trat mit den trotz aller Schnelle behutsam aufgegriffenen Gestalten unter die kleine rosa Ampel, die den lauschigen Raum erhellte. „Wie sind sie köstlich! Ich habe noch immer gar keine Worte dafür! — köstlich! — köstlich!“

„Sie lieben Silhouetten?"

„Ehrlich gestanden, hab ich sie bis heute nicht sehr goutiert."

Susanne sah ihn groß an.

„Sie müssen bedenken, daß ich Maler bin; und noch dazu einer" — Susanne erglühte immer tiefer unter seinen Blicken — „von den farbentrunkenen!" schloß er hastig, und ihm war, als höre er das Herz des Mädchen, das, nur einen Schritt von ihm entfernt, auf der anderen Seite der Ampel stand, zu sich herüberpochen. — „Verlassen Sie sich trotzdem auf mein Urteil: diese Gestalten sind vorzüglich!" setzte er erregt hinzu.

„Dann ist mir der Ruhm sicher!" rief sie, und es mußte unklar bleiben, ob sie sich über sich selbst lustig machte oder mit wirklicher Leidenschaft sprach.

Felix schien das letztere anzunehmen. „Fühlen Sie so glühend für den Ruhm?" fragte er erstaunt.

„Ja; — er berauscht mich — beinah wie die Idee, ich könnte nach Italien reisen!" antwortete sie heftig.

„Wie kommen Sie nur zu dieser Leidenschaft für Italien?"

„Mein Onkel — der Pastoronkel — war in seiner Jugend dort und hat uns mit ‚Italien' aufgefüttert. Hilda zog die Heimat vor; aber mein ruchloses Gemüt strebte immer ins Weite. — Ich kann mir nichts Schöneres denken als Italien! — Und deshalb bewundere ich Sie auch — oder ich ärgere mich über Sie — ich weiß selbst nicht! — daß Sie es ertragen, noch nicht dort gewesen zu sein! — Bitte, sehen Sie mich nicht wie Ihr Freund an!"

„Hat er Sie so angesehen? Ich glaube kaum."

„Doch, beinah!"

„Dann will ich Ihnen sagen, was er gedacht hat: er hat sich gewundert, daß in übermütigen Nixenherzen so viel leidenschaftliche Begeisterung lebt."

„Meinen Sie denn, man ist nicht begeistert, wenn man nicht immer begeistert redet? — Übrigens haben Nixen gar keine Herzen! — Ich hasse professionelle Begeisterung — besonders bei Frauenzimmern! Ja, ich hasse sie! ich hasse sie!"

„Bravo!" rief Felix leise. Dann setzte er hinzu: „Aber der Ausdruck wahrer Begeisterung ist vielleicht das Göttlichste auf Erden! Warum wollten Sie nicht begeistert reden, wenn Sie es doch sind?"

„Weil es dumm klingt — weil es die meisten thun und weil man es von gebildeten Menschen verlangt! Und es ist abgeschmackt, so was zu verlangen!"

Felix sah ihr mit glühender Verliebtheit in die Augen; er war so hingerissen von ihrem Anblick, daß er ohne Überlegung redete. „Aber wissen Sie denn, was das ist?" fragte er. „Das ist ja Trotz! kindischer Trotz — und wir haben den Schaden davon."

Er hatte verwirrt, neckend, entzückt gesprochen; und doch konnte sie ihn mißverstehen.

„Sie hätten mir das nicht zu sagen brauchen!" rief sie erblassend, und dicke Thränen traten ihr in die Augen.

„Susan... Fräulein Susanne, was habe ich Ihnen denn gethan?"

Sie nahm sich mit aller Kraft zusammen: „Man hat mir schon oft gesagt, daß ich trotzig und schlecht..." Hier brach sie plötzlich ab; sie hatte versucht, ihm einen ruhig-finsteren Blick zuzuwerfen, aber sie brachte es nicht fertig; mit zuckendem Atem und thränenüberströmtem Gesicht wandte sie sich ab.

„Seien Sie gut! Gott, ich habe Ihnen ja nicht weh thun wollen!" bat er und ergriff ihre kleinen Hände, die sie noch fest zusammengeballt hielt. Wie tröstend, bedeckte er sie mit Küssen.

„Ich will es wieder gut machen," flüsterte er; „warten Sie — ich will!"

Sie lachte durch Thränen. „Ein schönes Genie — heult wie ein Kind!" sagte sie, und ihre leuchtenden Augen sahen ihn wieder übermütig an; dabei klang aber noch ein leises Schluchzen in ihren Worten nach.

Er mußte an sich halten, nicht auf der Stelle eine Tollheit zu begehen.

„Ich will es wieder gut machen,"

wiederholte er noch einmal. „Gott weiß, was ich darum gäbe, Ihnen eine große Freude für diese …"

„Thränen — sagen Sie's nur!"

„Ja denn, für diese bösen, bösen Thränen machen zu können!"

„Thun Sie's!"

„Ja — ich will! — Ich will drüber nachdenken. — Und nun: Sie sind mir nicht mehr böse?"

„Bringen Sie mich nicht zum Lachen!"

„Warum nicht? lieber, viel lieber als zum Weinen."

„Wo haben Sie…" stammelte das Mädchen, „wo sind meine Silhouetten? — Hilda wollte sie sehen! Hören Sie nicht, man ruft uns?"

Aufgeregt trat sie ins Gesellschaftszimmer zurück, wo Hilda, welcher die Zeit ihres Fortbleibens beängstigend lang geworden war, für sie die Augen niederschlug. — —

„Möchten Sie nicht… würde es Ihnen Freude machen, sich gemalt zu sehen?" fragte Felix geheimnisvoll, als er sich eine Stunde später von Susanne verabschiedete.

„Ja, große! — Sie taxieren mich heute abend sehr richtig für ein Kind!"

„Gut," sagte Felix, und ein leuchtender Entschluß stand auf seiner Stirn.

„Wenn das übrigens kindisch ist, so bin ich's auch," meinte er dann, „denn es hat mir riesiges Vergnügen gemacht, daß Sie mich ausgeschnitten haben!"

Susanne wollte etwas erwidern; als sie aber die Lippen zum Reden öffnete, hatte sie ihren Einfall vergessen, und ein verlegenes Lächeln huschte über ihr beinah träumerisches Gesicht.

* *
*

Während Felix am anderen Vormittag die Untermalung auf der großen Leinwand begann, hielt sich Ulrich ziemlich entfernt von ihm, so daß es schließlich doch jener war, welcher die Unterhaltung begann, obgleich auch er seit Stunden kein Wort gesprochen hatte und heute ganz in seine Arbeit aufzugehen schien, indem er bald mit froher Eilfertigkeit zum Pinsel griff, bald, in Sinnen verloren, auf die Leinwand starrte, als wollte er recht eigentlich mit phantastischer Seele seinen Farben vorarbeiten.

Deshalb fuhr Ulrich sehr erstaunt auf, als sich der Freund endlich doch nach ihm umwandte und ihn bei Namen rief.

„Wer ruft mir?" fragte er dumpf, obgleich er sich zu einem Scherz zwingen wollte.

„Schreckliches Gesicht! Ich — Felix! Niemand weniger als Faust! denn wenn mich Probleme beschäftigten, so waren es höchstens Farbenprobleme! — Ich wollte nur fragen, ob heute vielleicht mit dir zu reden ist?"

Um Ulrichs Lippen spielte das ihm eigene, seltsam verschwiegene Lächeln, dem man diesmal bei genauester Aufmerksamkeit doch ungefähr den Gedanken ablauschen konnte: Wäre ich es wirklich gewesen, mit dem gestern abend nicht zu reden war?

Felix stand natürlich im Augenblick außerhalb einer solchen Beobachtung und fuhr deshalb harmlos fort: „Wie also hat sie dir bei näherer Bekanntschaft gefallen?"

„Wer denn?"

„Nun, die Ex-Norne, mit der du dich ja ausschließlich unterhalten hast! Ein schönes, liebenswürdiges und zugleich liebes Weib! — nicht kühl, aber alltäglich warm — gleichmäßig und langweilig warm bis ans Herz hinan! — Und doch hat sie dich gefesselt, wie sie mich fesselt! — Die armen acht Tanten…"

„Welche aus dreien bestanden —"

„Meinetwegen also drei! Die armen drei — wahrscheinlich die klassischen Graien denn für Grazien brauchte man sie doch nicht zu nehmen? — Also die armen drei Graien warfen immer verzweifelte Blicke über den Tisch herüber!"

„Schade, daß diese Blicke, welche wohl ebensogut dir als mir galten, dann nicht von deiner Seite berücksichtigt wurden! — Aber du … machtest ja auch — ausschließliche Unterhaltung!"

„Ich — ja, ich! Ich opferte mich auch für den Beruf! — Die großen grünen Nixenaugen mit der verhaltenen Seele sind so malerisch!“ sagte Felix weniger überstürzt als zuvor.

„Mich dünkt, die Seele spricht deutlich genug,“ murmelte Ulrich.

„Wie sagst du?“

„Ich meine nur, du thätest gut, während du an diesem Bilde arbeitest, womit du deinen Ruhm zu begründen verheißt, nicht zu tief in die Nixenaugen zu sehen, denn niemand kann zween — Idealen dienen!“

„Regenwurm, tiefer! — tiefer! Diesmal hast du nur auf der Oberfläche gebohrt: sie kommt mit auf das Bild. — Das Silhouettchen, das Hexlein, das junge Schwarzkünstlergenie wird als zweite Nixe gemalt! — Bist du's zufrieden? — Glaubst du, daß es werden wird? — Seit gestern abend ist der ganze Plan des Bildes umgestoßen, und in vier Monaten ist es fertig. Als ich die Beuthensche Schwelle verließ, hab ich's mir gelobt! — Ulrich, der schlechte Witz mit der Silhouette war doch ein verteufelt guter Einfall; — wer weiß, sonst ... sonst hätte man nun schon eine entsetzliche Anzahl reizloser Abende zu verbringen gehabt! — Guter Himmel, Ulrich, du kannst heute früh wieder einem Anachoreten, der sich die Zunge ausgerissen hat, den Rang ablaufen! — Aber paß auf, das Bild wird! — Ich hab mich jetzt auch gleich ausgetobt. — Und so ist immer der Anfang wahrer Schaffenslaune: die Seele gärt im großartigsten Stil und der Mund schwatzt die albernsten Dinge. — Himmel, Himmel, was wird es für ein Bild! Ulrich, Ulrice, paß auf, es wird!“

* *
*

Und es wurde.

Die vier Monate waren kaum beendet, als die beiden Freunde eines Mittags vor dem fertigen Gemälde standen.

Einem alten gegenseitigen Abkommen gemäß urteilten sie nie über ihre unfertigen Bilder, es sei denn, daß der Malende im besonderen Falle früher die Kritik des anderen gewünscht hätte. — Eine solche außerordentliche Aufforderung war bei dem Entstehen dieses Bildes nur einmal in betreff einer Vorstudie, aber nicht in Bezug auf das Gemälde selbst an Ulrich ergangen; und so stand er denn jetzt zum erstenmal richtend davor.

„Wer es weiß, sieht, daß du in Paris nicht nur Holländer und Venetianer studiert, sondern auch ein Jahr lang Delacroix, Bonington und Ingres kopiert hast; — aber nur, wer es weiß; — es ist keine Spur von Manier darin!“ war das erste, was er sagte.

„Mein Gott,“ rief Felix ungeduldig, „ruht ihr denn nicht eher, bis ihr einen Neuling ‚untergebracht‘ habt? Ich dachte, mein Bild sei doch auch deutsch — und subjektiv!“

„Sehr deutsch — und ursubjektiv, um mit dir zu sprechen!“ stieß Ulrich hastiger, als es sonst seine Gewohnheit war, hervor.

Einige Sekunden hindurch schien er mit sich zu kämpfen; dann trat er plötzlich dicht an den Freund heran und legte die Hand mit leisem Zittern auf seine Schulter.

„Felix, wenn wir nicht zwölf Jahre lang schon wie Brüder gewesen wären,“ sagte er, „dieses Bildes wegen müßte ich dich lieben — denn bewundern ist zu wenig! Was ist bewundern?“

„Und wenn jetzt alle Kritiken der Welt es in den Staub zögen,“ rief Felix entzückt, „mein Ruhm ist unvergänglich und wird über die Sterne fortgehen, denn er lebt in Freundesbrust! — Nur auf eine Kritik,“ setzte er nach einer Weile zögernd hinzu, „bin ich noch begierig!“

Ulrich wußte, welche er meinte, und seine Stirn umwölkte sich. — Er trat langsam einen Schritt von Felix zurück. „Zu wann hast du die Damen eingeladen?“ fragte er.

„Zu morgen vormittag! — Meinst du ... muß ich das Atelier vorher aufräumen? Es ist etwas so Entsetzliches! man kann nachher wochenlang nichts finden in der verdammten Ordnung!“

„Ich denke, über das Gemälde vergessen sie unser Atelier," antwortete Ulrich zerstreut.

Trotzdem schickte sich Felix am anderen Morgen an, unruhig in dem geliebten Durcheinander umherzuwirtschaften; erst wie zufällig, dann mit immer deutlicher hervorschimmernder Absicht; bis sich zuletzt ein vollständig ausgebildetes Aufräumungs- und Verschönerungssystem nicht mehr verleugnen ließ.

In den Ecken wurden frühere Landschafts- und Porträtversuche anmutig gruppiert, so daß dieselben, für sich genommen, einen freundlichen, fast wohnlichen Eindruck machten und auch über den ganzen übrigen Raum eine behagliche Stimmung verbreiteten.

Mitten im Zimmer, ein wenig schräg nach dem Fenster zu, stand das neue Gemälde; und dahinter waren auf niedrigeren Staffeleien die dazu gehörigen Skizzen und Vorstudien aufgestellt, entfernt genug, um den Eindruck des fertigen Bildes nicht zu stören. — Alte Paletten wurden versteckt, Malkasten abgestäubt und die Skizzenbücher verschiedener Jahrgänge aus ihren verspinnwebten Winkeln hervorgesucht und vorn auf den Tischen geordnet.

„So," sagte Felix mit unruhiger Freude, als er endlich wirklich nicht mehr wußte, wo in der feineren Ausschmückung seiner Atelierhälfte noch eine Verbesserung anzubringen sei, „ganz so bunt sieht's doch nicht mehr aus!" Dann meinte er nach einer Weile: „Ulrich, wenn die Majorin eine Nornenanwandlung bekäme und stiller Entrüstung voll würde, daß ich ihre Züge gestohlen habe — die ganze Stimmung des Moments wäre hin! — Mir ist zu Mute, als sollte ich in einer Stunde erfahren, ob ich gehängt werde oder nicht! — Ein Glas herben Ungar oder was du sonst hast! Darf ich? — Es wäre mir unmöglich, noch frühstücken zu gehen!"

Mit sichtlicher Unruhe stürzte er den Wein herunter und setzte sich dann plötzlich, als wolle er seine Empfindungen gewaltsam bannen, auf die richtigen Schritte Entfernung vor sein Bild.

Alsbald vertiefte er sich auch so in dessen Betrachtung, daß er gar nicht gewahr wurde, wie Ulrich hinter ihm Palette und Pinsel beiseite that, sich weit in einen Sessel zurücklehnte und mit ungewöhnlich leidenschaftlichem Ausdruck gleichfalls in den Anblick des Gemäldes versank.

Das spärliche Licht des Januarhimmels, das, wie aus dichten bleigrauen Schleiern hervordämmernd, durch das hohe, gen Norden gelegene Atelierfenster fiel, schien die Kraft zu haben, die ganze Seele des Bildes herauszulocken.

In sommerlich lachender Bläue schwoll das vom Morgenwind durchatmete Meer an das flache Ufer. Zur Rechten schweifte das Auge ohne Aufenthalt in unabsehbare Ferne.

Blau und leuchtend wie das Meer war auch der weite Himmel; und wie hingehaucht hingen am Horizont zwei schwebende weiße Wölkchen.

Vorn gegen das Ufer hin ragten zur Linken einige altersgraue Steine über die sonnige Flut empor — das einzig Düstere in dieser lachenden Welt! und vielleicht kaum düster zu nennen, denn schlammig weiche, smaragdgrüne Seegräser schmiegten sich eng, als seien sie von Ewigkeit her mit ihnen verwachsen, um die finsteren Kolosse.

Gegen den hohen, am weitesten ins Meer hinausragenden Stein, vor welchen sich ein anderer, nach dem Ufer zu schräg abfallender mit flachem Rücken gelagert hatte, lehnte eine auf letzterem gleichsam ruhende Gestalt.

Es machte nicht den Eindruck, als wäre sie eben der See entstiegen; sie gehörte unmittelbar zu ihr; sie war die in geheimnisvoller Frühe zum Körper gestaltete Seele des weiten, leuchtenden Elements. Züge und Ausdruck des schönen Gesichtes mit den weichen, ebenmäßigen Linien hatten genau die milde Klarheit und verschwiegene Gesetzesruhe der in aller Bewegung erhabenen und in sich selbst abgeschlossenen See. Aber nichts an dieser keuschen Erscheinung war kalt; der volle

einschmeichelnde Wogenzauber des weichen, sommerwarmen Meeres lag wie ein zitternder Hauch über ihrer stillen Reinheit. Den klaren, tiefblauen Augen entquoll ein Strom warmer Traumseligkeit, und die sanft geöffneten Lippen atmeten Hingebung und heitere Freude.

Und welche Schöne über und über! welche leuchtende Wärme auch in Form und Farbe!

Tief dunkel, aber nicht hart waren die Schatten jener zwei niedrigen, doch ziemlich steil aufstrebenden Granitblöcke, welche die untere Hälfte der Gestalt deckten, während die obere durch einen leicht vom Winde bewegten Schleier funkelnden Goldhaares eingehüllt wurde. Auf der rechten Schulter teilte sich dasselbe und ließ einen blendend weißen, zart gerundeten Arm frei, der wie naturgemäß in die blaue Woge hinabglitt, welche sich an den Steinen brach; — und vorn über der Brust schmiegte es sich eng, dem sanften, künstlerischen Zuge der Linien folgend, an die edle Gestalt an.

Diese hatte das jugendfrohe Haupt dem Ufer zugewandt, und wunschlos, in vollendeter Harmonie mit sich selbst, schien sie nur wie zufällig auf die lebhaft bewegte Schwestererscheinung zu blicken, die anders wie sie, in kindlichem Spiel mit den Wellen befangen, sich übermütig gegen das Ufer treiben ließ.

Schäumend stürzte die blaue Flut im Kampfe mit dem perlmutterleuchtenden Schwänzlein über sie hin; nur den schimmernden Hals und die zierlichen, im wilden Spiel hoch über das Köpfchen erhobenen Arme ließ sie frei. — Und welch ein Köpfchen war es, das da lachend über der schaukelnden See emportauchte! Lauter Leben und Frohsinn! Nixenschalkheit in jeder Linie und in jedem Grübchen! — Nur in den großen schillernden Augen ein tiefes Fragen und holdes Verschweigen — ein heimliches, thränenfeucht unter Lachen verstecktes Hinausweh — der sehnsüchtige Zug der leis plätschernden Wasser.

Und wie reizend schmiegt das Nixlein die eine Wange gegen das blauschimmernde Naß einer sich eben glatt herabsenkenden Woge! — Schöner ist vielleicht die stille goldblonde Schwester zwischen den alten Granitblöcken; reizender ist sie nicht!

Und über dem Ganzen — über Strand und Wellen — über ernsten Steinen und den jugendholden Nixengestalten eine strahlende Morgensonne und ein schlichter Hauch weiter, leuchtender Einsamkeit!

„Es klingelt!“ rief Felix plötzlich und stürzte hinaus.

Ulrich preßte die gefalteten Hände vor die Stirn; und als er aufblickte und Felix mit den Damen wieder eintrat, sah er wieder aus wie immer.

Hilda grüßte ihn herzlich; auch Susanne nickte ihm zu; aber ihr Blick eilte an ihm vorüber, dem Gemälde entgegen. „Ach!“ sagte sie und blieb regungslos vor demselben stehen.

Jetzt trat auch Hilda näher. „Meine Heimat!“ rief sie in warmem Gefühl. Sie schien wirklich das Landschaftliche zuerst erfaßt zu haben, denn erst eine Sekunde später errötete sie bis hoch hinauf unter das goldene Haar.

Nach einer Pause erhob sie langsam das Haupt gegen Felix. „Aber was haben Sie gemacht? Das hätten Sie uns vorher erzählen müssen! Uns *so* zu überraschen!“ sagte sie mit einem Klang in der Stimme, aus welchem Vorwurf und holde Verzeihung zugleich tönten.

Felix atmete erleichtert auf. „Ich weiß, ich hätte es nicht gedurft!“ murmelte er. „Aber Sie fragen? Was hätte ich sagen sollen? — Wie hätte ich Ihnen beschreiben können, was ich malen wollte? — Worte sind oft so ledern und täppisch! — Und,“ fuhr er lauter fort, „*hat* mein Bild einen Wert, so trägt es ja die Verteidigung für jedes Wagnis in sich selbst! — Es ist ja ein Vorrecht von uns Künstlern, in großen Dingen nicht durch Worte, sondern durch lebendiges Werk zu reden!“

„Da haben Sie freilich recht,“ erwiderte Hilda langsam, aber mit einem sehr anmutigen Lächeln.

Trotzdem flog das Auge des Malers

an ihr vorüber. — Glühend sah er auf Susanne. Und jetzt blickte auch sie empor; jetzt reichte sie ihm die Hand — noch immer schweigend und, wie es schien, mit stockendem Atem. „Sie brauchen ja gar nicht nach Italien!“ sagte sie endlich leise.

„Ich will auch gar nicht! ich könnte auch nicht! — Ich muß auch hier bleiben!“ flüsterte er zurück.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nichts sage, bitte! Es ist zu schön!“

Es war das erste Mal, daß er sie „bitte“ sagen hörte. Ihre Hand zitterte in der seinen; und wenn er jetzt allein mit ihr gewesen wäre, hätte er sie an sein klopfendes Herz gezogen.

Ulrich war unterdessen an Hildas Seite getreten.

„Ich denke, mit diesem Werke ist der Ruhm meines Freundes ausgesprochen,“ sagte er sehr bestimmt.

„Haben Sie Ihre Kunststudien von Anfang an zusammen getrieben?“ fragte die junge Frau noch halb wie benommen.

„Ja — und nein. Wir waren mit Ausnahme der letzten drei Jahre fast immer gleichzeitig an denselben Orten, gingen aber verschiedene Wege.“ Und nun begann Ulrich, während Hilda kein Auge von dem Bilde verwandte, über des Freundes verschiedene Vorbilder alter und neuerer Zeit zu sprechen, erwähnte auch, wie interessant es sei, daß Felix sich unter den letzteren die ungleichartigsten, ja häufig sogar die geradezu entgegengesetzten erwählt habe, und hob hervor, wie er bei allem Studium nie in Nachahmung verfallen sei und sich in jedem Zuge die vollkommene Originalität seines Geistes und Pinsels bewahre.

„Ach,“ sagte Hilda schließlich etwas verwirrt, „ich bin so unwissend in der Kunstgeschichte, „könnten Sie mir nicht zu einem Werk verhelfen, das diese Lücke ausfüllt? — Ja, Sie können mir eins leihen? Das ist schön; da bin ich Ihnen sehr, sehr dankbar! Vergessen Sie nur nicht, es das nächste Mal mitzubringen!“

Dann wandte sie sich an Felix, und das allgemein werdende Gespräch drehte sich um ihre erste Begegnung auf Rügen, um die damals entworfenen Skizzen, zu deren Veranschaulichung Felix seine Reisebücher herbeiholte, um die Frage, ob das „Nixenbild“ einen Sommer- oder Frühlingstag darstelle, und dergleichen mehr.

Ungefähr eine Stunde mochte vergangen sein, als Hilda zögernd sagte: „Und wie sollen meine Cousine und ich Ihnen nur für diesen Genuß und für die Erinnerung an unsere Insel danken?“

„Ihr Genuß selbst ist ja mein Dank,“ antwortete Felix in herzlichster Natürlichkeit.

„Und wir dürfen doch noch öfter herkommen und das Bild ansehen?“ fragte Hilda wieder. „Es freut mich so, daß Ihr Freund als Sachverständiger es ebenso lobt wie wir. Ich möchte es gar nicht dulden, daß jemand es nicht schön fände! Ich muß es Ihnen sagen: im ersten Augenblick des Ansehens wären mir heute ums Haar die Thränen hervorgeschossen.“

„Warum haben Sie Ihre Thränen nicht fließen lassen? Schämten Sie sich, vor Begeisterung zu weinen? oder gönnten Sie mir die stolze Freude nicht?“

„Keins von beiden; ganz gewiß! — Und wenn ich mich jetzt schon von dem Bilde trenne, so ist es nur, um kein Heimweh nach Rügen zu bekommen. Es wäre das erste Mal, seit ich verheiratet bin.“

„Geh noch nicht!“ bat Susanne heftig.

„Ich denke, wir müssen; und du würdest hier doch kein Ende finden, Suse!“

Trotz dieses Ausspruchs machte auch Hilda durchaus keine Anstalt, das Atelier zu verlassen. — Etwas ganz Besonderes schien sie noch zu fesseln.

„Bleiben Sie noch!“ rief auch Felix.

„Einen Augenblick, ja; denn ich muß Sie etwas bitten,“ antwortete die junge Frau, indem sie immer verlegener wurde. „Es ist aber etwas sehr Unbescheidenes. — Unsere Gesichtszüge gehören ja jedem, der sie sieht und in der Erinnerung behält; — und dem Künstler gehört ja die ganze Welt, das weiß ich wohl. — Aber sehen Sie, ich weiß doch nicht, ob es —

meinem Mann recht sein würde, wenn Sie das schöne Gemälde hier in Berlin ausstellen wollten. — Könnten Sie mir nicht versprechen, damit zu warten, bis mein Mann zurück ist? — Und wenn er es nicht wollte, müßte es Ihnen nicht ebensoviel wert sein, es nach Düsseldorf oder Paris auf die Ausstellung zu schicken?"

Susanne fuhr unruhig auf und warf Hilda einen finster schmollenden Blick zu.

Felix besann sich; einige Minuten schien er mit sich selbst im Kampfe zu sein; dann sagte er lächelnd: „Nach Düsseldorf? — Ein Berliner schickt nichts nach Düsseldorf! Und nach Paris? Es ist mehr als fraglich, ob der ‚Salon‘ das erste Bild eines unberühmten Deutschen aufnimmt!"

„Sind Sie mir böse?"

„Nein — ich darf ja nicht! — Heute nicht! — denn heute bin ich glücklich!"

Susanne schien die letzten Worte des jungen Mannes überhört zu haben, denn sie blickte ihn lebhaft enttäuscht an. — Mit Wonne würde sie das Bild gerade auf der Berliner Ausstellung gesehen, mit Wonne selbst vernommen haben, wie man es lobte und bewunderte! — Sie war empört über Hildas lächerliches Philistertum. Freilich, sie selbst war hier fremd — sie war hier von keinem gekannt und für sie hatte niemand einzutreten — niemand als der Maler selbst! — Dieser geheimste, so selbstsüchtige und in seinem letzten Ausläufer so berauschende Gedanke blieb ihr selber jedoch in diesem Augenblick unklar.

„Und," sagte sie schon auf der Schwelle, sich zurückrettend in ihre alte wilde Unbefangenheit, „werden Sie nicht zu eitel! Denn — was verstehen *wir* von Gemälden? — Oder *doch*, berauschen Sie sich an unserem Lob, als hätten Sie nüchtern Champagner getrunken! Wir erlauben es! — Und wenn ich Sie etwas bitten darf: zeigen Sie das Bild, wem Sie nur können, und melden Sie uns immer, was die Leute gesagt haben! Ich ... ich finde es wundervoll!"

Ein triumphierender Glanz überströmte das ohnehin schon strahlende Gesicht des Künstlers — oder des Menschen?

„Wie konntest du nur das versprechen und wie konnte sie das von dir verlangen?" rief Ulrich ungewöhnlich aufgeregt, als die beiden Freunde wieder allein waren.

„Wer? was?"

„Nun, die Beuthen! — Ihr Gefühl war gerechtfertigt, aber nicht ihre Forderung! Doch — sie weiß nicht, was sie thut — sie weiß nicht, daß dies Bild gleichbedeutend mit einer Künstlerzukunft ist!"

„Möglich! Susanne würde es freilich nicht gethan haben. — Doch ängstige dich nicht! Der Mann wird kein Esel sein. — Susanne rühmt ihn als sehr vernünftig."

„Desto schlimmer!" meinte Ulrich. Die neidlose Bewunderung des Nixenbildes schien für den Augenblick wirklich etwas von des Freundes Denk- und Ausdrucksweise in ihn übergeführt zu haben.

„Er wird Geschmack genug haben," rief Felix unbeirrt weiter, „es gerade gern in Berlin ausgestellt zu sehen! Und — wenn nicht — good speed! per Eilfracht nach Paris! Du weißt, ich habe Konnexionen!"

„Man sieht," sagte Ulrich nachdenklich, „daß du *nicht* gehängt worden bist! — Wollen wir nicht übrigens ein Verzeichnis aller Kritiken anlegen? Die von heute morgen ist vielleicht die glänzendste im ganzen Album!"

„Möglich, möglich, Ulrich! — Ja, noch bin ich ungehängt — wenigstens" — er machte eine wunderliche Gebärde des Außersichseins — „am Halse sitzt mir der Würgeengel nicht! — Aber jetzt, jetzt bin ich hungrig!" jubelte er plötzlich auf; und drei Minuten später stürzte er hinaus.

„Er will nur Luft haben und frei von *mir* sein!" sagte Ulrich bitter vor sich hin. — „Und ich? — Ich wollte, ich hätte niemals einen Pinsel angerührt, denn ich komme ja doch nicht über meine geringfügige Subjektivität hinaus! — Und wer könnte sich für *die* interessieren?"

* *
*

Es war am Abend desselben Tages. — Im Atelier der Freunde brannte noch Licht, aber ein bescheidenes, das kaum ein Viertel des Raumes wirklich erhellte; der übrige Teil lag in ungewisser Dämmerung; und die dunklen, in den fernen Ecken aufgerichteten Staffeleien hatten etwas Geheimnisvolles an sich und sahen größer aus als am Tage. Eine gewisse unruhige Bangigkeit schwebte über dem Ganzen.

Beide, Felix und Ulrich, saßen in dem erleuchteten Atelierviertel. Das Tischchen, welches sie trennte, war mit politischen und künstlerischen Zeitungen bedeckt.

Ulrich hatte deren mehrere vor sich und blickte auch, tief herabgebeugt, in die geöffneten Blätter; aber, von einer Zeitungsmappe gedeckt, ruhte seine rechte, einen Bleistift haltende Hand auf einem unscheinbaren Papierläppchen. Von Zeit zu Zeit klappte er plötzlich die Mappe zurück und schrieb einige Verse, manchmal auch nur ein paar Worte nieder, um gleich darauf wieder minutenlang sinnend in das Journal zu sehen.

Dieses schüchterne Manöver pflegte er öfter zu machen, wenn er am Abend mit Felix zusammensaß; und dieser wußte ein für allemal, daß er es nicht zu beachten hatte.

Auch er versuchte heute zu lesen, blätterte aber in der That nur unruhig hin und her. Endlich sprang er auf und trat mitten ins Zimmer. Ein armer verfrühter Falter, der schon längere Zeit um die kleine Leuchte der Maler herumgeirrt war, schien ihn zu stören. Jetzt schoß das Tier gegen den hohen Plafond des Ateliers auf und setzte dort seinen unruhigen Flug fort. Felix trat bald hierhin, bald dorthin, um es mit den Blicken zu verfolgen; und erst, als es müde in eine dunkle Ecke huschte, ging er an den vorhin von Ulrich geöffneten Fensterflügel, lehnte sich gegen die Holzbekleidung und starrte träumerisch in die Nacht hinaus. Eine gemäßigte Kühle schlug ihm entgegen, und bei dem ungewissen Dämmerlicht, das vom Tisch aus hierher drang, sah er, wie die Schneeflocken langsam und unaufhörlich zur Erde niederfielen.

Er wurde eigen weich und sehnsüchtig gestimmt. Gegen seine Gewohnheit gab er sich einem holden Dämmern hin und nahm, um es sich hier auch äußerlich förmlich bequem zu machen, auf dem Fensterbrett Platz.

Unterdessen dichtete Ulrich die Schlußstrophe zu seinen Versen; und als er das letzte Wort niedergeschrieben hatte, flüsterte er mit zurückgelehntem Haupt und geschlossenen Augen vor sich hin:

Langsam, langsam wieder
Fallen Flocken nieder;
Decken alles weich,
Machen alles gleich:
Thal und Höhn,
Land und Seen,
Grüne Saat —
Öden Pfad,
Rosenknospe — dürren Strauch!
Und alles stirbt im kühlen Hauch.

So sinket der Schnee der Vergessenheit
Auf klaffende Wunde und junges Leid;
So fällt er still auf die endlose Zahl
Gleichgültiger Tage verstummter Qual —
Auf die welken Blätter am toten Baum —
Die Schatten vom glühenden Sommertraum. —
Und hüllt in ein friedliches Sterbegewand
Mit vorüberstreifender Geisterhand
Die letzte Blume, das letzte Grün —
Die Freuden, die still im Erinnern blühn.

Er schwieg; — was halfen ihm die Verse? Sie hatten ihn befreien wollen, es aber nicht gethan. Von seinem Gehirn aus zog es still und kühl nieder, wie herabfallender Schnee; aber aus seinem Herzen stieg es flammenheiß empor in seine Brust: die Vergangenheit war tot, aber die Gegenwart lebte.

Felix hatte den Freund unbeachtet gelassen. Jetzt stand er eilig auf und sah nach der Uhr. Fortwährend an sie denkend, hatte er ganz vergessen, zu ihr zu gehen. „Es ist zu spät!“ rief er laut vor Bestürzung. Dann warf er sich wieder Ulrich gegenüber in den Stuhl und wollte von neuem die Zeitungslektüre versuchen.

„Wozu zu spät?“ fragte Ulrich jetzt erst unruhig.

„Um zu Beuthens zu gehen. Der Nachgeschmack, weißt du, ist das eigentlich Gültige an einem Urteil.“

Ulrich entfärbte sich.

„Felix!“ rief er und schob alles, was um ihn her lag, mit ausbrechender Leidenschaft beiseite. „Das kann so nicht länger fortgehen!“

„Was denn?“

Ulrich atmete schwer und abgebrochen. „Du weißt es,“ antwortete er; „und ich lasse dich diesmal nicht wieder los! Du darfst dich nicht länger taub und blind stellen: du weißt, daß du sie liebst!“

Felix erschrak nicht. — „Wen?“ fragte er mit heißer Glut in dem voll auf Ulrich gerichteten Blick.

„Susanne,“ antwortete der Freund nach kurzer Pause.

„Woher weißt du ...“

Ulrich blieb die Antwort auf diese abgebrochene Frage schuldig, und Felix stand langsam vom Stuhl auf.

„Ja,“ sagte er so leise, daß seine Stimme fast verhallte, „du hast recht: ich liebe sie mit dem Herzen.“

Ulrich zuckte zusammen und malte mit unmerklich zitterndem Finger allerlei Figuren auf den Tisch. Als er aufsah, bemerkte er Thränen in den strahlenden Augen, die ihn wieder — und diesmal beinah wie hilfesuchend — ansahen.

„Ulrich! Ulrich!“ schrie Felix, „ich schäme mich nicht!“ und stürzte sich, wie untertauchend in das berauschende Meer seiner eigenen Empfindung, in die Arme des Freundes. Doch schnell richtete er sich wieder empor. „Was sind alle Himmel unserer Künstlerphantasie gegen dies Gefühl?“ rief er. „Ulrich, Dank dem Gott, welcher den Künstler, aber Anbetung dem, welcher den Menschen erschuf! — So wie Susanne habe ich noch kein Mädchen geliebt!“

Sein ganzes augenblickliches Dasein erschöpfte sich in der Leidenschaft dieser Worte.

Ulrich war nicht sofort im stande, etwas zu erwidern; in lautloser Erregung horchte er auf; und Felix verlangte auch nur nach seinen eigenen Worten: „Ach! so sich widerzuspiegeln in diesen unergründlichen Schelmenaugen! in diesem liebeheißen Lächeln — diesem Mädchenlächeln, Ulrich, das noch vor Monaten ein Kinderlächeln war! — Und ich, ich der Schöpfer dieses lebenatmenden Wunders!“

„So vergiß nicht, daß jeder Schöpfer auch ein Erhalter sein soll — wenigstens nach menschlicher Weisheit!“ stammelte Ulrich.

Felix war noch zu selig-gedankenlos, um den dumpfen Sinn dieser Worte sofort zu fassen.

„Ich weiß, daß ich die Kraft habe, sie mir zu erhalten!“ flüsterte er wie träumend vor sich hin.

„Ja, sie *dir* zu erhalten — ich glaube es! Dein ist sie und sich selbst hat sie verloren — ihre Jugend — ihr Glück!“

„Rede nicht so wahnsinnig!“ fuhr Felix auf, schwankend zwischen Zorn und Staunen.

Ulrichs Gesicht wurde aschfahl. „So will ich vernünftig reden,“ sagte er. „Wirst du — sie heiraten?“

Es war so still im Atelier, daß ein Mensch mit lebhafter Phantasie hätte glauben mögen, er höre draußen die Schneeflocken aneinander tanzen.

„Heute nicht und morgen auch nicht! — aber später! — Natürlich! — Denkst du ... ich würde es ertragen, wenn ein anderer sie besäße?“ rief Felix endlich mit zitternder Stimme; — dann wandte er sich plötzlich wie ernüchtert von Ulrich ab. „Das ist also alles, was du mir zu sagen hast?“ murmelte er verächtlich, erklärte, daß er noch einen nächtlichen Spaziergang machen wolle, und verließ hastig das Gemach.

Lärmend schlug die Thür hinter ihm ins Schloß. Ein heftiger Zugwind fuhr durch das Atelier und löschte die Lampe, welche vor Ulrich stand.

Draußen schlug eine grelle Bahnhofsuhr Mitternacht, und ein Häufchen loser Schneeflocken wirbelte lautlos vom Fensterbrett herab ins Zimmer. Einen Augen-

blick lang ließ sich ein leises Stöhnen vernehmen; dann war alles still — unheimlich still.

*   *
*

Das jäh abgebrochene Gespräch dieses Abends war eine Art von Wendepunkt in dem Verkehr der Freunde geworden. Etwas Fremdes und Kaltes hatte sich mit schroffer Bestimmtheit zwischen sie geschoben, ohne daß sie den Versuch machten, es beiseite zu drängen.

Obgleich Felix in Worten gerade das Gegenteil behauptet hatte, war doch Ulrich jetzt fest überzeugt, daß der Freund das geliebte Mädchen nie heiraten werde. Daher fühlte er plötzlich sein Gewissen freigegeben und grollte dem Jüngling rückhaltlos. — Und was Felix betraf, so war er jetzt in keiner Beziehung mehr der Alte, denn die harmlose Sicherheit seines inneren und äußeren Wesens war bis in ihre Grundfesten hinein erschüttert worden. Es lag durchaus in seiner Natur, den Augenblick zu genießen, und Ulrich hatte ihn genötigt, über diesen hinaus zu denken; das konnte — das wollte er dem Freunde nicht verzeihen. — Wenn er jetzt zu Beuthens ging, lag die Vorstellung, daß er Susanne heiraten und sich mit ihr verloben müsse, wie ein Alp auf seiner Brust. — Früher, als dieser Gedanke — obgleich er stets die naiven Züge des Selbstverständlichen trug — immerhin nur unbestimmt, wie eine am Zukunftshorizont emportauchende Phantasie die heitere Seele des jungen Künstlers durchflattert hätte, gab es nichts Lieblicheres als ihn; — erst seit der Stunde, da er zur moralischen Notwendigkeit geworden war, umgab ihn der trübe Dunstkreis einer beängstigenden Schwüle.

Trotzdem dachte Felix keinen Augenblick daran, sich dem Zwange dieses neugestalteten Gedankens zu entziehen, denn Susanne selbst hatte ja nichts von ihrer Anziehungskraft verloren; im Gegenteil: sie wurde ihm mit jedem Tage lieber! — Sie blieb nach wie vor sie selbst; — sie gab keinen Augenblick ihre sprudelnde Originalität auf, und doch ging sie jetzt fast völlig in seinen Interessen, Hoffnungen und Zukunftsplänen unter, als hätte sie geahnt — wovon sie doch in der That weit entfernt war —, daß Felix oft im stillen seine Verlobung auf den Tag festsetzte, an welchem ihm eine günstige Entscheidung über sein Bild kommen würde.

„Was nur Erich schreiben wird? Er muß erlauben, daß Sie die Nixen hier sobald als möglich ausstellen!“ sagte sie wiederholt. Und einmal äußerte sie: „Jeder unberühmte Tag ist ein grauer Nebeltag! — ein Tag, an dem Sie gar nicht recht leben können, nicht? — Hilda hat Erich über das Bild berichtet, aber es war nicht ganz so, wie ich es gut fand; da habe ich auch noch vier Seiten lang dazu geschrieben! Aber flott sage ich Ihnen — nicht mit Tinte, sondern mit purer Begeisterung!“

Und als dann eines Tages Erichs Antwort kam — eine liebenswürdige, aber sehr entschieden ablehnende Antwort —, da war es auch Susanne, welche abwechselnd ihren Zorn und ihre Enttäuschung kaum bemeistern konnte, während der im ersten Augenblick tief betroffene Felix schnell wieder Mut faßte und eine Zuversicht zeigte, die an herausfordernde Kühnheit grenzte.

„Lassen Sie! Schelten Sie nicht mehr!“ flüsterte er ihr beim Fortgehen zu. „Ich werde noch heute Anstalten machen, das Bild in den Pariser Salon zu bringen. Es ist wenig Aussicht da, aber desto mehr Mut! — und je schroffer man sich mir entgegenstellt, desto lieber wird mir mein Machwerk! Man muß sich nicht gleich verdutzen lassen — ich gewiß nicht!“

„Und doch sind Sie kreideweiß vor Ärger!“

„Das thut nichts. Und ... o! es ist schön, jemanden zu haben, der Freud und Leid, Stolz und Enttäuschung mit uns teilt!“

„Sie meinen Ihren Freund?“

„Nein — meine Freundin. — Sie meine ich! — Und nachher ... heute abend, wenn ich die nötigen Briefe nach

14*

Paris geschrieben habe, komme ich wieder. Seien Sie nicht mehr so böse auf Beuthen, Fräulein Susanne! oder — doch ...!"

„Ach, was wollen Sie?"

„Nichts — ich mag Sie nur für mein Leben gern böse sehen! Adieu — adieu, Fräulein Susanne!"

Und mag es kommen, wie es will, sie muß doch einmal mein werden. Und heute noch soll sie es wissen! dachte er einen Augenblick, nachdem er gegangen war. Aber gleich darauf besann er sich wieder; — wäre er nicht so vielen Leuten auf der Straße begegnet, er hätte laut aufgelacht: Arm, jung und unberühmt! — Um Gottes willen nicht noch eine Sorge mehr! — Man sah ja, wie es ging — man sah ja, daß sich das liebe Philistertum wie ein Bleigewicht an den Aufschwung eines Künstlers hing!

Sein Bild durfte nicht in Berlin ausgestellt werden — nicht, weil es nichts taugte; nicht, weil es nicht alles Ruhmes und aller Ehren sicher gewesen wäre, sondern weil vielleicht der eine oder andere Mensch hätte sagen können: „Mein Gott, wie kommt denn die Nixe zu dem Kopf der schönen Majorin von Beuthen?" — Nein — erst mußte er Gewißheit über das Schicksal seines Werkes haben — dann — —: süße, geliebte, kleine Susanne! verführerisches Nixlein! und ... er lächelte mit einer unbeschreiblichen Bewegung vor sich hin: gutes, selbstloses kleines Geschöpf! — dann! ja dann!

So wogte die Unbestimmtheit rastlos in ihm auf und nieder; — und bald war es der Wind des Schicksals, der ihre Wellen heftig emportrieb, bald wieder ein geheimer Strudel des eigenen innersten Wesens.

* * *

Die folgenden Wochen wurden zu einer Zeit gespanntester Erwartung. Felix korrespondierte fast täglich nach Paris; aber die endgültige Entscheidung konnte noch auf Monate hinausgeschoben werden. Doch nicht allein die in Ungewißheit verzerrten Züge seiner Zukunft machten den jungen Künstler um diese Zeit in eigentümlich sich steigernder Weise reizbar. Etwas anscheinend ganz Fernliegendes trat hinzu, um seine Verstimmung zu erhöhen. Eine Cousine Erichs, eine reiche junge Dame vom Lande, hatte sich verlobt und befleißigte sich, Hilda mit sehr vielseitigen Besorgungen für ihre Ausstattung zu beauftragen. Natürlich wurde Susanne verpflichtet, der jungen Frau hierbei zur Hand zu gehen, denn Rat und Hilfe des in Berlin wohnenden Bräutigams genügten nicht immer; und so waren denn beide Damen oft vom Morgen bis zum Abend nach den verschiedensten Stadtteilen hin unterwegs.

Daher kam es, daß Felix gar häufig niemanden zu Hause traf, wenn er bei Beuthens vorsprach. Und fand er die Damen wirklich einmal vor, so entbehrte er doch die alte feingestimmte Gemütlichkeit und das ungeteilte Eingehen auf seine Interessen und Verhältnisse, nach welchem er um so mehr dürstete, als es ihm bereits eine liebe Gewohnheit geworden war.

Nicht, als ob Susanne in der Alltäglichkeit ihrer augenblicklichen Verpflichtungen wirklich innerlich aufgegangen wäre.

Das Ausstattungskapitel hatte vielleicht anfangs, einer mädchenhaften Schwäche begegnend, gelegentliches Interesse in ihr erweckt, sie aber in kürzester Zeit von selber gelangweilt; und sobald sie sah, daß Felix unter der unschönen Hast des augenblicklichen Treibens litt, steigerte sich ihr Gelangweiltsein bis zur leidenschaftlichen Verachtung aller jener Dinge, um welche sie sich wohl oder übel mit zu bekümmern hatte.

Außerdem ärgerte sie sich mit der ganzen Übertreibung ihres jungen ungestümen Gemütes über Hilda, welche nicht zu bemerken schien, wie sehr es Felix verdroß, wenn auch in seiner Gegenwart Probenaussuchen und Wohnungsbesprechungen kein Ende nehmen wollten — gerade als gäbe es nichts Wichtigeres in der Welt als diese Ausstattung, und als hätte dieselbe jede Erinnerung an ein gewisses

Nixenbild verdrängt, was doch im Grunde nicht einmal bei Hilda der Fall sein konnte.

Daher kam es, daß Felix' Ohr jetzt oft einen ungeduldigen Seufzer des kleinen Schwarzkünstlergenies auffing und sein Blick einem zornigen Aufblitzen ihrer sprechenden Augen begegnete. Ebenso verstand er, daß es auch ihrerseits nur ein Gemisch von trotziger Mißstimmung und idealen Zartgefühls war, was sie verhinderte, mitten aus der sie umgebenden Prosa heraus von jenen höheren Dingen zu reden, welche ihm gerade am Herzen lagen. — Aber das änderte nicht viel an seinem Unbehagen; die Prosa war einmal da und Susanne war für den Augenblick in ihr gefangen.

Einmal hatte er Gelegenheit, sich gegen das geliebte Mädchen auszusprechen; und ihr Zorn über die gegenwärtige häusliche Lage war wieder so unbeschreiblich reizend, daß er sich um ein Kleines mit der ganzen Ausstattungsangelegenheit versöhnt haben würde, wenn nicht im nämlichen Augenblick der ebenso geplagte als andere plagende Bräutigam erschienen wäre und man nach Verlauf weniger Minuten Susanne, mit der sich Felix soeben plaudernd in den Hintergrund des Zimmers zurückzog, auf das eiligste abgerufen hätte, damit sie über tausend eingezogene Erkundigungen Bericht erstatte. — Felix war unangenehmer berührt als je und gab sich kaum Mühe, seinen Ärger zu unterdrücken; mit einer fast komischen Verzweiflung ergriff er den nächsten Augenblick, um sich zu empfehlen.

„Entsetzlicher Mensch!" rief Susanne, als auch der Bräutigam gegangen war.

„Das finde ich gar nicht!" warf Hilda kopfschüttelnd ein.

„Aber ich! Herr Gott, dies pedantische Huhn!"

„Es ärgert dich nur, daß Felix ging," erwiderte die junge Frau langsam.

„Allerdings. — Er mag es nicht! — Warum redest du in seiner Gegenwart immer mehr, als notwendig ist, von dieser jammervollen Einrichtung? — Es langweilt ihn! — Es ist auch bodenlos langweilig!"

„Warum? Es liegt doch in alle diesem ein schöner Sinn," sagte Hilda mit leiser, beinah bewegter Stimme.

„Findest du?! — Ja, wenn man so ohne weiteres in irgend eine kleine Kabuse hineinheiraten könnte und leben wie die Götter! — Aber all dieser Schnack! Man müßte sein Nest bauen wie die Vögel — so in den Felsen kriechen können wie die Uferschwalben! — oder reisen, immer miteinander reisen — himmlisch!"

„Du bist phantastisch, Susanne!"

„Und du ... du bist eine praktische Hausfrau! — Zwischen Mensch und Mensch, zwischen Erich und Felix ... ich meine zwischen Mann und Mann ... ist doch wahrhaftig ein Unterschied! — Das mußt du einsehen — du willst aber nicht!"

„Nein, ich will auch nicht, denn ich finde es beleidigend. Gesetzt den Fall ... Felix verlobte sich, so würde ich es beleidigend für seine Braut finden, wenn er nicht gern an seine zukünftige Häuslichkeit dächte."

Susanne lachte hell auf. „Beleidigend für seine Braut?! — Besagte Braut wäre doch wahrhaftig nicht identisch mit ihren einstigen Stühlen, Sofas, Dienstmädchen und sonstigem Hauskram!"

Sie lachte noch einmal, schüttelte Hilda, die gerade ihr Kindchen auf dem Arme trug, übermütig an der Schulter und tanzte wiederholt wie toll im Kreise herum. Dabei hielt sie die Hände vors Gesicht, denn sie weinte, aber ohne über ihre Thränen nachzudenken. — Hilda sah mit tief traurigem Ausdruck zu ihr hinüber, doch sobald der rosige Mund ihres Töchterchens schelmisch zu plaudern begann, hob sich der Schatten von ihrer Stirn wie ein loser Hauch. — Die junge Frau war glücklich, ohne zu lachen — und Susanne lachte, ohne glücklich zu sein. — Beide Cousinen hatten sich heute fürs erste nichts mehr mitzuteilen.

Unterdessen ging Felix hastig am Kanal entlang und fragte sich bei jedem männ-

lichen Wesen, das ihm begegnete, ob es wohl das Ansehen eines Bräutigams habe. — Er mußte den Vorübergehenden wie ein höchst eiliger Mensch erscheinen und war doch durchaus müßig.

Ohne das Geringste inzwischen unternommen zu haben, stand er einige Stunden später, unruhig gegen die Fensterscheiben trommelnd, in seinem von traulicher Dämmerung erfüllten Atelier. — Seine Gedanken jagten nicht in gewohnter gerader Linie nach dem verhängnisvollen Paris — rastlos umkreisten sie Susannes pikantes Bildchen und schlichen in seltsamer Ideenverbindung um jene tausend geringfügigen Zufälligkeiten, in welchen sich jüngst das prosaische Unbehagen des Beuthenschen Hauses wie in unzähligen kleinen Brennspiegeln gefangen hatte.

Ulrich machte mehrmals Miene, ihn anzureden, zog sich aber immer wieder in sich selbst zurück. Endlich ermannte er sich und sagte: „Du warst heut wieder bei Beuthens? — Soll das wirklich so fort gehen?“

Felix fuhr auf; die Worte des Freundes schnitten tief in sein Gewissen. Doch er wollte sich wehren. „Ja,“ sagte er halb trotzig, halb beiläufig. — Aber bei dem unnatürlichen Klange seiner eigenen Stimme brach er zusammen. „Ulrich!“ rief er und mit einem schneidenden Schmerzensschrei warf er sich vor dem Freunde auf einen Stuhl nieder und begrub das Gesicht in den Händen.

Dann trat eine lange Pause ein.

„Rede!“ sagte endlich Ulrich bebend.

„Ich kann nicht!“ antwortete Felix; und nach einer Weile setzte er tonlos hinzu: „Warum hast du mir das gethan?“

Ulrich schwieg.

„O Himmel! — Ulrich, wir waren so glücklich, eh ... eh du mir damals vom Heiraten sprachst. — Warum hast du uns geweckt?“

„Weil ich ...“ Weil ich dein Freund bin, wollte Ulrich sagen; aber er stockte und murmelte gesenkten Blickes: „Weil ich mußte.“

„Hast du nie gehört, daß man Nachtwandler nicht bei Namen rufen darf?“ schrie Felix wild, und grimmige Thränen schossen über sein Antlitz. „Nun sind wir auf die Erde gestürzt!“

Ulrich wandte sich ab; die wüsten Laute zerrissen sein Herz. — „Ihr hättet es früher oder später doch gethan. — Und noch ist es vielleicht Zeit, sie zu retten.“

„Sei still! sei barmherzig! heute abend nicht mehr!“ flehte Felix. „Geh! und laß uns auch unseren Weg gehen! — Wir werden ihn schon finden. — Wir wollen doch glücklich sein! Ich sage dir, wir wollen!“

Die letzten Worte hatte er auf einmal wieder jauchzend gerufen; aber Ulrich ließ nicht nach. „Du richtest sie zu Grunde!“ sagte er mit der Stimme unumstößlicher Gewißheit. — Der Vorhang seiner verschleierten Augen schien plötzlich zu zerreißen; ihr Blick wuchs in die grenzenlose Zukunft und brannte verzehrend in Felix' Seele hinab.

„Schweig!“ knirschte der Gepeinigte.

„Du mußt von ihr lassen!“ wiederholte Ulrich.

„Ich kann aber nicht! Und ich will nicht — denn ... sie liebt mich!“

„Will nicht! — Felix, hör mich! ... Hörst du mich, Knabe? Dies Mädchen wird elend untergehen, wenn du sie nicht läßt!“

„Und wenn ich sie lasse, wird sie es dann nicht? Und — und — so wahr ein Gott ... so wahr du bis heute mein Freund warst: sie heiratet doch keinen anderen mehr!“

„Wenn du nicht ein Kind wärst, wärst du ...“

„Nun, was wäre ich? ... nun? Ein Schuft? meinst du, ein Schuft?“

„Ja.“

„Ich danke dir!“ — Wild auflachend fuhr Felix empor. Aber er besann sich wieder. — „Ulrich,“ sagte er traurig, „sind wir denn nicht Freunde?“

„Ich denke,“ stieß Ulrich hervor.

„So vergiß den heutigen Abend, wie ich ihn vergessen will!“

„Du nicht, Felix! — Du nicht!“

„Laß das! — Es würde nichts gebessert, wenn ich sie jetzt miede!“ antwortete Felix mit Nachdruck, indem er plötzlich selbstbewußt das Haupt emporhob und sein Ausdruck wieder in den alten stürmisch-glücklichen Künstler- und Jünglingsleichtsinn hinüberspielte.

„Dann mußt du sie zu deiner Frau machen!“

„Ha! also — wirklich? — Du weißt, daß ich das nicht kann! — Heiraten? jetzt? — Und ...“

„So verlobe dich mit ihr!“

„Um ... du weißt es ja — um sie doch nicht zu heiraten? — Teuflisch!“

„Ja, teuflisch!“ betonte Ulrich, am ganzen Leibe zitternd.

Eine Minute nach der anderen verging und Felix schwieg. — „Ich kann nicht heiraten!“ brach er endlich hervor; und dann trat wieder eine lange, bange Stille ein.

Ihn selbst durchgrauste es, als sei jetzt ein für allemal der Würfel gefallen. — Stöhnend fuhr er auf seinem Stuhl herum und sah wirr zu Ulrich auf. „Was habe ich gesagt?“ fragte er leise. „Ich glaube — ich könnte es nicht. — Tag für Tag bin ich mit dem Vorsatz hingegangen, mich mit ihr zu verloben! — Später ... vielleicht kommt ein Tag, wo es sich von selbst macht! Aber heute ...“ er seufzte wieder ungestüm auf — „meine ganze Zukunft schwimmt im Ungewissen ... und wenn auch nicht! ... Ums Brot malen! Überhaupt etwas zu müssen! — du weißt, ich habe es nie gekonnt. — Und — eine Häuslichkeit haben — Ulrich, eine Häuslichkeit ist ein Ballast! Ich kann nicht! ich kann wahrhaftig nicht! — Diese beleidigenden Kleinigkeiten wachsen zu einer Welt an, in der man erstickt! — Ich kann nicht! ich kann wahrhaftig nicht!“

„Einmal aber muß ein jeder. Und jetzt mußt, jetzt sollst du von ihr lassen!“

„Nein!“ schrie Felix, mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend, und eine markerschütternde Angst klang aus diesem einen Wort, während er wie gebannt in das Gesicht des Freundes blickte, dessen zum Ausdruck ungewöhnlicher Energie angespannte Züge in diesem Augenblick das Übergewicht einer unwiderstehlichen moralischen Größe ausstrahlten.

„Gut — so betrüge sie,“ sagte Ulrich mit schauerlicher Langsamkeit.

„Mach mich nicht toll! — Wer sagt dir, daß ich sie betrüge? — Wer sagt dir, daß sie mich heiraten will?“

„Wer sagt dir, daß sie es nicht will?“

Felix' Gesicht nahm plötzlich eine seltsame Starrheit an. „Laß mich!“ rief er abgebrochen. „Es ist ja doch, wie es ist! — Haben wir uns etwa lieben wollen? — Wir haben auch gemußt! — Freilich, freilich, doch — gemußt,“ fuhr er murmelnd gegen sich selbst fort, indem er immerwährend vor Ulrich auf und ab schritt.

„So wirst du nach wie vor zu ihnen gehen?“ fragte dieser leise.

„Ja; und am liebsten auf der Stelle! am liebsten heute abend noch!“ — Felix hatte diese Worte in wildem Triumph gerufen, und wahrscheinlich, um ihre Wirkung auf Ulrich zu mildern, setzte er zögernd hinzu: „Und du? Wirst du nicht mehr hingehen?“

„Ich? nein. — Ich so selten wie möglich; schon weil ich nicht ohne dich dort sein würde.“

„O!“ sagte Felix, „giebt es denn nur einen Weg zum Glück? — Nein! das Herz läßt sich nicht knechten! meins nicht! — Es giebt so viele Wege zum Glück, als es Menschen giebt!“

„So versuche den deinen.“

„Ulrich, sei wieder gut! — Martere mich nicht! — laß uns vom Strom treiben! — laß nur das Schicksal machen — es wird schon! — es wacht über uns allen!“

Ulrich zuckte zusammen, als träfe ihn etwas in das Innerste seines Lebens.

Dann reichten sie sich plötzlich und unwillkürlich die Hand.

Felix entzog die seine zuerst. — „Teufel! Ich muß glücklich sein!“ rief er mit zitternder Stimme. „Susanne und ich... Solange ich es ertragen kann,

sie nicht zu heiraten, werde ich sie nicht heiraten! — Wir wollen glücklich sein auch ohne eure Traditionen!"

Aber es blieb zweifelhaft, ob er an seine eigenen Worte glaubte; sein Gesicht war blaß wie selten, und sein glänzendes Auge hatte einen ängstlich fanatischen Ausdruck.

* *
*

Seit dieser Stunde wußte Ulrich, daß der Freund nicht ausschließlich aus Leichtsinn, sondern nebenbei aus einer Art durch seine — und vielleicht auch durch Susannes — Natur gerechtfertigten Princips handelte, und deshalb fühlte er sich rechtlos, ihn ferner zu hindern. Was ihn seine Zurückhaltung kostete, erfuhr nur ein kleines verschwiegenes Heft, in welches er seine Poesien einzutragen pflegte.

Indessen wollte Felix glücklich sein, und das Schicksal schien ihm freundlich an die Seite zu treten. Die alte freie Gemütlichkeit kehrte in die Beuthensche Atmosphäre zurück, denn die Ausstattung der reichen Cousine war endlich vollendet und auch alle übrigen Heiratspräliminarien schienen geschlossen zu sein. Hildas Häuslichkeit war wie einst eine ideale, man hörte nirgends ein prosaisches Maschinenrad knarren.

Felix sprach nachgerade auch wieder rücksichtslos gegen Ulrich über seinen Verkehr bei den Damen, nur daß er das Eigentliche dabei meistens umging und sein innerstes Verhältnis zu Susanne so selten wie möglich berührte. — Dagegen wurde er nicht müde, von neuen Silhouetten zu erzählen und zu versichern, daß, wenn Susanne in dieser genialen Kunstleistung so eifrig fortführe, bald eine originelle, erstaunlich reichhaltige Sammlung zur Veröffentlichung vorliegen würde. Und diese schien er plötzlich fast ebenso ungeduldig zu erwarten wie die Ausstellung seines eigenen Gemäldes.

Ab und zu versuchte er, auch Ulrich wieder zu einem Besuch bei Hilda zu bewegen, doch blieb es vergeblich; bis er eines Tages mit der ihm jetzt eigenen Hast und Unruhe in das Atelier trat und meldete, daß Hilda und Susanne heute selbst kommen würden — in erster Linie freilich, um wieder einmal nach langer öder Zeit den Nixen ihre Aufwartung zu machen, dann aber auch, um Ulrich eine Einladung für den Abend zu überbringen, indem sie zu Ehren eines durchreisenden Verwandten eine kleine Gesellschaft um sich versammeln wollten.

Die Damen kamen wirklich; und es wurde Ulrich unmöglich gemacht, die Aufforderung für den Abend auszuschlagen.

Die Theestunden in Hildas anheimelndem Salon vergingen schnell. Aber trotz vielseitigster Unterhaltung war die Grundstimmung des Abends keine eigentlich heitere. — Susannes Lachen klang aufgeregt anstatt glücklich; — Felix wandte sich bald, wie von Angst überfallen, von ihr, bald zog er sie voll sprudelnder Lebhaftigkeit in ein Gespräch; — und Hildas Auge schweifte mit scheuer Schnelligkeit abwechselnd zu beiden; doch schien sie durch nichts in Erstaunen gesetzt zu werden, vielmehr drückten ihre Blicke eine sich fortsetzende Beobachtung aus, so daß Ulrich den Schluß zog, Felix und Susanne hätten in letzter Zeit immer so wie heute miteinander verkehrt. Und auf einmal wurde es ihm klar, warum ihn Hilda jetzt plötzlich wieder so angelegentlich heranzog: Ohne taktlos zu sein, konnte sie es nicht hindern, daß Felix nach wie vor kam; aber wenn er hier war, bedurfte es bereits eines Dritten, der ihnen als harmlose Ableitung diente. — Dieser Dritte wollte er nicht sein. — Ulrich nahm sich in dieser Stunde vor, nie wieder hierher zu kommen.

Dagegen schickte er sich, durch eine Mahnung des Abends veranlaßt, am folgenden Morgen in aller Frühe an, Hilda das vor längerer Zeit einmal versprochene Malerbuch zu senden. — Er blätterte noch mehrfach darin herum, da er sich gegen die Damen verbindlich gemacht hatte, alle Künstler, welche von Felix und ihm studiert waren, besonders zu bezeichnen. — Während er diese Anmerkungen

ausführte, las er sich wohl hier oder dort fest; doch hinderte ihn das nicht, oft über das Buch fort auf Felix zu blicken, der drüben an seiner Staffelei eine zweite Rügenskizze auszuführen begann.

Noch bis gestern hatte Ulrich dem Freunde gegen seine eigene bessere Erkenntnis bitterlich gezürnt; heute that er es auf einmal nicht mehr; heute wußte er nicht nur, heute fühlte er auch mit der ganzen Teilnahme des treuen Genossen, daß Felix noch mehr litt als er.

„Seltsam,“ sagte er plötzlich erregt vor sich hin, nachdem er längere Zeit hintereinander gelesen hatte.

„Kind von einem Manne!“ rief Felix, den das Malen heute ohnedies nicht recht zu fesseln schien, „was wundert dich noch?“

„Es hätte mich allerdings nicht wundern sollen,“ meinte Ulrich mit eigenem Accent. „Ich las einen Passus über den Künstlermenschen Delacroix.“ Und tief in seine Gedanken versinkend, schob er das Buch von sich.

„Laß sehen!“ sagte Felix und trat herzu. „Was ist das überhaupt für ein Foliant, den die armen Damen durcharbeiten ...“

Das Wort blieb stecken — auch sein Auge war auf die Stelle gefallen, an der es von Delacroix hieß: „Er begriff nicht, wie ein Künstler die Last der Ehe schleppen mochte. Er war nicht unempfindlich für Frauengunst, ließ aber keine Neigung tyrannisch in sein Gemüt dringen“ 2c.

Nachdem er gelesen hatte, blickte er errötend auf. „Gieb das Buch nicht an Beuthens!“ bat er trübe.

„Ich kann nicht anders, ich habe es versprochen. — Auch glaube ich gerade nicht, daß — Susanne es lesen wird,“ antwortete Ulrich zerstreut.

„Es ist ja ein ganz beiläufiges Versprechen, ob du das hältst oder nicht!“

Ulrich schien eine Entgegnung auf den Lippen zu haben.

„Meinetwegen,“ sagte Felix heftig, „ich habe dir keine Vorschriften zu machen.“

So wurde das Buch abgeschickt.

* * *

Und Susanne las es doch.

Gegen ihre sonstige Gewohnheit las sie jetzt überhaupt viel, denn es war ihr Bedürfnis, die Zeit des Tages, bis Felix zu kommen pflegte, rastlos mit Arbeit oder Genuß zu erfüllen — freilich ohne viel mehr dabei zu empfinden, als daß jede Stunde da sei, um zu vergehen, damit der Abend kommen könne.

Hilda war schon zur Ruhe gegangen und atmete in kummerlosem Schlaf zur Seite ihres Töchterchens, von freundlichen Träumen über Land und Meer nach dem glänzenden Pera getragen, von wo ihr der Gatte in allernächster Zeit unerwartet schnell zurückkehren sollte, als Susanne wieder einmal die von Ulrich geliehene Kunstgeschichte zur Hand nahm.

Sie kam heute zu Delacroix, den sie Ulrich einigemal besonders in Bezug auf Felix hatte erwähnen hören, und unwillkürlich versprach sie sich eine erhöhte Freude von dem vorliegenden Abschnitt.

Sie machte es sich behaglich und schlüpfte in Hildas Boudoir, das ihr nach dem Vorzeigen der Silhouetten ein besonders entzückender Raum war.

Hoch aufatmend schlug sie das Buch voneinander. Es war so reizend, hier ganz allein bei Einbruch der Nacht zu lesen — und, was sie am Tage beunruhigt haben mochte, jetzt war es schön.

Bei jedem Gegenstande, den sie rings um sich her in zufälligem Aufblicken streifte, mußte sie an ihn denken. — Dort die dumme japanische Vase hatte sie an jenem Abend mechanisch betrachtet, während er die schwarzen Werkchen in der Hand hielt. — Deshalb warf sie auch heute wieder und wieder einen förmlich verliebten Blick auf den häßlichen Gegenstand. — Endlich war sie so weit gesammelt, daß sie sich mit ernsthaftem Eifer über das Buch beugte.

Eine Reihe von Seiten las sie hastig hintereinander fort; dann wurde sie zerstreut und immer zerstreuter; — und plötzlich zuckte sie jäh zusammen. Ihre Hand, die auf dem Buche lag, fuhr zurück,

und mit starrem Ausdruck las sie noch einige Zeilen weiter.

Gieb das Buch nicht an Beuthens! hatte Felix gebeten.

„Das ist es!“ schrie sie auf einmal und sah verzweifelt umher, als erwarte sie, eine Stimme zu hören, die ihr widerspräche.

Dann faltete sie die Hände und blickte mit großen entsetzten Augen immer nach der Stelle vor der Ampel, auf welcher er damals mit den Silhouetten gestanden hatte.

Schließlich löste sich die dumpfe Stille ihres Jammers. Sie warf das Köpfchen auf den Tisch und brach in wildes, maßloses Schluchzen aus.

Viele Minuten — für ihr Gefühl war es eine Ewigkeiten verschlingende Sekunde gewesen — mochte sie so verharrt haben; — und als sie aufblickte, war ihr Gesicht wie verwandelt. — Sie weinte nicht mehr: eine fast durchsichtige Klarheit leuchtete aus ihren Augen.

Sie wußte jetzt, daß sie Felix liebe — und daß sie ihn ohne Ende lieben würde. — Derselbe Augenblick, der ihr offenbarte, daß er nie der Ihre werden könnte, hatte sie auch fühlen lassen, wie sie alles, was sie an Liebe und Freundschaft besaß, jauchzend für seinen Besitz würde hingegeben haben; — und das machte sie stolz. — Leidenschaftlich froh sprang sie auf. „O, ich bin glücklich! — ich bin doch glücklich!“ rief sie mit hoch erhobenen Händen. Und ebenso — und vor allen Dingen wußte sie auch plötzlich, was die Gewitterschwüle zu bedeuten habe, die in jüngster Zeit auf dem Geliebten selbst gelastet hatte: es war ihm so klar wie jetzt ihr, daß er sie liebe und trotzdem nicht heiraten wollte; — und das hatte seiner Brust den sorglosen Atem und seinen glanzesfrohen Augen den freien Blick genommen. — Eine schöne Saite seines Gemütes war gerissen; und wenn er jetzt eine lustige Weise aufspielen wollte, so klang sie wild und unzusammenhängend. — O! was war er doch für ein Thor! und sie, das Mädchen, war größer als er!

Wieder und wieder dachte sie so; und ihr kindischer Trotz wuchs allmächtig über sie selbst empor und wurde in einer Stunde zum Charakter. Eine feierliche Kühnheit prägte sich mit fortschreitender Gewalt fast sichtbarlich in ihre Züge.

(Schluß folgt.)





Berthold Auerbach.

Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach.

Von

Friedrich Spielhagen.

II.

War Auerbach, weil er mit einer Innigkeit, die seinem Herzen Ehre macht, die aus seiner Abstammung resultierenden gemütlichen Beziehungen nach allen Seiten pietätvoll hegte und pflegte, deshalb blind gegen die Schwächen, welche dem aktuellen jüdischen Wesen etwa wirklich anhaften? Es hieße, seinem Verstande, seinem Gerechtigkeitssinn, seiner Beobachtungsgabe das bitterste Unrecht thun, wollte man das annehmen. Nur daß er freilich, wie man es von dem beteiligten Stammesgenossen nicht anders erwarten kann, in diesen Schwächen keine unüberwindlichen Potenzen sah, mit denen man ein für allemal zu rechnen habe, sondern Übel, die, wie sie mit der Zeit und unter besonderen ungünstigen Verhältnissen entstanden, so auch wieder mit der Zeit und unter anderen günstigeren Verhältnissen abgelegt und überwunden werden möchten. In dieser historisch-kritischen Fassung der Frage fand er sich in voller Übereinstimmung mit den liberalen humanistischen Tendenzen, welche damals — in den dreißiger Jahren — in den gebildeten Kreisen, zumal Süddeutschlands, vorwalteten. So durfte er denn gutes Mutes an die Beantwortung derselben in seiner Weise gehen und seine beiden Erstlingsromane „Spinoza" und „Dichter und Kaufmann" schreiben, welche man durchaus als Versuche zur Lösung des Problems betrachten muß. „Hier wie dort," heißt es in der Vorrede zu dem letzteren, „leitete mich zunächst der Grundgedanke: Sittenschilderungen aus dem inneren Leben der Juden in verschiedenen Jahrhunderten und Ländern an die Entwickelungsgeschichte einzelner Charaktere anzuknüpfen und so das Eigentümliche des allgemein geschichtlichen und individuellen Lebens zu veranschaulichen."

Wir werden weiter unten in einem anderen Zusammenhange aufzuzeigen haben, warum gerade ihm die dichterische Bewältigung der Aufgabe auf dem Wege, den er hier einschlägt, schwer fallen mußte, richtiger ausgedrückt: unmöglich war. Aber, wie gering auch der ästhetische Kritiker die beiden genannten Arbeiten taxieren mag, sie sind charakteristisch für den redlichen Willen des Mannes, der Sache auf den Grund zu gehen und das jüdische Wesen in seinen Stärken und Schwächen,

Siehe „Monatshefte", Januar 1885, S. 466 ff. — Durch ein Versehen war bei dem früheren Artikel die Bezeichnung „I" weggeblieben. Unseren Lesern wird aber nicht entgangen sein, daß der Skizze, welche der Verfasser dort von dem natürlichen und ethischen, politischen und weltbürgerlichen Wesen Auerbachs auf Grund der „Briefe" in großen Umrissen gegeben, der Versuch einer Durcharbeitung der eigentlichen litterarischen Physiognomie vom ästhetischen Standpunkte folgen mußte. Anmerk. d. Red.

Sitten und Unsitten ohne Überhebung oder Schönfärberei im Zusammenhang mit den respektiven Kulturepochen aufzudecken und zu objektivieren. Von diesem Standpunkte aus gesehen, ist besonders „Dichter und Kaufmann“ ein merkwürdiges Buch, dessen kulturhistorischer Wert nicht gering angeschlagen werden darf und das zumal von der Unbefangenheit, mit welcher Auerbach sein Thema behandelte, ein glänzendes Zeugnis giebt. Freilich lag dasselbe in diesem Falle für ihn nach allen Seiten weitaus günstiger als beim „Spinoza“, wo ihn die geringe Kenntnis der einschlägigen Kulturverhältnisse einer relativ entfernten Epoche auf Tritt und Schritt ebenso genierte wie die Größe seines Helden, zu dem er, als zu seinem großen Meister, mit der gläubigen Demut des Schülers aufblickt, dem er an so mancher Stelle nur gleichsam ein gut eingelerntes philosophisches Pensum aufzusagen scheint, und dessen Glorifikation ihm schließlich mehr am Herzen liegt als die Schilderung des ihm selbst unklaren kulturellen Milieu, in welchem er denselben findet. In „Dichter und Kaufmann“ handelte es sich um eine Periode, aus welcher, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, „wir noch in unseren Tagen Gestalten vor Augen hatten“, und um die Analyse eines Charakters, der nicht wie Spinoza durch die „einheitliche Macht des Lebens und Denkens alle Zwiespältigkeit besiegte und versöhnte“, sondern im Gegenteil zeit seines Lebens mit sich selbst und der Welt in Zwiespalt lag und in diesem doppelten Zwiespalt elend zu Grunde ging. Und zu dem der Dichter, möchte ich hinzufügen, das lebende Modell in der jüdischen Gesellschaft von heute unschwer finden mochte und, ich zweifle nicht daran, gefunden hatte. Ebenso wie zu den übrigen Hauptcharakteren, welche in seiner Geschichte figurieren und aus denen man eine Musterkarte jüdischen Wesens und Unwesens unschwer zusammenstellen könnte.

Denn das Merkwürdige und Traurige an der Sache ist ja eben, daß, wie weit von uns ab auch die Friedericianische Epoche zu liegen scheint, in welcher „das bisherige episodische, aus der völkergeschichtlichen Strömung verdrängte Leben der deutschen Juden vom Geiste aus in dieselbe einzumünden suchte“,* dieser Prozeß noch keineswegs vollendet ist; das Judentum in seinem numerisch größeren Teil heute wie damals noch immer erst den Anschluß an das Deutschtum sucht; heute wie damals dieser Anschluß von einem numerisch nicht geringen und geistig und gesellschaftlich höchst einflußreichen Prozentsatz des letzteren abgelehnt oder geradezu perhorresziert wird. Bedenkt man nun, daß unter den Vorwürfen, die heute wie damals gegen das jüdische Wesen erhoben werden, diese drei: der prahlerischen Selbstüberhebung, der larmoyanten Klage über unverschuldetes Unglück und des renommierenden Witzboldtums, dem nichts mehr heilig ist, am häufigsten wiederkehren, so wird man den sicheren Griff des jungen Dichters in der Wahl eines Helden bewundern müssen, an welchem er jene drei Formen jüdischen Unwesens gleicherweise zum mustergültigen Ausdruck bringen konnte. Und wenn er dann diesen sich ewig selbst überhebenden und dabei ewig jammernden und ewig witzelnden Helden in Verzweiflung und Wahnsinn untergehen läßt, so war ihm dies klägliche Ende allerdings geschichtlich vorgezeichnet; aber er acceptierte es in dem vollen Bewußtsein der dichterisch-ethischen Folgerichtigkeit und Notwendigkeit. Die traurige Geschichte des Ephraim Kuh sollte eine Warnung sein und ist eine Warnung, wie sie einschneidender nicht gemacht werden kann für alle diejenigen seiner Stammesgenossen, bei welchen die Unsicherheit und Schiefheit ihrer socialen Stellung jene unseligen Tendenzen bereits hervorgerufen hat und weiter zu zeitigen droht. Und wer möchte bezweifeln, daß für den Dichter selbst dieses Jugendwerk eine jener Thaten war, durch die der

---

* Vorrede zu „Dichter und Kaufmann“, der auch die hervorgehobenen obigen Sätze entnommen sind.

Genius sich befreit und löst aus Gefahren, in denen er so viele andere neben sich unrettbar verstrickt sieht! Hatte er doch in einem sehr illustren Zeit- und Stammesgenossen, in Heinrich Heine, ein abschreckendes Beispiel, auf welche Abwege auch ein gottbegnadetes Genie geraten kann, ja geraten muß, wenn es jenen Tendenzen willenlos nachgiebt, in dieser Nachgiebigkeit wohl gar noch einen Ruhmestitel sucht und, was das schlimmste ist, diesen Titel von der gedankenlosen Menge, deren Frivolität es so klug zu schmeicheln versteht, überschwenglich bestätigt findet. Gerade diese verderbliche Wirkung, die Heine unleugbar auf die Jugend der dreißiger und vierziger Jahre ausübte, und die ja noch heutigestags deutlich genug verspürt werden mag, ist es, welche Auerbach, so oft er auf Heine zu sprechen kommt, als eine schwere Kalamität bezeichnet, für die er den Urheber in den schärfsten Ausdrücken verantwortlich macht und brandmarkt. Ihm war und blieb Heine bei all seiner wunderbaren Begabung „ein Erzlump", von dem jener ihm so tief verhaßte „Witzboldenton"* stammt, in welchem er gewiß nicht mit Unrecht einen Krebsschaden unserer heutigen Litteratur, besonders der feuilletonistischen, sah. Verhaßt, tief verhaßt waren und blieben ihm diese Heineschen Epigonen, welche nur von Hörensagen die feste Burg kennen, darin die Menschen wohnen, denen es einzig um die Sache zu thun ist; diese kleinen Gerngroße, die keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um sich und ihresgleichen auf Kosten der wahren Talente in die Höhe zu loben und ihr Lichtchen auf den Scheffel zu stellen, damit es möglichst weit leuchte vor den Leuten. Und wenn Auerbach in der Verurteilung dieser Richtung und ihrer Vertreter jede Rücksicht fahren läßt und zu den härtesten Ausdrücken greift, kann man es ihm verdenken? Konnte er vergessen, daß der Urheber und Hauptschuldige jüdischer Abkunft war? Konnte er übersehen, daß das Hauptkontingent der Nachtreter und Mitschuldigen sich wiederum wesentlich aus seinen Stammesgenossen rekrutierte? Und so die Klage und Anklage, daß der Jude an dem Werke der Kultur nicht ehrlich mitschaffen will, daß er dasselbe nur stören und zerstören kann, immer wieder neue Nahrung fand und findet? Ja, mußte ihm die Sache nicht vollends zu einer persönlichen werden, wenn er sich den strikten Widerspruch vergegenwärtigte, in welchem das Treiben dieser verneinenden Geister mit seinem eigenen Wirken und Schaffen stand, das durchaus, wie wir gesehen haben, auf Vermittelung der Gegensätze, auf Versöhnung der Diskrepanzien, auf positive Leistungen in Kunst und Wissenschaft, mit einem Wort auf thätige Mitarbeiterschaft an den Aufgaben humaner, speciell deutscher Bildung gerichtet war?

Und sage man nicht: er hatte es leicht, Fehler zu verdammen, in die nicht zu verfallen er sicher sein konnte, er, der eben selbst nicht witzig war und keine satirische Ader hatte, und wenn er das Witzboldentum perhorreszierte und „Blätter für Humor und Satire" so gar nicht goutierte, nur die Rolle des Fuchses in der Fabel spielte und aus der Not eine Tugend machte!

Ich meine, mit diesem einfachen Umdrehen des Spießes ist nichts gethan, deshalb, weil Auerbachs Abneigung sich nicht gegen die bezeichneten Richtungen, sondern nur gegen das Vorwalten derselben wandte; weil er gar nichts gegen den Witz hatte, aber sehr viel dagegen, daß einer sich in Witz übernahm; gar nichts gegen die Satire, aber dagegen, daß einer aus der Satire nicht herauskam; nichts gegen den Humor, aber dagegen, daß derselbe an und für sich gelten und an die Stelle des wirklichen Kunstwerks setzen wollte. Und er sich in dieser Auffassung, soviel ich sehen kann, mit allen unseren wahrhaft positiven dichterischen Geistern begegnete. Wer wollte Lessing den Witz absprechen, aber wer wagte bei ihm von „Witzboldentum" zu

* II, 312. Siehe auch über Heine besonders I, 324.

reden? wer Schiller das Talent zur schneidigsten Satire, aber wann hätte er anders als sub specie seines Idealismus davon Gebrauch gemacht? wer Goethe einen großartigen Humor, aber wann hätte derselbe jemals seine künstlerischen Kreise stören dürfen?

Auerbachs Standpunkt ist hier durchaus der Lessing-Goethe-Schillersche. Es fällt ihm nicht ein, nun etwa für das jüdische Genie nach dieser Seite einen Freibrief zu fordern. „Sie wissen," läßt er einmal Lessing in „Dichter und Kaufmann"* sagen, „ich generalisiere nicht und mache mir nicht jeden Juden, der mir unter die Hand läuft, zum Typus der gesamten Konfession; aber ich glaube, daß die Juden schon durch ihre Stellung einen Beruf zum Witz, zur Satire und zum Epigramm haben. Der Witz ist, wie das Salz, nicht sättigende Speise, aber es würzt die Nahrung und bewahrt vor Fäulnis. Ist Ihnen nicht auch schon aufgefallen, daß der Witz in Ihrer (der jüdischen) Nation auch mehr Scheidemünze ist, daß aber Ihre großen Geister eher pathetisch oder subtile Logiker sind? So Spinoza, so Mendelssohn."

Man könnte hinzufügen: und so Auerbach.

Den subtilen Logiker wird man freilich fallen lassen dürfen. So scharf er zu distinguieren verstand, besonders in ästhetischen Dingen, die ihm geläufig waren, seine Hauptkraft beruhte doch in der Synthese, im Zusammenfassen scheinbarer Gegensätze unter einem höheren ausgleichenden Gedanken, in dem Schauen der disjecta membra der Naturdinge unter der Idee, von der sie nur Ausstrahlungen sind. So war er, wie alle in Ideen lebende Menschen, wesentlich pathetisch. Und das zwar in einem Grade, der ihm im poetischen Schaffen oft unbequem war. „Ich habe," schreibt er einmal, „das tiefste Verlangen, auch Lustiges zu machen, nicht das, was man humoristisch nennt und eigentlich nur süßsauer ist, sondern Lachfrohes; aber es will sich mir nicht geben; unter der Hand schlägt's mir in Pathos um."*

* Band XII der „Gesammelten Schriften" S. 130.

Jeder, der Auerbach kennt, wird zugeben müssen, daß das Wort für ihn absolut wahr ist. Es ist ihm kaum jemals etwas „Lachfrohes" in dem obigen Sinne gelungen, ebensowenig wie Goethe oder Schiller. Nur daß unsere Heroen meines Wissens niemals ein „tiefstes Verlangen" gehabt oder geäußert haben, dergleichen machen zu können, und es auch niemand von ihnen fordert, während bei Auerbach, was er selbst als einen Mangel empfindet, auch von anderen so empfunden wird.

Hier drängt sich doch unwillkürlich die Frage auf, ob denn wirklich für ihn nicht recht sein sollte, was für jene großen Dichter billig war? Und wenn nicht für ihn, so auch vielleicht nicht für uns andere? Oder, um es positiv zu sagen: ob wir Modernen es bei der Perhorreszierung des Übermaßes der komischen Kraft bewenden lassen können oder nicht vielmehr aus der ästhetischen Reserve gegen dieselbe heraus, mit derselben in ein näher zu definierendes amikales Verhältnis treten müssen.

Bei dem Versuch der Beantwortung dieser schwierigen Frage wird man, was speciell Auerbach betrifft, zuerst daran zu erinnern haben, daß in ihm eine starke „lachfrohe" Ader schlug. Niemand konnte eine lustige Geschichte behaglicher genießen als er; ja, wie mir alle zugeben werden, die Gelegenheit hatten, ihn selbst eine derartige Geschichte erzählen zu hören: niemand konnte das mit größerem Behagen und mit größerem Erfolg thun. Es war eine vollendete Meisterschaft in der Art, wie er den anekdotischen Stoff zu drehen und zu wenden wußte, daß die komischen Seiten sämtlich in das hellste Licht traten, bis zuletzt die Pointe scharf hervorsprang; eine vollendete Meisterschaft in dem Vortrage selbst, ich meine: im Ton und Tempo des Erzählens und allem, was erforderlich ist, den Hörer in die heiterste Laune

* II, 223.

zu versetzen, wozu ich auch seine Virtuosität in der Wiedergabe der Volksdialekte, besonders der süddeutschen, rechne. Wer ihn so diese Geschichtchen vortragen hörte und es nicht besser wußte, hätte glauben können, einen schwäbischen Fritz Reuter vor sich zu haben, dessen gedruckte „Läuschens“ gewiß schon Bände füllten und in dessen erzählenden Werken von größerem Umfang der Humor sicher einen breitesten Raum einnehme.

Ich sage, man wird dieser natürlichen Begabung Auerbachs eingedenk sein müssen, um die Schwierigkeit der Lösung des scheinbaren Widerspruches, daß er eben die Naturanlage künstlerisch so gar nicht verwertet, voll zu empfinden und sich dann freilich sofort nach den tieferen Gründen umzusehen, welche hier den Ausschlag gegeben haben.

Solcher Gründe giebt es aber, wenn ich nicht irre, zwei, die freilich in der Wurzel wieder eins sind, nur daß sie sich der Betrachtung nacheinander darstellen und so auch hier von uns betrachtet werden mögen.

Den einen aber, der dann der erste sein würde, hat Auerbach selbst schon angegeben, indem er konstatiert, daß ihm „das Lachfrohe unter der Hand in das Pathos umschlage“.

Der lachfrohe Mensch war eben zuerst und überwiegend ein pathetischer Mensch, einer, der es mit dem Leben nicht bitter, aber schwer ernst nahm: mit den moralischen Pflichten nicht weniger als mit den intellektuellen Aufgaben; der nicht wußte, was das heißt: in den Tag hineinleben, sondern dem jeder neue Tag ein Gefäß war, das er mit solider Arbeit bis an den Rand zu füllen hatte; der sich, im Gegensatz zu jener Oberflächlichkeit oder Blasiertheit, die sich über nichts wundert, über alles wunderte, weil ihm alles „ebenso neu als heilig“ war; und der diesem ihm immer und ewig Neuen und Heiligen eine kindlich wißbegierige, ehrfurchtsvolle Seele entgegenbrachte, deren Grundstimmung eben innigste Andacht war und sein mußte. Darum ist denn bei ihm das tiefe Verlangen nach dem Lachfrohen gewissermaßen nur die Sehnsucht nach der völligen Durchdringung der Probleme; ein Ahnen der Lust, welche die Seele erfüllen muß, wenn sie alle Schwierigkeiten überwunden, alle Zweifel gelöst hat. Und jezuweilen und da, wo die Aufgabe sich besonders leicht gab: in dem kleinen Umfang der Anekdote, bei deren Wiedergabe noch dazu der Schwung des mündlichen Vortrages die stoffliche Schwere besiegen half, mochte ihm denn auch die Sehnsucht sich erfüllen und das Lustige, Lachfrohe zu stande kommen, bevor es ins Pathos umschlug. Das that es aber sofort, mußte es bei einem so veranlagten Menschen, sobald diese günstigen Bedingungen fehlten: die Aufgabe, die anfangs leicht schien, sich bei näherer und längerer Betrachtung vertiefte und erweiterte und sich für den Arbeiter herausstellte oder (was in diesem Falle auf dasselbe hinausläuft) herauszustellen schien, daß er seine ganze Kraft und Kunst werde zusammennehmen und aufbieten müssen, um derselben gerecht zu werden und seinem künstlerischen Gewissen zu genügen.

Ich denke, ich habe mich keiner Verwirrung des Gedankenganges schuldig gemacht, wenn ich bereits hier aus dem moralischen Gebiet in das ästhetische hinübergreife. In der That sind beide, wie ich bereits oben andeutete, für unseren Fall nicht zu trennen. Le style c'est l'homme. Das heißt doch im Grunde nur: wie unsere moralischen Qualitäten auf unserer physischen Basis ruhen, so sind wieder unsere künstlerischen Leistungen von unseren moralischen Qualitäten bedingt. Wen die Natur mit einer besonderen Schärfe der Sinne und der obligaten Feinfühligkeit für den Kontakt mit allen Erfahrungsobjekten ausgestattet hat, und wer sich infolgedessen auf die intime Beobachtung des Einzelnen und Einzelnsten gestellt sieht, von dem er nur Schritt für Schritt auf dem Wege der Induktion zum Erfassen des Ganzen vorzudringen vermag, wird, falls sich zu dieser natürlichen Begabung und der korrespondieren-

den moralischen Formation die künstlerische Phantasie gesellt, stets die Tendenz zur epischen, vielleicht zur lyrischen, schwerlich zur dramatischen Dichtung haben.* Wer der Fülle der Erscheinungen mit tief sittlichem Ernst andachtsvoll gegenübersteht, wird, wenn ihn die künstlerische Begabung zur Darstellung derselben drängt, in erster Linie suchen, das Wesentliche zu erfassen und zu veranschaulichen, und, fügen wir hinzu, sich damit meistens so schwere Arbeit schaffen, daß ihm gar nicht die Kraft und die Zeit (wenn auch die Lust) bleibt, zu dem zu gelangen, was in zweiter Linie liegt. Dies ist nämlich das nicht Wesentliche, welches dem Dinge durch den Kontakt mit den anderen Dingen aufgezwungen wird, oft in dem Maße, daß das Wesentliche dadurch in die schwerste Bedrängnis und, so zu sagen, in Zwiespalt mit sich selbst gerät, ja in die Gefahr, sich selbst an jenes (das nicht Wesentliche, rein Zufällige, ihm Heterogene) zu verlieren.

Und hier in dieser Ausfaserung und Verzettelung des Wesentlichen ist ja eben jener „süßsaure“ Humor zu Hause, von dem Auerbach spricht, freilich um sich von demselben abzuwenden. Sein Verlangen geht nach „dem Lustigen, dem Lachfrohen“. Aber sollte sich diese Unterscheidung aufrecht erhalten lassen? Ich glaube nicht. Oder das Gebiet des Lustigen wäre so überaus beschränkt, daß ein fleißiger Dichter bald an die Grenze desselben gelangen würde. Und selbst dies scheinbar rein Lustige und unvermischt Lachfrohe würde sich bei genauerer Prüfung als etwas ausweisen, was ohne einen Zusatz von „Saurem“ gar nicht gedacht werden kann, weil es nur durch denselben zu stande kommt: nur durch die Dummheit, über die man sich lustig macht, durch den Zwang, dem man froh ist entronnen zu sein, durch den pedantischen Ernst, dem man einen Possen spielt. Der Lustige ist sich vielleicht dieses notwendigen Ingrediens und Komplements seiner Lust nicht bewußt, wie es doch jene Leute wenigstens zu sein scheinen, welche im Theater etwas Lustiges sehen, im Roman einen heiteren Ausgang wollen, weil „das Leben selbst schon ernst genug sei“. Aber der Dichter, der nun daran geht, dieses Lustige herauszuarbeiten, stößt bald auf den darunterliegenden Ernst. Und hat er denselben erst einmal berührt, ist es, zum wenigsten bei von Haus aus schon auf das Grundmäßige der Dinge gerichteten Gemütern, mit der Stimmung für das Lustige vorbei, und sie sind froh, wenn es ihnen gelingt, das Leben, welches im Grunde so tief ernst ist, darzustellen in seinen typischen Erscheinungen.

In diesem Bestreben bewegt sich unsere ganze klassische Goethe-Schillersche Poesie in dem vollen Bewußtsein, welches die Dichter von ihrem künstlerischen Thun hatten, in ihrer vielfach ausgesprochenen Absicht, nichts anderes zu wollen als eben dies, und ihrer nicht minder oft und klar kund gegebenen Abneigung gegen andere Richtungen, speciell gegen die humoristische. Goethe erklärt, daß der Humor zuletzt alle Kunst zerstöre, und Schillers ästhetische Geringschätzung des Romans gründet sich doch wesentlich darauf, daß derselbe, wie er es ausdrückt, ein Produkt des Verstandes sei, das heißt, soviel ich sehe, daß der Roman sich nicht mit typischen Gestalten und Vorführung typischer Verhältnisse und Zustände begnügen könne, sondern sich in die rein zufälligen oder auch gewaltsamen Verästelungen und Verzweigungen des aktuellen Lebens einlassen müsse.

Nun hat Schiller ja darin unzweifelhaft recht, und man sollte sich mit ihm darüber klar sein oder sich klar machen, daß die bloße Abschilderung des Lebens im Detail

* Der Lauf unserer Betrachtungen wird es nicht verstatten, Auerbachs Stellung zur dramatischen Poesie bestimmter zu definieren. Es sei nur so viel bemerkt, daß er sich in seinem eingeborenen Drang, möglichst weit und möglichst direkt zu wirken, wieder und immer wieder zu dieser Produktionsweise gedrängt fühlen und ebenso infolge seiner natürlichen Begabung, die ihn in eine ganz andere Richtung wies und über deren Einseitigkeit er sich auch in Stunden strenger Selbstprüfung keiner Täuschung hingab (siehe z. B. II, 16 und sonst vielfach), bei seinen Versuchen nach dieser Seite zu beständigen Fehlgriffen und Fehlschlägen verurteilt sehen mußte.

künstlerisch unzulässig ist. Denn was in der Welt hätten wir denn von einer puren Reproduktion dieser häßlichen Welt? einer Reproduktion, die, weil sie notwendig unvollständig ist, ja, um so unvollständiger wird, je mehr sie, ihrer Tendenz folgend, in das Detail strebt, nicht einmal den Verstand befriedigt, im Gegenteil aufs tiefste beleidigt, da er sich mit Recht sagt, daß eine derartige einseitige, in Rissen und Sprüngen klaffende Welt nicht wirklich sein kann, in Wirklichkeit nicht einen Augenblick hindurch bestehen könnte.

Ich habe in meinen „Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans" nachzuweisen gesucht, wie das der epischen Kunst immanente Streben nach Totalität des Weltbildes, welches sie geben will, mit den Darstellungsmitteln, die ihr zu Gebote stehen, vollständig niemals erfüllt werden kann und auch in den höchsten Mustern der epischen Kunst: den homerischen Gedichten, nur durch ein Zusammentreffen der allergünstigsten Bedingungen bis zu einem gewissen, allerdings sehr hohen Grade erfüllt ist. Wir Modernen werden uns immer mit dem Streben nach dem Ideal begnügen und uns bescheiden müssen, wenn dies Streben nicht ganz vergeblich gewesen ist, wir dabei nicht völlig von den Pfaden der Kunst abgeirrt sind. Denn fraglos ist, daß der moderne epische Dichter in dem Maße in eine schwierigere Lage gerät, als die von ihm zu objektivierende Welt in Weite und Breite wächst und sich mit einer Masse von Detail füllt, von der unsere litterarischen Vorfahren sich nichts träumen ließen. Die Versuchung, der so gesteigerten Aufgabe dadurch gerecht zu werden, daß man maßlos ins Weite und Breite schweift und sich Hals über Kopf in den Abgrund des Detail wirft, ist ebenso groß als das ästhetische Fiasko, das, wie wir eben gesehen haben, dabei herauskommt. Wem die Orgien des Naturalismus, in welchen Zola und seine Schule schwelgen, darüber nicht die Augen geöffnet haben, dem ist eben nicht zu helfen. Auf der anderen Seite liegt die Vermutung nahe, daß die neue Aufgabe auch neue Mittel zu ihrer Lösung erfordern wird und die in ihrer Art mustergültige idealisierende Goethesche Methode, wenn nicht verlassen, so doch erweitert und modifiziert werden muß. Und diese Vermutung dürfte sich bestätigen. Ich glaube nicht, daß jemand, der sich mit der Erzählungskunst praktisch befaßt hat, es für möglich hält, bei der Darstellung unserer heutigen socialen Bewegung mit Anwendung derselben Mittel auszukommen, mit denen der Dichter in den Wanderjahren Leben und Wirken seiner Privatmenschen in die werkthätige Teilnahme an dem öffentlichen Leben hinüberzuleiten suchte. Wobei wir denn freilich nicht vergessen dürfen, daß dem Altmeister, als er an diese Partien seiner Aufgabe kam (von denen er sicher, als er den Roman begann, keine Ahnung hatte), die zeichnende Hand nicht mehr so willig gehorchte und er auf seiner Palette nicht mehr die frischen Farben fand wie in den kraftfrohen Tagen der Lehrjahre. Denn daß auch mit der Goetheschen, vielleicht nur um ein weniges modifizierten Methode sich noch ein gut Teil weiter gelangen, ich meine, noch ein gut Teil des neu erschlossenen Stoffgebietes in den Kreis der Darstellung ziehen läßt, scheint mir außer aller und jeder Frage. Es wird da nur auf den redlichen Versuch ankommen; nur darauf, daß man sich mit den Principien des Meisters vollständig durchdringt, immer darauf aus ist, die Charaktere, die man gerade darzustellen hat, als Typen herauszuarbeiten und sich dabei durch die mittlerweile eingetretene Wandlung des Stoffes nicht an der Identität der Methode irre machen läßt. Der Stoff mag gröber, häßlicher geworden sein; es mag sich nicht mehr um die Darstellung vagierender Komödianten, sondern etwa um streikende Arbeiter handeln; in den Gesprächen der Beteiligten nicht mehr um die Klarlegung ästhetischer Grundsätze, sondern um die Formulierung ökonomischer Principien und praktischer Forderungen; nicht mehr um galante Abenteuer gesellschaftlich hochgestellter oder in ihrer intellektuellen Bildung weit avan-

cierter Personen mit mehr oder weniger laxer Moral, sondern um tief schneidende moralische Konflikte von „kleinen Leuten", die es bitter ernst mit dem Leben nehmen — muß deshalb (um dieses unfeineren Stoffes willen) die darstellende Methode wirklich eine andere sein?

Ganz gewiß nicht bis zu einem gewissen Punkte, der sehr schwer, vielmehr: unmöglich zu fixieren ist, jedenfalls sehr weit hinausliegen möchte; von diesem unbestimmten Punkte an sehr wahrscheinlich.

Von dem Punkte nämlich, wo das Grobe so grob, das Häßliche so häßlich wird, daß es von dem feineren Gemüt nicht mehr ertragen werden kann; wo die durch die Ungeheuer und Fratzen geängstete ästhetische Seele nach einer Erlösung ausschaut, die ihr, um es endlich auszusprechen, nur der Humor zu gewähren vermag.

Es ist nicht meine Schuld, wenn ich hier mit lauter unbestimmten Größen rechne. Die Sache selbst erfordert es, deren fluktuierende Natur zwar nicht der Regel spottet, aber bedingt, daß die Regel nur ihre Anwendung finde von Fall zu Fall, wobei denn je nach den höchst variabeln Faktoren, welche in Rechnung kommen, das Resultat sehr verschieden ausfallen kann. Solche Faktoren sind Temperament und Kunstideal des Autors selbst in den Phasen seiner Laufbahn; Geschmack und Bildungsstand der Epoche, in welcher, des Volkes, für das er schreibt. In „Götter, Helden und Wieland", in „Pater Brey" ꝛc. stellt sich der jugendliche Dichter Aufgaben, die er nur lösen zu können meinte mit Anwendung eines kräftigsten Humors, an welchem es ihm auch später nicht gebrach, für den er aber andere Kunstmittel substituierte, die seinem geläuterten Geschmack entsprachen. Smollet und Fielding gefielen sich und ihren Zeitgenossen in Derbheiten, welche den Engländern des neunzehnten Jahrhunderts kein Humor genießbar machen würde. In seinem Roman „Jack" kommt A. Daudet auf dasselbe Thema, welches auch Dickens in seinem „Nikolas Nickelby" behandelt: die Verkommenheit einer Privatschule. Der Engländer bewältigt die heikle Aufgabe nur mittels des Humors, dessen der Franzose entraten zu dürfen glaubt, indem er seine viel größeren Abscheulichkeiten mit trockenstem Ernst und Aufgebot seiner ganzen realistischen Virtuosität vorträgt in der vermutlich gegründeten Voraussetzung, daß seine Landsleute dergleichen ganz gut vertragen könnten.

Daß von den drei obigen Hauptfaktoren die Artung des Volkes, welchem der Autor angehört und für welches er schreibt, der mächtigste ist, scheint mir unabweislich. Es wäre sonst nicht wohl zu verstehen, warum von den drei Kulturvölkern, welche bis jetzt den Roman vorzugsweise gepflegt haben, die Franzosen das epische Ziel hartnäckig auf dem Wege der pragmatisch-realistischen, Detail auf Detail häufenden Darstellungsweise erstreben, während die Engländer die Schwerfälligkeit des Realismus durch den Humor aufzuheben suchen, der überall, wo er ist, auch bereits am Ziele ist, und die Deutschen in der Richtung weiterzukommen trachten, in die sie durch des Altmeisters Autorität gewiesen sind, und nur schüchtern, wenn es eben gar nicht weiter will, zum Humor ihre Zuflucht nehmen.

Ich meine, es ist unschwer zu erklären, wie das für uns so hat kommen müssen. Wie anders auch Hans Sachs, Fischart und noch der Verfasser des „Simplicissimus" die Welt angeschaut haben, nachdem wir die Greuel des Bauern-, des Dreißigjährigen Krieges über uns haben ergehen lassen müssen — vor der schweren Not des deutschen Lebens: der Armut, der ehrbaren Spießbürgerlichkeit, die froh ist, wenn sie „das liebe Leben" hat, vor der Fürstenwillkür, dem Beamtenhochmut mit ihrer Doktrin des beschränkten Unterthanenverstandes, — waren uns allgemach die Freude am Dasein, der Mut des Lebens, der Gleichmut der Seele auch rebus in arduis zu weit abhanden gekommen, als daß wir nicht erst einmal zu dem Ideal hätten flüchten sollen, das jenseits der trüben Erdenwolken liegt und das mit der ethisch-pathetischen Auffassung korre-

sondiert, zu welcher uns die Misere des deutschen Lebens geschult hatte. Oder wie hätte der sinn- und gemütvolle Deutsche des achtzehnten Jahrhunderts, da ihm jeder politische Wert abgesprochen war, sich behaupten können anders als dadurch, daß er den ganzen Accent auf seine ethische Würde legte, die ihm kein Spandau und kein Hohenasperg rauben konnten? Wie hätte er, als das von Frankreich herüberstrahlende Licht der Aufklärung das vaterländische Dunkel wenigstens so weit erhellt hatte, daß er wieder um sich zu sehen wagte, nicht in sentimentale Wertherklagen ausbrechen oder das Ideal eines Mannes nach seinem Sinn in einer Zeit finden sollen, die längst vergangen war? Nicht „was sich nie und nirgends hat begeben" für den alleinigen Gegenstand der Poesie erklären sollen, anstatt wie der Engländer das trotzige Panier des Humors: Hic et ubique! mitten hinein in diese Welt zu pflanzen, die zwar nicht die denkbar, aber doch die möglichst beste ist, in der zu leben es sich für einmal immerhin verlohnen mag?

Will ich deshalb der deutschen Erzählungskunst, sei es nun in der Form des Romans oder der Novelle, für jetzt und für die Zukunft die Fähigkeit oder das Recht absprechen, zur Lösung ihrer Aufgaben den Humor zu Hilfe zu rufen? Ich will das so wenig, daß ich im Gegenteil die Verwendung des Humors zu diesem Zweck für eine unbedingte Notwendigkeit halte und in der Frage, ob es der deutschen Erzählungskunst gelingen wird, sich des angegebenen Mittels kräftig zu bemächtigen und ausgiebig zu bedienen, eine Lebensfrage für dieselbe sehe. Ich habe nichts weiter gewollt, als versuchen zu erklären, weshalb unsere Strebungen nach dieser Seite von Jean Paul bis Fr. Vischer („Auch Einer") von einem durchschlagenden überzeugenden Erfolge nicht gewesen sind; weshalb trotz manches trefflich Gelungenem im einzelnen keines von unseren Talenten die Aufgabe nur annähernd so resolut angefaßt und auch nur entfernt so glänzend gelöst hat wie Dickens; im Gegenteil gerade unsere größten Talente: ein Freytag, ein Heyse, ein Gottfried Keller, bei allen humoristischen Anflügen (die besonders dem letzteren sehr häufig, wenn auch für mich in manchmal recht unerquicklicher Weise kommen) im großen und ganzen auf Goetheschen Bahnen wandeln.

Daß Fritz Reuters Wirken in dieser Lage der episch-poetischen Dinge in Deutschland einen Wandel geschafft hat oder in Zukunft schaffen werde, möchte ich nicht behaupten. Vielmehr scheint mir gerade der Umstand, daß der deutsche Humor nach dem Vorgang von Hebel wiederum nur in der dialektischen Dichtung eine Heimstätte gesucht und gefunden hat, für meine Behauptungen zu sprechen. Auf einem Nebenflüßchen, das behaglich zwischen Wiesen dahingleitet, mag sich ein Kahn sicher bewegen, der in den Schnellen und Strudeln des großen Stromes sich nimmer halten könnte. Ich bin gewiß der letzte, der Fritz Reuter seine großen Verdienste absprechen möchte. In unseren liebeleeren Tagen die Herzenstöne angeschlagen zu haben, die er angeschlagen, in unserer morosen Zeit Tausende und Abertausende von Menschen, solange er sie in seinen Banden hielt, zum Frohsinn bekehrt zu haben, wie er's gethan — das kann und wird ihm seine dankbare Nation nie vergessen. Und wer Gestalten geschaffen hat wie Onkel Bräsig, Fritz Triddelfitz, Jung Jochen, den Amtshauptmann Weber, ist auch gewiß ein Dichter von Gottes Gnaden; aber er ist es ebenso gewiß auch nur in einem Umfange, der genau so weit reicht als der Dialekt, dessen er sich bedient. Ich meine nicht im räumlichen, sondern im geistigen Sinne. Er kann nicht weiter reichen. Im räumlichen Sinne sind Fritz Reuters Dichtungen gewiß nicht auf die Grenzen von Mecklenburg und Neu-Vorpommern oder auch nur auf die Gebiete unserer plattredenden Landsleute beschränkt; sie sind weit über diese Grenzen hinausgedrungen, ja, sie haben einen Triumphzug durch Deutschland gehalten, an den sich, wie das zu sein pflegt, Tau-

sende von Unberufenen herandrängten, der aber darum nicht weniger ein echter und verdienter Triumphzug war. Das ist ja in gewissem Verstande selbstredend auch ein geistiger Sieg, mindestens ein Sieg über die Herzen. Was ich meine, ist, daß ein dialektischer Dichter, auch wenn er wollte, über den beschränkten Horizont heimischen Denkens und Empfindens nicht hinausschweifen kann in die geistige Atmosphäre, in welcher das Volk im ganzen und als Ganzes atmet: die Atmosphäre der großen ethischen und politischen Ideen, an deren Verwirklichung es sich abmüht und die ihren adäquaten allgemeingültigen, allgemeinverständlichen Ausdruck eben nur in der Sprache finden können, die es im Lauf seiner Entwickelung für diese seine höchsten Zwecke und Ziele im heißen Ringkampf der Geister, mit Aufgebot aller besten Kräfte seiner Staatsmänner und Dichter, Praktiker und Denker herausgearbeitet hat. Ein Dichter aber, der seine Aufgabe vom höchsten Gesichtspunkt sieht, welcher kein anderer ist als „dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen", kann deshalb gar nicht anders als in der Hauptsprache seines Volkes schaffen; verzichtet er darauf und schafft im Dialekt, so verzichtet er eben von vornherein auf jene Aufgabe und begnügt sich mit einer anderen, die gewiß noch verdienstvoll genug ist, aber selbst, wenn sie vollkommen gelöst würde, ihm nicht das Recht eintrüge, sich unter die großen Dichter seiner Nation zu zählen.

Dafür mag er sich dann bei dem Dialekt für die Hilfe bedanken, welche ihm dieser bei seinem humoristischen Geschäft leistet. Hat doch der Dialekt an und für sich, wenigstens für das Ohr des draußen Stehenden, eine komische Wirkung. Wir Norddeutsche können, wenn wir hochgebildete Süddeutsche im Dialekt über bedeutende Themata sprechen hören, uns schwer überreden, daß sie die Sache ernst nehmen; vermutlich geht es den hochdeutsch Redenden mit dem Platt nicht anders. Das ist ja freilich nur ein oberflächlicher Reiz. Von viel tieferer Bedeutung ist, daß der Dialekt, wie er gleichsam das Klein- und Stillleben der Seele zur Heimat hat und alle intimsten Geheimnisse seiner Heimat kennt, sich als ein so wundervolles Organ für den Humor erweist, der sich ja mit Vorliebe in dieses Klein- und Stillleben taucht, es uns in seinen bestrickenden Reizen, aber auch in seinen krausen Wunderlichkeiten, seinen Grillen und Schrullen aufdecken und ans Herz legen will. Wie der Dialekt hier dem Humor auf mehr als halbem Wege entgegenkommt, entnimmt man am besten an dem Verlust, welchen die dialektische Dichtung bei dem Versuch, sie ins Hochdeutsche zu übertragen, erleidet. Das Thatsächliche ist ja noch da, aber wo ist der Humor geblieben? Wie steifstellig, nüchtern, grau und schattenhaft nimmt sich das aus, was vorher so voll frischesten Lebens schien, so geschlankig, sinnig und innig, in blühendste Farbe getaucht? Und man darf nicht sagen: „schien"; es war das alles. Und selbst der Ausdruck: das Thatsächliche sei geblieben, ist falsch. Denn jene Reize sind Thatsachen, Errungenschaften des Humors, nur daß sie freilich aus dem Dialekt herausgeboren wurden, an demselben hafteten und mit demselben unwiederbringlich verloren gingen.

Gerade aber dieser innige Bund, welchen der Dialekt mit dem Humor zu schließen liebt, hat für den letzteren auch wieder erhebliche Nachteile, so erhebliche, daß sie im großen die Vorteile aufwiegen und überwiegen. Das Klein- und Stillleben der Seele ist freilich eine Provinz des Humors, aber auch nicht mehr; ist keineswegs sein ganzes Reich, dessen gewaltiges Gebiet alle Höhen und Tiefen der individuellen Seele sowohl als der Volksseele umfaßt, ja, in dem Durchmessen dieser Höhen und Tiefen erst seine Herrlichkeit erweist. Wie sollte aber der Dialekt, der an der Scholle klebt, den Geruch der Erde, die ihn geboren, nicht loswerden kann, auf diesem kühnen Fluge nicht erlahmen? Gewiß, er müßte und würde es, hätte er den Flug kaum be-

gonnen. Und deshalb sind nicht bloß ideale Werke wie „Faust“, oder „Nathan“, oder „Antigone“ im Dialekt undenkbar, sondern können nur gedacht und geschrieben werden in der Sprache, in welcher das Volk die Gesamtsumme seiner Bildung niedergelegt hat — auch die Werke, in welchen der Humor sich aus der idyllischen Sphäre zum Welthumor erhebt und nun erst seine höchsten Triumphe feiert: die Komödien des Aristophanes, ein „Don Quixote“, ein „Don Juan“ (Byron), ein „Copperfield“ sind im Dialekt undenkbar und unschreibbar. Selbst Werke wie „Tristram Shandy“, „Sentimental Journey“, die „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ u. s. w., obgleich sie an dichterischem Wert so viel tiefer stehen, sind zu groß für den Dialekt.

Deshalb meine ich, Fritz Reuters Leistungen, so verdienstlich, schätzbar und erfreulich sie sind, haben die Thatsache, daß die deutsche, speciell die deutsche erzählende Dichtkunst bis jetzt die höchsten Leistungen des Humors schuldig geblieben ist, nicht aus der Welt geschafft. Um so weniger, als selbst dem stofflich so beschränkten Humor Fritz Reuters eine gewisse Zahmheit anhaftet, die er nur selten verleugnet. Denn niemand, der das Landleben wirklich kennt, wird in Abrede stellen dürfen, daß der Dichter von „Ut mine Stromtied“, „Hanne Nüte“ sich doch fast durchgängig auf der Sonnenseite desselben hält, der Schattenseite aber: der Stumpfheit, der Tücke, dem Geiz, der Selbstsucht und Habsucht, der Brutalität, geflissentlich ausweicht, ganz im Gegensatz zu den großen Humoristen, die sich, wie Dickens, im Bewußtsein ihrer Kraft, vor dem Teufel selbst in der Menschenbrust nicht fürchten, sondern demselben mutig und siegreich zu Leibe gehen.

Wir scheinen uns weit von unserem Thema entfernt zu haben; ich denke aber, daß wir unserem Ziel, aus den „Briefen“ einen tieferen Einblick in Auerbachs dichterisches Wesen und Wirken zu gewinnen, auf dem scheinbaren Umwege erheblich näher gekommen sind. Denn wer die „Briefe“ aufmerksam unter diesem Gesichtspunkt gelesen hat, wird mir zugeben, daß in denselben die Lösung der Fragen, die wir hier in einen logischen Zusammenhang zu bringen und zu beantworten versucht haben, wieder und wieder angestrebt wird. Sehr begreiflich, da es genau die sind, welche sich jeder moderne, zumal epische Dichter stellen muß, und als deren praktische Beantwortung man eben seine Werke anzusehen hat. Nicht ohne Absicht habe ich die Klage Auerbachs, daß ihm Lustiges, Lachfrohes, bei innerem tiefstem Verlangen danach, nicht gelingen wolle, ihm vielmehr alles sofort ins Pathetische umschlage, zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen gemacht. Ich glaube, wer den obigen Auseinandersetzungen mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird nicht länger im Zweifel sein, woher dem modernen Dichter, der es als seine Aufgabe erkannt hatte, das Panier der Dichtung in die Regionen des Gemeinen und ewig Gestrigen zu tragen, an deren Grenzen der idealisierende Roman vornehm-klug Halt machte, die Sehnsucht kam nach der Bundesgenossenschaft mit dem Humor. Und wird mit mir erklärlich finden, daß der Dichter, der sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe völlig bewußt war,* an dieselbe nicht mit der Freiheit und Heiterkeit des Gemütes, welche die Grundbedingung und Grundstimmung des Humors sind, gehen konnte, trotzdem die Lösung dieser Aufgabe ohne die Beihilfe des Humors auf die Länge nicht zu bewerkstelligen war, und in seiner Seele wohl ein Antrieb lag, auf den Weg, in welchen die Natur der Sache wies, einzulenken. Ein Antrieb, der aber doch von dem pathetischen Zuge seines Wesens weit überwogen wurde, um so mehr, als er in dem Moment, da er seine Aufgabe in Angriff nahm, sein Kunstideal bereits fixiert hatte, und dies kein anderes war als das Goethesche, welches principiell den Humor ver-

* Dafür liefern seine bald nach den ersten Dorfgeschichten erschienenen Untersuchungen über die Grundzüge der volkstümlichen Litteratur („Schrift und Volk“, 1846) den klarsten Beweis.

schmähte und typische Gestalten nur durch die idealisierende Methode schaffen zu sollen glaubte, ohne zu wissen oder anerkennen zu wollen, daß auch die mit Humor getränkte Phantasie typische Gestalten hervorbringen kann, die, wie Don Quixote und Sancho Pansa, von der Schönheitslinie abweichen dürfen, ja abweichen müssen, um die Seele des Betrachters von der Erdenschwere zu erlösen, so völlig wie jene Gestalten, deren verklärte Leiber keine Schleier und Falten umgeben.

Ich meine, man muß sich diesen Zusammenhang völlig klar machen, um zu verstehen, wie es denn kam, daß Auerbach die identische Aufgabe so völlig anders angriff wie Fritz Reuter. Es ist eben eines, an die Schilderung des Dorfes und seiner Bewohner zu gehen, nachdem man, wie Auerbach, bereits zwei historische Romane geschrieben, tief in theologische und philosophische Studien sich versenkt und sonst in allerlei Litteraturzweigen versucht hat; ein anderes, wie Reuter, aus der Bildungssphäre durch widriges Geschick herausgedrängt zu sein in die der Unbildung und nun aus der intellektuellen Not eine poetische Tugend zu machen. Das sind zwei sehr verschiedene Wege, von denen jeder gewisse Vorzüge und gewisse Nachteile hat. Indem Auerbach aus Princip dem Dialekt bei seinen poetischen Mitteilungen nur einen minimalen Raum anwies, verschloß er sich von vornherein ganze Regionen des Klein- und Stilllebens, das er doch gerade zu schildern unternahm, und zu denen, wie wir oben sahen, nur durch den Dialekt der Zugang ist. Und indem er, wiederum aus Princip, dann aber freilich auch gedrängt von seinem vorzugsweise pathetischen Naturell, das vielfach Platte und Alltägliche, welches sein Stoff barg, nach der idealisierenden Methode der Meister typisch ausgestalten wollte, mußte hier und da ein schwerer Erdenrest zurückbleiben, den eben nur der Humor auf- und in die Sphäre ästhetischen Empfindens emporzuheben vermag. Dafür durfte er dann wieder den auf diese Weise mit Bildungselementen aller Art durchsetzten und, wenn man den Ausdruck richtig verstehen will: verdünnten Nebenfluß der dörfischen Dichtung freier und ausgiebiger in den Hauptstrom der deutschen Poesie hinüberleiten. Und er hatte bei seiner Methode einen zweiten Vorteil, den die mit Humor getränkte Phantasie fahren lassen muß oder dessen sie sich nur auf ihrer höchsten Höhe und auch da wohl nur bis zu einem gewissen Punkte bemächtigen kann: er vermochte die tragischen Elemente, die sein Stoff ebenfalls in reichster Fülle einschloß, voll und ganz in seine Gewalt und zur Hebung zu bringen (man denke an Diethelm, Landolin, Edelweiß &c.); ja auch jene Seiten des Landlebens, die, wenn nicht geradezu Nacht-, so doch gewiß Schattenseiten sind und von denen wir oben sahen, daß ihnen Reuter mit einer gewissen Geflissentlichkeit ausweicht.

Ich habe mich so lange bei den „Dorfgeschichten" aufgehalten: einmal, weil ich wohl mit dem Urteil der meisten in der Annahme übereinstimmen werde, daß es eben die „Dorfgeschichten" sind, durch die sich Auerbach für immer einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur erobert hat; sodann, weil sich Auerbachs dichterisches Wesen und Können an denselben weit besser explizieren läßt als an den großen Romanen, in welchen er die höchste Aufgabe des modernen erzählenden Dichters, ein Abbild seiner Zeit* zu geben, in Angriff nahm. Hier zwang ihn die Natur der Sache in eine breite Bahn mit vielen anderen, die vor und mit ihm nach demselben Ziele strebten und zum Teil über Fähigkeiten und Kräfte verfügten, deren man auf diesem Wege nicht entraten kann und an denen es ihm zwar keineswegs völlig gebrach, aber die doch bei ihm nicht stark genug für den Zweck entwickelt waren. In einer längeren Analyse von Auerbachs dichterischem Wesen, die Julian Schmidt einmal in der Augsburger All-

* Ich habe mich zu oft über den Sinn, welchen ich in den allerdings recht vagen Ausdruck lege, eingehend geäußert, als daß ich fürchten müßte, hier mißverstanden zu werden.

gemeinen Zeitung veröffentlichte, hatte er gesagt, daß ihn (Auerbach) zuerst das ethische Motiv bewege und nicht das poetische Farbenspiel und die Lust zu fabulieren. Auerbach acceptiert diesen Ausspruch.* Über „das ethische Motiv“ werden wir alsbald zu reden haben. Was unter dem „poetischen Farbenspiel“ zu verstehen, weiß ich nicht ganz genau; ich vermute: die Darstellung als solche in der Buntheit und Vielgestaltigkeit ihrer Mittel, welche doch wohl wieder zusammenfällt mit der „Lust zu fabulieren“ oder wenigstens nur das adäquate Organ derselben ist. Daß diese aber und die Kraft zu fabulieren das A und O der erzählenden Kunst sind, steht zweifellos fest. Wie sollte sich auch anders der große Rahmen, welchen der Romandichter unweigerlich spannen muß, mit Handlung füllen, das heißt mit der Schar ewig bewegter und in der Bewegung die ganze Fläche durchmessender und bedeckender Gestalten! Der Romandichter muß, wenn ich mich dieses Bildes bedienen darf, wie ein Soldat auf dem Marsch sein, der jeden Morgen mit vorschriftsmäßigem Gepäck antritt und die für den Tag vorgeschriebene Distance kräftig-gleichmäßigen Schrittes zurücklegt, mag der Weg noch so uneben sein, die Sonne noch so heiß brennen, der Staub noch so dicht aufwirbeln oder der Regen in Strömen fallen. Und sogar dies dürfen wir wohl aus dem Bilde in die Realität der Arbeit des Romandichters hinübernehmen, daß zur Absolvierung derselben eine große physische Kraft gehört und eine nicht gewöhnliche Willensenergie neben den eigentlichen poetischen Qualitäten. Nun fehlte es Auerbach wahrlich an Gestalten nicht, im Gegenteil: sie drängten sich ihm oft und meistens allzureichlich zu; aber er spannt die Kraft der einzelnen nicht immer hinreichend an, hält sie nicht genug in Atem, läßt sie nicht alles leisten, was sie leisten könnten. Und noch für eine andere Fähigkeit, über die der Romandichter frei muß verfügen können und die ebenfalls Auerbach nicht in hervorragendem Maße besaß, bietet das Kriegsleben ein prägnantes Bild. Ich meine die strategische Kunst, mit großen Massen zu operieren, seine Truppen getrennt marschieren und vereint schlagen zu lassen; zu den entscheidenden Schlachten das rechte Lokal und die rechte Zeit zu wählen; eine Abteilung zu detachieren, in der Sicherheit, sie zur rechten Stunde wieder an das Gros heranziehen zu können; hier auf einen bereits halb errungenen Vorteil zu verzichten, weil er sich schließlich der aufgewandten Mühe nicht verlohnt, dort ein angefangenes Treffen, das nicht siegreich zu werden verspricht, abzubrechen und die Mannschaft preiszugeben, ohne viel Worte darüber zu verlieren.

Wenn aber Auerbach so den Vorwurf Julian Schmidts gelten läßt, so thut er es freilich nur mit einer Reservation, durch welche er sich die volle poetische Geltung, auf die er anfangs verzichten zu wollen scheint, nachträglich wieder zu vindizieren sucht. Er sagt an der angezogenen Stelle: „— das psychologische Problem ist mir immer Hauptsache geblieben. Ich meine aber, das ist doch auch schließlich die Essenz aller poetischen Produktion.“ Fügt dann allerdings, offenbar im Gefühl, daß es mit dieser Rechtfertigung wohl nicht ganz geheuer sei, sofort hinzu: „Oder mache ich etwa aus der Not, respektive aus dem Mangel eine Tugend?“

In der That ist nun die Rechtfertigung keine. Allerdings ist das ethische Motiv oder, wie Auerbach es ausdrückt: das psychologische Problem (wir wollen einmal beide Ausdrücke als gleichwertig setzen, obgleich sie es nicht sind) die Essenz aller poetischen Produktion, einfach deshalb, weil alle im eigentlichen Sinne menschlichen Motive ethisch sind. Aber das hat Julian Schmidt auch gar nicht bestritten. Er hat nur sagen wollen, daß Auerbach die Tendenz habe, zur Lösung des psychologischen Problems, zur Herausstellung des ethischen Motivs auf einem Wege zu gelangen, der nicht die

* II. 210.

Fabel ist, das heißt in meinem Sinne, der ich kein anderes episch-poetisches Mittel kenne, als eben die Fabel, durch nicht poetische Mittel.

Welche könnten das sein?

Im I. Bande der „Briefe“ Seite 409 findet sich eine Stelle, die uns vielleicht darüber Aufschluß giebt und die ich auch schon deshalb auszuschreiben mir erlaube, weil sie ein sehr schätzenswerter Beitrag ist zu unseren obigen Ausführungen über Auerbachs Verhältnis zum Humor, speciell zu Dickens.

„— ich sehe doch jetzt“ (es handelt sich um das „Landhaus“) „einen Grundfehler immer mehr. Er besteht nicht in dem sogenannten Reflektiven, sondern eben in der Art, wie ich motiviere und zu viel motiviere. Spricht man durch Thatsachen, so stehen diese mit einer gewissen apodiktischen Kraft fest; erklärt man die Thatsachen, so wird der Leser leicht aufsässig und denkt: Das kann daher kommen oder auch nicht. Die große Schwierigkeit ist, immer zur rechten Zeit, am rechten Ort und in rechtem Maße zu vertiefen. — Es ist eine sehr schwere aber notwendige Aufgabe, die Immanenz des Geistes in den Dingen zu kennen und in ihnen zu lassen und nicht, wenn ich so sagen darf, etwas Transcendentales daraus zu machen, was sich auch nach dem Wortsinn übersteigt. — Ich habe jetzt angefangen, den Roman von Dickens ‚Unser gemeinschaftlicher Freund‘ zu lesen. Wie bequem macht er sich's. Er legt sechserlei und mehr Anfänge hin, die er dann verknotet, indem er die Fäden zusammenzieht, und dabei bewegt er sich stets im Faktischen, auch wo er Gemütsstimmungen exponiert. Ein Spielen mit den Dingen (indem er alles mit halb Märchenhaftem versetzt), mit ‚heimatlosen Strohhalmen‘ und dergleichen ist zur Manieriertheit bei ihm geworden; aber er macht auch mit keckem Pinsel die Figuren lebendig. Ich werde nie Dickens nachahmen, ich könnte gar nicht nachahmen, wenn ich auch wollte, aber ich sehe einen Vorzug an ihm, der mich an das Urwort Goethes erinnert: Bilde, Künstler, rede nicht — das ist's, und wenn ich wieder zu einer geschlossenen Produktion komme, soll es vor mir stehen. Ich habe in ‚Diethelm‘ und in den ‚Dorfgeschichten‘ ja das auch schon bewährt, und ich muß es wieder können. Laß mich nur wieder zur Ruhe und zu einer Fabel mit festem Rückgrat kommen.“

Wer in ästhetischen Dingen bewandert, zumal mit der Technik der Erzählungskunst vertraut ist, würde nicht den Scharfsinn bewundern, mit dem Auerbach hier jene schweren Gebrechen, mit denen die dichterische Produktion behaftet sein kann, kennzeichnet, und nicht minder den Freimut, mit welchem er einräumt, daß seine Produktion damit behaftet sei: dem Reflektiven und der Motivierungssucht? Ich habe mich über diese Grundübel, die beide auf dasselbe hinauslaufen: nämlich auf die Störung und Trübung der reinen Thätigkeit der Phantasie durch das Hereinbrechen des nüchternen Verstandes, schon zu oft ausgesprochen, als daß ich es hier abermals thun sollte. Es genügt mir, die Übereinstimmung mit meinen Grundsätzen, wie Auerbach sie in der obigen Stelle klar ausspricht, zu konstatieren. Wie weit freilich seine Praxis von der strikten Befolgung dieser Grundsätze abirrte, kann ihm nicht ebenso deutlich gewesen sein, oder er würde nicht in demselben Atem hinzugefügt haben: „Ich habe in ‚Diethelm‘ und in den ‚Dorfgeschichten‘ ja das auch schon bewährt.“ Ich kann das nicht unterschreiben. „Diethelm“ ist von dem Reflektiven allerdings freier, aber die Motivierungssucht ist in vollem Schwange; und ich blättere in irgend einer Dorfgeschichte, z. B. „Lucifer“, und finde sie von Reflexion völlig durchsetzt. Und daß Auerbach, wenigstens gelegentlich, nicht einmal ganz fest im Princip stand, scheint mir aus einer anderen merkwürdigen Stelle der „Briefe“ hervorzugehen. Turgenjew hatte ihm von der großen Wirkung der „Tentations“ von Flaubert gesprochen, wo, trotzdem es sich um so abstrakte Dinge handle, wie die sieben Todsünden, die Häresien ꝛc., doch

alles zur Erscheinung komme, „alles anschaulich sei und ohne Reflexion". Auerbach fährt fort: „Turgenjew behauptet, man dürfe nie ein Motiv erklären oder auch nur die Begründung andeuten." Und fügt hinzu: „Quod est demonstrandum." * Ich meine, wäre Auerbach in seiner Theorie ganz fest gewesen, er hätte diesen Zusatz nicht gemacht. Oder verlangte er den Beweis nicht für sich, sondern für die, welche nicht in der Praxis stehen und es nicht in ihrem poetischen Blut haben, daß die Sache so ist und anders gar nicht sein kann?

Wie man sich da auch entscheiden mag: die Auerbach von Julian Schmidt vorgeworfene Tendenz nach dem „Ethischen", welche in meinen Augen mit dem „Unpoetischen", besser mit dem „Unkünstlerischen" — der mangelhaften Technik, welche den poetischen Stoff nicht rein ausgestaltet — zusammenfällt, läßt sich nicht wegleugnen und wird ja auch von dem Dichter, der in seiner Selbstkritik immer von seltenster Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit ist, zugegeben. Ebenso evident ist aber, daß in den großen Kompositionen der Romane aus den von mir angeführten Gründen diese Tendenz noch schärfer hervortreten mußte, als sie es bereits in den kleineren der Dorfgeschichten thut.

Sollte es nicht mit aus dem Gefühl dieser Schwäche heraus zu erklären sein, weshalb Auerbach früher und später, und je später, desto häufiger und eifriger, zu einem Mittel griff, welches, indem es den Schaden heilen sollte, nur dazu beigetragen hat, denselben zu vergrößern und augenscheinlicher zu machen? Ich meine die Rastlosigkeit, mit der er die Beobachtung des aktuellen Lebens bis zum Übermaß trieb und Erfahrungsstoff auf Erfahrungsstoff häufte in einer Fülle, die poetisch nicht mehr zu bewältigen war, oder doch nur von einem Dichter, der die Resignation har, was sich poetisch nicht verwerten lassen will, eben als poetisch wertlos und deswegen dem poetischen Thun schädlich auf die Seite zu schieben. Auerbach hatte diese Resignation nicht oder doch nicht in dem zu fordernden Maße. So wurde ihm, was ja an und für sich für den epischen Dichter Tugend und Wohlthat ist, zur Untugend und Qual, drängte sich rücksichtslos herbei und störte ihm seine poetischen Kreise. So viel weniger wäre hier so viel mehr gewesen! Es erfüllt mich immer wieder mit neuer Sorge, wenn ich, den „Briefen" folgend, ihn, eine angefangene Arbeit in der Mappe, zu seinen Sommerreisen aufbrechen sehe, die sich ja oft genug bis in den Winter ausdehnten. Wieviel des Schönen wird er sehen, wieviel des Interessanten erleben, das alles gesehen und erlebt zu werden so voll wert und würdig ist und — das die unglückliche angefangene Arbeit in der Mappe zu büßen haben wird! Denn für diese hat sich jetzt ein neuer Gesichtspunkt ergeben, der soweit ganz vortrefflich ist und von dem sich prächtige Perspektiven eröffnen, nur daß er leider ein anderer ist als der, von dem der Dichter zuerst sein Thema sah, und die neuen Perspektiven infolgedessen die alten durchkreuzen. Und andere Motive sind aufgetaucht, höchst dankbare, ergiebige, nur daß durch dieselben der embarras de richesse nach dieser Seite, mit welchem der Dichter bereits die Reise antrat, bis zu einer für ihn selbst unübersehbaren Verwirrung vermehrt wird. Im allgemeinen bezeichnend für das Unheil, welches er in seiner geistigen und poetischen Ökonomie dadurch anrichtete, ist folgende Stelle, bereits aus dem Jahre 1860: „Dieses Reisen, um eigentlich Studien zu machen, bringt mich in eine der seltsam zusammengesetztesten Stimmungen. Eigentlich nehme ich rein menschlich teil am Thun und Sein dieser Menschen, und alsbald setzt sich mir doch die poetische Fiktion an und ich bin außerordentlich aufgeregt. Ich glaube aber, das kommt auch davon her, weil ich Eile habe und viel in einem Tage ernten, mahlen und backen möchte." * Nicht min-

* II, 155.

* I, 141.

der charakteristisch dafür, wie die neuen Eindrücke, die er doch suchte, um eine poetische Idee, welche ihm aufgegangen war, zu fördern, das genaue Gegenteil bewirkten, sind die Aufzeichnungen über den Roman „Straßburg“, mit dem er sich lange Zeit trug.* In ihm braust und glüht alles für den Plan, für den selbstverständlich auch bereits der Held gefunden ist: ein deutscher Student. Er reist nach Straßburg, Lokalstudien zu machen, Lokalfarben auf seine Palette zu bringen. Er besteigt das Münster. Da auf einmal: „Ich weiß noch die Stelle über der Rose, wo mir's aufging: der Held meiner Geschichte ist nicht ein Student, sondern ein eingewanderter Steinmetz. Jetzt hab ich's —“ das heißt aber für den Kenner: ich habe meinen ganzen alten Plan umgeworfen. Denn nicht mehr und nicht weniger bedeutet es, wenn der Dichter für seinen alten Helden einen neuen substituiert.

Daß der Straßburg-Plan niemals aus dem Stadium der Hoffnungen und Entwürfe hinauskommen würde, war freilich vorauszusehen; und daß es von Auerbach selbst nicht gesehen wurde, ja er sich so lange mit dem Plane tragen konnte, ist eine der schwersten Selbsttäuschungen, in welche ein Dichter verfallen kann. Denn nicht weniger als alles stand bei ihm im vollsten Widerspruch mit dem, was er doch so eifrig anstrebte: das ästhetische Princip, die natürliche poetische Veranlagung, der Mangel auch historischer Kenntnisse, zuletzt die vielleicht von Haus aus nicht bedeutende und jedenfalls nicht durch systematische Studien und praktische Übung gesteigerte Befähigung, im eigentlichen Sinne historisch zu sehen, daß heißt „sich eine klare Anschauung von dem Ganzen der gesellschaftlichen und staatlichen Zustände eines Volkes oder einer Zeit zu machen“, wie K. Twesten von Niebuhr rühmt.** Ist doch dieser Mangel mit ein Grund, weshalb Auerbach auch in dem modernen Roman den ersten Preis, nach dem er strebte, nicht erringen konnte. Denn auch dem Dichter des modernen Romans, und ihm ganz besonders, muß das lebendige Gefühl der Zustände innewohnen, welches nach Goethe mit der Fähigkeit, es auszudrücken, den Dichter macht und welches dem Historiker gleich unentbehrlich ist,* — ihm, dem nicht tausend Köpfe vorgearbeitet haben; der, so zu sagen, einen jungfräulichen Wald betritt, durch welchen entweder gar kein Weg führt oder unzählige, unter denen er sich doch für den einen zu entscheiden hat. Einen Weg, der voraussichtlich weder der kürzeste noch der bequemste ist, auch zweifelsohne dem kühnen Pionier und denen, welchen er nachträglich seine Erlebnisse schildert, nur

* I, 150, 157, 176, 177, 189.

** K. Twesten: Die religiösen Ideen der asiatischen Kulturvölker, S. 255. (Berlin, F. Dümmlers Verlagshdlg.) — Es wäre hier übrigens der Ort gewesen, auf Auerbachs ästhetisch-kritische Stellung zum historischen Roman näher einzugehen. Ich muß darauf Verzicht leisten, wie ungern ich es thue. Bestätigen doch die „Briefe“ in denkbar schärfster Weise den Ausspruch, welchen ich aus dem Verständnis von des Freundes ästhetischen Überzeugungen heraus, ohne eine Zeile der „Briefe“ zu kennen, bereits in meiner „Gedächtnisrede“ (Beiträge, Seite 330) gethan hatte: daß er sich in seinen reifen Jahren von der Illusion, einen historischen Roman schreiben zu sollen und zu wollen, wohl im Geiste verlocken lassen, niemals aber — eben infolge seiner entgegengesetzten Überzeugung — dieser Lockung Folge leisten konnte. Und diese Überzeugung? Sie gipfelt in dem Wort: „Der historische Roman ist eine Willkürlichkeit, in der Bibliothek erzeugt.“ Ich bitte den Leser dringend, die merkwürdige Stelle (II, 368) im Zusammenhang zu lesen und die für seine Ansichten nach dieser Seite und auch für sein ganzes dichterisches Wesen überaus charakteristischen Aussprüche I, 180 damit zu vergleichen: „Ich will meinen historischen Plänen nachgehen, es fügt sich mir manches, aber der Schrei eines Habichts, eines Nußhäbers bringt mich auf ganz andere Bahnen, das Leben ruft, die Geschichte der Vergangenheit ist nicht da.“ Und I, 181: „Und wieder kam meine Arbeit, und ich mußte darüber denken, daß im historischen Roman das Naturleben keine Stelle hat. Sonnenschein, Regen und Schnee, die der historische Held empfand, sind nur gezwungen neu heraufzuführen; darum ist für das eigentlich Historische das Drama die richtige Form, wo der Mensch allein bleibt und die Luftschicht und das Naturwalten, darin er lebt, gar nicht mitspielt.“ Diese letztere Stelle ist freilich völlig zu verstehen nur von dem, welcher sich ganz mit der Überzeugung durchdrungen hat, daß der moderne epische Dichter in jedwedem Helden und dessen Thathandlungen eigentlich nur immer sein modifiziertes Ich giebt und geben kann.

* Siehe oben.

einseitige Ansichten des durchstreiften Gebietes gewährt und einen nur sehr partiellen Einblick in die Geheimnisse desselben — alles in allem eine scheinbar dürftige und von anderen, die andere Wege zogen, heftig bestrittene Errungenschaft. Und die doch vielleicht dem grundgelehrten Historiker kommender Zeiten von höchstem Wert ist, weil er von dem Manne — hatte er nur offene Augen und Sinne und eine leichte Hand, das Erlebte unverkritzelt zu schildern — besser als von irgend jemand sonst erfahren kann, wie es auf dem Terrain, welches sich inzwischen bis zur Unkenntlichkeit veränderte, ehemals aussah.

Schon jetzt wird bezweifelt, daß Auerbachs große Romane dem Historiker der Zukunft solche schätzbare Quellen sein werden; mit anderen Worten: daß dieselben, wenn auch einseitige, so doch treue Bilder der aktuellen Zustände der Zeit, die er zu schildern unternahm, gewähren. Nicht, wie seine Zeit war — meinen die Zweifler —, wird man aus diesen Geschichten lernen können, nur, wie er selbst, der Dichter, wie Auerbach war.

Das ist ja nun eine arge Übertreibung, aber etwas Wahres ist daran.

Wir werden gleich sehen, was. Zuvor nur müssen wir von der Rechnung, streng genommen, „Auf der Höhe" und „Das Landhaus" abstreichen. Beide sind keine Zeitromane in dem obigen Sinne. Der erstere Roman ist, meines Erachtens, trotz seines Umfanges doch nur eine aus dem Dorf in die Stadt hinübergespielte Dorfgeschichte (wie auch schon in „Lorle", wenn auch in geringerem Grade, das Landleben in das städtische und höfische hinübergreift) und gehört also vor ein anderes ästhetisches Forum. Im zweiten werden allerdings vielfache Anläufe gemacht, das Privatleben in das öffentliche Leben hinüberzuleiten. Aber daß es dabei bleibt, darauf deutet, möchte ich sagen, schon der idyllische Titel hin. Es soll ja auch ein Landhaus geben, in welchem, wenn der Gebieter anwesend ist, alle Fäden des Zeitgewebes zusammenlaufen, aber am Rhein steht es nicht. In gewöhnlichen Landhäusern ist es auch Millionären schwer, die rechte Fühlung mit ihrer Zeit zu gewinnen und festzuhalten. Das wußte A. Daudet, als er seinen „Nabab" mitten hinein in das Seine-Babel setzte. Und wenn im „Landhaus" endlich am Schluß aus jenen Versuchen Ernst gemacht werden soll, ist es zu spät und gereicht nur zur Schädigung der bis dahin (wie auch in „Auf der Höhe") planvollen und einheitlichen Komposition.

Es restieren also nur noch „Neues Leben" und „Waldfried", die wir allerdings nicht anders als zu den Zeitromanen im großen Stil rubrizieren können, und die mithin unter die für dieselben zuständige ästhetische Gerichtsbarkeit fallen. Auf sie findet nun allerdings, was ich oben über Auerbachs geringere dichterische Befähigung für den Zeitroman und die aus derselben resultierende technische Unzulänglichkeit gesagt habe, seine volle Anwendung. Ich brauchte mit diesem Urteil nicht zurückzuhalten, um so weniger, als Auerbach selbst, mindestens über den ersteren Roman, sich noch viel härter ausgesprochen hat.* Er bekennt, nachdem er dem Buche alles mögliche Üble nachgesagt, daß er bei der erneuten Durchsicht „erst recht" (soll wohl heißen: eigentlich) „gelernt habe, wie eine größere Dichtung taktisch zu stellen und zu ordnen sei". Über den sehr viel später (1873/74) entstandenen „Waldfried" ist er zu dieser objektiven Klarheit der Selbstkritik nicht durchgedrungen. Dazu stand ihm das Werk bis an sein Lebensende noch immer zeitlich zu nahe, und er hatte an dasselbe zu viel von seinem Herzblut gegeben.

Aber that er das nicht stets? und ist das nicht eben der Grund, weshalb er in diesem Überschwang seines herzlichen Anteils an den darzustellenden Personen und Zuständen zu der Höhe reiner Objektivität nicht hinaufgedrungen ist?

Ich wiederhole: etwas Wahres ist daran. Für seine Schilderung großer

* I, 86, 110.

Zeitverhältnisse muß ich es unbedingt zugeben; aber auch seine besten Gestalten aus der dörflichen Sphäre: ein Lorle, einen Diethelm, umwittert ein Etwas vom Auerbachschen Geist in anderem Sinne, als Hermann und Dorothea der Goethesche Geist umwittert. Etwas, das nicht sein sollte und in dem Äther der reinen Kunst verduftet, also daß ihre Gebilde bei aller innern Glut sich kühl anfühlen wie Marmor.

Die Frage ist nur, ob wir Moderne, wie wir da sind, nicht dasselbe Verdikt zu gewärtigen haben oder hätten, könnten wir hören, was die, welche nach uns kommen, über uns urteilen werden? Und man muß weiter fragen, ob die zitternde, hin und her schwankende Erregung in uns nicht Widerspiel und Fortsetzung der Erregung ist jener ewig wechselnden Windwelle der Aktualität, mit der wir fortwährend zu kämpfen haben im Gegensatz zu unseren Heroen, die das stolze Fahrzeug ihrer idealen Kunst auf der Grundwelle des ewig Menschlichen halten konnten, welche sich ja auch bewegt, aber in einem ganz anderen majestätischen Rhythmus? Schließlich, ob die Natur des Kampfes, zu dem wir gezwungen sind, wenigstens in seinem jetzigen Stadium, uns dieses scharfe Accentuieren und Präponderierenlassen der Subjektivität nicht geradezu aufzwingt, deshalb, weil wir ohne dasselbe gar nicht aus der Stelle kämen?

Bereits oben habe ich von der wichtigen Mission gesprochen, welche ich dem Humor in dem Roman (vielleicht der gesamten Poesie) der Gegenwart und Zukunft vindiziere. Das ist ja nur ein frommer Wunsch, von dem ich keineswegs sicher bin, daß er sich erfülle. Ich wollte auch nur auf den Weg hinweisen, der mir neben dem alten erprobten der objektivierenden Darstellung aus dem Wirrsal und Übermaß des zudrängenden Stoffes heraus- und gelegentlich eine Strecke weiterzuführen scheint als jener: den Weg einer erhöhten und doch wieder durch die Phantasie gebändigten Subjektivität. Denn das ist der künstlerische Humor. Er ist auf der einen Seite durchaus ein Produkt der Reflexion, welche die Zweifel und die Verzweiflung des in dem Gedränge der Erscheinungen ratlosen, durch den Abgrund der Häßlichkeit erschreckten Gemütes siegreich überwunden und dasselbe zum Verharren in dem Glauben an die Harmonie des Weltganzen bekehrt hat; auf der anderen Seite ebenso Walten der gestaltenden Phantasie, die nun aber in ihren Bildungen das krauseste Detail aufnehmen und in der Schilderung des Häßlichen bis zur Karikatur fortschreiten kann, ja fortschreiten muß, weil sie zwar auch sonst überall, durch die letztere aber am energischsten auf die von der dichtenden Seele errungene, unverlierbare Harmonie hin- und zurückweist und in der Erscheinungswelt aufweist, nicht minder einleuchtend und jedenfalls umfassender, als es die reine, auf die Ausprägung von typischen Gestalten gerichtete Phantasie vermag.

Und so hätten wir denn, wenn diese Darstellung anders zutreffend ist, in jenen modernen Werken, an deren Zustandekommen, wie der Werke Auerbachs, die Phantasie und die Reflexion gleicherweise thätig waren, aber so, daß die eine da einsetzt, wo die andere pausiert, zwar die beiden Teile des künstlerischen Humors in der Hand, nur daß eben leider das ästhetische Band fehlt.

Wie verhängnisvoll nun aber auch im künstlerischen Sinne dieses „Leider" ist und wie weit der Schritt von dem gesonderten Vorhandensein der Elemente bis zu ihrer völligen Mischung — die scharfe Accentuation der dichterischen Persönlichkeit hat der fortwährend in die Gebilde seiner Phantasie hineinreflektierende Dichter mit dem humoristischen gemein und damit jene Erregtheit, die sich unwillkürlich dem Leser mitteilt, der nicht gleichmütig bleiben kann, wenn es der Autor nicht ist, sondern beständig für oder wider seine Personen Partei nimmt. Eine Parteilichkeit, für die er dann allerdings mit seiner Person einstehen muß und die ihm teuer zu stehen kommt, so oft der Leser anderer Ansicht und Überzeugung ist und durchweg, wenn für diesen sein Wesen nichts Sympathisches hat,

derselbe sich wohl gar von ihm — ich meine: seiner Art zu denken, zu empfinden — abgestoßen fühlt. Nur wenn er die höchste Höhe seiner Kunst erstiegen, verschwindet der humoristische Dichter so völlig hinter seinem Werke wie der objektive, und man muß sich wohl oder übel, will man ihn tadeln oder loben, an seine Werke halten, kann es nicht an ihn. Gelangt er nur bis zu den mittleren Höhen, liebt oder verwirft man mit seinem Werke zugleich immer auch ihn. Genau so ergeht es dem reflektierenden Dichter. Und das aus gutem Grunde. Denn beide sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Interessanteste an ihren Werken; beide sind, so zu sagen, wichtiger und größer als ihre Werke. Ich würde es nicht wohl verstehen, wenn ich jemand sagen hörte: Ich mag Cervantes oder ich mag Goethe nicht; ich verstehe aber sehr wohl, was es heißen soll: Ich mag Thackeray nicht; ich mag Auerbach nicht.

Zur Liebe kann man niemand zwingen; aber wenn es ein Mittel giebt, jene Abneigung in Liebe zu verwandeln, so ist es dies: einen Autor der Art viel, sehr viel zu lesen.

Denn es möchte dann wohl geschehen, daß besonders ästhetisch-kritisch gestimmte Geister, die der Autor etwa vielfach im einzelnen durch nicht völlig durchgebildete Form abgestoßen hat oder die wohl gar ein ganzes Werk künstlerisch verfehlt erachten, zuletzt doch von der Harmonie erfüllt werden, zu welcher sich der Mann in Geist und Gemüt durchgerungen und in der jene einzelnen Mißklänge wie Tropfen am Eimer sind. Und ebenso, daß Leser, die in erster Linie ihr Gemüt angeregt und befriedigt sehen wollen und hier und da mit dem Autor nicht fühlen konnten, ihn hier zu hart, dort zu weich und ein anderes Mal verschwommen fanden, allmählich doch dahinter kommen, welch ein reiches, großes Herz in der Brust des Mannes schlug, und sich nicht entbrechen können, ihn zu lieben, der die Menschen so sehr geliebt.

In einer der Besprechungen der „Briefe" habe ich gelesen: „Auerbach selbst war kleiner als sein Talent." Der Ausspruch gehört zu jenen, in ihrer Falschheit so überaus glücklich formulierten, daß man sie einfach umzukehren braucht, um das Richtige zu treffen. Ich verstehe freilich unter „Auerbach selbst" die ganze Summe seines geistigen und gemütlichen Reichtums, unter „Talent" sein künstlerisches Vermögen.

Ich habe mich wieder und wieder davon überzeugt, wenn ich, nur in seinen Büchern blätternd, immer von neuem auf Stellen stieß, von denen ich mir sagte, nicht: „Das würdest du anders gemacht haben", sondern „Das hätte anders gemacht werden müssen"; und dann mich tief und tiefer in ihn hineinlas, durch ganze Bände hindurch, und den letzten aus der Hand legte und bei mir sprach: Welch ein Mann!

Man sagt, daß unter den unzähligen Blättern eines Baumes, ja aller Bäume derselben Art auch nicht zwei gefunden werden, die sich völlig glichen. In diesem Sinne kann man von jedem Menschen, auch dem unbedeutendsten, sagen: „Ihr werdet nimmer seinesgleichen sehen!"

Mir deucht, man kann es von Auerbach auch in dem höheren Sinne sagen.

Nicht, als ob er zu den Denkern und Dichtern zu zählen wäre, die sich einen ersten Platz für alle Zeiten errungen haben. Auerbach selbst — man lese doch die „Briefe" — wäre der letzte gewesen, der diesen Anspruch für sich erhoben hätte. So wollen auch wir uns nicht einer Übertreibung schuldig machen, für die er nur ein spöttisches Lächeln gehabt haben würde.

Aber es ist in ihm ein quellender Reichtum des Beobachtens, Anschauens, Denkens und Empfindens, daß ich ihm unter den jetzt Lebenden in der Vereinigung dieser Qualitäten niemand an die Seite zu stellen wüßte und, in unsere litterarische Vergangenheit schauend, bis zu Jean Paul zurückgreifen müßte, um einen ihm Ebenbürtigen zu finden.

Ich kann im übrigen die Parallele, welche Julian Schmidt zwischen ihm und Jean Paul gezogen hat, nicht besonders glücklich finden. Zwei Schriftsteller, von

denen der eine sich bis an sein Lebensende als Schüler Goethes bekannte und doch auch in gewissem Sinne und soweit seine Kraft reichte, bekennen durfte, und der andere sich als den völligen Antipoden Goethescher Art und Kunst ausweist und als solcher von uns angesprochen werden muß, anders als in einem besonderen Tertium zu komparieren, scheint mir nicht angänglich. Aber in jenem eben berührten, mächtig quellenden, nimmer sich erschöpfenden, die gemessenen Schranken der künstlerischen Fassung zeitweilig überspringenden und überstürzenden Reichtum von Geist und Gemüt sehe ich allerdings ein solches Tertium.

Es ist wie der Karlsbader Sprudel, an dessen Rande ich oft mit dem Freunde gestanden habe in traulichem Gespräch und dessen Anblick mich immer wieder an den Dahingeschiedenen mahnt. Quillt's doch da auch und erschöpft sich nicht, und jezuweilen drängt's empor mit unbändiger Gewalt bis an das hohe gläserne Dach und sendet, herabfallend, das kostbare Naß achtlos nach allen Seiten über den Rand des Bassins hinaus.

Und auch in der hochgradigen, von unterirdischen Feuern genährten Temperatur ist der Sprudel ein Bild des Freundes. Auch in seinem Gemüt nichts von der reservierten Kühle jener Gemüter, die sich selbst genug sind, und selbst wo sie spenden und reichlich spenden, doch mehr dem eigenen Bedürfnis genügen, als daß sie Wunsch und Verlangen trügen, dem Bedürfnis des anderen abzuhelfen.

Dafür dann freilich nicht von jenen Dunstwolken umschwebt sind, welche die warmherzigen Seelen um sich breiten, und so, wie sie sich selbst den klaren Ausblick in die Welt trüben, denen, die draußen stehen, den schnellen Einblick in ihr eigentliches Wesen erschweren.

Je kühler aber die umgebende Atmosphäre, um so dichter türmen sich die Wolken um den heißen Quell; auf einen je niedrigeren Grad das Gefühlsleben der Menschen gesunken ist, um so unfaßlicher erscheint ihnen ein Autor, der immer nur mit seinem warmen Herzblut schreiben konnte. Die Menschen können ja vielleicht nichts dafür, daß ihnen die Ungunst der Zeitverhältnisse, die Schiefheit der Weltlage, in die sie gestellt sind, jene Freudigkeit des Lebens, welche der Dichter die Mutter aller Tugenden nennt, geraubt hat, aber der warmblütige Autor muß es entgelten. Was will der Mann mit seiner Predigt, deren ewiger Refrain das Testament Johannis ist? Wie weit würden wir damit kommen in diesem rauhen Kampfe ums Dasein, in diesem wilden Kriege aller gegen alle? Nein, der Mann kannte die Zeit und kannte die Menschen nicht, konstruierte sich das Leben aus Bedingungen, die auf dem Monde zutreffen mögen, aber nicht auf Erden, wo er ein Fremdling war und uns zu Fremdlingen machen möchte, machen würde, folgten wir ihm. Wir wissen das besser und folgen ihm nicht, sondern erachten ihn für einen Phantasten und im besten Falle betrogenen Betrüger und werfen ihn zu den Toten.

Es ist ein traurigstes Zeichen der Zeit, daß man dergleichen Stimmen über Auerbach heute nicht eben selten hören kann, auch von nicht Böswilligen und die auf Bildung Anspruch machen. Es fehlt nicht viel, so möchten sie seinen Namen nicht in das goldene Buch der deutschen Litteratur eingetragen sehen.

Aber welcher Name von den anderen, die jetzt im Munde der Leute sind, wäre dann jener höchsten Ehre würdig? Und wenn diese Frage, ohne Relation, absolut verneint werden müßte, wer, und wäre sein Verdienst noch so groß, möchte nach einer Ehre geizen, die man nicht, ohne zu feilschen und zu markten, freudig und dankbar einem Manne entgegenträgt, der von sich sagte: „Mein Denken gehört den Menschen; mein Glaube ihrer Güte“; und es sagen durfte, da sein ganzes gedankenreiches und geistiger Thaten frohes Leben nichts gewesen ist als ein einziger unentwegter Kampf unter diesem heiligen Zeichen.



Deutschlands Interessen
im
Niger- und Kongogebiet.

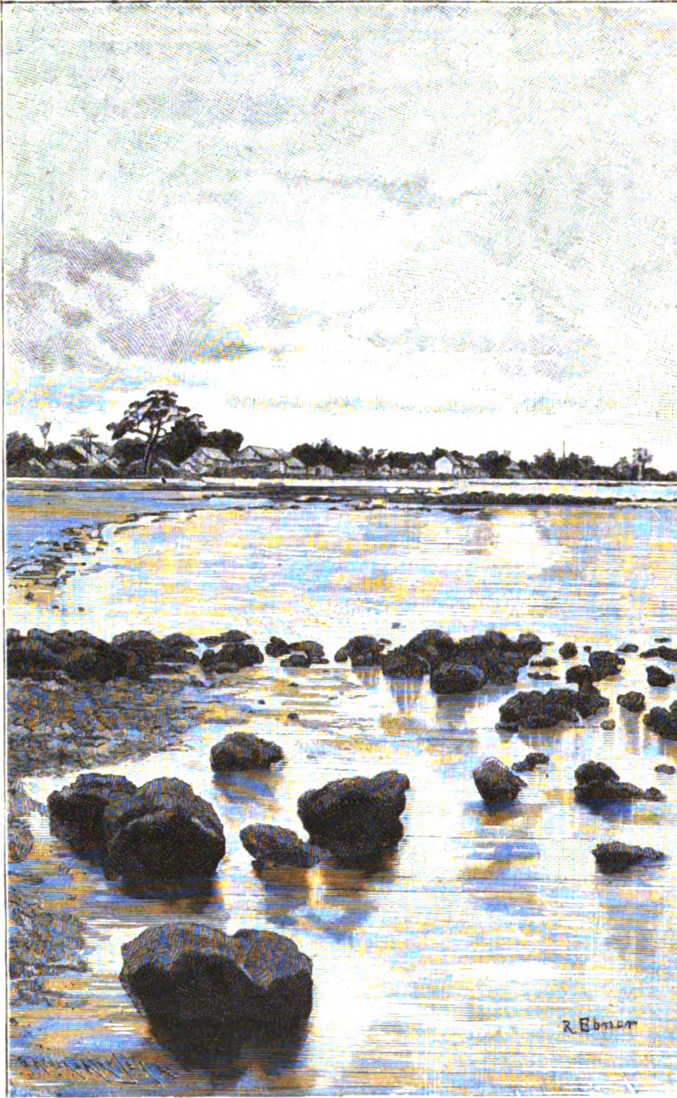
Von

A. Woldt.

I.

Unaufhaltsam rollen die Wogen europäischer Kultur über den Erdball! Alles, was dunkelfarbig heißt von Menschenbewohnern, versinkt und verschwindet unter dem gewaltigen Drang der Civilisation des weißen Mannes. Wo das Dampfschiff erscheint und die Lokomotive rollt, wo das Feuergewehr knallt und das Feuerwasser mordet, schmelzen die Naturvölker zusammen wie Schneeflocken in der Frühlingssonne. Wir aber strecken die Hände ruhig und bewußt nach dem reichen Erbe aus und erobern uns ein Gebiet nach dem anderen für unseren zu eng gewordenen Weltteil; denn zahllos treibt bei uns Blüte auf Blüte, und die überschüssige Kraft der Bevölkerung verzehrt sich selbst vor Arbeitsdrang und Thatendurst; überfüllt ist das eigene Haus, während draußen noch viele Wohnungen leer stehen.

Jungfräulich ist allein noch Afrikas Erde; noch unberührt von Kolonisation sind große Strecken, die an Ausdehnung ganz Europa überragen. Noch vor einem Jahrzehnt bildeten jene Gebiete absolut weiße Flecke auf unseren Karten, und wir hatten von ihnen keine andere Kunde als jene märchenhaften Berichte, die diese Gegenden mit mißgestalteten Menschen, mit Zwergen, Kannibalen, Zauberern, Schwanzmenschen und anderem mehr bevölkerten. Seit dem 9. Dezember 1875 aber, wo der deutsche Forschungsreisende Paul Pogge in die Residenz des mächtigen Negerkaisers Muatiamvo im Inneren Afrikas einzog, seit dem 9. August 1877, wo Stanley nach tausendtägiger Reise von Osten nach Westen dem dunklen Erdteil mit dem Kongo das letzte und größte seiner Geheimnisse entrissen hat, seit dem Dezember 1881, wo Lieutenant Wißmann und Pogge die reichen Prairien des südlichen Kongobeckens durchwanderten, sowie endlich seit dem 18. August 1882, wo Robert Flegel das Quellgebiet des Benuë



Niederlassung „Glaß“ in der Bucht von Gabon. (Nach Orig.-Photographie.)

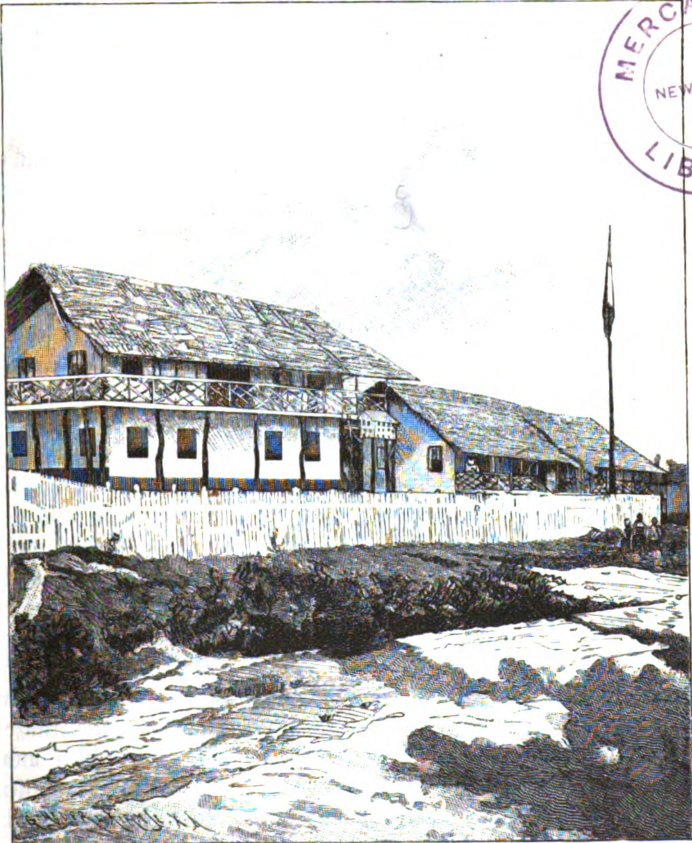
entdeckte, liegt ganz Innerafrika gewissermaßen wie eine reife Frucht vor uns, nach der wir nur die Hand auszustrecken haben, um sie zu verzehren.

Wie in der Fabel ein Drache oft die Schätze bewacht, so werden diese Gefilde des Inneren von einem verderbenbringenden, fiebererzeugenden heißen Küstensaum verdeckt, dessen leider ach so fürchterlicher Einfluß auf Leben und Gesundheit der Weißen bis vor wenigen Jahren fast das einzige war, was wir von jenem Teile Afrikas kannten. Man hat im großen Publikum vielfach, und sogar noch bis in die neueste Zeit hinein, diese äußere Schale mit dem inneren Kern verwechselt und ganz Centralafrika für ein fieberschwangeres, ungesundes Gebiet erklärt, das für jeden Europäer den Todeskeim in sich trüge. Diese falsche Auffassung hat jahrelang jeden Gedanken an kolonisatorische Unternehmungen erstickt, namentlich bei uns in Deutschland, wo ohnehin die maßgebenden Kreise sich bis vor kurzem überhaupt ablehnend gegen die Anlage von Kolonien verhielten. Wenn Dr. Reichenow in seiner Broschüre über die „Deutsche Kolonie Kamerun“ sagt: „Kamerun ist von allen Punkten der mit Recht verrufenen Westküste Afrikas einer der gefährlichsten, da das Klima geradezu als ein mörderisches für den Weißen angesehen werden muß,“ wenn Robert Flegel, welcher mehrere Jahre an der Sklavenküste gelebt hat, in seinen „Westafrikanischen Scenerien“ von der tödlichen Natur des Klimas spricht und an die historische

Bezeichnung für die Westküste Afrikas „der Kirchhof der Weißen“ und für die dort stationierten Wachtschiffe „das Sarggeschwader“ erinnert, wenn Professor Bastian in seinen „Geographischen und ethnologischen Bildern“ erwähnt, daß wegen der Gefährlichkeit des Klimas an der Westküste die neu ankommenden Schiffe ihre europäische Mannschaft mit der ersten Gelegenheit nach England zurückzuschicken pflegten und nur der Kapitän, Supercargo, einige Böttcher und ein Schiffsarzt, deren jeder im Notfall die Stelle des anderen versehen mußte, blieben, wenn Johnston den Ort Boma als den ungesundesten Punkt am unteren Kongo bezeichnet, wenn endlich unsere Afrika-Reisenden einige nahe der Küste gelegene Handelsplätze in Angola als giftige Fiebernester schildern, so hat ohne Zweifel jede einzelne der hier angeführten Autoritäten vollkommen recht mit ihrer Behauptung; aber alle diese Aussagen beziehen sich hauptsächlich auf den Küstenstrich und haben nur Beweiskraft für das niedrige, heiße, oft sumpfige Gebiet längs des Meeres.

Von diesem Küstensaum — welcher übrigens bei der gigantischen Entwicklung Afrikas an manchen Stellen immerhin eine recht respektable Breite besitzt — ist das Hinterland durchaus zu trennen, denn für das letztere kommen seiner Höhenlage wegen ganz andere klimatische Bedingungen zur Geltung als für die Fieberküste. Dieses Hinterland steigt überall in einem ziemlich steilen Randgebirge in die Höhe und breitet sich dann als eine gewaltige Hochebene aus, welche, trotzdem sie in äquatorialer Gegend liegt, dennoch ein verhältnismäßig kühleres Klima besitzt.

Für die Frage der Kolonisation liegen nun die Verhältnisse so, daß man das Hinterland nicht gut besiedeln kann, wenn man sich nicht einen der wenigen Zugänge an der ungesunden Westküste sichert. Deshalb wird jede Kolonisation damit zu beginnen haben, daß man einen oder mehrere Punkte der Küste besetzt und von dort aus die weiten Gefilde des Inneren in Angriff nimmt. Das ist von seiten


Wohnung des deutschen Konsuls in Glaß. (Nach Orig.-Photographie).

des Deutschen Reiches dadurch geschehen, daß es zunächst im Sommer 1884 Kamerun besetzt und dadurch die Interessen seiner Angehörigen zunächst für den Zugang nach dem Inneren von diesem Punkte aus gesichert hat. Ein zweiter, der Hauptzugang nach dem Inneren, ist der Kongostrom selbst, der durch Stanleys mächtige Pionierarbeit erschlossen und bis weit hinein in Centralafrika mit einem Netz von Stationen für die Internationale Afrikanische Association versehen worden ist. Die internationale Regulierung dieses Zuganges ist durch die Kongokonferenz erfolgt. Es giebt an der Küste von Guinea noch zahlreiche in den Atlantischen Ocean sich ergießende Flüsse, welche fast sämtlich das Randgebirge in vielen Stromschnellen und Katarakten durchbrechen und dadurch der Schiffahrt große oder unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen. Einige von diesen Flüssen werden schon heute als Eingangsthore nach dem Inneren benutzt, wie der Niger-Benuë von fast allen Welthandel treibenden Nationen, der Ogowe von den Franzosen, der Quanza von den Portugiesen; die übrigen Wasserläufe sind noch nicht genau erforscht, es steht indes der eingehenden Untersuchung hier nichts im Wege.



Mussirongo, Bewohner der Marschen am Südufer des unteren Kongo.
(Nach Orig.-Photographie.)

Fast alle Kolonien sind — nach Roscher — aus Handelskolonien und letztere wiederum aus Handelsfaktoreien entstanden. Hiernach befindet sich Westafrika noch auf der untersten Stufe derartiger Entwickelung, da fast der gesamte Handel mit der eingeborenen Bevölkerung durch die Handelsfaktoreien der verschiedenen Nationen erledigt wird. Eine sehr lebendige Schilderung der dortigen Verhältnisse, welche Hübbe-Schleiden, der in der französischen Kolonie Gabon während der Zeit von Juni 1875 bis Juni 1877 ein eigenes Handelshaus geleitet hat, in seinem verdienstvollen Werke „Äthiopien“ giebt, sei hier auszugsweise mitgeteilt: „Die Zahl der weißen Einwohner jener Gegend,“ sagt er, „belief sich damals auf sechzehn Menschen, die sich ausschließlich dem Handel widmeten. Es waren zwei Deutsche, vier Engländer, drei Schotten, zwei Franzosen, eine Französin, zwei Portugiesen und zwei Amerikaner. Die Handelsetablissements, sogenannte Faktoreien, der verschiedenen Kaufmannshäuser liegen längs dem nördlichen Ufer der Bucht über eine Strecke von etwa drei Meilen zerstreut. In der Mitte dieser ganzen Niederlassung wohnen die Deutschen und die Engländer, und diese allein sind von bleibender Bedeutung für das

Land. Den Ort ihrer Ansiedelung pflegt man ‚Glaß‘ zu nennen, nach dem Namen des ältesten Negerpatriarchen, der dort lebt. Die einzelnen Faktoreien sind vollständig voneinander getrennt, und mehrere kleine Negerdörfer, die sich um und zwischen dieselben gruppieren, stehen weder unter sich noch zum Ganzen in irgend einem anderen kommunalen Verbande als dem patriarchalischen Zusammenhange des Negerstammes, der die Gegend von Gabon bewohnt. Jede Faktorei besteht aus einem größeren oder kleineren Komplex von Baulichkeiten, die als Wohnhäuser, Läden, Lagerhäuser oder zu anderen Zwecken dienen. Die Mehrzahl dieser Häuser und Schuppen ist aus Holz, ein- bis anderthalbzölligen Planken, einige aber auch aus dem Material der Raphiapalme und einzelne aus Eisen gebaut.

„In der katholischen Mission in Gabon wirken meist Elsässer und Lothringer, und schon das Äußere ihres stattlichen Etablissements trägt das Gepräge des Geistes, der drinnen herrscht. Alles ist solide in Stein aufgeführt; besonders eine einfache, aber sehr geräumige Kirche, daneben das Mutterhaus, durch das ein breiter Durchgang auf den hinterliegenden Hof führt. Um den letzteren herum liegen Wohn- und Schulräume, dann weiter hinten Handwerksgebäude, Schlafräume, ein Hospital und wieder ein Schulhaus, endlich ganz hinten alles, was zu den ausgedehnten Pflanzungen der Mission sowie zu ihrer Viehzucht gehört. Neben den Ökonomiegebäuden und Stallungen finden sich dort auch schon die Anfänge von Industriegebäuden für Maschinerien zur rationellen Herstellung von Landesprodukten. Sehr interessant sind namentlich die Versuche, die man dort mit einer Preßmaschine zur leichteren Gewinnung und reineren Bereitung des Palmöles angestellt hat. Nächst dem Lesen, Schreiben und Rechnen treiben die Gabonesen dort besonders auch Musik, für die sie viel Talent haben; dann vor allem wird ihnen, je nach persönlicher Wahl und Begabung, Anleitung im Handwerk erteilt. Da werden Schuster und Schneider, Tischler und Zimmerleute, Schmiede und Maschinisten, ja sogar Uhrmacher unter ihnen ausgebildet. Wohl das wichtigste Moment der dortigen Erziehungsmethoden aber bilden die Plantagen der Anstalt. Fast alles, was tropisches und gemäßigtes Klima an nützlichen Produkten wie an köstlichen Früchten und an vegetabilischen Medikamenten liefern, ist dort zu pflanzen versucht worden, und meist mit günstigem Erfolge. Namentlich liefern größere Kaffeeplantagen, obwohl dort auf dem ungünstigsten Boden der Umgegend gepflanzt, ganz außerordentliche Resultate. Diese nun sind für die Mission selbst sehr erfreulich, weil sie mehr und mehr zur Bestreitung der bedeutenden Kosten des Etablissements beitragen; von viel größerer Bedeutung aber ist der damit erzielte Erfolg für das ganze Land. Diese Pflanzungen nämlich sind im Laufe der letzten zwanzig Jahre lediglich von den Zöglingen der Mission gebaut und letztere dadurch wenigstens eine Zeit lang an regelmäßige Arbeit gewöhnt worden.

„Bis vor etwa zehn Jahren konnte die Bucht von Gabon noch als der Mittelpunkt für den Handel des westlichen Äquatorial-Afrika gelten. Jetzt aber ist der dortige Handel rein lokaler Art, Tauschhandel in den Zuflüssen der Bucht von Gabon. Für diesen Platzhandel der Bucht bildet Gabon, das heißt die Faktoreien in Glaß und in Plateau, das Depot. Da diese kleineren Häuser für ihre Geschäfte mit Europa und speciell Liverpool meistens die Postdampfer als Transportmittel benutzen, so wird Gabon wohl noch längere Zeit als solches Depot dienen. Den eigentlichen Mittelpunkt des Handels im westlichen Äquatorial-Afrika aber bildete damals Eloby, die kleinste von drei Inseln in der Coriscobucht.

„Die Entwickelung des Handels geschah in Gabon in derselben Weise wie an den übrigen Teilen der westafrikanischen Küste. Anfangs rüsteten Reeder von London und Bristol, später auch von Havre, Liverpool, Hamburg, Glasgow und New York

einzelne ihrer Schiffe mit einer Ladung einfacher Lebensbedürfnisse — nützlich aber schlecht — und mit Vorrat für eine



Henry M. Stanley. (Nach Orig.-Photographie.)

lange Zeit aus. Die Kapitäne dieser Schiffe fuhren dann die Küste von Norden nach Süden und von Westen nach Osten entlang und tauschten dabei, entweder persönlich oder durch die ihnen beigegebenen Supercargos, ihre billigen Waren gegen die kostbaren Produkte Afrikas: Gold, Elfenbein und Palmöl, ein. Obwohl nun diese neue Ladung oft das Zehnfache der alten an Wert überstieg, so nahm sie doch kaum das Zehnfache derselben an Raum ein. Daher bedurften diese Schiffe noch weiterer Ladung, um auf der Rückfahrt gegen die Nordost-Passatwinde und Stürme der nördlichen Meere sich nach ihren Heimathäfen durchschlagen zu können. Solche Ladung fanden die Kapitäne in der Bucht von Gabon, indem dort mit Leichtigkeit jede beliebige Quantität wertvoller Holzarten zu haben ist. Die nächste Phase des Handels wurde dadurch veranlaßt, daß manche dieser Kapitäne — kindlich vertrauend, wie des echten Seemanns Art ist — auf der Ausfahrt die Küste hinunter Eingeborenen, die sie schon von früheren einträglichen Geschäften her kannten, Vorschüsse in ihren Waren gaben, um dagegen auf der Rückfahrt von ihnen Landesprodukte zu empfangen. Da machte mancher Kapitän schlimme Erfahrungen, verlor wohl den besten Teil seiner Ladung und obendrein gar seinen guten Ruf und ehrlichen Namen, während andere, noch leichteren Sinnes als er, ausgezeichnete Geschäfte machten, indem sie dem Kollegen die Produkte, die mit dessen Vorschüssen gesammelt waren, für einen Spottpreis vor der Nase aufkauften. Das System dieses Vorschußgebens herrscht noch heute in Westafrika, trotzdem es wieder und immer wieder offiziell und kommerziell verpönt und verlacht wird. Dasselbe wird bezeichnet mit dem englischen Namen Trust-System."

Es ist bekannt, daß Hübbe-Schleiden die Lösung des centralafrikanischen Kulturproblems durch eine Handelsgesellschaft in der Art der Ostindischen Compagnie für möglich hält. Dieser Gesellschaft müßte vom Deutschen Reiche ein kaiserlicher Schutzbrief gewährt werden, während sie von Eloby an der Westküste aus landeinwärts bis zum Kongo vordringt, dort Land erwirbt und dasselbe dem Deutschen Reiche unterstellt.

Der Handelsverkehr der afrikanischen Stämme unter sich sowohl als auch mit den weißen Kaufleuten basiert auf dem Tausch in Wertzeichen vielerlei Art: Perlen, Kauriemuscheln, kleine Spiegel, Eisen, Kupfer und Messing, Zeuge europäischen oder afrikanischen Ursprungs,

Salz, Tabakblätter, Eßwaren, lebendes Vieh und anderes mehr bilden im großen und ganzen diese Werte. Fast in jeder Handelsniederlassung der Küste sowohl als auch in den verschiedenen Handelsplätzen des Inneren hat sich ein besonderes Tausch- und Handelssystem herausgebildet, bei welchem nur ganz bestimmte Waren gelten, während andere, noch so wertvolle nicht angenommen werden. Am einfachsten gestaltet sich nach A. Wörmann die Technik des Tauschverkehrs in den Native-Plätzen. In den sogenannten Ölflüssen, „oil rivers“, als welche er Bonny, Benin, Old- und New-Calabar, Braß und Kamerun bezeichnet, existiert, wenn man so sagen darf, die Palmöl-Valuta. Als Werteinheit gilt ein „Kru“, das heißt ein gewisses Quantum Palmöl, dessen Größe übrigens fast an jedem Platze eine andere ist. Von einem jeden Handelsartikel, welcher von den Europäern dort zum Verkauf gebracht wird, wird der Wert in Kru festgestellt. Bringt ein eingeborener Händler einen großen Posten Produkte, beispielsweise zehn bis zwanzig Fässer Öl oder ein größeres Quantum Palmkerne, so muß der europäische Händler zunächst die Qualität der Ware prüfen und das Quantum feststellen. Alsdann bietet er dem Verkäufer, der vielleicht zweihundert Kru fordert, nur hundertfünfzig, gerade wie man bei uns in Europa bei jedem Ankauf handelt. Hat man sich über die Zahl der Kru geeinigt, so erfolgt die Zahlung, indem der Neger sich von dem Europäer aus seinem Lager, das selbstverständlich ein umfassendes Sortiment aller möglichen Tauschartikel enthalten muß, die ihm passend dünkenden Waren zu den festen, vorher vereinbarten Preisen aussucht. Ganz einfach wickelt sich das Geschäft indessen fast in keinem einzigen Falle ab, denn der Handel hat noch eine ganze Menge Hindernisse, gegen die man sich oft kaum mit Geduld, Humor und Geld wappnen kann.



Flußdampfer auf einem Ölfluß in Westafrika. (Nach Orig.-Photographie.)

Es ist nicht nötig, an dieser Stelle näher auf die Specialitäten des afrikanischen Handels einzugehen; ebensowenig wie ich beabsichtige, über die Handels-Niederlassungen der Weißen an der Küste hier Ausführlicheres mitzuteilen. Beide bilden diejenige Form, welche sich aus den vierhundertjährigen Beziehungen der Weißen zu Westafrika entwickelt haben, beide aber sind nur an wenigen Stellen über den Küstensaum hinaus ins Innere gedrungen. Um den gesamten Küstenhandel Westafrikas in der bisherigen Form weiterzuführen und die Grenze seiner Leistungsfähigkeit zu erproben, bedarf es einer beträchtlichen Vergrößerung und Vermehrung der jetzt existierenden Faktoreien, wodurch sich allerdings auch die Export- und Importverhältnisse bedeutend verbessern würden. In diesem Sinne wird sich dieser Handel vorläufig auch ruhig weiter entwickeln.


Handelsfaktorei in Westafrika. (Nach Orig.-Photographie.)

Doch die Handelsbeziehungen sind es nicht allein, welche den Wert und die kulturelle Bedeutung eines so mächtigen Weltgebietes, wie Innerafrika ist, ausmachen. Hier dürfen wir nicht mit dem bescheidenen Maßstab des Traders messen, sondern wir müssen das ganze Ländermassiv mit großem Blick umfassen und als eine uns und den Unserigen geschenkte neue Welt betrachten. Wenn sich die Sturmflut unserer modernen Civilisation erst über das gewaltige Land ergossen hat, wenn unsere hochentwickelte Industrie, unser an Hilfsmitteln so reiches modernes Ausnutzungssystem, das sich die Naturkräfte zu Dienern zu machen verstanden hat, hier erst ihre Wohnstätte aufgeschlagen haben, dann wird Afrika aufhören, der Lieferant des Elfenbeins zu sein, denn man wird die ungeheure Vergeudung von Vegetabilien, Raum und Zeit, welche notwendig ist, damit ein Elefantenzahn von hundert oder mehr Pfund Gewicht sich heranbilde, sehr wohl auszurechnen verstehen und dafür größere Leistungen auf anderem Gebiete mit denselben Mitteln zu erzielen verstehen.

Wir haben bei dem centralafrikanischen Problem nur zwei Hauptfragen zu stellen; erstens: Gewährt das Innere von Afrika für den weißen Mann solche klimatischen Bedingungen, daß derselbe dort dauernd wohnen und arbeiten kann? und zweitens:

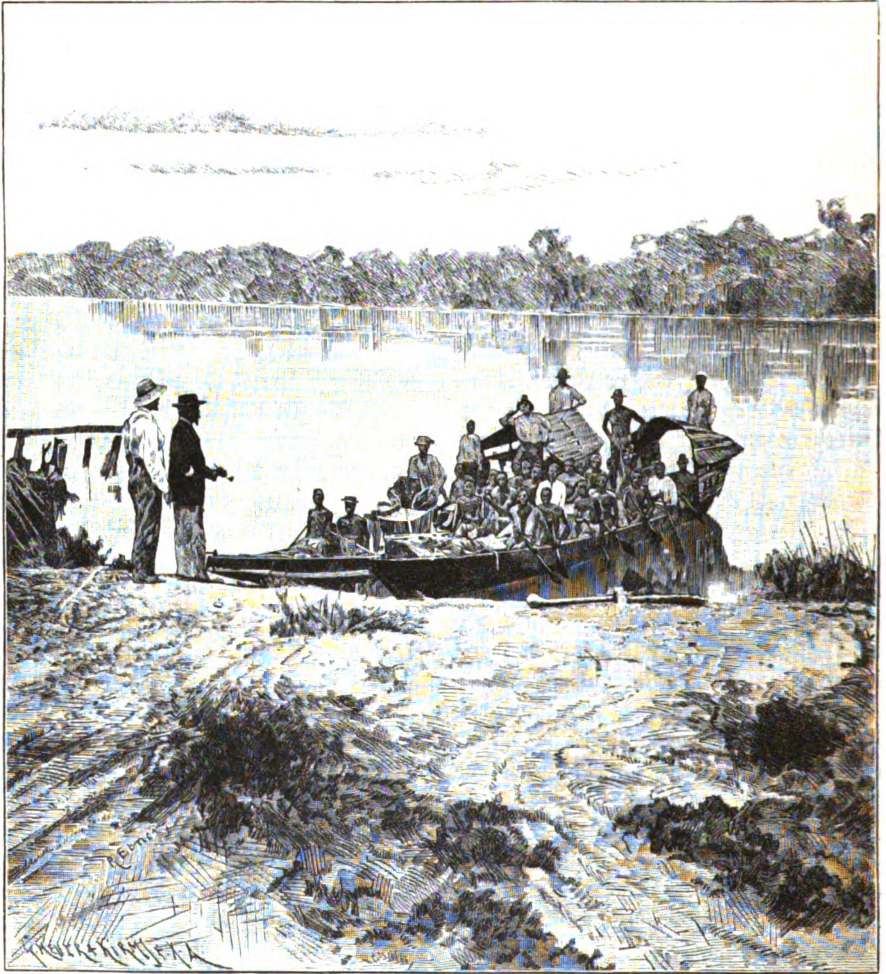
Welche Schätze lassen sich aus dem Boden von Centralafrika durch unsere moderne Kultur und Technik herausholen? Auf beide Fragen werden wir uns in den Berichten der neueren Reisenden Antwort holen können, soweit dieselbe nach dem Stande der Forschung heutzutage möglich ist. Wäre ganz Centralafrika vom Indischen bis zum Atlantischen Ocean klimatisch so veranlagt wie die fieberschwangeren Küstenstriche, so müßten wir von vornherein darauf verzichten, dieselben als Wohnsitze eines Teiles unserer Nachkommen ins Auge zu fassen, wir müßten im Gegenteil so dringend und entschieden wie möglich vor einer etwaigen Besiedelung derselben durch den weißen Mann warnen. Ebendasselbe wäre der Fall, wenn Innerafrika aus einer weiten wasserlosen Wüste, wie die Sahara, oder aus nacktem vegetationsarmem Stein und Fels bestände. Beides ist, wie wir in folgendem an den Ausführungen unserer Reisenden sehen werden, nicht der Fall.

Im Vordergrunde des Interesses steht als weitaus das wichtigste Gebiet das Kongobecken. Dieser ungeheure Länderkomplex bildet hydrographisch eines der mächtigsten muldenförmigen Hochplateaus der Erde und erstreckt sich über einen Raum von etwa zwanzig geographischen Längen- und Breitengraden, das heißt also dreihundert deutschen Meilen Länge und fast ebensolcher Breite. Es liegt zwischen dem großen, durch den Tanganjikasee westlich begrenzten Seengebiet Ostafrikas und der Küste des Atlantischen Oceans und wird etwa in der Mitte vom Äquator durchschnitten. Wir dürfen dieses ganze Becken als ein in verhältnismäßig neuerer geologischer Zeit entstandenes Erhebungsgebiet bezeichnen, weil die Hauptwasserader desselben, der Kongo, welcher alle unverbrauchte Feuchtigkeit desselben in den Atlantischen Ocean führt, noch nicht hinreichend Zeit gefunden hat, sein Bett selbst so zu regulieren, daß er ohne Wasserfälle und Stromschnellen dahinfließt. Die tosende Gewalt seiner Fluten hat die Felsen des westlichen Randgebirges von Afrika noch nicht so weit abgeschliffen, daß der Strom einen gleichmäßigen Lauf besitzt; auch hat derselbe noch nicht, wie die übrigen Riesenströme der Welt, ein großes umfangreiches Mündungsdelta gebildet. Das Kongobecken dacht sich vom Norden, Süden und Osten nach dem Strom zu allmählich ab und wird von zahlreichen Flüssen durchschnitten, welche bei dem großen Regenreichtum jener Breiten sich tief in ihre Felsenbecken eingeschnitten haben.

Erforscht ist das Kongobecken in seinem südlichen, größeren und, wie es scheint, auch bedeutenderen Teile vorwiegend durch die Sendboten der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, namentlich von unserem unvergeßlichen Landsmann Dr. Paul Pogge, der bekanntlich vor seiner afrikanischen Laufbahn Rittergutsbesitzer und sehr tüchtiger Landwirt auf Zierstorpf in Mecklenburg war; ferner von Lieutenant Wißmann, der gegenwärtig mit einer großen Forschungsexpedition noch im Kongobecken verweilt, außerdem von Dr. Buchner, Major v. Mechow, Schütt und anderen mehr. Die Hauptwasserader, der Kongostrom selbst, ist von Henry Stanley zuerst erforscht und zuerst als Kulturgebiet bezeichnet worden, nach ihm haben sich andere Männer, unter anderen der Engländer Johnston, mit der Zukunftsfrage des Kongo beschäftigt. Nördlich und nordwestlich an das Kongogebiet schließt sich, westlich vom Tsadsee, ein anderer umfangreicher Länderkomplex an, welcher vom Niger und Benuë durchflossen wird und dessen dem Kongogebiet naheliegenden Teil, das Scheidegebirge des Benuë, welches eine Fortsetzung des Kamerungebirges nach dem Inneren zu zu sein scheint, der Afrikareisende Robert Flegel besucht hat. Wir werden unser Urteil über die beiden großen innerafrikanischen Gebiete, um welche es sich hier handelt, nach den Aussprüchen der oben genannten Männer bilden dürfen.

Was zunächst den südlichen Teil des Kongobeckens betrifft, so wird derselbe von dem bekannten großen Reiche des mächtigen Negerfürsten Muatiamvo sowie

von einer Reihe anderer um dasselbe gruppierter Negerreiche, unter anderem auch demjenigen des Mukenge, eingenommen. Der erste Besucher des Muatiamvo war, wie schon oben bemerkt, Dr. Pogge, welcher, nachdem er wieder nach Europa



Warenboot auf einem Ölfluß in Westafrika. (Nach Orig.-Photographie.)

zurückgekehrt war, abermals nach der Residenz des Muatiamvo — mit Wißmann — aufbrach, um dort eine deutsche wissenschaftliche Station für die Afrikanische Gesellschaft anzulegen. Er äußerte sich darüber in einem in den Mitteilungen der Gesellschaft veröffentlichten Bericht, aus welchem die auf die klimatischen

Verhältnisse bezüglichen Stellen hier mitgeteilt werden sollen, folgendermaßen: „Wenn von der Westküste von Afrika aus eine Station im Sinne der Internationalen Afrikanischen Association zu Brüssel errichtet werden soll, so wird es sich

vor allen Dingen darum handeln, eine Gegend respektive einen Ort zu wählen, welcher in sanitärer und politischer Richtung allen billigen Anforderungen entspricht, das heißt dessen Klima bei dauerndem Aufenthalt auf die Gesundheit des Europäers nicht nachteilig einwirken und wo seiner Person durch die Einwohner

vollständige Sicherheit des Lebens und Eigentums geboten würde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mussumba, die Hauptstadt des Muatiamvo im Lundareiche, in dieser Beziehung alle Beachtung verdient. Das Klima in der Gegend von Mussumba gleicht in der That dem eines nicht heißen Sommers in Deutschland, so daß der Europäer dort ebenso leben kann wie in seinem Vaterlande, ohne im geringsten von der Witterung ungünstig beeinflußt zu werden. Der Reisende, welcher von einem heißen, nicht gesunden Küstenstrich allmählich weiter und weiter nach Osten zieht, trägt den besten Maßstab eines heißen und milden, günstigen und ungünstigen Klimas an seiner Gesundheit von Gegend zu Gegend mit sich fort, und wenn er acht Monate lang und länger in Ländern gereist ist, unter ungewohnten Entbehrungen und Strapazen aller Art, die an der Küste die verschiedensten Krankheiten zur Folge haben würden, ohne auch nur im geringsten von einer Unpäßlichkeit befallen gewesen zu sein, so wird er berechtigt sein, das Klima als ein ganz besonders gesundes zu schildern; und unter dieser Voraussetzung kann ich das Klima der Länder (im südlichen Kongobecken) zwischen dem Luluafluß und Mussumba sowie den letzten Ort selbst für außerordentlich angenehm und gesund erklären. Die Handelsobjekte für Handelskarawanen beschränken sich in Mussumba auf Sklaven und Elfenbein, da der Händler wegen der großen Entfernung von der Küste weder Kautschuk noch Bienenwachs fordert und die Eingeborenen infolgedessen den Saft der Kautschukliane noch nicht gewinnen und auch keine künstliche Bienenzucht treiben.



Dr. Paul Pogge. (Nach Orig.-Photographie.)

„Der Landwirtschaft ist Boden und Klima von Mussumba besonders günstig. Das Erdreich besteht aus fettem, rotem Lehmboden, auf dem voraussichtlich die meisten europäischen Gemüse und Getreide, deren Saat von der Küste mitzubringen wäre, gedeihen würden. Obgleich die Eingeborenen in Mussumba reichlich Lebensmittel bauen und Muatiamvo sogar recht ansehnliche Plantagen besitzt, beschränkt sich der bebaute Boden im Verhältnis zu den unbebauten weiten Flächen auf ein Minimum, so daß von eigentlichem Ackerbau in unserem Sinne überhaupt nicht die Rede sein kann. Die weite, nach vielen Quadratmeilen zählende Ebene von Mussumba ist ein Grasmeer mit wenig Büschen und Bäumen, in dem unzählige Stationen überall die ausgedehntesten Plantagen und Viehweiden anlegen könnten. Überall sind die Mulden zwischen den Hügeln von

Bächen durchfurcht, welche klares und gesundes Wasser liefern, und in einzelnen Schluchten der Bäche sowie auf dem Plateau nach Kabebe befinden sich mächtige Urwälder, welche das Bau- und Brennholz liefern. Die Eingeborenen pflegen auf quelligen Stellen an den Rändern der Bäche kleine cirka zwei bis drei Fuß im Durchmesser und drei bis vier Fuß tiefe Gruben zu graben, in denen sich besonders kühles und klares Wasser sammelt. Alles Wasser, fast ohne Ausnahme, östlich vom Quango ist schmackhaftes gesundes Trinkwasser, während man westlich vom Quango oftmals schlechtes Wasser antrifft. Was die Viehzucht betrifft, so beschränkt sich dieselbe in Mussumba auf Ziegen, Hühner und Hunde, Schweine und Schafe, letztere beiden sind nicht zahlreich. Die Station hätte dafür zu sorgen, von der Küste Rindvieh zu importieren, da dasselbe erfahrungsmäßig in Mussumba gut gedeiht. Eine feste Station in Mussumba muß bei richtiger Führung dahin kommen, durch Handel, Ackerbau und Viehzucht, durch Lieferung wissenschaftlicher Sammlungen 2c. sich ihre Subsistenzmittel selbst zu verschaffen, und ihre Karawanen werden den Weg zur Westküste offen halten, so daß jedem Reisenden, dem die Gesellschaft die Erlaubnis giebt, die Gelegenheit geboten sein wird, im Anschluß an die Karawanen der Station ohne große Ausrüstungskosten die Reise nach Mussumba hin und zurück zu machen oder von der Station aus, in Mussumba mit neuen Waren, mit Trägern und Reitstieren ausgerüstet, die Reise nach Osten fortzusetzen. Damit wäre das Land der Wissenschaft erschlossen, und wenn ferner mit der Zeit selbständige Kolonisten und weiße Händler, den Pionieren folgend, in Mussumba sich ansiedelten, so würde unzweifelhaft derjenigen Nation, welche die Initiative in der Erschließung dieses schönen und gesegneten Landes ergriffen hat, auch der Hauptvorteil von der Ausbeutung seiner Schätze zufallen, wenn nur die Station in taktvoller und die Rechte der Eingeborenen schonender Weise geleitet und die einmal begonnenen Bestrebungen in nachhaltiger Weise vom Heimatlande aus unterstützt werden."

Es ist bekannt, daß die Anlage der Station in Mussumba aus dem Grunde nicht erfolgte, weil der Muatiamvo sich gegen Dr. Buchner habgierig benommen hatte und weil im Norden des Lundareiches der Herrscher von Mukenge sich außerordentlich liebenswürdig und entgegenkommend gegen die Weißen zeigte. Aus diesem Grunde zogen Dr. Pogge und Lieutenant Wißmann, indem sie das Lundareich im Norden umgingen, nach Mukenge, welches im eigentlichen Centrum des südlichen Kongobeckens liegt. An diesem Ort von dem dunkelfarbigen Herrscher und seinem Volke aufs beste empfangen, verweilten die Reisenden zunächst einige Zeit und traten alsdann mit ihm und einer stattlichen Karawane den stolzesten Triumphzug quer durch die unbekanntesten Teile Afrikas direkt nach Osten bis an den Lualaba und die arabische Handelsstation Nyangwe an, der jemals ausgeführt wurde. Lieutenant Wißmann sandte über diese Reise schon von Kairo aus, welches er auf der Rückfahrt besuchte, einen Bericht, in welchem unter anderem folgende Stellen vorkommen: „Vom Lulua nach Osten hatten wir schon die reinen Prairien Centralafrikas, die mächtigen Weideplätze der Zukunft erreicht, reich bewässert von den durch den weichen rötlichen Sandstein bis auf die Granitsohle tief eingeschnittenen Bächen, deren steile Ufer mit prächtigem Urwald bestanden sind. Hier hörte das Land des Herrschers von Mukenge auf, und die Grasebenen, welche wir nun betraten, waren bewohnt von zahllosen, wild aussehenden und sich gebärdenden, prachtvoll bemalten Baschilange. Die Grenze dieser Völker erreichten wir mit dem Lubi, jenseits dessen sich über weite Strecken nach Osten hin die Bassonge erstrecken. Die Bassonge sind die industriell höchststehenden Neger, die ich in Afrika antraf; kunstvolle Bearbeitung des Eisens, des Kupfers, Weberei, Korbflechterei und Schnitzerei, Töpferarbeit stehen bei ihnen

auf einer hohen Stufe. Alles ist noch eigentümlich und unberührt von äußeren Einflüssen. In schönen Dörfern mit reinlichen großen Häusern, im Schatten von Ölpalmen und Bananen, umgeben von rechteckig und schnurgerade abgeteilten Feldern, die hier vom Mann bestellt werden, während die Frau nur die leichtere Arbeit vollbringt, ganz im Gegensatz zu den vorher durchreisten Ländern, in denen die Frau nur Sklavin ist, so lebt dies kräftige schöne Volk zufrieden, ohne Kenntnis vom Begehrenswerten außer den Grenzen seines Landes. Namentlich am rechten Ufer des Lubilasch oder Sankurru begann eine Bevölkerung, wie sie in ganz Afrika und wohl überhaupt in wilden unkultivierten Ländern nicht wieder existiert. Lange Dörfer auf den zwischen den Wasserläufen stehengebliebenen Plateauresten, kenntlich von weitem als langgestreckte Palmenwälder, liegen wie schwarze Raupen auf den reinen Gebirgsprairien. An eine bis drei Straßen angereiht liegt Gehöft neben Gehöft in stundenlanger Reihenfolge nebeneinander. Ja, ein solches Dorf durchwanderten wir vom einen Ende zum anderen in fünf Stunden! Solche Dörfer sind an der östlichen Grenze des Reiches gleichzeitig eine Republik, die mit den meisten umliegenden in Feindschaft lebt, was natürlich das Reisen im höchsten Grade erschwert."

Während dieses Schreiben von der Ostküste Afrikas aus nach Europa gelangte, sandte Dr. Pogge nach seiner Rückkehr zum Mukenge über dieselben Völkerschaften des tiefsten Inneren des südlichen Kongobeckens gleichfalls einen Bericht in die Heimat, der über die Westküste Afrikas zu uns gelangte. Es heißt darin unter anderem: „Namentlich in der Lubilasch-Lomami-Ebene fanden wir eine ganz außerordentlich starke Bevölkerung vor und überall reichlich Lebensmittel für die Karawane. In der Ebene der beiden letztgenannten Flüsse, welche von vielen kleinen verschiedenen Völkerschaften bewohnt ist, sind einzelne Gegenden derartig bevölkert, daß ich annehme, sie können sich vollständig mit den weniger gut bevölkerten Teilen Deutschlands messen. Es ist allerdings sehr problematisch, auf der Durchreise die Einwohnerschaft eines Ortes oder Distriktes richtig zu schätzen, aber ich glaube, nicht mit zu hohen Ziffern zu rechnen, wenn ich die Bevölkerung dieser Gegenden auf 1500 bis 2000 Menschen pro Quadratmeile veranschlage. Die Dörfer sind dort meistens in angepflanzten Palmenwäldern aufgebaut, welche sich auf der ebenen Höhe der Hügelplateaus befinden, die fast von allen Seiten von Bächen begrenzt werden, welche sich 30 bis 60 m tief und oft ziemlich steil in den wohl meistens auf Sandstein ruhenden lehmigen Sand eingefurcht haben. Diese hier vorwiegend aus Ölpalmen bestehenden Palmenhaine, welche in der Regel eine bis zwei deutsche Meilen lang und 400 bis 800 m breit sind, sind der Länge nach von einer oder mehreren breiten Schneusen durchschnitten, die als Hauptstraßen dienen und zu deren Seiten sich die Ansiedelungen oft mit, oft ohne weitere Anpflanzungen befinden. Ich hatte erst auf dem Rückwege so recht Gelegenheit, die große Masse der dort wohnenden Menschen zu bewundern, da sie sich auf der Hinreise aus Furcht mehr unseren Blicken entzögen, während sie jetzt, im Vertrauen auf die bereits bekannte Friedfertigkeit der Karawane, von Neugierde getrieben, überall auf den Straßen der Dörfer und auf den Wegen in voller Zahl sich zeigten."

Dr. Pogge war freudig überrascht, bei seiner am 21. Juli 1882 stattfindenden Rückkehr nach der deutschen Station Mukenge am Lulua zu sehen, daß sein Dolmetscher Germano während seiner Abwesenheit zum großen Nutzen der Station gewirkt hatte. Er fand ein geräumiges, solide gebautes Haus vor, auf einem großen, gut gesäuberten, viereckigen Platze, ferner schöne, rein gehackte, breite Wege, Bananenpflanzungen, Ziegenherden u. s. w. Mit einem Wort, ihn empfing ein freundliches wohnliches Heim, und es war ihm wirklich ein Genuß, endlich einmal wieder



1. Fetisch, aus Holz geschnitzt, menschliche Figur mit langem Bart, woran eine Bleikugel, großem Kopfputz, auf dem zwei kleine menschliche Figuren sitzen, in den Händen eine Flinte und einen Speer. 2. Fetisch in Gestalt eines Tieres. 3. Beschnitzter Elefantenzahn. 4. Elfenbeinnadel, durchbohrt. 5. Pfeil mit breiter Schneide. 6. Pfeil mit halbmondförmiger Schneide. 7. Pfeifenkopf aus Thon, mit plastischen Verzierungen. 8. Elfenbeinarmring. 9. Hölzerne Glocke, Griff menschliche Figur. 10. Fetisch, über die Schulter gehängt zu tragen. 11. Kamm. 12. Hundeklapper; hohle Holzglocke mit drei Schlegeln. 13. Eisenbeil mit Messing- und Kupferringen am Stiel. 14. Fetisch mit Kette, um Verbrechen der Sklaven zu bestrafen. (Nach Orig.-Photographie.)

ein bequemes und sauberes kleines Haus betreten zu können. Nachdem Dr. Pogge einige Monate auf der Station verweilt hatte, berichtete er ausführlich in dem oben erwähnten Schreiben darüber an die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland. Seine Mitteilungen enthalten ungemein viel Interessantes; sie mögen jedoch an dieser Stelle übergangen werden, da der Reisende, nachdem er noch mehr als ein Jahr lang auf der Station Mukenge geblieben war, Mitte Oktober 1883 einen großen ausführlichen Bericht nach Berlin sandte. Dieser Bericht ist das Bedeutendste an Material in Bezug auf die Frage der Kolonisation des Kongobeckens, was wir überhaupt besitzen.

„In betreff der Station Mukenge,“ schreibt Pogge, „kann ich Ihnen mitteilen, daß dieselbe sich im Laufe der Zeit zu meiner vollständigen Befriedigung entwickelt hat. Als ich von der Lualabareise zurückkam, fand ich bereits ein Wohnhaus und einige junge Plantagen vor; aber es mangelte an den nötigen

Lebensmitteln und an Tabak, so daß ich während der ersten Wochen meines Aufenthaltes oftmals tagelang der Fleischnahrung und dem Genuß einer Pfeife Tabak habe entsagen müssen. Durch unsere Initiative und auf meine fortwährenden dringenden Vorstellungen hin sind diese Lücken mehr oder weniger vollständig beseitigt worden. Wir begannen sofort mit dem Anfang des ersten Regens ansehnliche Reis-, Gemüse- und Tabakpflanzungen anzülegen. Der Herrscher gab seinen Unterthanen Befehl oder vielmehr Erlaubnis, mehr Haustiere zu halten, und gestattete einem jeden seiner Leute, ihre Handelsprodukte frei und unbeanstandet dem großen Vermehrungsvermögen des hiesigen Getiers sind in kurzer Zeit auf der Station recht produktive Kulturen von Bananen, Bataten, Reis, Kohl, Tomaten, Tabak u. s. w. geschaffen worden, und der hiesige Ort sowie alle die kleinen Nachbardörfer haben bedeutende Hühnerhöfe aufzuweisen. Es wurden fast täglich auf der Station die Hühner zu Dutzenden zum Verkauf gebracht, ebenso Honig, Öl, Salz, Früchte u. s. w., so daß ich reichlich meinen Bedarf einkaufen kann, während ich früher alle diese Artikel nur ausnahmsweise einmal sah, weil die Leute sie nicht brachten, sondern sich fürchteten, bei einer Begegnung mit ihrem Häupt-



1. Messerdolch; Klinge aus Eisen, Griff aus Holz mit Messingdraht umwunden. 2. Haarnadel aus Elfenbein; Verzierungen vertieft und schwarz gefüllt. 3. Itondonadel aus Holz geschnitzt. 4. Rasiermesser; Klinge aus Eisen, Griff aus Holz mit Messingdraht umwunden; wird in Lederscheide getragen. 5. Marettaring; Geldring aus Kupfer. 6. Kupferring verziert. 7. Messingring mit Gesicht. 8. Fetisch aus Holz. (Nach Orig.-Photographie.)

im hiesigen Orte und auf der Station zum Verkauf feil zu bieten. Bei der ausgezeichneten Fruchtbarkeit des Bodens und ling sie als Tribut hergeben zu müssen. Die Bananen liefern in der Nähe des hiesigen Hofes derartig üppige Früchte,

daß die meisten Bäume, nachdem die Frucht ausgewachsen ist, mit Stützen versehen werden müssen, um nicht unter der eigenen Last zusammenzubrechen. Die Reisfelder, auf leichtem Boden ebenfalls in der Nähe des Hofes angelegt, gaben einen ungefähren Ertrag von vierzehn bis fünfzehn Pfund pro Quadratrute, obgleich die Hühner mit bei der Ernte geholfen hatten. Eine gleiche Ergiebigkeit ist hier die Regel bei allen Kulturen. Einiger Mangel herrscht noch an Ziegen und anderen vierfüßigen Haustieren, und ferner werden Fische recht selten zum Verkauf ausgeboten, obgleich der nahe Luluafluß außerordentlich reich ist an den verschiedensten Arten recht schmackhafter Fische. Die Station besitzt einige vierzig Ziegen und Schafe, die mit Mühe herangezogen und zusammengekauft wurden.

„Die Preise der Lebensmittel sind jetzt fest normiert. Eine Ziege kostet vier Ellen Kattun, ein Huhn eine halbe Elle (früher eine Elle), ein Liter Palmöl eine Ladung Pulver (drei mittlere Fingerhüte voll), ebensoviel anderthalb bis zwei Pfund Honig oder zwei bis drei große Ananas. Maniok und Mehl, Mais, Erdnüsse u. s. w. liefert der Häuptling gratis oder sie werden für einen geringen Preis gekauft, so daß die Erhaltungskosten der Station äußerst geringe sind, zumal ihre eigene Produktion an Ziegen, Hühnern, Reis, Gemüse und Früchten bereits anfängt, nutzbare Resultate zu liefern.

„Ich wende mich nun zu einer kurzen Schilderung des Landes und seiner besonderen Vorzüge. Ich weiß eigentlich keinen passenderen Vergleich für die Konfiguration der Ebene zwischen dem Kassai und Lubilasch als den mit einer stark geäderten Marmorplatte; ähnlich bunt ist das Land mit wenigen Ausnahmen von Bächen durchfurcht, welche, meistens in breiten, kesselartigen Schluchten entspringend, in breiten, 25 bis 50 m tiefen Rinnsalen nach den verschiedensten Richtungen ihren Lauf nehmen und überall die Campine in kleine oder größere Plateaus teilen. Die Breite dieser schluchtartigen Wasserläufe sowie der Quellkessel variiert etwa zwischen sechzig bis einigen hundert Metern, und stellenweise, namentlich bei den Kesseln, bis 600 m und mehr. Sie sind fast ausnahmslos mit üppigem tropischem Urwald bewachsen. Die Campinenplateaus sind eben, hin und wieder ein wenig wellenförmig gestaltet und dachen sich meistens ganz allmählich nach den Bachschluchten zu ab.

„Manche dieser bewaldeten Bachränder laufen allmählich schräg aus, bis der eigentliche Bacheinschnitt beginnt, manche fallen sofort abschüssig ab, wieder andere sind eben. Auffallend ist mir, wie scharf die Campine mit ihren Gräsern und Bäumen von diesen Wäldern der Bäche abgeschnitten wird, ähnlich so wie in Norddeutschland ein Kornfeld von der Lisiere des angrenzenden Waldes. Die Campine behält ihre charakteristische Vegetation (auch kleine, mit Urwald und Busch bedeckte Wald-Dschungeln, die Lieblingsplätze der Ananas, finden sich hier und da in der Campine) bis an den unmittelbaren Rand des plötzlich beginnenden, mit Lianen und dichten Büschen fast undurchdringlich verwobenen hohen Urwaldes, mit dem einzigen Unterschied, daß ihre Gräser und Bäume in der Nähe des Waldes etwas üppiger und höher gewachsen sind. Die Bäche, meistens über weißsandige oder kiesige oder mit Felsblöcken bedeckte Betten fließend und mit dichten Laubdächern überwölbt, liefern fast ausnahmslos ein vorzüglich gesundes, klares und frisches Trinkwasser und trocknen nicht aus, ihr unbedeutender Wasserstand, in den Oberläufen von einigen Zoll oder Fuß, bleibt vielmehr zu allen Jahreszeiten regelmäßig ziemlich derselbe.

„Der Boden der Campine (ich beschränke mich bei diesen Beschreibungen auf die Umgegend der deutschen Station Mukenge) besteht aus einem rötlichen, lehmigen Sande; in Mecklenburg würde man ihn einen guten Roggenboden nennen. Er steht sehr tief und bleibt sich überall gleich, nur an den Abdachungen wird er oftmals lehmig und ist dann vielfach schwarz und

dunkelgrau oder rotbraun gefärbt. Der Baumwuchs in der Campine ist im allgemeinen nicht dichter und höher als im Negerreiche Lunda und an der Küste, aber er ist üppiger in seiner Belaubung, und ebenso scheinen mir die Gräser hier höher und dichter zu wachsen. Bei meinem ersten Aufenthalt glaubte ich, der Graswuchs würde hier niedriger sein als zum Beispiel in Malange, aber ich irrte mich: zu Ende der Regenzeit erreichte das Gras eine gewaltige Höhe; es wachsen auch mehr Arten Gräser in der Campine als zum Beispiel in Malange, und manche blühen und reifen in einer Regenperiode zweimal. Häßliche schattenlose Hochwälder, größere Sand- oder sumpfige Wiesenstrecken, wie sie sich südlich davon in einigen Ländern befinden, giebt es hier nicht.

„Die Bestellung des Bodens ist leicht, so daß die Eingeborenen infolgedessen eine reine Brachwirtschaft betreiben und jedes Jahr neue Urbarmachungen für ihre Plantagen vornehmen. Die Weiber, welche allein den agrikulturen Betrieb besorgen, hacken das Gras nieder, hauen gleichzeitig einige Büsche ab und verbrennen demnächst das vertrocknete Gras und Reisig oder tragen es von der Pflanzung. Bäume und einzelne hier und da sich befindende Termitenpyramiden stehen mehr oder weniger hindernd im Wege. An dem Stamm eines dickeren Baumes wird beliebig etwas mehr trockenes Gras verbrannt, so daß er seine Blätter durch Feuer verliert und mit der Zeit vertrocknet, um demnächst als Brennholz benutzt zu werden. Nach einiger Zeit wird der so präparierte Boden zum zweitenmal flach gehackt und mit Bohnen bepflanzt, indem letztere ohne weitere Bearbeitungen auf cirka einen Meter Entfernung in kleine gehackte Erdvertiefungen gethan und mit etwas Erde wieder bedeckt werden. Obgleich die so hergerichteten Saatfelder durchaus nicht den europäischen landwirtschaftlichen Ansprüchen genügen, da nichtverbrannte Graswurzeln, Reisig u. s. w. ihnen regelmäßig ein unordentliches und unsauberes Aussehen geben, so berankt die kleine Bohne dennoch im allgemeinen rasch und üppig den Boden und giebt nach ungefähr dreieinhalb bis vier Monaten die Ernte. Nach Einheimsung der Schoten werden die zurückgelassenen Ranken u. s. w. verbrannt, das Feld wird einmal flach gehackt und mit Hirse besät, die flach untergehackt wird, und nachdem letztere bereits etwas gewachsen ist, beginnt die Pflanzung des Manioks durch Stecklinge zwischen die Hirse.

„Dies ist hier die regelmäßige Fruchtfolge. Mit dem Maniok, der sich meistens schon nach der Ernte der Hirse gut bestockt hat und nach einundeinhalb bis zwei Jahren die ersten vollen Erträge liefert, trägt das Feld ab und ist ein für allemal für fernere Saaten außer Kurs gesetzt. Es wird mithin jedes Jahr neues Land urbar gemacht, und die Eingeborenen lieben es, familienweise ihre Kulturfelder gemeinsam anzulegen, so daß sich hier zum Beispiel zur Zeit vier bis fünf verschiedene, fünfzehn bis dreißig magdeburgische Morgen große Brachfelder befinden, die meistens in längliche viereckige, den verschiedenen Besitzern gehörende Parzellen geteilt sind. Diese großen Pflanzungen sind meistens in einiger Entfernung vom Orte angelegt, so daß in seiner Umgebung ein ansehnlicher Teil der Campine mit Maniok u. s. w. bepflanzt ist. Außer diesen größeren Feldern giebt es indessen überall kleinere, die einen einzigen oder wenige Besitzer haben. Maniok, Kolbenhirse, die kleine, etwas streng schmeckende rankende Bohne, ferner zwei Arten Erdnüsse, die ölhaltende und eine Stärkemehl enthaltende, sind die Hauptnahrungspflanzen, für welche jährlich die neuen Urbarmachungen vorgenommen werden. Ein Hauptnahrungsmittel ist außerdem noch der Pferdezahnmais, der indessen regelmäßig in den Dörfern in der Nähe der Hütten angepflanzt wird.

„Alle anderen Nahrungspflanzen werden keiner regulären Kultur unterzogen. Bataten finden sich in kleinen Dimensionen auf Brachfeldern oder in den Dörfern angepflanzt, eine Yamsranke findet sich

hier und da am Stamm eines Baumes in der Brache. In den Dörfern wachsen meistens, ohne weitere Pflege und halb wild, eßbare Malven, kleine Kürbisse, Amarantaceen u. s. w. An kultivierten Nutzpflanzen will ich ferner noch Ricinus, Baumwolle und Hanf, zwei Arten Capsicum und Tabak erwähnen; alle diese zuletzt genannten werden in den Dörfern oder deren Nähe gepflanzt. Auf dem fetten Boden in der Nähe der Häuser wird die Tabakstaude fünf bis sechs Fuß hoch und liefert bis fußlange Blätter. An Zuckerrohr finden sich hier und da bei den Hütten einige Stangen angepflanzt, die um eine Mutterstange buschartig emporgewachsen sind und deren Stamm oftmals mit einem Aschhaufen bedüngt ist.

„Reis und etwas Sesam wurden aus Nyangwe importiert. Ob ersterer sich einbürgern wird, muß die Zeit lehren; wie ich höre, sind dies Jahr (1883) einige Pflanzungen von den Eingeborenen hier angelegt worden. Seine ersten Kulturen wurden unter der Leitung meines Dolmetschers Germano auf dem sumpfigen Boden einer niedrig gelegenen Stelle in der Nähe eines Baches vorgenommen, mißrieten indessen total. Die zweite Anpflanzung ließ ich im Garten der Station auf gewöhnlichem Boden der Campine herrichten, welche gut gedieh; eine dritte Pflanzung endlich zu Ende Januar 1883, ebenfalls in der Campine angelegt, wuchs sehr üppig; als aber gegen Anfang Juni, nachdem sich bereits Rispen zeigten, der Regen ausblieb, gingen die Pflanzen allmählich ihrem Untergang entgegen und vertrockneten vor ihrer Blüte. Sumpfiger Boden, das heißt kalter Boden mit stagnierendem Grundwasser, wirkt hier auf das Gedeihen der Reispflanzen ebenso nachteilig wie in Norddeutschland zum Beispiel auf das Wachstum des Weizens. Der Reis verlangt zu seiner Entwickelung einen guten, fruchtbaren Boden und viel Regen, und besonders scheint ihm trockener Urwald-Boden zuzusagen. Auf einer solchen Stelle, die von den Eingeborenen hergerichtet war, um im Versteck vor den hier privilegierten Zerstörern der Maispflanzungen, den Ochsen, einige Pflanzungen anzulegen, sah ich ein kleines Reisfeld rohrartig, cirka vier bis fünftehalb Fuß hoch gewachsen mit vollen, mächtig schweren Rispen, während die hiesige Saat nur cirka zwei Fuß hoch wuchs, aber auch schöne, schwere Körner lieferte. Die Eingeborenen pflanzen und ernten zu zwei verschiedenen Zeiten, und zwar zu Anfang und Mitte, und Mitte und Ende der Regenzeit.



Lieutenant Wißmann. (Nach Orig.-Photographie.)

„Die beste Saatzeit für Reis und Erdnüsse dauert ungefähr von Mitte September, nachdem der Boden bereits vom Regen öfter angefeuchtet ist, bis etwa zu Anfang Jauuar. Während dieser Zeit können ohne Unterbrechung Pflanzungen hergerichtet werden, da der Regen hier

nicht störend, wie in Deutschland beim Säen, einwirkt. Nach den stärksten Regen während der Nacht wird am nächsten Morgen geackert und gepflanzt, und ein Erfolg der Ernte ist im geringsten nicht abhängig von der Zeit der geschehenen Einsaat, im Gegenteil, ob früh oder spät gesät, der Erfolg bleibt immer gesichert, vorausgesetzt, daß überhaupt in den ersten und den mittleren Regenmonaten gepflanzt wurde. Daß reichlicher Regenfall während der Regenzeit im Inneren des westlichen Afrika niemals fehlt, ist eine unbestrittene Thatsache. Der Dolmetscher Bizerra, welcher so ziemlich sein ganzes Leben in diesem Gebiet verbracht hat, erinnert sich nicht, jemals einen Regenmangel in diesen Ländern erlebt zu haben, während er sehr wohl weiß, welche verderblichen Folgen die Dürren oftmals in Kassange und Malange auf die Ernten ausgeübt haben.

„Welche enormen Kulturen würde ein europäischer Pflanzer hier vornehmen können! Mit wie geringen Arbeitskräften und mit wie viel Aussicht auf sicheren Erfolg im Vergleich mit solchen in Europa, speciell Norddeutschland! Welche Arbeitskräfte erfordert in Deutschland die Urbarmachung von gutem Boden, Waldrodungen und mehrfache Beackerungen, Drainagen, Bedüngungen u. s. w., und welchen verderblichen Wettereinflüssen, Regen und Dürren, Sturm, Schnee und Hagel sind die Saatfelder dort ausgesetzt!

„Der Ansicht vieler Reisenden, daß ein Europäer hier keine Handarbeiten dauernd vornehmen könne, widerstreite ich auf das entschiedenste. Ein europäischer Arbeiter wird gewiß nicht im stande sein, ohne gesundheitsschädliche Folgen hier ebensolange und schwer zu arbeiten wie in Europa, aber ebenso zweifellos wird er vermögen, ohne erhebliche und der Gesundheit nachteilige Körperanstrengung des Morgens und während des späteren Nachmittags einige Stunden leichte landwirtschaftliche Arbeiten etwa mit dem Pfluge zu verrichten — und eine Arbeitsstunde bringt in landwirtschaftlicher Beziehung hier in Afrika vielleicht zehnmal mehr Resultate als in Norddeutschland. Hausarbeiten, das heißt Arbeiten im Schatten eines Hauses vollzogen, werden hier von Europäern ebensolange vorgenommen werden können wie in Europa, denn es ist nicht die relative Wärme, sondern es sind nur die brennenden Strahlen der Sonne, die wehe thun und vor denen namentlich ein Ankömmling sich schützen muß.

„Das hiesige Klima ist recht gesund, und ich kann versichern, daß ich während einer Zeitdauer von über zwei Jahren, die ich östlich vom Kassai verlebte, mich nur ein einziges Mal unwohl gefühlt habe, und zwar dies in Nyangwe, dem nach meinen Erfahrungen am wenigsten gesunden Orte im Inneren des Kontinents. Es ist hier in Mukenge gewiß warm, denn das Thermometer zeigt ziemlich konstant des Morgens mit Sonnenaufgang ungefähr 19 bis 21 Grad, mittags 27 bis 30 Grad, zwei Uhr nachmittags 29 bis 32 Grad und abends mit Sonnenuntergang 21 bis 25 Grad Celsius, aber leichte westliche Brisen während der Regenzeit und östliche oft starke Winde während der trockenen Zeit bringen meist erfrischende, angenehme Kühlung. Die Regenzeit dauerte in diesem Jahre bis Anfang Juni. Dann begann die trockene Zeit und währte bis Mitte Juli. Während dieser letzten trockenen Periode wehten unausgesetzt östliche Winde, und zwar regelmäßig aus Südost. Das Thermometer fiel indessen sehr unbedeutend und zeigte des Morgens mit Sonnenaufgang 18 bis 20 Grad, mittags zwölf Uhr 26 bis 28 Grad, nachmittags zwei Uhr 28 bis 30 Grad und abends mit Sonnenuntergang 21 bis 23 Grad Celsius. Die Regen, welche fast ausnahmslos von Gewittern begleitet sind, kommen mit den betreffenden Winden aus allen Himmelsrichtungen, am meisten aber aus östlichen und selten aus westlichen. Nach beendetem Gewitter steht der Wind regelmäßig wieder im Westen. Die bewirkte Temperaturabkühlung bei Gewittern ist

sehr verschieden, manchmal erfolgt ein Fallen des Thermometers von 30 bis 32 Grad auf 19 bis 20 Grad. Die Gewitter entladen sich oftmals mit furchtbaren Blitzen und starken Donnerschlägen; indessen scheint mir, daß sie hier weit weniger gefährlich sind als zum Beispiel in meinem engeren Vaterlande Mecklenburg in der Nähe der Küste. Ich habe hier selten von durch Blitze verursachten Unglücksfällen gehört. Hagelfall habe ich nicht erlebt.



1. Schwert mit Scheide, die mit einem Eidechsenfell überzogen ist. 2. Fetischidol. 3. Schnupftabaksdose, aus Holz geschnitzt und mit durchbrochenem Fuß. 4. Pfeilköcher aus Palmblattrippen, über die Schulter gehängt zu tragen. 5. Stutzerstab, aus Holz geschnitzt. 6. Tabakspfeife aus Holz und Eisen. 7. Thönerne Pfeife mit Rohr. 8. Dolch aus Eisen mit Kupfertauschierung, Griff mit Lederstreifen umwickelt. 9. Dolchmesser mit Scheide, die mit Schlangenhaut überzogen. 10. Doppelmusikinstrument mit eisernen Stimmen. 11. Halsschmuck aus kleinen kupfernen Rasseln. 12. Altes Wurfmesser; diese Form findet sich vielfach im Besitz von Priestern und Königen; wird nicht mehr verfertigt. 13. Pulverhorn aus Holz mit Schiebedeckel. (Nach Orig.-Photographie.)

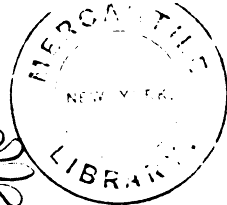
„An Obst, das von den Eingeborenen kultiviert wird, kann ich nur Bananen erwähnen. Ananas, sehr saftreich und schmackhaft, werden östlich vom Lulua ge-

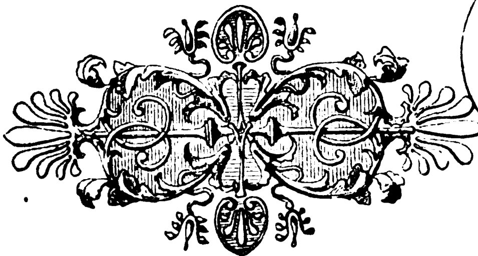
pflanzt oder wachsen dort wild in den Wald-Dschungeln der Campine. Der Urwald und die Campine liefern außerdem manche Arten eßbarer Baumblätter und Kräuter sowie verschiedene, oftmals angenehm schmeckende Baumfrüchte, ferner, namentlich die Campine, einige Arten recht angenehm schmeckender Pilze. Was die Obstpflanzungen der Station betrifft, so kann ich eigentlich nur von ziemlich ausgedehnten und sehr schönen Bananenpflanzungen und denen einiger Melonenbäume und Anonen berichten. Die aus Malange mitgenommenen europäischen Saatkartoffeln wurden auf der Reise hierher verloren. Die Kaffeebohnen aus Nyangwe waren bereits sehr alt und nicht mehr keimfähig, und die von dort mitgebrachten Gujavenkerne hatten unterwegs bei den Flußpassagen zu viel Wasser geschluckt und waren verdorben. Ein nicht minder unglückliches Schicksal hat auch die europäischen Probesaaten ereilt. Ich hatte vor meiner Abreise von hier nach dem Lualaba Klee, Sommerweizen und Gerste in der Campine auf einer vor den Bränden scheinbar sicher geschützten Stelle gesät; indessen der Schein trügt auch hier, und alles war während meiner Abwesenheit durch Brände vernichtet, so daß ich nach meiner Rückkehr nicht einmal imstande war, die von mir markierte besäte Stelle wiederzufinden.

„Das Gras der Campine wird von den Ochsen gern genommen und bekommt ihnen gut. Nur zur Zeit, wenn es ausgewachsen ist, hat es keinen Futterwert. Die Eingeborenen lieben indessen, bei ihren Rattenjagden oder bei anderen Gelegenheiten hier und dort in der Campine zu verschiedenen Zeiten kleine Brände vorzunehmen, auf denen dann wieder junges, nahrhaftes Gras aufsprießt, so daß eigentlich immer reichlich Nahrung für die nunmehr einige zwanzig Haupt starke Rindviehherde der Station vorhanden ist; überdies dürfen die Ochsen hier nach Belieben in allen Plantagen weiden. Die unserigen erfreuen sich denn auch eines ansehnlichen Fettwanstes.

„In den hiesigen Urwäldern prangt die tropische Vegetation in ihrer vollen großartigen Pracht. Hohe, stattliche Bäume mit mächtigen, dicht belaubten Kronen formen den immergrünen dichten Teppich, unter dem ein fast undurchdringlicher Wirrwarr von Büschen, jungen schlanken Bäumen, von Rank- und Schlinggewächsen wächst. Nutzhölzer der verschiedensten Qualität, für Bau- und Luxuszwecke passend, befinden sich selbstredend in unerschöpflicher Menge in den Wäldern, leichte und schwere, weiche und harte Hölzer in den verschiedensten Farben und Schattierungen; viele Bäume schwitzen Harze aus und andere tragen ölreiche Frucht."

(Schluß folgt.)







Der Schauplatz des Waltharíliedes.

Von

August Becker.

I.



Es sind mehr als zwei Decennien, daß ich von München her meine Wasgauer Heimat besuchte und von da in das landschaftlich und sagengeschichtlich hochinteressante Gebirgsland von Schönau hinter Bergzabern und Weißenburg vordrang, um über den Wasgenstein nach Sesenheim zu gelangen. Nach tagelanger Wanderung im Wasgenwald und manchem anmutigen Erlebnis fand ich kurz vor mitternacht Ruhe an gastlicher Schwelle, träumend von der Flucht Walthers und Hiltgunts aus Hunnenland in den Wasgenwald, von ihrer nächtlichen Rast in der Nähe, vom Heldenkampf am Wasgenstein und von der blutigen Entscheidung des Streites auf der Wasichenfirst bei Herzogshand. Und in meine Träume rauschten die Brunnen von Schönau und draußen der Bergwald.

Was man draußen in der Weinpfalz und in den rheinischen Städten nur aus Romanen und Ritterstücken, aus Kindermärchen oder als Staffagen von Waldlandschaftsbildern gekannt, „das Gebirgsland von Schönau" bot es in Wirklichkeit: rauchende Kohlenmeiler, das Treiben am Eisenhammer, Bergmannspoesie, wilde Jagd und verwegene Schleichhändler von Beruf. Das Volk an den Grenzen sieht nichts Unehrenhaftes oder Unmoralisches im Schmuggel — jeder treibt ihn gelegentlich, und ich weiß mich noch wohl zu erinnern, wie sehr man über unseren alten guten Pfarrer lachte, der auf die Frage des Mautbeamten in Schweigen sofort das in Weißenburg gekaufte Stück Lyoner Seide im Wagenkoffer angab. Kühne, listige Schleichhändler genießen sogar stets einer gewissen Popularität unter der Grenzbevölkerung; auch in der Gegend von Schönau war dies der Fall.

Man hat die Umgebung von Schönau „alpenähnlich" genannt. Mit Unrecht. Es ist mitteldeutsche, echte, frische Waldgebirgsnatur, von einem klaren, raschen Wasser durchströmt. Grüne Triften steigen aus dem Wiesengrund an den unteren Halden empor; von allen Seiten blickt aus dunklem Bergforst der Fels rotgrau, oft säulenförmig, stets scharfkantig herein — zu Thal und in den großen Königsweiher, wo die Hammerwerke stehen, wenn auch der Bruder-, Hirsch-, Pfaffenfels keine so grotesken Landschaftsbilder schaffen wie das Sandsteingefüge von der Lauter zur Queich, bei Dahn, über Busenberg, Schwanheim, Hauenstein, Gossersweiler bis Wilgartswiesen und Trifels, oder „an der Kaltenbach".

Der Bergwald, Eichen und Buchen, macht die Landschaft um Schönau ernst, die Burgen beleben sie. Zwar in unmittelbarer Umgebung liegt keine; aber zehn derselben, die hier, den Sauer-Durchbruch ins Elsaß flankierend, auf kurzer Strecke hart an der Grenzlinie stehen, sind je in

einer Stunde zu erreichen, und jenseits im Jägerthal beginnt ein neuer Burgenkranz.

Diese Grenzlinie war nämlich nicht bloß in unserem Jahrhundert durch den zweiten Pariser Frieden, sondern schon einmal vor tausend Jahren durch den Vertrag von Verdun gezogen worden. Hier, an der äußersten Marke des Speiergaus und Weißenburger Gebietes, somit Deutschlands gegen das lotharingische Zwischenreich, zu welchem Elsaß noch gehörte, ließ der erste deutsche Reichskanzler, Abt Grimald von Weißenburg (später auch von St. Gallen), nach dem Vertrag von Verdun die den inneren Wasgau schützenden Grenzburgen an der Einsenkung der Sauer aufführen, um sowohl den Paß aus Lothringen über die niedere Gebirgsfirst bei Bitsch als die das Surthal heraufführende Heerstraße aus dem Elsaß sperren zu können und so des jungen Deutschen Reiches äußerste Grenze wirksam zu schützen.

Die Felsen, auf welchen diese Wasgauvesten angelegt wurden, mögen schon früher, vielleicht von den Kelten, ausgehöhlt, von den Römern bereits teilweise befestigt gewesen sein. Wenigstens schildert der Mönch von St. Gallen im Waltharilied (wohl nach Traditionen aus Abt Grimalds Zeiten, wenn nicht aus eigener Anschauung) den Zufluchtsort und Kampfplatz seines Helden im Wasgenwald gleichsam als verlassene Feste — castrum, castra, castrum arctum, statio, propugnacula muri, latebra —, als Schlupfwinkel für Räuber, überhaupt so anschaulich treu, als hatte er sie gestern photographisch aufnehmen lassen. In der That, seine Beschreibung des Wasgensteins trifft wieder heute nach tausend Jahren zu — Zug für Zug.

Die Zeit der Merowinger und Karolinger liebte im offenen Gefilde der Ebene zu wohnen. Nun fingen die Deutschen an, wie die Falken und einst Velleda, sich auf den Höhen anzusiedeln. Es kam die „romantisch“ mittelalterliche Zeit, zumal hier im Wasgau, der vom Bärenthal bis zum Queichgrund, auf einer Strecke von etwa fünf Meilen, wohl seine fünfzig Burgen zählt, während solche jenseits der Wasichenfirst, im Westrich, in Lothringen, selten erscheinen. Zwar unter den Ottonen und selbst unter den einheimischen Saliern, die den Kaiserthron bestiegen, treten sie noch nicht so in den Vordergrund der Zeitgeschichte. Der Überfülle deutscher Kraft, welche in der Völkerwanderung über alles Gebiet der römischen Welt hingeströmt, hatte sich mit den Römerzügen der Kaiser ein neuer, wohlthätiger Abfluß geöffnet. Nur Mangel an historischem Sinn und moderne Befangenheit schilt diese Heerfahrten als unnütz. Sie entsprachen dem Drange jener Zeit und waren eine Notwendigkeit, auf unsere kulturliche Entwickelung vom belebendsten Einfluß.

An der Südgrenze unseres Gebietes lag Hagenau, die Kaiserpfalz — an der Nordgrenze die Hauptfeste und Schatzkammer des Reiches, der Trifels, mit dem Marmorsaal und der Schlafkammer Barbarossas. Zwischen beiden Punkten war ein anhaltender, großartiger Verkehr, der nicht bloß auf dem alten Heerweg hügelauf, hügelab durch das Weinland des Wasgaus über Weißenburg und Klingenmünster, sondern bequemer noch durch das Gebirge selbst, den Sauergrund herauf über die Lauter und durch das felsgeschmückte Hochthal von Gossersweiler vermittelt wurde. Vom Trifels ging dann wohl die Fahrt auch weiter, den brausenden Wellbach hinauf, am hohen Eschenkopf vorüber durch die einsamen Forste der Frankenweide und des Reichswaldes nach der Pfalz Kaiserslautern.

Besonders unter dem liederkundigen sechsten Heinrich, dem Sohne des ersten und Vater des zweiten Friedrich, unter Kaiser Henricus asper, der gern von der hohen Reichsfeste aus seine Macht prüfte und den weitreichenden Scepter mit herber Kraft von Schleswig bis Syrakus schwang, strahlte vom Trifels ein alles Leben verklärender Glanz über den ganzen Wasgau aus. Dessen Adel erfüllte damals Italien mit seinem Kriegsruhm und erwarb

sich römische Markgrafschaften und Herzogtümer. Sei nur jener kaiserliche Truchseß und Marschall Marquard von Anweiler genannt, als Herzog von Ravenna, Markgraf von Ancona, Eroberer Siciliens und Reichsverweser daselbst. Und so blieb es auch unter dem schönen, glänzenden Friedrich II., der diesseits der Alpen am liebsten im Wasgau weilte, und dessen Sohn, König Heinrich, der vom Trifels aus das Reich verwaltete, wo er auch, nach seiner Empörung, vom Vater festgenommen ward.

Mit dem Untergang der Hohenstaufen, der kaiserlosen Zeit, legten sich düstere Schatten über dies Gebiet. Die Verwilderung begann. Jetzt erst, als die alte Gauverfassung längst sich aufgelöst hatte, tritt der kleine Adel in Besitz so mancher Reichsburg; die Geschlechtsnamen der Landjunker tauchen aus dem Dunkel hervor, und da kein Römerzug mehr ihre Thatenlust befriedigt, kämpfen sie auf eigene Faust: das Faustrecht blüht. Bereits aber stürmt die junge Bürgerschaft von Speier und Straßburg die Raubnester. Während des Interregnums und der ganzen Regierung Rudolfs von Habsburg, der keinen Römerzug unternahm, den Trifels veröden ließ, ist jede dieser Wasgauburgen einmal von den Städtern gebrochen worden. Zog auch Ludwig der Bayer manche wild überströmende Kraft des kleinen Landadels wieder über die Alpen, so brachen unter den schwachen Luxemburgern die Raubfehden um so verderblicher gegen die Städte los. Im Dienste der Landesfürsten und auf eigene Rechnung ritten die Junker des Wasgaus von ihren Bergen aus auf Mord, Brand, Beute. Fielen sie den Städtern in die Hände, dann wurden sie allerdings auch rücksichtslos geköpft, gehängt, ertränkt, erwürgt.

Ein wildes Fehdeleben durchtobte den Wasgau besonders auch unter der Regierung des dritten Friedrich, des saum- und traumseligen, phlegmatischen Vaters des sanguinischen Kaisers Max. Doch war es nunmehr weniger Krieg gegen die Städte als der Dynasten und Junker unter sich. Ihren Bändiger fanden sie in der erstarkten fürstlichen Macht der Pfalzgrafen bei Rhein, deren Einfluß am ganzen Oberrhein den kaiserlichen verdrängte. Konnte doch der siegreiche Fritz von der Pfalz aus, dem Kerne Rheinfrankens, woher das alte Reich seine Würde und Stärke schöpfte, selbst an die burgundische Erbschaft Karls des Kühnen und die Bildung eines neuen großen Zwischenreiches denken. An ihn und seine Nachfolger schloß sich der klügere Teil des Wasgauer Adels dienstbar an; die übrigen gründeten jenen Bund vom heiligen Geist gegen die überwuchernde Landesfürstenmacht, als dessen Exekutor später der Erbe von Hohenburg, Franz von Sickingen, blutig endete.

Es war die letzte politische Regung der Reichsritterschaft. Sie hatte sich überlebt, ihre Zeit war dahin. Als der Bauernkrieg ihre Burgen niederbrannte, stiegen die Junker von den fernsichtigen Höhen wieder herab in die Renaissancebauten der Städte und Flecken. Das Reislaufen für fremde Rechnung hatte begonnen, und Deutschland, die große Völkermutter, lieferte allen Fürsten Europas unter den Fähnlein seiner Junker die hellen und schwarzen Haufen frommer, das heißt schlachtenfroher Landsknechte. Ein Fleckensteiner fiel damals in jenem Aufstand der Landsknechte vor der Erstürmung Roms, der auch dem alten Georg von Frundsberg das Herz brach. — Im Dreißigjährigen Kriege, der unseres Vaterlandes Volkskraft gründlich brach, war im Wasgau nur noch der Fleckenstein und die Madenburg (die abwechselnd von Mansfeldern, Spaniern, Kroaten, Bayern, Schweden und Franzosen erstiegen ward) als Bergfeste von Bedeutung. Als nun Frankreich unter Ludwig XIV. immer frecher und tiefer ins alte Rheinfranken hineingriff, zerstörte sein General Monclar von Landau aus, was noch mauerfest an diesen Felsennestern des Wasgaus war — ein höchst überflüssiger Vandalismus. — Ein Jahr später nahm derselbe General auf

Louvois' Geheiß mitten im Frieden Straßburg weg.

Seitdem liegen die Wasgauburgen, die mit dem Deutschen Reich als Schutzwehr seiner Marken und als Vogesenwacht hier erstanden, im Schutt. Mit der großen französischen Revolution wurden die letzten Spuren des Feudalwesens im Wasgau verwischt; dessen Adel ist verschwunden. Nur die Namen spuken um die Ruinen; diese aber sind der Schmuck des schönen Gebirgslandes.

Im allgemeinen ist im Vorstehenden auch die Geschichte des Wasgensteins oder Wasensteins gegeben, dem wir, der führende Herr Pastor von Schönau und ich, eines Nachmittags auf demselben Wege zustrebten wie sechs Jahre vorher der greise Uhland. Es war ein gottgesegneter, goldener Frühherbsttag, da wir an den Hammerwerken des Königsweihers vorüber westlich in das Wiesenthal eintraten, das sich im dunklen Wasgenwald verliert. Gleich hinter Schönau teilt er sich. Der Weg in gerader Richtung durch die Waldschlucht führt in kurzem in die tiefe Bergeinsamkeit auf der Nordseite des Maimont, wo die üppigen Buchenkronen der Rest eines Turmes auf überhängendem Felsen überragt: die Ruine Blumenstein in wilder Umgebung.

Obwohl der Umweg nicht bedeutend, zog mein geistlicher Geleitsmann vor, an jener Teilungsstelle des Thales südwestlich in die grüne Wanne des Wengelsbaches einzulenken. Nach wenigen Schritten erweitert sich der einsame Grund schon jenseits der Grenze zu einem waldumschlossenen Wiesenbecken, auf dessen Triften unter Obstbäumen die vereinzelten weißen Häuschen eines weltverlorenen Grenzweilers sich bergen.

Nun war der Bergrücken rechts erstiegen; aber mein geistlicher Führer suchte vergeblich nach einem Pfade durch die blühende Wildnis des Heidekrauts auf dem Plateau, ohne daß wir uns jedoch im Vordringen aufhalten ließen — in saltum Vosagum ... nemus est ingens spatiosum, lustra ferarum plurima habens. Links hebt sich die Winterseite des Götzenberges zu finsteren Waldkuppen, rechts und vor uns krönt ein zerrissener Felskamm den hohen Forst des Maimonts und des Armersberges. Noch einige Schritte durch das Dickicht, und: Halt! Da steigt in der Wildnis die Scenerie des Heldenkampfes im Waltharilied auf, denn „braunrot starrt aus grünen Wipfeln der Doppelklotz des Wasgensteins".

Sunt in secessu bini montesque propinqui,
Inter quos licet angustum specus extat amœnum,
Non tellure cava factum, sed vertice rupum:
Apta quidem statio latronibus illa cruentis.
Angulus hic virides ac vescas gesserat herbas.

Zwei Felsberge dicht beisammen, nur durch eine enge Schlucht im überhängenden Gestein gespalten, ein von grünem Strauch- und Kräuterwerk umschlungener, heimlicher, wasiger Winkel, gelegentlich wohl auch Räuberhöhle.

Träfe Name und Lage nicht zu, schon der erste Anblick überzeugt: diese Stelle, keine andere, hatte der Dichter des Waltharius im Auge.

Jakob Grimm hatte, durch eine Stelle bei Mabillon getäuscht, den Wasgenstein des Heldenbuches zehn Meilen südlicher im Winkel des Breuschthales auf dem hohen Donon gesucht, und die Elsässer Forscher haben bis in unsere Tage an diesem Irrtum festgehalten, obgleich dort, wie ich mich 1872 durch den Augenschein überzeugte, weder eine entsprechende Örtlichkeit noch der Name vorkommt. Dagegen stimmt alles zu unserer Stelle auf der pfälzisch-elsässisch-lothringischen Grenzscheide.

Waldstill, eng, wildschön ist die Umgebung des Wasensteins, wie ihn das Volk nennt — überraschend seine Erscheinung über dem Abgrund der Seitenschlucht des Steinbacher Thales, die sich von der Weißenburg-Bitscher Heerstraße hereinzieht. Von da über den zum Teil untermauerten Burgweg herauf oder östlich über den Heiderücken her auf schmalem Steg — angusta callis, semita, via arcta im Waltharilied — gelangt man zuerst in den wasigen Vorhof. Eine niedere

Felsthür führt zur Cisterne mit Rinnen im Gestein, die das Wasser zuführten, daneben Tröge und Tränken. Ein zur Roßweide gerechter Rasenplatz unter hohen Buchen, dann der in den Fels gemeißelte viereckige Weiher, einst Pferdeschwemme, heute verschlammt und von Sauerklee überwuchert, füllen den Raum bis zum „Mantel“, einem abgeschroteten Felsenwall. Nun erst steht man vor dem Wasgenstein und dem sagenberühmten Höhlenspalt, der sich in den Abgrund senkt. Rechts der östliche, etwas zurücktretende, aber höhere und geräumigere Fels, als größere Hälfte der Doppelburg, birgt in seinem Inneren Gewölbe, Kammern, Treppen, einen durch eine cyklopische Säule gestützten Saal, jedoch nur geringe Mauerreste, ist nur schwer zugänglich und ward als der „Obere Wasgenstein“ bezeichnet. Die vordere, südwestliche kleinere Felshälfte, einst „Nieder-Wasgenstein“, zeigt noch elegantes Mauerwerk auf der Höhe. Eine tief ins Gestein eingehauene, jedoch bereits stark abgetretene Treppe führt an schwindelnden Rand und in den überm Abgrund aufragenden Turm mit der Kapelle. Der viereckige Quaderbau könnte seiner Konstruktion nach ein Römerwerk aus späterer Zeit scheinen; doch tragen die zierlich gearbeiteten Gesimse und Fensterbogen den Charakter der kunstfreundlichen Ära der Hohenstaufen. Daß dagegen die Aushöhlungen im Doppelfels entlegeneren Perioden angehören, ist kaum zu bezweifeln.

Auch von der Turmhöhe bleibt der Umblick beschränkt. Einige Felder und Häuser von Obersteinbach blicken mit der staubigen Lothringer Heerstraße durch die Schlucht herein, die sich zwischen den Waldhängen des „Götzenberges“ und den Felsen des Florenberges öffnet. Das ungefüge, tiefgekerbte Steinhaupt des Armersberges spiegelt sich in dem riedgrasigen „Kindelsweiher“ unterm Wasgenstein. Den Hintergrund schließt die den Wasgenstein hoch überragende waldfrische Gruppe des „Maimont“ — Majæ mons.

Auch „Maimond“ wird die Berggruppe des Maimont geschrieben. Nun erhielt aber der Monat Mai, Majus, seinen Namen ebenfalls von der göttlichen Plejade Maja, welche dem Zeus den Hermes gebar. Im fünfzehnten Jahrhundert hieß unser Berg „Meygelmunt“, und allerdings heißt der Lenz bei mittelhochdeutschen Dichtern fast durchweg „Meige“, im Tristan mit hier bedeutsamer Zusammenstellung: „des Meigen vriunt, der grüene wasen, der het ûz bluomen angeleit sô wünecliche sumerkleit.“ Im Hinblick auf den dem „Götzenberg“ gegenüberstehenden „Florenberg“, auf den „Blumenstein“ am Nordrand und auf den „Wasenstein“ an der Südseite des von ihm durch den „Kindelsweiher“ geschiedenen „Maimont“ dürfen wohl mythische Beziehungen zur Göttermutter Maja angenommen werden. Spuren uralter Wälle und Gräben werden auf dem höchsten Scheitel, dem „Maimontköpfel“, bemerkt und jene runden, eingehauenen Felsenschalen, die mir besonders auf der Felsplatte des Drachenfels in der Hard, wo Siegfried den Lindwurm schlug, aufgefallen sind. Also eine altheidnische, den keltischen oder germanischen Bewohnern des Wasgenwaldes (vor und während der Römerherrschaft) heilige Höhe.

An den Rändern schirmender Ringberge, der „Burgwälle der Asen“, Kultus- und Gerichtsstätten, erstanden unseren Vorfahren — Kelten oder Germanen — feste Burgen, hier Blumenstein, Kleinarnsburg, Lützelhard, der Wasenstein. Deren Anfänge liegen bestimmt in grauen Zeiten. Lange bevor Abt Grimald, Ludwigs des Deutschen Kanzler, den Aufbau der Grenzburgen des Reiches an den Marken des Speiergaus auf seinem Weißenburger Gebiet begann oder wieder aufnahm, wird schon (788) eines „Wassenstein“ im Vosagus urkundlich gedacht. Also eine bereits bekannte Stelle, vielleicht verlassene Feste kelto-romanischer Zeit, nun Räuberhorst. Bereits angeführte Bezeichnungen im Waltharilied für den Zufluchtsort seines Helden lassen solchen Schluß zu, auch die

Worte des müden jungen Recken beim Anblick des Ortes. „Huc, inquit, eamus. His juvat in castris fessum conponere corpus." — Jahrhunderte hindurch erklang nun seit Ekkehards Waltharius manu fortis — und wohl schon vorher — der Ruhm des Wasgensteins, des blutig erkauften Rastortes des westgotischen Recken und seiner Braut auf der Flucht aus Heunenland. Die poetische Zeit der Hohenstaufen kennt und nennt ihn; das Nibelungenlied erwähnt seiner im Schlußgesang als der Kampfstätte, wo Hagen ruhig auf seinem Schilde sitzend zusah, da „Walther von Spanie" seine Freunde erschlug. Konnte man doch vom Kampf am Wasgenstein wie die Edda von Brunhildes Selbsttötung bei Sigurds Leiche sagen: „Das weiß man so weit als Menschen wohnen."

Da taucht in der kaiserlosen Zeit des Interregnums ein adelig Geschlecht im Besitz des Wasgensteins auf, das sich nach demselben nennt. Ein Brüderpaar ist's, Söhne des Ritters Engelhard von Hagenau, Simon und Friedrich vom Wasichenstein. Sie bilden zwei Stämme auf dem Doppelfels der Burg. Die eine Linie trägt im Wappenschild einen Löwen, die andere sechs silberne Hände im roten Feld, zwei Hände auf dem Helm:* eine ersichtliche Beziehung auf Walthers im Kampf verlorene starke Rechte.

Der eine Bruder, Friedrich vom Wasichenstein, machte, wie mehrere seiner Nachbarn im Wasgau, den Heerzug Rudolfs von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen mit. Nach der Entscheidung auf dem Marchfelde entließ ihn der Kaiser gnädig mit einer Entschädigung von fünfzig Mark Silbers in die Heimat, wo er sich dreizehn Jahre später (1291) durch einen edeln Freundschaftszug bemerklich machte, dessen wir an seinem Orte gedenken wollen. Beide Linien, auf dem oberen und niederen Wasichenstein nachbarlich zusammenwohnend, verglichen sich 1299, um Reibereien zu vermeiden, über den gemeinsamen Weg zur Cisterne und anderes: kein Teil dürfe im Feld des anderen graben oder das Haus gefährdende Löcher herstellen; der Gebrauch des Aus- und Eingangs soll wie von alters her ge-



Weißenburg im Elsaß.

* Das Wappen ist abgebildet in Bernhard Herzogs „Elsässischer Chronik", 1592.

meinschaftlich bleiben, die alte Burg nicht durch neue Gebäude überragt, Bauholz im Walde nach Bedarf gefällt werden. Als Grenzzeichen in der Burg ward „daz cruce, also da gezeichent ist“ geltend gemacht.

Dieses Kreuz, in den Fels des Wasgensteins unterm Maimont eingehauen, erscheint nahezu als Entzauberungszeichen eines altheidnischen, als Aufenthalt von „unholdun“ verrufenen Ortes. Daß er dies war, bezeugt das Waltharilied selbst mehrfach. Des furchtlosen Walthers Schauer, des sächsischen Recken unheimliches Gerede hier von huschenden Gespenstern, Faunen, Geistern des Wasgenwaldes und Waldteufeln sind sprechende Beweise. Daß der große „Faunwald“, dem die Sauer entströmt, nahe liegt, soll hier nur nebenbei erwähnt werden. Einige Stunden weiter, bei Eppenbrunn, trifft man heute noch auf ein Felsbild der Göttin des Wasgenwaldes, der Diana mit ihren Hunden, die in christlicher Zeit als Unholdin das Gebirge durchsauste. In einer Urkunde von 1463 über das Weichbild des Wasgensteins ist neben dem „Meygelmunt“ ein „Heymichental“ aufgeführt, wobei man nicht an Grillen, sondern an das geisterhafte Gefolge der alten Göttin denken darf — dann ein „Fulscheloch“ am Götzenberg. Ful und Phol sind aber nach Grimm nicht bloß Namen des Ebers, sondern auch des Teufels. Ist doch der Wasgenstein und seine nächste Umgebung eng umschlossen vom Götzenberg und Maimont, heute noch vom Grauen des Altertums umschwebten, versunkenen und zerstörten Kultusstätten heidnischer Urzeit, wie sie schon auf die ersten irischen Glaubensboten im Vosagus so unheimlich anziehend wirkten.

* * *

Namen, Lage, Erscheinung und Geschichte stempeln den Wasgenstein zum Urbild einer Vogesenfeste. Doch reichte das nicht zu, den Punkt zu einem der besuchenswertesten deutscher Erde zu machen, wenn nicht die Heldensage auf ihn so leuchtenden Glanz würfe wie auf keine andere nachweisbare Stelle der germanischen Welt. Worms, eine überstrahlende Ausnahme als alte Nibelungenstadt, bietet kein Denkmal mehr aus der Heldenzeit. Der Wasgenstein dagegen steht heute noch, wie ihn Mönch Ekkehard vor tausend Jahren geschildert. Die Beschreibung im Waltharius manu fortis ist seit dem Verfall der Feste wieder in allen Punkten zutreffend.

Mag solche Übereinstimmung aus eigener Anschauung oder fremder Belehrung geschöpft sein: die engen Beziehungen zwischen Weißenburg und St. Gallen seit Otfrieds und Abt Grimalds Tagen* ermöglichten genaue Kunde über den berühmten Rastort des Helden im Wasgenwald. Wahrscheinlich war er schon im älteren deutschen Text hervorgehoben. Karl der Große, weniger verehrungswürdig durch seine Kriegszüge, deren sich auch Attila und Tamerlan rühmen dürfen, als durch freudiges kulturliches Erfassen, Streben, Wirken, hatte mit der hohen Lust des echten Königs an der Dichtung seines Volkes unter den alten Heldenliedern wohl auch die Walthersage aufzeichnen lassen. Durch den dichterfreundlichen, bücherstiftenden Reichskanzler Abt Grimald kamen mit einer Abschrift auch vielleicht topographische Erläuterungen seines Geheimschreibers Otfried, der den heimischen Wasgau kannte, nach St. Gallen. Weiterer Anteil schließt sich bei dem Mönch von Weißenburg aus, der mit seinem deutschen „Krist“ den Liedern voll Weltlust, also auch dem von Walthers Flucht mit Hiltgunt, entgegenwirken wollte. Von dem späteren „Verbesserer“ des Waltharius, Ekkehard IV., sehe ich dabei ganz ab. Obwohl in Mainz lebend und in den südlichen Vogesen sterbend, hat er den Rastplatz im Wasgenwald kaum gekannt oder so anschaulich zu schildern vermocht. Genug, daß — auch

* Abt Grimald von Weißenburg, Ludwigs des Deutschen Kanzler, zur Zeit Otfrieds, empfing nach dem Siege von Fontenaille auch die Abtei St. Gallen.

nach dessen Zeugnis* — eine althochdeutsche Waltherdichtung dem etwa 925 entstandenen Waltharius vorgelegen haben muß. Das Urbild bricht noch allenthalben durch die vergilische Form.

Sind doch zwei merkwürdige, um zwei Jahrhunderte ältere angelsächsische Fragmente einer Walther-Dichtung aus Karl Martells Tagen auf uns gekommen — bruchstückweise auch ein mittelhochdeutsches Lied, das, völlig unabhängig von Ekkehards Waltharius, in rauhen Nibelungenstrophen mit überzähligen Hebungen in den Schlußzeilen von der Liebe und Hochzeit Walthers und Hiltgunts handelt. Die Mär von Walthers Flucht aus Hunnenland und dem Kampf am Wasgenstein war von Island bis Spanien bekannt; alle germanischen Zungen, von den Angelsachsen bis zu den Lombarden, singen und sagen sie. Selbst zu den Polen hat sie sich verloren, doch in umgekehrter Flucht aus Frankreich über den Rhein durch Alemannien nach der Burg bei Krakau; „Helgunda" ist jedoch in der slavischen Version eine fränkische Prinzessin und entspricht der sarmatischen Auffassung vom Weibe, nicht dem holden germanischen Urbild.

Als Valtari af Vaskasteini und Walter af Wasekensten in der Vilkinasage der Nordgermanen, Dänen und Schweden hat der Held den echten alten Namen vom Kampf am Wasgenstein. Mißverständlich ward er dann mit dem anklingenden Wascönölant in Beziehung gebracht — Wasconien, Baskenland in Spanien, Gascogne in Frankreich — das alte Aquitanien, als dessen Königssohn Waltharius bei Ekkehard auftritt — also westgotisches Gebiet diesseits und jenseits der Pyrenäen. Darum gedenkt seiner das Nibelungenlied dreimal (Aventiure XXVIII, XXIX und XXXIX) als „Walther von Spanie", der mit Hiltgunt entrann, in hunnischer Geiselschaft manchen Kriegsgang mit Hagen gethan und am Wasgenstein König Günthers Mannen schlug, indes Hagen zuschauend auf dem Schilde saß. Mittelhochdeutsche Dichter setzen die Mär als bekannt voraus, so daß Walther von der Vogelweide anspielend die eigene Geliebte einmal „Hiltegunde" nennt, ohne Mißverständnis zu befürchten. Im Biterolf, voller Anspielungen auf die berühmte Flucht Walthers, heißt er „künec von Spanjelant" und „Kärlingen", d. i. Frankreich, sein Schwert Wasge wie das Irings im Nibelungenlied — im Alphart, in „Dietrichs Flucht", in der Rabenschlacht und anderwärts „von Kerlingen" oder nach der Stadt Lengers (Langres) in Burgund — dagegen im Rosengarten „ein Rheinherr Walther von dem Wasgenstein"; so auch im Heldenbuch, bei Kaspar von der Rhön und zuletzt noch* „Waltherr ein gefurster graff ob allen rekgen und ein landtherr zu Waxenstein".

Unserem Ekkehard I. von St. Gallen ist also Waltharius ein westgotischer Prinz von Aquitanien, das im großen Frankenreich noch in die Zeit des Dichters herein eine bedeutsame Rolle unter eigenen Fürsten, zuletzt karlingischen Stammes, spielte. Noch Ludwig der Deutsche schickte einen Heerzug unter seinem Sohne dahin von Worms aus, das als wichtigste Stadt Rheinfrankens und des Reiches damals der Stützpunkt kriegerischer Unternehmungen der Nachfolger Karls des Großen war.

Lag es auch einem St. Galler Klosterschüler von Anno 920 bis 930 nahe genug, seinem westgotisch-aquitanischen Helden gegenüber König Gunther und dessen Mannen als „Rheinfranken" aufzufassen, den Burgundenkönig Herrich, Hiltgunts Vater, nach Chalons zu versetzen, so verweilt der Dichter doch mit allzu ersichtlichem Behagen bei dem Triumph

* Pertz: Mon. germ. II, 117.

* Näheres in den Nachweisen zu den Elsässer Sagen von Wilhelm Hertz, 247 bis 251; Vorrede und Kommentar J. Grimms zur Ausgabe des Waltharius; Erläuterungen der Ausgabe von Scheffel-Holder u. a. m. Schade, daß mein Landsmann Freher seine Absicht, carmen Latinum de Gunthario, Francorum Rege Wormatiæ revidente, tum Walthario Aquitano et Haganone schon 1612 herauszugeben, nicht verwirklicht hat.

des westgotischen Aquitaniers über seine Verfolger. Die Niederlage der Franken am Wasgenstein durch den einzelnen fremden Mann recht kräftig auszumalen, that dem alemannischen Herzen wohl. Noch vierhundert Jahre nach der Alemannenschlacht des Siegers Chlodwig bricht die alte Stammeseifersucht durch, im Waltharius deutlich vernehmbar. Daß im Liede nicht die leiseste Beziehung auf Siegfried, den fränkischen Heros, auftaucht, könnte ebenso auf Rechnung kirchlicher Bedenken als der Stammesabneigung kommen. Übrigens fällt der Kampf am Wasgenstein in die jüngeren Mannesjahre Gunthers und Hagens, bevor Siegfried, der junge Held aus Niederlanden, am Wormser Königshof erschienen.

Immerhin! Mögen die Beziehungen zwischen dem rheinfränkischen Weißenburg und dem alemannischen St. Gallen noch so lebhaft und innig gewesen sein: beim Lesen des Waltharius will es mich bedünken, er sei — bewußt oder unbewußt — im wetteifernden Gegensatz zu Otfrieds Dichtung erstanden, deren Lorbeeren seit sechzig Jahren schlaflose Nächte in St. Gallen bewirkt. Die Benediktiner hier beneideten ihre Brüder in Weißenburg darum. — Im Wasgauthale hatte ein alternder, hüstelnder Mönch, dem der weltliche Volksgesang ein Greuel, die lateinische Vulgata zu einem deutschen Evangelienbuch in die Sprache seiner Rheinfranken umgedichtet, mühsam, langatmig, redselig, mahnend und belehrend, heimselig und mit mystisch frommem Behagen. Nun geht im Hochthale der Voralpen ein junger Mönch oder Klosterschüler mit alemannischem Trotz an das Widerspiel, an die Übertragung eines weltlichen Volksgesanges aus den Mutterlauten in die Sprache der Kirche; frisch, knapp, entschlossen, mit voller Lust an Abenteuer, Wagnis, Waffenklang, an kühner Wanderfahrt ins Weite; kurz angebunden mit dem Wort bei episch fesselndem Vortrag der gleichmäßig zum Schluß fortschreitenden Handlung; ohne sentimentale, mystische oder auch nur lyrische Anwandlung; mit nüchtern klarem, scharfem Blick für das Wirkliche, Bestehende, Thatsächliche: weltlicher Minne nicht ausweichend, anschaulich schildernd, nirgends mit belehrender, das ist unpoetischer Absicht.

Mit jenem Eigenlob nach Art der Franken, „des ruhmreichen Volkes", das die Römer überwand und sich selbst als tapfer, treu, klug, kühn, schnell und scharf, hochwüchsig, stark und schön rühmt, preist auch Otfried von Weißenburg seine rheinfränkischen Landsleute als waffengewaltig, gewandt, Völker schreckend und überwindend, mit Schwert und Speer, nicht mit Worten überzeugend — ein Volk, dem niemand widersteht. Ja, mit einem Anklang an des Kaisers Titus Rede an die Juden, wo auf die germanische Tapferkeit hingewiesen wird, oder an Tacitus' „Germania" meint Otfried: selbst Medern und Persern bekäme es schlecht, mit Franken zu fechten, die als Vettern Alexanders des Großen aus Macedonien stammen. Darauf antwortet der junge Alemanne Ekkehard in St. Gallen mit seinem „Waltharius". Ihm, dem flüchtigen Fremdling, der mit seiner Braut friedlich Rast hält am Wasgenstein, der Faust des jungen westgotischen Königssohnes aus Aquitanien, dem einzelnen Mann, den ihr treulos verfolgt und angreift, erliegt ihr, stolze, waffenkundige Franken, die ihr alle überwindet! Eure besten rheinischen „Nebeljungen", ihrer zwölf, sind nacheinander gefallen, erschlagen auf eurem eigenen Gebiet, hinter Weißenburg, im Wasgenwald — von der Hand Walthers von Aquitanien.

Dieser Kampf am Wasgenstein, diese vom Alemannen Ekkehard mit Genugthuung besungene Niederlage der rheinfränkischen Helden, bildet den Angelpunkt, ja Zweck und Inhalt des Liedes Waltharius manu fortis. Die Charakteristik des Frankenkönigs entspricht der Vorstellung eines Alemannen von den Merowingern, von welchen sein Volk einst überwunden worden. Nur Hagens Größe, der bereits eine Art Hausmeiertum zusteht, bleibt; vielleicht, weil man schon damals bei ihm

elsässische Heimat, alemannisches Blut voraussetzte.*

So nahe meinem Herzen mein alter rheinfränkischer Landsmann von Weißenburg steht, so vielen Dank wir seinem patriotischen Wollen für ein mühsames Werk von unschätzbarem sprachlichem und kulturlichem Werte wissen mögen: den poetischen Meisterschuß hat St. Gallen gethan. Dieser lateinische Waltharius des jungen Ekkehard ist ein herrliches Gedicht voll Wanderlust, Waldfrische, Waffenfreudigkeit. Allen Kennern gilt es trotz



Auf der Hohenburg im Elsaß.

seiner fremden Fassung als eines der kostbarsten Denkmale der poetischen Kraft unseres Volkes, an Geschick und künstlerischer Komposition keinem nachstehend, an fester Fügung, gedrängter, stetig fortschreitender, straff geschlossener Handlung alle überbietend, auch das Nibelungenlied, dessen letzter Fassung es zum Vorbild diente. So viel auch von der Handlung des altdeutschen Vorbildes herüber-

* Hagen von Tronie wird auf Tronia im Kronthal zurückgeführt (auch auf Troje = Unterwelt).

genommen sein mag: die herbe Knappheit der zutreffenden Darstellung ist sicher das Verdienst der lateinischen Umdichtung. — Die beiden angelsächsischen Bruchstücke, die auf uns gekommen sind, enthalten eine langatmige Ansprache Hiltgunts an Walther und zwei Sätze eines Zwiegesprächs zwischen Gunther und Walther; ähnlich mag auch Ekkehards althochdeutsches Vorbild gefaßt gewesen sein, denn es ist die Form, in welcher unser ältestes poetisches Fragment, das Hildebrandslied, uns entgegentritt. Im Waltharius selbst sind dagegen alle Gespräche kurz und bündig in die Handlung dieses epischen Kleinods verwebt und gefügt.

Hier sein Inhalt im Auszug:

In den Zeiten der Völkerwanderung brachen die mächtigen Hunnen unter Attila aus dem Osten Europas auf gen Westen, die Donau herauf, völkerbezwingend über den Rhein, die Franken heimzusuchen. Eben war dem Frankenkönig Gibich zu Worms ein Sohn, Gunther, geboren, als die Kunde vom Anzug des Feindes, zahlreich wie die Sterne am Himmel und der Sand am Meere, kam. Erschreckt unterwarfen sich die Rheinfranken, warben um die Freundschaft des unüberwindlichen Hunnenkönigs, zahlten Tribut und gaben als Geisel, da der Königssohn Gunther noch an der Mutterbrust lag, den jungen Hagen aus edelm „trojischem“ Geschlecht nebst unermeßlichen Schätzen. — Darauf zog der wilde hunnische Völkerschwarm weiter, verheerend ins gallische Land hinein, wo die Burgunden an Saone und Rhone saßen; König Herrich zu Chalons hörte den Wächterruf: „Staubwolken künden Sturm! Feind in Land! Pforten zu!“ Wie die starken Franken bitten jetzt auch die Burgunden um Freundschaft; Herrich giebt sein einziges Kind, Hiltgunt, die Perle von Burgund, als Geisel hin nebst Königszins, und durch weibliche Geiseln fühlten sich die Germanen, nach Tacitus, am stärksten gebunden. — Attila führte seine Hunnen weiter über die Loire gen Aquitanien. Dort herrschte König Alpher, dessen Sohn und Erbe Walther schon in jungen Jahren mit der burgundischen Prinzessin Hiltgunt verlobt war. Da klagte König Alpher bitter, daß ihm das schlechte Beispiel von Burgund und Frankenland nichts übrig lasse, als Gleiches zu thun und den Sohn als Geisel zu stellen. Goldbeladen kehrten die Hunnen (Avares) heim, Hagen, Hiltgunt und Walther mit sich führend, beutefroh zum Donaustrand. Attila pflegte der jungen Geiseln freundlich; Hiltgunt, die tugendreiche, ward der Hunnenkönigin teuer und, allen vor, über die Schatzkammer als Schaffnerin gesetzt; Hagen und Walther wuchsen in Blutsbrüderschaft heran, allen überlegen an Witz und Stärke, ruhmreich als erste im Heer.

Da starb König Gibich zu Worms; Gunther, sein Erbe, weigerte den Tribut und kündigte das Bündnis. Als Hagen davon hörte, entfloh er in die Heimat am Rhein. Die Hunnenkönigin aber mahnte ihren Gemahl: „Seht Euch vor, daß nicht auch Eures Reiches stärkste Säule, Walther, der kühnste Recke, dem Beispiel folge. Ihr müßt ihn durch Heirat mit einer vornehmen Hunnin binden!“ Walther jedoch wich dem Antrag klug aus: er dürfe seinen Kriegsmut nicht durch Sorge um Weib und Kind lähmen. Als nun empörte Völkerschaften zu bekämpfen waren, errang Walther einen großen Sieg und zog mit dem bekränzten Heer im Triumph zur hunnischen Hofburg heim. Dort, im Königssaal, trifft er Hiltgunt allein, küßte sie und bat um einen Becher Wein. Trinkend faßte er der schweigsam Errötenden Hand: „Gleiche Verbannung tragen wir seit lange und sollten einander angehören — warum es verschweigen?“ Sie nahm das Wort für Scherz und verwies es ihm. Da beteuerte er: „Fern sei mir, dir zu heucheln! Wir sind allein! Wärest du mir gleichgesinnt und wolltest Treue halten, wüßt ich ein süß Geheimnis.“ Darauf die Demütige sich neigend: „Wohin du rufst, Herr, ich folge dir.“ — „Nun denn,“ flüsterte er ihr zu, „Heimweh treibt mich fort, doch nicht ohne dich!“ Und bewegt erwiderte sie: „Dein Wille ist der

meinige! Längst habe ich danach heimlich gesehnt — gebiete die Flucht, in Liebe will ich's wagen."

Hierauf beredeten sie sich über die Vorbereitung zur Flucht. Helm und Brünne aus des Königs Schatz, zwei Schreine voller Goldspangen, auch Angelgeräte sind notwendig. Dann, „wenn alle beim Fest weintrunken, auf das Roß und die Reise!" — So gab Walther den Schmaus. Als der König mit seinen Hunnen vom Wein bewältigt war, wappnete sich unser Recke, schwang sein Lieb in den Bügel, sich selbst in den Sattel und ritt mit Hiltgunt im wallenden roten Helmbusch aus König Etzels Schloß hinaus in die Nacht. Erwachend, vermißten die Zecher Herrn Walther. Der Hunnenfürst tobte — in Gold wolle er den einhüllen, der ihn zurückbringe. Niemand lüstete danach.

Unterdes zogen die Flüchtlinge fremde Straßen durch unwegsame Wildnis, wo Leimrute und Angel ihr Leben fristete. Endlich lag der grüne Rhein im Abendrot vor ihnen, jenseits der goldschimmernden Flut die stolze, turmreiche Königsstadt Worms. Ein Ferge kam gerudert und nahm das Paar auf, erhielt zum Lohn Fische, die er als kostbare Seltenheit dem Schloßkoch lieferte. Da sie auf des Königs Tafel kamen, staunte Gunther: „Woher der fremde Fisch, der nicht in rheinfränkischem Wasser geschwommen?" So mußte der Ferge herbei und gab die Kunde: „Spät am Abend noch am Rheinstrand sah ich einen fremden Mann scharf heranreiten, starrend in Erz, mit Speer und Schild, kampfbereit. Mit ihm eine sonnig schöne Maid, welche das riesige Lastroß lenkte, das Schreine trug, welche von Gold und Edelstein klangen. Der gab mir als Fährlohn die Fische."

Da rief Hagen: „Freut euch mit mir! Walther, mein Gesell, kehrt aus Hunnenland heim!" Mitten in den Jubel des hohen Saales aber drang des Königs Wort: „Mit mir freut euch, daß der fränkische Königsschatz mir wieder wird!" Damit sprang er, den Tisch umstoßend, auf, hieß Rosse satteln, wählte zwölf seiner besten Kämpen aus, auch Hagen, der vergeblich des alten Freundes sich annahm, und jagte wohlbewehrt dem Flüchtling nach, dem „Räuber des Horts der Franken".

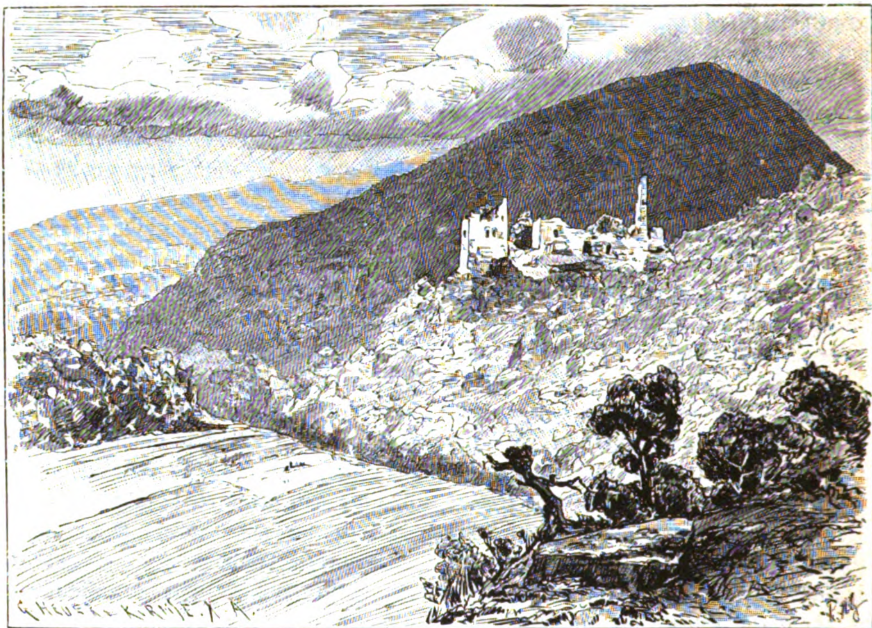
Walther, der hehre Recke, hatte indes den Vorsprung einer Nacht und eines halben Tages. Nicht auf dem gewohnten Heerweg von Worms ins Westrich, durch die Eishohl im Stumpfwald, am Malberg des Wormsgaues vorüber, ritt er, sondern südlich den Rhein entlang, dann landeinwärts in den weiten, finsteren Wasgenwald, der wildreich, des Weidmanns Lust, von Hundegebell und Hörnern durchhallt wird. In dieser Waldeinsamkeit, hier, an dem im Liede zwar nicht genannten, doch genau und zutreffend beschriebenen Wasgenstein nimmt er Rast in anmutig umrankter, wasiger Kluft im Doppelfelsen, obwohl ihm der feste Platz ein Räubernest deucht. „Treten wir ein," sprach er zur Braut, „seit vierzig Nächten schlief ich nur halb auf Rosses Rücken über den Schildrand gebeugt."

Die Rüstung abwerfend, legt er im sicheren Felsenhaus das müde Haupt in der Jungfrau Schoß. „Blicke umher, Hiltgunt, mit deinen klaren Augen, hab sorgsam acht. Wallen Staubwolken im Thal auf, wecke mich leise. Selbst wenn ein Heer ansprengt, rüttele mich nicht plötzlich auf." Damit schloß er selbst die leuchtenden Augen.

Indes ist König Gunther bereits auf der Fährte. Im Vogesensand erkennt er die Hufspur, spornt Roß und Mannen an: „Auf, fangt mir ihn samt dem gestohlenen Hort!" Umsonst ist Hagens Warnung, daß dies schwere Arbeit sein werde: „Ich kenne seinen Schlachtenmut! Wie er Speer und Schwert handhabte dort im Ostland und manchen kühnen Degen zur Hel sandte! Glaubt mir, König und Genossen!" — Doch schlägt der Frankenfürst in üblem Mute die Mahnung in den Wind, und am hellen Mittag sprengen sie zur Felsburg hinan.

Vom Bergscheitel spähend, nimmt Hiltgunt den aufwirbelnden Staub im Thal

und Hufschlag der Nahenden wahr. Leise berührt sie ihres Schlummernden braun Gelock: „Walther, wach auf! Eine Heerschar kommt!“ — Der greift, die Augen ausreibend, zu den Waffen und erprobt den wuchtigen Speer, steht schlachtbereit. Wie aber Hiltgunt der Gere Spitzen ferne funkeln sah, warf sie sich verzweifelnd zur Erde. „Da haben wir die Hunnen!“ rief sie, und nach germanischer Frauenart fleht sie, ihr das Haupt abzuschlagen, bevor sie eines anderen Beute werde. Da tröstet der junge Recke: „Sei ohne Furcht! Nicht schuldlos Blut der treuen Genossin — das der Feinde röte mein Schwert! Mein Schirm in mancher Not wird mich stärken.“ Und die Augen erhebend, spricht er zur Zaghaften: „Nicht Hunnen sind's — fränkische Nebeljungen,* Bewohner des Landes!“ Und, auf Hagens wohlbekannten Helm deutend, lacht er. „Hagen ist's, mein alter Freund und Genosse!“ — Vor den Höhleneingang tretend, während Hiltgunt sich zurückzieht, schwört der Held: „Kein Franke soll seinem Weibe rühmen, er habe Hand an meine Schätze gelegt!“ Sofort bittet er jedoch Gott das stolze Wort ab und prüft, sich vorbereitend, die Schar. „Von allen fürcht ich Hagen allein — er kennt die Kampflisten und unsere Fechtart. Hiltgunt, meine Braut, dir bringt die Schlacht kein Leid.“



Der Wasgenstein am Maimont im Elsaß.

Indes so Walther am Felsenthor Wache steht, mahnt Hagen nochmals: „Mein Herr und König, steht von Gewalt ab, versucht es durch Übereinkunft wegen des Schatzes — Walther ist einsichtig, vielleicht gewährt er Ehren halber.“ — So wird Camelo, der fränkische Landvogt zu Metz, vorausgesandt, der wie ein Windsturm den jungen Recken anfährt: „Wer bist du? Woher? Wohin?“ — „Kommst du aus eigenem Antrieb?“ fragt der Held entgegen. — „Gunther, der mächtige Herrscher des Landes, schickt mich.“ — „Was forscht ihr so harsch bei dem fremden

* Dieses Franci Nebulones im lateinischen Waltharius mit dem treffenden spöttischen Nebensinn im Munde des Helden des alemannischen Dichters ist zugleich das früheste Vorkommen des berühmten Namens der Nibelungen mit bestimmtem Bezug auf die Sage. Grimm, 115.

Wanderer?" entgegnete der junge Recke hochgemut. „Nicht scheue ich, mich erkennen zu geben. Ich bin Walther von Aquitanien, seither Geisel bei den Hunnen, nun zur süßen Heimat mich sehnend, dahin ich ziehe." — „Gut, so gieb die Goldschränke, Roß und Maid heraus, dann läßt mein Herr dich leben." — Walther lacht der Narrheit: „Wie kann dein Fürst mir zusagen, was mein! Ist er ein Gott, mir Leben zu gewähren? Bin ich in seiner Hand, im Verließ? Keineswegs. Jedoch dem Königsnamen zu Ehren biet ich ihm hundert Goldbauge."

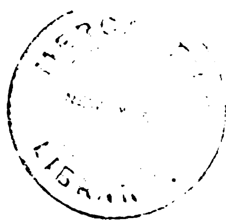
Als Camelo mit diesem Bescheid zurückkam, sprach Hagen dem König zu: „Nimm es an. Du kennst ihn nicht wie ich. Im Traum sah ich diese Nacht einen Bären auf der Jagd dir den Schenkel abreißen. Mir selbst biß er ein Auge aus, da ich dir beispringen wollte." — Stolz schalt der König: „Ich sehe, du bist wie dein Vater Agaci, der zaghaften Muts sich mit Worten des Kampfes entschlug." — Darob geriet der grimme Hagen in bitteren Zorn: „Wohlan, thut, was beliebt — besteht den Mann! Ich harre des Ausgangs, verzichte auf die Beute." Damit ritt Hagen auf nahen Bühl, stieg ab, saß nieder und schaute zu.

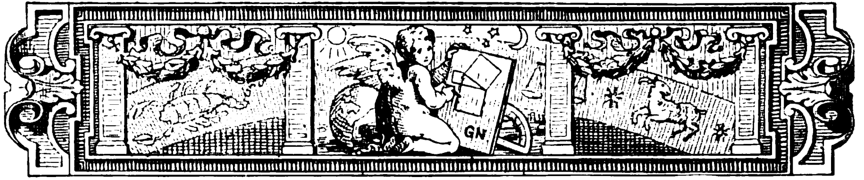
„Zieh nun hin," befahl der König dem Camelo, „nimm und bringe den ganzen Schatz. Weigert er sich, bist du der Mann, ihn niederzuwerfen." — Und so beginnt der von Metz, mit gelbem Busch auf blauem Helm, den berühmten Kampf am Wasgenstein. — „Heda, Freundchen, den Schatz, den ganzen Goldschatz!" — Herrn Walther riß die Geduld: „Hab ich ihn deinem König gestohlen, von ihm entliehen? Hab ich euer Land geschädigt, daß ich's nun büßen soll? Neidisch Volk, das mir die Durchreise wehrt! Gut, ich markte um den Weg: zweihundert Spangen dem König, läßt er mich in Ruhe!" — „Mehr!" schrie Camelo wild bewegt. „Kein Gerede mehr! Gieb alles, oder es geht dir ans Leben!" Damit nahm er den Schild auf, zielte und warf den Speer, dem Walther auswich, so daß er sausend in die Erde fuhr. — „Wie ihr wollt," sprach Walther, und sein Spieß bohrt durch den Schildrand Camelos Rechte an dessen Hüfte und fuhr noch dem Roß in den Rücken, daß es sich bäumte. Ehe der Wunde seine Rechte losbringt, saß ihm schon Walthers Schlachtschwert bis zum Griff im Leibe, daß Roß und Reiter in den Tod sanken.

Da stürzt des Erschlagenen Neffe Scaramund vor: „Alle zurück! Ich räch den Blutfreund oder sterbe!" In Thränen drang er vor, allein, denn der enge Weg gestattete nur einem den Zugang. Knirschend, mit beiden Händen Speere schwingend, indes seines Rosses Mähne zittert, ruft er: „Nicht nach Schatz und Gut lüstet mich, sondern nach Blutrache für den Ohm!" — „Fing ich den Kampf an," entgegnete Walther, „so durchbohre mich dein Speer!" — Doch trafen Scaramunds Spieße nur den Schild und den Rasen, sein Schwert dröhnend nur den Helm Walthers, dessen Speer ihn aus dem Sattel hob, dessen Schwert sein Haupt vom Rumpfe trennte, daß der Neffe beim Oheim lag.

„Dran!" hetzte König Gunther die wütenden Genossen. „Gönnt ihm nicht Zeit noch Atem, bis er kampfmüd Schatz und Leben hingiebt!" — Und mit Pfeil und Bogen, wie einst der Trojaner Pandarus, sprengt Wurhard einher, Walthers dichten Schild mit Geschoß spickend, dann mit dem Schwert auf ihn eindringend. Dieser meint lachend: „Darauf wartete ich schon lange!" und läßt aus der Nähe den Speer fliegen. Das getroffene Roß wirft den Reiter ab, Walther entreißt ihm das Schwert, faßt ihn bei den blonden Locken und schlägt dem zu spät Flehenden das Haupt ab.

(Schluß folgt.)





Die Kometen mit kurzen Umlaufszeiten.

Von
G. D. E. Weyer.

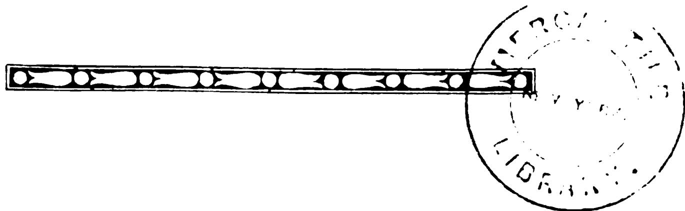
Unsere Kenntnis von dem Bestande der merkwürdigen Gruppe dieser Himmelskörper hat im Jahre 1884 einen unerwarteten doppelten Zuwachs erhalten durch die Entdeckung des Barnardschen und des Wolfschen Kometen. Es wird nun wohl eine längere Reihe von Jahren vergehen, bevor sich wieder eine solche Erweiterung darbietet, wenn inzwischen auch noch manche Kometen entdeckt werden mögen. Gewöhnlich führt die Berechnung der Beobachtungen neu entdeckter Kometen nur zu dem Resultat, daß sie erst nach unabsehbar langer Zeit von vielen Jahrtausenden ihren Lauf um die Sonne vollenden, wenn sie überhaupt zu derselben zurückkehren und nicht etwa im weiten Weltraum in den Bereich eines anderen Centralkörpers gelangen, wie sie auch vorher von ganz entlegenen unbekannten Räumen, weit jenseits unseres Sonnensystems, ihren Lauf zur Sonne genommen hatten, bevor sie uns eine kürzere oder längere Zeit sichtbar wurden, um dann wieder im unendlichen Raum zu verschwinden. Daneben besteht nun eine kleine Zahl von periodischen Kometen, deren Wiederkehr vorausberechnet und auch wiederholt beobachtet werden konnte. Diese wenigstens würden denn doch, nach Art der Planeten, denen sie an äußerem Umfang nicht nachstehen, sondern die sie meistens übertreffen, als bleibende Glieder unseres Sonnensystems zu betrachten sein, wenn nicht die Erfahrung gelehrt hätte, daß die Kometen bei ihren eigentümlichen Stoffen, worin fast alles in Gase oder Dämpfe aufgelöst erscheint und dabei allem Anschein nach elektrische Kräfte unermeßlich thätig sind, sich auch sichtbar zerteilen, weiter auflösen und damit in ihrer ursprünglichen Gestalt als Kometen für uns verschwinden können. Ist dies nun auch nicht als Regel zu betrachten, sondern vielleicht nur eine Ausnahme, so genügt doch die vorgekommene Thatsache, wie wir sie besonders am Bielaschen Kometen gesehen haben, um die Vorstellung des ewigen und unwandelbaren Bestehens von diesen Himmelskörpern auszuschließen und auch die Wiederholung solcher Vorgänge dann für möglich zu halten, wenn ein Komet ohne sonstige nachweisbare Ursache in seiner berechneten Bahn nicht wiederkehrt. Die seit 1864 erfolgreichen Untersuchungen der Spektra der Kometen bestätigten den vorherrschend gasförmigen Zustand dieser Himmelskörper nicht nur, indem die Spektra helle Linien zeigten, sondern es ließ sich in allen Fällen auch auf Kohlenwasserstoff als Hauptbestandteil schließen; außerdem ergaben zwei Kometen vom Jahre 1882 während ihrer Sonnennähe noch die unzweifelhafte Entwickelung von glühenden Natriumdämpfen.

Bei der Beschränkung auf die Kometen von kurzer Umlaufszeit und auch nur auf diejenigen unter ihnen, welche am sichersten bekannt sind durch die vorausbe-

rechnete und wiederholt beobachtete Rückkehr zur Sonne, hat man nun folgende Übersicht der in nicht ferner Zukunft wieder zu erwartenden vier Kometen: 1) der Enckesche Komet, seit dem Jahre 1819 bekannt als Komet mit kürzester Umlaufszeit von dreiundeindrittel Jahren, dessen Bahnebene um 14 Grad gegen die Erdbahn geneigt ist und dessen Bahnform durch die Zahl 0,85 als Excentricität ausgedrückt wird, um damit die Entfernung des Mittelpunktes der Kometenbahn vom Sonnenort oder Brennpunkt zu bezeichnen, indem man die halbe große Achse dieser elliptischen Bahn als Einheit setzt; 2) der Komet von Faye, im Jahre 1843 entdeckt, Umlaufszeit siebenundeinhalbes Jahr, Neigung der Bahnebene 11 Grad und Excentricität 0,55; 3) der Brorsensche Komet von 1846 mit fünfundeinhalb Jahren Umlaufszeit, 30 Grad Neigung und 0,79 Excentricität; 4) der von D'Arrest im Jahre 1851 entdeckte Komet, dessen Umlaufszeit sechsundeinhalbes Jahr, Neigung 14 Grad und Excentricität 0,66 berechnet wurde. Hierzu sind nun im vorigen Jahre gekommen und werden also die Probe ihrer nächsten Rückkehr zur Sonne noch zu bestehen haben: 5) der Barnardsche Komet mit fünfundeinhalb Jahren Umlaufszeit, 5 Grad Neigung und 0,59 Excentricität nach Herrn Berberichs Rechnung, und endlich 6) der Wolfsche Komet, dessen Umlaufszeit sechsunddreiviertel Jahre, die Neigung 25 Grad und die Excentricität 0,56 nach den letzten Berechnungen von Herrn Professor Krüger aus einer Zwischenzeit von achtundvierzig Tagen gefunden wurde, wodurch die von Dr. Zelbr aus achtzehntägigen Beobachtungen erhaltenen Resultate nur eine geringe Verbesserung erhielten. Alle diese Kometen bewegen sich auch rechtläufig wie die Planeten um die Sonne, und die Neigungen ihrer Bahnen überschreiten nicht den bei den kleinen Planeten ebenfalls vorkommenden Betrag, wie auch die Umlaufszeiten zwischen fünf und sechs oder zwischen sieben und acht Jahren sich gleichfalls bei diesen Planeten finden; nur die Excentricität ist durchweg kleiner bei den Planeten, obwohl auch hier schon Fälle vorkommen, wo der Unterschied in der Form einer Planeten- und Kometenbahn nicht mehr sehr erheblich ist. Dennoch ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Kometen ursprüngliche Bestandteile unseres Sonnensystems sein und bleiben werden und zwar nicht nur aus dem schon angeführten Grunde wegen ihrer inneren Veränderlichkeit, sondern auch deswegen nicht, weil sie wahrscheinlich durch die Einwirkungen der Planeten, mit denen sie einstmals auf ihrem Wege nahe zusammengetroffen sein können, erst zu ihren jetzigen kurzen Bahnen gelangt sind und dieselben Ursachen künftig unter etwas anderen Verhältnissen ihnen auch wieder ganz veränderte Bahnen zu geben vermögen. Hierüber machte man schon im vorigen Jahrhundert die merkwürdigsten Erfahrungen mit dem Lexellschen Kometen vom Jahre 1770, welcher vom Juni bis zum Oktober beobachtet werden konnte, auch sogar mit bloßen Augen sichtbar wurde. Die Berechnung der Beobachtungen führte zu dem überraschenden Resultat einer elliptischen Bahn von nur fünfundeinhalb Jahren Umlaufszeit, bei 1½ Grad Neigung und 0,79 Excentricität. Man fragte mit Recht, warum denn ein so heller Komet nicht schon früher einmal gesehen wurde, wenn er so oft zur Sonne zurückkehrt? Die weitere Untersuchung Lexells ergab aber, daß der Komet im Jahre 1767 dem Jupiter außerordentlich nahe gewesen war und dessen Einwirkung eben eine Bildung der kurzen elliptischen Bahn verursacht habe. Bei der nächsten Wiederkehr im März 1776 erschien der Komet mit der Sonne zugleich über dem Horizont und konnte daher nicht gesehen werden. Nun ergab sich aber ferner, daß auch im August 1779, also zwölf Jahre nach der ersten Störung durch Jupiter, eine noch stärkere Annäherung des Kometen an diesen mächtigsten Planeten erfolgte und zwar unter Umständen, welche die Kometenbahn abermals gänzlich so veränderten, daß der Komet in eine neue

weitere Bahn hinübergeleitet wurde, von wo er nicht mehr für uns sichtbar sein konnte. In der That ist der Komet auch überhaupt nicht wieder gesehen worden, nachdem man schon die nächste Wiederkehr im Jahre 1781 und 1782 vergeblich abgewartet hatte. Ähnliche Umstände können aber, mit Ausnahme des Enckeschen Kometen, für die sämtlichen angeführten Kometen von kurzer Umlaufszeit eintreten; denn da Jupiter sich in nahe zwölf Jahren um die Sonne bewegt, so werden jene Kometen mit etwa sechs Jahren Umlaufszeit nach jedem zweiten Umlauf ungefähr wieder in dieselbe Stellung zum Jupiter gelangen. Bei nicht sehr starker Neigung der excentrischen Kometenbahn ergeben sich nun Bahnpunkte für Jupiter und den Kometen, die verhältnismäßig sehr wenig voneinander entfernt sind, und das nahe gleichzeitige Eintreffen beider Himmelskörper in diesen Proximitäten kann alsdann eine gänzliche Umwandelung der Kometenbahn herbeiführen, ohne daß die Jupiterbahn durch den an Masse unbedeutenden Kometen im geringsten gestört würde. Auch bei dem zuletzt entdeckten und noch gegenwärtig beobachteten Wolfschen Kometen hat man schon ähnliche Umstände für eine naheliegende Vergangenheit bemerkt. Nach den neuerdings veröffentlichten Berechnungen von Professor Krüger war nämlich dieser Komet im Mai 1875 dem Jupiter bis auf weniger als ein Zehntel der Entfernung der Erde von der Sonne nahe gekommen, und da die Proximitäten beider Bahnen sich noch in viel geringerem Abstande zeigten, so würde eine kleine Verschiebung der Epoche des Kometen um etwa zwanzig Tage rückwärts, die kleinste Entfernung sogar auf den fünften Teil der obigen herabbringen. Es geht also hieraus hervor, daß die Störung des Kometen durch Jupiter damals sehr bedeutend gewesen sein muß und der Komet früher eine wesentlich andere Bahn beschrieben haben wird, wodurch es sich denn auch erklären ließe, daß ein nun voraussichtlich oft erscheinender Komet nicht schon in früherer Zeit einmal entdeckt wurde. Zwar können ungünstige Lagen für die Sichtbarkeit bei der Wiederkehr eingetreten sein, wie es für die Jahre 1871 und 1878 schon nachgewiesen ist, aber die Erscheinung im Jahre 1864 wäre günstig gewesen, wenn der Komet damals schon die gegenwärtige Bahn beschrieben hätte. Ebenso ergiebt sich die nächste Wiederkehr des Wolfschen Kometen im August 1891 als eine günstige. Der schwächere, nun entschwundene Barnardsche Komet aber würde nach seiner kürzeren Umlaufszeit von fünfundeinhalb Jahren schon in den ersten Monaten des Jahres 1890 wieder zu erwarten sein, soweit es sich vorläufig übersehen läßt; doch werden bis dahin genauere Berechnungen für beide Kometen vorhanden sein, auch mit Rücksicht auf die etwaigen Störungen durch die Planeten während des ganzen Umlaufes.

Über die Bahn des Wolfschen Kometen vor seiner verhängnisvollen Jupiternähe im Jahre 1875 ist schon eine vorläufige Berechnung von Herrn R. Lehmann-Filhés in den „Astronom. Nachrichten" veröffentlicht worden, wonach der Komet damals eine Bahn von zehn Jahren Umlaufszeit beschrieb, und zwar in solcher Entfernung von der Sonne — wenigstens dreiundeindrittel Erdentfernungen —, daß dieser teleskopische Komet uns damals nie sichtbar werden, mithin auch nicht entdeckt werden konnte.





Litterarische Notizen.

Besondere Berücksichtigung verdient ein neues Werk Max Müllers, des glänzenden Vertreters deutscher Wissenschaft in England: **Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung.** Vorlesungen gehalten an der Universität Cambridge. Vom Verfasser autorisierte Übersetzung von C. Cappeller. (Leipzig, W. Engelmann.) — Der gründlichste Kenner des Sanskritvolkes und seiner Litteratur führt hier in den leichten und gefälligen Vortragsformen, die seine Schriften bei all ihrer hohen wissenschaftlichen Bedeutung doch stets auch zu einer fesselnden Lektüre für weitere Kreise machen, uns in die Kenntnis des alten Indien ein unter steter Berücksichtigung dessen, was daraus für Verständnis und Lösung wesentlicher Fragen unseres modernen geistigen Lebens zu lernen ist. Über die Schöpfungen der indischen „Renaissancepoesie", über Nala, Sakuntala und anderes, was uns sonst als typisch für das Wesen der Sanskritlitteratur gilt, hinaus weist Müller uns auf Veda und Vedânta hin. Ihr Studium wirft Licht auf die ältesten materiellen und geistigen Zustände des Hinduvolkes und damit auf die indogermanische Urzeit überhaupt; zugleich klärt es auf über die dem Buddhismus zu Grunde liegende philosophische Weltanschauung, die in demselben Grade ungerecht angegriffen wie unverständig überpriesen zu werden pflegt. Schon aus diesen knappen Andeutungen erhellt die Bedeutung des vorliegenden Werkes; es mag jedoch ausdrücklich hinzugefügt werden, daß damit sein Inhalt auch nicht andeutungsweise erschöpft ist: das Recht der Sanskritphilologie auf die Teilnahme der Gebildeten wird überzeugend nachgewiesen, der Charakter des Hinduvolkes gegen englische Vorurteile glänzend verteidigt, in den streng wissenschaftlichen Anhängen unter anderem die indische Renaissancelitteratur eingehend behandelt — kurzum, keine Richtung der indischen Studien bleibt ohne Förderung und ohne Ertrag für die Leserkreise, denen das Buch bestimmt ist.

Unter dem vollklingenden Titel **Psychologie der französischen Litteratur**, der freilich im Text (S. 66) eine gerechte Einschränkung erfährt, bietet Eduard Engel eine Reihe fein ausgeführter Porträts aus der französischen Schriftstellerwelt von Rabelais bis Zola. Vorausgeschickt sind drei Aufsätze allgemein orientierenden Charakters, in denen der Verfasser seine Ansichten über Wesen und Entwickelungsgang der französischen Litteratur mehr in Andeutungen als in ausführlicher Darlegung ausspricht. Wollte er seine Theorie: die französische Litteratur in ihren mannigfachen Wandlungen sei ein Spiegelbild des Kampfes zwischen keltischem und römischem Geiste, sicher fundieren, so mußte er notwendig von da ausgehen, wo diese Gegensätze am reinsten vereinigt sind: von den zahlreichen gallorömischen Schriftstellern. Als solche erwähnt er überhaupt nur zwei obenhin, darunter einen, dessen Herkommen noch zweifelhafter ist als seine sehr zweifelhafte Persönlichkeit — Petronius Arbiter. Auch die mittelalterliche Periode kommt zu kurz und erfährt schiefe Urteile. Dagegen ist der Verfasser in den Charakteristiken der späteren Schriftsteller auf seinem eigensten Gebiete. Hier steht neben manchem Glänzenden, neben manchem Umgemünzten auch viel Tüchtiges und Eigenes. Dazu kommt, daß Engels geistreiche, leichte und doch pointierte Art der Darstellung dem Stoff ungemein homogen ist, und so gelingt es ihm nicht selten, wie z. B. bei Lafontaine, die geistigen Persönlichkeiten fast plastisch herauszubilden. Das sehr lesenswerte Buch ist ein Band der von K. Prochaska in Wien und Teschen unternommenen Salonbibliothek und macht auch in seinem Äußeren dieser Zugehörigkeit alle Ehre.

Zwei biographische Arbeiten von allgemeinem Interesse liegen vor in den Schriften von Konrad Alberti über **Gustav Freytag** (Leipzig, E. Schlömp) und von Adolf Stern über **Hermann Hettner** (Leipzig, F. A. Brockhaus). Erstere ist bestimmt, eine Reihe von „biographisch-litterarischen Charakterbildern der Gegen-

wart“ zu eröffnen, und wird für diese als Probe der Behandlung angesehen werden dürfen. Der Ton ist der der warmen persönlichen Teilnahme an den Geschicken und Schöpfungen des Helden, die letzteren werden eingehend besprochen ohne theoretische Voreingenommenheit und kritisches Raffinement, aber mit der selbständigen Haltung und dem unbefangenen Urteil eines Mannes von Geschmack und Bildung. Viel Sonderbares, auch Ungereimtes enthalten dagegen die allgemeinen Raisonnements. In Summa — kein Probestück wissenschaftlicher Litterargeschichtschreibung, aber immerhin eine dankenswerte Gabe für die zahlreichen Verehrer des Dichters. — Ein wesentlich anderes Gesicht zeigt Sterns biographisches Denkmal für H. Hettner: ursprünglich als Briefsammlung mit knappem überleitendem Text geplant, wurde es, da die Briefe sich nicht in dem erwarteten Umfange zur Publikation eigneten, zu einer selbständigen Arbeit, die ihren Wert nicht bloß von dem Dargestellten, sondern auch von dem Darstellenden empfängt. In der That, niemand war berufener, das reiche Leben und Schaffen Hettners mitfühlend und nachempfindend zu schildern als sein langjähriger Freund, selbst einer unserer ersten Litterarhistoriker und dazu ein feinsinniger Stilist wie wenige. So ist beispielsweise das Kapitel über Hettners Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ein wirkliches Meisterstück kritischer Würdigung geworden. So viel irgend möglich behält übrigens Hettner selbst in Briefen und Tagebuchblättern das Wort, wie denn überhaupt das persönliche Zurücktreten des Biographen, das sich so selten in Gedenkblättern von Freundeshand findet, außerordentlich wohlthuend berührt.

Zwei neue Bücher des unermüdlichen Oskar Schwebel werden namentlich Freunden der preußischen Geschichte in engerem Sinne willkommen sein: **Renaissance und Rokoko.** Abhandlungen zur Kulturgeschichte der deutschen Reichshauptstadt (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag) und **Die Herren und Grafen von Schwerin.** Blätter aus der preußischen Geschichte. (Berlin, Otto Janke.) Die litterar- und sittengeschichtlich vielfach interessanten Aufsätze des ersten Buches, die teilweise auf bislang unbenutzten Materialien beruhen, sind frisch und unterhaltend geschrieben; freilich treten, wie in den meisten kulturhistorischen Arbeiten dieser Art, auch hier die Fehler des schnellfertigen Schließens vom Einzelnen aufs Allgemeine, der Verwechselung des Kuriosen mit dem Charakteristischen, des Hineintragens moderner Anschauungen in vergangene Jahrhunderte merklich hervor. Das zweite Buch, auf der urkundlichen Geschichte des Hauses Schwerin basiert, bietet eine Reihe von Lebensbildern namhafter Vertreter desselben in sehr farbiger, mitunter etwas allzu phantasievoller und panegyrischer Darstellung.

Einer unserer namhaftesten Schriftsteller und fruchtbarsten Publicisten, Felix Dahn, fährt fort, seine kleineren Schriften aus älterer und neuerer Zeit nach den Stoffen geordnet unter dem Titel **Bausteine** zu sammeln (Berlin, Otto Janke). Es liegen uns der fünften Reihe erste und zweite Schicht vor, völker-, staats- und privatrechtliche Studien. Soweit wir das Gebotene zu beurteilen vermögen, dürfte eine strengere Sichtung, die nur Aufsätze von wirklich bleibendem Wert zum zweiten Abdruck gelangen ließe, im Interesse von Verfasser, Verleger und Publikum liegen.

Mit Freuden begrüßen wir eine ähnliche Sammlung: **Beiträge zur Geschichte und Völkerkunde** von Franz v. Löher (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt), eine Auslese aus vierzigjähriger schriftstellerischer Thätigkeit, die, von einem Mittelpunkte, der Beschäftigung mit „Natur und Schicksal“ der deutschen Nation, ausgehend, alles, auch das Fremdeste, zu diesem Mittelpunkt in Beziehung zu setzen wußte. Das Ganze ist auf vier Bände berechnet. Der vorliegende erste Band, eingeleitet durch einen ebenso gedankenreichen wie formell glänzenden Vortrag über „Deutschlands Weltstellung“, enthält außerdem zwanzig Aufsätze zumeist über deutsche, italienische, türkische und amerikanische Zustände und Aussichten — Reisefrüchte und Geschichtsstudien, die ebenso von der vortrefflichen Einzelbeobachtung des Verfassers wie von seinem weiten Blick Zeugnis ablegen.

Nur eines kurzen Hinweises bedarf die neue (elfte) Auflage eines Werkes, das mit Recht seit Jahren, zumal in der Schüler- und Lehrerwelt, eine ungemeine Verbreitung gefunden hat: **David Müllers Geschichte des deutschen Volkes** (Berlin, F. Vahlen). Prof. F. Junge, der seit dem Tode des Verfassers die Neubearbeitungen übernommen, hat sich stets und auch in dieser Auflage mit Erfolg bemüht, das Werk auf der Höhe der wissenschaftlichen Erkenntnis unserer Tage zu halten, ohne den frischen ursprünglichen Ton eine Einbuße erleiden zu lassen. W. Br.

* * *

Wir empfehlen hiermit aufs neue ein Buch, welches die Freude an unserer nationalen Geschichte zu erwecken im hohen Grade geeignet ist. Es ist dies die **Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber** von Georg Erler (Leipzig, Alphons Dürr). Wir haben früher schon der beiden ersten Bände gedacht. Der eben erschienene dritte Band behandelt das deutsche Reich und das deutsche Volk in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Das Verfahren, dessen sich

einst Freytag in seinen berühmten „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ mit so außerordentlichem Erfolge bediente, wird hier in erweitertem Umfange angewandt. Der Leser findet zuerst jedesmal eine geschichtliche Einleitung, alsdann die Übertragung einer Partie aus einer Quelle. So beginnt gleich dieser Band mit Bildern aus den deutschen Klöstern: jener bekannte Abschnitt der Klosterchronik von St. Gallen wird übertragen, der die gelehrte Thätigkeit im Kloster so anschaulich schildert. Andere Berichte schließen sich an. Ein Kapitel aus deutschen Burgen giebt zuerst die Unterweisung eines bayerischen oder fränkischen Ritters durch seinen Vater; aus einem vortrefflichen Gedicht jener Zeit alsdann eine Erzählung des Ulrich von Lichtenstein. Ein weiteres Kapitel erzählt aus den deutschen Dörfern. Wir besitzen in den Liedern Neidharts von Reuenthal eine unschätzbare Quelle für die Erkenntnis des damaligen bäuerlichen Lebens in Bayern und Österreich. Sie wird zunächst benutzt. Dann folgt die erste wahrhafte deutsche Dorfgeschichte: die Erzählung der Schicksale des Meiersohnes Helmbrecht. Und so folgt Bericht auf Bericht. Und sie verbinden sich zu dem anschaulichsten Ganzen.

Ein anderes Werk schreitet voran, trotz des Todes des ersten trefflichen Verfassers: **Encyklopädie der neueren Geschichte.** Von Wilhelm Herbst. Vierter Halbband. (Gotha, F. A. Perthes.) — Das Werk ist zunächst als Nachschlagebuch vortrefflich angelegt. Die Auskunft ist unbedingt zuverlässig. Obwohl die einzelnen Verfasser sich nicht nennen — was immerhin einen großen Vorzug auch für die Verbreitung des Werkes hätte —, so ist doch augenscheinlich, daß es mit den Quellen, der vorhandenen untersuchenden Litteratur und dem Detail der Sachen vertraute Gelehrte sind. Aber man wird auch im Zusammenhang so gut geschriebene Artikel, als in diesem Bande z. B. der über Hertzberg, über Joseph II., über Karl V. sind, mit Vergnügen lesen.

Einem praktischen Bedürfnis genügt durchweg: **Gesetzeskunde.** Von L. Mittenzwey. (Leipzig, Hahn.) Das Buch wird sich nützlich erweisen für Laien, die sich belehren wollen. Ob es außerdem zweckmäßig ist, wie der Verfasser wünscht, diese Gesetzeskunde auch in Fortbildungsschulen und Gymnasien vorzutragen, das möchten wir durchaus in Frage stellen. Die Übersicht ist klar und knapp, auf einer mäßigen Anzahl von Bogen ist ein ungeheurer Stoff bewältigt, welcher sich über das gesamte öffentliche und private Recht wie über die Verwaltung innerhalb des Deutschen Reiches erstreckt.

Einem anderen Bedürfnis kommt in trefflicher Weise entgegen: **Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung.** Von Wilhelm Roscher und Robert Jannasch. Dritte Auflage. (Leipzig, C. F. Wintersche Verlagshdlg.) — Es sind nun bald vierzig Jahre, daß Wilhelm Roscher seine Untersuchungen über die Natur von Kolonien veröffentlichte. Nunmehr zu einer dritten Auflage aufgefordert, hat er sein Werk gemeinsam mit Robert Jannasch durch einen Abschnitt erweitert, der die deutsche Kolonialpolitik und die ihr gestellten Aufgaben behandelt. Unter den Resultaten heben wir die folgenden hervor: Die Handelskolonisation ist nächst der Ackerbaukolonisation das wichtigste Mittel zur Verbreitung des kulturellen Einflusses eines Volkes. Sie sichert demselben in hervorragendem Maße die Teilnahme an den Verbindungen und Vorteilen der Weltwirtschaft. Die Organisation und Nutzbarmachung von Handelskolonien durch Handelsniederlassungen, Comptoirs, Plantagen, Bergwerke u. s. w. sichert der Industrie des Mutterlandes billige Rohstoffe, welche, zugleich als Rimesse für die Exporte desselben dienend, die industrielle Entwickelung des Mutterlandes in hohem Grade fördern, wie sie denn auch einen wesentlichen Stützpunkt der industriellen Übermacht Englands bilden. Die Konzentration der kolonialen beziehungsweise überseeischen Rohstoffe auf den Märkten des Mutterlandes ist das hauptsächlichste Mittel zur Beförderung eines regelmäßigen und billigen überseeischen Verkehrs, durch welchen die maritime Macht und Herrschaft eines Landes in hervorragendem Maße bedingt wird.

Es wird vielen erwünscht sein, in Hertling: **Aufsätze und Reden socialpolitischen Inhalts** (Freiburg, Herdersche Verlagshdlg.) eine Zusammenstellung der socialpolitischen Äußerungen dieses Mannes zu haben, der die kirchlich strenge Philosophie in München auf dem Katheder vertritt und die katholische Socialpolitik im parlamentarischen Leben in Berlin. Reine, klare und schöne Form steht ihm zur Verfügung. Der Gelehrsamkeit bedarf es ja zu der Behandlung der hier erörterten Probleme nicht. Und die Richtung, in welcher das Centrum, haarscharf zwischen Staatssocialismus und Manchestertum seinen Kurs haltend, diese Probleme behandelt, könnte durch die geistige Arbeit keines einzelnen Mannes abgeändert werden.

* *
*

Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 12 Farbendruckbildern, 215 Holzschnitt-Original-Illustrationen, 16 kolorierten Karten und 23 Plänen im Text. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Dieses groß geplante, mit Fleiß und Umsicht ausgeführte Werk liegt nun vollständig vor und verdient in der That sowohl der Viel-

seitigkeit des Textes wie der Mannigfaltigkeit und Trefflichkeit der Abbildungen wegen volle Anerkennung. Herr v. Schweiger-Lerchenfeld kennt den Ocean nach vielen Richtungen hin, und er hat in dem vorliegenden Werke alles in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen, was irgend mittelbar oder unmittelbar mit dem Weltmeer in Verbindung steht. Alle physikalischen und naturwissenschaftlichen Verhältnisse, das Fischer- und Schifferleben, die Gestadeländer aller Kontinente, die oceanischen Inseln mit ihren vulkanischen Erscheinungen und schließlich auch alle mit dem Ocean in Verbindung stehenden kulturgeschichtlichen Erscheinungen, das Verhältnis der Kunst, namentlich der Dichtkunst, zum Meere, die zahlreichen Anregungen, welche die Malerei aus entlegenen Küsten und fernen Inseln empfangen hat, alles dies wird in lichtvoller und leicht verständlicher Darstellung vorgeführt. Daß dabei auch der uralten religiösen Sagen von der Schöpfung und gewaltigen Überflutungen gedacht wird, ist selbstverständlich, ebenso wird ein getreues Bild von der Entwickelung der Schiffahrt bei den Nationen des Erdballs vor den Augen des Lesers entrollt. Die splendide Ausstattung verdient besonders hervorgehoben zu werden.

* * *

Antike Charakterköpfe, gezeichnet von Rubens. (München, G. Hirths Kunstverlag.) — Als fertiger Künstler kam Rubens nach Italien; dennoch glaubte er es seiner Kunst schuldig zu sein, bei den alten Klassikern in die Lehre zu gehen. Wie er Gemälde von Tizian, Correggio und anderen fleißig kopierte, so wandte er auch der antiken Plastik seinen aufmerksamen, prüfenden Blick zu und zeichnete viel nach antiken Skulpturen. Besonders scheinen ihn die Porträtbüsten alter griechischer Weltweisen und Dichter wie mehrerer berühmter Römer angesprochen zu haben, weil es ihn interessierte, den Ausdruck ihres Gesichtes mit den Überlieferungen, die uns die Geschichte über sie bewahrte, zusammenzustellen. Er brachte eine Anzahl solcher Zeichnungen nach Hause, und zwölf davon wurden dann von den trefflichen Kupferstechern L. Vorsterman, P. Pontius, H. Withouc (nicht Withous, wie der Titel angiebt) und S. à Bolswert auf die Kupferplatte gebracht. Wir haben es hier keineswegs mit sklavischen Nachzeichnungen nach der Antike zu thun; dazu war der fruchtbare schöpferische Geist eines Rubens nicht fähig. Als er Mantegnas Bild „Cäsars Triumphzug“ kopierte (jetzt in London), adoptierte er gleichsam nur den Rahmen der Komposition, die er ganz originell umgestaltete. Wenn er eine antike Skulptur in das Gebiet der Malerei übertragen wollte, verfuhr er noch freier. So hat er die bekannte Statue der kauernden Venus im Bilde in eine Landschaft versetzt und läßt sie Amoretten die Brust reichen. Auch bei den Charakterköpfen hat er das Statuarische in das Malerische umgesetzt, so daß man ihn nicht als Kopisten, sondern als freien Bearbeiter eines gegebenen Gegenstandes ansehen kann. Es ist immer interessant, diese antiken Köpfe zu betrachten, wie sie sich im Auge eines so genialen Malerfürsten widergespiegelt haben. Die Herstellung der Blätter in Zinkotypie, offenbar nach vorzüglichen Abdrücken hergestellt, läßt nichts zu wünschen übrig und ersetzt die zwölf Originale vollkommen. W.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Die neue Circe.

Eine italienische Dorfgeschichte

von

Richard Voß.



III.

Sofort trat sie in Aktion. Kaum hatte sich die Thür hinter den Garzolis geschlossen — Don Garzoli war tief gebeugt —, als sie in Fritzens Kammer gestürzt kam. Nicht einmal, daß sie sich Zeit genommen, ihr Haar zu lösen.

Das Bett frei sehen und es in Besitz nehmen, war das Werk eines Augenblicks. Fritz stand sprachlos daneben. Er vermochte bei dem Anblick, der sich ihm darbot, nur eines zu denken: Also doch!

Alles, was ihm nun noch zu thun übrigblieb, war, zu fliehen.

„O, Don Federigo," schluchzte die fette Dame, „wie habt Ihr neulich mein Herz gekränkt! Aber ich verzeihe Euch, Don Federigo, denn ich bin ein gutes Geschöpf, und Ihr waret behext. Ach, was mußt ich heut hören! Don Federigo, was mußt ich heut hören!"

„Meinetwegen, daß Don Sebastiano Papst geworden ist, nur schert Euch augenblicklich von meinem Bett herunter."

Aber sie lag zu bequem.

„O Dio! Dio! Dio!"

„Wollt Ihr wohl still sein!"

Aber das wollte sie durchaus nicht.

„Sie stechen ihn tot, um dieser Kreatur willen stechen sie ihn tot!"

„Don Sebastiano um Euretwillen? Das begreife ich sehr gut. Habt Ihr verstanden? Sehr gut versteh ich das."

Aber sie wollte durchaus nicht verstehen.

„Auch ihn hat sie behext, und nun wird er ihrethalben tot gestochen, mausetot!"

Aber da ward sie geschüttelt und gerüttelt wie noch niemals in ihrem Leben.

„Jetzt laßt die Verrücktheiten und sagt mir augenblicklich — versteht Ihr mich: augenblicklich! — wen sie tot stechen wollen. Aber zuerst auf von meinem Bette! Fort! Wollt Ihr!"

Aber sie war zu sehr gerüttelt und geschüttelt worden; sie konnte nicht. Kaum, daß sie zu ächzen vermochte:

„Wen sie tot schlagen wollen? Euren

Freund, Signore, Euren unverschämten, liederlichen, ketzerischen Freund, Signore. Und es geschieht ihm recht!"

„Ihr seid wirklich toll geworden! — Wo ist Don Sebastiano?"

Aber als Fritz zur Kammer hinauswollte, äußerte Donna Carminella die Absicht, sich allmählich zu erheben. Sie richtete sich matt auf und flüsterte:

„In der Messe."

Als Fritz blieb, wuchsen ihre Kräfte riesenschnell bis zu Äußerungen ihrer moralischen Entrüstung:

„Pfui, Signore, einen solchen Freund! Pfui, Signore, einen solchen Freund zu haben! Schmach und Schande, Signore! Ist ein Ketzer und ein Prussiano und verspricht einem ehrlichen Mädchen die Heirat. Schmuck schenkt er ihr, goldenen Schmuck! Einen Schmuck, der mehr wiegt als hundert Ringe — mehr als hundert Ringe hat er ihr an die Hand gesteckt, einem braven, achtbaren, anständigen Mädchen, Signore, einem Mädchen, das ich, Donna Pia Maria Graziella Carminella Loquenzi aus Torre Anunziata, beinah über die Taufe gehoben, Signore. Aber dem armen Mädchen soll ihr Recht geschehen; aber ich werde mich des guten Geschöpfes annehmen; aber ich will der elternlosen Kreatur Vater und Mutter sein; aber —"

Aber Fritz öffnete die Thür, so weit sie sich öffnen ließ, ergriff seinen Stock (Ziegenhainer), schwang ihn, näherte sich langsam dem Bette —

Aber dieses war plötzlich leer geworden.

Als er nach ungefähr einer Stunde an dem Zimmer des Kanonikus vorüberging, hörte er drinnen Stimmen, Töne, Laute so fürchterlicher Natur, daß er erschrocken stehen blieb und an Mord und Totschlag dachte. Er wollte gerade hineinstürzen, als er Donna Carminellas Organ erkannte. Die Dame kreischte:

„Als ob ich nicht wüßte, wer ihre Mutter ist; als ob sie ihrer Mutter nicht ähnlich sähe — auch ihrem Vater! O Dio! Dio! Dio!"

Darauf Bitten, Betteln, Beschwören, alles im Flüsterton. Doch die Donna zeterte womöglich noch lauter:

„Und die wird nun eine Signora!"

„Carminella! Carminella mia!"

Aber Carminella verfiel in hysterische Krämpfe. Fritz rettete sich.

Das Resultat von Donna Carminellas Krämpfen war, daß Don Sebastiano Spagnuolo beschloß, aus Gründen der Moral gegen den unsittlichen Fremden in Paolo einzuschreiten und ihn entweder zur Heirat mit Maja oder zu einem ansehnlichen Bußgeld zu nötigen. Und zwar sollte ohne Verzug gehandelt werden.

Gleichfalls ohne Verzug mußte sein Freund aus dem Pfarrhause von San Felice entfernt werden, denn dieser war nicht nur ein Ketzer und Bismarckianer, sondern überdies ein äußerst gefährlicher Mensch, der ehrbare Frauen anfiel und sie zur Flucht zwang aus ihren eigenen Betten heraus.

Don Sebastiano versammelte zur Besprechung beider Fälle seinen Rath.

— — — — — — — — — — — —

Dadurch, daß Wilibald damals seinen Genossen nicht mehr in Paolo gefunden, sich dem rettenden Freunde nicht an die Brust stürzen konnte, war er zum Bleiben veranlaßt worden; denn nun wollte er „stolz" sein. Außerdem hatte er sich in seinem ganzen Leben noch nicht in einer Situation von „solcher Tragik" befunden. Es war die Situation eines vierten Aktes. Man überlege:

Am homerischen Circekap, unter den Rosen Lukulls, im Hüttchen am Meeresstrand, der Gast von Ehegatten, die er einer neuen Auflage von Philemon und Baucis in verjüngter Gestalt vergleichen durfte, lebte er einsam, kummervoll, schmerzzerrissen, die wehrlose Beute seines Grams, das Opfer eines tragischen Konfliktes. Um eines „Weibes" willen hatte er seinen „besten Freund" verloren — den Freund, aber auch sie! Denn dabei blieb es unwiderruflich, unerbittlich: er entsagte ihr.

Doch er vermochte sich nicht loszureißen von den Stätten, wo er geliebt, wo er

gelebt hatte. Dieses Hinsterben mit der Todeswunde im Herzen war auch so schön, so interessant, eines Poeten so würdig. In ihrer Nähe auszuatmen, den brechenden Blick gerichtet auf diese Küste, dieses Meer, diesen Himmel, den auch sie sah. Es war zwar nicht durchaus neu, doch immerhin, wenn man das klassische Lokal beachtete, auch in der Wiederholung überaus reizvoll. Welcher Poet von Gottes Gnaden hätte an seinem Genius das Verbrechen begehen können, eine derartig günstige Gelegenheit zur Unsterblichkeit nicht zu benutzen?!

Er mußte also bleiben, mußte bleiben und — dichten; gehen durfte er erst mit dem druckreifen Manuskript in der Tasche und dem großen Bewußtsein im Herzen, daß er dem Circekap einen zweiten unverwelklichen Ruhmeskranz gewunden. Gehen — wohin? Wo kein Vergessen möglich war.

So hatte er denn zu singen begonnen und dabei die Feder tief in sein Herzblut getaucht. Seinem Gelöbnis getreu, war er, seitdem er von neuem mit überwältigender Stärke empfunden, daß auch ihm vergönnt sei, zu sagen, was er leide, mit keinem Fuß wieder auf dem Berge gewesen.

Sehr beglückte ihn sein stiller Bund mit dem Jüngling, dessen Gattin sie ohne Zweifel einmal werden würde — einmal! Er zog ihn liebend zu sich heran, plötzlich eine wilde, aber schöne Seele in ihm entdeckend, die er für sie zu besänftigen, zu läutern, zu formen versuchte, ihr Geist einhauchend von seinem Geist. Oft, wenn der Liebenswürdige neben ihm ruhte, andachtsvoll auf seine Worte lauschend, wurde ihm das Auge feucht, und er mußte sich Gewalt anthun, ihn nicht an seine Brust zu drücken, ihm zurufend: Nimm sie hin! Seid glücklich! Segnet mich!

Unterdessen entfloß seinem blutenden Herzen Gesang auf Gesang. Ha! dachte er oft, wenn er jetzt hier wäre, wenn er mich jetzt hören würde — jetzt müßte er an mich glauben. Jene „Gesänge an die Geliebte" gehörten bereits einer „längst überwundenen Periode" an. Dagegen stand er in seiner „Neuen Circe", diesem Lied aller Lieder in der Vollkraft seines Schaffens, auf der Höhe seiner Entwickelung — am Beginn seiner Unsterblichkeit. Daß dieser Weg eines Poeten von Gottes Gnaden ein Passionsgang sei, daß den Lorbeerkranz des Dichters Dornen durchrankten, war eine banale Phrase — Wilibald sehnte sich nach einem Martyrium.

— — — — — — — — — — — — —

Don und Donna Garzoli waren von ihrem Leidenswege zur Madonna von San Felice heimgekehrt und begaben sich, von Gemütsbewegung erschöpft, sogleich in ihre Behausung. Wilibald lag unter der Carruba und fühlte wieder einmal tief erschüttert den litterarhistorischen Moment: er hatte seine Dichtung vollendet!

Die neue Circe und der neue Odysseus: Maja und Wilibald, hatten, „als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg", den Zaubertrunk: den Giftpokal, miteinander geleert und waren darauf ins Brautbett, in die Meereswogen, gesunken. Gerade ging die Sonne auf.

Auch Wilibald hätte aufschreien mögen: Sie sind tot!

Mit von allen obligaten Empfindungen des Augenblicks durchwühlter Seele und thränenschwerem Blick schaute er auf das Meer hinaus, dessen Abgrund die beiden ewig Vereinten soeben aufgenommen. Er dachte daran, wie in künftigen Zeiten neuvermählte, Italien bereisende glückliche Gatten pilgernd zum Circekap ziehen würden, statt des Bädeker und Homer in der Hand die „Neue Circe", Dichtung von Wilibald Stein in zwölf Gesängen mit einem Prolog und Epilog. Fünfzigste Auflage. Illustrierte Prachtausgabe in Taschenformat mit einem Bilde und einem Faksimile des Dichters. Druck auf Velinpapier.

Die Neuvermählten kamen an, und die Carruba grünte noch immer, und unter der Carruba lasen und weinten die Neuvermählten. Dann erhoben sie sich, stumm und bleich, schlossen sich in die Arme und durchwandelten Hand in Hand den Rosen-

garten und die epheuumrankten Ruinen des Fischerhauses. Sie erstiegen den Felsen, betraten den Zauberhain und die Grotte; hier flüsterte er: „Maja!“ hier hauchte sie: „Wilibald Stein!“

In der Ilm hat sich ein unglückliches adeliges Fräulein ertränkt mit dem „Werther“ auf der Brust — warum sollte sich nicht ein unglückliches bürgerliches Liebespaar — Wilibald war Demokrat — mit der „Neuen Circe“ auf dem Herzen vom Gipfel des Circekaps herab in das Tyrrhenische Meer stürzen?

Warum nicht? — Der Dichter sah es auch nicht ein.

In solcher Stimmung gewahrte er — gegen abend war's — eine kleine Flotte bei Paolo landen. Einer der Nachen war ganz mit Frauen beladen, darunter eine umfangreiche leuchtende Gestalt, von den Weibern umringt wie eine Königin von ihrem Gefolge. In einem anderen Boot befand sich ein würdiger Priester mit Männern ratsherrlichen Ansehens. Ein drittes und viertes Fahrzeug war von dem „Volk“ besetzt.

Don und Donna Garzoli stürzten aus dem Hause. Alle stiegen ans Land. Eine wilde Debatte entstand am Ufer. Wilibald sah ausgestreckte Arme sich leidenschaftlich bewegen, hörte wirre Stimmen. Doch was war das? Donna Cajeta deutete nach der Carruba hinüber — nach derselben Carruba, unter der er ruhte.

Und der ganze Schwarm drängte zu ihm hin.

Hatte sich in San Felice bereits das Gerücht verbreitet, daß hier ein Werk gedichtet worden, welches dem Circekap eine doppelte Unsterblichkeit sicherte?

Von dem glühenden Lokalpatriotismus, der entzückenden Kindlichkeit dieser Naturmenschen und ihrer Gentilezza den Fremden gegenüber waren so viele rührende und poetische Züge überliefert, daß eine Huldigung des Volkes von San Felice, dem fremden Dichter dargebracht, durchaus nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten gehörte. Die Gegenwart so vieler edler Frauen schien den schönen Akt sicher zu machen. Wilibald überlief es.

Sie kamen näher und näher, in ernster, schweigender, feierlicher Sammlung. Die leuchtende Frauengestalt schritt ihren Genossinnen voraus, der ehrwürdige Priester den Männern. Das Volk „drängte“ nach, wie es in Dramen bei Volksscenen Sitte ist. Unter der Menge schüchtern versteckt gewahrte Wilibald seinen redlichen Wirt, seine wackere Wirtin. Es freute ihn, daß diese guten Menschen Zeugen seines Triumphes sein sollten.

Daß der Freund hier wäre!

Ach, und sie!

Kein Zweifel: es war eine Deputation.

Ihre Anrede erwartend, erhob er sich. — Der hochehrwürdige Priester führte das Wort. Horch, er sprach.

„Junger Mann, seid Ihr Don Wilibaldo?“

Wilibald rang nach Fassung.

„Junger Mensch, bekennt Ihr Euch dazu, Don Wilibald zu heißen?“ fragte der edle Greis, der für die Empfindungen eines Poeten, welcher eine Deputation empfängt, kein Verständnis zu haben schien, diesen zum zweitenmal in strengem Ton.

Aber was bedeutete das? Erst jetzt sah Wilibald die düstere, fast drohende Haltung der Menge, das inquisitorische Aussehen des Geistlichen, die entschlossenen Mienen seines Gefolges, die funkelnden Augen der Dame in Weiß, die haßsprühenden Blicke ihres Hofstaates, die höhnischen Grimassen des „Volkes“.

In Wilibalds Hirn verwirrten sich die Begriffe. Kaum daß er noch zu denken vermochte: Sie halten mich für einen Spion. Ha! Oder ist es mein antikes Heidentum? Vielleicht werfen sie mich ins Meer. Diesem fanatischen Volk ist alles zuzutrauen. Sollte ich hier also wirklich sterben müssen? Welch ein Schicksal!

Er war etwas erblaßt — nur etwas. Mit Haltung erwiderte er dem Priester: „Ich bin der, den Ihr sucht.“

Nur der Held eines fünfaktigen Trauer-

spiels in Jamben konnte so reden (dritter Akt, letzte Scene).

Seine edle Sprache, seine stolze Ruhe machten sichtlich Eindruck auf die Meute. Der Priester — natürlich! Ein Priester mußte es sein. O Pfaffe! Pfaffe! — schien zu schwanken, die Dame in Weiß, die er sofort als seine Todfeindin erkannte, wild auffahren zu wollen.

Wilibald begann wieder zu hoffen. Er würde eine Rede halten, er würde die Menge von seiner Unschuld überzeugen, dieselbe hinreißen. Seine Feinde würden knirschen, das von einem Priester und einem Weibe irregeleitete Volk der Circesen ihm dennoch einen Triumphzug bereiten.

Er besann sich in aller Eile auf einige circeisch-volkstümliche Ausdrücke für Begriffe wie: Völkerrecht, Bund der Seelen, Sympathie der Nationen! — für Ausrufe wie: Ich bin unschuldig, Volk! Ich bin ein Dichter, der auf der Menschheit Höhen wandelt! Ihr würdet in mir nur den Menschen ans Kreuz schlagen können!

Da vernahm er wiederum die Stimme des Priesters:

„Wenn Ihr Don Wilibald seid, so kennt Ihr gewiß ein Mädchen — eine Jungfrau —"

„Maja!" schrie Wilibald auf. Vor seinen Augen begann es zu flimmern, zu dunkeln, kaum, daß er sich vorzustellen vermochte: Sie ist tot! sie hat sich das Leben genommen: von einer Klippe ins Meer herabgestürzt — ohne mich! Es ist gekommen, wie ich's gedichtet — aber ohne mich! Die Wellen spülten ihren zerschellten Leichnam ans Ufer. — Sie hat sich zur Feier ihres Todes mit meinem Geschmeide geschmückt. Ich bin ihr Mörder! — Wie soll ich nach dieser Stunde das Leben weiter ertragen? Wie soll ich?! Allein durch meinen Genius. — Ich bin der Welt schuldig, leben zu bleiben. O, ich Unglückseliger!

Wilibald taumelte. Zwei der Honoratioren faßten ihn — sie hatten geglaubt, er wolle auskneifen. — Die Weiber umringten ihn, die Dame in Weiß sah ihn mit einem fürchterlichen Blicke an. — Jetzt erkannte sie Wilibald: es war ihre Mutter!

Dann wiederum die Stimme des Priesters, dumpf, feierlich, fürchterlich:

„Ihr habt dem Mädchen ein Heiratsversprechen gemacht. Versucht nicht, zu leugnen; der Goldschmuck bezeugt's."

Wilibald starrte wild um sich; kaum, daß er zu murmeln vermochte:

„Kuppler! — Ha!"

Er wollte sich losreißen, doch man hielt ihn fest. Die Weiber und die Person in der Nachtjacke begannen zu schreien und zu heulen.

„Ihr gesteht also?"

„Daß ich von Sinnen sei?! Laßt mich los! Ich durchschaue euch — ich verachte euch!"

Sie ließen ihn weder los, noch brachen sie unter der Gewalt seiner Verachtung zusammen.

„Wollt Ihr sie heiraten, Signore? Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?"

„Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?" heulte der ganze Chor der Megären dem Priester nach, heulte das Volk, diese Rotte Korah.

Wilibald schrie:

„Ob ich sie heiraten will? Dieses Geschöpf, das ich als Göttin angebetet habe?! — Nein! Nein! Und zum drittenmal nein!"

Welch ein Aufstand! Die Honoratioren mußten ihn vor den Weibern schützen, Don Sebastiano Spagnuolo mußte mit seiner Sonntagsstimme Ruhe gebieten. Aber sie hörten nicht auf ihn, sie tobten wild durcheinander. Donna Cajeta wollte durchaus ihre Nägel an ihrem Gast gebrauchen, Don Elynoro suchte an seinem ganzen Leibe nach einem Dolch.

Endlich gelang es Don Spagnuolo und den vereinten moralischen Kräften der Honoratioren, Ruhe zu schaffen. Des Kanonikus Antlitz glühte in erhabenem, sittlichem Zorn.

„Ihr wollt sie nicht heiraten? Was wollt Ihr dann?"

„Euch alle samt und sonders für Spitz-

buben erklären," rief Wilibald außer sich, „für ein völlig entartetes Volk! Einen Dichter so zu behandeln, einen Dichter —"

Er fühlte an ihrer Statt die unauslöschliche Schmach, mit der sie sich in dieser Stunde bedeckten; er schämte sich für sie. Einen Moment dachte er daran — aber es war nur ein Moment —, dem entarteten Volk aus seinem göttlichen Gedicht vorzulesen und es mittels dieses erhabenen Epos auf die Höhe menschlichen Daseins zu bringen, außerdem durch das Gedicht konstatierend, wie rein seine Absichten gewesen — in der That rein dichterische. Selbst in der improvisierten, höchst mangelhaften Übersetzung hätten seine Verse gewaltig wirken müssen. Aber der Moment ging vorüber: er fühlte, daß er sie zu sehr verachtete, um sie die Stimme eines deutschen Dichters hören zu lassen.

„Ich gebiete euch zum letztenmal: Geht und verlaßt mich!"

„Laßt ihn los, meine Freunde," ermahnte Don Sebastiano Spagnuolo die Honoratioren. „Überlaßt ihn mir, Signore," bat er Donna Carminella und ihren Hofstaat. „Augenblicklich schert euch fort!" fuhr er das Volk an. Und zu allen sagte er: „Ich habe mit diesem Herrn, der fremd bei uns ist und unsere Sitten nicht kennt, zu reden." Dabei blinkte er Wilibald vertraulich zu.

Es dauerte eine Weile, bis Donna Carminella in dieser öffentlichen Situation ihrem geistlichen Gebieter weichen wollte. Da seinerseits Gewalt nichts gefruchtet hätte, mußte Güte angewendet werden.

Währenddessen lehnte Wilibald an dem Stamm der Carruba, mit verschränkten Armen, stolzem Blick, verächtlichem Lächeln. Plötzlich tauchte dicht neben ihm, halb durch die Zweige verdeckt, das zottige Haupt Don Garzolis auf, dieses modernen Philemon. Der biedere Schiffer grinste seinen Gast faunisch an und flüsterte unter lebhaftestem Gebärdenspiel, scheu nach dem Kanonikus hinschielend, ihm zu:

„Gebt ihm ja nur die Hälfte!"

Nach diesen geheimnisvollen Worten und vielen mystischen Zeichen und Grimassen, die Warnung und Ermutigung, Besorgnis und Angst, Vertrauen und Stillschweigen ausdrücken sollten, verschwand er wieder. Priester und Poet waren allein.

Was die beiden an diesem Abend unter dem Johannisbrotbaum von Paolo miteinander besprachen und verhandelten, hat später das ganze gebildete Deutschland erfahren. Es erschien davon sogar eine holländische Übersetzung, und Wilibalds Verleger reichte wegen „unbefugter Aneignung fremden geistigen Eigentums" eine Klage ein. Der Inhalt des Gesprächs zwischen Poet und Priester — es sei hier kurz und bündig mit einem Worte gesagt — war: Geld, schnödes, gemeines Geld!

Wie Wilibald dabei von „schmerzlichem Ekel" ergriffen wurde, wie ihm plötzlich die Schuppen von den Augen fielen, steht meisterhaft geschildert in einer seiner famosen italienischen Dorfgeschichten zu lesen, deren „gesunder deutscher Realismus", wie ein begeisterter Recensent sich äußerte, wahrhaft klassisch und zugleich als die einzig richtige Ausdrucksweise für jenes, samt seinem Volke so sinnlos verherrlichte Italien zu bezeichnen sei.

Zum Glück für die Bewahrung seiner Haltung verfügte der Poet über „Mittel". Er zahlte also! Nicht die Hälfte, wie jener Schuft ihm zugemutet, sondern das Ganze. Infolgedessen erlebte er die stolze Genugthuung, dem „entarteten" Volke auf das höchste zu imponieren. Sämtliche Honoratioren versicherten ihn beim Abschied ihrer unbegrenzten Hochachtung, Don Sebastiano Spagnuolo lächelte mit väterlichem Wohlwollen auf ihn herab, Donna Carminella sandte hinter dem Schutz ihres Riesenfächers hervor einige flammende Blicke zu ihm hinüber, der Hofstaat war eitel Bewunderung seiner goldenen Tugenden, das Volk bettelte ihn an.

Als die Komödie aus war, kam das Nachspiel; es kam, als Wilibald seine Sachen zusammenpackte: den letzten Rest seines Insektenpulvers nebst seiner voll-

endeten Dichtung. Er wollte fort, umgehend, augenblicklich fort, trotz des Einbruchs der Nacht, trotz der Klippen und des Meeres. Aber vorher sollte er noch einmal zahlen: Philemon und Baucis, seine redlichen Wirte. Winselnd hingen sich beide an ihn: sie würden von dem Priester keinen Centesimo bekommen; er solle ihnen wenigstens etwas geben: hundert Scudi, zwanzig, zehn —

Wilibald dividierte die Zehn mit der Neun. Neun in zehn geht einmal und eins bleibt übrig. Die übrigbleibende Eins schenkte er ihnen. Sie warfen sie ihm vor die Füße; als er sie jedoch wieder aufnehmen wollte, stürzten beide zugleich darüber her.

* * *

— Die Freunde sind dort bei der Kirke.

— — — — — — — — — — — —

Willst du, sie zu erlösen, dahingehn?
Kehrst du von dannen zurück: nein, du auch bleibst, wo die andern.
Aber wohlan, dir schaff ich des Wehs Abwehr und Errettung.
Da nimm dies Heilmittel und geh zum Palast der Kirke,
Sicher, daß deinem Haupt den Unglückstag es entfernet.

Fritz fühlte sich matt und fiebernd. Trotzdem erkletterte er, beinah ohne auszuruhen, den Fels. Er mußte mit Maja reden.

Aber was?

Sie hatte seiner gedacht, für ihn den Heiltrank gekocht, war seinethalb besorgt gewesen — zärtlich besorgt — und dann ließ sie sich von dem „anderen" nicht nur einen Goldschmuck schenken, sondern wollte diesen anderen sogar heiraten, obgleich der sie gar nicht mochte: aus Geldgier!

Welche Korruption!

Aber was ging ihn dieses entartete Volk an?!

Er hatte sie Donna Carminella und Camillo gegenüber leidenschaftlich verteidigt, sich sogar von seiner Leidenschaft jenem „widerwärtigen Weibsbild und diesem charakterlosen Menschen" gegenüber hinreißen lassen — er, der ruhige, ernsthafte, gründliche Gelehrte und systematische Forscher. Unbegreiflich! Es rührte indessen alles vom Fieber her, das wahrscheinlich schon seit langem in ihm steckte, schon seit seiner Ankunft in Paolo: denn selbst Archäologen durchwandern nicht ungestraft die römischen Sümpfe. Und das Fieber nahm immer mehr einen typhösen Charakter an; bereits phantasierte er zuweilen. Ganz abgesehen von dem Spuk, den die römischen Elegien mit ihm trieben, sah er jetzt manchmal am hellen, lichten Tage zwei große dunkle Augen ihn unverwandt lange, lange anschauen — Augen, in die er tief hineinschaute und die ebenso tief in die seinen blickten, mit einem Aufleuchten, einem Glanz, einer Seele — Doch wer kann das sagen? Ein junger strebsamer Gelehrter, Enträtseler großer wissenschaftlicher Probleme, zukünftiger Professor der Archäologie Fritz Schulz gewiß nicht.

Jedes Wort, das er mit ihr gesprochen, war ihm erinnerlich geblieben. Und wie deutlich er sie noch immer singen hörte! Nachts konnte er oft vor ihrem Gesang gar nicht einschlafen. Es war auch eine gar zu zauberische Stimme, obgleich sie eigentlich durchaus nicht besonders wohllautend klang. Aber so wild, so wild! (Was er wohl mit Wildheit zu schaffen hatte?!) Und ihr Gesicht! Man konnte es durchaus nicht besonders schön nennen, zuerst war es ihm sogar unschön erschienen. Doch als sie ihr Haar schüttelte, als die Sonne sie beschien, als vor ihrer Brust plötzlich etwas aufsprang — ihr Götter Roms und Griechenlands, welch ein lüsterner Faun, welch ein Wüstling war auf dem homerischen Circekap aus ihm geworden!

Da kam ihm ein entsetzlicher Gedanke: Es würde doch nicht etwa am Lokal liegen, nicht eine ewig fortwirkende erotische Eigenschaft des Minerals von Circeo sein, daß auf diesem Felsen jeder weit hergereiste Mann, gänzlich seiner getreuen Penelope vergessend, von heimlicher qualvoller Sehnsucht ergriffen ward nach irgend einer braunen Circe?

Welcher unwiderlegliche Beweis gegen seinen Beweis!

Am hellen, lichten Tage konnte er mit solchen unwürdigen Empfindungen, mit solchen Fieberphantasien schließlich fertig werden, denn schließlich blieb er doch immer Fritz Schulz. Trieb der Teufel sein Spiel zu arg mit ihm, so rief er seinen guten Engel an und schrieb sein: F. M. — sein Apage Satanas hin. Er ließ jene beiden Buchstaben auf dem Papier sich zärtlich verschlingen und dort unlöslich einander festhalten; bereits waren ganze Bogen seines kostbaren Circe-Manuskriptes mit den Initialen von Fritz und Minchen bemalt. Das konnten die Dämonen nicht vertragen, das bannte sie.

Beharrlicher waren sie nachts, wo sie ihn, wie konstatiert werden muß, von jungen Bacchantinnen träumen ließen. Trotzdem ein solcher Traum streng archäologischer Natur war, konnte sich ein junger Gelehrter, der ein Minchen Müller im Herzen trug, unmöglich damit befassen.

Und nun wollte er einmal ein ernstes Wort mit ihr reden. Er wollte sie fragen, ob es sich für ein anständiges Mädchen, das sie doch hoffentlich sei, schicke, dem einen Arzenei zu brauen und den anderen heiraten zu wollen? Wenn er ihr dann scharf ins Gewissen geredet und ihr seine unumwundene Ansicht gesagt, hatte er seine Pflicht gethan. Er konnte dann fortgehen und sogleich abreisen. Nichts hinderte ihn daran, denn nichts veranlaßte ihn dann zum Bleiben. Seine Arbeit war fast so gut wie beendet. Zum Überfluß konnte er heute die Gelegenheit benutzen und in der Grotte die griechische Inschrift entziffern. Etwas Neues, ein bedeutsames Argument mehr für seine Aufstellung würde sie ihm unmöglich bringen können; sein Werk war abgeschlossen.

Kurz vor Sonnenuntergang langte er droben an. Wie an jenem ersten, so hatte er sich auch an diesem letzten Tage seines Aufenthaltes auf Circeo kaum einen Blick rings umher gestattet. Durch das Felsenthor betrat er Majas Zauberreich. Die Wände glühten im Abendrot, ein rosenfarbener Schimmer füllte den Grund, die Gipfel standen in Glanz getaucht, jede Blume leuchtete.

Noch sangen und zwitscherten die Vögel; aber schon zirpten die Cicaden, einige Nachtfalter ließen sich sehen und das Bächlein schien mit lauterem Rauschen durch die Büsche zu fließen.

Von Maja war nichts zu erblicken. Ihre Ziegen weideten im Grase oder lagerten ruhend auf den Klippen. Auf einem Felsen ausgestreckt, sang der Knabe ein schwermütiges Ritornell, darauf er keine Antwort erhielt.

Auch in der Grotte fand er sie nicht. Desto besser! So konnte er sich ungestört an die Entzifferung der Inschrift begeben.

Die Grotte füllte bereits tiefe Dämmerung. Das Lämpchen vor dem Madonnenbild leuchtete wie in der Krypta eines Domes. Gleich einem goldigen Vorhang legte sich der Abendhimmel vor den Eingang, und die Wände der hohen Felsenhalle schienen wie zu einem Fest geschmückt. Aber Fritz sah nichts davon.

Auf dem Altar stand die dreiarmige Lampe. Fritz zündete sie an. Wohl eine halbe Stunde lang beleuchtete er knieend die Inschrift.

Als er sich endlich erhob, sah er noch bleicher aus wie vorher. Die Inschrift, ergänzt, lautete:

Den göttlichen Manen der prangenden Tochter des Sol
Stiftet diesen Altar in ihrem Tempel auf dem Vorgebirge
Circeo
Octavius Mamilius,
Der Himmlischen irdischer Enkel
aus Tusculum,
Der Stadt des Telegonus,
Sohn des Odysseus und der Circe.

Seine ganze Arbeit war umsonst gethan, und doch — er wunderte sich selbst darüber — schmerzte es ihn nicht.

— — — — — — — — — — — —

Da kam Maja.

Wie eine Erscheinung stand sie plötzlich mitten im Eingang, sich in scharfer Silhouette von dem violetten Abendhimmel abhebend.

Sie sah Fritz am Stein stehen, blickte, ohne sich zu regen, zu ihm hinüber, ging dann langsam auf ihn zu.

„Ich erwartete Euch schon seit einigen Tagen," sagte sie ruhig. „Habt Ihr erst heute von meinem Trank getrunken?"

Fritz wußte nicht, was er auf diese sonderbaren Worte erwidern sollte. Auch mußte er sie anschauen, wie sie bei der rötlichen Beleuchtung der Öllampe vor ihm stand. Sie schien ihm größer geworden zu sein — schöner. Und wie sie ihn ansah! Mit einem Blick so strahlend, so heiß, daß er dem jungen Manne ins Herz drang wie ein glühender Pfeil. Seine Glieder wurden auf einmal schwer, ein Schauer durchrieselte ihn, er holte tief Atem.

Kein Auge von ihm abwendend, sagte Maja:

„Warum bliebt Ihr so lange fort? Jeden Tag wartete ich auf Euch, Ihr aber kamet nicht. Ihr waret wohl böse auf mich?"

„Warum hätte ich böse auf dich sein sollen?" brachte Fritz mühsam hervor, über sein vertrauliches Du tödlich erschreckend, während er sie doch schon bei ihrem ersten Gespräch so genannt hatte.

Maja erwiderte:

„Ihr wißt es ja; Ihr wißt alles. Ihr seid so klug — so klug und so gut! Freilich zuerst gefielet Ihr mir gar nicht." (Fritz seufzte tief auf.) „Ich glaubte, daß Ihr den bösen Blick hättet" (Fritz fuhr zusammen) „und lief gleich nach dem Büffelhorn." (Fritz starrte wild um sich.) „Als Ihr dann aber die häßlichen Gläser abnahmet" (Fritz that es sofort) „und zu mir an den Webstuhl tratet" (Fritz pochte das Herz, daß es ihm fast den Atem benahm) „und mich ansahet" (Fritz erbebte) „da — da —"

Sie stockte, sie verstummte, sie sah ihn unverwandt an. Fritz wollte alle seine Gedanken auf Minchen Müller richten, aber seine Gedanken wollten nicht. Er mußte an Maja denken: an nichts als an Maja.

Nach einer Weile begann sie von neuem:

„Aber Ihr kamet nicht. Statt Eurer kam Euer Freund. Er hat mir seinen Namen genannt, ich habe ihn jedoch gleich wieder vergessen. Euren weiß ich: Ihr heißt Federigo." (Fritz sah ganz verdutzt drein, daß Fritz Federigo heißen und so klingen könne!) „Früher glaubte ich, daß ich Camillo gut sei." (Fritz fühlte, daß er hassen könne.) „Auch nachher versuchte ich mir's einzureden; deshalb steckte ich mir die Rose an." (Fritz begann auch die Rosen zu hassen.) „Dann kamen seine Eltern herauf und erzählten mir das von der Angiolina auf Capri. Ich wußte gleich, weshalb. Wenn Ihr gekommen wäret, hätte ich nicht daran gedacht, aber Ihr kamet nicht. Was sollte ich da wohl anderes thun?" (Fritz verstand kein Wort.) „Und als ich unter der Pinie eingeschlafen war und Camillo mich —"

Sie schwieg und sah fort.

Fritz dachte: Da hat der Mensch sie im Schlafe geküßt! und fühlte in seiner Brust eine Hölle erwachen. Aber warum sagte sie — warum gestand sie ihm nichts von dem Schmuck?!

Maja sprach weiter: „Aber Ihr kamet noch immer nicht!" (Fritz murmelte: Ich Elender!) „In der ersten Zeit mochte ich nichts thun und nichts denken. Plötzlich hörte ich, daß Ihr von Paolo fort wäret. Da bat ich denn die Madonna und alle Heiligen, daß sie Euch wieder zurückschicken möchten." (Fritz dachte: Um meinetwillen hat sie gebetet, der Engel!) „Als sie es nicht thaten, ward ich böse auf sie und schalt sie, und Ihr waret doch schon längst wieder in San Felice. Aber die alte fette Donna stellte Euch nach, und Ihr hattet das Fieber." (Fritz konnte schon längst gar nichts mehr denken.) „Da braute ich denn den Trank und that die Wurzel hinein, daß Ihr zu mir kommen mußtet, und jetzt — jetzt seid Ihr da!"

Das Glück verklärte sie, ein reizendes Lächeln erschien auf ihren Lippen. Sie glich einem Kinde, das endlich ein lang begehrtes Spielzeug erhalten, darum es viele Thränen vergossen. Fritz fühlte dumpf, daß er nicht länger für sich einstehen könne.

Maja fiel etwas ein; sie erschrak.

„Ihr habt das Fieber, und ich lasse Euch dastehen und schwatze. Ihr werdet müde sein und Hunger haben, und ich denke an nichts. Schnell, setzt Euch!" (Fritz gehorchte mechanisch.) „Wartet, gleich bringe ich Euch zu essen und zu trinken!"

Sie lief geschäftig hin und her und holte getrocknete Feigen und kalten Maiskuchen. Auch die campanische Vase setzte sie wieder vor ihn hin; diesmal jedoch voller Wein, den sie schon seit Wochen für ihn bereit hielt. Dabei plauderte sie in einem fort.

„Der Krug gefällt Euch; Ihr saht ihn damals immer an. Camillo sollte ihn Euch längst hinunterbringen. Nehmt ihn ja heute mit. — Die frischen Mandeln und der Honig schmeckten Euch damals; Ihr aßet alles auf. Übers Jahr sollt Ihr wieder frische Mandeln haben und Honig, schon im Herbst, so viel Ihr wollt. Aber so eßt doch!"

Fritz aß.

Sie stellte sich zu ihm und sah ihm ernsthaft zu. Auf einmal fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen.

Da glitt sie am Altar nieder, ihm vor die Füße.

„Federigo mio!"

Der schluchzte, der jubelte auf! Der riß sie zu sich empor, der küßte sie — küßte sie leidenschaftlich, wild, unersättlich.

Der flackernde Schein der Lampe fiel auf die beiden Gesichter, welche wie die zweier Verzückten zueinander aufgehoben waren. Sie sahen sich an, indem sie sich küßten.

In diesem Augenblick glitt eine dunkle Gestalt in die Grotte und wollte sich auf Fritz stürzen. Aber Maja warf sich über ihn und empfing, ihn mit ihrem Leibe deckend, den Stoß, der sie tief und heftig in die Schulter traf. Trotzdem ließ sie den Geliebten nicht los.

Fritz fühlte, wie es ihn heiß überströmte, und dachte nicht anders, als daß er selbst verwundet sei. Fest umschlang er Maja, um wenigstens sie vor dem Rasenden zu schützen. Aber Camillo wußte, wen er getroffen. Er stand wie gelähmt.

Diesen Augenblick benutzte das Mädchen; sie entwand sich Fritz, trat dicht vor Camillo hin, raunte ihm zu:

„Er ist mein Geliebter; hast du verstanden: mein Geliebter. Ich liebe ihn! liebe ihn! liebe ihn! Geh!"

Er wollte etwas sagen, wollte Widerstand leisten, sich von neuem auf Fritz stürzen — da sah er von ihrem Arm das Blut herabfließen; da ging er mit einem letzten Blick voll tödlichen Hasses auf Fritz.

Maja wußte, daß er sich in den Klippen verbergen, daß er dem Geliebten auflauern, sich aus dem Hinterhalt auf ihn stürzen, daß er ihn töten werde.

Sie ging zur Truhe und warf sich ein großes rotes Tuch über die verwundete Schulter. Dann kam sie zurück und löschte die Lampe.

— — — — — — — — — — — — —

Majas dreimaliges wildes bacchantisches: Ich liebe ihn! hatte Fritz plötzlich zur Besinnung gebracht; er liebte sie nicht. Und nun mußte er ihr das sagen.

Von seiner Verwundung fühlte er nicht den geringsten Schmerz, und wenn auch — er mußte zuerst mit ihr sprechen.

Gut, daß sie das Licht ausgelöscht. Wenn er ihr dabei hätte in die Augen sehen müssen, in diese wundersamen, liebestrahlenden Augen — die Schwere seines Vergehens hätte ihn vollends niederdrücken, sein schuldvoller Anblick ihn in ihren Augen vollends hassenswert und verächtlich machen müssen.

Er kam sich vor wie ein für immer Entehrter, wie ein Nichtswürdiger, ärger als ein Mörder. Daß Camillos Dolch nicht seine Brust getroffen!

Maja stand am Eingang und lauschte angstvoll hinaus; sie durfte ihn diese Nacht nicht fortlassen. Da rief er sie:

„Maja!"

„Ich komme."

„Bleibe, wo du bist, und höre mich ruhig an. Willst du?"

Sie sagte nichts, blieb aber regungslos stehen. Fritz fühlte, wie ihre Augen auf

ihn gerichtet waren. Es kam ihm unmöglich vor, es ihr zu sagen; es ihr jetzt zu sagen.

Aber er liebte sie wirklich nicht. Da half keine Selbstlüge. Ein anderer hätte in diesem Augenblick sein Gefühl für das schöne Mädchen Liebe genannt: dieses Gefühl war ja so heiß, so leidenschaftlich, so verzehrend! Doch Fritz konnte auch in diesem Augenblick nicht sich selbst untreu werden: Leidenschaft war's, sinnlose, unsittliche, verbrecherische Leidenschaft! Er mußte reden.

„Maja, ich kann dein Geliebter nicht werden."

Sie antwortete nicht; was hätte sie ihm auch antworten sollen? Er hatte ja ihren Liebeszauber getrunken, war zu ihr gekommen, hatte sie geküßt; alles war so eingetroffen, wie es eintreffen mußte. Er war ja bereits ihr Geliebter.

Fritz fuhr fort:

„In dem Lande, wo ich zu Hause bin, Maja, lebt ein Mädchen, das ich seit vielen Jahren im Herzen trage — das ich liebe, Maja, und dem ich diese Nacht untreu geworden bin, Maja — um dich! Du wirst nun gewiß einsehen, daß ich dein Geliebter unmöglich sein darf."

Sie sah es sofort ein: wenn er bereits eine Geliebte hatte, so war ihr Liebeszauber unwirksam. Weshalb war er aber dann zu ihr gekommen, weshalb aber hatte er sie dann geküßt?!

Wenn sie jetzt einen Laut gethan, nur einen schmerzlichen Seufzer; wenn sie ihm jetzt näher getreten wäre, so daß er ihr erblaßtes Gesicht, ihre zuckenden Lippen hätte gewahren müssen — ihr Liebeszauber würde unfehlbar gewirkt haben; als Gift vielleicht, aber gewirkt hätte er.

Doch sie blieb stumm und regte sich nicht, fühllos gegen den Schmerz ihrer Wunde. Das Blut rann an ihrem schlaff herabhängenden Arm herunter, am Boden eine Lache bildend.

Fritz sprach weiter:

„Du wirst mich hassen, du wirst mich verachten — ich hasse und verachte mich selbst. Denn ich habe dir ein großes Leid, ein schweres Unrecht zugefügt — ein Leid, das ich nicht wieder gut machen, ein Unrecht, das ich nicht sühnen kann. Du wirst sehr unglücklich sein; das wirst du, meine liebe, arme, arme Maja! Und — Gott! Gott! und ich kann dir nicht helfen."

Seine Stimme brach, er schluchzte laut auf. Er wollte zu ihr hin, er wollte sich vor ihr niederwerfen, er wollte — ach, er wußte nicht was!

Seine Gedanken verwirrten sich, ein dumpfer Druck wälzte sich immer stärker und drückender auf ihn, er fühlte einen Schmerz, eine Angst, zugleich eine Leere und Öde — die Welt schien ihm nicht mehr die Welt, das Leben nicht mehr das Leben zu sein. Ihm grauste vor dem Dasein.

„Maja! Maja!" schrie er, da sie regungslos blieb.

Jetzt sagte sie das erste Wort, vollkommen ruhig und leidenschaftslos:

„Geht!"

Und sie trat langsam vom Eingang zurück. Schwankend kam Fritz einige Schritte vor.

„Gehen soll ich? — Lebe wohl! — Du hast nicht meinen Mund, du hast mein Herz geküßt. Dein Kuß wird in meinem Herzen brennen, und jede Thräne, die du um meinetwillen weinen wirst, wird in mein Herz fallen als ein glühender Tropfen, der mein Leben verzehrt — meines und das einer anderen, die ein besseres Schicksal verdient hätte. Ich bitte dich nicht, mir zu verzeihen — denn das kannst du nicht. Ein einziger Blick, ein einziger Händedruck, ein einziger Kuß war hier schon eine Schuld, ein Verbrechen. Nein, vergieb mir nicht! Nur um eines bitte ich dich: Wenn du grollend und hassend an mich zurückdenkst, so denke auch immer daran, daß alle, alle Schuld mein ist, daß du selbst nichts zu bereuen hast. — Maja, mein armes, liebes Mädchen, lebe wohl!"

Er ging an ihr vorüber, wobei er die Augen schloß, und schwankte hinaus.

— — — — — — — — — — — —

Er war bereits eine ziemliche Strecke

von der Grotte entfernt, als er sie rufen hörte:

„Signore!“

Fast hätte er einen Schrei ausgestoßen, fast wäre er zurückgestürzt. Es bedurfte des letzten Restes seiner Kraft und Selbstbeherrschung, um sich nicht vom Fleck zu rühren. Da sah er sie schnell auf sich zukommen. Halb bewußtlos sank er gegen den Stamm einer Pinie. Er schrieb seine plötzliche Schwäche dem Blutverlust durch seine Wunde zu, der gewiß sehr stark war. Mühsam richtete er sich auf und trat ihr einige Schritte entgegen.

„Kommt!“ sagte Maja kurz und herb.

„Wohin?“

„Ich muß nach San Felice hinunter. Wir haben also beide denselben Weg.“

„In der Nacht?“ stammelte Fritz.

„Dort geht der Mond auf.“

Sie deutete auf die Berge des Golfes von Gaeta. Fritz in seiner leidenschaftlichen Erregung erschrak: wie ein großes, feuriges Auge schlug es sich plötzlich vor ihm am dunklen Himmel auf. Der leuchtende Himmelsblick fiel auf das nächtliche Meer, das zu schimmern und zu strahlen begann.

Jetzt würde er auch noch einmal ihr Gesicht sehen können.

Aber sie schritt, ohne ihn anzublicken, rasch an ihm vorbei, ihm voraus. Was hätte er anderes thun sollen, als schweigend ihr folgen? Es war ganz überflüssig, zu sagen:

„Wenn Ihr wirklich nach San Felice hinunter müßt, so —“

„Ich muß hinunter.“

Sie setzte ihren Weg fort, scheinbar ohne sich um ihn zu kümmern. Ihr Tuch hüllte sie ganz ein. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, als ob sie über den Weg unschlüssig sei. Dann spähte sie scharf um sich, jeden Schatten beachtend, auf jedes Geräusch lauschend. Wo dichtes Buschwerk stand, verzögerte sie ihren Schritt, bis Fritz dicht hinter ihr war. Wenn es sich im Laube rührte, rief sie die Namen ihrer Ziegen, als befürchte sie, daß sich einige Tiere verirrt hätten, und als beide tiefer in das Felsengewirr gerieten, fing das seltsame Geschöpf gar zu singen an:

Mörder, feiger Mörder,
Im dunklen Hinterhalt;
Ei, kommst du angeschlichen
Wohl durch den finstern Wald?

Mörder, feiger Mörder,
Versteckt dort hinterm Stein,
Ich seh die Büchse funkeln
Im hellen Mondenschein.

Mörder, feiger Mörder,
Das hast du nicht gewußt,
Daß du den Dolch auch stießest
In meine eigne Brust.

Fritz verstand von diesem Gesang kein Wort. Er wußte nicht, was er von dem Mädchen denken sollte, das sang, während ihr das Herz brach. Aber schließlich gehörte auch Majas Gesang zu dem tiefen schweren Traum, daraus er nicht aufzuwachen hoffte. Unterdessen stieg der Mond schnell höher, wurde blasser und kleiner, während ihm immer mehr Glanz entfloß, die sanften Lichtwellen das ganze Firmament überfluteten, bis Land und Meer, Himmel und Erde leuchteten.

Matt flimmerten durch den lichten Dunst die Sterne und die Linien des Gebirges. Ein großer, ruhiger, festlicher Schimmer lag auf der See. Der Strand mit seinem Wogenschlag glich einem breiten Strahlengürtel.

Dann und wann stieg eine hohe, glänzende Welle auf, als sollte die Göttin wiedergeboren werden, du, o Venus Anadyomene!

Es war, als ob die Klippen selbst leuchteten, als ob sie durch Silberminen schritten. Die Blumen hatten glanzvolle Hüllen übergeworfen; in den Kelchen blitzte der Tau.

Das erhabene Schweigen der Nacht wurde von der feierlichen Musik des Meeres durchrauscht.

Fritz gewahrte von der unirdischen Schönheit dieser Mondscheinnacht nur Majas lichtumflossene Gestalt. Sie schien immer tiefer in den Glanz hineinzuschreiten, auf ihrem Haupt der Äther selber zu ruhen. Er prägte sich ihr verklärtes Bild tief in die Seele ein. Einige-

mal begann er mit schwerer Zunge zu reden von Camillo und seiner Leidenschaft. Sie würdigte ihn jedoch keiner Antwort.

Jetzt blieb sie stehen. Als er dicht neben ihr stand, sagte sie:

„Dort liegt San Felice. Gute Nacht.“

„Wolltet Ihr nicht auch nach San Felice?“

„Ich habe mich anders besonnen. Lebt wohl.“

Noch einmal sah er jetzt ihr Gesicht; der Mondschein ließ es unnatürlich farblos erscheinen.

Sie ging, blieb nicht stehen, wandte sich nicht um. Fritz sah sie in dem Glanz verschwinden — da bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen.

* *
*

— Und es brach ihr armes Herz vor Betrübnis,
Als wir zum burtigen Schiffe nunmehr an dem Strande des Meeres
Wandelten herzlich betrübt —

Fritz erhob sich. Er wollte schnell nach San Felice hinunter, seine Sachen zusammenpacken und noch diese Nacht fort. Für alles andere: für seinen Schmerz und seinen Gram, für sein Schuldgefühl und seine Reue, war es später Zeit genug. Auch würde er sich wohl die Wunde verbinden lassen müssen; er fühlte sich am ganzen Körper wie zerschlagen, wie gelähmt.

Als er San Felice betrat, schlug es am Dom gerade elf. Da würde er die Donna und den Don wohl noch wach und auf finden. Jetzt Menschen sehen zu müssen, jetzt reden zu sollen!

Der kleine Ort lag heute wie ausgestorben. Um diese Stunde der Nacht pflegten sonst die jungen Felicesen noch mit der Guitarre die Stadt zu durchziehen und ihren Schönen endlose Serenaden zu bringen. Fritz war die Öde und Lautlosigkeit lieb; doch zu gleicher Zeit bedrückte sie ihn.

Er bog in die Gasse ein, die zum Pfarrhaus führte. Was war das? — Die ganze Gasse voll Volks, der ganze kleine geistliche Freistaat versammelt, das Haus ihres Oberhauptes umstellt. Wer war ermordet? Der Regent oder die Regentin? Vielleicht alle zwei.

Obgleich ihm in diesem Augenblick Leben oder Sterben, die ganze Welt gleichgültig war, wollte er doch wenigstens fragen. Da erkannte man ihn, da umringte man ihn, da schrie man ihn an, wild und drohend, als ob er die Mordthat begangen.

Vom Hause her vernahm er die wohlbekannte geistliche Stimme:

„Alles in Ruhe und Ordnung, meine Kinder. Denkt nicht daran, daß er ein Ketzer, ein Bismarckianer, ein Prussiano ist. Am Sonntag soll er auf die Kanzel hinauf. Er soll, meine Kinder. Aber jetzt laßt ihn ins Haus!“

So der Präsident der Republik von San Felice; doch die absolute Herrscherin dieses hohen Würdenträgers kreischte:

„Er soll nicht hinein! Er ist ein Attentäter, ein Bourbonist, ein Magister! Er will San Felice in die Luft sprengen und Maja heiraten, die liederliche Person! Ganz Circeo will er aus der Welt schaffen, der Meuchelmörder, der Bandit, der Pfaffe!“

Das Volk brüllte. Ein Weib zeterte:

„Ins Meer mit ihm!“

Da rief Fritz:

„Wenn einer unter euch ist, der seinen Verstand noch nicht völlig verloren hat, der trete vor und sage mir, was diese Komödie bedeutet! Da hört doch alles auf! Was wollt ihr von mir?“

Die Weiber wollten an ihn heran, die Männer stießen sie zurück und drängten sich dazwischen. Ein vierschrötiger Fischer trat aus dem Haufen, dicht vor Fritz hin.

„Was wir von Euch wollen? Daß Ihr uns ungeschoren laßt. Versteht Ihr?! Wir haben gehört, Ihr wolltet uns unsere Circe fortnehmen. Das lassen wir uns nicht gefallen, versteht Ihr? Stehlt den Capresen ihren Timberio und den Anziaten ihren Nerone und den Terracinern ihren Fra Diavolo. Aber unter-

steht Euch nicht und rührt unsere Circe an. Versteht Ihr?! Die Circe gehört uns! Seit Christus heißt unser Land Circeo, heißen wir Circesen — seit tausend Jahren ist die Donna seßhaft bei uns. Und bei uns soll sie bleiben. Versteht Ihr?! Die Madonna und unser guter San Andreo haben sie uns gelassen, und Ihr, solch verdammter Ketzer und Prussiano, der in Ewigkeit brennen muß, will sie uns nehmen? Wollt Ihr?"

„Und ihr goldenes Haus drinnen im Berge!" kreischte eine fette Frauenstimme.

„Alle ihre Schätze!"

„Solch ein Jesuit!"

„Ich sagt's ja gleich: Werft ihn ins Meer!"

„Erst muß er Christ werden!"

„In den Dom mit ihm!"

Und die Revolution der Felicesen brach aus.

Fritz stand ruhig mitten in dem Tumult, sah und hörte gelassen zu. Er hätte gern gelacht, ohne alle Ironie, harmlos und fröhlich.

Der Vierschrötige, der sich unterdessen mit dem Exekutivkomitee beraten, redete Fritz von neuem an:

„Ihr seht, Herr, daß Ihr uns die Donna nicht nehmen könnt. Versucht's auf Capri mit dem Timberio. Das ist ein Unhold! Die Capresen thun schrecklich stolz mit ihm; denen ist's zu gönnen. Spielt ihnen den Schabernack. Wollt Ihr?"

Es entstand eine allgemeine erwartungsvolle Stille. Sogar die Weiber schwiegen.

Da redete Fritz zum Volk der Felicesen und zwar in dem Ton, den die Sache erforderte. Es kostete ihn beinah physische Anstrengung, und er wußte kaum, was er sprach:

„Lieben Freunde! Die Capresen würden mir ihren Timberio auch nicht geben, denn der ist längst kein Unhold mehr, der ist von meinem großen Landsmann, dem Inglesen Adolfo, längst heilig gesprochen worden. Und an einen Heiligen darf man nicht rühren. Das wißt selbst ihr, die ihr doch nur die Christen des würdigen Don Sebastiano Spagnuolo und der tugendreichen Donna Carminella Loquenzi seid. Nun ist bekanntlich eure Circe keine Heilige. Deshalb kam ich, der Ketzer und Prussiano, zu euch, sie euch fortzunehmen. Aber der Frevel ward schwer bestraft. Denn als ich eure Circe mit meiner sündhaften Hand anrühren wollte, ist es mir gar schlecht ergangen; was ihr als sicheren Beweis nehmen dürft, daß auch sie eine verkannte Heilige ist. Wenn ich nun wie mein großer Landsmann wäre, so würde ich nicht eher ruhen, als bis die ganze Welt das erfahren hätte. Ein dickes Buch schriebe ich, das bald in allen Sprachen, in allen Mädchenschulen gelesen werden würde. Und ich wäre gleich ein berühmter Mann. Aber ich bin verdammt für meine Sünden, und meine arme Seele leidet Qualen. Ich kann euch heute daher nicht versprechen, euer Capo Circeo mit den Inglesi, die die roten Bücher und die großen Geldsäcke haben, überschwemmen zu helfen. Nach Capri kommen sie alle, des Timberio und der Grotta azurra wegen — eure Circe aber und eure Majagrotte —"

Weiter kam er nicht. Sie hatten von seiner Rede nur zwei Dinge verstanden: ihre Circe sei eigentlich eine Heilige und er werde ihnen die Inglesi mit den großen Geldsäcken nach San Felice schicken (einen hatte er ihnen ja schon mitgebracht). Das genügte, um sie in ein fanatisches Freudengeschrei ausbrechen zu lassen.

„Evviva Santa Circea! Evviva Don Federigo! Evviva die Inglesi!"

„Evviva Donna Carminella!" schrie eine Weiberstimme. Und alles jubelte stürmisch: „Evviva! Evviva!"

— — — — — — — — — — — —

Während Donna Carminella leuchtend und lächelnd sich wiederholt am Fenster, ihre Völker grüßend, zeigte, stand Fritz von den gewesenen Empörern umschart und ließ sich von dem Vierschrötigen und den übrigen Mitgliedern des aufgelösten Exekutivkomitees brüderlich die Hände zerdrücken. Nur mit Mühe konnte er wei-

teren patriotischen Demonstrationen entgehen.

Endlich gingen die guten Bürger und Bürgerinnen San Felices auseinander, vergnügt über den segensvollen Abend, der ihnen eine neue Heilige und die Aussicht auf künftige Reichtümer beschert. Die älteren Männer füllten noch die beiden Osterien ihrer Vaterstadt. Hier tranken sie zwar wenig, berieten und beschlossen jedoch desto mehr: die baldige Heiligsprechung Circeas, vor der Hand nur durch ihr städtisches Oberhaupt, und die wichtige Lage ihrer zukünftigen Finanzen gegenüber dem Auslande, das heißt Porto d'Anzio, Terracina und Capri.

Die heilige Circea würde dem heiligen Timberio sicher überlegen werden; auf der ganzen Welt seien das die Frauen den Männern.

Nicht minder wichtig machten sich die Weiber, wenigstens die alten. Noch am späten Abend hatte sich Donna Carminella auf der Passeggiata in einem prachtvollen Goldschmuck gezeigt: der war aus dem Circeschatz. Sämtliche Circesinnen erwarteten mit Sicherheit allernächstens auf dem Haupt ihrer Königin die Krone funkeln zu sehen.

Doch die Jünglinge holten noch einmal ihre Guitarren und Mandolinen hervor, und die „ältesten Leute" konnten sich nicht entsinnen, daß in San Felice je so viel gespielt und gesungen worden wäre wie in dieser gebenedeiten Sommermondnacht. Die neue Heilige mußte in eigener Person auf dem strahlenden Gipfel ihres Felsens stehen und ihren Zauberstab schwingen.

— — — — — — — — — — — —

Auf der Schwelle des Pfarrhauses ward Fritz von Don Sebastiano Spagnuolo und Donna Carminella Loquenzi empfangen. Der Don war würdevoll schalkhaft, mit einem Anflug allgemeiner Humanität und kosmopolitischer Toleranz; die Donna noch ganz Schreck und Entsetzen, Verzweiflung und Zerknirschung, Reue und Bußfertigkeit.

Voll christlicher Milde suchte der gute Geistliche seine fromme Gemeinde zu entschuldigen.

„Che volete, Signore. Sono bestie!"

Doch Donna Carminella, weniger christlichen Sinnes, äußerte sich über ihre Vasallen etwas kraftvoller:

„Dumme Schweine sind's!"

Fritz ging stumm an beiden vorüber in seine Kammer, die das Mondlicht füllte. Hastig warf er sein spärliches Reisegepäck in seinen Tornister. Da er die Thür nicht verschließen konnte, war er bald nicht mehr allein. Mit einem ganzen gekochten Schinken und einem Riesenfiascone beladen, erschien auf der Schwelle Donna Carminella. Als sie die Reiseanstalten sah, stieß sie einen Schrei aus und wollte vor Schreck alles fallen lassen. Zum Glück jedoch besaß sie die Geistesgegenwart, sich noch bis zum Tisch zu schleppen. Doch hier verließen sie ihre Kräfte. Die Last entglitt ihren Händen, sie selbst sank, einer Ohnmacht nahe, aufs Bett. Auf ihren Schrei kam Don Sebastiano herbeigestürzt.

Er erkannte die Situation, sah schmerzlich bewegt, aber gefaßt aus: „So geht denn mit Gott."

Auf dem Tisch lag in voller Mondesglorie noch das Circemanuskript. Der würdige Priester wies darauf:

„Vergeßt nicht, uns ein Exemplar zu senden. Auch in San Felice weiß man die Wissenschaft zu schätzen, auc hic dii sunt. Eure Rede von vorhin dürfte ein überaus wirkungsvoller Prologus sein."

Und Don Sebastiano Spagnuolo lächelte.

Ohne den redlichen Priester einer Antwort zu würdigen, legte Fritz den ersten besten großen Kassenschein auf den Tisch, nahm seine Arbeit und warf sie zum Fenster hinaus — aber nicht in die Modergrube des Hofes hinab, sondern mitten hinein in die Nelken und Rosen des Gartens.

— — — — — — — — — — — —

Durch den weichen Meersand längs des Strandes schritt Fritz Terracina zu. Vor ihm her zog desselbigen Weges ein anderer nächtlicher Wanderer.

Dieser schien sehr müde zu sein.

Jeden Augenblick blieb er stehen oder sank gar hin. Seiner jungen Brust entrangen sich schmerzliche Seufzer; er fuhr sich mit der kalten Hand über die glühende Stirn, durch die feuchten Locken und hob sein todblasses, edles Antlitz zum Monde empor. Aber dieser schnitt dem Poeten eine Grimasse, als wüßte er, daß derselbe damit umging, mitten in seinem tödlichen Kummer den Plan zu einer großartigen elegischen Dichtung zu entwerfen: „Die Mondscheinnacht eines Unglücklichen am südlichen Meeresufer, zwischen dem Circekap und Terracina.“

So kam es, daß der eine der beiden einsamen Wanderer zwischen dem Circekap und Terracina mit dem anderen zusammentraf.

„Wilibald!“

„Fritz!“

„Du hier?“

„Mit Gott und der Welt zerfallen! Verraten, vertrieben, hoffnungslos elend! In meinem heiligsten Glauben getäuscht, in meinen höchsten Idealen betrogen, von meinen schönsten Illusionen verlassen. Alles Wahn, Trug, Lüge, Schall, Schaum, Rauch! Freund, wie recht hattest du. Und dich konnte ich verkennen — dich! Du Wahrer, Redlicher, Guter! Dafür findest du mich hier in nächtlicher Öde, in der Wildnis, verzweiflungsvoll umherirrend, mit der Vorsehung hadernd, meinem Schicksal fluchend, einsam brütend, denkend, dichtend. Ich sage dir, mein Freund, ein Gedicht — Aber, mein lieber, alter Junge, was fehlt dir? Du siehst ja förmlich entstellt aus! — Fritz! Hörst du mich nicht? — Fritz! Fritz! — Mein Gott, das ist ja ganz schrecklich!“

Fritz murmelte:

„Kehr dich nicht an mein Aussehen. Das bedeutet nichts. Ich habe einige Tage das Fieber gehabt, ich fühle mich nicht ganz wohl. Das ist alles — wirklich.“

„Du bist krank, du bist schwer krank!“ rief Wilibald herzlich besorgt. „Was hast du denn da Dunkles am Arm?“

Erst jetzt fiel Fritz seine Verwundung wieder ein. Seitdem er sich nach Majas Abschied vom Boden erhoben, hatte er sie nicht gefühlt, hatte er nicht an sie gedacht. Doch nun kam es ihm vor, als beginne sie wieder zu schmerzen. Da sie aber längst zu bluten aufgehört, konnte es unmöglich mehr als eine Schramme sein. Sich hastig abwendend, sagte er daher:

„Das ist nur etwas feuchte Erde. Ich geriet in einen Sumpf und fiel.“

„Was für ein Idealist!“ klagte Wilibald; „hat das Fieber und läuft in Sümpfen umher. Laß mich deinen Puls fühlen.“

„Nein, nein! Wozu?“

„Herrgott, wie deine Hand glüht! — Meinen Plaid habe ich in der verwünschten Räuberhöhle gelassen. Erlaubst du mir wohl, meinen Rock auszuziehen und dir umzuhängen? Es ist mir so wie so zu warm geworden.“

„Ich danke dir, ich danke dir vielmals! Aber habe nicht so viele Teilnahme für mich. Ich bin derselben nicht wert. Wenn du wüßtest —“

Er beginnt zu phantasieren, dachte Wilibald bekümmert. Und es ist noch eine Stunde bis nach dem alten Nest, das sicher auch eine Räuberhöhle ist. Richtig: Fra Diavolo oder das Gasthaus in Terracina. Da haben wir's.

Fritz fuhr fort zu „phantasieren“.

„Nein, du mußt es wissen. — Wie sagtest du damals zu mir, als ich ein so abscheulicher Pharisäer war. ‚Bevor du anderen Sittlichkeit predigst, sei deiner eigenen gewiß. Bis jetzt ward sie wohl schwerlich jemals versucht. Erst bestehe die Versuchung, ehe du dich als Cato in deine Tugend hüllst.‘ — Ach, Wilibald, Wilibald! Und ich habe die Versuchung nicht bestanden!“

„Laß das gut sein,“ sprach Wilibald dem im Delirium Redenden freundlich zu. „Versuchung — Cato — Tugend — was das für Redensarten sind. Was ich damals für ein läppischer Mensch war; wie unerträglich ich damals gewesen sein muß — damals! Das ist lange her: lang, lang, lang. — Der Mensch entwickelt

sich! Er häutet sich wie eine Schlange; er ist wie eine Zwiebel: nichts als Schale. Bei mir bricht endlich der Kern durch. Unter uns gesagt: Meine Gesänge an — Nun, du weißt schon an wen. Wir wollen nie mehr davon reden. Ich habe mich unsterblich blamiert. Meine Poesie aus jener Periode ist übrigens nicht der Rede wert. Du hattest recht: es war ganz hübsch. Nichts weiter! Aber jetzt, Freund, jetzt! Jetzt schreite ich als ein Wiedergeborener meiner Zukunft entgegen, jetzt endlich gelange ich auf die Höhe meiner Existenz. — Aber wie fühlst du dich? Du darfst dich nicht aufregen, weißt du. Du mußt dich beruhigen, ich muß dich zu beruhigen suchen. Also kein Salbadern mehr von meiner Dichtermajestät von Gottes Gnaden. (Welche Phrase!) Ein Schuster, der sein liebes langes Leben redlich sein Leder klopft, ist auch ein ehrenwerter Mann. Schließlich thut er mehr für die Menschheit als unsereins: er bringt die Menschheit wenigstens auf die Füße, während solch ein Poet sie am liebsten auf den Kopf stellte. — Du solltest dich wirklich auf mich stützen, mir zuliebe. — Dieser verdammte Meersand! Es ist ja wahrhaftig beinah wie in der Hasenheide. Ach, Fritz, unser guter, ehrlicher, treuer, verkannter märkischer Sand! Er ist ohne Schimmer, Römersteine und Venusmuscheln, aber dafür auch ohne schöngelockte, hehre melodische Göttinnen und Helden mit unsträflicher Seele. Und unter Kiefern wandelt man jedenfalls ungestrafter als unter Palmen. — Ach, Fritz, Fritz! unser lieber märkischer Sand und unsere schönen heimatlichen Kiefern — unsere freundliche, gutmütige Berliner Hasenheide! Im Augenblick wäre sie mir lieber als der Palmenwald von San Remo. Herrgott! dann kämen wir jetzt bald zu Mutter Lük. Du hast sicher auch als Junge, wenn es Sonnabends zum Turnen in die Hasenheide ging, abends mit deinen Eltern bei Mutter Lük Hühnerfrikassee gegessen: einen mächtigen Teller voll und kostete nur sechs gute Groschen und schmeckte wie Ambrosia und die ‚Weiße' wie Nektar. Leider gab es für mich stets nur eine Portion Götterspeise und nur ein Seidel Göttertrankes. Ach, Fritz, Fritz, Fritz — die guten alten Zeiten, die Kinderzeiten! Jetzt ist alles anders geworden. Jetzt giebt es keine Mutter Lük mehr, jetzt fährt man mit der Pferdebahn in die Hasenheide, jetzt hat sich auch die Hühnerfrikasseepoesie, wenigstens was die Quantität anbetrifft, sehr vermindert. Und die Portion kostet eine Mark! Was nun gar das Weißbier anbetrifft, so geht es mir heute damit wie mit meinen Gedichten aus jener früheren Periode: schauderhaft, lieber Freund! Aber damals waren sie schön."

„Wunderschön!"

„Ich lese sie dir später einmal vor. Aber du sprichst ja wieder wie ein vernünftiger Mensch. Wie mich das freut. Ja, Fritz, unser Berlin, Berlin und die Berliner! Ach, und die Berlinerinnen! — Doch da sind wir ja schon angelangt. Suchen wir nun in Gottes Namen das berüchtigte, in Musik gesetzte Gasthaus auf. Eines Fra Diavolo dürfen wir uns versichert halten. Es ist der Wirt selbst, er heißt Beppo, kennt weder Wasser noch Seife, züchtet Flöhe, prügelt sein Weib und stinkt nach Knoblauch. Bitte, beachte morgen, wie wahrheitsgetreu ich dir den Kerl geschildert. Was dagegen das Zerlinchen anbetrifft, so bin und bleibe ich skeptisch. Eccola!"

Sie klopften ein verschlafenes Individuum heraus, erhielten im obersten Stock ein Zimmer angewiesen, warfen sich angekleidet aufs Bett. Als Fritz an den tiefen Atemzügen seines Freundes merkte, daß er eingeschlafen, erhob er sich und trat ans offene Fenster. — Vor ihm stieg das Circekap auf, in einem Meer von Glanz, nicht einem Vorgebirge, sondern einer Insel gleich. Ihm war, als ob es von dem zauberischen Fels leise, leise zu ihm hinübersänge und -klänge: Maja! Maja!

— — — — — — — — — — — —

Als Fritz spät am Morgen erwachte, sah er Wilibald mit besorgtem Gesicht

über sich herabgebeugt. Des Dichters Mienen erheiterten sich sogleich.

„Du hast prächtig geschlafen. Wie fühlst du dich?“

„Ganz wohl. Aber — erschrick nicht — du wirst wohl nach einem Wundarzt schicken müssen.“

„Nach einem Wundarzt? Willst du dir Blutegel oder Schröpfköpfe setzen lassen? In Terracina? Welche Idee!“

„Ich wurde gestern an der Schulter verwundet, allerdings nur ganz leicht.“

„Ach, mein armer alter Junge, du phantasierst ja schon wieder. Nach einem Arzt will ich schicken. Aber ein Quacksalber wird kommen. Doch sei nur ruhig. Ich lasse keine Pillen, Latwergen und Purgationen an dich heran, die ich nicht selbst vorher hinuntergewürgt und ausprobiert habe. — Herrgott, dein Rock ist ja voll geronnenen Blutes!“

„Camillo hat mich verwundet.“

„Camillo!“

„Ich war gestern abend bei Maja — du weißt ja. Camillo belauerte uns und stieß mit seinem Messer nach mir.“

„Das ist ja eine überaus romantische Geschichte. Und die ist dir passiert? Schau! schau! — Aber laß uns schnell nach der Wunde sehen. Und davon hast du gestern kein Wort gesagt? Du bist ja der reine Mucius Scävola. Wir müssen den Rock aufschneiden; das thut man stets bei solchen Gelegenheiten. Wo steckt dein Messer?“

„Es wäre schade um den Rock. Er ist wirklich noch ganz gut und kann bei Spindler gereinigt werden. Ich will zuerst versuchen, ob es nicht so geht.“ — Und es ging.

„Aber wo ist denn deine Wunde? Ich sehe nicht einmal eine Narbe, und du — du scheinst ja wahrhaftig ohne Wunde in Ohnmacht zu fallen. Fritz! Menschenkind —“

Es war jedoch nur ein Anfall von Schwindel, der rasch vorüberging. Fritz sprang vom Bette auf.

„Dann traf Maja der Dolch!“ rief er außer sich und erzählte. Jedoch nur das Ereignis selbst, nichts als die Thatsache von Majas Verwundung. Aber für den Poeten war es genug, mehr als genug. Fritz schloß:

„Sie that keinen Laut und begleitete mich bis nach San Felice hinunter.“

„Damit Camillo dich unterwegs nicht ermorde. Vielleicht hat sie dir das Leben gerettet.“

„Vielleicht? — Gewiß!“

Wilibald bestritt es nicht. Er verfiel in Schweigen und tiefes Sinnen. Er war ein Poet, ein Poet von Gottes Gnaden; aber so etwas war ihm nie geschehen. — Unbegreiflich!

— — — — — — — — — — — —

Im Gasthaus zu Terracina herrschte eine Aufregung und ein Getümmel, als habe sich ein zweiter Fra Diavolo daselbst einlogiert und dem Wirt geboten: wenn ihm sein Leben lieb sei, seinem Gast auf Numero eins sofort ein englisches Frühstück servieren zu lassen.

Ein englisches Frühstück verlangte auch Wilibald. Seit einer Stunde hatte er geboten, aber niemand wollte sich von ihm gebieten lassen. Endlich riß ihm die Geduld.

Er wünschte den Wirt zur Rede zu stellen; er wünschte ein besseres Zimmer zu haben: das Staatszimmer des Hauses, „Nummer eins“.

Ein wohlhabender Poet kann das wünschen.

Der Kellner, ein hektischer Jüngling mit geölten Locken, zwar ohne besondere Leibwäsche, dafür aber mit einem fettigen Frack angethan, „bedauerte“: ein englischer Lord sei eingekehrt.

Der abenteuerlustige Dichter erkundigte sich sogleich tief interessiert nach Mylady.

Doch Mylord waren Junggeselle; Mylord kamen auf eigenem Segelschiff direkt von Capri, wo Mylord die Absicht gehabt, eine schöne Capresin zu Mylady zu machen. Aber Mylord hatten auf der ganzen Insel keinen Bauplatz gefunden, der Mylord konvenabel erschienen. So hatte er denn natürlich seine Verlobung rückgängig machen müssen. Nun befanden sich Mylord

von neuem auf einer Umschau nach einem Bauplatz und einer Mylady. Bedingung für den Bauplatz war, daß er auf einer Insel oder auf etwas Inselähnlichem liege; Bedingung für Mylady, daß sie Italienerin sei und Dialekt spreche. Da im Moment nach beiden Kaufobjekten unter den Söhnen Altenglands große Nachfrage war, so stand zu befürchten, daß —

Aber der Poet, in größter sittlicher Entrüstung, wollte nichts weiter hören.

„Ware, alles Ware!" murmelte er und begab sich in sein höchstes Stockwerk hinauf, um eine Stunde später dem Gasthaus zu Terracina in Extrapost verächtlich den Rücken zu kehren.

Fritz wanderte nach Neapel, Wilibald reiste nach Rom und von da mit dem direkten Zuge nach Berlin, in welcher Stadt sich schließlich ebensogut eine neue, vielmehr eine moderne Circe dichten ließ. Er begegnete ihr bei Kroll, wo sie sich dem Schwarm ihrer Verehrer jeden Abend in einer neuen Pariser Toilette zeigte. Sie trug Diamanten und wohnte in einer „herrschaftlich möblierten" Wohnung, wo sie nur Fürsten und Banquiers empfing, die letzteren jedoch lieber.

Ob auch einen wohlhabenden Dichter?! Da lag der Konflikt!

* *
*

Sie nun fanden im Thale die stattliche Wohnung der Kirke,
Schön von gehauenen Steinen, in weitausschauender Gegend.
— — — — — — — — — — — —
Schnell trat jene hervor, die strahlende Pforte sich öffnend,
Nötigte dann —

Es war fünf Jahre später, als eines sonnigen Frühlingstages ein junges deutsches Ehepaar mit dem Frühzug von Rom nach Frascati fuhr: Hochzeitsreisende natürlich. Dem jungen funkelnagelneuen Gatten (praktischer mäusegrauer, funkelnagelneuer Reiseanzug, breitkrempiger, schwarzberänderter, funkelnagelneuer Strohhut, funkelnagelneues Perspektiv — im Futteral —, funkelnagelneue Brille, Bädeker oder Gsell-Fels fehlend) war auf den ersten Blick der Gelehrte anzusehen, der Professor einer kleinen Universitätsstadt und zwar der ordentliche Professor (Privatdocenten haben meist etwas ausgesprochen Interimistisches, Hangendes und Bangendes, Harrendes und Hoffendes an sich). Er sah sehr gelehrt und sehr glücklich aus und schien sich noch immer in einer feierlichen Stimmung zu befinden, als wäre die ganze Welt die Kirche einer kleinen märkischen Stadt, in der er mit einer blonden deutschen Jungfrau, die in ihrem weißen Mullkleid, Schleier und Myrtenkranz, mit ihrem verklärten Antlitz wie eine griechische Priesterin aussah, ohne Unterlaß vor dem Altar stand, ohne Unterlaß die Orgel spielen, die Gemeinde singen hörte, ohne Unterlaß auf die verhängnisvolle Frage des guten alten Geistlichen mit übermäßig laut schallendem Ja antwortete und ohne Unterlaß das hingehauchte Ja seines Bräutchens vernahm. Denn daß sich der ordentliche Professor der Archäologie Doktor Fritz Schulz aus Berlin hatte kirchlich trauen lassen, konnte selbst ihn nicht wundern; dafür war Frau Professor Schulz eine geborene Minchen Müller aus Oranienburg.

Nein — schön war sie nicht; aber hübsch war sie, wirklich recht hübsch! So frisch und munter, so blumig und herzig, so blauäugig und rotwangig! Rot waren auch ihre Lippen: kirschrot und so schwellend! Ihr Mann, den sie bereits Männchen nannte, mußte ohne Unterlaß auf diese roten, schwellenden Lippen sehen. (Selbstverständlich ganz verstohlen und heimlich.) Und jedesmal wurde er selbst dabei rot (und das über das ganze Gesicht), denn jedesmal ertappte er sich bei dem Gedanken, daß er sie gar zu gern küssen möchte. Aber er wagte es nicht so recht, trotzdem sie doch eigentlich seine Frau, vielmehr sein Frauchen war, und Ehemänner doch bekanntlich das beste Recht haben, ihre Frauen zu küssen und zwar ohne dabei erröten zu brauchen. (Was anfänglich die Frauen thun dürfen, denn es steht ihnen reizend!) Doch die-

ser Neuvermählte gehörte zu jener Klasse von Ehemännern, die ihr Glück nicht zu „fassen“ vermögen, und das auch dann noch nicht, wenn bereits ein schreiender Zeuge dieses Glückes in der Wiege liegt.

Aber sie faßte es. Sie war so klug und weise, so pfiffig und gescheit, daß sie es ganz und gar faßte. Ihre blauen Augen glänzten von diesem Glück, es glänzte davon ihr ganzes rosiges Gesichtchen. Und wie es erst in ihrer Seele aussah! Dieser Frühlingshimmel Roms war nicht glanzvoller als der Himmel, den sie in ihrer Brust trug, und diese schmetternden Campagnalerchen jubelten nicht heller als in ihrem Herzen die seligen Stimmen: Du bist Frau Fritz Schulz, Frau Professor Fritz Schulz.

Selbst die Gewißheit, daß dieser Professor Fritz Schulz als Doktor Fritz Schulz eine „andere“ geküßt: solch ein braunes, wildes Geschöpf, das mit Gift und Dolch umgeht wie eine deutsche Hausfrau mit Stecknadeln, mit Butter und Mehl — sogar dieser schreckliche Schmerz schien in all dem sonnigen Glück dieses Frühlingsmorgens untergegangen zu sein. Er hatte es ihr „damals“ sofort gestanden. Was war's für eine schreckliche Stunde gewesen, wie hatte sie geweint und geschluchzt und dann nie wieder davon gesprochen. Aber als Beweis, was für ein kleines, kluges Frauchen sie war, mochte dienen, daß sie wußte, wirklich ganz genau wußte, wie er noch immer daran dachte. Nicht etwa, daß er sich gesehnt hätte, noch einmal auf italienisch zu küssen und geküßt zu werden — kein Gedanke daran. Es war etwas ganz anderes, etwas viel Ernsteres: der arme gute Mann bildete sich ein, er habe jenes braune Geschöpf zeitlebens unglücklich gemacht.

Hätte Fritz Schulz als Doktor Fritz ein deutsches Mädchen geküßt, so wäre seinem kleinen klugen Frauchen selbst Angst gewesen, daß er recht haben könne und daß sich das arme Geschöpf aus Liebe zu ihm langsam zu Tode gräme, während sie selbst, sein Minchen, sich von dem Treulosen herzen und küssen ließ.

Aber solche Schwarze, Wilde —

Doch ob Schwarze oder Blonde, solange er überhaupt noch an eine andere dachte: an irgend eine, solange war etwas faul im Staate Dänemark. Sie mußte daher als sein treues Weib und seine redliche Hausfrau mehr für ihn thun, als eigenhändig seine Chemisettehemden stärken und plätten, seine Strümpfe stopfen, seine Lieblingsgerichte kochen und den Staub auf seinem Schreibtisch abwischen — sie mußte auch in ihm alles in Ordnung bringen, aufräumen, abwischen und putzen und dann dafür Sorge tragen, daß es so blieb, wie sie es mit ihren rosigen, fleißigen Händchen zurechtgestellt und funkelhell gemacht. Als es hieß: Wir machen unsere Hochzeitsreise nach Italien — für ein archäologisches Ehepaar gehört sich das —, gab es ihr zuerst förmlich einen Stich ins Herz. Aber dann kam gleich ihre liebe Klugheit, schalt sie tüchtig aus und flüsterte ihr allerlei Weises ins Ohr. Und nun waren sie da: Mann und Frau. Und es war so schön, so herrlich, daß sich das kleine Frauchen, trotz ihrer ungeheuren Gescheitheit, zum mindesten wie im Paradiese vorkam.

Was ihr Männchen alles wußte! Er kannte in Italien jeden Stein, als hätte er in Berlin auf dem Kreuzberg gelegen, und es waren doch Steine darunter, die schon zur Zeit des abscheulichen Nero dagelegen und mit denen die Heiden vielleicht die ersten Christen gesteinigt.

Sie kamen in Frascati an, kämpften sich heldenmütig durch das Gewühl schreiender Kutscher, ließen sich, ohne aufzusehen, ein halb Dutzend Wagen bis dicht vor die Füße fahren, blieben auch bei der Hälfte des zuerst geforderten Fahrlohnes standhaft, stiegen durch die Vignen und Oliveten nach Frascati hinauf und gleich höher nach Tusculum, der zerstörten Stadt des Telegonus, Sohnes des Odysseus und der Circe.

Der Professor zeigte und erklärte seiner lieben Lebensgefährtin, wie gesagt, jeden Stein; doch sind von der alten be-

rühmten Stadt leider nicht viele Steine übriggeblieben. (Was das kleine kluge Frauchen nicht einmal allzusehr zu bedauern schien.) Nur als er von der Gründung Tusculums zu docieren begann, ward er verwirrt, stockte er, verstummte er.

Im griechischen Theater hielten sie Rast. Als zukünftige deutsche Hausfrau und vor jedem italienischen Gasthof schon der Tradition wegen dumpfes Grausen empfindend, hatte Frau Minchen ihr Körbchen mit allerlei guten Sachen gefüllt, die sie gestern abend in eigener Person in Rom eingehandelt, einen jeden ihr abgeforderten Lire mit der zehn dividierend. Es war furchtbar gewesen.

Trotzdem hatte sie die Apfelsinen, wie sich jetzt herausstellte, immer noch zu teuer bezahlt: denn bekanntlich wachsen in Italien die Apfelsinen wie bei uns die Äpfel, und welche gute deutsche Hausfrau zahlte auf dem Gendarmenmarkt in Berlin für einen gewöhnlichen Apfel einen Dreier?! Frau Minchen war daher etwas niedergeschlagen.

Als sie so auf den höchsten Sitzreihen des Theaters lagerten, kamen Fremde: ein Herr und eine Dame. Sie kamen auf Eseln, mit Führer und Bädeker, beide sehr elegant, beide sehr erhitzt.

Sie kamen also pflichtgemäß an, schlugen pflichtgemäß ihr Buch auf, schauten pflichtgemäß hinein, hörten pflichtgemäß auf die Erklärungen ihres Cicerone, schienen pflichtgemäß sehr entzückt zu sein.

„Das sind gewiß Engländer,“ flüsterte ehrfurchtsvoll das kleine kluge Frauchen. „Ach nein, es sind Deutsche. Fritz, es sind wirklich und wahrhaftig Deutsche!“ frohlockte sie plötzlich, als säße sie mit ihrem Männchen auf den Trümmern Karthagos und träfe am Rand der Wüste ihre allerbeste Schulfreundin, die elfte von zwölfen. Fritz brummte etwas in den Bart und machte zu ihrem schmerzlichen Befremden gar keine Anstalten, dem Landsmann um den Hals zu fallen.

„Wir sollten ihnen doch wenigstens einige Apfelsinen anbieten,“ meinte Minchen vorwurfsvoll. „Die Dame klagte, daß sie Durst habe. Darf ich nicht hingehen?“

„Meinetwegen. Nur suche nicht die besten aus; das ist gerade nicht nötig.“

Er faßte die Fremden nun ebenfalls schärfer ins Auge, sprang plötzlich auf, stürzte hin:

„Wilibald!“

„Fritz!“

„Du hier?“

„Mit meiner Frau. — Maria, das ist mein Jugendfreund Fritz. Du weißt: der Archäologe.“

„Ich bin ja auch mit meiner Frau hier!“ rief Fritz freudestrahlend und Wilibalds Gattin in einem fort wie einem seiner Studenten die fein behandschuhte Hand schüttelnd. „Seit acht Tagen verheiratet! — Minchen! Minchen! So komm doch!“

Sie war eines ordentlichen Professors ordentliche Frau, aber sie kam beinah angelaufen, so freute sie sich.

„Wilibald, das ist das Minchen — Minchen, das ist der Wilibald. Nein, diese Überraschung! — Minchen, so hole doch schnell die Apfelsinen. Frau Maria hat Durst, wie du weißt. Suche aber ja die besten aus.“

Auch Wilibald freute sich sehr und sah mit herzlichem Wohlwollen auf Minchen herab: das kleine kluge Frauchen mußte ja innerlich ganz verstört sein, so plötzlich dem berühmten Dichter gegenüberzustehen; noch dazu auf den Ruinen Tusculums. Er wußte noch nicht, daß das kleine Frauchen auch ein kluges Frauchen sei. Und es hatte doch noch keine Zeile von ihm gelesen. — Unbegreiflich!

Die beiden Freunde hatten sich lange nicht gesehen: das „Leben“ hatte sie getrennt. Wilibald war während der fünf Jahre ein beliebter Schriftsteller geworden, dessen Bücher in reicher Ausstattung erschienen, zwei Auflagen erlebten und in den Leihbibliotheken stark gelesen wurden. Die Recensenten anerkannten seinen „gewandten, glatten“ Stil. Übrigens hatte er als erklärter Anhänger der naturalisti-

schen Schule viele Gegner, und die Redaktionen der „Familienblätter“ wiesen ihn hartnäckig zurück. Er war bis jetzt nur ins Holländische übersetzt worden; doch wurde er kürzlich um biographische Notizen ersucht und zwar für das Konversationslexikon.

Seine Frau lernte er kennen, als er in einem „engeren Freundeskreise“ seine „Moderne Circe“ vortrug. Sie war die Frau eines „anderen“, hieß Marie, wurde von ihm jedoch trotz seiner realen Richtung als Maria besungen. Seine „Elegien an Maria“ bewirkten, daß die Dame sich von ihrem Manne scheiden ließ — ein Ereignis, das er in seinen Notizen für das Konversationslexikon als den bedeutungsvollsten Moment seines Lebens, als den „Beginn einer neuen Epoche“ bezeichnete, wobei er zweifellos weniger an sich als an die deutsche Litteratur dachte. Ob das Lexikon die schöne Stelle aufnehmen wird, ist abzuwarten.

Maria wurde sein Weib. Sie war schön, vornehm, elegant und kleidete sich mit feinstem, etwas kapriziösem Geschmack, der besonders in ihren Negligés zum Ausdruck kam. Sie sprach ein perfektes Französisch, spielte Chopin vom Blatt, schwärmte für die russische Litteratur, war eine fanatische Wagnerianerin, hatte nihilistische Sympathien und schenkte mit vollendeter Grazie Thee ein. Für Volksküchen und dergleichen Etablissements besaß sie kein Talent. Ihr Hochzeitskleid ließ sie in London arbeiten und trug statt Myrten Orangenblüten. Auf ihren neuen Visitenkarten stand: Frau Maria Wilibald Stein, geborene Freiin von Schöning. Sie liebte ihren berühmten Gatten am zärtlichsten, wenn er nicht seine Werke vorlas. Wilibald mußte mit solcher Frau gewiß unaussprechlich glücklich sein.

Die jungen Neuvermählten hatten sich in der Tiergartenstraße eine erste Etage gemietet, sie auf das zeitgemäßeste (Renaissancestil) einrichten lassen und beabsichtigten, ein Haus zu machen. Trotz seines unabhängigen Vermögens würde Wilibald fortan „verdienen“ müssen. Mit dem Lyriker war es daher für alle Zeiten vorbei, vielleicht auch mit dem Dichter.

Übrigens fuhr er sich nicht mehr durch die „Locken“, denn diese hatten am Hochzeitsmorgen unerbittlich fallen müssen. Seit diesem für seine Mannheit so verhängnisvollen Moment nannte er seine Maria zuweilen in anmutigem Scherz seine Delila. Ein wenig entschädigte ihn für die Einbuße seines Haupthaares sein seidenweicher glänzender (brillantine) blonder Vollbart. Vielleicht hing mit jenem schmerzlichen Verlust zusammen, daß er von nun an die römischen Elegien nur noch verstohlen las und mit dem Ausdruck seiner freien Individualität etwas vorsichtiger umging.

Aber — tu l'as voulu, George Dandin!

— — — — — — — — — — — — —

Nachdem die erste Freude vorüber, die ersten verworrenen Fragen hastig gethan und hastig beantwortet worden (keiner hörte darauf), besichtigte man in fröhlicher Gemeinschaft den Ruinenberg weiter.

Von dem höchsten Punkt des Hügels, an dem früher die Arx gestanden, wo jetzt ein Kreuz sich erhebt, genoß man einer wahrhaft erhabenen Rundschau über Gebirge, Ebene und Meeresküste.

Plötzlich rief Wilibald:

„Das Circekap!“

„Wo? wo?“ fragten beide Frauen aufgeregt wie aus einem Munde.

Wilibald zeigte es ihnen. Frau Minchen schrie vor Entzücken laut auf.

„Wie schön, wie wunderschön! Ach, Fritz, lieber, lieber Fritz, da möchte ich hin!“

Sie sah ihn mit ihren leuchtendsten, zärtlichsten, unschuldigsten Augen bittend an.

Eine beklommene Pause entstand. Wilibald hatte sich abgewendet, Fritz war erblaßt. Da fühlte er sich von seinem Frauchen umschlungen und hörte sie flüstern: „Erfülle meine Bitte: laß uns hin.“

Sie bat so reizend, so schmeichelnd, so unwiderstehlich — hätte er nein sagen können? Welch ein Gedanke! Nein und tausendmal nein!

So sagte er denn:

„Es ist von hier aus so nah, daß es schließlich eine Thorheit wäre, nicht hinzugehen. — Werdet ihr uns begleiten?"

Da Frau Maria hoheitsvoll schwieg, so gab der Gatte unter dem Eindruck von Fritzens Brillengläsern seine Zustimmung. Frau Maria blieb stumm und blaß; aber Fritzens kluges kleines Frauchen klatschte freudig in die Hände und rief:

„Wir reisen zur Circe!"

— — — — — — — — — — — —

Und wie bezaubernd war sie unterwegs, wahrhaft circeisch; sie kam aus dem Plaudern gar nicht heraus, und wenn sie schließlich doch damit aufhören mußte, weil sie fast immer allein sprach, so begann sie sogleich mit dem Staunen und Starren, dem Bewundern und sich Verwundern, dem Fragen und Klagen: sie war so schrecklich dumm und hätte gern so schrecklich klug sein mögen. Was wollte sie alles von ihrem schweigsamen Männchen wissen: die ganze Geschichte der Pomptinischen Sümpfe nebst den Lokalchroniken sämtlicher darin versunkenen vierundzwanzig „blühenden" Städte. Sie zeigte sich für gewisse famose archäologische Streitfragen so interessiert, daß sogar ein alter vertrockneter Hofrat ins Feuer gekommen wäre — um wie viel mehr ein junger verliebter funkelnagelneuer Professor. Lange Listen lateinischer Namen sind doch wahrhaftig kein probates Mittel, eine verstimmte Reisegesellschaft aufzuheitern. Aber was das kleine kluge Frauchen mit diesen Namen machte, welche Verwirrung sie damit anrichtete — es ist nicht zu sagen! Von dem verstörten Wilibald ließ sie sich Ninfa schildern: wie dieses „Pompeji des Mittelalters" unter Blumen und Epheu begraben liegt, und ihre blauen „sinnigen" Augen (eine neue Bezeichnung Wilibalds für die beiden leuchtenden Sterne) hingen an seinen beredten Lippen, daß selbst ein eingefleischter Schopenhauerianer gewisse abscheuliche Sätze aus der „Parerga" als Gotteslästerungen bezeichnet hätte, vollends ein ehemaliger Dichter von Gottes Gnaden und idealistischer Poet a. D. Dann wiederum forschte sie mit einer Fritz ganz beängstigenden Leidenschaft nach dem Leben und den Sitten der großen Welt, nach den Toiletten und Gewohnheiten der vornehmen Damen, nach Soiréen, Routs, thés dansant und jours fixe, daß eine wirkliche Excellenz mit solcher liebenswürdigen Unwissenheit erhabenes Mitleid gehabt hätte, von einer Frau Maria Wilibald Stein, geborenen Freiin von Schöning, gar nicht zu reden. Zuletzt befanden sich alle vier in der besten Stimmung.

Nun galt es, sie darin zu erhalten. Was da das kleine kluge Frauchen plötzlich für närrische Einfälle bekam — es ist nicht zu glauben! Fürchtete sie sich doch dermaßen vor Büffeln und Banditen, vor Schildkröten und Stachelschweinen, vor Wanzen und anderen winzigen Ungeheuern, daß sie fortwährend wie Espenlaub zitterte und unter Gespött und Gelächter beruhigt werden mußte. Vor jedem Esel stieß sie einen allerliebsten kleinen Schrei aus; vor jedem Campagnuolen versteckte sie sich in drolligster Todesangst hinter ihrem Männchen; jede Staubwolke hielt sie in der reizendsten Dummheit für einen pomptinischen Samum. Und wie sie über die Hitze jammerte! Frau Maria kam sich neben ihr wie eine Römerin vor, aber wie eine Römerin der Republik.

Doch unstreitig am entzückendsten war sie, als die Reisegesellschaft, wollte sie unterwegs nicht Hungers sterben, in einer pomptinischen Osteria Nahrung zu sich nahm. Wie sie da das Näschen rümpfte, die Äuglein verdrehte, vor Verwunderung und Entrüstung die Händchen zusammenschlug, schließlich aber doch herzhaft zugriff und auch die zweideutigsten Maccaroni für „wirklich delikat und eigentlich ganz köstlich" erklärte — es ist nicht zu denken! Wer konnte es dem ordentlichen Professor verübeln, daß er mehr als je bis über die Ohren in sein Weibchen verliebt war; wer mit dem Litteraten rechten, daß er in seinen geheimsten Naturalistengedanken Frau Maria schlechtweg Marie titulierte?!

Aber Frau Minchen merkte nichts davon — nein, nicht das Geringste! Auch als das Unerhörte geschah und Fritz Schulz, dieser funkelnagelneue Ehemann, eine höchst unsittliche Anwandlung von Eifersucht verspürte, selbst das merkte sie nicht. Hätte derselbe Fritz Schulz gewußt, wie ihr Herzchen heimlich bangte — aber woher hätte der das wissen sollen mit seiner scharfen Brille auf seiner gelehrten Nase.

Glücklich erreichten sie Terracina, nahmen in dem berühmten, von Auber komponierten Gasthaus Quartier, wo Minchen Eierkuchen buk und Frau Maria neue Toilette machte, und saßen früh am nächsten Morgen in einem Segelboot, bei schneller Meerfahrt auf tyrrhenischen Fluten dem leuchtenden Vorgebirge zutreibend.

Frau Minchen war außer sich vor Entzücken, einfach außer sich. Ihre Ekstase riß die anderen mit fort, hielt alle in unaufhörlicher Bewegung und Aufregung. Jetzt mußten sie hierhin schauen, jetzt durchaus dorthin; nun sollten sie zum Himmel aufstaunen, nun unter allen Umständen hinunter ins Meer; dann war es ein aufschnellender Fisch, eine weißgefiederte Möwe, ein wasserspeiender Delphin — im nächsten Augenblick am Strand eine einsame Palme, eine pittoreske Fischerhütte, eine heimliche myrtenumblühte Bucht, die um jeden Preis bewundert werden mußten. Die Schiffer wurden gebeten, alle ihre Lieder zu singen, schwermütige, sehnsuchtsvolle Barkarolen, die Wilibald der „Reizenden" in freie Verse übersetzte.

Zuletzt sang die Sirene gar noch.

Man kam zum Kap, man wußte nicht wie. Auf einmal lag in der Höhe San Felice vor ihnen, und über San Felice sahen sie, einer Fata Morgana gleich, einen schimmernden Palast mit Terrassen, Säulengängen, Freitreppen, Treibhäusern, Pavillons, von weiten Gärten und Anlagen umgeben.

Die kleine Gesellschaft saß starr vor Staunen. Doch Wilibald brach in ein homerisches Gelächter aus.

„Fritz, da wohnt der Engländer! Auf dem Circekap hat Mylord einen konvenablen Bauplatz gefunden und eine schöne Circesin geheiratet. Bei den Göttern Homers, das ist köstlich!"

Man frug die Schiffer; diese bestätigten alles.

„Die Felicesen, die haben Glück. Das hat ihnen ihre heilige Circea und ein Ketzer, ein Prussiano, gebracht. Der hat ihnen prophezeit, daß ein Inglese zu ihnen kommen würde, und der kam auch. Ein ganzes Schiff voll Gold brachte er mit. Für 360000 Scudi, bar ausgezahlt,* kaufte er den Berg und jeden Stein darauf. Dann hat er ein Mädchen aus San Felice geheiratet und sich das Haus droben gebaut. — Der Papst in Rom hat kein schöneres."

„Aus San Felice, sagt Ihr, war das Mädchen? Wie heißt sie?"

„Es ist eine gewisse — Welcher Christ kann den Namen behalten! Im Kalender steht er nicht."

Wilibald warf Fritz einen Blick zu, dessen Bedeutung dieser nicht verstand. Gerade fuhr das Boot knirschend an den Strand auf.

— — — — — — — — — — — —

Die Reisenden stiegen nicht nach San Felice empor, sondern begaben sich sogleich auf einer neu gebauten, herrlichen Felsenstraße, die an den Alabastergruben vorbeiführte, um das Kap herum nach Paolo. Sie fanden den Ort unbewohnt und in der köstlichsten Verwilderung. Unter der Carruba, deren Stamm die Rosen Lukulls unterdessen bis zum Wipfel hinauf umrankt, packte Frau Minchen ihren Reisekorb aus. Dieser enthielt unter anderen lukullischen Genüssen eine Mettwurst, bei welchem heimatlichen Anblick Wilibald in bacchantischen Jubel ausbrach. (Ein unpassendes Benehmen, das ein strenger Blick Frau Marias im Entstehen unterdrückte.) Dann schickte man sich an, den Fels zu ersteigen.

* Für diese Summe ging das Circekap vor einigen Jahren in den Besitz einer älteren Engländerin über, die einen jungen Italiener geheiratet hat, mit dem sie dort lebt.

Fritz konnte und wollte nicht heiter scheinen und blieb daher hinter den anderen zurück. Er litt. — Was war aus Maja geworden? Was aus dem Mädchen, das ihn geliebt und das er geküßt hatte? das sich für ihn hatte verwunden lassen und das ihm das Leben gerettet? Wenn sie gestorben wäre — elend umgekommen?! Wollte dieses Gespenst denn gar nicht von ihm weichen? Heute mußte er es bannen — für immer. Heute sollte es aus seinem Dasein verschwinden — entweder so oder so. Durch Gewißheit würde er Ruhe davor erhalten.

Deshalb war er hergekommen, auf einmal gar nicht begreifend, daß er nicht schon längst gekommen sei — allein. Als schweres Unrecht es sich vorwerfend, daß er erst jetzt kam — nicht allein. Wie, wenn er heute erfahren mußte, daß er noch immer mit einer schweren Schuld beladen lebte, mit einer Schuld, die er dann nicht mehr von sich werfen konnte — nie mehr; die dann unfehlbar sein Leben und früher oder später auch ein anderes Leben zerstören würde: das geweihte, heilige Leben seines jungen, ahnungslosen Weibes, das in kindlicher Freude aufgejubelt, als sie beide hierher ihrem Schicksal entgegengingen.

Da stand sie neben ihm, so plötzlich, daß er erschrak.

„Du denkst gewiß an Maja und an alles, was du hier erlebt hast. Auch mir ist ernst und feierlich zu Mut, und ich muß mir Gewalt anthun, es die beiden anderen nicht merken zu lassen. Ich wäre schon längst zu dir gekommen, aber du mußtest allein sein. Ich habe gar kein Recht dazu, jetzt bei dir zu sein."

„Du und kein Recht!"

„Gewiß nicht ... das hat in solchen Fällen keine Frau. Die Vergangenheit des Mannes gehört ihm allein an — ihm ganz allein. Schlimm für ihn, giebt er sie her. Heute fordert die Vergangenheit, die Erinnerung an Maja, ihr Recht an dir. Es thäte mir weh, wenn es anders wäre, wenn du darin so wie andere Männer dächtest, wie zum Beispiel dein Freund Wilibald. Hast du mir nicht erzählt, daß er Maja leidenschaftlich geliebt habe? Heute würde er es wie ein Verbrechen ableugnen, heute denkt er an nichts anderes, als sich um Gottes willen von seiner Frau auf keinem Gedanken an Maja ertappen zu lassen. Um ihr zu zeigen, daß die Vergangenheit ihm gar nichts mehr gilt, ist er heute doppelt zärtlich, geht er ihr heute keinen Schritt von der Seite, verrät er heute mit keinem Blick, daß er schon einmal hier war. Wenn du so wärest — ach, Fritz, es würde mich tief unglücklich machen. Ich habe es dir gedankt, daß du mich heute nicht geküßt hast. Du nimmst alles so ernst und streng — gerade so, wie es deiner würdig ist. Ich war nie so stolz auf dich, ich habe dich nie so herzlich lieb gehabt."

„Du bist so gut, so unaussprechlich gut!" stammelte Fritz. „Ich werde dir diesen Tag niemals danken können. Du weißt gar nicht, was du mir heute gethan hast. — Ach, Minchen, mir ist das Herz so schwer."

Sie faßte seine Hand, die er nicht wieder losließ.

„Ich glaube dir's, Fritz. Du sorgst dich, was aus Maja geworden sein mag. Ich muß auch immer daran denken. Fürchte nur nicht gleich das Schlimmste. Ich freue mich so herzlich, sie zu sehen und ihr zu danken; denn du weißt, sie hat dir das Leben gerettet."

Sie gingen Hand in Hand stumm nebeneinander her. Plötzlich sagte Frau Minchen:

„Wenn es Maja wäre, die der reiche Engländer geheiratet hat?! Es kam mir gleich in den Sinn. Auch dein Freund schien dem Schiffer ihren Namen nennen zu wollen."

„Ihr denkt beide unwürdig von diesem Mädchen," erwiderte Fritz ernst.

Sie kamen zum Hain und zur Grotte.

„Geh jetzt wieder allein, lieber Fritz," bat das kleine kluge Frauchen.

Aber Fritz wollte nicht.

Auch Hain und Grotte schienen verlassen zu sein. Keine Ziegen weideten

mehr, kein Hirtenknabe sonnte sich mehr — keine Maja sang. Unwillkürlich lauschte Fritz. Aber alles blieb still.

Der Hain war zu einer schier unzugänglichen Wildnis verwachsen. Mühsam durchdrangen die Reisenden auf labyrinthischen Pfaden die Dickichte und Blumenbüsche. Gerade blühte der Ginster. Von fern gesehen, schienen hier die Schätze der Circe zusammengehäuft zu sein, mit Juwelen durchschüttet. Den Freunden schlugen die goldigen Blütenzweige hoch über dem Kopf zusammen; sie zertraten blaue Lilien und purpurfarbene Cyclamen und jagten schillernde Palombas auf.

Der Pfad führte sie zur Grotte, deren Eingang die Äste des Myrtenbaumes und langes, von oben herabfallendes Caprifolium fast unsichtbar machten. Die Herren hoben den blütendurchstickten Vorhang auf, man trat ein.

Nur der Webstuhl und die Truhe waren fort, sonst war alles, wie es gewesen. Der Opferstein und die Alabasterkapitäle standen am alten Fleck, und Fritz sah sich unwillkürlich nach der campanischen Vase um. Ihm fielen die dürren Zweige und vertrockneten Ranken auf, mit denen die Grotte einmal zu einem Fest geschmückt worden sein mußte. Auch das Madonnenbild hatte man da gelassen — auch dieses war von verwelkten Blüten umkränzt.

Wilibald fand hier den Mut, sich von der Seite seiner Lebensgefährtin zu entfernen. Er ging an Fritz vorüber, warf diesem einen umflorten Blick zu und flüsterte mit erstickter Stimme:

„Sie war doch eigentlich ein göttliches Geschöpf. Ach, Fritz, und meine Gedichte aus jener Periode —“

Und er pflückte sich von Majas Madonnenbild eine verdorrte Blüte, den heiligen Raub schleunigst an seinem pochenden Herzen bergend.

Beim Fortgehen sagte Frau Minchen hoch aufatmend, und sie sagte es noch dazu ganz laut und energisch:

„Ach, Fritz, wie gut verstehe ich jetzt, daß du hier so ganz und gar verzaubert warst! Wäre ich ein Mann und hier bei Maja gewesen, es wäre mir sicher auch nicht anders ergangen, und ich hätte sie auch geküßt — wahrhaftig, das hätt ich!“

Frau Maria starrte das kleine kluge Frauchen sprachlos an; dann warf sie ihrem Gatten einen Blick zu, einen Blick —

Kannte die schöne Frau die romantische Geschichte vielleicht in einer etwas anderen Auffassung?

— — — — — — — — — — — —

Daß Gold Wüsteneien in Paradiese verwandeln kann und aus Felsen die Gärten der Hesperiden zu zaubern vermag, ward längst erwiesen. Unsere Reisenden wandelten auf dem homerischen Circekap durch die wundervollsten englischen Anlagen. Breite, mit schimmerndem Meersand bestreute Wege durchschnitten die Rasenflächen, die mit Boskets von Kamelien und Rhododendren, von Azaleen und Daturen bepflanzt waren, mit Gruppen seltener Koniferen, mit Cedern, Drachen- und Korallenbäumen. Auf dem hellgrünen Grunde leuchteten kostbare Blumenbeete, wirrten sich Rosenlabyrinthe, und ein Riesenblütenteppich breitete sich bis zum Rande eines Gehölzes mächtiger Korkeichen aus. Hügel waren hier abgetragen und an einer anderen Stelle aufgeführt worden, Schluchten ausgefüllt und vielleicht gleich daneben von neuem gegraben. Künstliche Felspartien, von Kaskaden durchrauscht, wechselten mit natürlichen Grotten, die ein magischer Schimmer erfüllte. Hier leuchteten Narcissen- und Stiefmütterchenfelder, dort dunkelte ein traumhafter Waldteich, statt des Schilfes von Papyrosstauden umwuchert, statt der Wasserrosen mit Lotosblumen bedeckt, statt der Wildenten von Flamingos, Reihern und schwarzen Schwänen bevölkert. Einer Wildnis mit herbeigeschafftem antikem Trümmerwerk folgte ein mächtiger Hain von Carruben, die einen griechischen Rundtempel von carrarischem Marmor umstanden, und aus einer Palmenanlage trat man in ein Columbarium. Überall die köstlichsten Ruhe-

plätze, die entzückendsten Ausblicke auf Vorgebirge, Küste und Meer, für jede Tages- und Jahreszeit berechnet. Die Reisenden überschritten Wiesen, auf denen Scharen weißer Hirsche lagerten, blumige, buschreiche Gründe, auf denen Fasanen und Pfauen nisteten. Dann schloß ein vergoldetes Gitter einen engeren Teil der Anlagen ab. Hier lag der Palast.

Respektvoll wollten sie umkehren, als sie ganz in der Nähe eine Frauenstimme schelten hörten, laut und leidenschaftlich. In demselben Augenblick trat ihnen bei einer Biegung des Weges die Dame des Hauses entgegen, von einem Troß Bediensteter gefolgt. Ein starker Patschuliduft ging ihr voraus.

Sie trug ein maisgelbes Atlaskleid mit langer Schleppe und einem Überwurf von goldfarbiger crêpe de Chine, einen prachtvollen Rubinschmuck, einen Pariser Façonhut, einen weißseidenen Sonnenschirm mit einem mächtigen Bouquet künstlicher Blumen darauf, Hackenstiefeletten und Handschuhe à la Sarah Bernhardt. Eine Kammerfrau brachte ein Bologneserhündchen und einen grünen Papagei, eine zweite Fächer, Kissen und Spitzenshawl hinter ihr her. Unter Anführung eines befrackten Haushofmeisters folgten zwei überreich betreßte Diener mit großen silbernen Theebrettern, auf denen in Silber, Gold und Krystall eine ganze Liquorista aufgestellt war: Limonade, Granita, Sorbett, Eiswasser, Gebäck. Die Dame zankte, der Papagei kreischte, der Hund bellte.

Die Dame war Maja.

Sie stand in der vollen Blüte ihrer Schönheit, nur daß sie fett zu werden begann und stark gepudert war. Trotz ihres Gezänks sah sie abgespannt und gelangweilt aus.

Die Fremden traten schnell beiseite. Beide Herren grüßten tief.

Mylady sah vornehm-lässig auf, streifte mit einem müden Blick die Reisegesellschaft, nickte gleichgültig, ließ sich den Fächer reichen und rauschte mit ihrem Gefolge vorüber.

„Aber sie ist ja wunderschön!" rief Frau Minchen bewundernd.

Frau Maria zuckte die Achseln.

„Das war Maja," sagte Fritz nach einer Weile ruhig; seine Frau trat schnell zu ihm.

Sie waren kaum eine kleine Strecke entfernt, als einer der Diener sie einholte.

Mylady ließ fragen, ob die Herrschaften sich nicht den Palast und die Treibhäuser ansehen wollten. Sie seien sehr schön.

Wilibald griff nach seinen Visitenkarten; aber seine schöne Frau sah ihn an, und der berühmte Mann zog seine Hand schnell wieder zurück. Auch hatte Fritz bereits mit höflichem Dank abgelehnt.

„Sie würde deine Karte kaum haben lesen können," erklärte Frau Maria die Bedeutung ihres Blickes.

Noch einen anderen guten Bekannten sollten sie sehen, aber nur aus der Ferne: Don Camillo Garzoli. In einem Kostüm nach der neuesten römischen Mode, ein kokettes Filzhütchen auf dem frisierten Kopf, ein Stutzerstöckchen schwenkend, eine Cigarette dampfend, schlenderte der schöne Herr, von zwei mächtigen dänischen Doggen umsprungen, quer über die Anlagen dem Platze zu, wo zweifelsohne Mylady Siesta hielt. Er pfiff eine Melodie aus der „Schönen Helena".

In Fritz stieg der Ekel auf.

„Fort von hier!" rief er heftig.

— — — — — — — — — — —

Auf dem Rückweg nach Terracina bekamen die schweigsamen und gedankenvollen Reisenden, ohne daß sie danach gefragt hätten, von den Schiffern noch allerlei über Mylord, Mylady und die englisch-staatlichen Verhältnisse des Circekaps zu hören.

Mylord befand sich viel auf Reisen, Mylady dagegen immer zu Hause.

Die Felicesen fühlten sich unter ihrer und Don Sebastiano Spagnuolos Herrschaft ungemein wohl.

Die beiden Mächte waren treue Verbündete.

San Felice sollte einen neuen Dom

und einige andere fromme Anstalten erhalten.

Don und Donna Garzoli waren reichbegüterte Vignenbesitzer weit, weit in Calabrien drunten.

Donna Carminella hatte einen jugendlichen Neapolitaner geehelicht. Sie soll eine „Partie“ gewesen sein.

— — — — — — — — — — — —

„Italiens Natur,“ docierte der Schriftsteller, „kann bei vollster Realistik der Darstellung, bei vollster Wahrheit nicht in zu glühenden Farben, nicht übertrieben geschildert werden. Sie ist eine Göttin! Italiens Volk dagegen —“

„Auch das Volk wird gewiß seine guten Seiten haben,“ meinte Frau Minchen und sah schüchtern zu ihrem Professor auf.

Dieser beugte sich über den Rand des Schiffes und starrte in die Wogen hinab. Nach einer langen Weile sagte er, sich aufrichtend:

„Wir kennen das italienische Volk zu wenig und wir verkennen es zu leicht. Da es anders ist, als wir es uns ausdenken, als man es auf unseren Kunstausstellungen gemalt sieht, so sind wir oft schon im ersten italienischen Gasthaus, das wir betreten, überzeugt, daß es ein unmoralisches Volk sei. Die Reiserouten sind auch nicht gerade die Orte, wo das Gute dieses Volkes sich aufdrängt — auch bei uns läßt sich das nicht behaupten —, und das Circekap ist schließlich auch nicht Italien.“

„Aber die Frauen hier sind durch und durch sittenlose Geschöpfe,“ sprach Frau Maria würdevoll das Urteil.

„Davon verstehe ich nichts, aber das glaube ich nicht,“ hatte Frau Minchen den Mut, der vornehmen Dame zu erwidern. „Aber warum sagt ihr nicht alle einfach, daß ihr die arme Maja verdammt? Ich finde das sehr, sehr unrecht von euch — von meinem Mann gar nicht zu reden. Denn wer von uns kann wissen, was in dieser leidenschaftlichen Seele vorgegangen sein mag, und wer von uns —“

Ein großer, erstaunter, seltsam aufleuchtender Blick ihres Mannes machte sie verstummen. Da brach das kleine thörichte Frauchen in Thränen aus.





Der Schauplatz des Waltharīliedes.

Von

August Becker.

II.

Drei Leichen schreckten den Frankenkönig nicht ab, zu weiterem Kampf zu spornen. Ekevrid, ein wegen Totschlags verbannter Sachse, nun Gunthers Mann, ritt auf seinem Schecken vor gen Walther, der kampfbereit seiner harrte. „Sprich, Unhold, bist du greifbaren Leibes oder ein trügerisches Luftgebilde? Ein Faun, ein Waldgeist scheinst du mir!" meint der Sachse. Darauf Walther hohnlachend: „Dein Kauderwelsch verrät den falschen Sachsen. Nur näher heran, und du magst dann deinen Landsleuten berichten, was für Gespenst und Teufel du im Wasgenwald gesehen." — „Gut, ich erprobe, was du bist!" ruft Ekevrid, den Eisenschaft schleudernd, der jedoch am harten Schild zerbricht. Walther schickt den Spieß zurück: „Dies giebt dir der Waldgeist (silvanus Faunus) als Geschenk wieder heim! Sieh zu, ob mein Geschoß nicht besser durchdringt!" Und in die Lunge getroffen, einen Blutstrom ergießend, sank todwund der Sachse; dessen Roß führte Walther rückwärts auf den Rasen.

(Hier wäre noch einzufügen, daß unweit des Wasgensteins, vom verrufenen Maimont und Heymichenthal, sowie Fulschenloch ganz abgesehen, der weite pfälzische Grenzforst, der „Faunwald" mit dem „Fauner Hof", sich über kühle Berge und feuchte Thäler legt. Schon die Römer bevölkerten den Wasgenwald mit Satyrn, und Faunus, der spukhafte Wald- und Weidegott, war ihnen Gemahl der Bona Dea i. e. Maja, welche darum auch Fauna heißt. Ihr Heiligtum war majæ mons, der Maimont überm Wasgenstein. — Ein dem Silvanus geweihter Altar stand in der „Eishohl", nahe den Gerichtsstühlen des Wormsgaues, im Stumpfwald und anderwärts auf den Vogesen. Noch in der Merowingerzeit verehrten die Franken solche Faune, Baum- und Waldgeister, Waldschrate, worüber Grimms Mythologie Aufschluß giebt. Sie kommen im Laurin und Wolfdietrich unter dem hübschen Namen „Waldluder" vor. Auch Burkard von Worms gedenkt noch der Faune, und in meiner Heimat ist der Name „Waldteufel" besonders für große menschenähnliche Affen gebräuchlich.)

Hadwart war der fünfte Kämpe am Wasgenstein, und der besten einer, was ihm wohl bewußt war. Denn mit einiger Aufgeblasenheit bat er sich vom König zum voraus den schön bemalten Schild Walthers aus, den er ohne Speer, mit dem Schwert allein besiegen wolle. Da die Leichen seinem Rosse den Weg versperrten, sprang er aus dem Sattel, was Walther rühmlich fand, worauf jedoch Hadwart schalt: „O, schlaue Schlange, du weißt Pfeilen und Geschoß auszuweichen, liegst als Viper zusammengerollt im Neste. Doch jetzt gieb den bemalten Schild heraus, der mir vom König ge-

währt ist — er gefällt mir sehr. Und sollt ich selbst fallen, dort meine Freunde und Blutsverwandte lassen dich nicht entrinnen, wolltest du dir auch Federn zaubern, um dich als Vogel aufzuschwingen." — „Meinen Schild laß ich nicht!" entgegnet Walther unerschüttert. „Er hat mich geschirmt, Wunden für mich empfangen; und wie nützlich er mir ist, magst du heute noch sehen. Dankst du es doch ihm, daß du überhaupt mit Walther noch reden darfst." — „Nimm dich in acht, daß meine Rechte dir nicht die bergende Schutzwehr der Mauer benehme." — „Und du magst bedenken, wie du mit der Linken die Nabelspitze meines Schildes festhältst und seine elfenbeinerne Handhabe mit Leim an den Fingern umklammerst." — „Du wirst ihn lassen müssen! so leg freiwillig die Last ab, die du von den Hunnen bis hierher geschleppt. Und nicht bloß den Schild, auch Roß, Schatz und Maid!" — Dies heischend, zog Hadwart das Schwert zum heißesten Kampf; Walther wehrte mit dem treuen Speere ab. Es war ein schweres Ringen. So jäher Streich, so gellender Schlag, so helles Klingen auf Helm, Brünne und Schild war im Wasgenwald noch nicht vorgekommen (stupuit Vosagus). Hier funkelt das kecke Schwert, hier leuchtet der scharfe Speer wie sich kreuzende Blitze. Staunend hören und sehen die Franken den heißen Kampf des Unermüdlichen, bis der Wormser sich zum entscheidenden Streich erhob. Walther jedoch, den Hieb auffangend, schlägt dem Gegner die Klinge aus der Faust, daß sie ins Strauchwerk saust. Da Hadwart zur schimmernden hineilt, bleibt ihm Walther auf der Ferse: „Wohin fliehst du? Nimm hin den Schild!" und schmettert ihn damit nieder. Über dem Gestürzten dröhnt mächtig der Schild. Walther aber säumt nicht, setzt dem Besiegten den Fuß auf den Nacken und spießt ihn mit dem Schildnabel auf dem Boden fest.

Jetzt stellt sich Patavrid, Hagens Schwestersohn, zum Kampf. Der Ohm bittet und warnt: „Was beginnst du? Sieh den grinsenden Tod. Steh ab! Schon festigen die Nornen das Grabseil!* Dich trügt dein junger Mut — ihm bist du nicht gewachsen!" — Jedoch ruhmsüchtig, achtet der Jüngling nicht der wohlgemeinten Mahnung. Da jammert Hagen (der seither ruhig, teilnahmlos und gelassen beiseite gesessen war und bekanntlich im Nibelungenlied den verderbenbringenden Hort im Rhein versenkt) ob des schnöden Durstes nach Gold, das selige Geister besser in den Rachen der Hölle zurückstoßen. „Da muß ich auch der Schwester liebsten Sohn blindlings in den Tod reiten, zur Schattenwelt hinuntersteigen sehen. Weh mir, teurer Neffe, welche Kunde muß ich deiner Mutter, deinem eigenen jungen Weibe heimbringen?" Und bei der Klage fließen Hagens Thränen. „Fahr wohl auf lange!" wiederholt er mit Schluchzen. — Walther hatte des Freundes Klage wohl von fern vernommen, und sie schnitt ihm ins Herz, so daß er gerührt zu dem Ansprengenden sagte: „Nimm unseren Rat an, tapferer Junge, spare deine Kraft für bessere Thaten. Sieh hier so manchen erschlagenen Helden. Steh ab, du thätest mir leid!" — „Was geht dich mein Tod an, Blutgieriger; ficht und schwatze nicht!" ruft Patavrid und schleudert den knorrigen Spieß, der, von Walther beiseite geschlagen, mit sausender Wucht in die Felshöhle (in castrum) klirrt bis zu den Füßen Hiltgunts, die, vorsichtig und besorgt aus der Schluft nach ihrem Helden ausschauend, nach Frauenart erschrocken aufschreit. Weitere Mahnung nicht achtend, stürmt der junge Franke mit dem gezückten Schwert wütend heran, so daß Walther schweigend, zähneknirschend, schäumend wie der gehetzte Eber sich schirmt. Endlich holt Patavrid mächtig aus. Walther duckt sich in die Knie, springt aber auf, da jenen die Wucht des Streiches zu Boden reißt, und stößt

* So glaube ich die klassische Reminiscenz aus der Äneis: „en ultima Parcæ fila legunt", deutscher Vorstellung entsprechend, wiedergeben zu dürfen; denn solche mythische Beziehungen sind von Ettehard herübergenommen, wenn sie sich mit geläufigen Anschauungen deckten.

zu. Durch das Lederkoller getroffen, entflieht dem Neffen Hagens die junge Seele zur Unterwelt und läßt den Leib den Tieren des Wasgenwaldes.

Ihn zu rächen, sprengt Gerwig, der Graf des Wormsgaues, über die den engen Felssteg verlegenden Leichen, wirft die zweischneidige furchtbare fränkische Streitaxt, daß Walther sich eben noch mit dem Schilde decken konnte, um zurücktretend seinen treuen Speer zu ergreifen, indes er sein blutiges Schwert in den Wasen steckt. Kein Wort fällt, nur Streich für Streich. Im furchtbar langen Kampf ficht der um Blutrache, der für sein Leben. Walther führt den längeren Speer; von Gerwigs Roß ermüdend umkreist, lüpft er endlich des Gegners Schild, rennt ihm das Eisen in die Lenden und haut dem mit einem Aufschrei Stürzenden das stolze Haupt ab.

Da zaudern die Franken und bitten König Gunther, abzulassen vom Streit. Er aber zürnt: „Ihr Helden wollt, daß ich so ruhmlos aus dem Wasgenwald weiche, als Geschlagener verspottet in Worms einziehe?! Erst galt es sein Gold, jetzt sein Leben. Tod heischt Tod, Blut **sein** Blut!" Entflammt vom Königswort, sucht einer dem anderen zuvorzukommen auf dem engen Pfad, als wollte jeder der erste sein im Tod. Doch der schmale Steg gestattet nur Einzelkampf. Indes hatte Walther den Helm gelüftet, an einen Baumast gehängt und sog Waldluft ein.

Schon ist Randolf auf hohem Roß an ihm, nach Riesenart mit der Eisenkeule Walthers Brust treffend. Doch widerstand der Harnisch, Wielands Meisterwerk (Welandia fabrica. Im angelsächsischen Fragment heißt Walthers Schwert Velandes geworc). Gefaßt hält Walther den Schild vor; den Helm zu holen, war es zu spät, so daß Randolfs Schwert ihm zwei Locken vom Scheitel haut. Beim zweiten Hieb bleibt jedoch die Schneide im Schildrand stecken, so daß Walther, blitzschnell zurück- und wieder vorspringend, ihn vom Gaule reißt, zu Boden drückt, ihm den Fuß auf die Brust setzt. „Die Glatze kostet dir den Kopf! Nimmer sollst du deinem Weibe hiervon prahlen!" Und wieder fliegt nach Recken Brauch ein Feindeshaupt.

Jetzt wirft Helmnot hastig den tückischen Dreizack am Seil, das rückwärts die noch übrigen Freunde halten. Und schlangengleich greift das sausende Wurfgeschoß in den sich spaltenden Nagel des Schildes. „Paß auf, Kahlkopf, das ist dein Ende!" schreit Helmnot dem Aquitanier zu; und die Franken, da selbst der König mit angreift, zerren mit Wucht und hellem Jubelschrei, daß der Bergwald hallt. Doch wie die Waldesche fest steht Held Walther, ob auch die letzten vier, Trogus von Straßburg, Tannast von Speier, König Gunther selbst an Hagens Stelle und der edle Helmnot lärmend ihm so den Schild zu entreißen suchen. Endlich ward Walther wild. Den Schild läßt er fahren, springt barhäuptig, wutfauchend an den Feind, spaltet mit dem Schwert (framea) dem edeln Helmnot Helm, Haupt, Nacken und Brust mit einem Streich und wirft sich dann auf Trogus, der im Seil verwickelt sich losmacht und nach seinen Waffen rennt. Walther ihm nach, haut ihm beide Waden ab und nimmt ihm den Schild weg. Der Wunde rafft einen mächtigen Stein auf, den so hart nach Walther werfend, daß er den eigenen Schild zerschmettert, worauf er nach seinem Schwert im Rasen kriecht. Noch glaubt er nicht an der Todesgeister Lachen (manes ridere) und beginnt ein trotzig Straßburger Schelten: „Zufall, nicht Tapferkeit gab dir Sieg. Hol dir einmal zum Schild die Klinge!" — „Ich komme schon!" entgegnet Walther flugs und schlägt dem unverdrossen Hauenden die Rechte ab, als Tannast, der Speierer, mit aufgegriffenen Waffen, gleich dem König, noch den Todesstreich vom Haupt des Freundes wehrte. Unwillig kehrt sich Walther gegen ihn. Mit abgehauener Schulter, durchstochener Seite und einem Todesgruß (ave!) auf den murmelnden Lippen haucht der Speierer die Seele aus. Da stößt Trogus verzweifelnd trotzig-

bittere Schmähungen aus. — „So stirb und fahr zur Hel! Meld den Genossen, wie du sie gerächt!“ Mit diesen Worten greift Walther ihm in die goldene Halskette und erwürgt ihn.

Da lagen Freunde und Genossen hingestreckt im Sand.

Aufseufzend floh der König auf Rosses Rücken zu Hagen, bitterlich weinend und flehend, ihn zum Kampf zu bewegen. Der aber entgegnet grimmig: „Mich hindert der Ahnen Ruhmlosigkeit; das kühle Blut hat mir den Mut gelähmt! Mein Vater sah erbleichend Speere glänzen und schwatzte statt zu streiten. So sprachst du vor anderen, mein König. Mein Schwert bleibt in der Scheide!“ — „Laß ab von dem Grolle!“ bat der König weiter. „Mit reicher Gabe will ich mein Wort sühnen. Nimmer verwindet Frankenland den Schimpf, daß es heiße: der Franken ganzes Heer von dem einen fremden Mann erlegt!“

Der grimme Hagen saß und sann, gedachte der dem Jugendfreunde Walther einst gelobten Treue. — Endlich, endlich, da der unselige König die Arme bittend zu ihm aufhob, ist er überwältigt: „Wohin du mich rufst, Herr, die Lehnstreue heißt mich folgen. Doch hier hieße es ein Sprung ins offene Grab. So lange Walther die Felsburg innehält, schickest du vergebens der Franken ganzes Heer gegen ihn. Jetzt, wo dich Schmerz und beschämte Ehre drücken, sinne ich nach, wie zu helfen. Nicht wegen des erschlagenen Neffen bräche ich ihm die Treue, nein, um meines Königs und Herrn willen werde ich ihn bestehen. Laß uns also abziehen von hier, auf jener Bergwarte im Hinterhalt lauschend die Rosse weiden. So wird er uns gewichen wähnen und die sichere Burg verlassen. Ihm folgend, greifen wir ihn im offenen Feld an. Dann kannst du nach Lust mit ihm kämpfen — ausweichen wird er nicht.“

Den schlauen Rat fand der König gut, umarmte und küßte seinen Mann, ritt mit ihm hinweg nach sicherem Hinterhalt auf einer Berghöhe des Wasgenwaldes, wo beide ihre Rosse frei im erquickenden Berggrase weiden ließen.

(Damit fand Walther vorläufig Ruhe. Bis zum Sonnenuntergang hatte der Kampf am Wasgenstein gedauert. Entscheidung sollte erst der andere Tag an anderer Stelle bringen, die hier zum erstenmal nachgewiesen werden wird. Der Wasgenstein diente nach dem heißen Tage dem siegreichen Helden und seiner Braut nur noch zur Nachtrast.)

Denn im Westrich war unterdes die Sonne gesunken.* Die Nacht brach ein. Überlegend stand Walther, der weise junge Recke, ob er bei tiefem Schweigen in der sicheren Feste verweilen oder der öden Wildnis sich anvertrauen dürfe. Die Sorge vor neuen großen Beschwerden machte ihm heiß. Nur Hagen scheute er, und es verhieß nichts Gutes, daß den der König umarmt und geküßt. Vielleicht kehrten sie morgens mit frischer Mannschaft zurück, wenn sie nicht bereits im Hinterhalt lagen. Auch graute dem sonst Furchtlosen vor dem unwegsamen, unbekannten Wald mit seinen unheimlichen Kreuzwegen, da er, an rauhen, von Dornicht umzogenen, durch wildes Getier gefährdeten Orten umherirrend, leicht die junge Braut verlieren konnte. Alles erwogen, beschloß er, am sicheren Platz bis morgen auszuharren. „Der stolze König soll nicht sagen, ich sei heimlich bei Nacht und Nebel über die Grenze seines Landes entwichen.“

Zuerst hieb er nun ringsum Strauchwerk und Dornen vom Hang und umschloß den engen Weg mit stachlichtem Verhau. — Bitter aufseufzend, wandte er sich dann den Leichen der Erschlagenen zu und fügte, bevor er sich in der einladenden Stille zur Ruhe begab, jedwedem Rumpfe sein Haupt wieder an. Dann warf er sich im feierlichen Schweigen der Nacht kniend zur Erde, das blanke

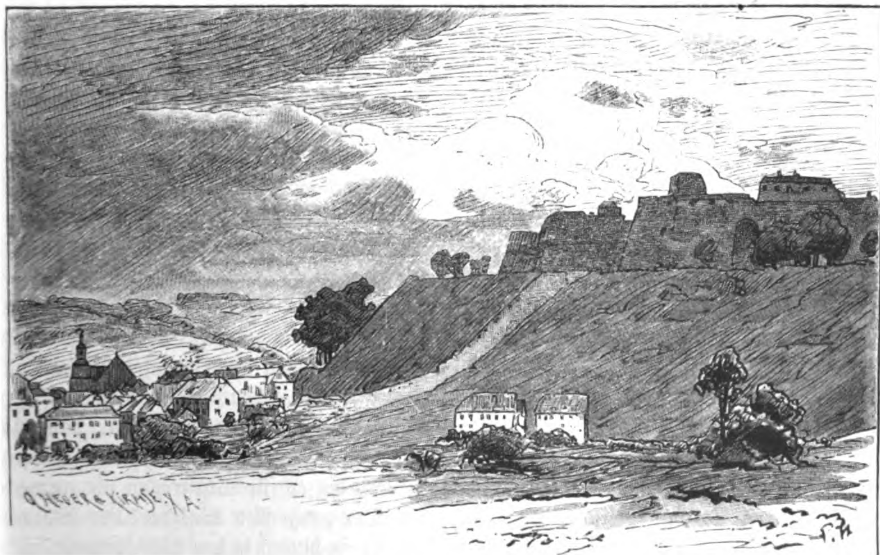
* Der dichtende Klosterschüler von St. Gallen verwendet bei Beschreibung der Sonnenauf- und Untergänge klassische Reminiscenzen, und sein geographisches Wissen läßt Phöbus das bekannte Thule (notum Thilen) streifen, hinter Schotten und Hiberern die Wogen des Oceans erwärmen und die Abenddämmerung über ausonischen Ländern leuchten.

Schwert haltend, und betete, gen Osten gewandt, inbrünstig also: „Dir, o Schöpfer der Dinge, dem alles Lenkenden, ohne dessen Willen nichts geschieht, sage ich Dank, daß du mich schirmtest vor den Geschossen ungerechter Feinde. Verleih, ich flehe mit bedrücktem Gemüt, o gütiger Gott, der du die Sünde — nicht den Sünder verderben willst, daß ich alle diese dereinst im himmlischen Sitze wiedersehen möge!"

Von den Knien sich erhebend, widmete sich der fromme Held sofort dem Notwendigen, trieb die sechs Pferde ein, die neben den umgekommenen und vom König mitgenommenen noch übrig waren, fesselte sie mit Weidenruten und dachte jetzt erst an die eigene Erschöpfung. Er löste seine Rüstung, sprach der zaghaften Braut freudig Trost und Mut zu, erquickte sich durch Speise und Trank und legte sich dann auf den Schild nieder zum ersehnten Schlummer. Während des ersten Schlafes blieb der Jungfrau die Wache, ihm selbst bei beginnendem Tag und erneuter Gefahr.

Und er schlief. Hiltgunt saß ihm zu Häupten in einsamer Bergnacht; die eigene Schlaftrunkenheit bezwang sie mit Gesang und Liedern. (Was mag sie gesungen haben, die burgundische Königstochter, nächtlicherweile auf jener Rast am Wasgenstein?) Nach kurzem Schlaf erhob sich Walther, seine Ruhe unterbrechend, und hieß die Jungfrau schlummern. Rüstig griff er zum Speer, brachte die übrige Nacht auf denselben gelehnt wachsam zu. Vor dem Wasgenstein wandelte er auf und nieder, bald nach den Rossen sehend, bald über die Umwallung spähend. Sehnlich wünschte er, daß der Tag anbreche.

„Diese Schilderung der Nacht," sagt Jakob Grimm (S. 98 seiner Ausgabe), „in welcher Walthari die Häupter der von ihm erschlagenen Feinde mit den Leichnamen zusammenfügt und in feierlicher Stille für ihre Seelen betet, dann wie Hiltgunt und er Wache halten, gehört zu dem Erhabensten, was unsere alte Poesie aufzuweisen hat. In jener Feier, zumal der Schwertentblößung beim Niederknien, ist noch heidnischer Anstrich."



Die Festung Bitsch im Elsaß.

So Grimm. Und in der That, so echt christlich die Erscheinung des betenden Helden, macht dieses Flehen bei entblößtem Schwert dort in der Nacht am Wasgenstein den Eindruck eines Gebetes an

Walvater um Aufnahme der Erschlagenen in Walhalla. Der Götter Sitz war zwar im Norden, und dahin wandten unsere Vorfahren das betende Antlitz, wie denn auch die alte Kultusstätte des „Maimont“ dem Wasgenstein nördlich gegenüberliegt. Die christliche Wendung des Hauptes nach Osten beim Gebet lag dem mönchischen Umdichter nahe genug, und der Schwertgriff bildet die Figur eines Kreuzes. Jedoch die Anfügung der Häupter an die Leichname der Erschlagenen scheint aus der alten Vorlage der Waltherdichtung stehen geblieben zu sein und ist echt heidnisch.

Nach altem Germanenglauben erstanden die Helden nicht bloß in Walhalla, sondern kehrten, wie die Edda mehrmals bezeugt, aus dem Grabe wieder. Als Sigruns Magd zu Helgis Grabhügel ging, sah sie am Abend den erschlagenen Helgi mit großem Gefolge heranreiten. „Nicht Sinnentrug ist's,“ sagt er der Bestürzten, „sondern den Helden ist Heimfahrt gegönnt!“ — Auch jenes Wort von Sigurds Witwe gehört hierher: „Gedenke, Sigurd, was wir sprachen, daß du kommen wollest, Kühner, zu mir aus der Halle der Hel, mich heimzuholen!“ — Während des „Kampfes der Hedninge“ ging Högnis Tochter, die Walküre Hilde, zum Walplatz und weckte die Toten alle, so daß sie wieder mit kämpften. Alle, die da fielen mit Schwertern und Schilden, wurden zu Steinen, kämpften aber, da es tagte, wieder mit; so bis zur Götterdämmerung. — Und die Steine am Felsgrat des Maimont überm Wasgenstein heißen: „Das alte Heer!“

* * *

Wie Hagen „ûfem schilde vor dem Wasgensteine saz, dô im von Spanie Walther sô vil der friunde sluoc“, haben wir gesehen. Der Hauptkampf jedoch, mit Hagen und Gunther zugleich, der jenem Zähne und Auge, diesem das Bein, Herrn Walther selbst die starke Rechte kostete, fand **nicht** am Wasgenstein, sondern an einer entfernteren Stelle auf der Heerstraße ins Westrich statt. Das Waltharilied selbst verlegt diesen Entscheidungskampf von der Felsburg hinweg an einen anderen Punkt, den der Dichter zwar nicht so anschaulich und greifbar, doch deutlich genug schildert. Die Stelle kann um so bestimmter und überzeugender nachgewiesen werden, als hier mit einemmal die historische Tradition, die Volkssage und — mit unverkennbarer Beziehung — ein untrügliches, seither nur völlig verkanntes Steinzeichen, ein Denkmal von fast ewiger Dauer eintritt, dessen uralter Name schon zum Beweise mit dient.

Der Wunsch, einmal auf diese noch unbekannte Örtlichkeit aufmerksam zu machen, den Blick germanischer Forscher dahin zu lenken, hat mich zumeist zu diesen Wasgenbildern veranlaßt. Jedenfalls darf mein Nachweis als ein nicht allzu belangloser Beitrag zu der lange schwebenden Frage über die Örtlichkeit einer unserer schönsten Heldensagen erscheinen, zumal ich in der Lage bin, ziemlich vollständige Auskunft geben zu können.

Mönch Ekkehard erzählt im Waltharius in seiner knappen Weise den Aufbruch des Helden mit der Braut und Beute aus der sicheren Felsburg. Nach einer Strecke Wegs habe die rückschauende Maid verzagend die Verfolger erkannt. Diese Wegstrecke „mille fere passus“* wurde seither stets dem Wortlaut, doch nicht dem Sinne nach mit „ungefähr tausend Schritte“ übertragen. Aber Ekkehard gebrauchte diese römische Bezeichnung für eine meilenweite Entfernung, weil ihm der lateinische Wortschatz für die altdeutsche rasta, d. i. Rast, keine andere gewährt. Er hätte denn zu einer wortreichen Umschreibung greifen müssen, die er für Wegstrecken nie anwendet. Der ganze Ritt Walthers von Worms den Rhein hinauf in den Wasgenwald füllt bei ihm die Hälfte eines Hexameters.** Mille passus ist den Römern allgemein der Ausdruck für eine Meile. Da nun der römische passus die Doppellänge unseres Schrittes maß, giebt schon deshalb

* Vers 1208. ** Vers 489.

die wörtliche Übertragung kein richtiges Bild der Entfernung. Die „tausend Schritte“ sind also aus künftigen deutschen Ausgaben zu tilgen.

Wie schon Adolf Bacmeister in den „Keltischen Briefen“ beiläufig beklagte, hat der Deutsche seine alte rasta für die römische „Meile“ — mille — dahingegeben. Das germanische Wegmaß umfaßte eine längere oder kürzere Strecke, die große Rast etwa sechs, die kleine Rast vier Wegstunden. Ich folgere dies aus einer Stelle der „Weltchronik“ Rudolfs von Ems, jenes Dichters aus der späteren Hohenstaufenzeit, dem wir auch „Barlam und Josaphat“ verdanken, ein Lieblingsbuch auf elsässischen Ritterburgen noch im sechzehnten Jahrhundert. Dort ist nämlich die — dreizehn bis vierzehn Wegstunden betragende — Entfernung der Silberbergwerke bei Markirch von Straßburg mit „über cleiner raste dri“ angegeben. Nun gab es auch eine halbe Rast von etwa drei Wegstunden; ihr entspricht noch heute die schwedische Landmeile, aber auch die Lage der durch Natur, Menschenhand, Namen und Überlieferung gekennzeichneten Stelle, wo der Entscheidungskampf des Walthariliedes stattfand.

Unser Held mußte vom Wasgenstein herunter die Seitenschlucht hinausreiten, um da, wo heute Obersteinbach unter den Felsen der kleinen Arnsburg und der Ruine Lützelhard liegt, die Heerstraße ins Westrich zu gewinnen. Anderen Weg gab es nicht für ihn; so dachte sich auch der Dichter seine Weiterfahrt über den Vosagus. Unter den Felsen des Florenberges und der genannten Ruinen tritt der Paß auf der Bitscher Grenzmarke nach Lothringen ein und zieht durch tiefen Forst, feuchten Wiesengrund nach der erst 1135 gegründeten Abtei Stürzelbronn. Herzöge von Lothringen sollen da begraben sein; Herren von Wasgenstein, Fleckenstein, die Puller von Hohenburg und Grafen von Bitsch sind es. Schon 1525 vom Wasgauer Kolbenhausen ausgebrannt, bieten heute die Ruinen, von einer Gruppe leichter Häuschen umgeben, im tiefen Wiesengrund, wo die vom „Erlenkopf“ und „rauhen Eck“ herabrinnenden Bäche zusammenfließen, inmitten der Einsamkeit des Wasgenwaldes ein gar friedliches Bild. Weiter zieht die Heerstraße am Bach hinan zur Erlenwiese durch das Windthal zur niederen waldigen „Wasichenfirst“, auf welcher im dichten Grenzforst hart am Weg — eine Stunde hinter Stürzelbronn, noch zwei Stunden östlich von Bitsch — der kleine Weiler „Herzogs Hand“ am sanften Abhang steht. Wald und Wasentrift, sandige Heidestrecken und feuchte Bruchwiesen, Gebirgsweiher und Eberpfuhle, aus denen nach West und Ost abrinnende Bäche sich entwickeln, umgeben den einsamen Ort auf der wenig hervortretenden Wasserscheide der Vogesen,* wo wir den Schauplatz des letzten Entscheidungskampfes zwischen Walther von Aquitanien und dem Gegnerpaar Hagen und König Gunther zu suchen haben werden.

Kehren wir indes zum Schlußinhalt unseres Liedes zurück.

Die Nacht war verflossen, der Tag dämmerte, der Tau lag auf Gras und Laub am Wasgenstein. Da nahm Held Walther den Leichen der Besiegten Waffen und Geschmeide ab, Brünne, Helm, Schwert, Spange und Gürtel, belud damit vier Rosse, hob die Braut auf das fünfte und stieg selbst auf das sechste. Vorsichtig spähend, ritt er aus der Umwallung (jenes Felsmantels am Wasgenstein) und horchte auf dem engen Abstieg mit gereckten Ohren auf Hufschlag und Geflüster, auf den Klang der Roßzügel, sah mit klaren Augen ringsum. Doch war alles still. Die Lastgäule und Hiltgunt voranlassend, kam er mit dem Roß, welches die Goldschreine schleppte, gewappnet hinterdrein. So ging der Zug weiter auf der Heerstraße eine gute Strecke.

Eine halbe Rast etwa hatten sie zurückgelegt, als die Jungfrau — mit dem zaghaften Gemüt des schwachen Geschlechtes — umschaute und von der Anhöhe her-

* Es ist ein Plateau. Einige sprechen von der „Vogesen Ebene“ zwischen Bitsch und Stürzelbronn.

unter zwei Reiter nachsprengen sah in scharfem Ritt. Erbleichend mahnt sie zur eiligen Flucht: „Jetzt geht es zu Ende! Flieh, mein Geliebter, sie kommen!“ — Er aber kehrte sich um, und die Nachrennenden wahrnehmend, sprach er: „Vergeblich hätte meine Rechte so viele Feinde niedergestreckt, wenn ich so meine Ehre vor den Göttern verscherzte. Besser, schönen Tod durch Wunden finden, als der Habe verlustig von dannen fliehen. Ich bestehe die Gefahr! Du, Hiltgunt, nimm die Zügel des Rosses mit dem Schatze und berge dich im nahen Walde. Ich will unten am Berghang dem Unheil standhalten und, des Ausgangs harrend, die Ansprengenden empfangen.“

Folgsam that die Jungfrau, wie ihr geheißen, und floh mit den Saumrossen den Hang hinunter auf der Heerstraße voraus zum Walde, indes Walther unbefangen den Schild bereit hielt, den Speer untersuchte, um sich nach Reckenart nochmals zu erproben, und also gelassen ruhig weiter ritt. Mit dem Gefährten ihm nachjagend, rief ihn der unbesonnene König schon von ferne übermütig an: „Wilder Geselle, meinst du durch dein Gebaren uns zu täuschen? Jetzt fehlt dir der Schlupfwinkel, aus welchem du zähnefletschend als ein Hund gebellt! Her, ins offene Feld! Da wollen wir fechten. Wohl weiß ich, du hast das Glück gedungen! Nun möge es dir nochmals Flucht oder Ergebung ersparen!“

Kein Wort erwidert Walther dem König, sondern wendet sich an dessen Gefährten: „O Hagen, höre mich! Was hat deine Freundschaft so umgewandelt, seit du mir beim Abschied im Arme lagst? Damals trennten wir uns unter Thränen, heute strebst du mir mit Waffen nach! Von dir hoffte ich auf dem Wege zur Heimat freundlichen Gruß, gastliche Pflege, treues Geleit. In fremdem Lande dachte ich: Lebt nur mein Hagen noch, fürcht ich keinen Franken! Gedenke unserer Knabenspiele, unserer unbefleckten Freundschaft, die im Feld und daheim ausdauerte und keine Irrung kannte. Dich anschauend, vergaß ich des eigenen Vaters, in deinem Umgang der teuren Heimat. Ich habe dir die gelobte Treue bewahrt. Laß ab vom ungerechten Kampf, ich beschwöre dich! Ungebrochen durch die Zeit lebe unsere Freundschaft. Dann gehst du geehrt von dannen, und ich fülle dir den Schild mit rotem Gold.“

Aber grimmigen Antlitzes entgegnet Hagen zornig: „Erst übst du Gewalt, dann versuchst du's mit Überredung. Die Treue hast du gebrochen! Vor meinen Augen hast du Genossen und Blutsfreunde mir erschlagen, auch ihn, den herzlieben, blonden, teuren Sproß der Schwester. Da ist es mit unserer Freundschaft aus. Nichts heisch ich von dir, keine Schätze, allein des Neffen Leben von deiner Hand!“

Und alle drei sprangen von den Rossen, zuerst aber Hagen. Und wieder hallte der alte Wasgenwald von Waffenklang und Schwertschlag im entscheidenden Kampf zu Fuß, zwei gegen den einen. Die zweite Stunde nach Sonnenaufgang war es,* als der Kampf anhob. Den Frieden brach zuerst Hagen, indem er den gefährlichen Speer schleuderte, daß er mit schauerlichem Getöse die Luft durchzischte und, von Walthers schräg gehaltenem Schild wie von Marmor abprallend, sich bis zum Nagel in den hohen Wegrand einbohrte. Dann warf auch der König den Eschenschaft keck, doch matt, daß Walther ihn aus dem Schildrand schüttelte. Bestürzt ob des bösen Zeichens greifen die Franken zu den Schwertern; ihnen wehrt Walthers Schild, Speer und Schreckblick — ihre Klingen reichten nicht an ihn. Da bückte sich König Gunther, um seine Lanze wieder zu erhaschen, die zu Walthers Füßen lag, und winkte seinem Gefährten mit den Augen, vorzugehen — hatte den Schaft auch schon ergriffen, als Walther mit plötzlichem Ansturm Hagen zurückdrängte, den Fuß auf den Speer setzte, daß dem bestürzten König die Knie wankten, der Atem

* Die Stundenzahl begann mit dem Aufgang der Sonne. Da schon bald nach Tagesanbruch am frühen Morgen der Wasgenstein verlassen worden, stimmt die Zeit mit der oben berechneten Weglänge.

verging. Hagen stand dem Halbtoten noch rechtzeitig bei, und der Kampf dauerte fort im Sonnenbrand.

Wie ein gehetzter Bär wehrte sich Held Walther. Zwar stand er noch fest im ungleichen Gefecht, doch trat auf seine Stirn der Notschweiß. Der Ermüdete fürchtete zu unterliegen, wenn das Glück keinen Ausweg öffne, und wandte sich bedrückten Gemütes an Hagen: „O Hagedorn, grün im Laube* möchtest du mich stechen und mit schlauen Sprüngen erschöpfen. Allein, genug des trügerischen Spiels. Mit all deiner Kraft sollst du näher heran!“ Hiermit flog Walthers treuer Speer, streifte jedoch nur Hagens Haut, da dessen treffliche Brünne widerstand. Gleichzeitig hatte der aquitanische Held das Schwert herausgerissen und vorspringend des Königs Schild weggestoßen, indem er mit einem gewaltigen Schwertschlag Herrn Gunther Bein und Schenkel von der Hüfte hieb, daß der Getroffene blutend über seinen Schild stürzte. Mit einem zweiten Streich sollte dem König der Tod kommen, als Hagen erblaßt den fürchterlichen Hieb noch mit dem trefflich behelmten Haupt auffing, daß Walthers gutes Schwert brach und klirrend in die Blumen am Wegrand schwirrte.

Wild und vom Zorn gerüttelt beim Anblick der zersplitterten Klinge, wirft der junge Recke den kostbaren, nun unnützen Schwertgriff mit unmutig erhobenem Arm hinweg. In demselben Augenblick aber fliegt Walthers unbedacht ausgestreckte Hand, von Hagens Stahl getroffen, der zersplitterten Klinge nach zu Boden. Da lag die tapfere Rechte, die siegerprobte, Völkern und Königen furchtbare — abgehauen, blutig am Wege. Aber unerschüttert, ohne eine Miene zu verziehen, steckt Held Walther den blutigen Armstumpf in den Schild, faßt mit der Linken das hunnische Halbschwert an seiner rechten Hüfte und spaltet damit Hagens Antlitz derart, daß dessen rechtes Auge herausgerissen, die Schläfe zerschnitten, die Lippen gespalten und sechs Backenzähne aus dem Munde geschlagen waren.

So endete der Kampf für die dürstenden, blutenden, ruhebedürftigen Helden. Von jedem blieb ein Wahrzeichen zurück: hier König Gunthers Bein, da Walthers rechte Hand, dort zitterte und hüpfte noch Hagens Auge, als sie jetzt freundschaftlich den Hunnenschatz teilten. Die beiden Helden saßen, der König lag. Mit Blumen stillten sie den Blutstrom der Wunden. Nun aber rief Walther nach Hiltgunt, der furchtsam schüchternen Jungfrau, welche herbeikam und die Helden verband. Darauf verlangte ihr Verlobter: „Misch uns den Wein als wohlverdientes Labsal und bringe den ersten Trunk dem besten Helden, Hagen, dann mir, denn ich habe das meiste erduldet, zuletzt dem König, der nicht so rühmlich gekämpft.“

Als König Herrichs Tochter dem Winke folgen wollte, wehrte Hagen, obwohl voll brennenden Durstes, ab: „Bring den Becher, Jungfrau, zuerst deinem Herrn und Bräutigam, denn ich bekenne es: Walther ragt an Tapferkeit über mich und alle hinaus!“

Unbezwungenen Mutes, wenn auch mit Wunden, saßen jetzt Hagen der Dornige und der Aquitanier nach all dem Lärm des Kampfes, nach Schwertschlag und Schilderklang beim Becher mit Scherz und lustigen Reden. „Nun magst du Hirsche jagen, Freund,“ meinte Hagen, „um mit dem ausgestopften Handschuh aus Hirschleder Männer zu täuschen. Gegen allen Brauch wirst du dein Schwert an die rechte Hüfte gürten, dein Lieb mit der Linken umarmen und alles linkisch thun.“

Darauf Walther heiter: „Scheeler Sigamber,* mache dich nicht breit. Wenn ich Hirsche jage, wirst du Eberfleisch meiden (da Hagens Gebiß geschädigt, der germanische Eber jedoch nur bei gewaltigem Feuer und starkem Luftzug, wie

* O paliure vires foliis heißt die bekannte Anspielung auf Hagens Namen V. 1351, und wieder Hagano spinosus V. 1421.

* „Beuge dein Haupt, Sigamber!“ sprach auch der heilige Remigius zu Chlodwig, als der nach der Alemannenschlacht die Taufe nahm. Der frühere Volksname klang wohl später gelehrt und edel.

jener als Braten der Helden in Walhalla, gar gekocht zu genießen, sonst allzu zähen Fleisches war). Quer und scheelen Auges wirst du mit deinen Leuten schelten und der Helden Gruß erwidern. Doch alter Freundschaft eingedenk, rat ich, heimgekehrt dir Kinderbrei kochen zu lassen — der stärkt und heilt."

So ward unter Scherzen der alte Blutbund wieder erneuert, der wunde König aufs Roß gehoben. Hagen ritt mit ihm nach Worms zurück, Walther weiter der Heimat zu, wo er mit hohen Ehren empfangen und mit Hiltgunt vermählt ward. Glücklich regierte er nach des Vaters Tod sein Volk.

Hæc est Waltharii poesis! Das ist Waltharis Lied! endigt das prächtige Gedicht, dem spätere Umdichter des Nibelungenliedes Haltung und Schluß abgelernt haben.

Es bleibt nur noch übrig, zwei abweichender Gestaltungen dieses Schlusses unserer Heldensage zu gedenken. In der nordischen Vilkinasage sind es Hunnen, darunter Hagen, welche die Flüchtigen verfolgen und den Kampf mit Valtari af Vaskasteini bestehen. Hagen, viel unedler gedacht, ist der einzige, welcher dem Schwert des Helden entkommt. Während nun Valtari im Walde einen Eber brät, den er mit Hiltgunt verzehrt, erspäht diese den mit entblößtem Schwert in mörderischer Absicht heranschleichenden Hagen, warnt ihren Helden, der einen Eberknochen ergreift und Hagen damit niederschlägt, daß ihm ein Auge ausspringt. — Auch hier also spielt der Eber, das vorzüglichste Opfertier — als Sühneber und als Heldenspeise in Walhalla geheiligt, wo jedoch Wodan nicht von ihm ißt — eine bedeutsame Rolle. Daß aber das moorbrüchige und weiherreiche Waldhochland um „Herzogs Hand" auf der Wasichenfirst heute noch einen Lieblingsaufenthalt des Schwarzwildes bildet, ist jedem Landeskundigen bekannt.

Die aus dem Anfang des achten Jahrhunderts stammenden kurzen angelsächsischen Bruchstücke der Waltherdichtung beschränken sich leider auf das Fragment einer Rede Hiltgunts, dann auf einige Sätze eines Zwiegesprächs zwischen König Gunther und Walther während des letzten Entscheidungskampfes. Gunther (Gûdhere) wird hier wieder als König der Burgunden — vine Burgenda — aufgefaßt. In den zehn uns gebliebenen Zeilen seiner Anrede, in welcher er Walthers Schwert und dessen Herkunft rühmt, bieten sich durch die vorkommenden Namen Dietrich, Wittich, Wieland und Nidhart weitverzweigte Beziehungen der deutschen Heldensage, während die Antwort Walthers (Valdere), „des kraftberühmten Kriegers", in den letzten Entscheidungskampf versetzt und von Hagen zu befürchten scheint, daß er nebst den Genossen „mit Stacheln" wieder anstürmen werde. — Hochinteressant ist aber die Auffassung Hiltgunts. Bei Ekkehard eine zaghafte Zuschauerin des Kampfes, überall leicht erschreckt, wohl auch aufschreiend beim Klirren des Eisens, schwach an Mut vermöge ihres Geschlechts, wie der St. Galler Dichter ausdrücklich bemerkt, fast schüchtern, demütig, bescheiden, folgsam dem Verlobten, in welchem sie ihren Herrn erblickt, verrät sie nur durch ihre Wundarzneikunde „das höhere Wesen der weisen Frau". Bei Hiltgunt des älteren angelsächsischen Liedes dagegen bricht durch alle Falten des christlichen Gewandes noch die echte Walkürennatur. Bedeutet doch schon ihr Name Kampf und Krieg, und unter den Walküren, die zum Rat der Götter reiten, werden in der Völuspa sowohl „Hilde" als „Gund" aufgeführt. Walvater sendet sie zum Kampf, heißt es in der jüngeren Edda; sie wählen die Fallenden, walten des Siegs. Und „Gund" ist unter denen, die beständig reiten, den Wal zu kiesen und des Kampfes zu walten, während wir schon oben „Hilde" die Gefallenen wieder wecken sahen, daß sie aufs neue kämpfen. — Demgemäß entflammt im angelsächsischen Fragment auch die als Christin gedachte Hiltgunt oder Hildegund den Geliebten, „Etzels Vorkämpfer", mit zündenden Worten zur Aus-

dauer und zu neuem Kampf; denn der Tag sei da, zu sterben oder langen Ruhm zu gewinnen. Nicht soll er sich um das Schwert — Mimming heißt dasselbe — sorgen; ihm sei der Kleinode Auslese gegeben, Gunthers Geprahle zu beugen, der, die Geschenke ausschlagend, unrechten Kampf beginnend, nun seines alten Erbgutes — wohl auch seines Lebens — ledig werde.

Leider bricht hier das merkwürdige Bruchstück kurz ab mitten im Entscheidungskampf auf der Wasichenfirst. Auch in diesem bedeutsamen Fragment scheint es sich um die Hand zu handeln, die Walther dort durch Hagens Schwert verlor.

Und diese Hand lebt noch im Gedächtnis des Volkes, sie giebt heute noch von grauen Zeiten her der Stelle den Namen, sie ist als uraltes Wahrzeichen im Fels an der Heerstraße gebildet. Nicht als das einzige Steinzeichen dort auf der lothringischen Wasichenfirst, denn südlich von Bitsch stehen in den dichten Wäldern gegen Lützelstein heute noch zwei keltische Menhir, der „Breitenstein" bei Althorn und der „Spillstein" bei Roßsteig; und auf der Pfälzer Grenze, am Eisenklump, schaut heute noch die Jagdgöttin des Vosagus mit ihren Hunden und Apollo und Herkules als Begleitern vom Waldfels in die wilde Umgebung. Tragen doch hier auch die Wässer ihren Namen von dem der Diana und den germanischen Göttern heiligen Tiere. Aus dem Waldteich, unmittelbar bei dem für uns bedeutsamsten Steinzeichen, fließt die „Su-alb" ins Westrich ab; aus nahen Pfuhlen und Suhlen entwickelt sich der zum Elsaß abrinnende „Eberbach", und nur wenig weiterhin ragt mitten aus großen, halb versumpften Weihern des Wasgenwaldes der Zinnenturm von „Waldeck", um dessen Fuß sich ganze Rudel des wühlenden, grunzenden Schwarzwildes sammeln. — Um aber auch der Blumen nicht zu vergessen, mit welchen hier auf der Wasichenfirst die blutenden Helden ihre Wunden stillten, sei noch erwähnt, daß auf dieser waldigen, zum Teil sandigen, zum anderen Teil moorichten Hochebene bei „Herzogs Hand" im Bitscher Ländchen neben Daphne cneorum, Thesium alpinum, Heleocharis ovata, Asplenium laceolatum und anderen nicht allzugewöhnlichen Pflanzen auch solche vorkommen, die außerdem nur noch auf den höchsten Alpen oder ganz oben im Norden gefunden werden, wie Anemone vernalis und Galium Aparine et tenerum.

Zwischen Bitsch und Stürzelbronn, näher diesem als jenem, mitten im tiefen Forst auf der Wasichenfirst, liegen also an der Heerstraße zwei oder drei kleine Häuser: der Weiler „Herzogs Hand". Weiter westlich, jenseits der sumpfigen Wiesen am Westhang der Vogesen-Wasserscheide steht noch eine Ziegelhütte: Tuilerie de la main du prince. Wie einst Mönch Ekkehard die deutsche „kleine Rast" mit dem römischen „mille" wiedergab, was seine Übersetzer wieder mit „tausend Schritte" übertragen, so verdolmetschen moderne Deutsche die erst seit einem Jahrhundert aufgekommene französische Benennung der Stelle „la main du prince" mit „Fürstenhand" und „Prinzenhand". Der alte, echte, urkundliche und im Volksmund allein gebräuchliche Name „Herzogs Hand" findet sich in allen älteren Werken und nun auch wieder auf besseren neuen Karten.

Auf dem Fels neben der Heerstraße bemerkt man da als Steinzeichen aus grauer Zeit eine eingehauene Menschenhand. „Die Sage bezieht dies auf die feste Thatsache, daß ein lothringischer Fürst an dieser Stelle seine Hand verloren habe, während die Archäologen darin ein Votivbild zu Ehren Merkurs erkennen wollen." So liest man in einem der seit 1871 im Überfluß erschienenen Führer durch Elsaß-Lothringen. Ich fahre fort, noch mehr solcher Citate zu bringen, deren Beweiskraft man um so unbefangener gelten lassen wird, als deren Verfasser keine Ahnung von den Beziehungen und der eigentlichen Bedeutung dieses Wahrzeichens haben. In seinem Buche „Während des Krieges" erwähnt Karl Braun auch eines Ausflugs

von Bitsch nach Haspelscheidt: „Unten liegt da ein schöner, großer Weiher mit trefflichen Fischen und oben auf der Höhe findet man Reste von Mauern und Erdwällen, welche der Eingeborene das alte Schloß, der Franzose dagegen le château d'Alt-Schloſs nennt. Der Schulmeister behauptet, es sei ein altes Lager des Hunnen Attila; da er uns aber nicht für Gelehrte hielt, so würdigte er uns nicht der Mitteilung der ohne Zweifel sehr triftigen Gründe für seine interessante Ansicht. Dann kommt man an ein paar Häuser, wovon eins die Aufschrift führt: Zur Prinzenhand. (Sic!) Etwas weiter des Wegs löst sich das Rätsel insoweit, als hier in eine steile Sandsteinwand eine Hand eingemeißelt ist. Ich sage insoweit, denn es entsteht sofort die neue Frage: Was bedeutet diese vertiefte Skulptur? Einige behaupten, der Herzog von Lothringen, genannt Ferry III., habe hier eine Schlacht und in dieser Schlacht zuerst die rechte Hand und dann das Leben verloren. Andere versichern, es sei ein römisch-heidnisches Altertum, ex voto geweiht dem Merkurius, der jemandem eine kranke Hand geheilt. Letzteres ist wahrscheinlicher, denn wenn ein Herzog zuerst die Hand und dann zugleich auch das Leben dazu einbüßt, so ist es doch nicht die Hand, der man ein Denkmal setzt." So weit Karl Braun.

Noch deutlicher erklärt sich eine jener Sagen vom feindlichen Brüderpaar, die aus noch nicht aufgehellten mythischen Anfängen vom Kampfe verschwisterter Götter hervorgingen. Sie wird ebenso harm- und ahnungslos wie oben dem Volksmunde nacherzählt und zwar in der „Alsatia", deren trefflicher Herausgeber, Freund August Stöber, der verdienstvolle Elsaßforscher, damals noch den Schauplatz des Walthariliedes mit Jakob Grimm ausschließlich am hohen Donon im Breuschthal, also neun Meilen entfernter, suchte. Diese Volkssage von den „Brüdern von Schöneck" meldet:*

Auf den Schlössern Schöneck und Wineck (deren Ruinen in südlicher Nähe des Wasgensteins in einer Verzweigung des reizenden Jägerthales stehen) hausten zwei Brüder, welche sich um eine schöne Jungfrau entzweiten. Da kam es zum Kampf zwischen ihnen auf der Wasichenfirst, und der jüngere hieb dem älteren dabei die Hand ab, daß sie blutig auf einen platten Stein rollte, der noch vor wenigen Jahren (sic!) zwischen Bitsch und Stürzelbronn zu sehen war und — des Herzogs Hand hieß.

* *
*

Hier haben wir nun den Kampf zwischen den „Blutsbrüdern" Walther und Hagen in überzeugender Deutlichkeit, wenn auch das Motiv ein neues, die Jungfrau als Ursache und Preis (?) des Kampfes erscheint, wie in der sarmatischen Auffassung der Walthersage. In Deutschland kehrt die Sage vielfach verdunkelt wieder. Simrock* meint: „Zwei Brüder, die bald als Freunde, bald als Feinde, bald ähnlich, bald ungleich geschildert werden, der eine schön, der andere häßlich, der eine weiß, der andere schwarz, führen uns Freundschafts- und Liebessagen sehr häufig an; einigemal fehlt das verwandtschaftliche Verhältnis: es ist nicht so wesentlich, als daß der Freund dem Geliebten oder die Geliebte dem Freunde geopfert werde. In den älteren Sagen besteht die Probe der Freundschaft darin, daß einer für den anderen die Schrecken des Todes überwinde, in die Unterwelt hinabsteigt." Also wie von den Dioskuren Kastor, mit dem dann sein zeusgeborener Halbbruder die Unsterblichkeit teilt.

Auf den Vogesen kommt die Brudersage häufig vor, mit versöhnendem Abschluß am Donnersberg bei den Herren von Falkenstein.** Alle Begütigung zurück-

* Alsatia, 1858 bis 1861. S. 274.

* Deutsche Mythologie. 5. Aufl. 1878. S. 304.

** Die Grafschaft Falkenstein am Donnersberg fiel später an das lothringisch-habsburgische Haus, und nach ihr nannte sich Joseph II. auf Reisen Graf von Falkenstein. Die Bewohner standen 1792 bis 1793 gegen die Franzosen auf.

weisend, stürmt der eine Bruder mit kampfbereiter Schar vors Burgthor, zum Gefecht herausfordernd. „Melchior, wie du wilt!“ sagt der andere schmerzlich mild. Das Wort erschüttert den feindlichen Bruder; versöhnt reicht er die Hand und läßt die Worte in einen noch vorhandenen Stein eingraben. Dies sind Nachklänge der Dioskuren-Mythe, die Tacitus den östlichen Germanen an der Weichsel (also auch den Goten) zuschreibt, wohin der polnische Walther (Walgersz mit der fränkischen Helgunda) nach siegreichem Kampfe mit dem früheren Genossen seiner Braut vom Rhein her durch Alemannien heimkehrt.


Der Fleckenstein im Elsaß.



Nun sind Walther und Hagen allerdings keine leiblichen Brüder. Allein „Blutsbrüderschaft“ wurde heiliger gehalten als nächste Verwandtschaft. Erst durch Mischung des Blutes beim Schwur zu den Göttern unterm emporgehobenen Rasenstreifen war unzertrennliche Waffenfreundschaft fürs Leben gewonnen.* Der beiden Jugendfreunde Blutbund wurde nach dem heißen Entscheidungskampf bei Herzogshand auf der Wasichenfirst wieder erneuert, wenn auch Scheffels Übertragung dessen geschweigt. Pactum renovant iterato cruentum! hat die Hirschauer Handschrift des Walthariliedes ausdrücklich.** — Was nun aber den „Kampf um die Jungfrau“ betrifft, so scheint Hagen für König Gunther einzutreten, der am Wasgenstein mehrfach die Herausgabe der Jungfrau heischt, wie deren Auslieferung auch von seinen Mannen stark betont wird.

Dennoch scheint mir der Waltharius Ekkehards, zumal in neueren Ausgaben, hier eine Lücke zu enthalten, welche nachklingende Volkssagen wieder auszufüllen

* Über die Ceremonie siehe Weinhold: Altnordisches Leben, S. 287.

** V. 1443.

streben. Nach der Handschrift A (Grimm) hatte sich der Frankenkönig Gibich zu Worms, dem sein Sohn Gunther geboren, auch der Geburt der burgundischen Prinzessin Hiltgunt gefreut, weil er an eine Verlobung seines Sohnes mit der Erbin von Burgund denken mochte, die jedoch frühzeitig dem aquitanischen Prinzen Walther zugesagt worden. Sollte daher Gunthers heftige und durch sein Gelüste nach dem Schatz nicht hinreichend erklärte Feindschaft gegen Walther stammen? So vermute ich. Das „De te“ (recens orta gaudens) der alten Handschrift,* das sich Grimm nicht zu erklären weiß, es darum wie alle Nachfolger (Holder und andere) tilgt, um dafür Prole zu setzen, muß sich wohl auf Hiltgunt beziehen. Solche Anredeformeln sind bei lateinischen Dichtern des Mittelalters nichts Ungewöhnliches. Und das unmittelbar, noch in demselben Vers folgende „quam postea narro“ deutet auf die später des näheren berichtete Geburt der burgundischen Königstochter Hiltgunt. Damit aber fiele ein neues Streiflicht auf die Walthersage.

So sicher nun dieselbe auch auf altem Mythus beruht, bleibt es doch gewagt, die Recken zu Göttern wieder emporzuschrauben, wenn auch Hagen, der Dornichte, Einäugige, der den Eberbraten nicht mehr mit genießt, besonders auch nach seiner ganzen Erscheinung im Nibelungenlied, mit Odin,** dagegen der einhändige, alle besiegende Walther mit dem Kriegs- und Himmelsgott Tyr, dem Ziu der Schwaben, verglichen werden könnte. Wüßte die Mythe von einem Zwist dieser hohen Gottheiten, so läge die Vergleichung allerdings nahe genug. Aber die Mythe gedenkt nur — dunkel — eines Krieges der Asen mit den Wanen, und Tyr war kein Wane, wohl aber Freyr (Frô), der mit seiner holden Schwester als Geisel hingegeben wird, später sein eigenes Schwert in Liebessehnsucht hingiebt, was ihm in der Götternacht beim Kampf mit Surtur dem Schwarzen zum Untergang gereicht.

Näher dürfte eine andere mythische Beziehung zu jenen Dioskuren liegen, welchen nach Tacitus von einigen germanischen Ostvölkern, auch den Goten, göttliche Verehrung gezollt wird. In einem uralten heiligen Hain waltet bei jenen Stämmen gegen die Weichsel hin „ein Priester in weiblichem Ornat, die Götter aber erinnern nach römischer Auffassung an Kastor und Pollux. Damit ist ihr heiliges Wesen bezeichnet, ihr Name ist Alcis. (Ea vis numine, nomen Alcis.) Keine Bildnisse, keine Spur ausländischen Dienstes. Doch werden sie als Brüder, als Jünglinge verehrt.“ — So Tacitus. Dies Alcis,* das im Nominativ steht, hat den Forschern schon viel Kopfzerbrechen gemacht. Grimm gesteht nach mehrfachen Versuchen gewissenhaft ein, daß die Erklärung allzuschwer; Simrock liest schon kurzweg Alci, Alken und nimmt die Bezeichnung einfach für die Asen Balder und Hermôdhr in Anspruch, ohne eigentlich einen Grund dafür anzugeben und obwohl augenscheinlich von vergötterten Heroen, von den ritterlichen Genien in Kampf und Gefahr, als welche die Dioskuren bei Römern und Griechen galten, die Rede ist. Walther und Hagen, zwar keine leiblichen Brüder — ihre Väter hießen Alphar und Agaci —, jedoch Blutbrüder, konnten um so eher für die Dioskuren eintreten, als wir sie nachher in der That als Schirmherren und schützende Geister bei kriegerischer Gefahr auftreten sehen werden.

Tacitus ging stets mehr dem Begriff als dem Namen nach. Selbst angenommen, er wäre am Rhein gewesen, so dürfte ihm doch kaum dahin so zuverlässig sichere und genaue Kunde von der Weichsel her durch die ganze Tiefe Germaniens gekommen sein. Ich vermute, er sei vielmehr durch Vermittelung der Griechen zu dieser Notiz gelangt. Alcis war in Macedonien, woher Otfried die Franken stammen läßt,

* V. 15.

** Mit dem Schlafdorn stach er die Walküre, die gegen sein Ermessen Sieg entschied. Sigurd löste ihren Bann. Odin, mit dem einen Sonnenauge, nahm in Walhalla nicht teil am Obermahl.

* Alkeis, im Gotischen die Leuchtenden?

ein Beiname der Minerva, vom griechischen ἀλκή (Stamm ἀλκ), Abwehr, Schirm, Schutz, Hilfe, Stärke und Mut, personifiziert, auf dem nächtlich blitzenden Sturmschild des Zeus oder auf der Wolkenägide der Pallas Athene, deren sich zuweilen auch Apollo bedient. So wären also diese Dioskuren den östlichen Germanen, Goten und Vandalen Schutzgötter in Gefahr, Schirmherren, Helfer in der Not, wie im überrheinischen Wasgau die Brüder von Schöneck, in denen wir bereits Walther und Hagen wiedererkannt haben.

Man könnte fragen: Wie kämen diese Herren vom Wasgenwald zu solcher Verehrung in jenen fernen Gebieten? Ich antworte: Auf demselben Wege, den der polnische Walther aus Frankenreich über den Rhein durch Alemannien nach seiner Burg bei Krakau wählte. Die Germanen dachten sich den jungen Helden als Westgoten, und diesem Stamme wird in seinen alten Sitzen an der Weichsel der Dioskurenkultus zugeschrieben. Zudem wissen wir ja aus dem Walthariliede selbst, daß Walther und Hagen, in ihrer Jugend als Geiseln und unzertrennliche Blutsbrüder für Attila kämpfend, den Osten Europas mit ihrem Kriegsruhm erfüllt hatten.

Jene Brüder von Schöneck, deren einer dem anderen die Hand abhaut, treten in der Sage bedeutsam als Dioskuren, als kriegerische Schutzgeister im nahen Jägerthale auf. — In den fünfziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts nämlich, also wohl zur Zeit, als König Heinrich II. von Frankreich die Lothringer Bistümer hinwegnahm und auch ins schöne Elsaß vorrückte, aber an Straßburgs Widerstand scheiterte, da wurde Ritter Kuno Eckbrecht von Dürkheim zugleich in allen seinen Schlössern bedroht. Er selbst hatte sich nach Schöneck zurückgezogen. Als er nun, so erzählt die Überlieferung,* sich eines Abends auf dem obersten Söller erging, sah er zwei Ritter in alter Rüstung ins Schloß treten. Er glaubte nicht anders, als Verrat habe ihnen das Thor geöffnet, und wollte ihnen entgegenstürzen. Allein da standen beide schon vor ihm, und der eine sprach: „Eile mit Hilfe nach Winstein, mein Sohn, morgen ist es zu spät!“ Kuno, heftig erschrocken, folgte den Rittern, die, vom Söller heruntergestiegen, in einem der Säle plötzlich verschwanden. Hastig warf er sich jetzt aufs Roß und zog mit seinen „Knechten“ den Bach hinunter vor das bereits hart bedrängte Schloß Neu-Winstein, griff die Feinde an und vertrieb sie. — Noch jetzt soll man zuweilen beide Ritter langsamen Schrittes um die Burg Schöneck wandeln sehen. Das Volk aber sagt von großen vergrabenen Schätzen, die sie da hüten.

So klingt in diesem schönen Wald- und Grenzlande die Erinnerung an die Heroenzeit des Wasgenwaldes noch dumpf, aber vernehmlich nach. Der Hahn im Schild und auf dem Helme der Herren von Schöneck hatte vielleicht ebenso Beziehung auf alte Mären als die Hände im Wappen der Wasgensteiner, dessen ich schon erwähnte. Heißt doch der Hagedorn im Volksmund Hahndorn, wie jene Hahndornhecke des merowingischen Frankenkönigs Dagobert bei Frankweiler. Wachsam, vorsichtig, kampflustig, mit dem scharfen Sporn bewehrt, ist der Hahn nicht bloß der eifersüchtige Hüter des Haushofes, sondern auch das Tier der Unterwelt, der Genosse Hels in Niflheim, wie wir nicht bloß aus dem Frau Holle-Märchen wissen, sondern auch aus der Völuspa, dem Hauptstück der Edda. Den Hagano spinosus des Walthariliedes erkennen wir aber im Nibelungenlied deutlich als Urbild des lichtfeindlichen Geschlechtes der schwarzbärtigen Nibelungen, denen, als Mächten der Finsternis, der fränkische Sonnenheros und Lichtgott Siegfried erliegt — wir sehen ihn gleichsam als den grimmen Vogt der nebeligdunklen schattenhaften Unterwelt, der wohl auch als Ferge der Hel die Seelen zuführt — so nach dem Mord am Brunnen Siegfrieds Leiche nach Worms zurück, so die eigenen Freunde vollbewußt dem Unter-

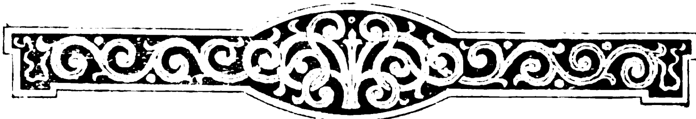
* Siehe Schweighäusers Antiquités de Bas-Rhin und August Stöbers „Sagen des Elsasses“. 1858. Nr. 268.

gang im Hunnenland entgegen über die Donau. Damit vertritt er recht wohl den einen der Dioskuren, der in der Schattenwelt weilt.* — Das alte Dioskuren-Symbol, das die zu Feld ziehenden Spartaner stets mitführten, die Parallelbalken, will ich nicht gerade im Wappen der Herren von Fleckenstein wiedererkennen — silberne Balken im grünen Feld —, jedoch nicht vergessen, zu erwähnen, daß in der Nähe, südlich von Haganowe, in der alten Tribokkenstadt Brocomagus (heute Prumpt oder Brumath), ein den Dioskuren errichteter Altar mit deren Reiterbildern gefunden und in der Alsatia illustrata Schöpflins abgebildet und beschrieben worden ist.

Daß An- und Nachklänge des Freundschaftsmythus sich lange in diesem Grenzlande erhalten haben müssen, bestätigen schon die Ortsnamen. Der „Freundsburg" im Katzenthal ist bereits erwähnt, ebenso wurden die Ruinen Wineck, Alt-Winstein, Neu-Winstein im schönen Jägerthal genannt. Der Stamm „Win" hat nichts mit Wein zu schaffen, sondern wie in Wingolf, dem Göttersitz, mit dem germanischen win, Freund. Sigurd hieß Freys vinr, unser Frôwin, dem wir als mittelalterlichem Vornamen in diesen Gegenden mehrmals begegnen. Im angelsächsischen Fragment des Waltharíliedes spricht Hiltgunt ihren Verlobten Walther „vine min", mein Freund, an, und Gunther wird von Walther mit „Burgenda vine" angerufen. Ebenso ist im alten Annoliede gleich bei Beginn davon die Rede, wie sich „liebe winiscefte", liebe Freundschaften, schieden. Daß aber die Blutbrüderschaft sich hier lange im Gebrauch erhalten haben muß, beweist schon jener Friedrich von Wasgenstein, der nach der Rückkehr vom Marchfelde in den Wasgau sich in edelster Weise seines Nachbars Heinrich von Winstein annahm, indem er ihn mit nicht geringen Opfern aus Haft und Banden des Lothringer Herzogs befreite. Jenes anderen Wasgensteiners, der für seinen Nachbar Waldner von Freundsburg Blutrache nahm an dessen Mörder, dem Staufenberger, habe ich bereits gedacht.

Genug an diesen Zügen. Jedenfalls hat sich uns der Schauplatz des Entscheidungskampfes im Wasgenwald, wo Walther von Aquitanien durch seinen Freund Hagen die schlachtberühmte starke Rechte verlor, durch Lage, Namen, Überlieferung, Volkssage und monumentales Steinzeichen kundgegeben.

* Ekkehard denkt wohl an die angebliche trojanische Abkunft der Franken, indem er Hagen als de germine Troiae bezeichnet. Auch Lohengrin kam von Troje, und im Wolfdietrich kommt Troje als Land der rauhen Else vor, d. h. als Unterwelt. Damit sei es hier genug.





Deutschlands Interessen
im
Niger- und Kongogebiet.

Von
A. Woldt.

II.

Das glänzende Zeugnis, welches der erfolgreichste aller deutschen Afrikareisenden, Dr. Pogge, dem südlichen Teil des Kongobeckens in Bezug auf seine Kolonisierbarkeit ausstellt, gewinnt einen um so höheren Wert, als der Genannte von Hause aus, wie schon erwähnt, Landwirt von Fach war und sich darum mehr als jeder gelehrte Forschungsreisende für die Untersuchung der Bodenverhältnisse des neuen Gebietes eignete. Auch gab er sein Urteil nicht etwa auf Grund kurzer einmaliger Prüfung ab, sondern er blieb volle zwei Jahre hindurch in dem Gebiet, bevor er den im Auszuge mitgeteilten Bericht absandte. Der leider zu früh verstorbene Reisende hinterließ bekanntlich Tagebücher, welche er, als er auf der Rückreise sein Ende herannahen fühlte, verbrannt zu sehen wünschte. Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland hat im Monat März 1885 diese Tagebücher in einer durch Herrn Dr. A. v. Danckelmann geschehenen Bearbeitung veröffentlicht. Wir finden hierin noch manche Aufzeichnung, die für die vorliegende Frage von Wert ist; namentlich ist dem Ackerbau und seinen Produkten, der Aufbewahrung der Ernte sowie den Nahrungsmitteln aus dem Tierreich eine längere Auseinandersetzung gewidmet, welche als eine wesentliche Ergänzung des oben im Auszuge mitgeteilten Berichtes zu betrachten ist. Am meisten wird hiernach die Kolbenhirse, Penicillaria, angebaut; sie heißt „ponde“ und braucht zu ihrer vollständigen Entwickelung drei bis viertehalb Monat. Reicheren Ertrag liefert Sorghum, die Büschelhirse, dort „kambumba“ genannt; doch wird sie von den Baschilange weniger häufig angebaut, dies geschieht erst vom Lomami an ostwärts. Die Einheimsung der Ernte geschieht durch Abschneiden der Kolben. Das Korn wird in Mörsern abgestoßen und die Spreu mit der Hand

oder durch Schütteln in flachen, tellerartigen Körben und durch Pusten mit dem Mund abgesondert. In dieser primitiven Art, zu ernten, dürfte, wenn es sich für unsere Landsleute jemals ereignen sollte, daß sie hier Kulturen anlegen, wohl bald eine Änderung eintreten. Das Mehl der Hirse wird mit heißem Wasser zu einem Brei angerührt, der viel gegessen wird, außerdem dient es zur Bereitung des Hirsebieres. Mais wird ebenfalls viel angebaut, und zwar zu Anfang der Regenzeit, im September und Oktober. Er wächst rasch und giebt enorme Erträge, so daß einzelne Kolben ein Gewicht von über zwei Pfund erreichen. Da er mit Vorliebe in der Nähe der Wohnungen gebaut wird, so gleichen die Dörfer zu gewissen Zeiten einem einzigen großen Maisfelde. Man sät die Maiskörner im Abstande von ein bis zwei Fuß. Die Ernte geschieht einfach durch Abbrechen der Kolben. Letztere werden vielfach in frischem Zustande geröstet gegessen oder reif zu Mehl verarbeitet und wie das oben genannte „ponde“ genossen. Bier wird in Mukenge nicht daraus bereitet. Die kleine Bohne, „makunde“ oder „kunde“, reift in drei bis dreieinhalb Monaten. Die Erntezeit dauert etwa drei bis vier Wochen, da die ausgewachsenen grünen Bohnen nur nach und nach abgepflückt werden. Eine andere Bohnenart, „kunde au Baschangi“, die Bohne der Geister der Verstorbenen, wird wenig angebaut. Ihr Stengel ist holzig und fingerdick.



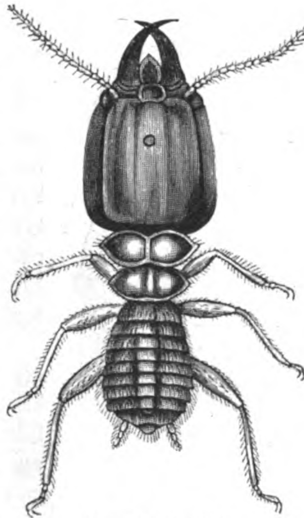
Termitenhügel.

Was die Erdnüsse anbetrifft, so fand Dr. Pogge davon zwei Arten vor, deren eine, „tumbula“ genannt, viel angepflanzt wird, namentlich im September resp. Oktober sowie im Januar oder Anfang Februar. Sie wächst rasch, in drei bis viertehalb Monat. Sie dient roh, geröstet, gekocht oder in der Sonne gedörrt den Eingeborenen gleichsam als Fleischsurrogat. Eine andere Erdnuß, „nimu“, wird weniger häufig angebaut. Sie wird gekocht gegessen und enthält viel Stärkemehl, aber kein Öl und hat einen mehligen, sehr angenehmen Geschmack. Das Ernten dieser Frucht geschieht durch Ausziehen der Stauden und Ausgraben der Nüsse mit Hacken und Händen. Beide Arten werden wie der Mais gelegt. Es mag hier auch noch kurz angeführt werden, was Poppe nachträglich noch über das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, Maniok, sowie über die Bataten und Yam zu erkunden vermochte. Er sah Maniokwurzeln von

einem Meter Länge und der Dicke eines Unterschenkels, die einem starken Elefantenzahn täuschend ähnlich sahen. Die Präparation der Wurzeln ist dieselbe wie an der Küste, nur mit dem Unterschiede, daß dieselben in Mukenge erst geschält und nicht mit der Rinde ins Wasser gelegt werden. Die etwas in Fäulnis übergegangene Wurzel wird auch mehr in den Häusern als auf den Dächern derselben oder auf Holzgerüsten getrocknet, so daß die trockene Wurzel und das Maniokmehl in Mukenge selten feucht sind und daher sehr gut schmecken. Bataten, welche man bis jetzt in Mukenge wenig kultivierte, werden mit Stecklingen gepflanzt, die rasch Wurzel schlagen und den Boden dicht und weit beranken. Je nach der Bodenqualität liefern sie in fünf bis sieben Monaten ausgewachsene Knollen. Es giebt zwei Arten, von denen die eine mit dreimal gespaltenem Blatt und mit rötlichem Stengel eine Knolle mit rötlicher Haut liefert, während die andere Art eine weißliche Knolle giebt. Gekocht sind beide Arten weiß. Eine Bataten-pflanzung dauert mehrere Jahre. Yam findet man meistens am Fuße eines Baumes angepflanzt, an dem sie sich emporrankt. Diese Pflanze wird mit der Knolle gepflanzt, die Augen können ausgeschnitten werden wie bei der Kartoffel. Eine Yampflanzung dauert mehrere Jahre und braucht sechs bis acht Monate Entwickelungszeit, liefert aber erst im zweiten Jahre volle Erträge.

Der Tabak gedeiht gut, so daß Pogge sich häufig aus den getrockneten Blättern Cigarren bereitete. Die Eingeborenen zerstoßen die Blätter halb trocken in Mörsern, ballen sie mit den Händen in kleine eiförmige Klumpen und lassen letztere an der Sonne trocknen. Zuckerrohr wird hier und da als Leckerei angebaut. Die Palmen in der Nähe des Dorfes haben ihren bestimmten Eigentümer und vererben sich vom Vater auf den Sohn, während die frei in der Campine wachsenden, ebenso wie Grund und Boden und dessen übrige wilde Produkte, als herrenlose Sachen dem Occupanten gehören. Die Palmschäfte werden in Mukenge nur wenig zum Häuserbau verwendet, dazu nimmt man lieber junge schlanke Bäumchen aus dem Walde. Die zwei Arten der Calamuspalme, die häufig an Flußufern wächst, werden zum Flechten von Körben, zu Bogensehnen, Bindfaden und als Baumaterial benutzt.


Termite: Arbeiter.
(Fünffach vergrößert.)


Termite: Soldat.
(Fünffach vergrößert.)

Die Aufbewahrung der Feldfrüchte geschieht in kleinen Speichern. Diese bestehen aus Cylindern von Strohgeflecht, die auf Holzgerüsten stehen und mit einem beweglichen Dache zum Abnehmen versehen sind. Sie sind etwa vier Fuß hoch und haben zwei Fuß im Durchmesser. Der zur Aussaat reservierte Teil der Bohnen wird in Blättern einer Aroidee zu einem Paket eingewickelt. Die anderen zur Aussaat bestimmten Samenarten werden in großen thönernen Gefäßen, „molundo“, deren Öffnung mit Lehm verschmiert wird, aufbewahrt. Es geschieht dies wohl deshalb, damit die Feuchtigkeit nicht ein vorzeitiges Keimen hervorrufe. Die Bestellung des Bodens ist Sache der Frauen, welche den Boden mit einer kurzgestielten Hacke, wie in Angola, Lunda und den übrigen Teilen des südlichen Kongobeckens, bearbeiten. Östlich vom Lubifluß fand

Pogge jedoch, daß die Männer den Boden bearbeiteten, und zwar mit Hacken, die einen Stiel von drei bis vier Fuß Länge haben.

Was die Volksnahrungsmittel aus dem Tierreich betrifft, so sind außer den schon oben angeführten noch besonders die sehr beliebten Ratten zu nennen. Diese Tiere leben in der Campine, woselbst sie in reusenartigen Fallen gefangen werden. Daneben bilden auch die Raupen ein sehr begehrtes Nahrungsmittel. Im Februar und März werden sie in großen Mengen gefangen, gekocht und dann getrocknet. Ein Volksnahrungsmittel bilden die weißen Ameisen oder Termiten. Es giebt deren im ganzen Gebiet von der Küste an drei Arten, zwei große und eine kleine. Die ersten bauen die bekannten Lehmhügel, die kleine Art baut ihre Wohnungen unterirdisch. Die Hauptfangzeit ist am Anfang der Regenzeit und im April. Die kleinere Art wird beim Schwärmen gefangen. Ein kleines hohles Flechtwerk mit Zweigen wird mit Blättern und Erde bedeckt und über der Stelle, wo das unterirdische Nest der Ameisen sich befindet, aufgestellt. Die schwärmenden Ameisen kriechen heraus und können die aufgestellte Falle nur durch ein feines Loch verlassen, das an der Spitze des korbartigen Flechtwerks gelassen ist. Bei dem Versuch, hier durchzukriechen, streifen sie sich die Flügel ab, fallen herunter in ein Loch, das in die Erde gemacht ist, und werden dort gesammelt. Man sieht diese Ameisenfallen sehr häufig, und Pogge beobachtete oft, wie Kinder diese Ameisen lebendig aßen. Die Bewohner der großen Termitenbauten (S. 326) werden durch den Rauch eines Feuers, das um dieselben angezündet wird, betäubt, und da sie sich dann auf eine centrale Stelle des Baues zurückziehen, durch Aufbrechen desselben gefangen.



Krujunge. (Nach Orig.-Photographie.)

Dr. Pogges Urteil giebt auch denjenigen Berichten, welche über den Kongostrom selbst veröffentlicht worden sind, einen größeren Wert und stellt die Glaubwürdigkeit vieler, früher ziemlich stark angezweifelter Mitteilungen wieder her. Als typisch für alle jene Publikationen über den Riesenstrom ist das im Verlag von Brockhaus erschienene Buch des englischen Reisenden Johnston über den „Kongo" zu bezeichnen. Dieses Werk schildert auf Grund einer im Jahre 1883 von dem Verfasser stromaufwärts von der Mündung bis Bolobo ausgeführten Reise die klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Ver-

hältnisse des westlichen Kongogebietes. Da der Verfasser es dem berühmten Entdecker des Kongo, H. M. Stanley, gewidmet hat und in seiner Vorrede sagt, daß, wenn er alle Liebenswürdigkeiten, welche ihm Stanley während seiner Reise erwiesen hat, einzeln aufführen wollte, das Werk doppelt so stark ausgefallen sein würde, so können wir annehmen, daß Herr Johnston in allen seinen Ausführungen, Ansichten und Vorschlägen direkt auf dem Standpunkt des berühmten Pioniers der Internationalen Afrikanischen Association steht.

Johnston macht selbstverständlich auch einen Unterschied zwischen dem Küstengebiet Westafrikas und der Hochebene des Kongobeckens. Er spricht von den schwarzen übeldünstenden Küstensümpfen mit den niedrig hängenden Zweigen der Mangroven, der gefährlichen Brandung der Atlantik, der dunkelbraunroten Farbe des Kongowassers an der Mündung, des ungesundesten Ortes am Strome, der Handelsniederlassung Boma, die, 140 Kilometer landeinwärts liegend, noch bis vor kurzem die Grenze der europäischen Invasion am Kongo bildete und der Sitz einer Menge Faktoreien und Handelsniederlassungen der Engländer, Holländer, Franzosen, Portugiesen und Belgier ist, hinter deren Häusern große Sümpfe und übelriechende Marschen liegen, welche nicht allein Fieber veranlassen, sondern auch die fürchterlichsten Moskitos ausbrüten, welche es giebt. Er schildert die glänzende Gastfreundschaft, welche die in den Faktoreien lebenden Vertreter jedem Reisenden erweisen, und führt die Güte und Mannigfaltigkeit der Lebensmittel an, welche die Küstenbewohner in Gestalt von Konserven genießen. Aber er giebt seinen Landsleuten auch in Bezug auf die Lebensweise einen sehr wichtigen Rat, der ganz allgemein von jedem beherzigt werden sollte, welcher sich in Afrika aufhält. „Leider muß ich zugestehen“ — sagt er — „daß unter den englischen Kaufleuten die Trunksucht verbreitet ist, obgleich in letzter Zeit dieses Übel erfolgreich bekämpft wird durch reichliches Angebot von kohlensauren Getränken und leichtem deutschem Bier.



Eingeborener vom unteren Kongo.

Man bedarf in Afrika des Alkohols weniger als sonst irgendwo, und man wird mit guter nahrhafter Kost der Blutarmut wirksamer entgegenarbeiten als mit hitzigen, fiebererzeugenden Getränken.

„Die geistige Gedrücktheit, eine Folge des entnervenden Klimas, wird in gesunderer Weise durch interessante unterhaltende Lektüre gehoben, besonders wenn sie mit einer Tasse heißen Kaffees verbunden wird, als durch die beständigen Gläser Grog oder die verschiedenen ‚Schlucks‘

Cognac, ‚Angostura-‘, ‚Ingwer-‘ oder ‚China-Bittern‘, deren Alkoholzusatz immer vermehrt werden muß, damit sie auf die abgestumpften Sinne einwirken. Wenn mir, nachdem ich den größten Teil des westlichen Afrika, von der Gambiaküste bis Mossamedes hinunter, bereist und die Gastfreundschaft so vieler großen afrikanischen Handelsgesellschaften genossen habe, gestattet wird, ihren Prinzipalen in Europa einen guten Rat zu geben, so würde ich ihnen zurufen: ‚Schicken Sie so viel gute Bücher als möglich hinaus. Bedenken Sie, daß in Afrika der Geist mehr in Gefahr ist, Hunger zu leiden, als der Körper, und daß bei allen, welchen das wundervolle Land, in dem sie wohnen, nicht selber ein großes aufgeschlagenes Buch der Mutter Natur ist, die Erschlaffung des Geistes, das tödliche Heimweh und die düstere Niedergeschlagenheit am besten bekämpft und zerstreut wird nicht durch beständiges Nippen geistiger Getränke, sondern durch hübsche Novellen, humoristische Erzählungen und wissenschaftliche Schilderungen, deren unsere Litteratur so viele bietet.‘ Wenn dann die Öllampe angezündet und die düstere afrikanische Nacht selbst von den Fenstern durch das hellstrahlende Licht verdrängt ist, dann wird der Europäer den fremden Zauber draußen, die Sümpfe und Marschen mit ihren giftigen weißen Nebeln, die zanksüchtigen ‚Nigger‘, die strahlend und glänzend vor Schweiß um ihre Feuer herumtanzen, die großen Nachtmotten und garstigen Fledermäuse vergessen über den schönen Schöpfungen und heiteren Gedanken unserer Ritter vom Geist.

„Jenseits der entschieden ungesunden Gegend in und bei Boma wird das Klima weiter landeinwärts nach Vivi zu merklich kühler wegen der größeren Meereshöhe; das Klima wird überhaupt gesunder, je höher man den Fluß hinaufgeht. Eine Beihilfe zur Gesundheit liefert das herrliche Trinkwasser, welches überall oberhalb Boma zu bekommen ist; nicht das Wasser des Kongo, welches, obwohl gesund, doch einen unangenehm süßen Geschmack hat, sondern das Wasser aus den unzähligen Rinnsalen und Flüßchen, welche überall herunterrieseln, sowohl in der trockenen als in der nassen Jahreszeit das ganze Jahr hindurch. Deshalb ist Dysenterie oberhalb Vivi fast unbekannt. Die vorherrschende Krankheitsform ist das gewöhnliche afrikanische Fieber, welches den befällt, der sich der Sonne zu sehr aussetzt oder sich nicht vor plötzlicher Abkühlung hütet. Die gefährlichste Krankheit ist das Gallenfieber, die ‚febre perniciosa‘ der Portugiesen, das aber nur den ergreift, der seine Gesundheit vorher beharrlich vernachlässigt hat.“

Johnston behauptet, daß es recht wohl möglich sei, während der Mitte des Tages sich im Freien aufzuhalten, ohne die Hitze unangenehm zu vermerken, wenn man sich nur mit einem Helm und Sonnenschirm ausrüstet. „Sieht man aber, wie ich es gesehen habe“ — fährt er fort — „junge, eben von Europa angekommene Leute sich der Mittagssonne aussetzen mit nichts anderem als ihrer Hausmütze auf dem Kopf, so darf man sich nicht wundern, wenn gelegentlich Leute am Sonnenstich sterben. Und dann schreiben die Verwandten dieser Opfer ihrer eigenen Unklugheit an die Zeitungen, namentlich die belgischen, und erzählen von dem grausamen afrikanischen Minotaurus und seinen Opfermahlen von weißem Fleisch. Die Sache ist einfach die, daß unter einer tropischen Sonne viel größere Klugheit und Sorgfalt dazu gehört, seine Lebensweise den äußeren Bedingungen gemäß zu regulieren, als in den gemäßigten Zonen, wo die Wirkung weniger schnell der Ursache zu folgen pflegt. In den heißen Gegenden, besonders in den Ländern, welche heiß und feucht zugleich sind, wirken die Einflüsse der Natur etwas plötzlich und heftig. Alles ist forciert und drängt eilends zur Krisis. Was in Europa eine bloße Unvorsichtigkeit sein würde, die nur dann ernste Folgen haben könnte, wenn man sie öfter beginge, wird unter einer afrikanischen Sonne eine ernste Gefahr. Man

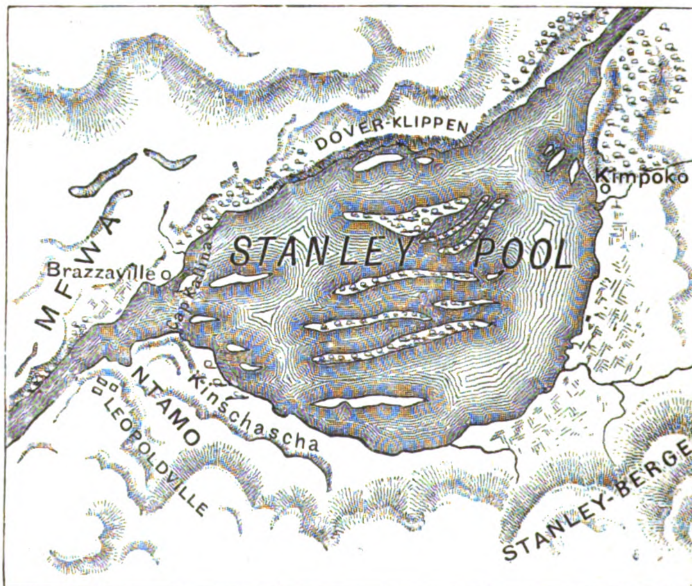


1. Thongefäß aus Bomma. 2. Thongefäß aus Bomma. 3. Thongefäß, schwarz und weiß bemalt. 4. „Tschingongo"; Doppelglocke aus Eisen. 5. Fürstenmütze aus Garn. 6. Saiteninstrument vom Gabon. 7. Kleines eisernes Beil. 8. Wurfmesser, wird in Holzscheide getragen. 9. Messerschwert, Griff mit Messing umwunden. 10. Messerschwert, rückwärts gebogen, Rücken gesägt. 11. Beil; Griff mit Gesicht verziert. 12. Stutzerstab, aus Holz geschnitzt. (Nach Orig.-Photographie.)

überißt sich beispielsweise — eine ebenso gewöhnliche als entschuldbare Extravaganz, weil das Klima so oft einen heftigen unnatürlichen Appetit hervorruft —, und anstatt mit einem gewöhnlichen Anfall von Indigestion davonzukommen, wird der Betreffende von einem scharfen Anfall von Gallenfieber niedergeworfen, vielleicht treten, bevor er selber oder seine Gefährten Zeit haben, die rasche Ausdehnung der Krankheit zu hemmen, andere Verwickelungen hinzu, und in zwei bis drei Tagen ist der Tod da. Dennoch kann man sich am Kongo einer ausgezeichneten Gesundheit erfreuen, wenn man nur stets daran denkt, in allen Dingen Maß zu halten. Genießt alles, was angenehm und unschädlich ist, aber mißbraucht keine Art des Genusses. Den Alkohol vermeide man so viel als möglich. Es ist dies ein Fall, in welchem Enthaltsamkeit keine Tugend ist, denn Wein und Cognac sind in Afrika gefährliche Zugaben zur Mahlzeit eines gesunden Menschen. Andererseits ist der Branntwein einfach unschätzbar als Stärkungsmittel, wenn man wegen

Fieber oder aus anderer Veranlassung sich schwach fühlt. Bier erwies sich nach meiner eigenen Erfahrung wohlthuend und angenehm, andere Personen zogen sich dadurch Gallenleiden zu. Man wasche sich lieber in warmem als in kaltem Wasser, kleide sich warm und schlafe gut zugedeckt, befriedige alle vernünftigen und natürlichen Wünsche und man wird das Leben am Kongo sowohl gesund als genußreich finden.

„Was den Kongostrom selbst betrifft, so verändert sich die relative Länge der Regenzeit an seinen Ufern in dem Maße, als man von der Mündung des Flusses aufwärts steigend sich dem Äquator nähert. In der Nähe des Meeres giebt es nur vier Regenmonate, November, Dezember, Februar und März, mit einer zwischenliegenden Trockenpause im Monat Januar; aber beim Hinauffahren auf dem Flusse bemerkt man fortschreitende Veränderungen, und am Stanley-Pool beginnen die Regen schon im Oktober und dauern bis zum 20. Mai, so daß nur vier Monate für die trockene Jahreszeit übrigbleiben. Die Pause im Januar, die sogenannte ‚kleine Trockenheit‘ oder ‚little dries‘, wie der Engländer sagt, fällt hier weg. Noch höher den Fluß aufwärts in der Nähe der Linie soll es nach Aussage der Eingeborenen im Juni, August und September häufig regnen, so, daß man dort von einem wirklich äquatorialen Klima reden darf, in welchem der Regen selten fehlt. Der große Übelstand des Klimas liegt in der ungemeinen Feuchtigkeit. Selbst in der trockenen Jahreszeit schwebt viel Wasserdampf in der Luft; denn obgleich kein eigentlicher Regen fällt, so werden die Morgen und Abende doch eingeleitet durch dichte weiße Nebel, welche niedrig ziehenden Wolken gleichen und unaufhörlich wie mit einem Sprühregen aus der klammfeuchten Luft alles und jedes mit schwerem Tau bedecken. Das ist der ‚Cacimbo‘ der portugiesischen Kolonien und was man an der Guinea-Küste ‚Smokes‘ oder Räuchern nennt. Diese Morgen- und Abendnebel sind die charakteristischen Kennzeichen des Anfangs und Schlusses der Regenzeit; während der Regenmonate selbst verschwinden sie, weil dann der Anfang und das Ende des Tages gewöhnlich hell und klar ist.“



Vergleicht man diese Schilderung des Klimas am Kongo mit derjenigen, welche Dr. Pogge über das Klima der ein paar hundert Kilometer südlich von diesem Strom liegenden deutschen Station Mukenge gegeben hat, so wird man sehr zu gunsten des letzteren eingenommen werden. Die Ursache dieser klimatischen Unterschiede ist einmal in der mehr der ge-

mäßigten Zone sich nähernden Lage der deutschen Station, zweitens aber in der größeren Höhenlage dieser Station über dem Meere zu suchen. Nichtsdestoweniger folgt daraus nicht etwa die Unbewohnbarkeit des Ufers des Kongostromes, im Gegenteil will Stanley sogar an den Kongo selbst das künftige große Handelsemporium von Centralafrika verlegen.

Es handelt sich dabei um eine Lokalität, welche den Vorteil einer außerordentlich günstigen geographischen Lage besitzt. Ehe ich näher darauf eingehe, sei es gestattet, an jene Scene zu erinnern, welche dieser Örtlichkeit des Stromes ihren heute weltbekannten Namen gab, und die Stelle aus Stanleys großem Reisewerk hier zu citieren: „Am 12. März 1877," schreibt der kühne Reisende, „vormittags fanden wir die Ausdehnung des Stromes von 1300 bis gegen 2300 m gestiegen, was uns den Anblick einer gewaltigen Wasserfläche bot. Meine Leute waren sogleich mit einem ganz glücklich gewählten Ausdruck bei der Hand, sie nannten diese seeartige Erweiterung einen ‚Teich'. Sandige Inseln erhoben sich gerade vor uns wie ein Meeresstrand, und zu unserer Rechten türmte sich weißschimmernd eine Reihe von Klippen auf, welche denen von Dover so ähnlich sahen, daß mein weißer Reisegefährte Frank



Mlongo Mlako, König von Dandanga.

Pocock sogleich ausrief, das sei ein Stückchen England. Das grasreiche Tafelland über den Klippen erschien so grün wie eine Wildbahn im Walde und erinnerte Frank so lebhaft an die Dünen von Kent, daß er begeistert ausrief: ‚Ich fühle, daß wir uns der Heimat nähern!'

„Während ich um mittag durch eine Beobachtung unsere geographische Lage bestimmte, erstieg Frank mit einem Fernglase in der Hand den höchsten Teil der langen Sanddüne, welche von dem mächtigen Strome abgelagert worden war, und suchte einen Überblick über die Gesamtausdehnung dieser seltsamen und ganz unerwartet auftretenden Formation zu gewinnen. Nach seiner Rückkehr sagte er:

‚Ich behaupte, daß dieses Wasserbecken ganz einem Teiche oder Pfuhle gleicht; es ist gerade so breit wie lang, Berge umgeben es von allen Seiten und es erscheint mir fast kreisrund.‘ — ‚Nun gut, wenn es ein großer Teich ist, so müssen wir es auch mit irgend einem Namen bezeichnen. Gieb mir einen passenden Namen



Mujansi.

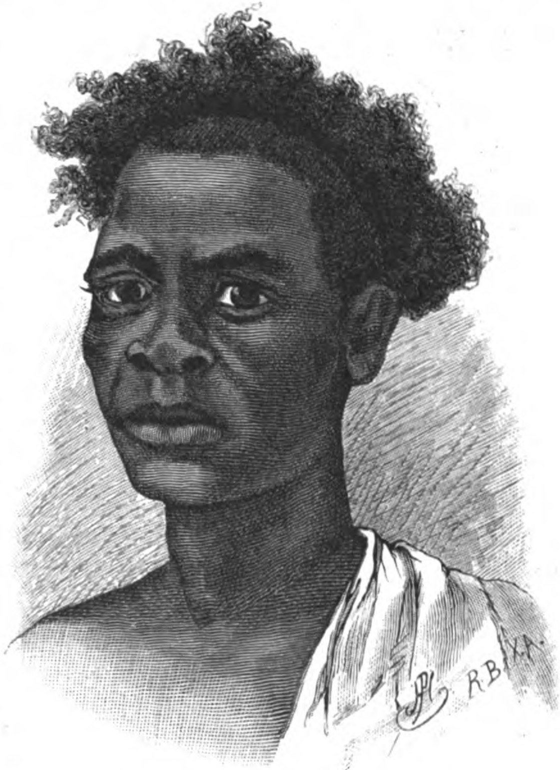
dafür an, Frank.‘ — ‚Warum sollten wir es nicht Stanley-Teich und diese Felsen die Dover-Klippen nennen? Denn kein Reisender, der später hierher kommen mag, wird verfehlen, die Klippen mit Hilfe dieses Namens wiederzuerkennen.‘ Spätere Ereignisse haben mir diese Worte wieder lebhaft in das Gedächtnis zurückgerufen und, dem von Frank gemachten Vorschlage folgend, habe ich diese seeähnliche Erweiterung des Stromes, welche sich von den Dover-Klippen bis zum ersten Katarakt der Livingstone-Fälle ausdehnt und ungefähr 75 bis 80 qkm bedeckt, Stanley-Pool (Teich) genannt. Die Einfahrt in diese Stromerweiterung von oben her liegt nach genauer Messung unter 4 Grad 3 Minuten südlicher Breite.“

Der brave Frank Pocock, welcher bekanntlich zwölf Wochen später in einem jener fürchterlichen Wasserfälle des Kongo ertrank, hätte den Namen seines Herrn und Meisters an keinem besseren Punkte verewigen können als gerade am Stanley-Pool. Diese bis 40 km lange und 26 km breite große Ausbuchtung des Kongo enthält siebzehn Inseln, von denen die größte 20 km Länge hat. Hierzu kommen noch zahlreiche Sandbänke sowie schwimmende Schilf- und Papyrusinseln, aus Massen von Wasserpflanzen bestehend, deren Fasern und Wurzeln so innig durcheinander verflochten sind, daß ein Mensch auf ihnen stehen kann. Weiße Reiher und viele Wasservögel hausen auf ihnen, und die Flußpferde spielen auf ihren schilfreichen Ufern. Die großen Inseln werden von Elefanten und Büffeln besucht, die mit Leichtigkeit vom Festlande nach und von ihnen schwimmen. Unzählige Wasservögel, Störche, Pelikane, Kormorane, Reiher, Rohrdommeln, heilige Ibis, Sporengänse und ägyptische Gänse, Meerschwalben und Regenpfeifer besuchen die dichten Verschlingungen des hohen Grases und die vielen freien Sandbänke, wo sie seltsame Gruppen mit den Krokodilen bilden, welche gewohnt sind, sich in der Sonne in halbbewußter Glückseligkeit zu wärmen. Der Stanley-Pfuhl bildet ein großes, gleichsam schalenartiges Becken, mit einer unvollständigen Einfassung von Reihen spitzer und malerischer Berge, welche an den Südufern sich von 300 bis 900 m Höhe erheben. Die Ufer dieser großen Wasserfläche zeigen einen

sehr verschiedenen Charakter. Am nördlichen oder nordöstlichen Ende, wo der obere Kongo durch eine etwas enge Öffnung eintritt, ist die Landschaft geradezu schön. Der Hochwald erhebt sich steil über dem Wasser, so daß, wenn man unter seinem Schatten dahinsegelt, er sich ins Unendliche, bis zum Himmel auszudehnen scheint. Fast gegenüber, am nördlichen Ufer, liegen die Dover-Klippen, ebenso schroffe, weiße, blinkende Abstürze, deren Oberrand mit weichem grünem Gras bedeckt ist. Sie gleichen jedoch, wie Johnston bemerkt, mehr der Gegend um Lyme-Regis, in Dorset und Devon, als den steilen und mehr zerrissenen Klippen von Dover.

Wenn man vom Atlantischen Meere den unteren Kongo hinauf bis in die Nähe von Vivi gefahren ist und von dort aus auf dem Landwege jene gefährliche Treppe der Wasserfälle, auf welcher der Kongo, zum riesigsten Gießbach der Erde verwandelt, seine braunschwarzen Fluten in unzähligen Wasserfällen durch einen neununddreißig deutsche Meilen langen Felsenschlund mehr als tausend Fuß tief hinabschleudert, passiert hat, so gelangt man bei Stanley-Pfuhl in den Eingang jener großen weit ausgedehnten Hochebene, die auf etwa 2000 km Stromlänge bis Nyangwe im fernen Osten ganz allmählich neunhundert Fuß ansteigt. Dieser riesige Parkettraum von Centralafrika enthält im Kongo und seinen zahlreichen großen, erst zum geringen Teil erforschten Nebenflüssen ein natürliches Wasserstraßensystem von ungeheurer Länge, dessen Eingang und Hafen der Stanley-Pfuhl ist.

Am Stanley-Pfuhl hat der im Dienst der Internationalen Afrikanischen Association thätige Stanley zu Ehren des Königs von Belgien den Ort Leopoldville gegründet. Johnston schwelgt bei Beschreibung dieses Punktes in großartigen Zukunftsträumen. Man sieht nichts vom Stanley-Pool, sagt er, bis man ganz nahe an Leopoldville heran ist und nach der Wendung um einen Berghang plötzlich den großartigen Anblick genießen kann. Leopoldville liegt wie die meisten Stationen Stanleys auf ansteigendem Boden, jedoch nimmt es nicht gerade den Kamm des Hügels ein, sondern ist auf dem halbkreisförmigen Absatz rund um den Abhang herum erbaut, welcher dem sich ausbreitenden Pfuhl gegenüberliegt. Das Hauptgebäude der Station ist ein großes zweistöckiges Haus von Holz, Ziegelsteinen und einer Art Lehmmörtel. Das Dach ist von Stroh, das kühl hält, und das ganze Fachwerk des Hauses besteht aus schweren hölzernen Balken, anscheinend



Königin von Kimpoko am Stanley-Pool.

von großer Stärke und doch in Wirklichkeit eine Quelle der Schwäche, weil das Holz beständig von den weißen Ameisen



Mutete.

und anderem Ungeziefer der Insektenwelt zerfressen wird, so daß oft ein Balken nachgiebt und bei Zeiten durch einen neuen ersetzt werden muß, damit der Bau selber erhalten bleibe. Auf eine Beschreibung der einzelnen Räume dieses Hauses sowie der übrigen Gebäude von Leopoldville muß hier verzichtet werden, weil die ganze Station in fortwährender Umänderung und Vergrößerung begriffen ist. Oberhalb, unterhalb und rund um die Station liegen ausgedehnte Gärten, Bananenwäldchen und Maniokpflanzungen. Sie beginnen bereits den schwarzen und weißen Bewohnern von Leopoldville einen nicht unbeträchtlichen Zuschuß an Lebensmitteln zu liefern und müssen natürlich in Zukunft in Verbindung mit den sich selbst vermehrenden Vorräten an Ziegen, Geflügel, Schafen, Schweinen, Enten und Tauben die Station und ihre normale Zahl von Einwohnern ernähren, so daß bloß noch die „Luxusartikel" von Europa eingeführt zu werden brauchen. Es liegt gar kein Grund vor, warum nicht selbst manche von ihnen dort gezogen und zubereitet werden sollten. Das Zuckerrohr wird beispielsweise von den Eingeborenen angebaut, auch würde der Kaffee auf den fruchtbaren Hängen um den Pfuhl gedeihen und bei richtigem Anbau die schönsten Resultate ergeben. Die Nahrungsmittelfrage ist die größte Schwierigkeit bei der Erforschung des Kongo. Darum legte Stanley auf jeder der vielen von ihm errichteten Stationen fast noch vor dem Bau von Häusern Gärten an, pflanzte Bananen und begann den Anbau von Maniok.

Leopoldville besitzt einen bequemen kleinen Hafen, der von einem waldigen Vorsprung geschützt wird. Von diesem Hafen kann die Schiffahrt eine Strecke von 1600 km in östlicher Richtung den Kongo aufwärts ungehindert betrieben werden. Leopoldville ist, wie bereits gesagt, dazu bestimmt, das große Emporium von Centralafrika zu werden. Von seinen Gestaden hat man nach Stanleys Rechnung nach Norden, Süden und Osten ins Herz von Afrika hinein 7200 km weit freie Schiffahrt. Eines Tages wird es, wie Herr Johnston schreibt, der Endpunkt der Eisenbahn von der Küste und der Ausgangspunkt einer Flußreise durch halb Afrika sein. Elfenbein, Kupfer und Eisen, Gewürze, Wachs und Gummi aus dem Inneren werden auf seinen Messen sich begegnen mit den neuesten Moden und den Fabrikaten der Alten Welt. Wenn

erst in nicht mehr ferner Zukunft Leopoldville eine gedeihliche Stadt geworden ist und in ihrem Glück das Andenken ihres frühesten Beschützers dankbar ehrt, dann hofft Johnston, daß die Marmorstatue Leopolds II. von ihren sonnigen Terrassen und waldreichen Abhängen hinausblicken möge über die breiten Wasser des großen Stromes, mit deren Erschließung zur Civilisation sein Name unauflöslich verbunden ist.

Einen großen Teil seiner Reisen im Kongogebiet hat Johnston zu Fuß zurückgelegt, wobei er vielfach Gelegenheit erhielt, über die Fruchtbarkeit des Landes und über die Anpflanzungen der Eingeborenen Bemerkungen zu machen. Einige besonders charakteristische Stellen seines Buches mögen hier mitgeteilt werden: „Zuweilen sieht man," sagt er, „besonders in der Nähe von Lutete, Pfade in den Thälern ausgehauen und den weichen, von dem Regen stets von den Bergen heruntergewaschenen Erdboden mit Maniok, Tabak, Erdnüssen und Bananen bepflanzt. Dies giebt dem Lande mitunter ein seltsam kultiviertes Ansehen und läßt ahnen, daß in Zukunft, wenn die Kolonistenscharen die Kongogegenden in Besitz nehmen werden, diese niedrigen Lande in wahre Goldgruben sich verwandeln, die alle Produkte der Tropen hervorbringen, während die Berghänge, terrassiert und mit Wein bepflanzt, von zahlreichen, schön gebauten Wohnhäusern überragt werden, von welchen der Neu-Afrikaner selbstzufrieden auf



Hafen von Leopoldville am Stanley-Pool.

seine Reisfelder und Gärten oder seine Pflanzungen und Zuckerdickichte herunterschauen mag, welche, unter dem wärmenden Strahl der äquatorialen Sonne daliegend, von dem nie versiegenden Bach bewässert werden. Und was für ein künftiges Studiengebiet für Männer der Wissenschaft! Wenn die Menschen erst ihre unbegründete Furcht vor dem Kongoklima abgelegt und einige Mediziner es der Mühe wert erachtet haben werden, die hygieinischen Verhältnisse dieser Gegenden zu studieren und uns darüber zu belehren, was wir essen und trinken und wie wir leben sollen, damit wir uns bestens ans Klima gewöhnen."

Von den am meisten angebauten Pflanzen und Bäumen sind zu erwähnen der Maniok, die süße Kartoffel, Mais, Erdnüsse, Tabak, Zuckerrohr, Bananen und Ölpalmen; zu den von den Portugiesen der Westküste eingeführten Pflanzen gehören die Ananas, Apfelsinen, Citronen, Melonen und eine kleine ausgeartete Sorte Kohl. Es ist, wie Johnston hervorhebt, eine merkwürdige Wahrnehmung, daß, während man den asiatischen Ursprung der meisten afrikanischen Haustiere verfolgen kann, die Kulturpflanzen dieses Landes zum größten Teil von Amerika eingeführt zu sein scheinen. Man kann sich nur schwer vorstellen, wie dieses Volk hat leben können, bevor Mais, Maniok, Erdnüsse und süße Kartoffeln von verschiedenen europäischen Nationen seit dem sechzehnten Jahrhundert an die afrikanischen Küsten gebracht wurden.

Von der Fruchtbarkeit des Bodens nur ein Beispiel: „Die Ränder des Landweges nach Leopoldville sind an manchen Stellen bestreut mit den oberen Ananasblättern, welche nach dem Genuß der Frucht weggeworfen werden und dann in dem fetten Boden neben dem Wege Wurzel schlagen. So hat sich diese Pflanze fast am ganzen Wege von Lutete nach Stanley-Pool verbreitet und bildet stellenweise, besonders in den sumpfigen, feuchten Bergschluchten, eine fast undurchdringliche Hecke an jeder Seite des schmalen Fußpfades. Die Einwohner gehen zu diesen engen Thälern und füllen ihre langen Weidenkörbe mit der schönen goldigen Frucht, welche jetzt einen so großen Teil ihrer Nahrung bildet. In einem Dorfe, welches wir passierten," erzählt Johnston, „fand gerade eine großartige Ananasschmauserei statt. Die Leute waren zu träge und sorglos, als daß sie die Früchte verkauft hätten. Die Hunde, die Katzen, die Schweine, die Ziegen, die Hühner und die Kinder, alles lebt von Ananas. Selbst die Erwachsenen hatten einen goldigen Anstrich von der Verzehrung solcher Mengen der reifen Frucht, und die hier gekauften Hühner besaßen einen Wohlgeschmack, der völlig unerklärlich gewesen wäre, wenn man ihn nicht dieser ausschließlichen Ernährung durch Ananas zuschreiben wollte. Hier konnte man nicht widerstehen, Halt zu machen, und wir schwelgten volle zwei Stunden in Ananas. Mit einigen Messingstücken war das ganze Festmahl bezahlt, und die dankbaren Neger brachten uns noch einen gehäuften Korb voll zum Verzehren auf der Reise. So bepackt meine Leute auch waren, eine solche Beladung schlugen sie nicht ab."

Gegenüber Leopoldville am Stanley-Pool liegt die vielgenannte französische Station Brazzaville, welche, vom Ogowe aus zugänglich, den Franzosen den Zugang von der Küste über Land nach dem inneren Kongobecken sichert. Das nördlich von dem unteren Kongo und dem Ogowe gelegene Hinterland der Westküste von Afrika ist noch nicht erforscht, so daß wir nordnordöstlich vom Stanley-Pool ein ungeheuer ausgedehntes Gebiet finden, das bis zu den Quellen des Benuë noch gänzlich unbekannt ist und von dort ostwärts bis zu den Nilländern reicht. Wir wissen von diesem nördlichen Teil des Kongobeckens nur so viel, daß er an seiner äußersten Grenze nach Norden überall höher liegt als das Thal des Kongo selbst, daß er also im großen und ganzen ähnliche klimatische Bedingungen haben muß als das südliche Kongobecken.

Im äußersten Nordwesten schließt sich

an diese Länder das durch unseren Reisenden Robert Flegel in den letzten Jahren erforschte Gebiet des Niger-Benuë, das durch die deutsche Besitzergreifung am Kamerun in ganz außerordentlicher Weise in den Vordergrund des Interesses getreten ist. Von manchen Seiten wird behauptet, daß die zahlreichen deutschen Faktoreien, welche an jener Küste bereits existieren und denen sich naturgemäß andere an die Seite stellen werden, für das Deutsche Reich von größerer Bedeutung sind als unsere zukünftigen Erwerbungen im Kongobecken.

Es ist nötig, zunächst einen kurzen Überblick über Robert Flegels Reisen zu geben. Nachdem der Reisende in Diensten einer kaufmännischen Firma mehrere Jahre in Lagos an der Sklavenküste zugebracht hatte, gelang es ihm, im Jahre 1879 auf dem Schiffe einer englischen Handels- und Missionsgesellschaft seine erste Reise den Niger und Benuë hinauf auszuführen. Da die Nigermündung der gegenwärtig deutschen Kolonie Kamerun benachbart liegt, so unternahm die Expedition zunächst einen Abstecher nach dem Kamerungebirge, um daselbst die Möglichkeit der Herstellung eines bequemen Weges für Lasttiere und Kranke die Berge hinauf bis etwa 7000 Fuß festzustellen und einen geeigneten Platz zur Erbauung eines Sanitariums aufzusuchen. Vor zwanzig Jahren schon war von dem bekannten Reisenden Burton der Vorschlag der Errichtung eines Sanitariums im Kamerungebirge gemacht, aber immer noch nicht ausgeführt worden.

Eine Schilderung der großartigen Natur dieses herrlichen Gebirges hat Flegel späterhin in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, als er einen Vortrag über seine Reise hielt, gegeben: „Am Fuße der meerumwogten, vielgestaltigen Felsen bis zur Höhe von drittehalbtausend Fuß zeigt sich am Kamerungebirge die tropische Vegetation in ihrer ganzen üppigen Schönheit. Da erfreuen neben den Riesen der tropischen Pflanzenwelt, an denen der Blick mit Staunen emporstrebt, schlanke Palmen mit ihren Federkronen und das herrliche Grün der Banane und des Pisang das Auge. Endlose Lianen mit seltsam gefärbten und geformten Blumen und Früchten ranken sich von Baum zu Baum. Hoch in den Zweigen lassen farbenprächtige Vögel ihre Stimme ertönen. Von Zeit zu Zeit führt der Weg über Wiesen, die mit zwölf Fuß hohem Gras bestanden sind, dessen dichtgedrängte Halme den Wanderer auf dem nur fußbreiten Pfad an jeder Aussicht hindern. Hier in der Nähe der Dörfer weiden die schönen, wohlgenährten Herden der Bubis, und durch das Pflanzengewirr des Waldes stampft sich der schwere Fuß des Elefanten seinen Weg. Höher hinauf nimmt der Wald ein ernsteres, gleichmäßigeres Aussehen an. Palmen kommen nicht mehr vor, aber Haine von graziösen Farnbäumen treten auf. Ein dichtes Laubdach wehrt den Sonnenstrahlen, den Boden zu erwärmen, und die tropische Unwegsamkeit ist verschwunden, mit ihr freilich auch der Reichtum an Formen und Farben in der Pflanzenwelt. Unterholz ist sehr wenig vorhanden, aber schöne Farnkräuter decken den Boden, und das Auge, das hier frei die Umgebung übersehen kann, haftet oft an Formen, die denen heimischer Gewächse ähnlich sind. Noch höher hinauf blühen Veilchen und Vergißmeinnicht am Wege, und es giebt Gelegenheit, Brombeeren zu pflücken. Der Wald ist schweigsamer und ernster, als man ihn sonst so nahe dem Äquator gewohnt ist. Mit Untergang der Sonne erwacht hier weder eine lärmende Insektenwelt, noch leuchtet es ab und zu auf im Grase und in der Luft von Myriaden Tierchen, wie am Fuß der Berge.

„Dieses herrliche Land mit seinem fruchtbaren Boden, der nicht allein alle tropischen Gewächse, sondern auch die der gemäßigten Zone hervorbringen könnte, würde die fleißige Hand, die ihn bebauen wollte, überreich belohnen für die Mühe. Es erweckte in mir," sagte Flegel, „den Gedanken und lebhaften Wunsch, hier eine deutsche Kolonie begründet zu sehen, mit dem Zweck, einst in die gleichfalls gesunden,

sehr fruchtbaren und volkreichen Gegenden südlich vom Benuë herabzusteigen, um diese der Kultur zu gewinnen. Alle Bedingungen zum Gedeihen einer Kolonie sind hier vorhanden. Es ist gewiß der einzige Ort im ganzen tropischen Afrika, wo der Weiße unbeschadet seiner Gesundheit physisch von früh bis spät arbeiten kann. Bestes Nutzholz ist in Menge vorhanden, Kaffee wächst wild in den Bergen. Dieser, Kakao, Zucker, Tabak, alle Fruchtbäume des gemäßigten Klimas, jedes Gemüse, selbst Weine müßten hier trefflich gedeihen. Die Spanier hatten hier in der That ein Eldorado aufgefunden, sind aber, ohne es zu beachten, weiter gesegelt. Der Gedanke: Wenn dieses schöne Stück Erde für Deutschland zu gewinnen wäre! drängte sich mir zum zweitenmal auf, als ich in Fernando Po hörte, daß diese Perle der Inseln des Atlantischen Oceans an eine englische Gesellschaft für 20 000 Pfund Sterling verkauft werden sollte. Bei gleichzeitigem Besitz der Insel müßte eine Kolonie im gegenüberliegenden Gebirge an Bedeutung ungemein gewinnen."

Es kann nicht die Absicht sein, an dieser Stelle die sämtlichen Forschungsreisen Flegels detailliert zu schildern, es soll vielmehr nur so weit darauf eingegangen werden, als zum Verständnis seiner neuesten, folgenschwersten Entdeckung nötig ist. Die Reise mit dem Missionsdampfer ging nordwärts den Niger hinauf, bis Lokodja — etwa dreieinhalb Breitengrade —, woselbst von Osten her der Benuë, der Hauptnebenfluß des Niger, einmündet. Auf dem Benuë ging es ostwärts, zunächst ungefähr eine ebenso große Strecke hinauf bis Ibi, von wo ein Abstecher nach der südlich vom Benuë gelegenen afrikanischen Stadt Wukari, die noch von keinem Weißen betreten war, gemacht wurde. In den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg befindet sich eine Beschreibung dieses Besuches nebst einem ungefähren Plan von Wukari. Da dies die einzige, ziemlich ausführliche Schilderung ist, welche wir von Flegel aus dem südlichen Benuëgebiet bis jetzt besitzen, so möge sie hier im kurzen Auszuge mitgeteilt werden: „Wir erreichten vor Wukari ein Farmdorf, in welchem der Bruder des Königs residierte. Dieser Ort bestand aus cirka fünfundzwanzig


Der Häuptling von Embe oberhalb Stanley-Pool.

Hütten, die teils aus dem Lehm des Bodens, teils aus eingerammten, mit Strohmatten bekleideten Pfählen bestanden. Die letztere Bauart ist namentlich für Farmdörfer am Niger und Benuë überall häufig; nur zeichneten sich die Hütten hier durch ein sehr weit überhängendes Strohdach aus. In der Mitte des Dorfes stand eine große, geräumige und halb offene Hütte, in welcher mehrere Frauen mit Zubereitung von Speisen beschäftigt waren. Die Felder waren mit einer gewissen Sorgfalt bestellt, und namentlich fielen mir hier die Vogelscheuchen auf, welche ich im Kororofagebiet überhaupt zuerst bemerkt hatte. Es waren mitten im Felde kleine Warten errichtet, zu denen Schnüre von den in und am Felde stehenden Bäumen führten; sobald sich nun Vögel auf diese setzten, was namentlich die hier sehr zahlreichen Tauben zu thun pflegen, verscheuchte sie der Wächter durch plötzliches Zerren an den biegsamen Ästen.

„Da, wo diese Methode nicht ausreichte, standen kleine Kinder mit langen biegsamen Gerten auf den Warten. Sie hatten an das Ende der Gerten je ein kleines Stück Lehm gedrückt und schleuderten letzteres unter vielem Lärm und Geschrei nach den ungebetenen Gästen, manchen dabei durch einen geschickten Wurf tötend. Erdnüsse, Mais, das Dawe-Korn (ägyptisches Korn) der Haussa und manche andere Pflanze wurde hier kultiviert. So umrankten die Hütten verschiedene Arten Cucurbitaceen, und in den Gärten standen mit Früchten schwer beladen der Melonenbaum und die Okropflanze, deren schleimige Früchte ein angenehmes und gesundes Gemüse sind. Wir machten es uns inzwischen bequem; während die Bewohner der Ortschaft uns sprachlos staunend umstanden, ließen wir uns einen Kaffee kochen und von der Sonne, die mittlerweile höher gestiegen war, uns die taufeuchten Kleider trocknen. Nachdem wir uns an Speise und Trank gelabt, kehrte auch der Bote von Wukari zurück, und gegen elf Uhr brachen wir nach der Stadt auf, geführt von dem Ältesten des Ortes, dem Bruder des Königs.



Ibaka, König von Bolobo.

Zwanzig Minuten später mußten wir angesichts der Stadt bei einer verfallenen Fetischhütte wiederum Halt machen, bis ein Bote des Königs, die Gitaru, eine kleine handliche Streitaxt, über der Schulter, ankam und uns ersuchte, ihm zu folgen. Wenige Minuten später hielten wir, begafft von zahlreichem Volk, auf deren Gesichtern sich ebenfalls sprachloses Staunen spiegelte, im Gänsemarsch unseren

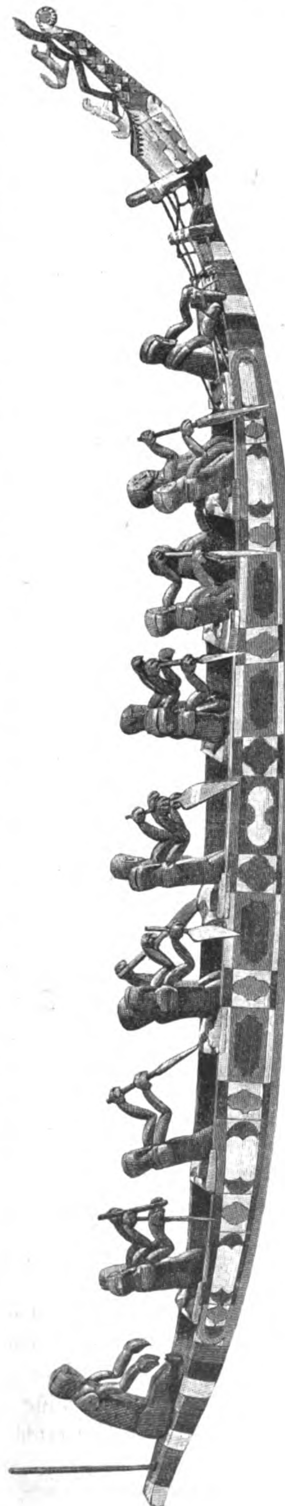
feierlichen Einzug in die vielbesprochene Hauptstadt Kororofas, da das enge Thor der ersten Umwallung nicht zwei Personen zu gleicher Zeit den Eintritt erlaubte. Nachdem wir die zweite Lehmumwallung der Stadt passiert, wurde uns abermals bedeutet, Halt zu machen — diesmal unter einem schattigen Baume — und der Dinge zu warten, die da kommen würden." Flegel schildert nun ausführlich den Empfang bei den Großen der Stadt und dem Könige von Wukari.

„Die Stadt Wukari hat das Charakteristische mit allen heidnischen Negerortschaften des centralen Westafrika — im Gegensatz zu den Fuldestädten — gemein, daß ihre runden Hütten innerhalb zweier Lehmwälle, in größeren und kleineren je für sich umfriedeten Gruppen, dicht gedrängt beisammen stehen. Die Fuldes bauen ihre Hütten freistehend; jeder Haushalt ist für sich getrennt von dem anderen, während in den heidnischen Ortschaften die Menschen in größeren Familien unter einem Oberhaupt beisammen zu wohnen scheinen und sich als solche voneinander trennen. Die Hütten der Fuldes sind meist freundlich, inmitten grüner Kornfelder und von Gemüsegärten umgeben, gelegen; die Straßen in ihren Ortschaften sind eben und sauber, während diejenigen heidnischer Negerortschaften wenig oder gar kein Grün in der Nähe haben, aber sich desto mehr durch Unreinlichkeit auszeichnen."

Nachdem die Expedition wieder zum Benuë zurückgekehrt war, wurde die Fahrt stromaufwärts fortgesetzt bis Ribago und alsdann die Rückkehr zur Küste angetreten. Flegel resümierte späterhin das Hauptresultat dieser Expedition dahin, daß der Benuë bis etwa 14 Grad östlich von Greenwich bequem befahren werden kann. „Die dem Flusse anliegenden Länder," sagte er, „sind sehr fruchtbar und reich an Produkten aller Art, die Bevölkerung ist dicht zu nennen und würde der Kaufmann mit der Zeit gute Absatzorte für europäische Waren finden. Diese reichen Gebiete, namentlich die südlich vom Flusse, auszubeuten, dem Vordringen der Fellatas ein Ziel zu setzen und die volkreichen Gegenden vor allmählicher Entvölkerung durch blutige Kriege zu bewahren, die Menschen hier zur Arbeit heranzuziehen, daß sie den Wert und Nutzen derselben für sich und die Welt kennen lernen, und dieses alles nicht aus rein philanthropischer Absicht, sondern zum eigenen Nutzen nicht minder wie zu dem des Vaterlandes, das wäre eine Aufgabe, würdig für Männer unserer Tage, deren Inangriffnahme wenigstens nicht dem kommenden Geschlecht im kommenden Jahrhundert überlassen zu werden brauchte. Ein solches Unternehmen könnte freilich nur von einem Volke durchgeführt werden, welches feste Rückhalte in blühenden Kolonien an der Westküste besäße." Als geeignetster Ort für diese und um Fuß zu fassen in Westafrika erscheint Flegel das Kamerungebirge, nicht nur seiner günstigen Lage wegen, sondern hauptsächlich, weil es ein durchaus gesundes Klima hat und das Land den darauf verwendeten Fleiß lohnen würde. Ein Unternehmen in diesem Gebirge würde kein Experiment sein, das mit Verlust an Geld und Menschenleben endet, wie deren so viele in Westafrika gemacht worden sind.

Auf seiner ersten Reise im Jahre 1879 hatte sich Flegel den Quellen des Benuë bis auf siebzehn Tagereisen genähert, es dauerte aber bis zum Jahre 1882, bevor er auf seiner zweiten großen Reise diese Gegenden wieder besuchen und dabei die Quellen des Benuë entdecken konnte. Im Dezember 1883 finden wir ihn dann wieder am Benuë, im Begriff, über Adamaua sich südwärts zum Kongo zu wenden; aber die Tour dauerte diesmal nicht lange, er mußte wegen Streitigkeiten der kleinen afrikanischen Herrscher unter sich unverrichteter Sache wieder umkehren. Aber er hatte auf dieser Reise und auf der früheren wiederholt das Bergland betreten, welches die südlichen Zuflüsse des Benuë entsendet und als ein vielgegipfeltes Mittelgebirge mit mächtigen alpenähnlichen Zügen im Süden das Benuëgebiet gegen

den Alt-Calabar begrenzt. An drei Punkten war er in dieses interessante Gebirge eingedrungen, und nach kartographischer Berechnung liegen diese Punkte in einer Linie, deren Verlängerung nach Westsüdwest genau auf das Gebiet zeigt, wo der Alt-Calabarfluß aus seiner natürlichen Richtung verdrängt wird, so daß er auf verhältnismäßig kleinem Raum einen Halbkreis beschreibt, und wo auch im Süden vom genannten Flusse durch die Mitglieder der „Ethiope-Expedition“ Berge von cirka 5000 Fuß Höhe gesehen wurden, welche mit dem Kamerungebirge und mit Fernando Po zusammenhängen. Es ist also ein mächtiges Gebirge, das sich von weit ostwärts von Ngaundere — etwa hundert deutsche Meilen weit — bis an das Meer erstreckt, ein Gebirge von etwa 4000 bis 5000 Fuß mittlerer Paßhöhe, dessen Gipfel bis zu 7000 und 8000 Fuß aufsteigen mögen und im Gendero nordöstlich von Bagnio und nordwestlich von Tibati sogar bis vielleicht auf 10000 Fuß sich erhebt, bei Kamerun aber bekanntlich mehr als 13000 Fuß Höhe erreicht. Bis an den Fuß dieses Gebirges führt infolge der Schiffbarkeit des Benuë und dessen südlicher Zuflüsse eine direkte Wasserverbindung mit dem Meere.



Modell eines Kanoes mit Bemannung. (Nach Orig.-Photographie. Das Modell befindet sich im ethnographischen Museum in Berlin.)

„Wenn auch,“ schreibt Flegel in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, „an Kolonisation im tropischen Afrika meiner Ansicht nach nicht gedacht werden kann, so verdient doch ein Gebiet wie dieses Scheidegebirge darauf hin untersucht zu werden; denn das Klima ist jedenfalls sehr ermutigend, wie der fruchtbare reiche Boden, das zahlreiche Großvieh, der sanfte Charakter der Heidenstämme am Abhange, der vermutliche Reichtum an wertvollen Mineralien &c. und namentlich die Zugänglichkeit des Landes durch Wasserwege von Norden und Süden her. Der Kamerunfluß dürfte eine weit größere Bedeutung haben, als man bis jetzt vermutet.“

Wie dem nun auch sein mag, so viel steht fest, daß wir auch im Niger-Benuëgebiet Aussicht haben, daß die klimatischen Verhältnisse daselbst ein Vorgehen in ähnlicher Weise gestatten werden wie im Kongogebiet. Wegen der leicht zugänglichen Gebiete des Inneren und wegen der weitverzweigten Wasserstraßen des Niger-Benuësystems wird es sich empfehlen, das Hauptgewicht auf die Beziehungen des Handels zu legen; es fragt sich nur, ob die jetzige dunkelfar-

Palawer. (Nach Orig.-Photographie.)

bige Bevölkerung des Landes so produktionsfähig ist, als dies bei starker Vermehrung der Zahl unserer deutschen Handelsfaktoreien und dem hierzu nötigen Absatz vorausgesetzt werden muß. So viel steht aber fest, daß der gigantische Koloß des schwarzen Erdteils in nächster Zukunft schon eines großen Teiles seiner jetzigen Geheimnisse beraubt und der modernen Kultur erschlossen werden wird.







Die Phantasie als sociale Macht.

Eine Studie aus dem Gebiete der Gesellschaftslehre

von

Max Haushofer.

Sociale Mächte werden alle jene Umstände und Verhältnisse, welche nicht bloß die Handlungen einzelner Menschen veranlassen und lenken, sondern auf die Massen einwirken. Also die Ursachen gesellschaftlicher Anziehung und Abstoßung, gesellschaftlicher Gruppenbildung und Zerstreuung; die Ursachen von Interessengemeinschaften und Interessengegensätzen.

Die Beobachtung des Wirkens der socialen Mächte ist eine höchst interessante und anziehende Aufgabe. Wer immer innerhalb der menschlichen Gesellschaft steht und zu denken pflegt, macht solche Beobachtungen, die freilich oft entsetzlich schief und einseitig ausfallen. Eine strenge methodische Beobachtung des Gesellschaftslebens ist erst in den Anfängen vorhanden. Mit Hilfe der neueren Statistik ist es gelungen, eine gewisse Exaktheit in dieses Gebiet hereinzutragen. Eine Reihe der socialen Mächte hat man unter Zahl und Maß zu bringen versucht. Eine viel größere Reihe socialer Mächte dagegen blieb ungemessen und wohl für alle Zeit unmeßbar.

Die der Betrachtung am nächsten liegenden socialen Mächte sind: die Familie, als die ursprünglichste Interessengemeinschaft; ferner der Wohnsitz des Menschen; die öffentliche Sitte und in ihrem Gefolge die Mode; sodann die öffentliche Meinung; die Nationalität; die politische Parteiangehörigkeit. Aber auch der Beruf des Menschen; sein Vermögen und Einkommen; seine Ehre; seine Bildung; wohl auch seine Angehörigkeit zu einem bestimmten Glaubensbekenntnis. Das sind die gesellschaftlichen Zauberkreise, welche den Angehörigen der Civilisation einschließen, ihn mit anderen in dauernde Verbindung bringen, ihre Bewegungen auf ihn übertragen und ihm dadurch Impulse verleihen.

An den Umstand, daß die moderne Statistik mehrere der socialen Mächte zu messen gelernt hat, darf man keine übertriebenen Hoffnungen knüpfen. Die Statistik kann uns wohl sagen, wie viele Menschen aus einer Nation dieser oder jener gesellschaftlichen Macht unterthan oder zugänglich sind, aber sie kann uns durchaus nicht ziffermäßig sagen, wie stark der Einfluß jeder socialen Macht auf ihre Angehörigen ist.

Und neben den genannten, teilweise meßbaren socialen Mächten giebt es noch andere, schwer erkennbare, welche zwischen jenen ein fadenreiches Netz mit mannigfachen Verschlingungen bilden.

Eine dieser versteckten socialen Mächte ist die Phantasie.

Wir sind gewohnt, die Phantasie als etwas Berechtigtes bloß in ihrer Verwandtschaft mit der Kunst zu denken. Wir fassen sie mit Vorliebe als den Funken auf, der in der Seele des Künstlers

aufsprüht und nach Gestaltung ringt. In jeder anderen Thätigkeit erscheint sie uns als ein störendes und unbequemes Element, welches lediglich die Ordnung der Gedanken und der Lebensverhältnisse verwirren kann. Die Phantasie des Künstlers und Dichters erkennen wir an, weil sie uns erheitert, erhebt, ergreift; die Phantasie des Fieberkranken oder des Wahnsinnigen dagegen erschreckt uns; und unsere eigene Phantasie quält uns, auch beim Zustande völliger Gesundheit, oft genug mit allerlei thörichten Vorstellungen. Die Phantasie ist eben nicht bloß eine Funktion des Künstlergeistes; sie ist eine allgemeine Funktion der Menschenseele — jene Funktion, welche uns Bilder von Gegenständen, von Verhältnissen, Ereignissen und Charakteren, unabhängig von sinnlichen Eindrücken, gestalten läßt. Dieses Schaffen des reinen Scheins knüpft sich an die Thatsache, daß wir Vorstellungen, die in uns liegen, nach Belieben durch Besinnen und Erinnern wieder wachrufen können. Wir können sie in die verschiedenste Reihenfolge, in die wechselndsten Kombinationen bringen. Und dieses Erschaffen von Scheinvorstellungen geschieht nicht nur mit unserer Absicht, sondern auch ohne, selbst gegen dieselbe.

Wie die Phantasie künstlerisch gestaltend wirkt: das darzustellen, dürfen wir den Ästhetikern überlassen. Es giebt indessen auch eine Thätigkeit der Phantasie, bei welcher die Gesetze der Schönheit gar nicht in Betracht kommen und welche dennoch menschliche Handlungen verursacht und Ereignisse sich vollziehen läßt.

In jeder Kette von Ereignissen, wobei eins durch das andere veranlaßt wird, ist stets eine ganze Reihe von Variationen möglich. Sind die Chancen günstigen und ungünstigen Ausgangs bei jedem Ereignis gleich stark, so heben sie sich auf, und die Kette der Ereignisse zieht sich in einer gewohnheitsmäßigen vorauszusehenden Durchschnittsrichtung fort. Der phantasielose Mensch richtet seine Voraussicht und seine Handlungen nach dem durchschnittlichen und deshalb am ehesten zu vermutenden Ausgang der Ereignisse. Der phantasiereiche dagegen beurteilt die Chancen nicht nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit, sondern ihm führt seine Phantasie stets die seltensten Chancen vor Augen und läßt ihn seine Handlungen nur zu häufig auch nach ihnen einrichten. Dabei sind es — je nach Gemütsanlage und Erfahrungen — bei dem einen vorzugsweise die günstigen, bei dem anderen vorzugsweise die ungünstigen Chancen, deren Voraussicht ihn beeinflußt. Die Phantasie ist die absolute Gegnerin jeder mathematischen Wahrscheinlichkeit; von allen Durchschnitten, von allen Mittelwegen drängt sie stets nach den entlegensten Grenzen des Möglichen hin und reißt ihre Träger mit. Alle extremen Hoffnungen und extremen Befürchtungen sind ihr Werk, die stolzesten wie die verwerflichsten Kombinationen menschlicher Pläne. Und wie beim einzelnen, so wirkt sie auch bei den Massen; sie führt bald zu heldenmütiger Begeisterung, bald zu ruchloser Leidenschaft der erregbaren Menge.

Dabei ist aber die Wirkung der Phantasie mehr oder weniger versteckt. Die Phantasie wirkt größtenteils, ja fast immer nur mittelbar auf die gewöhnlich erkennbaren socialen Mächte. Wir vermögen daher ihre Wirkungen nur zu beobachten, wenn wir die vorher genannten socialen Mächte zergliedern und untersuchen, welcher Anteil an ihnen der Phantasie zukommt.

Die bedenklichste Klippe bei der Betrachtung des Wirkens der socialen Mächte liegt immer darin, daß wir zu leicht geneigt sind, den Spielraum einer solchen Macht, ihre Ursachen oder ihre Wirkungen mit ihr selbst zu verwechseln. In den Spielraum einer Kraft können auch andere Kräfte hereinspielen; jedes gesellschaftliche Gebilde hat mancherlei Wurzeln, aus welchen es erwächst, und jedes gesellschaftliche Ereignis wird wieder zur Ursache anderer Ereignisse. Die socialen Mächte lassen sich nur schwer isolieren.

Es wird vor allem jedermann geneigt sein, den Familiensinn als eine sociale

Macht zu erklären. Nun ist aber der Familiensinn als gesellschaftliche Macht schon etwas Sekundäres. Er wurzelt einerseits in der Liebe, andererseits in der Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes um das Dasein; wir müssen demnach die Liebe und den Kampf um das Dasein als noch ursprünglichere sociale Mächte erkennen, die Familie dagegen nur als eine von den Formen, in welchen jene sich geltend machen.

In unserem Zeitalter der exakten Forschung wird man natürlich bei der Untersuchung der socialen Mächte gern diejenigen herausgreifen, welche einer exakten Beobachtung am leichtesten zugänglich sind. Die Liebe und der Kampf ums Dasein sind das nicht; aber die Familie, als ihre sekundäre Erscheinung, ist es einigermaßen; sie unterliegt der Zahl und dem Maße. In den Ziffern der Heiratsfrequenz und des Heiratsalters sowie in einigen ähnlichen Ziffern hat die Gesellschaftswissenschaft wenigstens einige Handhaben zur exakten Betrachtung der Familie.

Wenn nun der Familienzusammenhang einesteils auf der materiellen Interessengemeinschaft, andererseits auf der Liebe beruht, so wäre zunächst der Zusammenhang zwischen der Liebe und der Phantasie aufzusuchen. Er liegt in den Idealen, welche die Phantasie dem Menschen konstruiert und welche die Liebe ihn finden lehrt. Dabei ist es leicht möglich, daß die Phantasie bei der Konstruktion des Ideals grobe Fehler begeht, indem sie unmögliche Ideale konstruiert. Und ebenso häufig, ja fast Regel ist es, daß das durch die Liebe dargebotene Ideal dem durch die Phantasie konstruierten nicht ganz entspricht. In den glücklicheren Fällen gelingt es der Selbstüberwindung und Charakterstärke, die Harmonie herzustellen. Dann arbeitet die Phantasie fort, indem sie Fehler verkleinert, Vorzüge vergrößert und so ihr Ideal den thatsächlichen Verhältnissen anpaßt. Und die Liebe arbeitet ebenfalls daran, das früher von der Phantasie konstruierte Ideal in der Ehe und Familie zu erreichen. Wichtiger wohl wirkt noch gemeinsam ertragenes Geschick. So muß die Harmonie des Jugendideals mit dem in der Familie gefundenen Glück meistens erst herausgearbeitet werden. Daß dabei die Frage, wie die Phantasie zu dieser Thätigkeit erzogen wird, eine große Rolle spielt, ist klar. Wo die Volksphantasie so erzogen ist, daß sie stets über die subjektiven Ideale des Einzelnen ein objektives Ideal von Pflichttreue, von Sittlichkeit und Religiosität stellt, wird auch in der Mehrzahl der Familien die Phantasie kein Hindernis gemeinsamen Glückes sein. Entgegengesetztenfalls aber schafft sie sich, wenn sie das Jugendideal nicht gleich in der Wirklichkeit vorfindet, neue Ideale und untergräbt so den Bestand des Familienglückes und des Familienzusammenhanges.

Neben der Familie ist der Wohnsitz des Menschen jedenfalls eine der zwingendsten socialen Mächte. Denn die Beschaffenheit des Wohnsitzes nötigt den Menschen manchmal zur Vergesellschaftung, während sie in anderen Fällen wieder die Vereinzelung begünstigt. Die Erklärung dafür, daß der Mensch da oder dort seinen Wohnsitz nimmt, liegt auch wieder in dem Kampfe um das Dasein. Bei weitem am häufigsten sind es ja ökonomische Gründe, welche die Wahl des Wohnsitzes bestimmen. Hier, möchte man glauben, stehen wir auf dem rein praktischen Boden der Lebensbedürfnisse — was könnte die Phantasie damit zu thun haben?

Aber sie hat doch damit zu thun. Der Mensch wählt sich nicht nur aus ökonomischen Gründen seinen Wohnsitz, sondern er behält ihn auch. Und die Natur der menschlichen Wohnsitze nimmt einen still und lang wirkenden Einfluß auf Lebensweise, Denkart und Phantasie. Die Natur schafft dem Menschen einen reichen Schatz an Eindrücken, welche in seinem Inneren versinken, aber später teils mit, teils ohne Willen ihres Eigentümers als Phantasiegebilde wieder auftauchen können. Mit diesen Phantasiegebilden bevölkert der Mensch seine Wohnstätten, die ihm dadurch lieb und heimisch werden. Die Er-

innerung, die so innig verwandt ist mit der Phantasie, ist auch die Wurzel der Heimatliebe; und der Mensch hält um so treuer an seiner Heimat fest, je mehr er fühlt, wie sehr sein seelisches Leben aus dieser Heimat heraus sich ernährt. So schlingt die Phantasie des Menschen ein Band zwischen ihm und seinem Wohnsitz; sie bevölkert ihm die Winkel seines Hauses mit Hausgeistern, belebt mit Sagen Feld und Wald, Schlucht und Gewässer; und wenn der Mensch von seiner Heimat wegzieht, ist es die Phantasie, die ihm ihren Zauber wieder nahe rückt. Sie vermag das um so leichter, als die Heimat des Menschen ihn auch immer an sein Jugendglück erinnert. Durch die Verbindung beider, die sie mit goldenem Ferndust überzieht, wird die Phantasie zu einer der wirksamsten Ursachen der Heimatliebe. Und in letzterer müssen wir unzweifelhaft einen der mächtigsten konservativen Faktoren unseres Staats- und Gesellschaftslebens erkennen.

Auch die öffentliche Sitte, die Gebräuche der Menschen wird man unter den socialen Mächten mit an erster Stelle nennen dürfen. Die Sitte führt die Menschen zusammen und trennt sie; sie schreibt ihnen die Formen vor, unter welchen sie miteinander zu verkehren haben; sie beschleunigt oder verzögert, regelt und ordnet den persönlichen Verkehr. Sie ist aber nur eine äußere Form, deren Inhalt die Ereignisse des Lebens bilden. Die Sitte nötigt uns, das, was wir erleben, unter bestimmten Formen zu erleben. Weshalb thut sie das? Offenbar, um den Verkehr der Menschen untereinander zu erleichtern, um die Ecken abzurunden, die an jedem Charakter sind, um die Zwischenräume, welche die einzelnen trennen, mit etwas auszufüllen, das die Reibungswiderstände verringert. Wenn der Geistvolle mit dem Dummen, der Hochmütige mit dem Bescheidenen, der Kranke mit dem Gesunden, der Mächtige mit dem Geringen und der Feine mit dem Groben umgehen sollen, muß ein neutrales Medium zwischen ihnen geschaffen werden. Ein solches Medium ist die Sitte; sie umgiebt die Menschen wie Öl die reibenden Maschinenteile; sie stumpft die Kanten ab und füllt Lücken und Winkel aus.

Die Sitte nivelliert; darum ist sie eine Feindin der Phantasie des Einzelnen. Die Höhen des Geistes sind ihr ebenso fremd wie die tiefsten Abgründe der Leidenschaft. Die Sitte will Durchschnittsmenschen haben; die Phantasie das Gegenteil. Die Sitte erlaubt dem Durchschnittsmenschen, der ihr Ideal ist, einen gewissen Spielraum seiner Phantasie; sie liebt es nicht, wenn er die ihm gesetzten Schranken überspringt. Sie erzieht den Durchschnittsmenschen schon von vornherein so, daß er gar keine Schranken zu überspringen Lust verspüre.

Aber die Phantasie ist so mächtig, daß sie selbst die Sitte verändert. Es giebt einzelne Gebiete der Sitte, welche wie erstarrt Jahrhunderte hindurch unverändert bleiben; andere dagegen, die sich verändern. Diese beweglichen Teile der Sitte bezeichnet man als Mode. Sie ist der beliebteste Spielraum der Massenphantasie. Je rascher heutzutage manche schönen Volksgebräuche verschwinden, in welchen wir uralte Schöpfungen der Volksphantasie erkennen, um so lebhafter muß sich die Massenphantasie am Spiel der Mode beteiligen, neue Schöpfungen entstehen lassen und alte verächtlich beiseite werfen.

Und wer ist es nun, dessen Phantasie die Mode eigentlich macht? Sind's die Produzenten oder die Konsumenten? Ist's die Phantasie der Gebildeten oder der Ungebildeten? Von irgendwoher muß die Massenphantasie doch ihren Anstoß bekommen!

Es ist schwer zu verfolgen. Die Produzenten werden durch ihr geschäftliches Interesse getrieben, der Massenphantasie stets neue Nahrung zu bieten. Sie erfinden die Mode durch Anknüpfen teils an das Vorhandene, teils an das früher Dagewesene; teils begnügen sie sich auch mit dem Herbeiholen des Entfernten. Das bieten sie dann dem Konsumentenpublikum

an. Die Phantasie des Konsumentenpublikums hascht nach neuen Anregungen und findet es am bequemsten, wenn ihm dieselben durch neue Moden geboten werden. Denn die Phantasie des Konsumentenpublikums ist meist flach und unerzogen. Ihre Erzieherin soll die Kunst sein, und sie ist es auch, so weit ihr Einfluß reicht. Der Einfluß der Kunst ist jedoch kein unbedingter; er ist an den Reichtum gebunden. Daher kann er sich unmittelbar immer nur einem kleinen Bruchteil der Volksgesellschaft mitteilen. Die Mode, welche nicht so bedeutender Mittel bedarf als die Kunst, kann in einem viel weiteren Kreise herrschen. Was ihr an Adel fehlt, ersetzt sie durch Massenhaftigkeit und erstickt durch ihre wohlfeilen Geschmacklosigkeiten oft genug den Einfluß der Kunst. Glücklicherweise kann sie das immer nur vorübergehend, weil das künstlerisch Schöne unablässig, das Moderne bloß flüchtig wirkt.

Die Mode bringt uns auf den Gedanken, ob die Gesamtheit der heutigen Gesellschaft auch ihre Launen habe, ebenso wie der einzelne Mensch Launen besitzt. Wenn wir unter Laune jede scheinbar zufällige vorübergehende Stimmung des Gemütes verstehen, so müssen wir von vornherein auch an einen sehr lebhaften Zusammenhang von Phantasie und Laune denken. Im Seelenleben des Einzelmenschen sind Stimmung und Laune die Atmosphäre, in welcher die Phantasie thätig wird. Die Laune des Einzelnen giebt seinen Phantasieprodukten die hellere oder dunklere Färbung. Nun fragt sich's aber, ob denn im gesellschaftlichen Ganzen die Laune dieselbe Wirkung haben kann wie beim einzelnen Menschen. In der Masse muß das Zufällige verschwinden und das Gesetzmäßige mehr zum Vorschein kommen. Die Laune ist etwas Zufälliges und durchaus Individuelles. Darum verschwindet sie um so mehr, je größer die betrachtete gesellschaftliche Gesamtheit ist. Eine Gesellschaft von zwanzig, fünfzig, hundert Köpfen kann Launen haben; auch das Publikum einer Theatervorstellung kann noch allenfalls seine Laune haben. Von Launen eines ganzen Volkes zu sprechen, ist nicht mehr zulässig, obwohl es hier und da geschieht.

Zweifellos wird auch jedermann die öffentliche Meinung als eine sociale Macht erkennen, und zwar als eine der Mode und gesellschaftlichen Laune nicht fern stehende. Hier ist es nun nicht schwer, die Mitwirkung der Phantasie zu verfolgen. Die öffentliche Meinung ist eine ungeheure Macht, und um so wirksamer, je rascher sie heutzutage sich verbreitet. Die öffentliche Meinung bezeichnet einen Angeklagten als schuldig oder unschuldig; sie wittert Krieg oder Frieden in der Luft; sie nennt ein Unternehmen von vornherein schon gelungen oder mißlungen; den einen spornt sie mit jauchzendem Zuruf, den anderen lähmt sie mit geißelndem Spott. Sie ist Anklägerin, Verteidigerin, Richterin; sie kann unbarmherzig verfolgen und lachend verzeihen. Aber immer ist sie von Vorurteilen erfüllt, leicht getäuscht, schwankend und unsicher. Bei der Gestaltung der öffentlichen Meinung ist die Massenphantasie ungemein thätig; wer diese kennt, kann durch ihre Ausnutzung die öffentliche Meinung nach Belieben fanatisieren oder beruhigen, nach dieser oder jener Richtung hin ändern. Welche Stellung die Presse dabei einzunehmen hat, ist leicht einzusehen. Eine vernünftige redliche und wohlwollende Presse muß stets eine Gegnerin der Phantasie im Kampfe um die öffentliche Meinung sein. Sie muß immer bestrebt sein, das Spiel der Phantasie einzuschränken und die öffentliche Meinung auf Thatsachen zu stellen. Denn so sehr die Phantasie das Leben des Einzelnen zu verschönen und zu bereichern vermag: die Massenphantasie ist etwas höchst Gefährliches; sie berauscht die Millionen und läßt die öffentliche Meinung sich überstürzen.

Mode — Volkslaune — öffentliche Meinung — gehört nicht auch der Zeitgeist hierher? Der berühmte Staatsrechtslehrer Bluntschli sagt, die öffentliche Meinung sei in hohem Grade abhängig

vom Zeitgeist, der sie bestimmt und bewegt. Sollte nicht die Abhängigkeit der öffentlichen Meinung vom Zeitgeist noch viel entschiedener betont werden? Der Zeitgeist prägt Jahrzehnten und Jahrhunderten einen bestimmten Charakter auf, während die öffentliche Meinung in Wochen und Tagen wechselt. Der Zeitgeist ist eine die ganze gebildete Welt umspannende Macht; die öffentliche Meinung ist national, oft bloß lokal. Die öffentliche Meinung ist eine Teilfunktion des Zeitgeistes, ein Satz, den er ausspricht. Wie der einzelne Mensch manchmal Reden ausspricht, die für ihn besonders bezeichnend sind, und dann wieder solche, die ihm nicht so specifisch eigentümlich sind: so ist es auch der Fall beim Zeitgeist und seiner öffentlichen Meinung. An seinen Werken kennt man ihn. Die Werke des Zeitgeistes sind weltgeschichtliche Thatsachen: Reformationen und Revolutionen, Kunstepochen und Parteigegensätze, Religionskriege und jahrhundertlange Klassenkämpfe, sämtlich nicht ohne Zusammenhang mit der Phantasie der Massen, durch welche der Wille der Massen bewegt und ihre Thatkraft befeuert wird.

Als eine weitere sociale Macht erkennen wir die Nationalität, die Stammesangehörigkeit. Daß sie nicht bloß eine politische, sondern auch eine unmittelbar gesellschaftlich wirkende Macht ist, ergiebt sich auf den ersten Blick. In Staaten mit gemischter Nationalität bilden sich nationale Gesellschaftskreise, und in großen Städten schließen sich die zersplitterten Teile fremder Nationalitäten zusammen. Aber welcher Zusammenhang besteht zwischen der Nationalität und der Phantasie?

Der Zusammenhang ist nur ein mittelbarer. Die Bänder, welche die Nationalität zusammenhalten, sind: eine gewisse Gleichheit der physischen und geistigen Natur, der Talente und Leidenschaften; gemeinsame Liebe zu einer angestammten Heimat; Gemeinsamkeit des Arbeits- und Genußlebens und vor allem gemeinsame Sitte und Sprache. Fast jeder dieser einzelnen Faktoren des nationalen Zusammenhanges steht aber in innigster Fühlung mit der bodenständigen Volksphantasie. Man kann ja nicht von nationaler Sitte, nationaler Leidenschaft, nationaler Begeisterung reden, ohne eine nationale Phantasie vorauszusetzen. Und gar eine nationale Kunst ist undenkbar ohne nationale Eigenart der Phantasie.

Auch die politischen Parteiungen und Zeitströmungen sind sociale Mächte. Indem sie die staatlichen Zustände schaffen und verändern, geben sie die rechtliche Form für das Zusammenleben des Volkes. Freilich machen sich politische Unterschiede nur in Zeiten höchster Erregung auch gesellschaftlich geltend. In politisch ruhigen Zeiten verstehen sich liberale und ultramontane, konservative und fortschrittliche Parteiangehörige weit besser untereinander, als sich etwa die verschiedenen Berufsklassen oder Bildungsklassen verstehen. Soll die Politik auch gesellschaftlich trennen und vereinigen, so muß sie vorher zur leidenschaftlich erregten Beschäftigung der Nation angefeuert worden sein. Aber Realpolitiker, auch wenn sie entlegenen politischen Richtungen angehören, werden auch in bewegten Zeiten unbefangen miteinander verkehren. Das können die Idealpolitiker nicht.

Die Thätigkeit der Phantasie in der Politik ist sehr beschränkt. Der ideale Zustand eines Staatswesens, den jede politische Phantasie sich konstruieren muß, ist ein sehr fernes Ziel; und die Kämpfe um das nächste Stück des weiten Weges zu diesem Ziele nehmen allein schon die ganze Kraft und Aufmerksamkeit der politischen Parteien in Anspruch. Die mächtigste Gegnerin der Phantasie auf politischem Gebiet ist die Geschichte. Die Phantasie konstruiert sich ihre politischen Ideale oft unter dem Einfluß der gröbsten Irrtümer. Die Geschichte dagegen lehrt die möglichen politischen Ideale von den unmöglichen unterscheiden. Das Geschichtsstudium erzieht die politische Phantasie. Wie es das thut, kann man an Kindern beobachten, welche anfangen, mit der Weltgeschichte bekannt zu werden.

Das Kind hat für das Staatswesen nicht das geringste Interesse und Verständnis; und was man ihm darüber auch sagen mag, wird wirkungslos bleiben, solange nicht das Studium der Geschichte die jugendliche Seele mit politischen Vorstellungen, als Material für die politische Phantasie, gefüllt hat.

Eine der zwingendsten socialen Mächte ist unzweifelhaft der Beruf. Er bannt den Menschen in gewisse Kreise und schließt ihn aus anderen aus; und wenn auch der Einzelne diesem Banne sich ungestraft entziehen kann: die Masse fügt sich ihm. Der Beruf wird dem Menschen teils durch seine Erziehung, durch den Besitz, durch mannigfache Zufälle, zum Teil auch durch seine Phantasie aufgenötigt. Sie spielt bei der Berufswahl nur insofern mit, als keine zwingenderen Gründe entscheiden; aber doch einflußreich genug, denn sie ist es, welche dem Unerfahrenen die Schattenseiten seiner Wahl mit einem trügerischen Licht verkleidet und die Vorzüge derselben über Gebühr strahlen läßt. Und diese Wirkung der Phantasie ist um so natürlicher, als ja die Berufswahl in einem Alter vorgenommen wird, welches von der Phantasie in hohem Grade beherrscht ist. Mit der zunehmenden Arbeitsteilung wächst die Zahl der Berufsarten und mit ihr der Spielraum der Phantasie; auch die Wahlfreiheit des Einzelnen ist weniger beschränkt als früher. In einer Volksgesellschaft, wo den Söhnen bescheidener Handwerker, Schullehrer und Bauern die Möglichkeit gegeben ist, durch Talent und rastlosen Fleiß die höchsten Stufen künstlerischen und wissenschaftlichen Ruhmes, gesellschaftlichen Ranges und politischer Macht zu erreichen: in einer solchen Volksgesellschaft muß die Phantasie einen ungleich lebhafteren Einfluß auf die Berufswahl nehmen als dort, wo Sitte oder geschriebene Satzung die Freiheit derselben beeinträchtigen. Das Symbol der Berufsphantasie ist der bekannte Marschallsstab, den jeder französische Soldat im Tornister trägt.

Und wie ist es nun mit dem Vermögen und Einkommen? Dürfen wir dieselben nicht auch zu den socialen Mächten rechnen? Offenbar stehen Vermögen und Einkommen mit dem Beruf im engsten Zusammenhang. Es ist eine Kette von Ursachen und Wirkungen; nur ist nicht jedes Glied in dieser Kette als sociale Macht gleich erkennbar. Der Beruf steht mit anderen socialen Mächten, mit dem Wohnsitz des Menschen, seiner Sitte und Ehre in viel engerer Verbindung als das Einkommen und Vermögen. Die Klassenbildung, welche der Beruf verursacht, läßt sich trotz aller Schwierigkeiten der Berufsabgrenzung deutlich wahrnehmen. Die Einkommenklassen dagegen haben keine feststellbaren Grenzen. Wir können nicht im entferntesten behaupten, ob der Reichtum mit hunderttausend Mark, mit einer viertel Million oder einer halben Million anfängt und ob die Grenze zwischen Auskommen und Dürftigkeit bei einem Jahreseinkommen von zwei-, drei- oder fünftausend Mark liegt. Vermögen und Einkommen schaffen keinesfalls unterscheidbare Klassen der Gesellschaft, ebensowenig als geistige Begabung dies thut; sie begründen bloß verfließende Unterschiede der Konsumtionsfähigkeit.

Aber was hat die Phantasie mit dem Vermögen und Einkommen zu thun? Ist sie nicht die geschworene Feindin alles Erwerbs? Muß nicht selbst der Künstler, der Schriftsteller seine Phantasie im Geleis des marktgängigen Verständnisses halten, wenn er sie ausmünzen will?

Es braucht keiner langen nationalökonomischen Auseinandersetzungen, um den Zusammenhang zwischen Phantasie und Erwerbsleben zu beweisen. War es nicht die Phantasie der spanischen Eroberer, die ihnen seiner Zeit das Dorado vor Augen glänzen ließ, daß sie das Reich des Montezuma und jenes der Inkas in Trümmer schlugen? War es nicht die Phantasie, die in der neueren Wirtschaftsgeschichte von der berühmten Mississippi-Compagnie bis herab zu den Gründungen der Philippart und Bontoux jene goldenen Kälber aufgestellt hat, um welche die

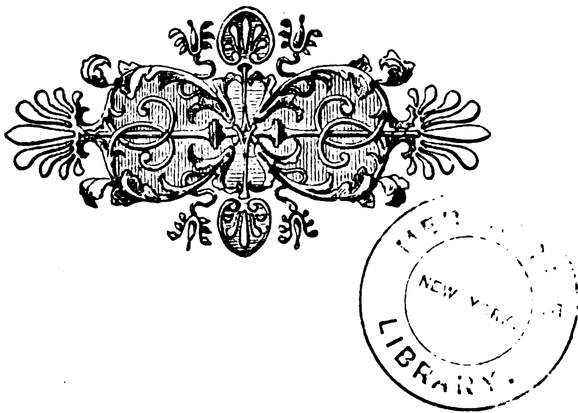
Menge tanzt? Wo immer im Erwerbsleben gespielt und gewagt wird: stets ist es die Phantasie, welche die lockenden Ziele aufstellt. Und fast jeder hat sein goldenes Kälbchen, um welches er in stiller Kammer hier und da einen Tanz aufführt. Dem einen erscheint dieses goldene Kälbchen in der Gestalt eines Erbonkels; dem anderen ist es eine reiche Heirat; einem dritten zeigt sich's in der Gestalt eines Lotterieloses; anderen winkt es in einer Anstellung, im Erfolg irgend einer Arbeit oder Spekulation. Unzählige Tantièmen und Dividenden sind zeitlebens bloß Phantasiegebilde geblieben; und doch waren sie im stande, ernsthafte Männer in Gründungskomitees und Generalversammlungen zu treiben und schließlich noch Unzählige zu ruinieren! Es giebt sogar eine gewisse Geschäftsphantasie. Jedes Unternehmen, das mit einem Risiko verbunden ist, ruht auf dieser Geschäftsphantasie. Sie treibt den Unternehmer auf den Weg des Wagnisses und wird dadurch zum Sporn des Erwerbslebens. An der wirtschaftlichen Initiative des Geschäftsmannes erkennt man die Geschäftsphantasie. Freilich ist sie eine Phantasie, die auf künstlerische Gestaltung von vornherein und mit Bewußtsein verzichtet. In der Phantasie des Geschäftsmannes liegen die wirtschaftlichen Ereignisse und Möglichkeiten parat und drängen sich ihm entgegen. Kaltblütig weist er sie ab, solange sie sich nicht als zu erwartender Gewinn präsentieren; dann aber macht er sie zur Grundlage seiner Spekulation. So ist jeder geschäftliche Voranschlag immer ein Phantasiegebilde.

Zum Überdruß oft ist schon gesagt worden, daß die Bildung eine Macht ist, und zwar eine sociale Macht. Welchen Anteil an unserer Bildung hat aber die Phantasie? Gewiß nur einen geringen. Es giebt Menschen genug, die unbestritten Anspruch darauf machen können, zu den Höchstgebildeten gerechnet zu werden, und die dennoch keine Spur von Phantasie besitzen. Im Gegenteil. Für den Erwerb der normalen Schulbildung und der gewöhnlicheren Lebensklugheiten dürfte die Phantasie eher ein Hindernis sein, weil ihr nichts widerwärtiger ist als die stete Wiederholung von Gelerntem. Nur einzelne Bestandteile der Bildung werden durch die Phantasie gefördert. Vor allem jenes Minimum an Kunstsinn, ohne welches uns der Begriff Bildung undenkbar ist. Unentbehrlich ist auch die Phantasie für jenen Teil der gesellschaftlichen Bildung, den wir als Takt bezeichnen. Um Takt in der Lebensführung zu bewahren, muß man sich den Eindruck vergegenwärtigen können, den Worte und Ereignisse auf andere machen. Das kann man nur mittels einiger Phantasie. Der Takt bildet einen Übergang von der Sitte, die mechanisch erlernbar ist, zur psychologischen Beobachtung. Sie muß in der Regel sehr rasch geschehen und zu Resultaten führen, darf also nicht durch umständliches Nachdenken aufgehalten sein, sondern muß durch die Flügel der Phantasie getragen werden; um so mehr, als die wenigsten Menschen Gelegenheit zu eigentlichen psychologischen Studien haben. Derjenige Takt, den man braucht, um mit Durchschnittsmenschen und in Durchschnittsverhältnissen sich zurechtzufinden, wird bald zur Gewohnheit, durch Übung erlernt, und setzt dann keine besondere Phantasie mehr voraus. Notwendig wird sie stets, wenn man sich in Ausnahmeverhältnissen und mit Menschen, welche über dem Durchschnitt stehen, zu benehmen hat. Und wie die Phantasie in ihrer glänzendsten Entfaltung zur Gestaltung von Kunstwerken führt, so kann sie auch den Umgang mit Menschen zum Kunstwerk gestalten. Diese Kunst findet in der Kunstgeschichte und Ästhetik keine Stelle und kann keine darin finden, weil ihre Leistungen immer nur momentane sind und mit dem Wort, mit dem Blick, mit der Gebärde, der sie ihre Entstehung verdanken, wieder verschwinden. Die Kunst des Taktes ist eine Kunst des Augenblicks und beruht auf der Phantasie des Augenblicks; aber sie erhebt einzelne Menschen zu gesellschaftlichen Führern, und ihr

Mangel macht andere zu Schrecken der Gesellschaft.

In einem innigen Zusammenhang mit der öffentlichen Meinung steht eine weitere sociale Macht, die Ehre. Die Ehre ist ja nichts anderes als die Stellung, welche einzelne Menschen oder ganze Klassen in der öffentlichen Meinung einnehmen. Die Mitglieder der menschlichen Gesellschaft empfangen und geben sich gegenseitig Ehre; und sowohl beim Empfangen wie beim Geben ist die Phantasie ungemein thätig. Daß jene Menschen, die in der Achtung ihrer Zeitgenossen am höchsten stehen, schon aus diesem Grunde allein zu geistigen Führern werden können, liegt in der Natur der Masse. Aber nicht nur am Ruhm der Unsterblichen hat die Phantasie thätigen Anteil, sondern auch an der Ehre des Kleinsten, der überhaupt Ehre besitzt. Auch wer ganz bescheiden in der Menge steht und sich nie und nirgends über den Durchschnitt derselben erhoben hat, kann durch seine Phantasie im Ehrenpunkt zu peinlicher Empfindlichkeit gesteigert werden. Die Phantasie läßt ihn Beleidigungen und Verletzungen empfinden, wo vielleicht bloß Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit vorhanden war; sie läßt einem anderen kühle Höflichkeit, die ihm erwiesen wird, als Huldigung eingebildeter Verdienste erscheinen. So schafft sie bald Gegensätze und Zerklüftungen, bald dient sie zur Überbrückung vorhandener Gegensätze und Unterschiede. Die Phantasie der Masse aber ist in Bezug auf die Ehre des Mitmenschen roh und leichtfertig. Ihre Sprache ist das Gerücht, eine unheimliche tausendzüngige Sprache, die, wenn man sie an einem Punkt als Lügnerin brandmarkt, an hundert anderen Punkten geschäftig weiter arbeitet.

Wir müssen zum Schluß kommen. Die wichtigsten Gebiete, auf welchen die Phantasie zur Geltung kommt, lagen außerhalb unserer Aufgabe: die Beziehungen der Phantasie zur wissenschaftlichen Forschung, zur Religion und zur Kunst. Unsere Aufgabe lag ja nur darin, zu zeigen, wie in den bekannten socialen Mächten die Phantasie mitwirkt und durch diese Mitwirkung selbst zu einer nicht zu verachtenden socialen Macht wird. Die weitere Bereicherung dieses Gebietes dürfen wir der Phantasie unserer Leser überlassen, jener leichtbeschwingten Göttin, die das dürre Tagesleben mit blühenden Ranken durchflicht, ihren Lieblingen die Stunden reinsten Glückes bereitet und in die tiefste Nacht den Schimmer der Hoffnung fallen läßt.





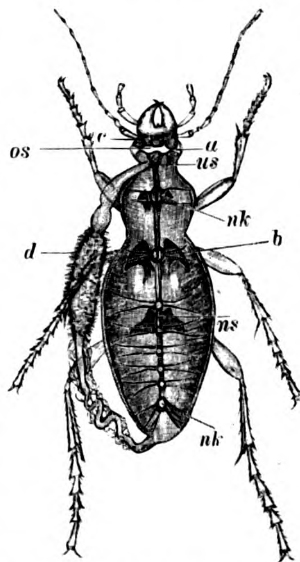
Das Sinnesleben der Insekten.

Von

Ernst Voges.

Wer auch nur flüchtig das Leben und Treiben der Kerfe beachtet, der staunt dennoch schon über ihr großes Wahrnehmungsvermögen. Er sieht, wie sie die geringsten Erschütterungen bemerken, gegen Kälte, Wärme, Feuchtigkeit, Luftströmungen, Trockenheit und Elektricität empfindlich sind, auf Gerüche reagieren, Stoffe unterscheiden, Tönen nachgehen und Gegenstände erkennen. Ob aber diese Sinneseindrücke wahre, bewußte Sinnesempfindungen sind, jeweilig specifisch ihrer inneren Natur nach — das ist eine andere Frage, die wir letztinstanzlich auch gar nicht lösen können. Der Mensch überträgt eben in solchen Fällen seine Empfindungen und bewußten Eindrücke, die er unter denselben äußeren Einwirkungen hätte, auf die Tiere und sagt von diesen, sie fühlen, riechen, schmecken, hören und sehen. Ob aber gleichwertig wie wir, bleibt dahingestellt.

Figur 1.



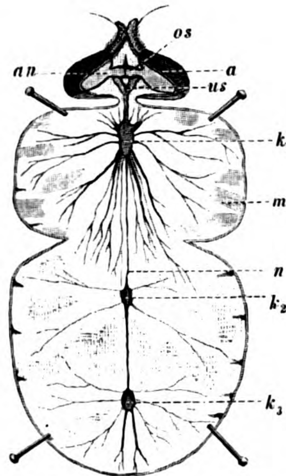
Nervensystem eines Laufkäfers. Vom Rücken aus geöffnet.

os Oberschlundganglion. us Unterschlundganglion. a Augennerv. c Antennennerv. nk Nervenknoten. ns Nervenstrang. b Innere Chitinskeletteile. d Darm.

So leicht nun' die Sinne, so schwer sind deren Träger bei den Insekten nachzuweisen. Letzthin ist freilich das Nervensystem das allgemeine Empfindungsorgan. (Figur 1 und 2.) Wunders genug, daß ein einfacher Fleischstrang zum Träger all jener komplizierten Sinnesäußerungen wird, die uns im Leben der Insekten so oft zur Bewunderung hinreißen! Ein Strang, der bauchständig der Länge nach den Körper durchzieht und in gewissen Abständen knotenförmig anschwillt, welche Anschwellungen als Gehirn im Kopfe des Insektes ihre größte Entwickelung erreichen. Von diesen Nervenknoten gehen sodann feinere Stränge aus, die sich vielfach verästeln und sowohl an die einzelnen Organe wie an die Körperhaut hinantreten. Den vornehmsten Teil des Nervensystems, das Gehirn, unterscheiden wir nach seiner Lage als Oberschlundganglion, Unterschlundganglion und Brustganglion. Das Gehirn sendet besondere Nervenäste nach den Augen, den Fühlern und in die Mundwerkzeuge. (Figur 3.) — Das Nervensystem, obwohl in unzählige Einzelteile aufgelöst und zu den ungleichsten Organen

des Körpers in die innigste Beziehung tretend, ist dennoch für sich ein organisches Ganzes. Es gleicht dem Stromsystem, dessen zahlreiche Flüsse und Flüßchen den Erdleib durchziehen und von der Peripherie ihres Gebietes der eine Flußzweig dieses, der andere jenes Produkt flußabwärts sendet, den Strom entlang, hinab zur Central- oder Mündungsstelle, zum Meere, das somit zum Sammelplatz der verschiedenartigsten Gegenstände wird. Beim Nervensystem liegt das periphere Nervengebiet in der Körperhaut. Hier endigen die sensibeln Nervenfasern und treten in direkte Verbindung mit gewissen Organen der Körperhaut. Sie stehen auf solche Weise mit der Außenwelt in nächster Beziehung und übermitteln den Reiz, der auf sie einwirkt. Und die Nervenfaser ist die Leitungsbahn, welche ihn dem Centralorgan, dem Gehirn, zuführt. Hier findet dann, je nach der Qualität des Reizes, eine Sinneserregung oder eine bewußte Empfindung statt. Meist drückt sich dieselbe in äußerlichen Bewegungserscheinungen aus. Indem nämlich der übermittelte Nervenreiz im Gehirn zum Austrag kommt, veranlassen fast gleichzeitig andere Nerven, die sogenannten motorischen, welche zu den Muskeln gehen, gewisse Bewegungsäußerungen, aus denen wir dann folgern, das Tier reagiere auf die äußeren Sinneseindrücke, diese kämen ihm zur bewußten Empfindung. Wie man sich den Vorgang der verschiedenen Sinnesreize zu denken hat, ist schwer zu sagen. Beruht die Empfindung allgemein auf Druck, so vermittelt der Tastsinn die roheste Art der Druckempfindung. Dadurch, daß die Nervensubstanz berührt wird, findet eine Verschiebung ihrer Moleküle statt. Das bisher bestandene Gleichgewicht ist gestört, und infolgedessen leiten sich Prozesse ein, die in Reaktionsäußerungen zu Tage treten. Gradweise verschieden unter sich sind sodann die Molekularverschiebungen und Spannungsverhältnisse, wenn Geschmacks- und Geruchsstoffe die Nervensubstanz berühren. Und noch komplizierter dürften sich jene Veränderungen und Beziehungen der kleinsten Stoffteilchen der Nervensubstanz untereinander gestalten, sobald Schall- und Lichtwellen an dieselbe schlagen.

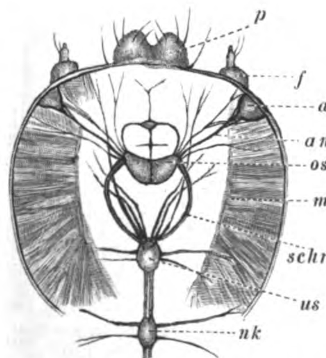
Figur 2.



Vom Rücken aus geöffnete Schwebfliege (**Eristalis tenax L.**). Vergr. 10. Nachdem die übrigen Organe wegpräpariert, liegt bauchständig das Nervensystem.

os Oberschlundganglion, Gehirn. us Unterschlundganglion. a Augen, durchschnitten. an Augennerv mit Augenganglion. k_1 Nervenknoten, Brustganglion. k_2 k_3 Nervenknoten. m Muskelbündel. n Nervenstrang.

Figur 3.



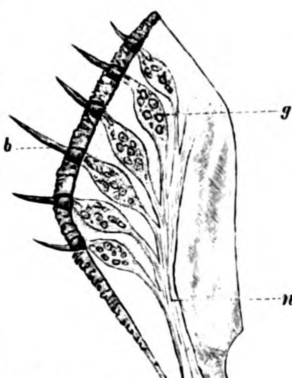
Kopf einer Schwärmerraupe nach Entfernung der Schädeldecke. Vergr. 20.

p Platte, welche die Mundwerkzeuge überdeckt. f Fühler. os Oberschlundganglion, Großgehirn. us Unterschlundganglion, Kleingehirn. schr Schlundring. nk Erstes Bauchganglion. m Muskeln. a Augenganglion. an Augennerv.

Nicht einmal eine weit einfachere Frage als diese, nämlich die, mit welchen Sinnesorganen wir es jeweilig zu thun haben, nicht einmal diese können wir immer entscheiden. Da geht vom Nervensystem ein Strang ab, der zu eigentümlichen Organen der Haut führt. Sinnesorgane liegen somit vor, aber welche? Dienen sie der Gefühls-, Geruchs- oder Gehörswahrnehmung? Der anatomische Befund weist es nicht aus. Erst das phy-

siologische Experiment muß hinzukommen, um die Aufgabe eines vermutlichen Sinnesorgans festzustellen. Allein nicht immer ist dasselbe ausführbar, und wenn auch, so ergiebt es oft zweifelhafte Resultate. Daher tritt denn nicht selten an die Stelle der wirklichen Einsicht die Hypothese, und wer sich mit dem Sinnesleben unserer Tiere befaßt, der gerät in ein Labyrinth, wo er vergeblich nach dem Faden der Ariadne tastet.

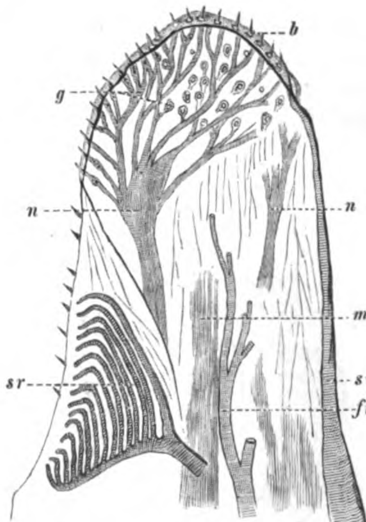
Figur 4.



Die Tastborsten der Schwebfliege bei stärkerer Vergrößerung.
n Nerv. g Ganglionöse Anschwellung. b Sinnesborste.

Die einfachste und verbreitetste Sinnesempfindung ist wohl das Gefühls- oder Tastvermögen. Wir sehen bei der leisesten ungewohnten Erschütterung das Räupchen vom Blatte eilen, indem es sich an einem selbstgesponnenen Faden hinabläßt. Viele Käfer ziehen augenblicklich Beine und Fühler ein und stellen sich tot, sobald man sie berührt. Die Fliege tastet an jedem Krümchen mit dem Rüssel umher, als wolle sie sich über dessen Natur unterrichten. Genug, aus zahlreichen Beispielen ist bekannt, wie die Insekten gegen Berührungen aller Art, gegen Temperatur, Feuchtigkeit und Elektricität äußerst empfindlich sind. Und wo ist der Sitz des Tastvermögens? Dasselbe ist über die ganze Körperhaut verbreitet. Entweder sind es borstenförmige Hautausstülpungen, in welche ein Nerv tritt, oder es sind dünne Hautabschnitte, unter denen sich die Nerven verbreiten, die den Gefühlsreiz aufnehmen und zum Gehirn leiten. Außer den gewöhnlichen Tastborsten, welche über den ganzen Körper zerstreut sind, kommen noch besondere vor, die sich auf die Fühler und Freßpalpen beschränken und in den Dienst einer specifischen Thätigkeit treten. Ich erwähne nur die zahlreichen Tastborsten in dem Saugrüssel der Fliegen (Figur 4 und 5) und jene kegelförmigen Tastborsten auf der polsterförmigen Endfläche der Freßpalpen der Maikäferlarve. (Figur 6.) Durch einen Druck von der Außenwelt auf diese percipierenden Organe, der mittels oft sinnreicher Hebelvorrichtungen den sensibeln Nervenenden appliziert wird, gelangt im weiteren der Gefühlsreiz zur bewußten Empfindung.

Figur 5.



Ein Stück des Rüssels der Schwebfliege im Längsschnitt. Vergr. 120.
sr Saugrinnen. n Nervenstamm, der sich in zahlreiche Zweige mit ganglionösen Anschwellungen g auflöst, die zu den Tastborsten b führen. fr Luftröhren. m Muskeln.

Nächst dem Gefühl ist der Geruch stark verbreitet bei dem Insektenvolk. Sogar große Riecher giebt es unter den kleinen Sechsbeinern! Ist es, um nur eins anzuführen, nicht erstaunlich, daß gewisse Schmetterlingsmännchen ihre Weibchen schon aus weiter Entfernung wittern? Setzt man Spinnerweibchen in verschlossenen Schachteln auf die Flugplätze der Männchen, so währt es nicht gar lange und die Männchen fliegen herbei, um ihren unsichtbaren Schönen den Hof zu machen. Hier ist es die Liebe; bei zahlreichen Käfern, Fliegen und Krebsen

ist es das Aas, das sie ebenso eifrig herbeilockt. Ameisen, denen ich Riechstoffe in Kopfnähe brachte, verhielten sich ganz indifferent dagegen, und die vorgelegten Zuckerstückchen wie Honigtröpfchen fanden sie erst, als eine unmittelbar darauf lief und das Hindernis untersuchte, obwohl sie vorher zu Dutzenden längere Zeit an den Leckerbissen vorbeimarschierten. War nun bis dahin ihre Aufmerksamkeit anderweitig beansprucht oder hatten sie die Gegenstände, wie Terpentin, Essigsäure, Alkohol, Honig und andere, wirklich nicht gerochen, bleibt unentschieden. Überhaupt spielt im Leben der Ameisen die Phantasie mancher Beobachter eine größere Rolle als die Intelligenz der Tiere selber.

Figur 6.



Palpus einer Maikäferlarve. Vergr. 20. b Polsterförmige Endfläche mit den Tastborsten. n Nerv, zwischen Muskeln verlaufend. tr Luftröhre.

Daß die Insekten mithin ein Geruchsvermögen besitzen, steht fest. Wo aber haben wir ihre Nase zu suchen? Der selige Fritz Reuter würde jedenfalls antworten: Mitten ins Gesicht. Der Teleologe ist derselben Ansicht, daß die Nase in der Nähe des Centralorganes zu suchen sei. Allein, so viel auch schon deswegen untersucht und experimentiert ist, so ist man dennoch nicht zu einer einheitlichen Meinung gekommen. Und wird es auch so bald wohl nicht; das heißt, zu entscheiden: dies und kein ander Organ dient der Geruchswahrnehmung. Dazu reichen unsere heutigen wissenschaftlichen Methoden nicht aus. Die älteren Forscher, wie die Insektenkundigen Réaumur, Roesel von Rosenhof, Bonnet, Lyonnet, hielten die Fühler für den Sitz des Geruchssinnes. Andere die Luftröhreneingänge, welche die mit Riechstoffen geschwängerte Luft unmittelbar aufnehme. Wieder andere glaubten, daß außer den Fühlern auch noch weitere Organe des Kopfes, als die Palpen, Taster, Kopfgruben, Mundhöhle und Mundwerkzeuge, die Träger des Geruchssinnes sein könnten. Jede dieser älteren Ansichten hat in unserer Zeit ihre Verfechter gefunden, so daß wir eigentlich seit hundert und mehr Jahren um nichts weiter gekommen sind. Nur das jeweilige Sinnesorgan selbst kennen wir viel besser als früher, dank unserer vervollkommneten Instrumente und Präparationsmethoden, nicht aber seine Leistung. Es bleibt wirklich dem historischen Kritiker und jungen Forscher nichts weiter übrig, als nachzuuntersuchen und nachzuexperimentieren und gelegentlich berechtigte oder lieber unberechtigte Ausfälle und hämische Bemerkungen gegeneinander zu machen. Das wird nämlich heutzutage Mode. Man nennt es sachlich sein.

Sind nun die Fühler die wirklichen Geruchsorgane, so müssen sie das durch ihr Verhalten bekunden. In der That beobachtete Perris auch, daß Grabwespen ihre verstopften Löcher vornehmlich mittels der Fühler wieder auffanden, mit denen sie in der Nähe des Nestes wie schnüffelnd umhersuchten. Eine Wespe zeigte unzweifelhaft durch ihr Benehmen, daß sie sogar den hinterlassenen Geruch von der Hand des Beobachters wahrnahm. Auch durch zahlreiche Versuche, wie sie besonders Lefebre, Perris, Küster, Hauser und andere angestellt haben, ist die Empfindlichkeit der Fühler gegen Gerüche erwiesen. Bringt man einen reinen Glasstab in die Nähe der Fühler, so nimmt das Tier weiter keine Notiz davon. Ist derselbe jedoch mit Alkohol, Terpentin oder Essigsäure benetzt, dann zeigen die Tiere eine ganz auffällige Reaktion. Die Käfer unterschieden auch die einzelnen Gerüche. Gegen Terpentin reagierten sie schneller und energischer als gegen Essigsäure, während es sonst umgekehrt ist, da die Essigsäure stärker reizt. Ward die essigsäurehaltige Feder in die Nähe der Fühlerspitzen des Ohrwurms gebracht, so

schlug er augenblicklich die ausgestreckten langen Fühler längs den Körperseiten zurück und suchte sich zu verbergen. Selbst der träge Julus fuhr vor den Gerüchen überrascht zurück, indessen der lebhafte Lithobius entsetzt davonlief. Und beide zogen darauf die Fühler, obgleich sie gar nicht mit den Flüssigkeiten berührt waren, wiederholt durch den Mund, anscheinend, um sie zu reinigen von den übeln Stoffen. Ähnlich gebärdeten sich der Taschenkrebs und die Kellerassel. Brachte ich die mit Terpentin oder Essigsäure benetzte Feder in die Nähe der hervorstehenden Fühler einer Assel, die eingescharrt in der Erde lag, so schlug sie dieselben zurück, wich ruckweise aus und reinigte endlich die Antennen mit den Vorderfüßen. Über das Geruchsvermögen der Spinnen ist noch wenig bekannt. Während ihnen Robineau-Desvoidy einen stark entwickelten Geruchssinn zugesteht, sagt Perris, die Spinne rieche am schlechtesten von allen Gliedertieren. Nach meinen Versuchen, die ich mit einer Kreuzspinne anstellte, riecht diese nicht schlechter und nicht besser als andere Gliedertiere. Das Tier saß ruhig im Centrum seines Netzes, wartend, ob nicht ein Insekt in seine Fallstricke geriete, die Beine ausgestreckt auf den einzelnen Radien. Als ich dem Wegelagerer einen reinen Strohhalm in Centimeterweite vorhielt, kümmerte ihn das weiter nicht, auch nicht, als der Strohhalm mit 96prozentigem Alkohol getränkt war. Aber mit Terpentin benetzt und in Kopfnähe gebracht, rief er höchst energische Reaktionen hervor. Erst bewegte die Spinne die Kiefertaster, dann zog sie entsetzt die Vorderbeine ein und bewegte lebhaft die Kieferfühler; darauf zog sie die Fußspitzen durch den Mund und rieb die Beine aneinander, als wolle sie dieselben reinigen, obwohl die Füße gar nicht berührt waren. Brachte ich den terpentinhaltigen Strohhalm in die Nähe der Hinterfüße, so zog sie diese ebenso auffällig zurück und verließ endlich nach längerer Einwirkung des unbequemen Geruches ganz aufgeregt ihre luftige Warte und verkroch sich. Wo aber haben wir bei den Spinnen die Nase zu suchen? Robineau meint, sie sei in den Mandibeln lokalisiert, und Perris spricht von der Empfindlichkeit der Palpen. Ich kann weder das eine noch das andere bestätigen. Eine Lokalisation des Geruchssinnes anzunehmen, scheint mir nicht gut angängig. Denn nach dem vorhin geschilderten Verhalten der Spinne gegen Gerüche ist es ebenso wahrscheinlich, daß die Gehwerkzeuge die Geruchsempfindung vermitteln wie die Mundwerkzeuge. Am ehesten wohl ist man geneigt, die Kiefertaster für Geruchsorgane zu halten. Allein, als ich einem Tiere die Kiefertaster exstirpierte und, so gut es eben anging, die wunden Stellen mit Gummi arabicum überzog, reagierte es später dennoch auf die vorgehaltenen Gerüche in derselben Weise wie früher. Es müssen mithin die Organe, welche Gerüche wahrnehmen, nicht lokalisiert, sondern in größerer Verbreitung vorkommen.

Aus diesen Beobachtungen können wir nun mit den früheren Forschern folgern, daß einmal unsere Versuchstiere gegen riechende Stoffe überhaupt empfindlich sind und daß zum anderen die Fühler anscheinend die Geruchsempfindung vermitteln. Allein, wie ist es aber, wenn wir ihnen jetzt die Fühler nehmen? Auch hierüber liegen Beobachtungen vor, jedoch teils widersprechender Natur. Nach dem einen Beobachter riechen die fühlerlosen Insekten nach wie vorher, nach dem anderen büßen sie mit dem Verlust der Fühler den Geruch ein. Ich exstirpierte kleinen Laufkäfern, Tausendfüßern und Asseln denn auch die Fühler und experimentierte sodann mit ihnen auf dieselbe Weise wie früher. Es ist indes darauf zu achten, daß die Tiere sich erst an ihren neuen Zustand gewöhnt haben, anderenfalls rennen sie wild umher und kümmern sich um nichts, wie denn überhaupt die Versuche nicht so auf das Geratewohl hin unternommen werden können, sondern die Tiere müssen thunlichst unter den natürlichen Bedingungen belassen bleiben,

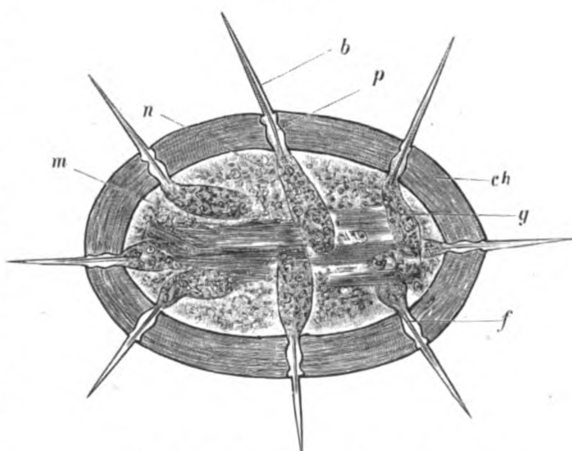
und bei operativen Eingriffen darf man erst dann mit ihnen experimentieren, wenn sie nach einigen Tagen unverkennbare Zeichen der Gewöhnung gegeben haben.

Und was ergaben nun die Versuche? Alle meine Tiere zeigten wie vorhin die tasterlose Spinne deutliche Geruchsempfindung, ein ganz unzweifelhaftes Reagieren auf die vorgehaltenen Gerüche, trotzdem ihnen also die Fühler und einigen Laufkäfern auch Kiefer- und Lippentaster genommen waren. Sogar eine Unterscheidung zwischen Terpentin und Essigsäure bekundeten sie durch ihr ungleiches Gebaren. Die operierten Tiere wichen, sobald die ominöse Feder in Kopfnähe kam, mit dem Kopfe aus, bewegten lebhaft die Mundwerkzeuge und ein fühler- wie tasterloser Käfer fuhr sogar mit dem rechten Vorderfuße wiederholt nach der Mundgegend, als wolle er die unangenehmen Einwirkungen entfernen. Den fühlerlosen Asseln brauchte ich nicht einmal die Reagentien in Kopfnähe zu bringen: sie bekundeten schon eine deutliche Wahrnehmung derselben, wenn ich Essigsäure oder Terpentin in die Nähe der Schwanzgriffel, zweier stabförmigen Anhänge des letzten Körpersegmentes, brachte. Nur glaube ich, aus einer aufgestellten Zeittabelle, innerhalb welcher Zeit nämlich die Tiere auf die Gerüche reagierten, schließen zu dürfen, daß die operierten Tiere nicht so schnell auf die vorgehaltenen Stoffe reagierten als die fühlertragenden.

Ziehen wir jetzt das allgemeine Ergebnis aus den zahlreichen Beobachtungen und Experimenten, welche über die Geruchsfrage vorliegen, so geht dasselbe dahin: die Gliedertiere haben ein Geruchsvermögen. Dasselbe ist jedoch nicht auf die Fühler lokalisiert, sondern auch andere Körperteile vermitteln eine Geruchsempfindung, vornehmlich die mandukatorischen und lokomotorischen Körperanhänge, die Mundorgane und Beine. Die Empfindlichkeit und Schärfe der Geruchswahrnehmung hängt von der Anzahl und der Art der Verteilung der percipierenden Organe ab. Je mehr ihrer an den verschiedenen Körperteilen sind und je exponierter, desto schneller und intensiver die Geruchswahrnehmung. Verstümmelte Tiere werden daher nicht so schnell und stark die Gerüche wahrnehmen als gesunde.

Und welches sind nun die percipierenden Organe, jene Werkzeuge, welche die Gerüche wahrnehmen und im weiteren zur bewußten Empfindung bringen? Mit Gewißheit sind dieselben als solche nicht nachweisbar. In den Fühlern und Tastern (Fig. 7) und an andern Körperstellen hat man verschieden gestaltete Nervenendapparate gefunden, die als Geruchsorgane gedeutet sind und auch wohl gedeutet werden können, wobei man freilich mehr der theoretischen Erwägung als der wirklichen Einsicht folgt. Um riechen zu können, muß ein percipierendes Organ vorhanden sein, das mit der Luft in einer Verbindung steht, ein Nervenendapparat, von dem ein Nerv zum Gehirn führt. Das Nerven-

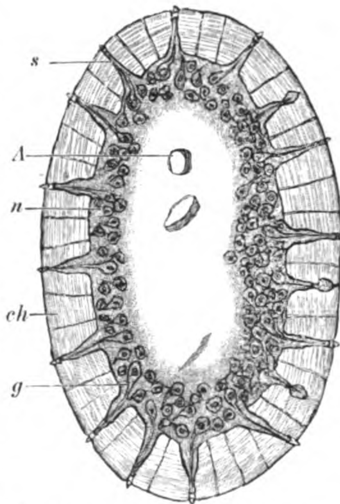
Figur 7.



Querschnitt durch den Wespentaster. Vergr. 800.
ch Tasterdecke mit den Porenkanälen p, welche mit den Sinnesborsten b endigen. f Achsenfaden. g Ganglion. n Gewebsmassen, größtenteils Nervenelemente. m Durchschnittene Muskelbündel.

endorgan kann frei zu Tage liegen oder durch eine dünne Membran von der Außenwelt abgeschlossen sein. Die feine Membran dürfte nicht hindern, daß riechende Luft die Nervenenden affiziert. Auch eine auflösende Flüssigkeit hat man zum Riechakt für notwendig erachtet und dementsprechend gefunden. Allein vom Menschen wissen wir, von dem wir doch bei unseren Analogieschlüssen ausgehen, daß er nicht riecht, wenn duftende Flüssigkeiten direkt auf die Riechzellen der Nasenschleimhaut wirken, weil die Flüssigkeiten die Riechzellen schrumpfen, quellen oder sonst eine Veränderung erleiden lassen, infolgedessen sie zeitweilig funktionslos werden. Die Flüssigkeit ist also eher hinderlich als notwendig. Lassen wir nun das vielgestaltige Riechorgan bei den einzelnen Tiergruppen Revue passieren, so ist es bei den höheren Wirbeltieren die riechzellenhaltige Schleimhaut der Nase, bei den niederen Vertebraten sind es Grübchen, zu welchen der Riechnerv führt. Die niedrigsten Fische, wie der Amphioxus und die Cyclostomen, haben eine Riechgrube, die übrigen Wirbeltiere zwei. Die Verbindung der Nase mit dem Munde beginnt bei den Selachiern, indem eine Rinne von der Riechgrube zum Munde führt. Bei den Fröschen verbinden kurze Gänge die Nasenteile mit der Mundhöhle. Den Cephalopoden oder Kopffüßern dienen hinter den Augen gelegene Riechgruben als Nase. Bei den Würmern, den Nemertinen hat man wimpernde Gruben als Geruchsorgane gedeutet.

Figur 8.

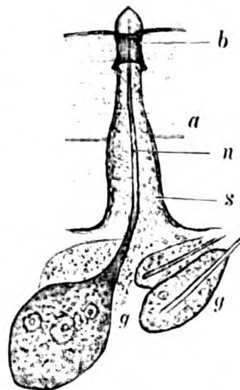


Querschnitt durch den Kiefertaster eines Laufkäfers (Carabus auratus). Vergr. 400.

s Sinnesborsten, welche die geschichtete Tasterdecke ch durchdringen und durch die Ganglienzellen g mit dem Nervengewebe n in Verbindung stehen. A Durchschnittene Luftröhren.

Die vermeintlichen Geruchsorgane der Insekten sind nun allgemein hohle Haargebilde, in welchen ein feiner Nervenfaden mit basaler Ganglienzelle liegt. Die Nervenzelle, welche jenen feinen Achsenfaden in das hohle Haargebilde sendet, steht andererseits mit dem Fühlernerv, beziehungsweise mit anderen Nervensträngen, welche vom Gehirn ausgehen, in direkter Verbindung. Wir hätten also in der That ein Organ vor uns, das den Bedingungen zum Riechen genügte. Durch Erichson, Burmeister, Leydig u. a. sind jene Organe schon seit langem bekannt. In neuerer Zeit haben sich besonders Forel, Hauser und Kraepelin mit ihrem Studium befaßt. Höchst verschiedenartig bei den einzelnen Insektenordnungen gestaltet, lassen sie sich dennoch auf einen gemeinsamen Typus zurückführen. Die Nervenendapparate sind nämlich umgewandelte Borsten, welche in Gruben stehen oder als hohle Kegel die Fühlerdecke überragen. Machen wir einen Querschnitt durch die Antenne eines Käfers, so sehen wir die vermeintlichen Geruchsorgane in der Fühlerwandung. Ein Porenkanal, den gemeiniglich eine Membran überspannt, durchdringt die Fühlerdecke. Auf der Membran erhebt sich eine Borste.

Figur 9.

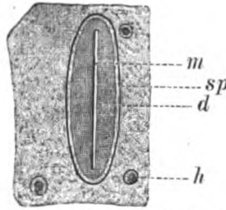


Die Sinnesborste eines Laufkäfers bei stärkerer Vergrößerung.

a Tasterdecke. n Nervenfaser mit der Ganglienzelle g. s Champagnerflaschenförmige Sinnesborste. b Grube, aus welcher die Spitze der Sinnesborste hervorschaut.

In den Porenkanal tritt sodann der feine Nervenfaden, den die basale Ganglienzelle aussendet. Alle diese Teile, der Porenkanal, die Membran, die Borste und die Nervenendigung, variieren nach Form und Größe. Man sieht verschiedene Formen sogar schon an ein und demselben Präparat. In Figur 8 und 9 habe ich die Geruchsorgane eines Laufkäfers gezeichnet. Der Porenkanal ist hier champagnerflaschenförmig. Die Sinnesborste stellt einen blassen durchbohrten Kegel vor, der einer grubenförmigen Vertiefung entspringt. In den Porenkanal führt der Nervenfaden n, welcher in der vielkernigen Ganglienzelle g seinen Ursprung nimmt. Diese histologischen Elemente finden sich sowohl in den Fühlern wie auch in den Tastern des Käfers vor. Daraus folgt — jene Organe einmal als Träger der Geruchswahrnehmung angenommen —, daß nicht bloß in den Fühlern die Insektennase steckt, sondern auch in den Tastern, was auch Kraepelin wohl zuzugeben geneigt sein dürfte.

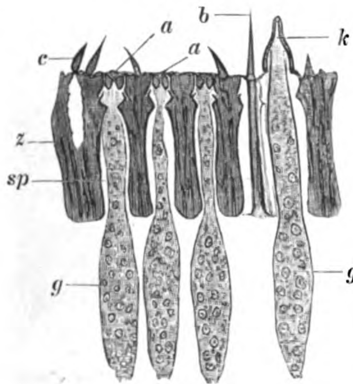
Figur 10.



Ein Stück der Fühlerdecke des Wespenfühlers mit einer Sinnesgrube bei starker Vergr. von der Fläche gesehen.
m Schließmembran. sp Spalt. d Seitenplatten. h Borsten.

In komplizierterer Form treten diese Organe bei den Hautflüglern auf. In Figur 10 und in Figur 11, an einem Querschnittstück des Wespenfühlers, habe ich sie wiederzugeben versucht. Der kreisrunde Querschnitt zeigt zahlreiche schlauchförmige Gebilde, welche nach der Peripherie hin verlaufen. Im Centrum des Schnittes liegen die kreis- und ellipsenförmigen Querschnitte von Luftröhren, Nervenfasern und Pigmentlagern. Die Peripherie des Schnittes weist Borsten, zahlreiche Spalten und vorstehende hohle Kegel auf. Die Spalten, zum Teil geschlossen durch besondere Deckstücke (Figur 11, a) führen in weite Porenkanäle. In dem Porenkanal verläuft ein breiter Nervenfaden, den eine vielkernige Ganglienzelle aussendet. Jene stabförmigen Elemente in den Porenkanälen, von denen Hauser spricht, habe ich ebensowenig wie Kraepelin finden können. Auch die Deckstücke des Spaltes (Figur 11, a) sehe ich anders, als Kraepelin sie zeichnet.* Neben den Spalten treten, weniger zahlreich, hohle Sinneskegel auf (Figur 11, k) mit denselben Nervenelementen wie die Sinnesgruben. Bei den Schmetterlingen (Figur 12 und 13) sind es vornehmlich becherförmige Gruben, welche die Nerventeile beherbergen. Auch an sackförmige Einstülpungen der Fühlerdecke, aus deren Grunde sich Borsten erheben, treten Nerven. Einen näheren Zusammenhang zwischen diesen Borsten und den Nervensträngen habe ich jedoch bislang noch nicht gefunden. Ähnliche Organe weisen die Fliegenfühler auf. (Figur 14.) Graber hielt diese bereits schon von Leydig beschriebenen Gebilde für geschlossene, mit Haaren ausgestattete Gehörkapseln. Heute hält man sie für Geruchsorgane. Sie liegen zahlreich im Fühler als einfache und zusammengesetzte Säckchen. Von dem Boden dieser trichterförmigen Einstülpungen der Fühlerdecke erheben sich

Figur 11.

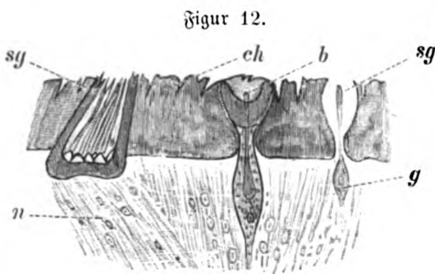


Ein Stück des Querschnittes des Wespenfühlers. Vergr. 500.
z Äußere Fühlerdecke. c Borsten. sp Spalt, in dem die Nervenendigung des Ganglion g verläuft. a Deckstücke des Spalteneinganges. b Sinnesborste. k Sinneskegel.

* Über die Geruchsorgane der Gliedertiere. Hamburg, 1883.

auf kuppelförmigen Membranen (vergl. Figur 14, B) blasse Borsten, welche der

Figur 12.



Teilstücke aus dem Querschnitt eines Schmetterlingsfühlers (Vanessa Jo.). Vergr. 800.

ch Rissige Fühlerdecke, welche von sackförmigen Gruben sg und kelchförmigen Porenkanälen, in denen die Sinnesborste b liegt, durchbrochen wird. g Ganglienzelle, welche an die Sinnesborste tritt. n Nervengewebe.

verengten Sacköffnung reusenartig zustreben. Auf ihren strittigen Bau, wobei wir die Ansichten Leydigs, Grabers, Paul Mayers, Hausers und Kraepelins zu erwägen hätten, einzugehen, ist hier nicht der Ort. Sehen wir uns statt dessen die fraglichen Organe bei den Heuschrecken an. (Fig. 15.) Ein krugförmiger Porenkanal durchdringt die Fühlerdecke und trägt eine starke Borste, die etwas tiefstehend inseriert. Zu ihr führt der Nervenfaden der Ganglienzelle. Die Taster weisen dieselben Organe auf.

Figur 13.

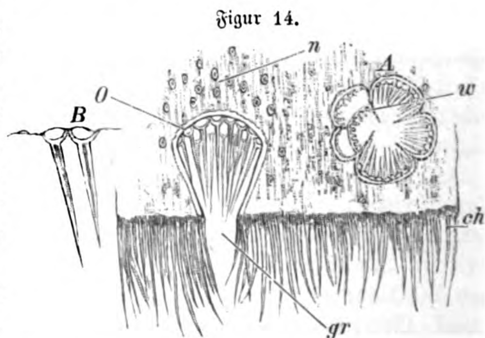


Die Sinnesgruben (sg) der Schmetterlingsfühler von der Fläche gesehen. Vergr. 500.

Ganz anderer Art sind sodann die Organe, welche vielleicht der Geruchswahrnehmung dienen könnten, bei den Tausendfüßern. Wie wir vorhin sahen, zeigten die Fühler der Myriapoden gerade wie die der Insekten große Empfindlichkeit gegen riechende Stoffe. Sie müssen also auch Nervenelemente enthalten, welche diese Empfindung übermitteln. Am ehesten wird man wohl die starken Borstenkegel auf der Endfläche des letzten Fühlergliedes als Sinnesorgane ansprechen. Im Längsschnitt zeigt Figur 16 diese Kegel von einer Schalenassel. Der mächtige Fühlernerv tritt unmittelbar als ein dickes Nervenbündel in die Kegel und füllt sie vollständig aus. Insofern erinnert dies Verhalten an das bei den Krebsen. Auch bei ihnen soll, wie Kraepelin* angiebt, die vielringelige Geißel der inneren Antennen in Querreihen gestellte Sinnesborsten tragen, zu denen je eine starke Nervenfaser tritt, um in ihrer ganzen Stärke, ohne irgend welchen erkennbaren Absatz, in die Borste einzutreten und dieselbe bis zu ihrer Spitze vollkommen auszufüllen. Jedenfalls sind diese Organe nicht mit denjenigen der Insekten unmittelbar gleichzustellen.

Nur ganz kurz haben wir an einigen Repräsentanten die mutmaßlichen Geruchsorgane behandelt, ohne auf ihre Mannigfaltigkeit, ihren feineren Bau und morphologische Bedeutung wie auf ihre größere oder geringere Gleichartigkeit und Ähnlichkeit unter sich und bei den verschiedenen Insektenordnungen näher einzugehen. Wie verschiedenartig und doch wieder im Typus gleich dieselben sind,

Figur 14.



Teile aus dem Querschnitt des Fühlers der Schmeißfliege (Musca vomitoria). Vergr. 800.

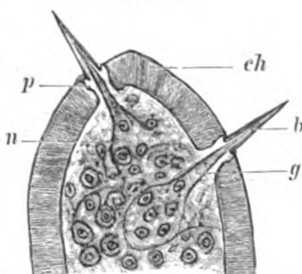
ch Die mit langen Borsten versehene Fühlerdecke, welche von der Grube gr durchbrochen wird, die in die sackförmige Einstülpung O der Fühlerdecke führt. Vom Boden derselben erheben sich Haare, die bei B stärker vergrößert sind. Bei A mehrere solcher Säckchen zu einem im Querschnitt sternförmig erscheinenden Organ vereinigt. w Durchschnittene Sackwand und Borsten.

wird man daraus ermessen, daß Forel allein schon im Fühler der Ameisen fünf

* Über die Geruchsorgane der Gliedertiere. Hamburg, 1883.

verschiedene Organe für die Geruchsperception unterscheidet. Da liegt es freilich recht nahe, für diese verschiedenen Organe auch verschiedene Leistungen anzunehmen. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn das eine Sinnesorgan zum Träger dieser, das andere zum Träger jener intelligenten Leistung der Ameisen gemacht würde. So viel geht jedenfalls aus allem hervor, daß die fraglichen Sinnesorgane ihrem anatomischen Verhalten nach wohl für eine Geruchsperception geeignet sein können. Da, wo in Spalten, Gruben, durchbohrten Kegeln, mit durchlöcherten Membranen überspannten Porenkanälen der Körperhaut besondere Nerven endigen, die zum Gehirn führen, kann eine Geruchs-Wahrnehmung in unserem Sinne stattfinden. Die Geruchsempfindung wird nun vielleicht in der Weise vermittelt, daß die mit dem jeweiligen Riechstoff geschwängerte Luft in den hohlen Kegel, in die Gruben, kurz an das percipierende Organ tritt, wodurch sie mit der Nervenendigung dort in in Berührung kommt und einen bestimmten Reiz auf die Nervensubstanz ausübt, welcher dem Centralorgan mitgeteilt wird. Aber immerhin, mögen wir auch noch so viel anatomische Begründungen beibringen, bleibt die Geruchsfrage eine offene Frage.

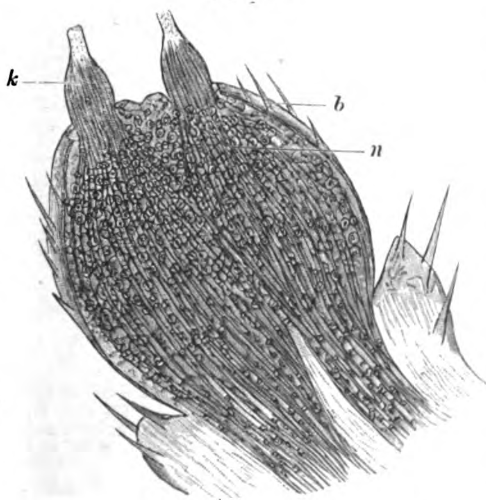
Figur 15.



Querschnitt durch den Heuschreckenfühler. Vergr. 800.

ch Äußere Fühlerdecke. p Krugförmiger Porenkanal. b Sinnesborste. g Ganglion. n Nervengewebe.

Figur 16.



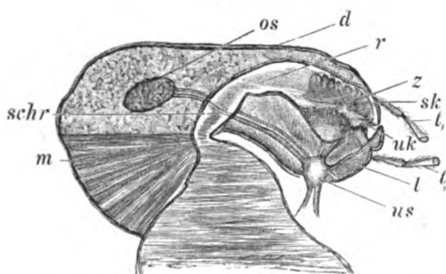
Längsschnitt durch das Endglied des Fühlers einer Schalenassel (Glomeris marginata). Vergr. 800.

k Zwei Sinneskegel auf der polsterförmigen Endfläche des letzten Fühlergliedes stehend, zu welchen je ein dicker Nervenast n führt. b Borsten.

In nächster Beziehung zum Geruch steht der Geschmack. Wie nahe, erhellt aus dem Umstande, daß wir oft Geruch und Geschmack nicht auseinander zu halten wissen. Asa fœtida, Knoblauch, Vanille riechen nur, Chloroform schmeckt nur. Ist es daher mehr der Geruch oder der Geschmack, welcher die Insekten bei der Auswahl der Nahrung leitet? Auch in dieser Frage läßt uns das Experiment im Stiche. So viel wissen wir freilich, daß die Insekten zum Teil die rigoröseste Auswahl unter ihren Nahrungsstoffen treffen. Gewisse Raupen, die nur von einer bestimmten Pflanze leben und die wir deshalb monophage nennen, sterben lieber, als daß sie sich an eine andere Kost gewöhnen. Damit ist jedenfalls ausgemacht, daß solche Insekten über eine Sinneswahrnehmung verfügen, die als Geschmack oder doch als dem Geschmack nahestehend zu bezeichnen ist. Das Geschmacksorgan hätten wir natürlich da zu suchen, wo es seiner Natur nach liegen muß: nämlich im Munde. In der That glaubt denn auch Wolff bei den Bienen eine poren- und nervenreiche Hautstelle an der Zungenwurzel als Geschmacksorgan annehmen zu können. Auch

Graber hält bei den kauenden Insekten den sogenannten Hypopharynx, einen fleischigen, von der Unterlippe gegen den Schlund sich hinziehenden Wulst, für die Zunge.

Figur 17.



Längsschnitt durch den Kopf einer Heuschrecke. Vergr. 10.

d Schädeldecke, welche nach unten den Gaumen und Schlund r auskleidet. os Oberschlundganglion. schr Schlundring. us Unterschlundganglion. l Lippe. t,, Lippentaster. z Polsterartige Zunge. t, Unterkiefertaster. sk Durchschnittener Oberkiefer. uk Unterkiefer. m Muskel.

Dort fand Graber zwei vom unteren Schlundganglion abgehende Nerven, die an besonderen, papillenartigen Chitingebilden zur Endigung gelangen. Wir sehen in jenen Organen (vergl. Figur 17 bis 20) ein starkes Nervengeflecht, dessen Stränge an die Haut treten, auf welcher zahlreiche Zähnchen stehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Organ mit der raspelförmigen Oberfläche vorn am Eingang des Mundes nach Bau und Lage recht wohl als Zunge dienen kann.

Figur 17a.



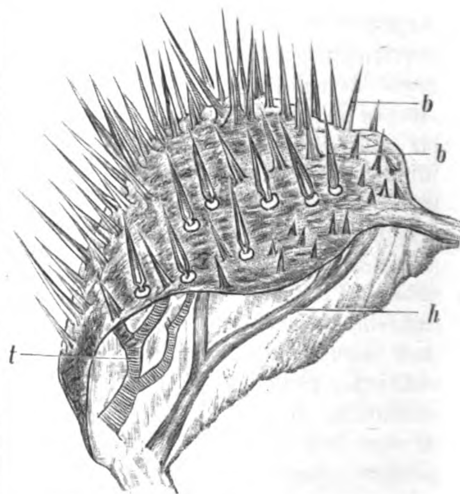
Die Unterlippe einer Heuschrecke frei herauspräpariert.

z Zunge. l Unterlippe. t,, Lippentaster.

Der Geschmackssinn ist im Tierreich nicht sehr verbreitet. Von den Wirbellosen wissen wir außer von den Insekten eigentlich nur noch von den Erdwürmern durch Versuche, daß sie eine Auswahl unter den vorgelegten Speisen treffen. Erst recht unbekannt sind die Träger dieser Empfindung, die Geschmacksorgane, bei den niederen Tieren. Bei den Wirbeltieren stellen sie Geschmacksknospen oder Schmeckbecher dar, wie die Endapparate der Geschmacksnerven heißen. Dieselben liegen beim Menschen vornehmlich auf der Zungenwurzel in den Seitenflächen der umwallten Papillen. So kommen beispielsweise beim Rinde 1760 Geschmacksknospen auf eine Papilla circumvallata. Reptilien und Vögel haben keine Schmeckbecher aufzuweisen, während sie zahlreich in der Mundkiemenhöhle der Froschlarven vorkommen. Ebenso hat man am Gaumen des Karpfen und im Munde der Haie und Rochen Geschmacksknospen gefunden.

Nicht viel weiter reicht unsere Kenntnis über das Gehör der Insekten. Uns ist freilich bekannt, gerade so wie von den vorigen Empfindungen, daß die Insekten auch über eine Art akustische Empfindung verfügen, da sie auf Schallreize reagieren. Aber den Träger der akustischen Wahrnehmung oder das Ohr können wir mit zweifelloser Sicherheit ebensowenig nachweisen wie die vorigen Sinnesorgane. Und weshalb nicht? Weil dem Zoologen, auch wenn er experimentiert, die zweck-

Figur 18.

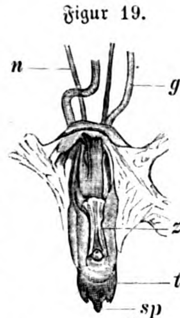


Ein Stück der Zunge einer Heuschrecke. Vergr. 500.

h Nerv, der sich unter der Chitinhaut, auf welcher die Stacheln b sich erheben, in zahlreiche Zweige auflöst. t Luftröhre, ebenfalls in vielästigen Verzweigungen sich verbreitend.

entsprechende Untersuchungsmethode fehlt. Er weiß wohl, daß Insekten durch starke Schallreize oft so sehr erregt werden, „daß sie am ganzen Leibe zittern oder wie besessen in die Höhe springen.“ Rudow will sich sogar bei Laubheuschrecken überzeugt haben, daß sie die langen Fühler stets der Richtung des Schalles zuwenden, was namentlich die meist stummen Weibchen thun sollen, um den Ort zu erwittern, wo der liebedurstige, musizierende Heuschreckenjüngling sich aufhält. Der Naturforscher beobachtet wohl, wie auf das flötende „tütt, tütt“ der Biene, die den Honigtopf auffand, andere Genossen zum Schmause herbeieilen, offenbar infolge jener Lockrufe. Und ihm ist ferner wohlbekannt, daß außer den Weibchen der Heuschrecken auch die des Klopfkäfers (Anobium pertinax L.) den Locktönen der Männchen folgen und daß somit die Musik der Insekten im wahrsten Sinne des Wortes das Leitmotiv der Liebe ist, indem sie die Geschlechter zusammenführt. Allein, wie soll er aber die Ohren der Tiere finden? Nimmt man ihnen die Fühler, so hören sie, und köpft man sie vollends, so hören sie ebenfalls noch.

Figur 19.

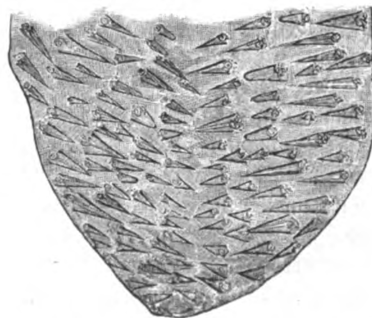


Unterlippe der Weinschwärmerraupe. Vergr. 10.
z Zunge. t Taster. sp Spinnspule. g Spinndrüsen. n Nerven.

Auch auf experimentellem Wege können wir uns von der Gehörswahrnehmung selbst der unmusikalischen Insekten überzeugen. Es ist in der Neuzeit Viktor Grabers Verdienst, diese Bahn betreten zu haben. Er experimentierte mit Schaben, Fliegen, Ruderwanzen, Schwimmkäfern und anderen. Besonders feinhörig erwiesen sich die Ruderwanzen, welche Graber im Aquarium hielt. Sie saßen in behaglicher Ruhe; mit den mittleren Beinen ein Blattstück umklammert, hingen die übrigen Beine gespreizt im Wasser. Sobald die Tiere aber von einem starken Schallreiz getroffen wurden, stoben sie allemal wie vom Donnerschlag gerührt auseinander. Am empfindlichsten zeigten sich jedoch kleine Wasser- und Schwimmkäfer, so gewisse Lacophilusarten. Denn sie reagierten schneller und sicherer auf die Schallreize, während jene Wasserwanzen sich allgemach an die Schallreize gewöhnten, was freilich ein Beweis ist, daß die beobachteten Reaktionserscheinungen nicht auf einfache Reflexbewegungen zurückzuführen sind. Denn wären es nur Reflexbewegungen, so müßten sie bei den Schalläußerungen in gleicher Stärke stets wiederkehren, was aber nicht der Fall ist.

Ich habe mit einigen Schwimmkäfern und Schwimmwanzen experimentiert. Allein die Schwimmwanzen kehrten sich wenig an die Töne, welche ich einer Kuhglocke entlockte. Sie blieben ruhig an den schwimmenden Wasserlinsen hängen und ließen die Glocke, welche unmittelbar über ihnen hing, unbekümmert tönen. Es kann das auffällig erscheinen, da meine Versuchstiere, Naucoris cimicoides L., Verwandte der Ruderwanzen waren, die doch so feinhörig sind! Bessere Resultate erzielte ich mit einigen großen Schwimmkäfern, Dyticus marginalis L. Sie lagen, die Beine lässig ausgestreckt, ruhig auf

Figur 20.



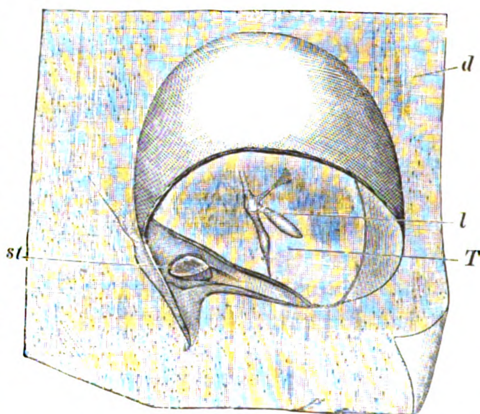
Ein Stück der Zunge einer Heuschrecke, mit kleineren und größeren Stacheln besetzt. Vergr. 500.

dem Wasserspiegel und ließen sich von den kleinen, künstlich erzeugten Wellen hin- und herschaukeln. Kaum hatte ich jedoch die Glocke zum Tönen gebracht,

als sie auch schon wie toll davonstießen und erst einige Zeit im Wasser umherrannten, ehe sie sich wieder zur Ruhe gaben. Und jedesmal wiederholte sich dasselbe Spiel, wenn die Glocke ertönte.

Doch wo sind die Organe der akustischen Wahrnehmung? Mit dieser Frage betreten wir wie in den früheren Fällen das Gebiet der Vermutung. Wir kennen durch die älteren Untersuchungen vornehmlich Leydigs und die neueren Grabers gewisse saitenartige Nervenendigungen, welche wie die vorhin behandelten Nervenendigungen ebenfalls in der Haut liegen. Aber dieselben nun als Gehörorgane anzusprechen, dafür giebt es weiter keinen Grund als den, daß sie ähnlich gebaut sind wie die sogenannten Gehörstifte in den vermeintlichen Ohren der Heuschrecken. Solche Nervenstifte finden sich in den Schwingkolben der Fliegen, am Rumpfe und in den Beinen der Käfer, kurz in weitester Verbreitung bei den Insekten. Sie würden also die percipierenden Organe für Schalläußerungen sein. Indem sie durch Schallreize in Schwingungen geraten, welche den Nervenbahnen übermittelt werden, kommt das Tier in einen gewissen Erregungszustand. Ob nun diese sensible Erregung als ein wahres Hören zu bezeichnen ist oder ob man hier besser von einem akustischen Tastgefühl spricht, das stehe dahin. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß wir neben einem gröberen Tastgefühl, wo die Wahrnehmung von Körpern durch einen unmittelbaren Druck auf die Nervenendapparate hervorgerufen wird, auch ein feineres Tastgefühl unterscheiden können,

Figur 21.



Das Gehörorgan einer Feldheuschrecke (Gomphocerus grossus) von der Außenseite. Vergr. 20.

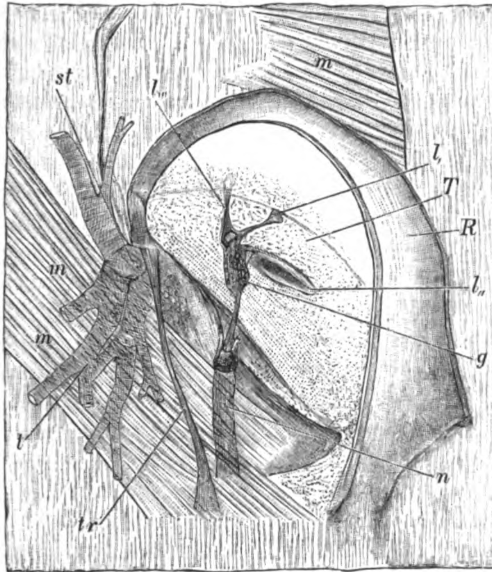
d Das herausgeschnittene Stück der Körperhaut, in welcher das Organ liegt. T Trommelfell. l Leistenförmige Erhebungen. st Luftloch.

welches die Schwingungen tönender Körper zur Empfindung bringt. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, so viel steht jedenfalls fest: die Insekten können hören, wie wir schlechtweg sagen.

Erst recht können wir das bei den musizierenden Insekten voraussetzen. Ist es doch nicht mehr als billig, daß die allgütige Mutter Natur sie ihre eigenen Töne hören läßt. Und in der That haben denn Joh. Müller, v. Siebold, Graber und andere bei den Heuschrecken und Grillen gewisse Organe nachgewiesen, die ihrem anatomischen Bau nach recht gut Ohren vorstellen können. Ihre Lage macht uns allerdings verblüffen. Denn statt, wie man wohl erwarten sollte, die Ohren in der Nähe des Kopfes anzutreffen, also in der Nähe des Centralorgans, finden wir sie bei den Schnarrheuschrecken unmittelbar über der Einlenkungsstelle der Hinterbeine an den Seiten des ersten Hinterleibsringes und bei den Laubheuschrecken nun gar in den Waden. Das Ohr der Schnarrheuschrecken, wozu die gefürchtete Wanderheuschrecke gehört, erkennen wir äußerlich als eine ovale Grube, in welcher ein glänzendes Häutchen ausgespannt ist. (Figur 21.) Die äußere Körperhaut hat an dieser Stelle eine besondere Bildung angenommen. Sie wölbt sich dachig vor und umschließt wallartig eine äußerst dünne Hautstelle. Diese dünne und elastische Körperstelle bildet das Trommelfell. Auf seiner Innenseite lagern drei braune Chitinleisten (Figur 22 l, l,, l,,,). Ein langgestieltes, birnförmiges Körperchen und ein flügelartiges

Gebilde, das aus zwei ungleichen Schenkeln besteht, aus einem stabförmigen und aus einem muldenförmigen Stück. Im Scheitelpunkt der drei Leisten erhebt sich ein halbmondförmiges hohles Zäpfchen. Hier wie auch am birnförmigen Körperchen inserieren die Nervenendigungen. Dieselben treten jedoch nicht unmittelbar an die harten Chitinleisten, sondern an deren Zellgewebe. Der Gehörnerv (Figur 22, n) entspringt vom Hinterbrustnervenknoten und steigt aufwärts nach dem Trommelfell. Dicht vor den Leisten schwillt er glockenartig an und sendet seine Fasern an den halbmondförmigen Zapfen und den Stiel des birnförmigen Körperchens, welche allseitig von den Nervenendigungen umfaßt werden. Präparieren wir die Nervenendigungen heraus, so treten sie uns als Gebilde entgegen, wie ich sie in Figur 23 gezeichnet habe. Wir sehen zunächst blasse Schläuche mit kernhaltigen Ganglienzellen. Dieselben laufen in feine Fasern aus, die zu den Zellen des Unterhautzellgewebes der Chitinleisten führen. In den Schläuchen, welche feinkörnigen Inhalt zeigen, liegt ein eingeschachteltes stiftartiges Organ (Figur 23, s), das mit glänzendem, scharf konturiertem und in der Nähe des Ganglienkernes kniearttig gebrochenem Faden ausläuft.

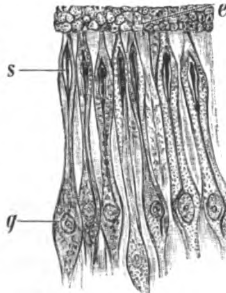
Figur 22.



Das Gehörorgan einer Feldheuschrecke von der Innenseite.
T Trommelfell. R Dachförmige Umrandung desselben. l, l,, l,,, Leistenförmige Erhebungen auf dem Trommelfell. n Gehörnerv, zu dem Ganglion g anschwellend. st Stigma, in welches die Luftröhren t münden. tr Tracheenmuskel. m Muskeln.

Das ganze Gehörorgan wird inwärts von Tracheen-Stämmen und Luftröhrenblasen überdeckt. Dieselben werden geschwellt, sobald in das vor dem Trommelfell gelegene Stigma die Luft tritt, welche eine Zeit lang angehalten werden kann, wenn der Tracheenverschlußmuskel (Fig. 22, tr) am Eingang die Trachee oder Luftröhre schließt. An eine Ausbiegung der Ränder des Trommelfells setzt sich sodann der Muskel, welcher das Trommelfell spannt. Die Gehörswahrnehmung geht nun wohl in der Weise vor sich, daß das elastische Trommelfell durch Schallreize in Schwingungen gerät, wobei die Luftröhren als Resonanzboden wirken. Die Schwingungen werden durch die Trommelfellleisten auf die Nervenendigungen übertragen und so im weiteren zur bewußten Empfindung gebracht. Die Gehörleisten auf dem Trommelfell der Heuschrecken funktionieren also ähnlich wie die Gehörknöchelchen der Wirbeltiere, welche die Schwingungen des Trommelfells auf das Labyrinthwasser übertragen.

Figur 23.

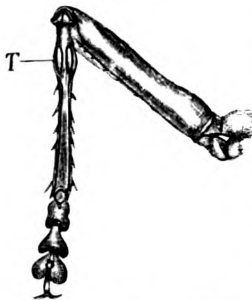


Nervenendigungen des Gehörorgans der Feldheuschrecke, welche sich an die Chitinleisten des Trommelfells setzen.
Vergr. 800.
e Zellige Haut. s Nervenstift. g Ganglion.

Das Ohr der Laubheuschrecken sieht man schon mit bloßem Auge als zwei Längs-

spalten unmittelbar unter dem Kniegelenk der Vorderbeine. (Figur 24.) Von Siebold entdeckt, hat besonders Hensen* das Organ näher kennen gelehrt. Machen wir an dieser Stelle feine Längsschnitte, so erweist sich das Ohr unter dem Mikroskop als ein Organ, das aus zwei ellipsenförmigen Paukenhöhlen und aus der klaviersaiten-artigen Hörleiste, welche zwischen jenen liegt, besteht. Die Hörleiste ruht auf einer großen Luftröhre, welche das Bein beinah ausfüllt. (Figur 25.) Sie ist zusammengesetzt aus zahlreichen blasenförmigen Nervenendigungen, die sich gegen das Fußende hin allmählich verjüngen. In jeder Blase liegt ein hohler Gehörstift, der durch einen feinen Faden mit dem Gehörnerv in Verbindung steht. Hensen unterscheidet mehrere Zellen, welche den Stift umgeben. Es sind dies die Deckzelle, in deren unterer Aushöhlung der Kopf des Stiftes lagert, dann zwei seitliche Zellen und eine Basalzelle. Durch das Ausweichen der beiden seitlichen Zellen entsteht ein Hohlraum, welcher nach Leydig und Siebold wasserhell ist und der den Stift einschließt.

Figur 24.

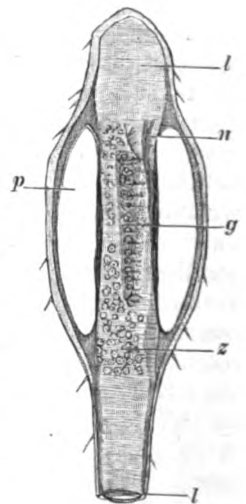


Vorderbein einer Laubheuschrecke. Lupenvergr.
T Gehörorgan von der Fläche gesehen.

Von den Spinnen wissen wir, daß sie gegen Schalläußerungen zweifellos empfindlich sind. Streicht man mit dem Bogen über eine Geigensaite, so zuckt die Spinne, welche bis dahin ruhig im Centrum ihres Netzes sitzt, augenblicklich zusammen. Wie tastend hebt sie die Vorderfüße empor, und wiederholt man die Töne, so läuft sie erschreckt aus dem Netz nach ihrem Schlupfwinkel. Gerade so verhielt sich die Spinne, wenn ich an eine Kuhglocke schlug. Aus den Versuchen ging ferner hervor, daß sich die Spinne an die Geräusche zu gewöhnen schien. Sobald jedoch die Töne stärker wurden, reagierte sie wieder wie in der früheren Weise. Sie ist also nicht nur für Schalläußerungen überhaupt empfänglich, sondern unterscheidet hiernach auch die Stärke des Tones. Allein ein besonderes Gehörorgan kennen wir bis jetzt nicht bei den Spinnen. Wahrscheinlich dürften, wie man es bei den Insekten annimmt, borstenartige Hautbildungen, die mit einem Nerv in Verbindung stehen, als primitive Gehörorgane funktionieren.

Weit unsicherer geht, wer die Ohren der Tausendfüßer sucht. Natürlich fehlt es ihnen nicht an Sinnesorganen, die wir eventuell für Ohren ausgeben könnten, und wir werden ihrer noch mehr kennen lernen, sobald nur die Anatomie der Myriapoden erst genauer bekannt ist. So hat Haase* ein von Latzel** in der Basis der Unterkiefer (Figur 26) von Scutigera entdecktes Sinnesorgan für das Ohr des Tieres angesprochen. Dies sogenannte Maxillarorgan tritt, wie Haase angiebt, bei lebenden Scutigeren als ein wurstförmiger Körper zu Tage, wenn das Tier einem vorsichtigen Druck ausgesetzt wird. Es ist eine tiefe Einstülpung der Körper-

Figur 25.



Längsschnitt durch den Wadenteil des Beines einer Laubheuschrecke, in welchem das Gehörorgan liegt. Vergr. 30.
l Luftröhre, auf welcher die Gehörleiste g liegt. n Gehörnerv. p Paukenhöhlen. z Zellige Hülle der Luftröhre.

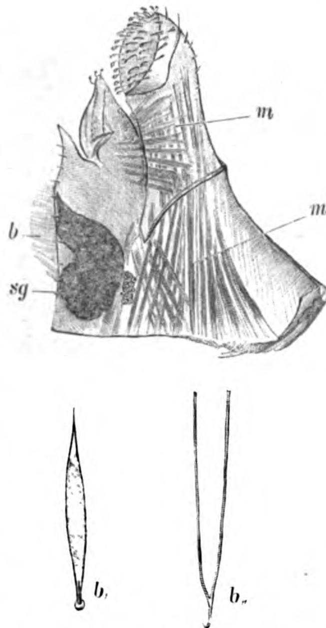
* Zeitschr. f. wissenschaftl. Zoologie, Bd. XVI.

* Schneiders Zoologische Beiträge, I, 2. Breslau.

** Latzel, Die Myriapoden der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien, 1880.

haut, auf welcher sich zahlreiche raspelförmige Plättchen und stimmgabelförmige Härchen erheben. Ein direkter Zusammenhang zwischen diesen Cuticularbildungen mit Nervenendigungen ist noch nicht nachgewiesen, obwohl Ganglienzellen in der Nähe des Organs lagern. Das Maxillarorgan kann im Dienste einer Gehörwahrnehmung stehen. Die Möglichkeit läßt sich nicht von der Hand weisen. Aber ist der anatomische Wahrscheinlichkeitsbeweis nicht einmal vollständig erbracht, so fehlt der experimentelle noch vollständig. Wenigstens hat Haase vergeblich mit der scheuen Scutigera in Bezug auf eine Gehörswahrnehmung experimentiert. Meines Wissens sind überhaupt noch keine erfolgreichen Versuche mit Myriapoden angestellt, ob sie hören können.

Figur 26.



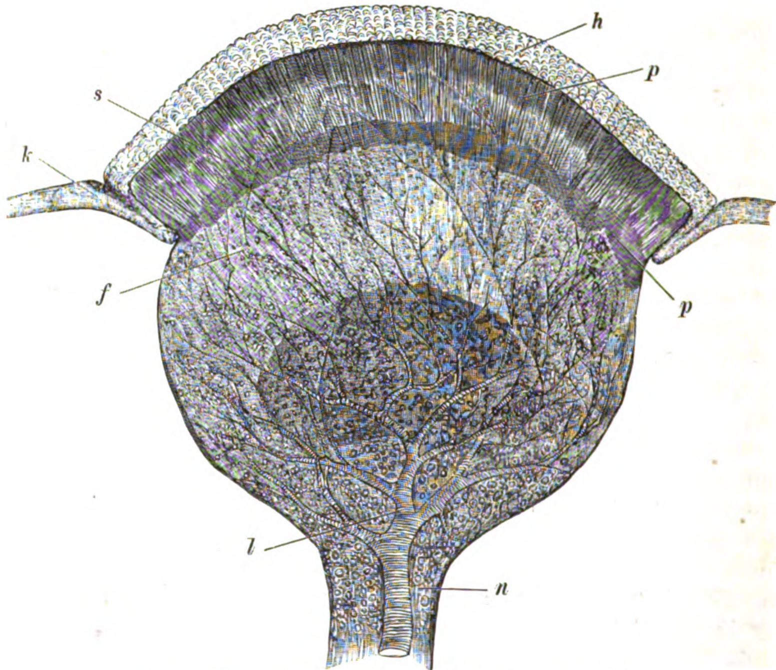
Der rechte Unterkiefer eines Tausendfußes (Scutigera coleoptrata). Vergr. 20.
sg Das vermeintliche Gehörorgan mit den zahlreichen Härchen und Plättchen b, die bei b, und b,, in 800facher Vergrößerung erscheinen. m Muskeln.

Wohl von noch größerer funktioneller Bedeutung als das Ohr, das auf ungleichen Entwickelungsstufen weit verbreitet im Tierreich vorkommt, ist aber das Auge. Auch bei den Insekten ist von allen Sinnen der Augensinn am ausgebildetsten. Während die übrigen Sinnesorgane gewissermaßen auf halber Entwickelung stehen geblieben sind und sich in Übereinstimmung damit diffus über den ganzen Körper verbreiten, ist das Sehorgan als das vollkommenste und nötigste Sinneswerkzeug auf den Kopf lokalisiert, um in die nächste Beziehung zu dem Centralorgan zu treten. Schon aus dem komplizierten Bau des Organs können wir auf dessen hohe Leistung schließen. Aber immerhin gleicht es doch noch nicht dem Wirbeltierauge, obwohl einige Ähnlichkeit zwischen beiden existiert. Das typische Facettauge der Insekten (Figur 27), auf dessen Erwähnung wir uns beschränken, besteht, Details außer acht gelassen, aus der festen Augenkapsel, welche äußerlich facettiert ist, dann aus der Krystallkegelschicht mit einer irisartigen Pigmentzone, ferner dem Netzhautpigment und aus dem Sehnerv, der seine Endigungen an die Krystallkegel abgiebt. Die Augen erscheinen uns bekanntlich als besondere halbkugelige Organe. Und doch sind diese äußerlichen Halbkugeln nichts weiter als eigens umgebildete Hautstellen, was man schon daran erkennen kann, daß auf den Augen dieselben Borsten stehen wie an anderen Körperstellen. Die Körperhaut ist hier besonders dünn und besteht aus zahlreichen sechseckigen Feldern, den sogenannten Facetten. Jede Facette stellt mit ihren zugehörigen Teilen, von welchen der Krystallkegel als lichtbrechendes Element und dessen zugehöriger Nerv die wichtigsten sind, ein einzelnes Auge dar. Aber selbst in diesem komplizierten Organ erkennen wir die elementaren Bestandteile eines jeden Sinnesorgans wieder: das ist ein percipierender Apparat in der Haut, eine zu diesem Zweck umgebildete Hautstelle und ein Nerv, der an diesen herantritt. In seiner wunderbaren Zusammensetzung erweist sich das Auge der Insekten als das denkbar vollkommenste Organ, vermöge dessen das Tier befähigt ist, jeden Gegenstand fast rings um sich her wahrzunehmen.

Verfolgen wir die stufenweise Entwickelung dieses vollkommensten Sinnesorga-

nes, so tritt es uns, wie vorhin das Gehörorgan, in seinen Anfängen in einer so primitiven Form entgegen, welche die spätere hohe Ausbildung durchaus nicht vermuten läßt. Für Lichteindrücke sind schon organlose Tiere, die Protozoa, empfänglich. Hier ist es also die gesamte Körpersubstanz, welche als Träger der Lebensthätigkeiten auch die Lichteindrücke vermittelt. Anders bei dem augenlosen

Figur 27.



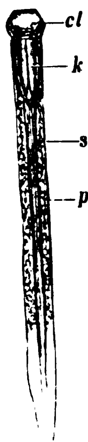
Längsschnitt durch das Auge einer Heuschrecke. Vergr. 30.

k Körperhaut, in die Hornhaut h übergehend. s Sehstäbchenschicht. p Pigmentzonen. f Nervenfaserschicht. n Sehnerv. l Verästelte Luftröhre.

Regenwurm, wo die Lichtempfindlichkeit auf die Kopfregion beschränkt ist. Die niedrigste Augenform ist ein Pigmentfleck mit Nerv in der Haut. Häufig lagert der Pigmentfleck auch unmittelbar dem Gehirn auf. Das Pigment absorbiert die Lichtstrahlen und erleidet durch den schwingenden Lichtäther bestimmte Veränderungen, welche als Reizeffekte der Nervensubstanz übertragen werden. Von einem Sehen kann natürlich nicht die Rede sein. Bilder werden nicht erzeugt, nur für hell und dunkel ist dies Auge empfänglich. Gesellt sich zu dem Pigmentfleck und dem Nerv ein lichtbrechender Körper, so ist das ein weiterer Fortschritt. Gewisse Cölenteraten und Würmer haben solche Augen. Tritt nun gar der lichtbrechende Körper in Gestalt eines Krystallstäbchens oder Krystallkegels auf, die sich mit Pigment umhüllen, dann ist damit das erste wirkliche Auge gebildet. Ein solches besitzen Seesterne, Turbellarien und Rädertiere. Aber dies Auge ist nur primitiv zu nennen gegen das der Ringelwürmer, beispielsweise gegen das halbkugelig vorspringende der Alciope. An einem Augenbulbus unterscheiden wir den Augennerv mit retinaähnlicher Verbreitung, eine Pigmentzone, Glaskörper und Linse, Wirbeltieraugen-ähnliche Bildungen, wie wir sie wieder antreffen bei Muscheln, Schnecken und Tintenfischen. Solche Augen geben natürlich schon ein Bild der Umgebung. Die größte Mannigfaltigkeit in der Augenbildung herrscht

aber unter den Gliedertieren. Wir unterscheiden Augen ohne Hornhaut und Augen mit Hornhaut. Bei hornhautlosen Augen beteiligt sich die Körperhaut nicht an deren Bildung, bei den Augen mit lichtbrechender Cornea aber tritt die äußere Körperhaut in den Dienst des Sehorganes, indem sie eine lichtbrechende Linse bildet, unter welcher das einfache Krystallstäbchen gelagert ist. So das einfache Hornhautauge. Es ist zusammengesetzt, wenn eine große linsenförmige Hornhaut zahlreiche Krystallstäbchen überzieht, wie bei den Spinnen. Und noch höher organisiert, wenn die zahlreichen Krystallstäbchen je eine linsenförmige Cornea besitzen, wie bei den Insekten. Das ist das Facettauge. (Figur 28.) Die von Pigment eingehüllten Krystallstäbchen stehen eng zusammen und bilden eine Schicht, welche die facettierte Körperhaut, hier dicht gedrängte kleine Linsen bildend, überzieht. Wie aber sieht das Facettauge? Man hat darüber zweierlei Ansichten. Die gängigste ist die, daß, wie bereits erwähnt, jede Facette mit der Linse und dem Krystallkegel ein besonderes Auge bildet. Das Insekt hätte also Hunderte von Augen. Und jedes Auge sähe das Bild der Außenwelt vollständig. So folgert man aus einem bekannten Versuch, den zuerst Leuwenhoek in seiner Weise anstellte, indem er die Hornhaut flächenartig abschnitt und sah, wie jede Facette ein besonderes Bild des Gegenstandes lieferte. Es findet nach Johannes Müller und Exner ein musivisches Sehen statt. Das Bild ist wie aus Mosaik zusammengesetzt. Das Wirbeltierauge endlich entwickelt sich wiederum nach einer ganz anderen Richtung hin zu seiner Vollkommenheit und zeichnet sich besonders durch seine accessorischen Apparate aus. Es läßt ebenfalls in der Reihe der Vertebraten eine stufenweise Vervollkommnung erkennen. Aber nur im physiologischen, nicht im morphologischen, nicht im Sinne einer gleichartigen Entwickelung läßt es sich mit dem Auge der Wirbellosen vergleichen, obwohl es äußerlich vielfach an das hoch organisierte Cephalopodenauge erinnert. Aber was das Wirbeltierauge besonders von dem Auge der Wirbellosen unterscheidet, ist seine Gefäßhaut, welche an einer Stelle die Regenbogenhaut bildet, und ferner die entgegengesetzte Lage seiner Stäbchenschicht.

Figur 28.



Ein Einzelauge aus dem Facettauge. Vergr. 800.
cl Cornealinse. k Krystallkegel. st Sehstab. p Pigmenthülle.

Aus unserer Skizze wird der Leser die Überzeugung gewonnen haben, daß die Insekten wohl ein intensives Wahrnehmungsvermögen in Bezug auf Fühlen, Riechen, Schmecken, Hören und Sehen besitzen, daß wir aber, abgesehen vom Auge, bis jetzt noch außer stande sind, mit Sicherheit die jeweilig der Sinneswahrnehmung entsprechenden Werkzeuge zu ermitteln. Es ist fast, als wäre der ganze Insektenkörper mit seinen diversen Anhängen ein universaler Perceptionsapparat. Und vorzugsweise sind es wieder die exponierten Körperstellen, wie Fühler, Taster, Flügel und Beine, welche in ihrer oberflächlichen Haut die verschiedenen Nervenendigungen liegen haben. Aus ihrer Verschiedenheit schließen wir nun freilich, daß die Nervenendapparate ungleichen Sinnesleistungen entsprechen müssen; aber in welchem Maße und in welcher Qualität, das wissen wir nicht.

* * *

Als vorstehender Aufsatz im vorigen Jahre bereits abgeschickt war, kam mir erst die Anzeige der hier deshalb unberücksichtigt gebliebenen neueren Arbeiten Bütschlis und Sazepins über die nervösen Endorgane der Tausendfüßer und der Arbeit Dahls über das Gehörorgan der Spinnen zu Gesicht, was meinen Fachgenossen gegenüber erwähnt sein mag.



Die Silhouette.

Novelle
von
Klara v. Sydow.

III.

Als sie das nächste Mal mit Felix zusammenkam, lag etwas in ihrem Wesen, als sei sie verlobt. Sie lächelte ihn nicht mehr in unbewußtem Erröten an; — sie liebte ihn nicht nur, sondern sie wollte ihn jetzt auch lieben, ohne ein Hehl daraus zu machen. — Einer anderen als ihr hätte man diese kühne Offenheit nicht verziehen, ja nicht verzeihen dürfen; doch sie gewann nur durch dieselbe an reiner Holdseligkeit und genialer Natur.

Felix war ratlos; er wurde von Wonne in Verzweiflung und von Verzweiflung in Wonne gestürzt; er konnte den alten harmlos fröhlichen Ton jetzt weniger denn je wiederfinden — und den neuen liebeheißen und liebesicheren nicht anschlagen, ohne in nächtlichem Alleinsein mit schmerzlicher Reue dafür zu büßen.

Oft dachte er, daß Ulrich recht habe und daß er sich ganz von ihr abwenden müsse. Aber dieser Gedanke war ihm unerträglich; und es gab nur ein Mittel, denselben zu besänftigen — nämlich täglich von neuem zu ihr zu gehen und sich in ihrer Nähe zu berauschen.

Susanne fühlte das alles wohl; aber sie ließ nicht nach: sie hoffte und hoffte auf das befreiende Wort — wohl auch aus Selbstsucht, denn sie hatte nur noch ein Ziel für ihr Leben: zu hören, daß er sie liebe.

Und es kam wirklich eine Stunde, in welcher sich nicht länger zurückhalten ließ, was das Herz erfüllte.

Hilda war ausgegangen, als Felix kam, und er saß allein bei Susanne.

Wie es sich machte, daß er redete, er wußte es nachher selbst nicht; es schien geradezu in der Luft zu liegen, daß sie sich endlich aussprechen mußten. — Sie hatten über Ulrich geredet und darüber gesprochen, daß er nicht mehr käme, und Susanne hatte gesagt: „Lassen Sie ihn doch, wo er ist! Ich mag ihn nicht! Er ist ein trauriger Philister.“

Felix wollte sich immer noch wehren und

sprach von Künstlerfreuden und -Schmerzen im allgemeinen; aber dabei blieb es nicht; er redete immer lauter und überschwenglicher, und zuletzt traten ihm jähe Thränen in die Augen.

Da sah ihn Susanne an — und er sie; — und das schöne, traurige Gesicht voll auf sie gerichtet, sagte er ein einziges Mal: „Ach, Susanne!“

Dann fühlte sie plötzlich, wie er sie umschlungen hielt; und während sie sich noch zitternd bald an ihn schmiegte, bald sich befreien wollte, hörte sie, daß er ihr wieder und wieder ins Ohr flüsterte, er liebe sie — und er wisse auch, daß sie ihn liebe. — Dann drückte er sie plötzlich noch fester an sich und stammelte, daß er sich aber nicht binden könne; — noch nicht! — noch nicht! — vielleicht ... ja, gewiß... Nein — nein — auch später wohl nicht! — O, er wäre schlecht — er wäre ein Schuft! — Er liebe sie und wisse, daß es ein Unrecht sei, und käme doch wieder und immer wieder — er sei ein Verworfener!

Da richtete sie sich in die Höhe. „Sagen Sie das nicht! — Das sollen Sie nie wieder sagen!“ rief sie. „Sie sollen nicht niedrig von sich selbst sprechen und nicht niedrig von mir denken. Ich will, daß Sie glücklich und frei — ich will, daß Sie ein Künstler sein sollen! Ich — ja, ich liebe Sie!“ und mit einem Schrei des Entzückens warf sie sich noch einmal in seine Arme.

Da geschah es, daß er wieder glücklich wurde.

Und nach einer langen Weile stürzte er sich bewundernd vor ihr nieder auf die Knie und rief voll glühender Liebe: „Susanne, vergieb mir; ich habe nicht gewußt, wen ich liebte!“ — Und sie streichelte ihm das fieberheiße Haupt mit den kleinen Händen und sagte kein Wort mehr. — Sie war so stumm geworden — o, so stumm!

* *
*

„Nun ist alles gut,“ sagte sie einige Tage später zu ihm. Und sie wurde schöner vor seinen Augen und erblühte immer lieblicher und eigenartiger in ihrem Glück. Aber bei ihm war doch nicht alles gut: sie gehörte ihm und gehörte ihm auch nicht; und er fühlte sich machtlos, die Dinge zu ändern. Je höher und leidenschaftlicher sein Herz in dieser Zeit schlug, je hellere Strahlen ihm die Sonne des Lebens zuwarf, sich widerspiegelnd in den weltentiefen Augen erster Liebe, desto mächtiger fühlte er auch sein ganzes Wesen sich entfalten, desto gärender sein ganzes Künstlerblut anschwellen. — Und so war es das Schicksal des süßen, bald so wilden, bald jetzt wieder so sanften Mädchens, daß sie den Geliebten, je reicher sie ihn mit Liebe und Freude erfüllte, desto gewisser von sich drängte. — Dazu kam, daß er jetzt endlich eine vorläufig günstige Nachricht aus Paris bekam. Man wollte sich nicht an der Erstlingsschaft seines Werkes stoßen, und er wurde aufgefordert, dasselbe mutig einzuschicken.

Wie ein unermeßlicher Ocean, den er mit vollen Segeln zu durchschiffen hatte, lagen nun plötzlich Kunst und Leben im Strahlenglanz des erwachenden Ruhmes vor ihm — und er sollte sich eine Hütte am Strande bauen? Die Heiratsfrage war unter einen neuen Gesichtspunkt getreten — und er mußte sie abermals verneinen.

Und doch! er fühlte ja beständig, daß seine stolzesten Hoffnungen erst durch Susannes Teilnahme den warmen Odem einer innersten Lebensfreude erhielten; er wußte daher nicht, was er schließlich doch noch gethan und wozu ihn das eigene Herz dennoch genötigt hätte, wäre nicht noch einmal die Cousine vom Lande, jene scheinbar so zufällige Persönlichkeit, wie das Verhängnis selbst zwischen ihn und die Geliebte getreten.

Gemeinsam mit Erich, in dessen Begleitung sie die letzte Strecke ihrer Reise zurückgelegt hatte, traf dieselbe eines Tages bei Beuthens ein, um sich in der Residenz für ihre Eltern, welchen sie alsbald entführt werden sollte, porträtieren zu lassen. Und zwar war durch Hildas Vermittelung Felix auserlesen, ihr Bild zu malen.

Obgleich man bereits vorläufig viel von Julias in der Familie nicht unberühmter Schönheit geredet hatte, waren doch alle in höchstem Grade durch ihre persönliche Erscheinung betroffen; und nachdem Felix wenige Minuten mit ihr zusammen gewesen war, zeigte er sich geradezu entzückt von der ihm gewordenen Aufgabe.

Die Reize der jungen Dame waren ungewöhnlich, weil sie sich trotz vollendeter Formen und eines unvergleichlichen Farbenspiels nur selten in ganzer Fülle zeigten; denn Julie hatte eine allzu sorgfältige und allzusehr auf das Äußere gerichtete Erziehung genossen, um sofort zu berauschen.

Aber wenn sie auftaute, war es, als fiele die kalt schillernde Schlangenhaut glatter Salonmanieren wie durch eine plötzliche Zauberformel von der holdseligsten, sinnberückendsten Mädchengestalt.

Die Zeit drängte, und Felix begann schon am zweiten Tage sein Porträt. — Aber nicht nur während des Malens schwelgte er mit reinster Künstlerwonne in Julies Anblick, auch vor und nachher im geselligen Zusammensein des Tages ließ er kein Auge von ihr; und sie schien nicht ganz unempfänglich für die Huldigung des Malers zu sein, um so weniger, als sie für den Augenblick die persönlichen Aufmerksamkeiten ihres Bräutigams entbehrte, welcher vor kurzem ein auswärtiges Kommando erhalten hatte.

Felix überließ sich anfangs durchaus unbefangen seiner Schwärmerei und äußerte insbesondere gegen Susanne rücksichtslos seine Bewunderung; wußte er doch, daß ihn das kluge, bewegliche Geschöpf stets von allen am besten begriff.

Sie that es auch diesmal; und doch krampfte sich zuweilen ihr junges Herz qualvoll zusammen, und der Schmerz der Eifersucht warf sich mordgierig über sie wie ein wildes Tier; aber ihre Augen und Lippen lachten, und Felix ahnte nicht, was sie empfand, wenn sie ihre kleinen geistreichen Bemerkungen über die Schönheit Julies machte.

Erst als er gelegentlich herausfühlte, daß der ritterliche Erich sein Betragen gegen die junge Dame, in welcher man die Braut eines anderen zu respektieren hatte, unpassend fand — erst als Hilda immer kühler gegen ihn wurde und ihn nicht nur mit jenen großen scheuen Blicken maß, die er wohl an der Norne von einst, aber nimmer an der anmutig gewandten Majorin von Beuthen kannte, sondern ihn auch auf jede erdenkliche Weise daran hinderte, jetzt einmal allein mit Susanne zu sein — erst da kam ihm eine Ahnung seines Verbrechens.

Und Ulrich war es, welcher diese Ahnung zur Gewißheit machen sollte. Seit Erich zurückgekehrt war, hatte er nicht umhin gekonnt, trotz seines ausdrücklichen Vorsatzes wieder häufig bei Beuthens zu erscheinen, denn der Major, welcher ihn schon von früher her kannte und schätzte, zog ihn ausdrücklich wieder heran und trat nach und nach in ein geradezu freundschaftliches Verhältnis zu ihm, während er sich zu Felix aus mehrfachen Gründen nicht vorzugsweise hingezogen fühlte.

So hatte denn auch Ulrich vollauf Gelegenheit gehabt, den Maler und die schöne Julie zu beobachten.

„Bist du glücklich?“ fragte er eines Tages in bitterer Ironie den Freund.

„Ja,“ sagte Felix nach kurzer Pause, denn es widerstand ihm, „nein“ zu antworten.

„Du würdest auch glücklich sein, wenn du mit dreien oder vieren spieltest anstatt nur mit zweien!“ entgegnete Ulrich mit halb erstickter Stimme.

„Herr Gott, es wird immer besser!“ rief Felix wild. „Bin ich ein Maler und darf mir eine entzückende Person, die ich porträtieren soll, nicht einmal ansehen? Soll ich schöne Mädchen häßlich finden? und nur mit Männern und alten Weibern verkehren? — Ulrich, meine Geduld hat ihre Grenzen! — Bin ich etwa verlobt? Solch eine Puppe von Bräutigam mögt ihr kontrollieren — mich nicht! — Antworte mir: Bin ich verlobt?“

Ulrich schwieg.

„Nein! nein! Gott sei Dank, nein!“

fuhr Felix fort. „Ihr würdet mich sonst ans Kreuz schlagen oder lebendig verbrennen, noch eh mein Bild im Salon ist! — Antworte mir: Bin ich verlobt?"

„Nein, du bist nicht verlobt; selbstverständlich nicht, sonst würdest du dich anders betragen."

Felix' Zorn war plötzlich erkaltet. Die Würde des Künstlers und die des unschuldig herausgeforderten Menschen kam über ihn. „Nein," sagte er ruhig, „das würde ich nicht; — ich würde mich um keinen Deut anders betragen, wenn ich verlobt wäre. — Nicht wahr," fuhr er dann mit einem ungewöhnlich festen, leuchtenden Blick fort, „man macht ab und zu ganz gern ein Champagnerfrühstück mit, um die Sinne zu berauschen? — Aber ich weiß doch genau, wo der Wein fließt, welcher das Herz erfreut!"

Ulrich hatte das Atelier verlassen, und Felix war allein. — Er erwartete Frau von Beuthen und Julie, welche um diese Zeit zur Sitzung zu kommen pflegten; — das heißt, er wußte, daß diese beiden sofort erscheinen würden — und diejenige, welche er heute eigentlich erwartete, war Susanne.

Sie hatte die Damen schon mehr als einmal begleitet, um das fortschreitende Porträt zu besichtigen; — warum nicht heute? — Es erschien ihm aus mehr als einem Grunde gerechtfertigt, wenn sie seiner augenblicklichen Sehnsucht entgegenkäme.

Und sie that es; — freilich kam sie nur, um kurz darauf wieder zu gehen.

Er begleitete sie als Wirt selbstverständlich bis an die Thür des Ateliers. „Susanne, gieb mir Gelegenheit, dich ein einzigesmal wieder allein zu sehen," sagte er hier kaum hörbar, „sonst ..."

Sie sah auf, und es zuckte so ungewohnt leidenschaftlich um ihre Lippen, daß ihm das Wort auf der Zunge stockte. — Aber als er das nächste Mal um die gewohnte Abendstunde zu Beuthens kam, fand er sie, die ihn schon vom Fenster aus erspäht hatte, doch im Korridor stehen.

Sie sah ihn mit großen Augen durchdringend an und lächelte, während ihre Wangen heiß aufglühten. — Da las er mit einem Blick alles von ihrem Gesicht. „Du hattest dir vorgenommen, mich nicht allein zu sprechen! — und nun kommst du doch?" flüsterte er.

Sie nickte, und er zog sie hastig an sein Herz.

„Susanne, bist du eifersüchtig?" fragte er weiter.

Sie antwortete nicht; aber er fühlte das Beben ihrer kindlich zarten Glieder, und leise abgebrochene Seufzer schlugen an sein Ohr.

„Ach, arme Susanne!" sagte er mit unstätem Blick und küßte sie wiederholt.

Da blickte sie eine Sekunde lang glückselig zu ihm auf; dann taumelte ihr Köpfchen in seinen Arm zurück, und ihr ward zu Mut, als schlügen weiche sommerblaue Meereswogen schmeichelnd über ihrer heißen Brust zusammen.

„Wie könntest du mich küssen, wenn du eine andere liebtest!" lispelte sie; „und du bist frei! frei! frei! — Gott sei Dank, daß du es bist!"

„Und ich wollte, ich wäre es nicht! — in diesem Augenblick — tausend- und tausendmal, Susanne, wollt ich, du wärest weniger groß und hättest mich unauflöslich an dein süßes Joch gebunden! — Warum bist du nicht wie andere Mädchen? — Susanne, sind wir glücklich oder sind wir es nicht?"

„Wenn du es nicht bist, verlobe dich!" flüsterte sie auf einmal neckisch und machte sich widerstrebend los. — „Aber dann dürftest du nie eine andere bewundern!" setzte sie nach einer Weile ernsthaft hinzu, und ihre Augen flammten rätselhaft.

„Und wenn ich es doch thäte?"

„Dann würde ich unglücklich," sagte sie mit tragikomischem Pathos und verschwand plötzlich durch eine Seitenthür.

Felix wartete noch einen Augenblick, bevor er den Salon betrat; sein Herz schlug so menschlich warm, so sehnsüchtig zum Zerspringen; — was war ihm heute abend die schöne Julie? — und doch! als er sie wiedersah, sprühte sein Auge entzückte Bewunderung.

Aber wenn ihn nur das Kleid der vorüberhuschenden Susanne streifte oder ihr leichter Schritt neben ihm über das Parkett glitt, bebte er im Innersten seines Daseins auf; — zu ihr zu sprechen oder sie anzublicken, wagte er in diesen Stunden kaum.

* * *

So wurde seine Seele von immerwährendem Zwiespalt zerrissen; und vergeblich war das Bemühen des Mädchens, ihn mit silbernem Lachen über den Abgrund hinwegzutragen.

Es kam so weit, daß er sich nach dem Ende dieses Zustandes sehnte und unbewußt auf ein Ereignis hoffte, welches — mächtiger als er — ihn von Susanne trennen würde.

Dieses Ereignis blieb nicht aus; aber obgleich es ersehnt war, würde es ihm dennoch zu früh gekommen sein, und er hätte nicht die Stärke des Entschlusses gehabt, es auszunutzen, wenn ihm nicht Susanne selbst, die mit klaren Augen in seiner Seele las und ihre eigene Widerstandskraft allmählich erlahmen fühlte, in einem Augenblick dazu geholfen hätte, als er es am wenigsten ahnte.

Felix kehrte eines Abends um die gewohnte Zeit aus der Königgrätzer Straße zurück in sein Atelier.

Draußen senkte sich, eingehüllt in weiche, ahnungsvolle Schatten, eine laue Frühlingsnacht auf die Erde; und so hold verschwiegen und zugleich so lieblich offenbar wie diese Nacht war auch das Geheimnis der Liebe heute abend zwischen ihm und Susanne hin und wider geflogen.

Die schöne Julie war abgereist; doch Erich und Hilda waren fortwährend zugegen gewesen und hatten eine ausschließliche Unterhaltung zu zweien unmöglich gemacht.

Aber trotzdem war wohl kein Wort von den Lippen der Liebenden gefallen, sei es auch bei Gelegenheit eines noch so abseits liegenden Stoffes geäußert, ohne daß es für sie selbst einen besonders anmutigen, alles umfassenden und alles enthüllenden Sinn gehabt hätte.

Felix hatte noch einmal im wahren Sinne des Wortes den Augenblick genossen.

In dieser Stimmung betrat er das Atelier.

Kaum jedoch hatte er die Schwelle überschritten, als er sich von irgend etwas fremd getroffen fühlte. Er blickte in halber Benommenheit hastig durch die Dämmerung um sich her und fand, daß Ulrich wieder einmal in gräßlichster Weise aufgeräumt hatte. Das war vorläufig alles. — Dann rief er nach ihm — keine Antwort. Er sah in Ulrichs Zimmer und fand es ohne Erleuchtung. Das Doppelgenie war also ausgegangen; — seltsam! denn es war heute weder Maler- noch Schriftstellerklub.

Felix konnte sich des Freundes Abwesenheit zu dieser Stunde nicht erklären, legte sich aber auf geduldiges Abwarten.

Zunächst wollte er Licht anzünden; dann aber mutete ihn die wachsende, Phantasie und Herz entfesselnde Dunkelheit des stillen Raumes besser an; er öffnete alle Fenster und schritt eine halbe Stunde lang auf und nieder, bald singend, bald pfeifend, bald auch in Rückerinnerung des genossenen Abends verstummend.

Auf einmal blieb er mitten im Zimmer stehen. Von ungefähr hatte ihn eine Ahnung der Wahrheit überfallen. „Ulrich!“ schrie er so laut, daß es aus dem Vorratswinkel der Staffeleien im Echo zurückklang. — Dieser Ton traf ihn vollständig unheimlich; um keinen Preis hätte er jetzt ein zweites Mal rufen mögen. — Eilig machte er Licht an und sah sich mit vollständig regen Sinnen um: Ulrichs Paletten, Pinsel und Malkasten, seine Skizzen und Taschenbücher waren fort — er leuchtete in den Winkel: auch die Feldstaffelei fehlte.

Er riß die Thür nach des Freundes Zimmer auf — alles wie ausgestorben; er öffnete Schrank und Kommoden — sie waren leer. — Und wieder ging er zurück ins Atelier.

Er leuchtete hierhin und dorthin —

keine Spur. — Da, endlich! auf dem Tisch vor der Chaiselongue lag etwas Weißes unter einem Briefbeschwerer. — Er stürzte darauf los und entfaltete das lose zusammengekniffene Blatt. Es enthielt die wenigen Zeilen:

„Eigentlich wollte ich dir heute abend noch ausführlich schreiben, aber die Reisevorbereitungen haben mich zu lange in Anspruch genommen. In wenigen Tagen erhältst du Nachricht. Möchte uns beiden die Kraft werden, das Schicksal noch einmal zu bewältigen. Ulrich."

Felix legte das Blatt lautlos beiseite. Mit hocherhobenem Haupt blieb er am Tische stehen. Es sah aus, als mache er sich stark, einen Gedanken nach allen Seiten hin auszudenken.

Mit List und Gewalt hatte er bis zu diesem Augenblick alles dahin Zielende von sich abgewehrt; jetzt war es nicht mehr möglich, und er mußte sich gestehen, wie es ihm eigentlich nichts Neues mehr sei, daß auch Ulrich Susanne liebe.

Und je länger er darüber nachdachte, desto mehr überkam ihn ein Gefühl der Scham gegenüber der großen Selbstbeherrschung in der Brust dieses kleinen, anscheinend so verzärtelten Mannes. „Lieber Himmel, warum konntest du ihn diesmal denn nicht verschonen? Warum mußtest du ihn ein zweites Mal so hart treffen?" fragte er schmerzlich. Und grollend mit sich und dem Schicksal, ging er wieder unruhig auf und ab, unwillkürlich immer suchend, ob nicht noch eine weitere Spur des fortgegangenen Freundes zu entdecken sei. Er fand lange nichts; und nur, als er endlich auf der Schwelle seines Schlafzimmers stand, wehte ihm ein offenbar auch noch von Ulrich herrührendes Papierstückchen entgegen. Begierig nahm er es auf und sah, daß es Verse waren:

Nur ein sanfter Hauch bewegt die grünen Blätter;
Und sie wehn in Zittern —
Und ich sollte nicht geheim erbeben dürfen
Vor den Ungewittern,
Die durch meine Seele wild und lautlos jagen
Manchen Mond und Tag?
Die kein Sommer stillt — kein Frühling übertönt
Mit Nachtigallenschlag?

Das kleine Lied war so recht „Ulrichsch".

Felix' Hand, die das Blättchen hielt, zitterte. Er dachte nicht mehr an Schlafengehen. Er stellte eine künstliche Beleuchtung her und versuchte zu malen, aber es gelang ihm nicht. Der Mensch redete heute abend einmal lauter als der Künstler. Seine Gedanken waren nicht bei der Sache.

„Er würde sie geheiratet haben!" rief er plötzlich bitter auflachend und lief nun abermals lange, lange rastlos durch das weite, öde Atelier.

* *
*

Die folgenden Tage verbrachte er in großer Aufregung. Er ging zu allen möglichen Bekannten und suchte auf behutsame Weise zu erfahren, ob jemand wisse, wohin Ulrich gereist sei; aber niemand hatte eine Ahnung. Zu Beuthens zu gehen, konnte er sich nicht entschließen, denn er war sicher, daß Ulrichs Verschwinden ihnen ebenso rätselhaft sein würde wie ihm selbst; und außerdem wußte er nicht, ob er ein Recht habe, das Geheimnis des verschwiegenen Freundes vor Susanne zu enthüllen.

Schließlich quälte ihn das fortgesetzte Fernbleiben von ihr am meisten. Unzähligemal trat er deshalb im Laufe des Tages vor ihr Bild.

Unwillig schüttelte er wohl manchmal den Kopf, wenn er davor stand, und zornig abwehrend war zuweilen der Blick, mit welchem er in ihr wellenumschmiegtes Gesichtchen sah; aber nicht lange, so verklärte sich sein Unmut; mit strahlendem Auge trank er den Zauber selbst ihrer gemalten Erscheinung, und es war, als spräche er zu ihr: Ich möchte dir wohl grollen, wenn du nicht gar so reizend wärest und ich dich nicht so unbeschreiblich lieb hätte!

Und endlich, am vierten Tage, kam auch der ersehnte Brief von Ulrich. Er war von München datiert und lautete: „Freund, du wirst dich gewundert haben und vielleicht mehr als das. Doch ich konnte dir die Aufregung dieser Tage

nicht ersparen. Ich habe gekämpft bis hart an die Unmöglichkeit hinan. — Noch einmal sehnte ich mich nach Liebe, und sie ist mir nicht geworden. — Der Ort ist ja ebenso unschuldig daran wie manches andere. Aber es hat mich, wenn nicht Europa-müde, so doch Berlin-müde gemacht. Ich konnte diese kalte moderne Residenz mit ihrem schreienden Kunstenthusiasmus und ihrem öden Philisterherzen nicht ertragen.

„Vielleicht ist es der schnöde Zorn des Sohnes, welcher der Mutter grollt, daß sie ihm einen ihrer traurigen Charakterfehler vererbt hat, denn ich bin mehrfach selbst ein Philister genannt worden.

„Genug, ich mußte fort. — Ich gehe nach Italien. Wenn es wo einen Trost für mich giebt, so lebt er dort.

„Du wirst mir nicht folgen. Ich weiß, was dich hält. Du hast es mir nicht sagen wollen oder können; aber ich las es aus deinem Wesen, daß du trotz aller Vorgänge der letzten Zeit jetzt mit ihr von deiner Liebe gesprochen hast; und schon dies Aussprechen ist ein Band, das dich halten wird, denn es scheint nicht, als ob Beuthens den Mut hätten, euch zu trennen. — Übrigens werde ich bald an den Major schreiben.

„Ich kann nicht sagen: ‚Sei glücklich!‘ denn ich glaube in deinem Verhältnis an kein Glück. — Ich würde sagen: ‚Sei ein Mann!‘ aber ich habe auch dazu kein Recht, da unsere Begriffe über manches zu grundverschieden sind. Was mir in deinem Falle als Schwäche erscheint, erachtest du als innere Notwendigkeit, als ein vom Schicksal gebotenes Genießen. So bleibt mir nichts übrig, als dich und sie diesem Schicksal zu überlassen.

Dein Ulrich.“

Da Felix durch diese Zeilen keinerlei Weisung erhalten hatte, wie er sich in Bezug auf Ulrichs plötzliche Abreise den Freunden gegenüber benehmen sollte, war das erste, was er nach Durchlesung des Briefes that, daß er sich auf den langentbehrten Weg zur Beuthenschen Wohnung machte.

Aber während er die bekannten Straßen durchstürmte und sich glühend nach Susanne sehnte, schwoll seine Seele noch von einem anderen übermächtigen Verlangen — von dem nach Italien.

Das Landschaftliche des Nixenbildes deuchte ihn plötzlich farblos und stumpf, nordisch kalt und dürftig. — Italien! „Wenn es wo einen Trost für mich giebt, so lebt er dort!“ hatte Ulrich geschrieben. — Und wenn irgendwo auch für ihn Vergessenheit zu finden war, so konnte sie gleichfalls nur unter Italiens ewig heiterer Bläue in sein unruhvolles Herz ziehen.

In seltsamster Stimmung betrat er die Wohnung der Freunde.

Als er nach Beuthens fragte und erfuhr, daß sie nicht zu Hause wären und nur Fräulein Brand zu sprechen sei, mußte er sich hüten, seine leidenschaftliche Freude nicht allzu deutlich zu verraten.

Kaum war er in den Salon getreten, als ihm Susanne aus einem Nebenzimmer entgegengeflogen kam.

Sie sah nicht blaß aus, hatte aber tiefe bläuliche Ränder unter den lebhaft fragenden Augen, wodurch dieselben noch größer als gewöhnlich erschienen.

Es war das erste Mal, daß sie sich am Tage so allein gegenüberstanden. Felix sah sich einen Augenblick fast beklommen und verwundert im Zimmer um, dann breitete er die Arme nach ihr aus und küßte sie so eigentümlich sehnsüchtig, als wären sie wirklich eine lange Zeit getrennt gewesen und er könne sich nun gar kein Genüge thun.

Endlich rief sie: „Es ist genug! — Sag mir nun, was los gewesen ist?“ Und über und über glühend wie ein eben erschlossenes Purpurröschen stand sie noch eine Sekunde lang vor ihm; dann rettete sie sich auf einen Stuhl und zog einen zweiten für ihn heran.

„Die Ewigkeit muß lang werden in der Verdammnis,“ sagte er, „wenn vier Tage schon so endlos sind! — Aber ich konnte nicht kommen; ich war in verzweifelt ungemütlicher Stimmung.“

„Ja, was war denn?" fragte sie und beugte in reizender Spannung das lauschende Köpfchen vor.

„Als ich neulich abends nach Hause kam, hatte Ulrich das Weite gesucht," antwortete Felix zögernd, „und erst heute giebt er endlich Nachricht."

„Und woher?"

„Aus München. Er hat Berlin für lange — vielleicht für immer den Rücken gekehrt."

„Laß ihn!" rief Susanne aufgeregt. „Er thut mir leid; aber ihm war nicht zu helfen!" Und Thränen schossen ihr aus den Augen, als sie ihn bei diesen Worten beredt ansah.

So wußte sie also wieder alles, und er hatte nicht nötig, noch etwas hinzuzufügen.

„Ja," sagte er ernst und konnte doch nicht umhin, sie wieder in vollem Entzücken zu betrachten. „Der arme Kerl: auch er!"

„Schweig!" rief sie unruhig und sah ihn flehend an.

Da warf er sich mit einer leidenschaftlichen Gebärde in den Stuhl zurück und versank in tiefes Nachdenken.

„Wohin ist er gereist?" fragte sie nach einer Weile wieder lebhaft.

Er zögerte lange; endlich sagte er sonderbar leise, ohne sie dabei ansehen zu können: „Nach Italien."

Sie fuhr zusammen und griff mit beiden Händen gegen ihre Schläfe; dann stand sie auf, und einen langen Blick nach ihm zurückwerfend, trat sie still ans Fenster.

Als er aufsah, hatte sie ihm den Rücken zugekehrt.

Plötzlich wandte sie sich verstört zu ihm. „Geht er auch nach Rom?" fragte sie.

„Ja — später," sagte Felix; und schon hatte er sie verstanden, denn er konnte ihren Anblick kaum noch ertragen; der erwartungsvolle Blick, den er in atemlosester Spannung auf sie gerichtet hatte, senkte sich plötzlich, wie auf schwerer Sünde ertappt, zu Boden.

Sie zitterte bis in die Knie; aber die Arme fest ineinander verschränkend, hielt sie sich aufrecht. Und indem sie ihn groß ansah, sagte sie hastig und beinah in einem beiläufigen Ton: „Geh doch auch hin!"

Dann lief sie auf ihn zu und küßte ihm leicht und zärtlich die gerungenen Hände, die er in schmerzlich aufwallendem Gefühl vor die Stirn gepreßt hielt.

„Wenigstens bedanken kannst du dich jetzt!" sagte sie.

„Dafür, daß ich fort von dir muß?"

„Ja, denn du hast ja doch keine Freude mehr an mir."

„Weißt du das? Sag das nicht wieder, Susanne!"

„Erst recht! — Es war dumm, zu denken, auch dein Herz wäre ein Adler und flöge immer stolz und sicher auf. — Es war dumm; solche Herzen haben nur Mädchen! — Du mußt fort — und Italien mußtest du auch sehen. Es paßt gut. Du bekommst ja auch bald Geld. Denn daß sie das Bild in den Salon aufnehmen, ist mir sicher. Und dort wird es gekauft!"

Darauf schwiegen sie; und nach einer Weile begann sie von neuem: „Ich hab es längst gewußt; und ich weiß auch, wer unser Glück zerstört hat. — Er hat auch nichts dafür gekonnt. Es ist mal so! Es ist wohl oft so! — Morgen packst du hier ein und übermorgen reist du fort. Geht es? Du, geht es?"

Er sagte weder „ja", noch konnte er „nein" sagen, denn zu letzterem war er zu ehrlich.

Mit dem Ausdruck einer kummervollen Scham nahm er an, was sie ihm opferte.

„O Susanne, Susanne," brachte er endlich gepreßt heraus, „ich komme mir so vernichtend klein vor!"

„Weh dir, wenn du auch mir klein vorkämest!" sagte sie und drohte ihm, scherzend wie sonst, mit dem Finger.

„Holdselige!" schrie er, sie umschlingend. „Und — hör mich jetzt, Mädchen: Ich hab dir noch nie etwas geschworen — jetzt schwör ich dir, daß ich jedes Ruhmes wert zurückkommen will!" — und das in diesen Augenblicken gleichsam von ihr erlöste und aus allen Erdenbanden freigegebene Genie loderte in heißem Froh-

locken aus Blick und Gebärde. — Er sah schöner aus denn je.

Sie lächelte ihn an; doch ihre Kraft war plötzlich zu Ende, sie sank an seiner Seite zu Boden; und wie in völliger Verlassenheit schmiegte sie ihr Köpfchen an ihn und brach in leidenschaftliches Weinen aus.

„Ich bleibe! — Ich kann nicht fortgehen!“ flüsterte er verzweifelt über ihr.

Noch ein- oder zweimal schluchzte sie laut auf, dann stand sie plötzlich wieder vor ihm: „Wenn du nicht gehst, würde ich gehen!“ sagte sie kaum hörbar.

Und noch einmal lagen sie sich in den Armen. Beide so jung und so voll Liebe — beide so wie füreinander und für das Glück geschaffen; und doch in der eigenen Brust das Schicksal, das sie unerbittlich voneinander riß.

„Geh! geh!“ sagte endlich Susanne. „Geh, eh Hilda kommt!“ und sie trieb ihn förmlich davon. — „Und morgen beseh ich mir noch einmal die Skizzen zum Nixenbild! Darf ich?“ fragte sie mit gebrochener Stimme und bemühte sich, ihn noch einmal recht freundlich anzulachen.

„Susanne! Susanne! mach mich nicht verrückt! — Warum bist du so hold wie keine sonst?“ rief er mit erbleichendem Gesicht, und es war wirklich einen Augenblick lang, als kreise der blutlose Wahnsinn um sein Haupt.

* *
*

Am anderen Vormittag ging sie, wie versprochen, ins Atelier. Und sie waren heute, namentlich zu Anfang, anders als gestern. — Ihm schwellte der Gedanke die Seele, daß er nach Italien reisen werde; und sie schien stolz und fast glücklich über ihr Opfer zu sein.

Sie waren auf Augenblicke wie die Kinder im Genuß dieser letzten Zusammenkunft.

Wieder und wieder standen sie vor seinen Staffeleien; und wieder und wieder mußte sie ihm standhalten und sich sagen lassen: „Die Nixenaugen, die sind es, die mir's zuerst in deinem Gesichtchen angethan-haben! — O, ihr lieben, geliebten Nixenaugen, wie habt ihr mich glücklich gemacht!“ sagte er das eine Mal. „Und nicht bloß glücklich, vielleicht auch groß — denn ihr seid es gewesen, die mir gleich am Abend des Wiedersehens so magisch in die Seele leuchteten, daß ich trotz aller Nornenenttäuschung im siebenten Himmel war! — Du weißt doch, daß der siebente Himmel unser Privathimmel ist? und daß er weiter nichts bedeutet als ein großes Hippodrom, daselbst die Künstlerbande auf toll gewordenen Pinseln und Pegasussen umherreitet?“

Sie lachte unter Thränen, wie es denn heute überhaupt ein beständiges Weinen im Lachen und Lachen im Weinen war — und sagte, auf der Schwelle des Künstlerhimmels sei auch sie schon gewesen, und zwar so oft sie ihre Silhouetten geschnitten hätte.

Da mußte sie versprechen, ihm alles Neue ihrer Kunst zuzuschicken; und er nannte sie sein kleines Genie und meinte, er wisse nur eins, was ihm besser gefalle als ihre Silhouetten, das sei sie selbst — und er danke es ihr tausend- und tausendmal, daß sie gekommen sei. Sie wöge alle Mädchen der Welt auf und — Gott im Himmel! er wisse nicht, wie er ohne sie bestehen solle!

Endlich bat er sie, ihm den Abschiedsbesuch bei Hilda zu erlassen; sie ahne nicht, wie marternd es sei, Hildas verständige Schwesteraugen mit der ewig einen Frage auf sich ruhen zu fühlen — und vollends jetzt.

„Ja,“ sagte Susanne, kurz auflachend, „die Arme! sie hat auf eine landläufige Verlobung gehofft! Wie konntest du ihr auch so was anthun!“

„Susanne! du sollst nicht lachen!“ beschwor er sie wild und schien plötzlich wieder verloren zu sein; aber sie umarmte ihn und bat scherzend, er solle ihr von dem Wein einschenken, der dort auf dem wüsten Frühstückstisch stände; sie wollten auf frohes Wiedersehen anstoßen.

Er that es; und hell und fröhlich klangen ihre Gläser aneinander. — Aber als sie ausgetrunken hatten, zerbrachen sie beide Gläser. Und bald darauf kam der letzte Augenblick.

* * *

Susanne war wieder auf Rügen; und was sie erlebt hatte, erschien ihr keineswegs wie ein Traum. Sie empfand deutlich auf Schritt und Tritt, daß sie anders geworden war; und wenn ihr etwas in traumhaftem Nebel verschwamm, so war es ihr ganzes früheres Dasein. — So oft sie jetzt genötigt wurde, wieder an dasselbe anzuknüpfen, empörte sich etwas in ihr, und sie fühlte sich fremd auf der einst so geliebten Insel.

Durch die Vermittelung von Hilda, welche sehr liebevoll, wenn auch im höchsten Grade erschreckt gewesen war, als sie ihr nach Felix' Abreise alles erzählt hatte, erhielt sie jetzt fast regelmäßig Briefe aus Italien. Sie waren voll glühender Sehnsucht nach ihr, aber auch voll glühender Begeisterung für den strahlenden Süden mit seiner völlig anderen Welt des Lichtes und der Farbenpracht, mit seiner gliederlösenden Hitze und seinem heiteren, nichts überhastenden Dasein, welche beide die Poesie der menschlichen Erscheinung anmutig entfesseln und wie kein Norden in malerischer Plastik zur Anschauung bringen.

Schon daß es ihm Bedürfnis war, diese Begeisterung gegen sie auszuströmen und sie bis ins kleinste an all seiner Künstlerwonne teilnehmen zu lassen, empfand Susanne als ein Glück; freilich war es ein aufregendes, und ohne daß sie eigentlich litt, konnte sie doch nicht mehr leichtherzig wie sonst sein.

Natürlich beantwortete sie seine Briefe stets, und zwar, wie sie ihm selbst sagte, rücksichtslos offen.

So schrieb sie ihm denn einmal, nachdem sie zuvor in ihrer lebhaften Weise auf alles, was er ihr mitgeteilt hatte, eingegangen war:

„Siehst du, wie gut es ist, daß ich dich fortgetrieben habe? — Das hindert aber nicht, daß ich manchmal, wenn ich allein bin, vor Sehnsucht, oder was es sonst ist, laut aufschreie. — Dumm, elend, weibisch — nicht?

„Ich glaube, das rasselnde Berlin, wo man täglich auf dem Sprung sein mußte, etwas Neues zu sehen, war besser. Hier geht alles gleichmäßig hin; und wenn man nach etwas verlangt, heulen auch der Wind und die Wellen so sinnlos sehnsüchtig — und das macht es nicht gut.

„Aber wart nur, der Herbst ist da — bald kommen die großen Oststürme, die werden mein Herz schon totbrausen! — Schade, ich freue mich nur gar nicht darauf!

„Wie ich mir jetzt selber oft vorkomme! namentlich, wenn ich bei den großen Steinen bin und mir vorstelle, daß ich da vor fünf Jahren oben als häßlicher kleiner Nix saß und unten stand die goldene Norne — und du hattest für niemanden Augen als für sie. — Und jetzt liebst du mich! — Mir ist was eingefallen, das mir neu war: Geliebt sein, ist so berauschend, weil es uns in den eigenen Augen hebt; — und wenn du aufhörtest, mich zu lieben, würde ich in erster Linie nicht dich, sondern mich hassen und abscheulich finden. — So — und deshalb darfst du mir auch niemals ernsthaft untreu werden; hörst du, Malerherz?

„Du fragst, ob ich neue Silhouetten habe? Nein — nein — nein! — Es scheint, als hätte ich, seit du weg bist, keine begeisterten Einfälle mehr, was niemanden wundern kann, denn Nixen haben doch immer nur in den Armen des Geliebten eine Seele."

Einige Wochen später schrieb sie ihm heiterer, und gleich am Anfang der Epistel hieß es launig: „Gott sei Dank, daß wir arm und vernünftig sind! Wer weiß, wir wären uns am Ende ‚über' geworden, wenn wir uns geheiratet hätten."

Solche Briefe in ihrem durch und durch individuellen Stil waren natürlich Felix' Entzücken; und schon, um ihrer immer

wieder sicher zu sein, betrieb er auch seinerseits gegen alle Malergewohnheit die Korrespondenz mit Susanne lebhaft und regelmäßig.

So erfuhren sie denn alles voneinander, was ihnen wichtig sein konnte: Felix war im südlichen Italien nach mannigfachem Verfehlen und Kreuzen in einer kleinen apulischen Stadt endlich mit Ulrich zusammengetroffen und hatte ihn wohl noch stiller als sonst, aber wieder vorherrschend sanft und liebenswürdig gefunden.

„Die Sonne Italiens lichtet den Eifersuchtsgroll täglich mehr,“ meldete er Susanne. „Der Freund liebt und verzieht mich wieder wie früher. Er weiß nicht, daß ich mich nie von dir losgerissen hätte, wenn du nicht stärker gewesen wärest als ich.

„Susanne, und wenn ich steinalt würde und all mein Erinnern zu einem Nichts zusammenschrumpfen sollte, wie du in dem Augenblick aussahst, als du sagtest: ‚Geh auch nach Italien!‘ das könnte ich nie vergessen — nein, niemals! — Und dann, als du ins Atelier kamst — und dann... ich höre heute nicht auf! Mädchen, einen Kuß für all das Geschreibe, und sei es noch so süß! — So, ich beiße die Zähne zusammen und schlage mit der Faust auf den klapprigen Tisch meiner Wirtin; und nun geht's wieder eine Weile und ich ertrag es von neuem! — Schreib mir bald — aber schreib auch nicht zu oft; den Tag, wo du geschrieben hast, fährt es wie Tollwut in alle meine Pinsel.

„Aber doch, schreib nur bald

deinem Maler.

„P. S. Den nächsten Brief richte nach Neapel poste restante. Eine Weile denken wir noch ausschließlich der schönen Natur zu leben. Später gehen wir nach Rom.“

Als dann im Frühjahr der „Salon“ eröffnet und Felix' Bild unter wetteiferndem Enthusiasmus von Künstlern und Publikum ausgestellt und schon innerhalb der ersten drei Wochen verkauft wurde, gab es wieder viel hin und her zu schreiben zwischen den Liebenden; und es wäre schwer zu sagen, wessen Jubel der größere war, der des Malers selbst oder der des mitjauchzenden Mädchens.

„Ruhm — Italien — und die Sehnsucht nach mir steigen jetzt immer abwechselnd wie Raketen in deinen Briefen auf!“ schrieb Susanne; und er antwortete umgehend: „Ja, Ruhm — Italien — und die Sehnsucht nach dir! — Susanne, du hast große Nebenbuhler! Aber fürchte nichts, mein süßer Liebling! — Oder glaubst du auch an die alte Fabel, daß die Künstler kein Menschenherz haben? — Doch keine Raketen sind diese drei; ich hoffe, mein nächstes Bild zeigt dir, daß echtes Feuer in deines Geliebten Brust glüht. — Wie hätte er's sonst auch dem Silhouettchen anthun können, da es das begeisterte Reden und Schönthun so haßt?

„Kind, wann werde ich dich wiedersehen?

„Sei still, mein Herz! Sag mir nur eins: Wühle ich durch solche Worte auch in dir wieder Schmerz auf? Dann sollst du sie nicht mehr hören; dann nicht!“

Sie ließ ihn nicht lange auf ihre Entgegnung warten. „Schmerz wühlt es auf, wenn du so schreibst wie neulich,“ antwortete sie; „aber der Schmerz ist besser als ein dummes Alltagsglück, und du sollst mir nichts davon vorenthalten, denn er ist mein gutes Recht, wie alles, was ich durch dich habe.“

Erst als es weiter in das Frühjahr hineinging, wurden Felix' Briefe plötzlich seltener; und endlich schrieb er eines Tages, nachdem Susanne mehrere Wochen hindurch vergeblich auf Nachricht gewartet hatte, daß er in Rom sei. — Er erging sich in lebhaften, sehr willkürlich herausgegriffenen Schilderungen römischen Lebens und Treibens, sprach von den Begeisterung sprudelnden Zusammenkünften der Kunstgenossen, seinen Besuchen im Vatikan, den Villen Borghese, Cortini u. s. w., von seiner Wohnung, seiner neuen Tageseinteilung und dem Beginn seiner klassischen Studien, unter welchen er besonders die Kopie von Tizians „Amor sacro et amor profano“ in der Villa Borghese erwähnte — eine Arbeit, die ihn ganz zu erfüllen schien.

Zum Schluß hieß es wiederholentlich, sie solle nicht fürchten, daß er sie in Rom vergesse — ein Geschöpf wie sie könne man nie und nirgends vergessen; und übrigens würden sie zur Zeit der Malaria die Zauberin Rom wieder auf einige Monate verlassen — wahrscheinlich, um nach Venedig zu gehen; Tizians Genius dürfte ihn unwiderstehlich nach sich ziehen.

Es war das erste Mal, daß Susanne nicht voll mit dem Geliebten empfinden konnte. Gleich einem Gespenst stieg es aus den Zeilen, die sie gelesen hatte, vor ihr auf. — Wie das unerbittliche Grab ihres Glückes starrten die Mauern des ewigen Roms in ihre Phantasie, und ein atembenehmendes Grauen überfiel sie, so oft sie es sich in der folgenden Zeit beikommen ließ, an ihre Zukunft zu denken.

Doch wehrte sie sich mit angeborener Frische tapfer gegen solche Empfindungen und zwang ihre unruhigen Gedanken stets wieder in die Dürftigkeit des Augenblicks zurück.

Aber sie hatte recht geahnt: wirklich wurde Felix von Rom sichtlich mehr in Anspruch genommen als von den wildromantischen Landschaften der südlichen Gebirgswelt. Seine Nachrichten liefen immer spärlicher ein, und wenn er doch einmal schrieb, so waren seine Briefe ganz voll von dem, was ihn in der Kunst und im allergegenwärtigsten Leben anfeuerte, so daß die Sehnsucht nach der fernen Geliebten, gleichsam vom Augenblick verschlungen, nur noch ab und zu aus der Tiefe hervorklang — dann freilich in alter Glut und ungetrübter Reinheit; — aber das Mädchen empfand doch, daß er jetzt gut ohne sie leben konnte.

Sie war zu klug und zu gerecht, um sich darüber zu wundern, und liebte ihn zu sehr, um es ihm nachzutragen; sie fing nur an, sich sonderbar allein zu fühlen, und oft brach mitten im fröhlichsten Lachen ein leidenschaftlicher Schmerz aus ihren unbewachten Augen.

„Wie ist sie anders geworden — wie sehnt sie sich fort!“ sagte der Pastoronkel eines Tages.

„Ja, ich habe es auch gemerkt und lasse sie viel in der Wirtschaft thun,“ antwortete die Frau. „Das bringt immer am ersten auf vernünftige Gedanken.“

„Strenge sie aber nicht zu sehr an, Auguste! Das Kind ist zart und rührt mich jetzt stets so.“

„Nun, ihr geht doch bei uns nichts ab!“

„Das eben wissen wir nicht,“ antwortete der Pastor mit einem traurigen Stirnrunzeln.

Der feinfühlige alte Herr war es denn auch zuerst, welcher bereitwillig darauf einging, sein Pflegekind reisen zu lassen, als im Frühsommer eine Einladung Hildas kam, die auf das dringendste bat, ihr Susanne wieder auf einige Monate zu überlassen, da sie es sich so schön denke, nach einem erneuten Zusammenleben mit der Cousine ihr Töchterchen durch dieselbe zu den Eltern zu senden, indem sie mit Erich für den Herbst einen bedeutenden Ausflug geplant habe, auf welchem sie leider die Kleine nicht um sich haben könnten.

Susanne ergriff die Gelegenheit, Berlin wiederzusehen, mit lebhafter Freude; und als der Tag ihrer Abreise bestimmt war, schrieb sie einen langen jubelnden Brief an Felix, in welchem es unter anderem hieß: „Der Vergleich hinkt; aber mir ist zu Mut, als hätte ich jahrelang vergeblich an irgend einem Teiche Bethesda gelegen und wäre nun auf einmal gehend geworden.“ — Schließlich bat sie den Geliebten, ihr nach der Residenz hin, welche sie auf Schritt und Tritt an ihn erinnern würde, zu antworten; und als sie am Vorabend ihrer Abfahrt noch einmal an den Strand hinabeilte und die von lichtem Maihimmel überspannte See blau und jauchzend an sie heranschwoll, wurde sie von einem Empfinden gepackt, als müsse sie nun geradeswegs Felix entgegenfliegen.

* *
*

Susanne hatte kaum das Haus ihrer alten Jugendgespielin wieder betreten, als sie sich von neuem so eingewurzelt in

ihm fühlte, daß sie die inzwischen auf Rügen verlebten Jahre vollständig zu vergessen anfing.

Das einzige, was sie anfangs von außen her unangenehm berührte, war, daß sie an Erich wahrzunehmen glaubte, er wisse durch Hilda von ihrem Verhältnis zu Felix und beurteile dasselbe zwar nicht hart, aber — wie es einem verständigen Manne natürlich war — als romantische Grille.

Doch bald überwand sie das Verletzende dieser gewissen Mißbilligung, welche sie in der Stille von ihrem sonst so liebenswürdigen Wirt erfuhr, durch die kräftige Überlegenheit ihres eigenen Gefühls.

Auch begann sie nach Ablauf der zweiten Woche täglich auf einen Brief aus Rom zu hoffen; und als derselbe immer nicht eintraf, wurde ihr ganzes Denken so vollständig von fieberhaftem Warten verschlungen, daß alles, was sonst um sie vorging, aufhörte, etwas für sie zu bedeuten.

Um sich zu zerstreuen, ging sie wieder häufig ins Museum, wo sie mit leisem Schauer empfand, wie die Liebe in mehr als einer Beziehung ihr Fassungsvermögen erweitert und ihr Urteil geschärft hatte. — So wurde es ihr diesmal schon bei ihrem ersten Besuch klar, warum die eigentümlich einheitliche Ruhe der antiken Statuen so großartig sei. Aber jetzt teilte sie ihre Bemerkung nicht mehr dem Onkel daheim mit; jetzt mußte sie wohl oder übel an Felix darüber schreiben. „Böser Maler,“ lauteten ihre Zeilen; „über vier Wochen bin ich schon hier ... aber darum schreibe ich nicht. — Ich wollte nur mit dir reden und dir sagen, daß ich jetzt wieder oft ins Museum gehe und daß mir dort vorhin einfiel, warum es so großartig ist, daß die alten griechischen Bildwerke aussehen, als wären sie aus einem einzigen Gedanken geboren und hätten keinen anderen Zweck, als diesen darzustellen — während man doch denken sollte, das müßte langweilig sein? Aber das ist es, denk ich mir: nur die glühendste Leidenschaft macht so großartig einseitig; und größer als Leidenschaft ist doch nichts im Himmel und auf Erden! nicht? — Mögen die Statuen ruhig dastehen wie die Götter, ich wette, der Künstler, der sie gemacht hat, war von Leidenschaft verzehrt, als ihm ihr Bild aufging und als er sie nachher aus dem kalten Marmor schuf! Hab ich nicht recht, Maler? Solche durch die allmächtige Kraft der Einseitigkeit zur Gottheit versteinerte und verklärte Leidenschaft, die ist es, die noch heute jeden Menschen — selbst mich — packt und die das gelehrte Volk ‚antike Ruhe‘ nennt. Ich hasse den Ausdruck und muß über ihn lachen, denn ich glaube nicht an ihn! — Thust du's? Schreib es mir, bitte, wenn du noch Zeit hast für deine Susanne — ja? bitte!“

Auch auf dieses Briefchen erhielt sie keine Antwort, und ohne zu wissen, was sie fürchtete, kam nach kurzer Zeit ein rastloser Geist des selbstquälerischen Grübelns in sie, der endlich einer gewissen an Stumpfheit grenzenden Ruhe wich.

Schließlich hörte sie auch auf, ins Museum zu gehen, denn es that ihr weh, etwas Schönes zu sehen. — Ihre Seele schloß sich wie der Kelch einer heiteren Blume vor hereinbrechender Nacht. — Man erkannte das lebhafte Geschöpf von einst kaum wieder; und Hildas klares Auge wurde in dieser Zeit von mancher heimlich vergossenen Thräne des Mitleids getrübt.

* * *

Es war schon im August, als die junge Frau eines Tages ihrer Cousine den lange geheimgehaltenen Reiseplan für den Herbst eröffnete. — Jahre hindurch war es Erichs vergeblicher Wunsch gewesen, mit ihr nach Italien zu reisen; jetzt endlich schien derselbe erfüllbar zu sein. Der Major hatte den nötigen Urlaub in der Tasche; das Töchterchen war alt genug, um in die Heimat gesandt zu werden; Freunde, mit denen man gemeinsam genießen konnte, waren bereits an Ort und Stelle; denn Ulrich wurde von Beuthen in der That als Freund betrachtet und hatte sich auch

seinerseits bis vor kurzem auf das gewissenhafteste als solcher erwiesen; nur seit Felix gegen Susanne verstummt war, hatten auch seine Nachrichten an das junge Ehepaar plötzlich aufgehört.

Aber das verschlug wenig; es schien eben selbstverständlich, daß die Maler um diese Zeit Rom verlassen haben würden, um erst gegen den Herbst dorthin zurückzukehren; und man stellte sich vor, daß sie bei vielfachem Hin- und Herreisen im nördlichen Italien nicht zum Schreiben aufgelegt seien. Hilda, welche sich nie nach Italien gesehnt hatte, war weniger froh im Gedanken an ihre Reise als Erich; und weil sie außerdem nur zu wohl wußte, daß Susanne mit schwerem Herzen in Deutschland zurückbleiben würde, hatte sie es so lange wie möglich vermieden, von dem ihr selbst bevorstehenden Genuß zu reden. — Doch der Termin der Abreise rückte immer näher, und so war sie denn heute gezwungen gewesen, zu sprechen.

Susanne hatte der Eröffnung ihrer Cousine ohne einen Laut und ohne eine Miene zu verziehen zugehört. Sie hatte weder gelächelt noch geweint; aber sowie sie fähig gewesen war, sich zu regen, hatte sie abgewandten Blickes das Zimmer verlassen.

Erst drei Tage später löste sich ihre Zunge. Sie fiel vor Hilda auf die Knie nieder und beschwor die Erschreckte, sie mit nach Italien zu nehmen.

„Hilda! es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich um was bitte!“ stammelte sie, als die junge Frau nicht gleich antwortete.

„Ja,“ sagte jetzt diese in wirrer Erregung, „früher bedurftest du wenig, um glücklich zu sein; — und was du bedurftest, das hattest du immer.“

Da brach ein gellender Schmerzensschrei aus Susannes Brust. — „Rede nicht von früher!“ rief sie und warf schluchzend das Gesicht in Hildas Schoß.

„Du denkst, wir gehen nach Rom?“ fragte die junge Frau nach einiger Zeit unsicher und faltete die Hände über dem Haupt des Mädchens.

„Ich weiß, daß ihr es thut,“ sagte Susanne langsam und erhob sich.

„Aber Felix und Ulrich ... wer weiß, wo sie sind! — Ja, für den Augenblick sind sie gewiß nicht in Rom!“ meinte wieder Hilda.

„Wo sollten sie sonst sein?“

„Irgendwo; — aber sicher eben nicht in Rom, Kind!“

„O, ihr mögt klug sein,“ hauchte Susanne mit einem leise verächtlichen Ton vor sich hin; „aber ich sage euch, sie sind doch in Rom!“

„Und wenn sie es wären ... dann vollends ... Susanne, was wolltest du dort?“

„Ah! du hast es wohl vergessen, aber ich hab es behalten, wie du damals sagtest: ‚Er hat ein Lachen, das wie Musik klingt!‘ — Hilda, ich komme um, wenn ich dies Lachen nicht noch einmal in meinem Leben höre!“

Da barg Hilda ihr Gesicht in den Händen und weinte, wie sie noch kein einziges Mal in den Jahren ihrer glücklichen Ehe geweint hatte.

Als sie endlich wieder aufsah, warf sie einen fast zaghaften Blick auf das in Erwartung bebende Mädchen.

„Du sollst mit uns, Susanne! verlaß dich auf mich!“ sagte sie mit großer Bestimmtheit; und eine kleine Weile später setzte sie leise, wie in geheimnisvollem Sinnen hinzu: „Du bist ja immer anders gewesen als ich — und mir ist, als zwänge mich etwas, zu thun, wie du willst! — Ich glaube, du bist besser als wir alle.“

Susanne schien ihre letzten Worte vollständig zu überhören.

„Geh zu Erich!“ bat sie wie im Fieber.

Erich wollte natürlich zunächst nichts von Susannes Beteiligung an der italienischen Reise wissen, und die Vernunftsgründe, welche er mit militärischer Sicherheit für seine Ansicht ins Feld führte, waren allerdings triftige. — Aber Frauenbitten sind eine geheime Heeresmacht, die wieder und wieder von der unerwartetsten Seite her in das wohlbefestigte Lager

fällt. — So erreichte auch Hilda ihr Ziel und konnte halten, was sie versprochen hatte. — Nach kaum acht Tagen war es beschlossene Sache, daß sie selbst zunächst ihr Töchterchen in die Heimat bringen sollte und man sich dann zu dreien nach Italien hin aufmachen würde.

Es war natürlich, daß vorher noch einmal der Versuch gemacht wurde, Nachrichten über die beiden Maler zu erhalten. — Beuthen schrieb in diesem Sinne an Ulrich und sandte seinen Brief an die ihm bekannte Adresse in Rom, hoffend, daß derselbe von dort aus weiter befördert werde.

Groß war daher sein und Hildas Erstaunen, als in möglichst kurzer Zeit aus Rom selbst eine gedrängte Antwort des Malers kam, in welcher er seine Freude aussprach, Beuthens so bald wiederzusehen, und die herzlichste Bereitwilligkeit versicherte, in jeder Beziehung den Cicerone zu spielen. — Aber von Felix kein Wort — und ebensowenig irgend eine Beziehung auf Susannes Mitkommen, das Erich selbstverständlich auch erwähnt hatte.

Hilda konnte sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren und wagte kaum, über Ulrichs Brief zu reden.

Als Susanne selbst ihn gelesen hatte, preßte sie einige Minuten lang die Lippen fest aufeinander; dann sagte sie nur: „In drei Wochen sind wir ja da.“

* *
*

Man war in Rom. Tausend Gedanken schossen durch Susannes Hirn; aber sie dachte nicht einen einzigen aus. — Nicht der ewig lebendige Herzschlag großer Erinnerungen pulsierte für sie in diesen Mauern — noch weniger derjenige einer bunt bewegten, ihr fremdartigen Gegenwart; — für sie schlug nur ein Herz in Rom — für sie lebte nur ein Mensch in dieser ewigen Stadt; — und ihr eigenes Herz war das zitternde Echo von jenem — ihr eigenes Selbst ein unruhiger Schatten dieses einen Menschen.

Am ersten Morgen nach ihrer Ankunft ließ sich Ulrich bei ihr melden. Erich und Hilda waren auch im Zimmer; aber sie vergaß jede Rücksicht.

„Er soll hereinkommen!“ rief sie atemlos.

Und als er eintrat, das sorgenfahle, abgehärmte Gesicht scheu zu ihr erhebend, fragte sie geradezu: „Was ist mit ihm? wo ist er?“

„Er ist hier.“

„Und ist er . . . ist er bis jetzt in Rom gewesen?“

Ulrich seufzte und bejahte es. — „Er war so gesund — er ließ sich nicht abreden,“ sagte er müde. — „Er mußte den Tizian kopieren,“ fuhr er dann bitter fort; „und inzwischen mußte er anderes malen; — Sie wissen, er hat das Müssen gehaßt — und doch immer gethan, was er mußte.“

„Was mußte er malen?“ fragte Susanne gepreßt.

„Schöne Römerinnen!“ war die leise Antwort.

Susanne ging hinaus.

„Aber mein Gott,“ rief Erich, „wie konnten Sie denn im Juli in Rom bleiben!? — Nicht wahr, Ihr Freund ist hier erkrankt?“

Ulrich nickte vollständig formlos; das Sprechen fiel ihm schwer.

„Was fehlt ihm?“ fragte jetzt Hilda angstvoll.

„Er bekam das Fieber,“ war die dumpfe Antwort.

In diesem Augenblick trat Susanne, die sich etwas umgethan hatte, wieder ein. Sie zitterte so heftig, daß sie die Thür nicht wieder hinter sich schließen konnte.

„Ich gehe mit Ihnen,“ sprach sie zu Ulrich.

Dann wandte sie sich an Hilda. „Laß mich!“ sagte sie laut, aber tonlos, und jedes Wort hallte ihre innere Angst wieder. „Kümmere dich nicht um mich! — laß mich jetzt gehen!“ An Erich eilte sie vorüber, ohne ihn zu sehen.

Draußen nahm sie Ulrichs Arm. „Ist er schon tot?“ fragte sie.

„Nein, noch lebt er.“

„Liebt er mich noch?“

„Ja; — er hat nie aufgehört, es zu thun.“

„Schnell,“ raunte sie da und flog mehr, als sie ging.

* *
*

Felix lag in seinem Atelier; und als Susanne hinter Ulrich eintrat, waren seine Blicke in gespanntester Aufmerksamkeit auf sie gerichtet.

Die Erregung des Augenblicks tauchte seine Wangen in trügerisches Rot; dennoch wußte Susanne nach dem ersten Blick in seine verfallenen Züge, daß das Wort des Todes über ihn gesprochen war.

Ein fremdartiges Grauen wehte von ihm zu ihr herüber; und erst, als sie dicht neben ihm stand und in verzweiflungsvollem Suchen tiefer und tiefer in den überirdischen Glanz seiner Augen starrte, loderte in denselben wie durch rätselhafte Gewalt noch einmal der Ausdruck früheren erdenfrohen Daseins auf; und sie fühlte an dem heißen Schlagen ihres Herzens, daß er es noch war, den sie liebte.

Er sah sie fortwährend wie ein qualvoll Dürstender an. „Geh nicht von mir, bis ich sterbe!“ sagte er endlich.

Da warf sie sich an der Seite seines Lagers nieder; und all ihre Antwort war ein banger, aus der Tiefe ihres Daseins aufflammender Kuß, den sie zagend wie einen Schwur auf seine Lippen drückte.

So blieb sie bei ihm, blieb trotz Hildas und Erichs Vorstellungen, welche ihre Pflege durch eine andere ersetzen wollten. — Und alles, was sie that, wehte ihn an wie neuer Lebensodem.

„Ulrich! Ulrice! es ist unmöglich — es geht noch nicht zu Ende!“ rief er hoffnungsvoll am folgenden Tage; „sieh diese fröhlichen Gerüste meiner Arbeit!“ und er warf einen leuchtenden Blick auf seine in die Ecke gedrängten Staffeleien — „wie sie meiner warten!“

Und am Abend desselben Tages sagte er zu Susanne, als sie behutsam die Schweißtropfen von seiner Stirn trocknete: „Ich kämpfe einen heißen Kampf. Sieh doch, mein Ruhm schießt zur Sonne auf wie ein Adler, und hinter ihm drein fliegt der Pfeil des neidischen Apoll. — Susanne, bete, daß ich nicht auf halbem Wege sterbe! — Ach, wie gut! wie du mir mutig zunickst!“

Ein geheimnisvolles Siegesbewußtsein brach aus seinen Augen; und Ulrich mußte ihm seine italienischen Landschaftsstudien herbeiholen, sein „Römisches Liebespaar in der Tanzpause“ vor Susanne entrollen und ihm schließlich die kleine Leinewand reichen, auf welche ihr Porträt aus dem Gedächtnis gemalt war.

Es ist nicht möglich, daß er stirbt! dachte auch das Mädchen in solchen Augenblicken, und alles Nixenhafte und entzückend Lebendige kam wieder über sie, so daß Felix vor leidenschaftlicher Liebe wie berauscht war. Er machte Zukunftspläne; er sagte, sie müsse nun doch seine Frau werden, zog einen Ring von seinem Finger, steckte ihn an ihre Hand und flüsterte scherzend: „Todeskandidaten verloben sich nicht; — du siehst, wie stark ich wieder bin!“

Und wirklich: noch einmal schien die Lebenskraft mit der Lebensfreude Hand in Hand zu gehen.

Bald aber erfolgte der Rückschlag; die krampfhaft angespannten Lebensfäden erschlafften von neuem. „Der Widerstand kann nicht mehr lange dauern,“ entschied der Arzt im geheimen und bat Susanne, so wenig wie irgend möglich mit dem Kranken zu reden. — Er hätte es nicht nötig gehabt, denn sie wußte alles, was Felix bedurfte, ohne daß es ihr gesagt ward. Wortlos, wie ein hilfreicher Schatten schwebte sie seit der Minute, in welcher es wieder schlimmer mit ihm geworden war, um sein Lager; und manchmal, wenn er in Fieberträumen umherirrte, glitt sie still zu Häupten seines Bettes nieder, als thäte es ihm gut, daß sie dort mit weit geöffneten Augen lauschend Wache hielt.

„Ich weiß nicht, ob ich noch fühlen kann — ich glaube, ich kann's nicht mehr,“ sagte sie eines Nachts, als der Geliebte

eben schlief, zu Ulrich. — Er entsetzte sich, denn er meinte, der Wahnsinn laure hinter den seltsamen Worten. Aber als er in ihre Augen sah, wußte er es besser. Sie waren anders, als ihm ihre Stimme geklungen hatte; sie waren groß und überirdisch still und nur wie erstarrt in einem noch unfaßbaren Weh.

Doch als er sie dann mit sanfter Gewalt aufs Sofa zog, damit sie dort ein wenig ausruhe, erschrak er zum zweitenmal, so eiskalt und machtlos sank ihre Hand auf seinen Arm.

Sie blieb nicht lange ruhen; sie erhob sich gleich wieder und trat an das Bett zurück. „Nein," sagte sie, „lassen Sie mich doch hier! wie lange hab ich ihn denn noch?"

Sie hatte recht: es konnte nur noch kurze Zeit dauern. Jeder sah es. Aber es war, als ob das Schicksal selbst Erbarmen fühlte und immer zögernder ausschritte, je näher es dem Lager des Sterbenden kam.

Glühende Herbsttage schwebten noch über Rom, und die Luft, welche man von draußen durch die hohen Atelierfenster hereinließ, war schwül und gepreßt wie der Atem des Kranken. Der Arzt und Ulrich thaten alles Mögliche, um die Hitze zu mildern; nur Susanne wunderte sich, wie man es drückend finden konnte, denn sie ging wie in einem Traume umher. Stunde für Stunde mußte sie die fieberglühende Hand des Geliebten abkühlend in der ihren halten; und wenn sie allein mit ihm war, flüsterte sie: „Mein guter Maler", „Mein Felix" oder was es sonst war; — zuweilen legte sie seine heißen Hände auch still auf ihr Herz und deckte sie fest mit ihren schlanken, zitternden Fingern zu, denn das hatte er gern.

„Da wagt sie der Tod nicht fortzuziehen!" sagte er noch am letzten Morgen und schaute mit einem flehenden Lächeln nach ihr um.

Überhaupt sprachen sie mehr an diesem Tage als an allen vergangenen. Und als Ulrich, der sie möglichst viel allein ließ, einmal durch die angelehnte Thür seines Zimmers hereintrat, hörte er, wie Susanne, die mit gesenktem Köpfchen, das Gesicht gerade im Profil, an der Seite des Kranken saß, plötzlich aufschreckend, fragte: „Was soll ich?" denn Felix hatte sie eine Weile scharf angesehen.

„Siehst du," sagte er und fuhr mit der Hand über die Linien ihres Gesichtes, „ich will diesen Riß mit hinübernehmen!" — Dann holte er mehrmals tief Atem, richtete sich mit Anspannung jeder Fiber in die Höhe und umarmte sie. „O Susanne! Susanne! wie silhouettenhaft war unser Glück!" stieß er qualvoll hervor.

Darauf sank er wieder in die Kissen zurück; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, und laut stöhnend warf er sich hin und her. — „O, wär ich anders gewesen — anders — anders!" murmelte er mit einem irren Ausdruck der Seelenangst vor sich hin.

„Nicht," beschwor sie ihn; „sei ruhig! — Wenn du anders gewesen wärest, hätt ich dich nicht geliebt."

Ein Freudenschimmer verklärte sein Gesicht.

Sie sah es, und ihre Zunge war plötzlich gelöst: „Wenn einer schuld ist, bin ich es, denn ich hab dich fortgedrängt!" sagte sie mit einem zitternden Seufzer.

Er blieb liegen, streckte aber noch einmal die Arme nach ihr aus. „Aus Liebe," meinte er mit ersterbender Stimme.

Da sank sie vor ihm nieder und schüttelte traurig das Haupt. „Nein," rief sie, „um dich desto sicherer zu halten!" — Und zum erstenmal, seit sie bei ihm war, flossen Thränen über ihre Wangen.

Was sie sagte, klang nicht wie liebevolle Lüge — es klang wie eine ihr selbst bis zu diesem Augenblick verborgen gewesene Wahrheit.

„Du hast es gewußt!" flüsterte er. „Als du mich frei gabst, schlugst du mich zum zweitenmal in Fesseln. — Und wenn auch in Rom die Kunst — und ... und ... o mein Gott! dich hab ich über alles geliebt! und heute — heute liebe ich dich mehr denn je!"

Denselben Abend um elf Uhr starb er.

Und als die Mitternacht vorüber war, saß Susanne noch wie in der Sekunde seines Todes starr und hilflos an seiner Seite; denn Ulrich wagte nicht, ihr zu nahen; er stand fern und abgewandt, das dumpfe, thränenschwere Haupt einsam gegen den Thürpfeiler seines Zimmers gelehnt.

Durch die weit geöffneten Fenster strömte hastig die Nachtluft herein und glitt kalt über Susannes ausdrucksloses Gesicht.

Das Haupt des Toten aber war mild und freundlich.

Mit einem stolzen, fast hoffnungsfrohen Wurf lag es auf den Kissen, und ein niedriges Lämpchen übergoß es von der Seite her mit stillen, warm schimmernden Strahlen.

Plötzlich richtete sich Susanne auf: das Lampenlicht, das gerade kein Luftzug bewegte, fiel voll auf die Leiche; und in scharf geschnittenen Umrissen zeichnete es die schöne, kühn geschwungene Silhouette des Verstorbenen an die Wand.

Susanne sank in die Knie und erhob wie anbetend ihre Hände; dann brach sie ohnmächtig zusammen.

Ulrich, der aus der Tiefe des Zimmers herangetreten war, trug sie in einen Sessel. Und unbewußt, wie von wahnsinnigem Verlangen verzehrt, griff er nach ihrer Hand, führte sie erst scheu an die erbebenden Lippen und bedeckte sie dann mit unzähligen Küssen. — Aber er besann sich, stutzte, ließ das kleine wehrlose Händchen wieder fahren und wandte sich mit einem wilden Aufschrei zur Seite. — Dann, als er sah, daß Susanne ins Leben zurückkehrte, trat er langsam, als hinge die Reue wie Blei an seinen Schritten, vor das Lager des toten Freundes; und in stummem Schmerz preßte er einen Augenblick lang, Vergebung fordernd, die erglühte Stirn gegen die kalte, farblose Wange dessen, der noch vor Stunden flammend geliebt hatte wie er.

Früh am anderen Morgen trat auch Hilda an Erichs Arm in das Atelier, ohne zu wissen, daß Felix schon tot war.

„Sie kommen zu spät," sagte Ulrich leise; und Susanne hob wie grollend ihren Schleier von dem Antlitz des Toten und sah den beiden Eintretenden entgegen, als sage sie: Er ist tot. Was wollt ihr noch? Tot! — tot!

Hilda bebte zurück; und laut aufweinend, schmiegte sie sich fester in Erichs Arm. „O, der liebe, liebe Mensch!" schluchzte sie.

Auch Beuthen war tief erschüttert; und als sie endlich gehen wollten, trat er mitleidig auf Susanne zu und sagte, ihren Arm fassend: „Du mußt jetzt mit uns, Susanne!"

„Erst ..." stammelte sie —

„Was meinst du, Susanne? fasse dich!"

„Erst wenn er begraben ist, gehe ich fort!" sagte sie und stand wie angewurzelt.

* * *

Jahr und Tag waren vergangen. Vor seiner nächtlichen Lampe in Düsseldorf saß ein einsamer Dichter und Denker. Seit Felix tot war, hatte der Maler mehr und mehr dem Poeten weichen müssen, denn Ulrich war jetzt vollends in sich selbst versunken; und es wäre ihm heute unmöglich gewesen, noch anders als dichtend aus sich herauszutreten.

Ein unheimliches Gewebe von Staub und verödeten Spinnennetzen überzog grau, wie die Vergessenheit selbst, die unbenutzten Staffeleien, und traurig aufgeschichtet lagen Paletten und Malkasten in einer einsamen Ecke.

„Wie entsetzlich ordentlich!" würde Felix rufen, wenn er auf Augenblicke von den Toten auferstehen und hier eintreten könnte.

Etwas nur aus Ulrichs Malervergangenheit hatte sich ein eigentümliches Leben bewahrt: es war das „Waldinterieur", das eingerahmt über seinem Haupte hing und wieder wie ein Sinnbild seiner selbst auf ihn herabsah; ja, die Eigenart desselben deckte sich sogar noch genauer mit dem stillen, weltentrückten Sinnen des Dichters als mit der reizbaren Schwermut des Maler-Poeten von einst.

Ulrich arbeitete in diesen Augenblicken nicht im eigentlichen Sinne des Wortes.

Das zierliche Bändchen in Goldschnitt, welches er in der Hand hielt, umfaßte seine eigenen Gedichte. — Er hatte sie als litterarisches Erstlingswerk vor kurzem veröffentlicht, und träumerisch blätterte er jetzt hin und wieder in dem kleinen, fast übertrieben reich ausgestatteten Buche.

Eine Welt voll Kampf, ein Meer ungestillter Sehnsucht rauschte für das Ohr seiner eigenen Seele aus den so sorgfältig abgefeilten und so ironisch elegant gedruckten Versen auf.

Aber sein Schicksal erfüllte ihn heute nicht mehr mit Bitterkeit, denn die schöne dichterische Krystallbildung seiner einst unruhig auf und ab wogenden Schmerzen gewährte ihm einen sonderbaren Genuß; ein ungewöhnliches Leben verbreitete sich mehr und mehr während des Lesens über seine Züge und steigerte sich bis zum Ausdruck höchster Leidenschaft; aus seinen stillen, umflorten Augen brach es wie Funkenschein, und über sein ganzes Wesen flog ein verjüngender Schimmer; — es war die aus völligem Versenken in den innersten Beruf geborene Befriedigung — das verspätete Glück.

Auf einer Seite hielt er besonders lange an. Das ihn fesselnde Gedicht trug die Überschrift „Schnee“; und gerade, als er beim Durchlesen an die Stelle kam: „So sinket der Schnee der Vergessenheit auf klaffende Wunde und junges Leid“, wurde er gestört, denn seine Wirtin trat ein und bat sehr um Entschuldigung, daß sie noch so spät „vorkäme“; sie hätte aber vergessen, als er vorhin nach Hause zurückgekehrt sei, ihm diesen Brief zu übergeben, der, wie sie sähe, wegen der ungenauen Adresse bei allen möglichen Malern Düsseldorfs herumgeirrt wäre — und vielleicht auch nicht einmal an ihn sei, denn er wäre doch eigentlich gar kein Maler: erstens, weil er weder Wein noch Bier „trinken gehe“, und zweitens, weil er den ganzen Tag schreibe und seine schönen großen Malkasten verstauben ließe.

„Aber ich bin einmal einer gewesen; es ist eine alte Gewohnheit meiner Freunde, so zu adressieren,“ meinte Ulrich lächelnd und griff ziemlich gleichgültig nach dem Brief.

„Er ist an mich!“ sagte er dann hastig; und die Frau merkte, daß sie gehen könne.

Der Brief war von Hilda. Ulrich kannte die klare und doch zierliche Handschrift; auch kam ihm das Schreiben der Majorin nicht überraschend, denn er hatte es sich nicht versagen können, ihr einen Band seiner Gedichte zu übersenden, und wartete bereits seit Tagen auf ihre Antwort.

Trotzdem ließ er jetzt den Brief lange uneröffnet vor sich liegen; — und als er sich endlich entschloß, ihn aufzubrechen, geschah es mit zitternder Hast, in welcher noch immer ein halbes Zögern lag.

Hilda gab ihrer Freude und Bewunderung über die ihr geschenkten Poesien, wie zu vermuten war, den liebenswürdigsten Ausdruck und hatte sich schon auf der zweiten Seite so warm geschrieben, daß sie nach Frauenart persönlich wurde und von sich und ihrem Ergehen zu erzählen begann. So berichtete sie denn, daß ihr Vater aus allerlei äußeren Rücksichten die geliebte Strandpfarre aufgegeben habe und ins Binnenland gezogen sei; sie aber hätte sich keinen Sommer ohne einsame Meerspaziergänge denken können und deshalb ihren Mann beredet, mit ihr und Susanne in das kleine entlegene Seebad zu reisen, von welchem ihr heutiger Brief abgehe. — „Ich bin entzückt von dem stillen Dörfchen,“ schrieb sie, „dessen Umgebung mich so sehr an unseren guten alten Heimatstrand mit seinen Dünen und hohen Ufern erinnert, und hoffe, auch Susanne soll hier wieder aufblühen.

„Ich denke immer, es wäre gut, wenn Sie einmal zu ihr sprächen. Ihr leidenschaftliches Herz hat Ihnen eine warme Erinnerung bewahrt — und wenn Sie ihr rieten, ihr schönes Talent von einst wieder aufzunehmen, hätte das vielleicht mehr Erfolg als meine Versuche in dieser Beziehung. Sie würden ihr besser bewei-

sen können, daß nicht nur in der Ausübung einer Kunst ein großes Selbstvergessen liegt, sondern daß jedes Talent auch die Pflicht der Benutzung mit sich bringt; denn Sie würden aus eigener Erfahrung manches hinzufügen können. Die arme liebe Susanne! Sie ist nicht verzweifelt! Sie ist überhaupt viel liebenswürdiger geworden; aber sie ist auch nicht glücklich. Ich glaube, sie ist inmitten unserer Liebe allein. — Aber es wäre grausam, wenn ihre schönen Nixenaugen recht behalten sollten, die oft mit einem ganz sonderbar siegreichen Ausdruck zu behaupten scheinen: Wir haben mit dem Leben abgeschlossen! Sie ist ja noch jung — ach, so jung! Wenigstens versuchen sollte man, sie noch einmal glücklich zu machen, nicht wahr? — Ich hoffe, es trifft sich so, daß Sie bald einmal nach Berlin kommen und sie bei uns sehen; ich würde mich sehr darüber freuen; sind Sie doch fast der einzige Mensch, für den sie noch ein wirkliches Interesse hat und von welchem sie mit Freude spricht. Ihre Gedichte hat sie sofort an sich genommen und giebt sie nicht wieder heraus; beinah, als wäre das etwas Selbstverständliches."

Ulrich legte den Brief aus der Hand, nahm ihn dann hastig wieder auf — schob ihn von neuem auf den Tisch zurück und versank langsam in seinen Arbeitsstuhl. — Vielleicht war in letzter Zeit auch auf Susannes Bild schon manche kühle Schneeflocke der Vergessenheit gefallen; und jetzt auf einmal in dunkler Nacht ungeahnt und ungewollt schmolz die leichte Decke; die Gestalt des einst geliebten Mädchens stieg warm und lebendig herauf und erfüllte seine ganze Seele mit altem, wenn auch wunderbar verklärtem Zauber.

Und noch einmal griff er zögernd nach Hildas Schreiben; aber sein Auge glitt nur mechanisch über die Schriftzüge der blonden Freundin; denn er las nicht die Zeilen selbst, er las, was dazwischen stand. — Eine Hoffnung, an die er selbst nicht glaubte, stieg warm und schmeichelnd in ihm auf; und seine Phantasie spielte mit ihr wie mit einer feurigen Huldgestalt, er fühlte sich wie umschlungen von scheuen, weichen Armen.

Er atmete schwer — und lächelte unsicher, gleich einem Berauschten. — Dann stützte er abgebrochen seufzend den Kopf. War es möglich? Konnte das Schicksal so raffiniert grausam sein, ihn deutlich winkend von seinem stillen Wege abzulocken, um ihn abermals in die Einsamkeit zurückzustoßen?

*　*
*

Die Nacht brach herein. Eine dunkle Wolke zog wie ein breites ehernes Band am Horizont hin und umspannte, so weit das Auge trug, den finsteren Meerbusen, welchen der Ostwind zu schäumenden Wellenhügeln aufwühlte. — Aber darüber war es feierlich hell und göttlich heiter. Groß und golden stand der Mond im freundlichen Äther; mild strömte er sein stilles Licht in die dunkle Flut hinab, die es bald unruhig verschlang, bald hastig auf- und niederschaukelte; — und davor ruhte er in sanftem Wiederschein auf dem weiten ebenen Sande des flachen Strandes, wie auf den hohen, tiefschluchtigen Felsenufern zur Linken.

Auch goß er einen geheimnisvoll belebenden Schimmer über die rechts daran stoßende Dünenwelt, daß ihre öden Hügel sich zu recken und ihre einsamen Thäler aus tiefem Schlafe zu erwachen schienen, als wären sie Zauberhorte einer stillen, weltfernen Poesie, die plötzlich im Kusse des Mondlichtes den grauen Schleier der Träume von sich streift und säuselnd ihre Geheimnisse in die wehenden Ähren des Strandhafers emporraunt, der unermüdlich nach allen Seiten hin schwankt und flüstert.

Schräg durch die Dünen aus der Richtung eines kleinen, erst vor kurzem entstandenen Badeortes kam jetzt die schlanke, unbestimmt beleuchtete Gestalt eines Mannes. — Es war Ulrich.

Er hatte in der Beuthenschen Wohnung vorgesprochen, aber weder das Ehepaar

selbst noch Susanne zu Hause gefunden, und lenkte nun planlos seine Schritte ans Ufer.

Als er die Höhe eines Sandhügels erreicht hatte, stand er lange wie gebannt still. Sein zarter Körper schien sich emporzurecken, und seine verschleierten dunkelblauen Augen wurden von Sekunde zu Sekunde freier und heiterer.

Endlich ging er, indem er fortwährend erhobenen Hauptes in den Mond sah, an den Strand hinab und, gleichmäßig ausschreitend, das Ufer entlang.

Plötzlich aber fuhr er zusammen. Wenige Schritte von sich entfernt hörte er ein leises Geräusch; und als er sich umsah, bemerkte er eine hell beleuchtete weibliche Gestalt, die auf der Düne gelegen hatte, sich jetzt schnell erhob und nach einem letzten Rückblick auf das Wasser wieder verschwand.

Gleich darauf sah er sie noch einmal auftauchen und sich einem entfernter stehenden Paare, von welchem er nur die hohen dunklen Umrisse erkennen konnte, anschließen. Mit diesem verfolgte sie dann langsam dieselbe Richtung zurück, welche er hierher eingeschlagen hatte.

„Susanne,“ sagte Ulrich leise vor sich hin; — aber es war ihm unmöglich, den Davongehenden zu folgen, denn er wußte, daß sein erstes erneuertes Begegnen mit dem Mädchen die endgültige Entscheidung seines Schicksals in sich tragen würde, und er war eine jener mehr weiblichen Heldennaturen, die besser dulden als herausfordern können.

Mit fiebernder Seele blieb er in der nächtlichen Einöde zurück; erst nach Stunden war es ihm, als löse sich sein Geist langsam von ihm selber; und gleichsam eins mit dem seligen Weltodem über den Wassern dichtete er fast bewußtlos vor sich hin.

* * *

Doch am anderen Morgen konnte er das Wiedersehen mit Susanne kaum erwarten.

Er traf Hilda und Erich zunächst allein; und ihre gegenseitige Begrüßung war herzlich, aber nicht ohne jene Befangenheit, wie sie die Erinnerung an ein ernstes Ereignis mit sich bringt, das durch das Erscheinen einer bezüglichen Persönlichkeit plötzlich wieder in der Seele lebendig wird. — Dazu mochte Hilda noch ihren besonderen Grund haben, etwas verlegen zu sein.

Endlich erschien Susanne. Ihre Züge waren gealtert, aber ihre Gestalt hatte noch wie sonst etwas Kindliches — und in gewissem Sinne auch ihr Blick. — Es fiel Ulrich auf, daß sie leiser sprach und leiser auftrat als früher; nur die Schnelligkeit in allen ihren Bewegungen hatte sie behalten.

Sowie sie ihn erkannte, stieg ein freudiges Rot der Überraschung in ihre Wangen, und in ihren Augen leuchtete es warm auf. „Nach Ihnen hab ich mich lange gesehnt!“ rief sie mit ihrer alten Ehrlichkeit; und als trotzdem die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen wollte und Ulrich nichts anderes übrigblieb, als doch bald fortzugehen, begleitete sie ihn noch allein bis vor die Hausthür.

„Das nächste Mal müssen Sie von ihm reden,“ sagte sie dort und preßte leidenschaftlich seine Hand. Dann trat sie schnell in den Flur zurück, und er war wieder allein. Eine lange Weile stand er regungslos auf einem und demselben Fleck. — Seine Hoffnung war ja lange tot gewesen, aber in diesem Augenblick hatte er sie begraben — und jede Selbsttäuschung hatte ein Ende; schweigend sah er ihr nach.

* * *

In den nächsten Tagen kam er oft mit Susanne zusammen und je häufiger er sie sah, desto mehr vergaß er sich selbst über dem wachsenden Mitleid mit ihr. Sie schien ihm eine Art von Schattenleben zu führen, so gleichgültig und seelenlos klangen ihre lebhaftesten Worte; und nur, wenn sie von Felix sprach, erwachte sie wieder zu ihrem früheren Wesen. — Doch wollte er seine Mission zu Ende führen;

deshalb brachte er endlich das Gespräch mit unverkennbarer Absicht geradezu auf ihr Genie im Silhouettenschneiden.

Sie sah ihn lange starr an, ohne zu antworten. Dann holte sie ein kleines Buch, schlug es in der Mitte voneinander, legte es in seine Hand und blickte ihm wie verzaubert über die Schulter.

Es war die meisterhafte Silhouette von Felix' Totenantlitz, welche sie jetzt beide betrachteten.

Ulrichs Brust hob und senkte sich in heftigster Bewegung.

„Seitdem hab ich nichts mehr gemacht," sagte sie endlich flüsternd. — „Aber ist sie — ist sie nicht schön?" rief sie dann, und ihre von Stolz durchschauerte Stimme klang wie Musik in seinen Ohren.

Er sah sich nach ihr um und wollte etwas antworten; aber er konnte nicht mehr, denn ihr Kopf sank leise schluchzend gegen seine Schulter.

Da legte er seine Hand wie in väterlichem Mitleid behutsam auf ihre Stirn; doch sie bemerkte trotzdem seine Verzweiflung und raffte sich mit größerer Selbstbeherrschung zusammen, als sie einst gewohnt war, sie zu üben. „Es ist nicht, wie Sie denken," sagte sie in zuversichtlichem Ton. „Wer ihn gekannt hat, kann der unglücklich sein? Ich sehe ihn heut noch so deutlich vor mir, als wäre er vor einer Stunde gestorben!"

Ulrich schwieg; erst nach einer langen Weile sagte er: „Der tote Freund ist lebendiger als ich. — Aber — ich will nicht an mich denken!"

„Sie sind gut," sagte sie. „Ich weiß jetzt auch, daß Sie kein Philister sind. — Aber wir — er und ich — wir waren Kinder! — O, aber das sag ich Ihnen, ich wollte nicht, daß es anders gewesen wäre!"

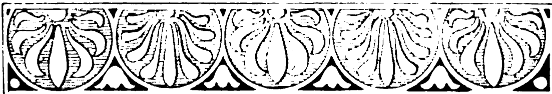
Mit plötzlicher Bitterkeit wandte sich Ulrich ab.

Sie sah es und sagte traurig: „Ich habe Ihnen viel abzubitten!" und dabei reichten sie sich die Hände.

Auf einmal blickte sie ihn errötend an und rief wie auf eine plötzliche Eingebung hin: „Wissen Sie auch, was es mit Ihnen ist? Sie sind so gut, daß man immer darüber vergißt, wie groß Sie sind. — Darum konnten Sie nicht glücklich werden!"

„Ich danke Ihnen," war alles, was er antworten mochte. Erst nach einer Weile fuhr er fort: „Aber es handelt sich nicht um mich, es handelt sich um Sie! — und ... seit ich das Malen aufgab und nur dichte, bin ich glücklich! — Sie sollten auch ... Susanne, wenn Sie sich aufraffen könnten, Sie würden noch viel leisten in Ihrer Kunst."

Sie schüttelte den Kopf. „Dies war das Schönste, was ich machen konnte!" sagte sie kaum hörbar, und mit einem abwesenden Lächeln legte sie die Silhouette des toten Geliebten in das kleine abgegriffene Büchelchen zurück.





Blick auf Buarbräen bei Odde in Norwegen.

Durch das
norwegische Jötunheim auf den Galdhöpig.

Von
Samuel Herrlich.

Das Gebirge Skandinaviens, welches an Flächeninhalt sämtliche Gebirge Europas bei weitem hinter sich läßt, stellt sich in seiner Gesamtheit als ein gewaltiges Hochplateau dar, welches, von der Westküste aus steil aufsteigend und Norwegen in seiner Gesamtfläche mit seiner Massenerhebung erfüllend, auf seiner Ostseite in erheblich sanfterer Neigung nach Schweden und der Ostseeküste hin sich senkt. Der mit der Hochgebirgswelt unserer Alpen vertraute Tourist vermißt daher in Norwegen fast gänzlich die schöngeschwungenen Linien der Gebirgsketten und -Kämme, die in stolzer Majestät über den gewaltigen Gletscher- und Firnfeldern emporragenden Hochgipfel mit ihren so mannigfaltigen Formen; dafür können allerdings die zahlreichen großartigen Wasserfälle, die an Wasserreichtum, an Höhe des Sturzes, vielfach auch an großartiger Wildheit ihrer Umgebung in Europa wenigstens ihresgleichen nicht finden, vor allem aber die herrlichen Fjorde, die an ihren Ufern Meeres- und Hochgebirgsscenerie vereinigen, eine Entschädigung bieten. Trotzdem aber wird der Reisende, der sich tagelang an und auf den Fjorden aufhält, sich vielfach eines gewissen Gefühls der Ermüdung nicht erwehren können, da die Landschaft bei aller Großartigkeit doch eine gewisse Einförmigkeit zeigt.

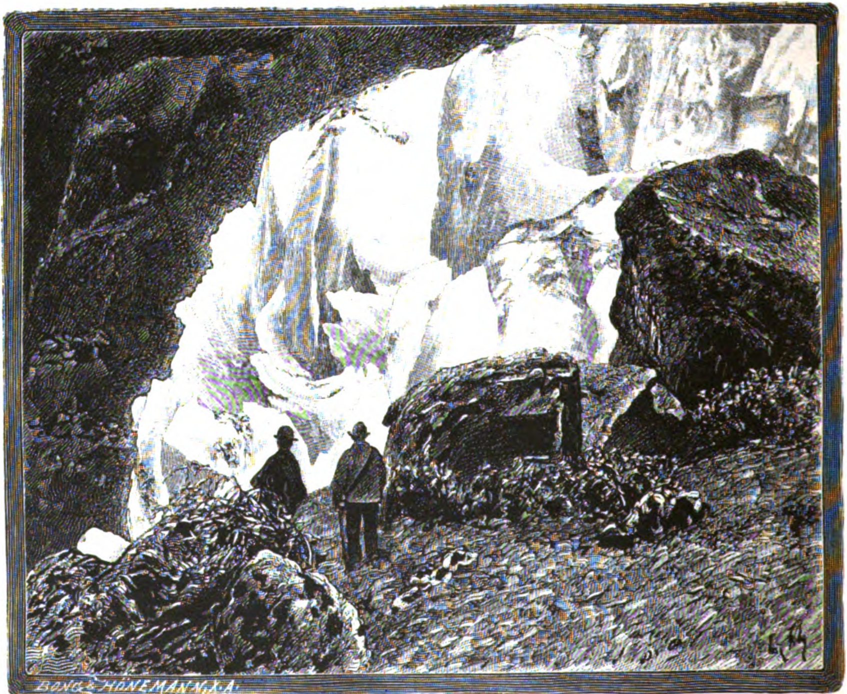
Ein Gebiet im südlichen Norwegen aber

giebt es, das in der That einen durchaus alpinen Charakter hat und welches in Bezug auf großartige und dabei doch abwechselungsreiche Erhabenheit der Hochgebirgsscenerie den Vergleich mit vielen der gepriesensten Teile unserer Alpen nicht zu scheuen braucht. Es ist dies das Gebirgsland, das im Norden und Osten von dem Gudbrandsdal (dem Verbindungsthal zwischen Christiania und Molde), im Süden vom Valders (dem Verbindungsthal zwischen dem Sognefjord und der Südküste), im Westen von den östlichsten Verzweigungen des Sognefjords begrenzt wird. Der um die touristische Entdeckung und Durchforschung dieses Gebietes hochverdiente norwegische Geograph Keilhau nannte dasselbe Jötunfjelder, das heißt Riesengebirge; gebräuchlicher aber wurde der in Erinnerung an den Aufenthaltsort der nordischen Eis- und Frostriesen, der Jötunen der Edda, gewählte Name Jötunheim, der jetzt allgemein üblich ist und sogar offizielle Geltung erlangt hat. Hier zeigt das Gebirge nicht jene einförmige Plateaubildung, sondern einen reichen Wechsel von Hochgebirgsthälern und zahlreichen Hochgipfeln, die meist ziemlich steil, teilweise mit äußerst kühnen, ja bizarren Formen aus den sie umgebenden Firn- und Gletscherfeldern emporragen. Die Thäler reichen fast nirgends unter 1000 m herab; sie liegen also schon jenseits der Grenze des Baumwuchses, der nur durch Zwergbirken und Wachholdergestrüpp vertreten wird; Anbau und dauernde Bewohnung ist daher in denselben nicht möglich, nur die Säter oder Sennhütten werden im Hochsommer von den Hirten aus den nächstgelegenen Thalschaften bezogen; sie bieten auch nebst den von dem Touristenklub, der sich gerade Jötunheim zu seinem Hauptarbeitsfeld erwählt hat, errichteten Unterkunftshäusern dem Touristen das einzige Obdach. Vielfach sind übrigens die Thäler entweder sumpfig oder mit wüstem Steingeröll bedeckt. Da die Schneegrenze ungefähr 1600 m hoch liegt, so ist die Ausdehnung der Schnee- und Firnfelder eine sehr beträchtliche; ebenso ist die Zahl und Größe der Gletscher, norwegisch Bräer genannt, bedeutend. Von den Gipfeln bekannter Höhe, die je nach ihrer Form Pigger (Pics), Tinder (Zähne, Dents), Horner (Hörner) genannt werden, erheben sich zwei über 8000 Fuß, neunzehn über 7000 Fuß, vierundzwanzig über 6000 Fuß. Wie das norwegische Gebirge überhaupt, so ist auch Jötunheim reich an Alpenseen, von denen drei, der Tyin-, Bygdin- und Gjendesee, von recht beträchtlicher Ausdehnung sind (am größten der Bygdin, der 25 km lang ist, bei einer Breite von 3 bis 6 km). Dieses Alpengebiet von Jötunheim nun, das zwar von skandinavischen Touristen, die sich wohl scherzweise Jötunologen nennen, in recht großer Zahl, vielfach auch von Engländern, fast gar nicht dagegen von Deutschen besucht wird, kennen zu lernen, war ein Hauptzweck der Reise, die ich im Sommer 1883 in Skandinavien machte. Auf dem Nordenfjeldschen Dampfer „Juppiter" war ich direkt von Hamburg nach Bergen gefahren; nach kurzem Aufenthalt in dieser Stadt hatte ich den Hardangerfjord besucht und am südlichsten Punkte des großartigen, an den Königssee erinnernden südlichen Ausläufers desselben, des Sörefjord, im Odde, mich ein paar Tage aufgehalten. Eine Tour zu dem Buarbrä, einem Gletscher, der mit seinem prachtvolle tiefblaue Eishöhlen bildenden Ende bis zu einer Meereshöhe von 300 m von dem ungeheuren Firn- und Eisfeld der Folgefond herabhängt, sowie ein Ausflug zu dem östlich vom Fjord gelegenen Skjaeggedalsfos, einem der großartigsten Wasserfälle Norwegens, gaben mir gewissermaßen einen Vorgeschmack der erhabenen Schönheit des skandinavischen Hochgebirges. Dann war ich zu Lande von dem nördlichsten Punkt des Hardangers, Ulvik, aus über Vossewangen (von wo eben die Eisenbahn nach Bergen eröffnet worden war) an den südlichsten Ausläufer des Sognefjords, den Närofjord, nach Gudvangen gelangt, eine zweitägige, meist auf dem landesüblichen Ge-

fährt, der Stolkjaerre, zurückgelegte Fahrt, die namentlich in ihrem letzten Teile, in dem zu beiden Seiten von fast senkrecht aufsteigenden Felswänden eingeschlossenen Närodal, durch eine außerordentlich großartige Landschaft führt. An den nächsten beiden Tagen wurden dann die östlichen Ausläufer des Sognefjords befahren, der sich am weitesten von allen Fjorden in das Innere des Hochgebirges hineinerstreckt und vielfach an unsere Alpenseen, namentlich an den Vierwaldstättersee, erinnert; großartig war besonders von der nordöstlichsten Abzweigung, dem Lysterfjord, aus der Blick auf die ungeheuren Schneefelder von Jostedalsbrä, dem gewaltigsten Gletscherfeld nicht bloß Norwegens, sondern unseres Erdteils, das sich in einer Ausdehnung von 1200 qkm nordwestlich von dem Fjord ausbreitet.

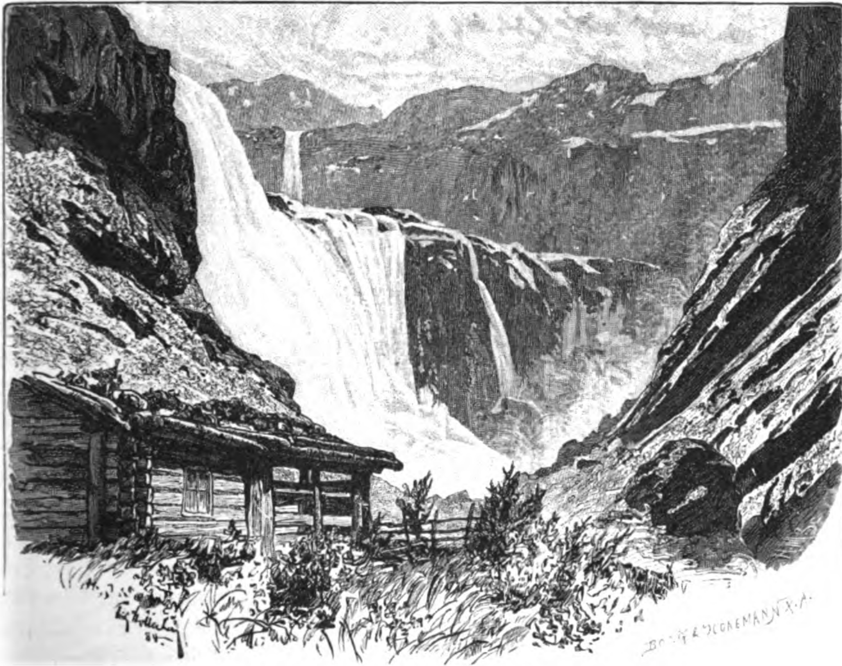
Auf den Rat eines norwegischen Reisegefährten fuhr ich dann nach Aardal, dem östlichsten Punkt am Sogne, um von hier aus meine Tour nach Jötunheim zu unternehmen.

Hier kam ich am Abend des 19. Juli an und fand in dem Gasthause von Jens Klingenberg, der selbst früher Bergführer gewesen, vortreffliche Aufnahme. Der schöne, klare Sommerabend veranlaßte mich, noch ein paar Stunden auf einem der vorzüglich gebauten, sich sehr leicht rudernden Boote, die ganz den in Norwegen berühmten Hardangerbooten gleichen, auf den spiegelglatten Fjord hinauszufahren; Fischgerät war im Boot, und so wurde mit der Grundangel ein Versuch gemacht, allerdings mit bescheidenem Erfolg. Am späten Abend kamen noch einige Touristen an, Upsalaer Studenten, die schon seit fünf Wochen auf einer fast ausschließlich zu Fuß zurückgelegten Reise begriffen waren, welche sie aus der schwedischen Universitätsstadt durch das romantische Dalarne (denn so, nicht Dalekarlien heißt die aus der Geschichte Gustav Wasas



Eishöhlen im Buarbrä in Norwegen.

bekannte Heimat der Dalkarlar) über Drontheim und Molde nach Überschreitung der Jostedalsbrä an den Sogne ge- alpinen Touristen auf, und dabei sind sie von einer Bedürfnislosigkeit und Genügsamkeit, die uns den abgehärteten Nord-



Skjaeggedalsfos (Hardangerfjord) in Norwegen.

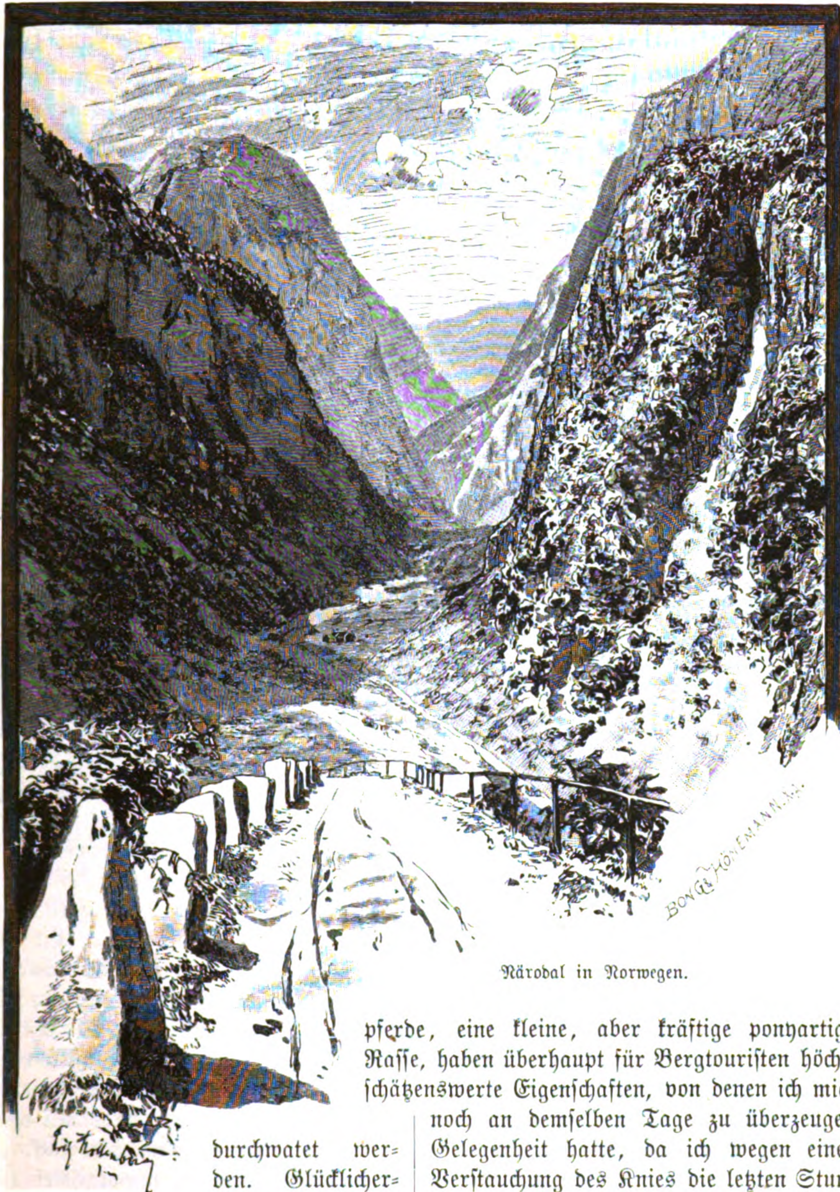
führt hatte. Sie, ebenso wie der oben erwähnte norwegische Tourist, waren mir in den nächsten Tagen höchst angenehme, liebenswürdige Reisebegleiter, obwohl die Unterhaltung nicht ohne Schwierigkeit war, da sie nur ein gebrochenes Deutsch handhabten, ich dagegen ein noch mangelhafteres Dänisch-Norwegisch zu sprechen vermochte. Die skandinavischen Herren besitzen übrigens nach meiner Erfahrung zumeist für einen Gebirgstouristen höchst schätzenswerte Eigenschaften: sie sind unermüdliche Fußgänger, die trotz ihrer nach unseren Gewohnheiten viel zu schweren Tornister, welche sie, da die skandinavischen Touristen, höchstens von Gletscherwanderungen abgesehen, grundsätzlich nie einen Führer zu nehmen pflegen, stets selber tragen, ganz gewaltige Tagemärsche zurücklegen; in Ertragung aller Arten von Strapazen nehmen sie es mit jedem landssöhnen gegenüber geradezu als verwöhnt und verweichlicht erscheinen lassen muß. Eine Gewohnheit freilich wird dem an alpine Reiseregeln festhaltenden Touristen an ihnen nicht gefallen: die Skandinavier pflegen nämlich erst in sehr später Abendstunde im Quartier einzutreffen, und infolgedessen ist es nur selten möglich, sie zu einem frühzeitigen Aufbruch zu bestimmen. So kamen auch wir am Morgen des 20. Juli nicht vor drei viertel zehn Uhr fort. Vorher hatte Jens Klingenberg es sich nicht nehmen lassen, mit uns in seinem vortrefflichen Sherry nach norwegischem Brauch „Skôl“ zu trinken. Dabei war die Rechnung eine außerordentlich mäßige gewesen: für Nachtquartier mit Abendessen und sehr reichlichem Frühstück, Bier 2c. hatte ich 2 Kr. 93 Ör zu zahlen, also wenig über 3 Mark; überhaupt kann ich die norwegischen Gast-

häuser im allgemeinen nur loben, sie sind zwar im ganzen einfach, aber die Verpflegung ist wenigstens in den besuchteren Gegenden eine recht gute, und die Preise sind selbst in den im Hochsommer oft von Reisenden überfüllten Hotels am Hardanger und Sogne nach unseren Begriffen noch als sehr mäßig zu bezeichnen; von Prellerei habe ich wenigstens nie das Geringste bemerkt, und dieselbe kommt nach dem allgemeinen Urteil der Reisenden überhaupt äußerst selten vor.

Um drei viertel zehn Uhr also brachen wir auf und bestiegen nach kurzem Marsch über das trennende Eid (Landenge) ein Boot, in dem wir in cirka zwei Stunden über einen langen, schmalen Landsee, den rings von steilen Felswänden umgebenen Aardalsvand (Vand = Gewässer, Landsee), ruderten. Dann ging es zu Fuß im Thale der schäumenden Utla aufwärts; der Weg, der zuerst ganz bequem ist, führt nach anderthalb Stunden in eine etwa $4^1/_2$ km lange, teilweise sehr schmale Felsschlucht, das Gjelle genannt, in welche mehrere nicht unbeträchtliche Wasserfälle hinabstürzen. Um drei viertel vier Uhr langten wir in dem Gaard Vetti an, dem letzten dauernd bewohnten Bauernhof der Gegend. Hier fanden wir bei Anfind Vetti (der norwegische Bauer nennt sich noch jetzt nach seinem Hofe) erträgliche Verpflegung und auch ein leidlich gutes Nachtlager. Um fünf Uhr machten wir uns auf den Weg nach dem Vettisfos, der in Norwegen vielfach als der großartigste aller Wasserfälle betrachtet wird. Der teilweise recht steile und unangenehme Pfad führt bis zur Einmündung der den Fall bildenden Morkadöla in die Utla; von hier erblickt man plötzlich den gewaltigen Wassersturz, dessen Donner man schon lange vernommen hat; über eine etwas bedenkliche Brücke gelangten wir auf immer steiler und unzugänglicher werdendem Felspfad bis unmittelbar an den Fuß des Foß, der 260 m hoch fast senkrecht von der Höhe des Fjeld herabstürzt. Stark von dem zerstäubenden Sturzwasser durchnäßt, genossen wir eine Zeit lang aus unmittelbarster Nähe den Anblick des imposanten Falles, dessen Großartigkeit noch durch die Wildheit seiner Umgebung erhöht wird. Um halb acht Uhr abends waren wir im Gaard zurück. Nach leidlich verbrachter Nacht brachen wir am anderen Morgen um halb acht Uhr auf, nunmehr die Wanderung durch das eigentliche Jötunheim beginnend. Auf sehr steilem, aber gut gehaltenem Zickzackwege erreichten wir in etwa einer halben Stunde die Höhe des Fjeld; dann ging es im ganzen ziemlich eben bis zu der Felsspalte, durch welche sich fast senkrecht die Gewässer des Morkaelf hinabstürzen und so den am Tage vorher von unten betrachteten Vettisfos bilden; eine altanartig vorspringende Felsplatte, auf die man sich platt niederlegen muß, macht es möglich, unmittelbar in den ungeheuren Abgrund bis an den Fuß des Falles hinabzublicken. Der weitere Weg führt, immer ansteigend, an mehreren nur zum Teil bewohnten Sätern vorüber, am Fleskedalself aufwärts; das muldenartige, anfangs mit Gras bewachsene, dann von Geröllhalden und teilweise auch von kleinen Schneefeldern erfüllte Thal selbst ist im ganzen einförmig, es erinnerte mich lebhaft an das Leiterthal in der Glocknergruppe. Um so großartiger aber ist der sich bald öffnende Blick auf die mächtige Gruppe der Horungerberge, deren kühn aufsteigende Spitzen aus gewaltigen Schneefeldern und Gletschern emporragen; die Gipfel selbst sind wegen der großen Steilheit des Absturzes schneefrei. Imponierend wirkt besonders der Große Skagastölstind, dessen Felsspitze einigermaßen an das Matterhorn erinnert; wie dieses galt er lange Zeit für unersteigbar, bis der Engländer Slingsby durch seine erste Besteigung das Gegenteil bewies; seitdem ist er öfters bestiegen worden. Jedenfalls bieten die Horunger dem Hochtouristen ein sehr geeignetes Feld für seine Thätigkeit.

Ehe wir die Paßhöhe des Smaaget erreichten, mußte der Elf überschritten werden; da derselbe ziemlich stark ange-

schwollen war, so konnte er, wenigstens an der Stelle unseres Übergangs, nicht



Närodal in Norwegen.

durchwatet werden. Glücklicherweise hatten wir aber in einem Säter einen Führer mit einem Bergpferde getroffen; einzeln setzten wir auf demselben über; das geduldige Tier ließ sich dann am jenseitigen Ufer wieder in das eiskalte Wasser treiben und kehrte an das andere Ufer zurück, bis alle, zuletzt sein Besitzer, hinüber waren. Die norwegischen Bergpferde, eine kleine, aber kräftige ponyartige Rasse, haben überhaupt für Bergtouristen höchst schätzenswerte Eigenschaften, von denen ich mich noch an demselben Tage zu überzeugen Gelegenheit hatte, da ich wegen einer Verstauchung des Knies die letzten Stunden der Tour reitend zurücklegte; es war wirklich erstaunlich, mit welcher Sicherheit das Pferd auf dem bald sumpfigen, bald mit losem Geröll und großen Steinen bedeckten Boden steil bergauf und bergab ging. Von der Höhe des Smaagetpasses, den ich etwa um drei viertel vier Uhr er-

reichte, bot sich noch ein prachtvoller Rückblick auf die Horunger und zahlreiche andere Hochspitzen. Dann ging es durch eine neue Thalmulde über ziemlich viel Schnee und Geröll hinab, erst zur oberen und dann zur unteren Koldedalsvand. Namentlich an dem letzteren See ist die Landschaft überraschend großartig; auf der uns gegenüberliegenden Seite umgaben ihn hoch aufragende Berggipfel mit steil abstürzenden Felswänden, über welche große Gletscher hinabhängen, von denen gerade uns gegenüber mehrere Lawinen mit lautem Donner in den See hinabstürzten.


Gudvangen am Sognefjord in Norwegen.

Endlich wurde das nordöstliche Ende des Tyinsees erreicht, und von diesem gelangten wir durch sehr sumpfiges Terrain gegen neun Uhr an das westliche Ende des Bygdinsees, des größten der Alpenseen von Jötunheim. Hier fanden wir in dem großen Unterkunftshause Eidsbugarden freundliche Aufnahme. Mit dem Nachtquartier war es allerdings übel bestellt; das Haus war voll besetzt, auch von Touristinnen; ich mußte daher auf platter Erde mit einem dünnen Strohsack, den ich noch mit einem der norwegischen Herren teilen mußte, und einem Schaffell zur Decke als Nachtlager vorlieb nehmen; ich habe aber unter diesen Verhältnissen immerhin noch erheblich besser geschlafen als an den folgenden Tagen in den sogenannten Betten der Säter und Unterkunftshäuser, denn diese waren für mich




Vettisfos (Sognefjord) in Norwegen.

auf die Höhe des Fjelds; auf demselben war der Weg höchst unangenehm; grobes Geröll abwechselnd mit sumpfigen Stellen erschwerte das Gehen; dazu regnete es wieder sehr stark, während ein eisigkalter Wind die Situation auch nicht angenehmer machte; schon ohnehin gehörig durchnäßt, kam ich beim Durchwaten der Bäche mehrfach recht tief in das eiskalte Wasser hinein; kurz, der nur fünfstündige Marsch vom Bygdin- zum Gjendesee gehört zu den unangenehmsten Touren, die ich je gemacht habe; von den großartigen Blicken auf Gipfel und Gletscher war natürlich bei den Wegen auch so gut

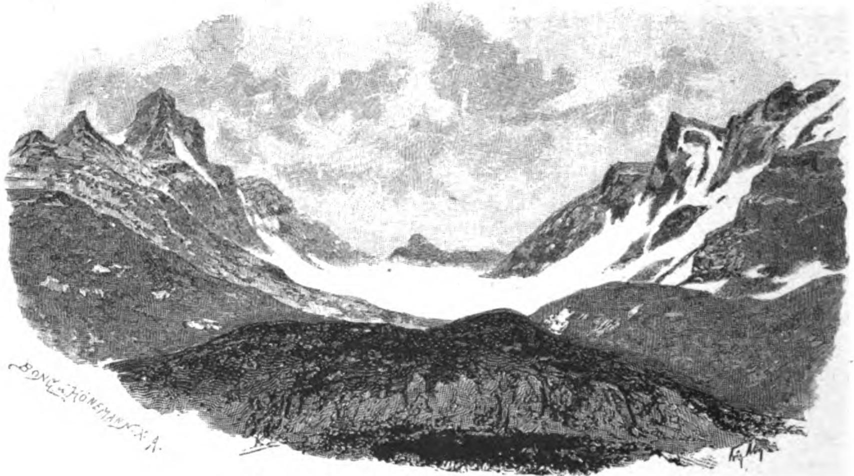
wahre Marterkasten, in denen ich nur äußerst wenig oder gar nicht zu schlafen vermocht habe.

Am folgenden Tage, den 22. Juli, regnete es in Strömen, dadurch wurde leider die beabsichtigte Besteigung des Skinegg verhindert. Erst gegen mittag brach ich mit meinen Begleitern auf, um zum Gjendesee zu gelangen. Vom Bygden ging es zuerst steil an einem mehrere Wasserfälle bildenden Bach hinan

wie gar nichts zu sehen. In Gjendebud, einem gut eingerichteten, unsere Klubhütten an Ausdehnung bei weitem übertreffenden

Schutzhause des norwegischen Touristenvereins, blieb mir zuerst nichts anderes übrig, als, während meine Kleider am Feuer notdürftig trockneten, selbst das Bett aufzusuchen. Auch am folgenden Tage regnete es ununterbrochen, so daß alle Pläne zu Bergbesteigungen — namentlich hatte ich den Bessegg mit seinem zuletzt nur wenige Fuß breiten Felsgrat zu besteigen gedacht — vereitelt wurden. Selbst meine skandinavischen Reisegenossen, die sich sonst durch das Wetter nicht leicht zurückschrecken ließen, erklärten den Aufbruch für unmöglich. Es war mir kaum möglich, einen Eindruck von der unmittelbaren Umgebung zu gewinnen; der grüne Gjendesee, fast überall von steil abfallenden Felswänden umgeben, über welche zahlreiche Schneeberge emporragen, muß unter günstigeren Verhältnissen das Bild einer echt alpinen Hochgebirgslandschaft gewähren. Unterhaltung und die Lektüre der teilweise englisch geschriebenen Jahrbücher des Touristenklubs, namentlich der Aufsätze des vorhin erwähnten Slingsby, ließen übrigens den verlorenen Tag leidlich angenehm verstreichen; nur die empfindliche Kälte, die durch ein mühsam mit nassem Wachholdergestrüpp unterhaltenes Feuer in dem großen Kamin nur wenig gemildert wurde, war recht unangenehm. Lobend zu erwähnen ist die verhältnismäßig recht gute Verpflegung — neben den „hermetischen Sachen" (Fleischkonserven) ausgezeichnete Forellen, Wein und Bier —, die in den Touristenhäusern zu sehr civilen Preisen geliefert wird.

Am folgenden Tage, den 24. Juli, war das Wetter zwar noch trübe, aber doch erheblich besser; ich brach daher, um nicht auch die Möglichkeit der beabsichtigten Galdhöpig-Besteigung zu verlieren, zunächst allein in Begleitung eines Führers auf, um den Säter Spiterstul, den Ausgangspunkt der beabsichtigten Galdhöpigtour, zu erreichen. Der etwa neunstündige Marsch dieses Tages führte durch eine der einsamsten und wildesten Gegenden des norwegischen Hochgebirges. Der Weg ging steil an einem Wasserfall hinauf über ein altes Gletscherbett, das dicht mit Felsblöcken übersät war, zu dem kleinen Hochsee Hellertjärn, den ringsum gewaltige Berge mit tief hinabreichenden Gletschern umgeben. Großartig war von hier aus der Rückblick auf Sletmarkhöe und Svartdalspig. Dann biegt man in nördlicher Richtung in das von den Uladalstindern, der Heilkuguhö und anderen Hochgipfeln, begrenzte Uladal ein; dieses wilde, völlig vegetationslose Thal, das mit wüstem, für die Füße höchst unan-



Horungerberge in Jötunheim in Norwegen.

genehmem Steingeröll, auf große Strecken auch mit Schnee bedeckt war, mußte in seiner ganzen Ausdehnung durchwandert werden. Vorbei an mehreren kleinen Seen, in welche große Gletscher fast unmittelbar hinabhingen und von welchen der oberste fast ganz mit Eisschollen bedeckt war, erreichte ich nach einigen Stunden Uladalsband, die 1750 m hohe Paßhöhe; aber das Uladal setzt sich auch nördlich von derselben in der gleichen Wildheit fort; erst nach anderthalb Stunden erreicht man das Ende desselben und geht in das weit freundlichere Visdal über, das östliche der beiden langen Engthäler, welche die Galdhöpiggruppe, das Ymesfjeld, umschließen. Sehr schön ist der Blick vom Ende des Uladals in das grüne Visdal hinab; ganz besonders großartig aber erscheint der cirkusartige Abschluß des letzteren Thales, imponierend wirkt namentlich die im Westen aufsteigende schwarze Felspyramide der Kirke. Weiter führte der Weg am Ufer der Visa meist über Rasenboden, auf dem es sich nach dem langen Marsch über Steingeröll sehr angenehm ging, bis zu dem Säter Spiterstul, dem gegenüber zwei prachtvolle Gletscher, Styggebrä und Sveilsnaasbrä, von der Galdhöpiggruppe ins Visdal hinabhängen. Am Abend langten auch meine skandinavischen Reisebegleiter in dem übrigens zur Aufnahme von Touristen leidlich gut eingerichteten Säter an. Da das Wetter gut zu werden versprach, so wurde für den folgenden Tag die Tour auf den Galdhöpig beschlossen und für dieselbe Laars Sulheim, der Besitzer des Säter, als Führer engagiert.

Am anderen Morgen, den 25. Juli, war, als ich nach sehr schlecht verbrachter Nacht gegen vier Uhr aufstand, der Himmel völlig klar. Im Säter lag noch alles im festen Schlaf, und nur mit größter Anstrengung gelang es mir, die Reisegefährten und den Führer wach zu bekommen; viel später, als ich beschlossen hatte, erst nach sechs Uhr, konnte endlich aufgebrochen werden. Nach Überschreitung der Visa ging es zunächst ziemlich bequem auf Moos- und Rasenboden bergan; der Blick auf die hohen Gipfel, unter denen besonders die weiße Pyramide des dem Galdhöpig östlich gerade gegenüberliegenden und ihm nur cirka zwanzig Fuß an Höhe nachstehenden Glittertind hervortrat, wurde immer großartiger. Dann führte der Weg abwechselnd über Geröll und Schneefelder ansteigend etwa zwei und eine halbe Stunde nach dem Aufbruch von Spiterstul auf den Gletscher Styggebrä, und auf diesem ansteigend zu der Felshöhe des Keilhaustop; von dieser steil hinabsteigend gelangten wir dann über zum Teil mit Eis und Schnee bedeckte Felsen wieder auf den Gletscher; es ist dies der einzige einigermaßen unangenehme Teil der Galdhöpigtour von Spiterstul aus, die Bädeker in seinem Handbuch im Gegensatz zu der von Röjsheim aus als ziemlich bedenklich hinstellt. Der letzte Teil des Weges führt erst fast eben, dann aber steil ansteigend über Firnfelder zum Gipfel. Um zehnundeinhalb Uhr, nicht viel über vier Stunden nach unserem Aufbruch von Spiterstul, während man nach Bädeker von Röjsheim aus gegen neun Stunden gebrauchen soll, war die Spitze erreicht, die mit 2560 m der höchste Punkt nicht bloß Skandinaviens, sondern — von einigen Karpatengipfeln abgesehen — Europas nördlich der Alpen ist. Der Gipfel bildet ein kleines Felsplateau, auf dem sich ein Steinmandel — in Norwegen Varde genannt — erhebt; der Wind hatte ihn vom Schnee fast ganz rein gefegt; die Luft war ziemlich milde und ruhig, der Himmel fast ganz wolkenlos. Soll ich nun den allgemeinen Eindruck der Aussicht schildern, so stehe ich nicht an, dieselbe (wie dies auch Ruith in Petermanns Mitteil. 1876, S. 126 thut) der von unseren Hochalpengipfeln durchaus an die Seite zu stellen; namentlich erinnerte sie mich lebhaft an die vom Großglockner, die ich fast genau ein Jahr zuvor genossen hatte; nur fehlt hier der Blick in bewohnte Gegenden, denn das Auge erblickt nichts als eine ungeheure Gebirgswüste

von Felsspitzen und Schneefeldern, kein grünes Fleckchen ist im ganzen Umkreis sichtbar, nichts erinnert an die Existenz des Menschen; man begreift es hier, wie es kommt, daß Norwegen auf einem Flächenraum, der dem Preußens nur wenig nachsteht, noch nicht zwei Millionen Einwohner zählt und weitaus die geringste Bevölkerungsdichtigkeit in unserem Erdteil zeigt. Im Süden sieht man in das Meer von Gipfeln der Jötunfjelder mit ihren zahllosen Gletschern und großen Schneefeldern; im Westen erheben sich die wild zerklüfteten Spitzen der Horungertinder; im Nordwesten erblickt das Auge die durch ihre ungeheure Ausdehnung imponierenden Schneefelder von Jostedalsbrä; den Spiegel des Sognefjord, den man nach Bädeker vom Galdhöpig sehen soll, konnte ich nicht entdecken. Im äußersten Norden waren auch die Schneefelder des Dovrefjeld mit dem lange Zeit für den höchsten Berg Skandinaviens gehaltenen Sneehätta sichtbar; im Osten begrenzten den Horizont die blauen Berge jenseits des Glommenthals, in dem die Eisenbahn von Christiania nach Drontheim führt; auch die Schneespitze der Rondane war hier noch sichtbar. Nachdem ich fünf viertel Stunden auf dem Gipfel verweilt, mußte ich an den Abstieg denken, da ich für diesen den viel weiteren Weg nach Röjsheim einschlagen wollte. Meine skandinavischen Reisegenossen, die nach Spiterstul zurückwollten, verabschiedeten sich hier von mir; nachdem wir in recht trinkbarem, vorsorglich von mir aus Gjendebod mitgebrachtem Rotwein Skól getrunken, gaben die sangeskundigen Schweden noch einige ihrer melodischen Nationalgesänge zum besten, und unter dem Klang derselben trat ich gegen zwölf Uhr den Rückweg an. Am Seil ging es steil über den oberen Gletscher und dann teilweise recht beschwerlich über eine mit losen Steinen bedeckte Felskante auf die eigentliche Styggebrä. Bei dem Passieren dieses Gletschers war große Vorsicht nötig, da nur dünner, sehr weicher Schnee auf dem Eise auflag und die recht zahlreichen, wenn auch nicht gerade breiten Spalten (in Norwegen Spräker genannt) bedeckte. Nach einer Stunde war das Ende dieses Gletschers erreicht; hier traf ich zufällig den in norwegischen Touristenkreisen sehr bekannten Emanuel Mohn, der, wie Bädeker berichtet und wie einer meiner bisherigen Reisebegleiter, welcher auf dieser Tour Mohn begleitete, mir ausführlich erzählt hatte, 1877 gerade auf der Stygge-



Berggruppe in Jötunheim in Norwegen.

brä in eine Spalte gefallen und nur mit großer Mühe gerettet worden war. Nach kurzer Rast ging es wieder eine Stunde über Steingeröll und dann auf dem ganz schneefreien unteren Gletscher fast eben bis zu einem kleinen Eissee, Djuvvand genannt, in welchem vom Gletscherende abgebrochene Eismassen als Miniatureisberge herumschwammen. Der weitere Weg führte über ein einförmiges, wüstes Geröllfeld und war bei der drückenden Hitze recht ermüdend. Tief unten zeigt sich dann das grüne Bävradal mit Bäumen und Häusern, den ersten, die ich seit einigen Tagen gesehen hatte. Interessant war der allmähliche Beginn der Vegetation: nach den völlig vegetationslosen Geröllhalden kamen zuerst Zwergbirken, dann Wachholdergestrüpp und verkrüppelte Weiden; dann kamen grüne Matten und endlich ganz stattliche Birken. Nachdem es zuletzt noch einmal sehr steil bergab gegangen war, erreichte ich um halb fünf Uhr den Säter Raubergsstul; nach einstündiger Rast gelangte ich dann in etwa einer Stunde auf die an der rauschenden Bävra entlang führende Straße nach Röjsheim. Das wenigstens nach norwegischen Begriffen gut angebaute und dicht bewohnte freundliche Thal bildete einen gewaltigen Abstand gegen die menschenleeren Gegenden, in denen ich fast eine Woche verweilt hatte. Um drei viertel sieben Uhr war ich in dem recht gut eingerichteten, nur leider von Touristen allzusehr überfüllten Hotel Ole Röjsheims, des namentlich bei den Engländern berühmtesten Führers in Norwegen, den ich aber nicht zu Hause antraf.

Röjsheim war das Ende meiner Gebirgstour. An den folgenden beiden Tagen legte ich den fast 200 km betragenden Weg durch das Otta- und Gudbrandsdal nach Lillehammer am Mjösensee fast ganz auf dem Karriol zurück. Am dritten Tage gelangte ich mit dem Dampfschiff und der Eisenbahn nach Christiania und fuhr, ohne mich dort aufzuhalten, zur See nach Göteborg. Nachdem ich dann noch einen Ausflug nach Stockholm unternommen, gelangte ich über Malmö nach Lübeck, wo ich am 4. August ankam.





Wie soll eine Schutzmarke beschaffen sein?

von

Franz Keller-Leuzinger.

Fabrikzeichen und Merkmale, womit der Arbeiter seine Produkte stempelt, bemalt und bedruckt, um deren Echtheit vor anderen zu dokumentieren, bestehen schon seit ältester Zeit und sind (ich erinnere nur an die Fabrikmarken der Fayencen, Majoliken und Porzellane) für unsere Sammler und Kunstschriftsteller als Kriterium für die Herkunft eines nicht schon anderweitig genügend charakterisierten Stückes oft von der größten Wichtigkeit.

Doch hatten diese alten Marken, da die Konkurrenz unter den Fabriken damals keineswegs so grimmig und verbissen war wie heutzutage, und da jene Werkstätten im allgemeinen weit entfernt davon waren, sich mit den Riesenetablissements unserer Zeit messen zu können, durchaus nicht den Wert, welchen wir ihren jüngsten Descendenten beilegen.

Es waren Werkzeichen, die mehr für den Meister, seine Leute und einen kleinen Kreis von Abnehmern bestimmt waren, und erst die kolossale Entwickelung des modernen Handels hat sie zu dem gemacht, was sie heute sind.

In England und Nordamerika war es, wo die Gesetze über Patent- und Musterschutz zuerst die verdiente Beachtung und sorgfältigste Ausarbeitung fanden und damit auch die Schutzmarke eine weitergehende Bedeutung erhielt.

Beim Angelsachsen und seinen transatlantischen Vettern hat sich, nachdem durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände (der Kohlen- und Eisenreichtum und die maritime Lage einerseits, der Mangel an wohlfeilen Arbeitskräften andererseits) der Anstoß zu der Erfindung jener zahllosen Maschinen gegeben worden, ohne die wir uns heute unsere Großindustrie gar nicht mehr denken können, sogar eine Art von Patentmanie ausgebildet, die, nebenbei bemerkt, manchmal die sonderbarsten Blüten treibt.

Selbstverständlich mußte dabei auch die Schutzmarke kultiviert werden, und so sehen wir denn auch, besonders in Eng-

land, in dieser Hinsicht zum Teil vortreffliche Muster entstehen.

Es sind oft sehr einfache geometrische Figuren, wie: ein Dreieck,* ein Quadrat, ein Stern, ein Rad** rc., die kaum irgend welche Beziehung zu dem betreffenden Fabrikationszweig haben, und erst später, nachdem dieser Vorrat gleichsam erschöpft war, griff man zu anderen, komplizierteren Darstellungen.

Man ist sich jedoch stets der Grundsätze bewußt, welche bei der Komposition solcher Marken zur Geltung kommen müssen:

Sie sollen charakteristisch sein, um mit anderen nicht verwechselt werden zu können; sie sollen möglichst einfach sein, um sich gut auszuprägen oder abzudrücken, selbst dann noch, wenn sie in verkleinertem Maßstabe und reduzierter Gestalt zur Verwendung kommen; sie sollen „schlagend" sein und selbst in gewisser Entfernung noch wirken, wozu besonders eine richtige farbige Behandlung beitragen kann.

Man sieht, es sind dieselben Principien, nach welchen die heraldischen Abzeichen ursprünglich verfaßt wurden, und so gehören auch wirklich einige echte alte Wappen, wie zum Beispiel die sächsischen Kurschwerter auf dem Meißener Porzellan, zum Besten, was in dieser Hinsicht besteht.

Wer kennt sie nicht, die gekreuzten Klingen, die selbst in ganz aphoristischer, skizzenhafter Wiedergabe und so, wie sie der halb zur Maschine gewordene „Blaumaler" der berühmten Fabrik auf die Rückseite seiner Zwiebelmusterteller hinwirft, immer noch charakteristisch und deutlich genug sind?

Heraldische Figuren von ähnlicher, wenn auch nicht gleicher Einfachheit und Klarheit sind die französischen Lilien, die einzig in ihrer Art dastehenden würtembergischen Hirschgeweihe sowie die drei Federn, welche der jeweilige englische Thronfolger im Schilde führt. — Letztere sind denn auch, wenn nicht als Schutzmarke, so doch als Embleme und Schmuck von Etiketten rc. bis zum Überdruß benutzt worden.

Ebenso verhält es sich mit jenem durch eine Schnalle geschlossenen Bande, dem Zeichen des „Garter" oder Hosenbandordens, der, freilich ohne die zugehörige Devise, eine Zeit lang ebenso unvermeidlich war wie heutzutage das beliebte Hufeisen*ornament* (sic)!!

Und solche Beispiele ließen sich noch viele anführen. Nichts wäre daher leichter und bequemer, als beim Entwurf solcher Marken auf die Schätze der Heraldik zurückzugreifen und sich dort das Passendste auszusuchen.

Dies ist jedoch durchaus unthunlich, und zwar aus mehr denn einem Grunde: Die alten Wappen sind kein Gemeingut, das der erste beste für seine Zwecke nützen kann — und dann soll ja die Marke, um überhaupt in die Register eingetragen werden zu können, etwas Neues, noch nicht Dagewesenes darstellen. — Es bleibt also nichts anderes übrig, als selbst den Stift zur Hand zu nehmen und unter Befolgung der allgemeinen Grundsätze, welche bei der Aufstellung jener alten Wappenschilder zur Richtschnur dienten, Neues zu entwerfen.

Diese Grundsätze sind, der Hauptsache nach, die oben angeführten.

Aus naheliegenden Gründen werden des öfteren gewisse, auf die betreffende Industrie bezügliche Gegenstände, wie zum Beispiel die dabei verwandten Maschinen, als Schutzmarke benutzt; das hat jedoch seine Grenzen, da unsere modernen Arbeitsmaschinen meistens so komplizierte Ungeheuer sind, daß man sie in einfacher Weise gar nicht darstellen kann, und es bleiben also nur gewisse charakteristische Teile derselben zur Benutzung übrig. Man könnte zum Beispiel noch die einfache Schraubenpresse, wie Gutenberg sie erfand, in allgemeinen Umrissen als eine Art von Marke benutzen (wie dies bei alten Buchdruckersigneten wohl auch geschehen ist) — eine unserer modernen

* Ein in der ganzen Welt verbreitetes Flaschenbier von Baß u. Co., London, führt ein ziegelrotes Dreieck im Schilde.

** Ein französisches Baumwollengarn führt ein Rad mit der Bezeichnung: **à la roue.**

Schnelldruckpressen mit ihren hundert Walzen, Rollen und Rädern wäre jedoch dazu gänzlich unbrauchbar, und ähnlich verhält es sich wohl bei den meisten unserer in den Großbetrieb übergegangenen fabrilen Industrien.

Ganz zu verwerfen ist die Benutzung von Darstellungen lebender Wesen, wenn dieselben nicht künstlerisch und heraldisch stilisiert sind, und zwar schon aus dem Grunde, weil es niemandem verwehrt werden kann, dasselbe Geschöpf, welches vielleicht irgend einen Bezug zu dem betreffenden Industriezweige hat, gleichfalls in naturalistischer Auffassung abzubilden und als Marke zu benutzen.

Höchst instruktiv sind in dieser Hinsicht die verschiedenen Marken der südamerikanischen Fleischextraktfabriken: die erste und älteste in Fray-Bentos wählte einen Ochsen und ein Schaf auf grünem Pampashintergrunde und glaubte damit ohne Zweifel etwas besonders Geistreiches geschaffen zu haben. Nun kamen aber Nachahmer und Konkurrenten, denen es kein Mensch verbieten konnte, gleichfalls Ochsen, Schafe und grüne Pampas als passende Embleme zu wählen, wenn auch in etwas anderer Stellung und Gruppierung.

Auf der älteren Marke stehen bei aller Naturalistik der Behandlung die guten Wiederkäuer so hölzern-steif auf ihrer saftigen Wiese, als kämen sie direkt aus einem Nürnberger Spielwarenkasten — der Konkurrent aber machte, unter Beibehaltung der „Grundidee“, die Sache viel malerischer und pikanter, indem er einen mächtigen Bullen durch wilde Gauchos oder Pampasreiter verfolgen und einfangen läßt, während zur Seite sanfte Lämmer friedlich grasen.



Klee(=Shamrock)blatt als Fabrikzeichen für irische Leinen.



Schutzmarke für eine Stahlfabrik; der Bolzen als Sinnbild schneidiger Schärfe. Entworfen von F. Keller-Leuzinger.



Schutzmarke für eine Werkzeugfabrik; keilförmige Figur einfachster Art, zum Einschlagen auf Stahlklingen. Entworfen von F. Keller-Leuzinger.



Schutzmarke für eine Stahlfabrik (wie oben).

Im einen wie im anderen Falle hätte man etwas Unzweckmäßigeres und dabei Geschmackloseres nicht wohl finden können, denn irgend eine dritte und vierte Fabrik derselben Art wird das einfache Thema noch weiter variieren, und schließlich wird sich eine Reihenfolge dieser fälschlich so genannten „Schutzmarken“ ausnehmen wie verlorene Blätter aus Karlchen Mießnicks Zeichenbuch, Abteilung: Haustiere.

Wenn Stier und Genossen in diesem Falle durchaus ihren Platz finden sollten (was keineswegs zwingend notwendig erscheint), so wäre es sicherlich richtiger gewesen, die Sache so zu behandeln, wie wir es in jenem köstlichen Wappenschilde des Kanton Uri oder in dem vom Lande Mecklenburg sehen — und wenn dann um jeden Preis noch etwas specifisch Südamerikanisches dazu kommen mußte, so hätte dies zum Beispiel ein verschlungener Lasso als abschließende Einfassung sein können.

In letzter Zeit ist es nun gar aufgekommen, die Porträts berühmter Erfinder und Patentinhaber als Schutzmarke registrieren zu lassen.

Ein etwa erstehender Konkurrent mag nun aller-

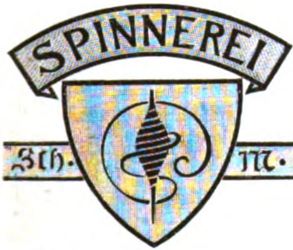
dings nicht dazu berechtigt sein, ebendieselbe Persönlichkeit abzubilden und deren Namen zu benutzen; wer aber kann es ihm verbieten, sich gleichfalls einen Doktor oder Professor als Schutzpatron zu küren und dessen Porträt durch eine Lorbeerumrahmung und anderweitige Zuthaten dem des anderen so ähnlich zu machen, daß man es auf den ersten Blick nicht zu unterscheiden vermag?



Schutzmarke für eine Spinnerei; die Spindel, heraldisch stilisiert, als Urbild dieses Industriezweiges. Entworfen von F. Keller-Leuzinger.

Diese, wie ich glaube, durch amerikanische und englische „Patent medicines“, Pillen und Mixturen, zu uns gekommene Sitte oder vielmehr Unsitte ist also gänzlich zu verdammen.

— — — — — — — — — — —



Schutzmarke für eine Spinnerei (wie oben).



Schutzmarke für eine Spinnerei (wie oben).

Ich komme damit auf eine besondere Art von Schutzmarken — die Postwertzeichen —, für die gleichfalls nach englischem und amerikanischem Vorgange in den meisten Fällen das Brustbild des betreffenden Staatsoberhauptes, Monarchen oder Präsidenten gewählt wird.



Schutzmarke für eine Spinnerei (wie oben).

Dieser Gebrauch wurde ohne Zweifel als Analogie mit den Münzen beliebt; aber Papier ist kein Metall, und am wenigsten dürfte eine vergängliche, ex officio zu beschmierende Briefmarke dazu geeignet sein, ein derartiges Porträt zu tragen. Nicht einmal auf Papiergeld wünschte man es zu sehen, wie es auch faktisch mit Ausnahme des ebenso fein gestochenen als geschmacklos ornamentierten amerikanischen nur noch auf wenigen anderen Kassenscheinen zu finden sein dürfte. Es sollte übrigens schon der Gedanke, daß die Staats-Oberhäupter wechseln und sich nicht gleichen, besonders in Staaten republikanischer Verfassung, von solcher Porträtverwertung auf Postmarken abhalten, denn es kann ja vorkommen, daß bei einem plötzlich eintretenden Umschwung oder Abgang des Betreffenden noch Millionen von alten Marken in den Kassen liegen, die dann wohl oder übel verwertet werden müssen, und wenn sie noch so schlecht für die neuen Verhältnisse passen. So ist es z. B. in Frankreich geschehen, daß noch lange Zeit nach dem Sturz Napoleons III. von der Republik Marken mit dem „lorbeerbekränzten“ Kaiserporträt ausgegeben wurden!

Ähnliches geschieht, wie schon bemerkt, wohl allenthalben mit den Münzen (glücklicherweise! wird der

Numismatiker ausrufen) aus dem sehr triftigen Grunde, weil das Umschmelzen und Umprägen die größten Verluste verursachen würde und eine althergebrachte Sitte den Gebrauch geheiligt hat; Papier aber, selbst bedrucktes, ist ein geringwertiges Material, und so kann man wohl verlangen, daß wenigstens bei den Postmarken die gerügte Diskrepanz nicht vorkomme.



Schutzmarke für Fabrikate von Bein, Elfenbein, Hartgummi, Holz ꝛc., überhaupt für geschnitzte, gedrechselte oder gepreßte Manufakturwaren. Entworfen von F. Keller-Leuzinger.

Es ist deshalb erfreulich, zu konstatieren, daß man bei uns längst schon das Landeswappen zur Briefmarken-Stempelung benutzt und man sich auch in Frankreich, wo ein solches zur Zeit nicht vorhanden, da der streitbare Göckelhahn (so passend er sonst gewesen wäre) doch wohl vermieden werden mußte, mit einer für alle Verhältnisse passenden allegorischen Darstellung von Handel und Gewerbe zu behelfen gesucht.

— — — — — — — — —

Es ist, wie man sieht, nicht leicht, eine gute Schutzmarke zu entwerfen, das heißt die derart beschaffen sei, daß sie allen Anforderungen entspreche. Das Feld, auf dem der Zeichner sich bewegen kann, ist zwar ein sehr großes; wenn er jedoch nicht nach festen, klar umrissenen Grundsätzen zu Werke geht und seine Arbeit nach jeder Richtung hin prüft, so läuft er Gefahr, seinem Auftraggeber etwas Ungenügendes zu liefern, das entweder den Hauptzweck, den des Schutzes, gar nicht erfüllt, nicht „schlagend" genug wirkt ꝛc., oder die betreffende Firma in Gefahr bringt, nachträglich lästige Prozesse führen zu müssen.

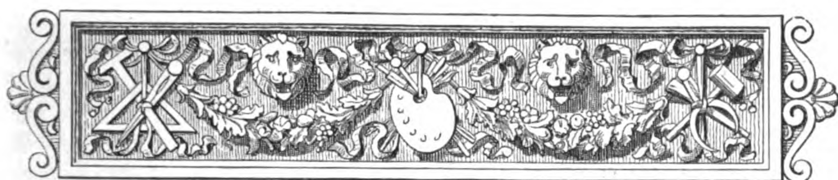
Ein Wort der Erläuterung zu diesem zeitgemäßen Kapitel zu geben und dabei im Interesse unseres rasch sich entfaltenden deutschen Kunstgewerbes den Wunsch auszusprechen, daß der Musterschutz in Bälde ein internationaler werden möge, ist der Zweck dieser Zeilen.



Schutzmarke für Fabrikate von Bein, Elfenbein, Hartgummi, Holz ꝛc. (wie oben).

Es ist leider nicht zu bestreiten, daß ein Teil unserer Industriellen auf kunstgewerblichem Gebiete früher ohne weiteres französische und speciell Pariser Muster kopierte. Das hat sich jedoch, seitdem sich die segensreichen Folgen unserer trefflich geleiteten Kunstgewerbeschulen mehr und mehr bemerkbar machen und das Verständnis für schöne, zweckmäßige und stilgerechte Form anfängt, in immer weitere Kreise zu dringen, sehr bedeutend geändert: nicht nur, daß wir nicht mehr nötig haben, die Franzosen zu kopieren, sondern es entleihen diese letzteren nun bei uns, wie dies einige unserer Fabrikanten, und zwar gerade die ersten und besten, zu ihrem Schaden schon erfahren haben. Dagegen könnte nur ein internationales Musterschutzgesetz helfen, das unter den obwaltenden Umständen freilich nur sehr schwer zu stande zu bringen sein dürfte.





Thomas Gainsborough.

Von

Helen Zimmern.

Der vor Jahresfrist in London bewerkstelligten Reynolds-Ausstellung ist kürzlich in der Grosvenor-Galerie eine Ausstellung von Gemälden des berühmten Zeitgenossen und Rivalen Sir Josua Reynolds', Thomas Gainsborough, gefolgt. Welcher von diesen beiden Künstlern höher zu stellen sei, darüber ist seiner Zeit ein heftiger Wortkrieg entstanden, der noch bis zur Stunde geführt wird.

In der That sehen wir in Gainsborough und Reynolds zwei Künstler einander gegenübergestellt, die eine außerordentliche Verschiedenartigkeit des Temperaments und der Begabung zeigen, und in ihren Gemälden erkennen wir dies auch an Auffassung, Behandlung und Methode. Nicht aus freier Wahl, sondern dem Gebot der Notwendigkeit gehorchend, ist Gainsborough im engeren Sinne der Rivale des großen Porträtmalers Reynolds geworden. Ein Künstler der damaligen Zeit konnte eben nur durch Bildnismalen sein Brot erwerben. Hätte Gainsborough seiner künstlerischen Neigung folgen dürfen, er wäre unbedingt Landschafter geworden, und als solchen schätzen wir Kinder der Jetztzeit ihn ebenso wie als Porträtmaler. Sehr treffend bemerkte einer unserer Kunstkritiker: „Gainsborough hat seine Bildnisse für seine Generation, seine Landschaften aber für uns gemalt."

Es ist seltsam, daß wir von dem Leben eines so bedeutenden Künstlers verhältnismäßig wenig wissen, während wir über so viele seiner Zeitgenossen genaue biographische Aufzeichnungen besitzen. Wahrscheinlich hat er, abgesehen von seinem künstlerischen Schaffen, kein sehr bewegtes Leben geführt, und wir können füglich von ihm als Privatmann sagen: „Er lebte, nahm ein Weib und starb." Anders der Künstler, und wohl konnte sein Kollege Sir Josua Reynolds, der erste Präsident der Königl. Malerakademie, als Gainsborough starb, den Ausspruch thun: „Sollte unsere Nation es in der Kunst jemals so weit bringen, daß wir die ehrenvolle Bezeichnung einer englischen Schule erlangen, so würde der Name Gainsboroughs einer der ersten sein, die unsere Kunstgeschichte der Nachwelt zu überliefern hätte."

Thomas Gainsborough ist um das Jahr 1727 in der anmutig gelegenen Stadt Sudbury in Suffolk als dritter Sohn des respektabeln Geschäftsmannes John Gainsborough geboren. Sein Geburtstag ist nicht bekannt, doch weiß man, daß er am 4. Mai getauft wurde. Sein Vater scheint ein wohlhabender Mann gewesen zu sein, denn trotz einer zahlreichen Familie — dieselbe war neun Köpfe stark — konnte er seinen sämtlichen Kindern eine gute Erziehung zu teil werden lassen. Bei seinen Mitbürgern stand er in allgemeiner Achtung, und sein guter Ruf hat, den damaligen Anschauungen gemäß, nicht im geringsten dadurch gelitten, daß er einen Schmuggelhandel mit Holland

zu betreiben pflegte. Der Umstand würde kaum des Erwähnens wert sein, knüpfte sich nicht die Vermutung daran, daß infolge seiner Reisen nach den Niederlanden sein Sohn Thomas etwas von den Grundsätzen der holländischen Malerei erfahren haben mochte. Auch weisen Gainsboroughs früheste Arbeiten untrügliche Zeichen seiner Bekanntschaft mit den holländischen Meistern auf. Wie es scheint, waren die Söhne alle gescheite Menschen. Der älteste, in seiner Vaterstadt unter dem Namen „Scheming Jack“ (Hans, der Plänemacher) bekannt, hat viele charakteristische Anekdoten geliefert. Er scheint eine Art Universalgenie gewesen zu sein. Auch zur Malerei hatte er Talent.

Der zweite Bruder hatte eine große Begabung zum Maschinenbauwesen. Watt soll ihm eine seiner bedeutendsten Verbesserungen der Dampfmaschine verdankt haben: die Einrichtung des vom Cylinder getrennten Kondensators.

Die Mutter des Künstlers war, wie man es bei Müttern großer Männer häufig findet, eine Frau von ungewöhnlich hohen Fähigkeiten. Sie war eine tüchtige Blumenmalerin und hat ihren kleinen Thomas schon bei seinen ersten Zeichenversuchen ermutigt und unterstützt. Ihr ist es wenigstens vergönnt gewesen, den Ruhm ihres Sohnes zu erleben, welches Glück dem Vater nicht beschieden war. Thomas gab frühzeitig Beweise seines Talentes. Mit zehn Jahren leistete er schon etwas im Skizzieren, als zwölfjähriger Knabe war er ein Maler. In der Umgebung seines Heimatsortes gab es, wie er selbst erzählt hat, keine Baumgruppe, die er nicht gekannt hätte, ja kaum einen einzelnen Baum oder Strauch oder Dornbusch von irgend welcher Schönheit, der seiner Aufmerksamkeit entgangen wäre. Sudbury ist ein malerisches, altertümliches Städtchen und besitzt eine Umgegend, die schön genug ist, um ein weniger begabtes Menschenkind zum Künstler zu machen. Mit vielen Punkten aus jener Gegend hat uns Gainsboroughs Pinsel bekannt gemacht.

Als Thomas zehn Jahre zählte, wurde er auf eine höhere Schule geschickt, an der sein Oheim Oberlehrer war. Hier scheint der junge Tom mit seinen Mitschülern einen Pakt abgeschlossen zu haben, wonach sie seine Schularbeiten machten, während er sie durch seine Skizzen amüsierte. Zu seinen liebsten Vergnügungen gehörte es, mit seinem Skizzenbuch ins Freie hinauszuwandern, und er that dies, so oft er einen Tag Ferien erlangen konnte. Einst, als ihm sein Vater die Bitte um einen freien Tag abschlug, schrieb Master Tom ohne Skrupeln das übliche Gesuch: „Ich erbitte für Tom einen freien Tag,“ in einer so täuschenden Nachahmung der Handschrift seines Vaters, daß der Wunsch ohne weiteres erfüllt wurde. Als dann der Betrug später entdeckt ward und der Vater die so geschickt gefälschte Unterschrift sah, rief er mit dem natürlichen Entsetzen eines Kaufmanns über ein derartiges Vergehen: „Tom wird an den Galgen kommen!“ Hierauf zeigte ihm der Knabe sein Skizzenbuch, und nun, da der Alte sah, wie sein Sohn den Tag benutzt hatte, sagte er: „Tom wird ein großer Künstler werden.“ Gainsborough wurde augenscheinlich niemals in seinen künstlerischen Neigungen gehemmt. Hinter seinem elterlichen Hause (einem der malerischsten Häuser in dem pittoresken Sudbury, dessen gotische Gebäude großenteils von den vlämischen Webern herrühren, welche sich hier zur Zeit Eduards III. ansiedelten) befand sich ein großer Obstgarten, und wenn die Früchte reif wurden, pflegte sich der Anblick der obstbeladenen Zweige hinter dem niedrigen Zaun nur allzu verlockend für die Vorübergehenden zu erweisen. Doch die Langfinger kamen stets unentdeckt davon, bis einst der junge Gainsborough in früher Morgenstunde nach einem am äußersten Ende des Obstgartens befindlichen Gartenhäuschen aufbrach, um dort einen der Bäume zu skizzieren. Während des Zeichnens bemerkte er, wie jemand den Kopf über den Zaun streckte und mit sehnsüchtigen Blicken nach den am Baume hängenden Birnen

hinaufschielte. Sofort begann der junge Maler das Diebsgesicht zu zeichnen, in dessen Zügen sich Hoffnung und Furcht, Nichtsnutzigkeit und Trägheit in ergötzlicher Mischung offenbarten. Nach längerem vorsichtigen Herumspähen schickte sich der Spitzbube an, den Baum zu erklettern, und nun trat Gainsborough aus seinem Versteck hervor, worauf der Mann schleunigst das Weite suchte. Als Tom beim Frühstück die Geschichte erzählte und das Konterfei zeigte, wurde danach ein Einwohner Sudburys als der Obstdieb erkannt und derselbe sofort herbeigeholt. Er leugnete hartnäckig, bis der junge Gainsborough ihm das Bild vorhielt, das ihn genau so darstellte, wie er in dem Augenblick aussah, als er gegen das siebente Gebot sündigen wollte.

Diese Jugendarbeit wurde lange Zeit in der Familie aufbewahrt, und in späteren Jahren hat Gainsborough die Skizze in Farben ausgeführt. Noch als gereifter Mann und gefeierter Künstler sprach er oft mit Vergnügen davon, wie sich eben jeder, der sein Ziel erreicht hat, gern der ersten Versuche aus der Jugend zu erinnern pflegt.

Im Freundeskreise des elterlichen Hauses unseres Gainsborough war man allgemein der Ansicht, daß aus einem Jüngling von so klarem Blick und so sicherer Hand etwas Tüchtiges werden könne, und es wurde ein Familienrat versammelt, laut dessen Beschluß der fünfzehnjährige Thomas nach London geschickt wurde, um dort Malerei zu studieren. Er wohnte in London bei einem Silberarbeiter, und diesem Manne verdankte er viel. Derselbe machte ihn mit dem Kupferstecher Gravelot bekannt, der ihn in seiner Kunst unterwies, welche Gainsborough in späteren Jahren gelegentlich, obwohl nur selten, ausgeübt hat. Durch Gravelot erhielt der Knabe auch Aufnahme in der „Alten Akademie“ in der St. Martinsgasse, welches Institut er indessen bald wieder verließ, um seine Ausbildung im Atelier Haymans zu empfangen. Dieser genoß einigen Ruf als Historienmaler, doch mehr als von seinem Künstlerruhm war von seiner Neigung für die Freuden der Geselligkeit die Rede. Ob nun sein künstlerisches oder sein geselliges Leben dem jungen Schüler mißfallen haben mag — man weiß nur, daß derselbe auch bei diesem Lehrer nicht lange blieb. Die englische Kunst stand damals in einer Periode, von der ein Kritiker als „schimpflich“, ein anderer als „verächtlich“, ein dritter als „schmachvoll“ spricht. Man kann sich daher kaum wundern, daß Gainsborough lieber allein als bei einem der „Meister“ jener Zeit arbeiten wollte, und so richtete er sich denn ein eigenes Atelier in Hatton Gardens ein. Es währte indessen nicht gar lange, so befand sich der junge Künstler wieder daheim in Suffolks Feldern und Waldungen — „weil es ihm an Gönnern gefehlt“, so berichten uns seine Biographen. Sollte es indessen nicht vielleicht in erster Linie sein Sinn für landschaftliche Schönheiten, seine Freude an den grünen Bäumen, dem blauen Himmel und der freien, frischen Luft gewesen sein, die den Künstler wieder in die Heimat zog? Gainsborough muß es damals schon klar geworden sein, daß er in London nur durch Porträtmalen etwas erreichen könne; seine erste und letzte Liebe aber galt der Natur.

Wie erzählt wird, trat einst, während er mit einer Skizze in der Umgegend beschäftigt war, ein „junges Frauenzimmer“ plötzlich in das Landschaftsbild und wurde von ihm mit in die Zeichnung aufgenommen. Doch nicht allein auf seine Leinwand bannte er die selten schöne Erscheinung, er schloß das „junge Frauenzimmer“ auch für alle Zeit in sein Herz. Es war Margaret Burr, die Schwester eines Reisenden im Geschäft des alten John Gainsborough, und alle, die sie gesehen, rühmten ihre große Schönheit. Die Zeit bis zur Vollendung des Bildes genügte den jungen Leuten, um sich ernstlich ineinander zu verlieben, und wenige Monate später fand die Hochzeit des neunzehnjährigen Jünglings mit der um ein Jahr jüngeren Margaret statt. Über den Verhältnissen der letzteren schwebt ein Ge-

heimnis, das nie aufgeklärt wurde. Man weiß, daß sie eine Jahresrente von zweihundert Pfd. Sterl. bezog, die ihr durch einen Londoner Bankier gezahlt wurde, doch ist nicht bekannt, von wem das Geld kam. Margaret soll nach einigen die Tochter eines verbannten Prinzen aus dem Hause Stuart gewesen sein, und einen Schein von Glaubwürdigkeit gewinnt diese Vermutung durch Äußerungen aus ihrem eigenen Munde. Andere wollen wissen, daß sie eine illegitime Tochter des Herzogs von Bedford gewesen und die Rente von ihm hergerührt habe. Gewisses ist eben darüber nicht bekannt geworden, doch sicher ist, daß Margaret sich als eine vortreffliche Gattin bewährt hat und die Ehe eine völlig glückliche war.

Etwa sechs Monate nach der Hochzeit ging der jugendliche Ehemann mit seiner jungen Frau nach Ipswich, wo das Paar ein Landhäuschen für die bescheidene Jahresmiete von sechs Pfd. Sterl. bezog. Die Ipswicher huldigten zur damaligen Zeit nur praktischen und geschäftlichen Interessen, und ihre Werften und Speicher galten ihnen für anziehender als die lieblichste Aussicht. Von solchen Leuten war für einen Künstler natürlich wenig zu erwarten. Nachdem Gainsborough lange vergeblich auf Bestellungen gehofft hatte, schickte ein wohlhabender Gutsbesitzer zu ihm. Als er dem Ruf erfreut Folge leistete, erfuhr er zu seiner nicht geringen Entrüstung, daß man einen Anstreicher wünschte.

Wahrscheinlich ist dieser Mangel an Erfolg in Wirklichkeit ein Gewinn für den jungen Maler gewesen, der durch das Einkommen seiner Frau vor Nahrungssorgen geschützt war. Hatte er doch dadurch vollauf Zeit, der Natur jene genaue und liebevolle Beobachtung zu widmen, welche seinen Kunstschöpfungen einen unvergänglichen Wert gab.

Aus dem Jahre 1754 datierte Gainsboroughs Bekanntschaft mit Philip Thicknesse, einem aufgeblasenen Menschen vom Typus des famosen Konstabler Hundbeer. Thicknesse, der reich war und es liebte, „alles um sich schön zu haben", nahm sich sofort des jungen Künstlers an, verschaffte ihm Aufträge und war ihm stets nützlich und gefällig, so wenig angenehm diesem auch der Verkehr mit einem solchen Gönner gewesen sein mochte. In jener Zeit malte Gainsborough hauptsächlich die Frauen und Töchter seiner Nachbarn, zuweilen skizzierte er aber auch die Schlösser und Meierhöfe der Gutsherren jener Gegend. Es ist charakteristisch für ihn, daß er trotz der damaligen nur die Porträtmalerei begünstigenden Richtung die Landschaft nie vernachlässigt hat. Hierin liegt das Genie des Künstlers wie das Wesen des Mannes deutlich ausgesprochen.

Nach fünfzehn Jahren ungetrübten Glückes in stiller Zurückgezogenheit übersiedelte Gainsborough auf den Rat seines Freundes Thicknesse nach Bath, dem englischen Modebad jener Generation, das alljährlich der Rendezvousplatz der eleganten Welt war. Hier mußte Gainsborough ein teureres Haus mieten, worüber seine haushälterische Gattin sich dermaßen beunruhigte, daß sie ihn fragte, ob er in den Schuldturm wandern wolle. Ihre Besorgnis erwies sich indessen als unbegründet. Es stellten sich alsbald Aufträge in großer Zahl ein, und der Künstler sah sich in kürzester Frist genötigt, um die Bestellungen auf ein seiner Arbeitskraft entsprechendes Maß zurückzuführen, anstatt der fünf Guineen, die er bisher für ein Porträt erhalten, deren acht zu fordern. Und schließlich gab man ihm für seine Bildnisse halber Größe vierzig, für solche in ganzer Figur hundert Guineen. Wegen seiner glänzenden Einnahmen wurde sein Haus scherzweise „Gain's borough" (Gewinnsburg) genannt. Ein Modemaler in Bath zur damaligen Zeit konnte natürlich nur Porträtmaler sein; und während er dort wohnte, wurden viele der hervorragendsten Persönlichkeiten von ihm gemalt.

Gainsboroughs Pinsel verdanken wir auch ein Bildnis Garricks, welches dessen Gattin für das beste erklärt hat, das von ihrem Manne existiere. Und dies ist kein

geringes Zeugnis für des Malers Gabe, Ähnlichkeit hervorzubringen, denn der große Mime pflegte, um Abwechselung in die Sitzungen zu bringen, ein so groteskes Mienenspiel zu entwickeln, daß er für den Maler zu einem wahren Chamäleon wurde. Garrick war so zufrieden mit dem Bilde, daß er es der Stadt Stratford am Avon schenkte.

Chatterton, der geniale Dichterjüngling, ist ebenfalls durch Gainsborough gemalt worden, und sein Bildnis mit dem kindlichen Antlitz und dem lang herabwallenden Haar ist ein Meisterstück der Porträtmalerei; desgleichen das Bild des Verfassers von „Pamela" (Richardson) und dasjenige Sternes. In Bezug auf des letzteren Porträt können wir Tristram Shandys eigene Worte anwenden: „Reynolds selber, ein so großer und genialer Künstler er ist, dürfte es gemalt haben."

Zu der großen Zahl derer, die sich in Bath von Gainsborough malen ließen, gehören noch viele minder berühmte oder doch nur zu ihrer Zeit berühmte Leute — tonangebende Damen und Herren der vornehmen Gesellschaft, Beherrscher der Mode des Tages; und allen gemeinsam ist ein Zug würdevoller Ruhe eigen, den wir bei Gainsboroughs Bildnissen wie bei denen Reynolds', van Dycks und anderer alter Meister wahrnehmen, jener Ausdruck der Ruhe, welchen wir Menschen der Neuzeit, die das Jahrhundert der Dampfkraft und Elektricität nervös gemacht und der Muße beraubt hat, eben nicht besitzen.

Bei Reynolds bilden schnelle Auffassung und lebendiger Ausdruck des Charakters den hervorstechendsten Zug seines künstlerischen Bestrebens. Gainsborough behandelte ein liebliches Gesicht oder eine anmutige Gestalt in demselben Geist, wie er eine Landschaft malte. Es war ihm in erster Linie um das Schöne, das Malerische bei seinem Gegenstande zu thun, er plagte sich nicht damit, die feineren Merkmale des Charakters hervorzuheben. Daher kommt in seinen Porträts oft weniger der Geist als die äußere Erscheinung zur Geltung, die er freilich dafür in desto zarterer und schönerer Weise zur Darstellung bringt. Es gelang ihm vortrefflich, jene flüchtigen Reize der Gebärden und Mienen wiederzugeben, die bei einem ernsteren Charakterstudium mitunter übersehen werden, aber es kann uns nicht entgehen, daß er solche Triumphe, so sehr wir sie bewundern müssen, selten erzielt hat, ohne irgend etwas dafür zu opfern; ja, manche seiner Bildnisse lassen uns einen tieferen Einblick in das Wesen der von ihm gemalten Personen derartig vermissen, daß unsere Vorstellung von ihnen sich nur auf die bestimmte Stellung beschränkt, in der sie sich uns auf der Leinwand präsentieren. Es ist eine natürliche Folge der Eigenart und der Grenzen seiner künstlerischen Begabung, daß er weit glücklicher im Malen von weiblichen als von männlichen Porträts war.

Wie wenig seine Darstellungsweise von dem geistigen Leben und der persönlichen Existenz der ihm Sitzenden berührt worden ist und wie sehr er sich in diesem Punkt von Reynolds unterschied, zeigen uns die Porträts, welche beide Künstler von Mrs. Siddons geliefert haben. Als Reynolds sich anschickte, die berühmte Schauspielerin zu malen, dachte er zuerst an ihre Kunst, und so stellte er sie denn als die verkörperte Muse des Trauerspiels dar; während auf Gainsboroughs Gemälde, das in seiner Art ebenfalls ein Meisterwerk ist, die Künstlerin nur als eine anmutige, reizende Frau erscheint, deren Äußeres nichts von besonders hervorragenden Geistesgaben oder dem Beruf erraten läßt, durch welchen sie eine so hohe Berühmtheit erlangt hat. Gainsboroughs Kunst stand in zauberischer Wirkung der Reynolds' gleich, wenn nicht noch höher, aber er gebot in weit geringerem Maße über die Gabe des Individualisierens, der scharfen Charakterisierung.

Während Gainsborough in Bath Erfolg und Wohlstand erntete, begann sich in London das damals erwachende Interesse für Kunst zu regen. Die Königliche

Akademie der Künste war gegründet und Gainsborough sofort zum Mitglied derselben erwählt worden. Er sandte in den ersten Jahren auch Porträts und Landschaften zu den Ausstellungen der Akademie. Er haderte indessen mit dieser Körperschaft, deren aktives Mitglied er nicht war, beständig über die Plätze, welche seine Bilder erhielten, und schließlich, als im Jahre 1784 seine berühmten Porträts der königlichen Prinzessinnen Augusta und Elisabeth nicht so gehängt wurden, wie er es gewünscht hatte, zog er dieselben zurück und schickte der Akademie ferner kein Bild wieder ein.


Thomas Gainsborough.

In Bath war einer seiner wärmsten Verehrer ein Fuhrmann, Namens Wiltshire, welcher den Frachtgütertransport zwischen Bath und London besorgte. Seine Bewunderung des Meisters war wirklich ganz idealer Art, denn er verweigerte die Annahme irgend welcher Bezahlung für Beförderung der Gemälde Gainsboroughs. Und damit zollte er wahrlich dem Genie einen gleich edlen Tribut, wie die Florentiner Regierung es gethan, als sie den Leonardo da Vinci bei einer allgemeinen Steuer ausnahm. Um sich zu revanchieren, schenkte Gainsborough dem kunstsinnigen Fuhrmann mehrere Gemälde, wofür dieser sich wiederum durch das Geschenk eines Pferdes erkenntlich bezeigte. Dieses Pferd ist auf Gainsboroughs Bildern vielfach zur Darstellung gelangt, unter anderem auch auf dem berühmten Genrebild „Heimkehr von der Ernte“. Ein kleines Mädchen sitzt auf einem Wagen, den der Fuhrmann halten läßt, damit ein anderes kleines Mädchen hinaufklettern kann. Die beiden Kinder sind des Künstlers Töchter Margaret und Mary.

Den höchsten Genuß nächst seinen ländlichen Spaziergängen und Naturstudien bereitete ihm die Musik, für welche er seine Begeisterung oft in der seltsamsten Weise bekundete. Sobald er irgend einen hervorragenden Musiker hörte, gab er sich der kindlichen Täuschung hin, daß ihm ein Spiel von gleicher Wirkung, wie die von dem Tonkünstler erzielte, gelingen müsse, wenn er sich dessen Instrument verschaffen könne. So kaufte er denn Giardinis Violine und Abels Kniegeige, und einst hatten es ihm Fischers Oboe und Crosdils Violoncello angethan. Seine Leidenschaft für musikalische Instrumente ging so weit, daß er einmal, als er auf einem van Dyckschen Bilde eine Laute gesehen hatte, nicht eher ruhte, als bis er einen deutschen Musiklehrer entdeckt hatte, der eine solche besaß.

Zuweilen hatte es den Anschein, als sei Gainsboroughs Lebenszweck die Musik

und die Malkunst nur Nebensache bei ihm. Daß in Gainsborough ein gutes Teil echter Musikliebe steckte, ist sicher. Dem aufmerksamen Beobachter kann es auch nicht entgehen, daß er, so wenig er sonst der mikroskopischen Genauigkeit zu huldigen pflegte, doch bei der Darstellung von musikalischen Instrumenten, wo immer er sie gemalt hat, mit der größten Sorgfalt zu Werke gegangen ist. So bemerkte ein Kritiker in Bezug auf das Bildnis des deutschen Musikers Fischer, daß dessen Geige einem Kenner die Werkstatt verraten müsse, aus der das Instrument hervorgegangen.

Eine Entzweiung mit Thicknesse veranlaßte Gainsborough, im Jahre 1774 nach London zu gehen. Hier, wo er einst als ein junger unbekannter Künstler vergebens auf Beschäftigung geharrt hatte, ließ er sich jetzt als einer der berühmtesten Maler seiner Zeit nieder. Als Georg III. von seiner Ankunft hörte, ließ er ihn in den Palast entbieten, um ihm Aufträge zu erteilen. Kaum war dies bekannt geworden, so beeilten sich Hof und Gesellschaft, dem königlichen Beispiel zu folgen. Porträts wurden von allen Seiten und in solcher Menge bestellt, daß es Gainsborough trotz seiner schnellen Pinselführung und seines unermüdlichen Fleißes nicht möglich war, die Wünsche seiner Auftraggeber pünktlich zu befriedigen.

Alle glänzenden Erfolge und Glücksgüter konnten ihn weder seinen Freunden noch seiner ersten Liebe, der Natur, entfremden. In einem Briefe spricht er davon, wie sein Herz sich nach den grünen Feldern sehne; daß er indessen fürchte, niemals eine freie Zeit zu bekommen. Er stand jetzt im Zenith seines Ruhmes. Die hervorragendsten Rechtsgelehrten, Staatsmänner, kirchlichen Würdenträger, Befehlshaber im Heer und in der Flotte, Bühnengrößen — sie alle saßen ihm. Er malte unter anderem Lord Howe, Sheridan, Clive, Johnson, Canning und Burke.

Es ist nicht gut möglich, die Porträts auch nur zu nennen, welche Gainsborough während seiner in London verlebten Jahre gemalt hat. Zum großen Teil sind es Bildnisse der zahlreichen Familie König Georgs III., von deren Mitgliedern sich manche wiederholt und immer wieder von ihm malen ließen, und es ist ihm die keineswegs leichte Aufgabe gelungen, die unschöne Königin Charlotte im Bilde anmutig erscheinen zu lassen. In einem Jahre war ein Gemälde mit nicht weniger als fünfzehn Köpfen aus der königlichen Familie von Gainsborough ausgestellt.

Gainsboroughs Porträt der als Schönheit berühmten Herzogin von Devonshire wurde bekanntlich vor einigen Jahren von einem Londoner Kunsthändler für 10000 Pfd. Sterl. angekauft und diesem dann auf geheimnisvolle Weise geraubt. Es ist ihm bei Nacht in seinen eigenen Räumen aus dem Rahmen geschnitten worden, und man hat bis heute noch nicht die geringste Aufklärung über den Dieb oder das Verbleiben des Bildes erhalten können.

Blieb Gainsborough auch nach wie vor nur als Porträtmaler berühmt, so vernachlässigte er dennoch nicht seine Naturstudien. Kaum ein Dutzend Landschaften von ihm sind in der Akademie zur Ausstellung gelangt, aber laut den Berichten seiner Zeitgenossen hingen bei ihm zu Hause vom Eingangsflur bis zum Atelier Reihe an Reihe seine Landschaften, woselbst sie von den Leuten, welche sich von ihm malen ließen, selten eines flüchtigen Blickes im Vorübergehen gewürdigt wurden.

Heute gilt Gainsborough in gewissem Sinne als Begründer der Schule der englischen Landschaftsmalerei. Seine Kunst wurzelt ihrem Wesen nach ganz im Boden seiner Heimat. Nie hat er Studienreisen in andere Länder unternommen.

Gainsborough fand, daß der wahre Reiz einer Landschaft nicht in ihren Einzelheiten, sondern in ihrem Geiste liege, und er strebte danach, daß sein Bild stets den gleichen Eindruck auf den Beschauer hervorbringen solle, den dieser beim Betrachten der Originallandschaft empfangen haben würde. Zur Erreichung dieses

Zweckes wandte er die Methode an, das ganze Bild auf einmal hinzumalen. Er baute es nicht aus den einzelnen Teilen auf, sondern nahm Vordergrund, Hintergrund, Mittelpunkt, Bäume, Figuren, Himmel — alles zugleich in Angriff und arbeitete bald an dieser, bald an jener Partie. Der Erfolg war immer ein harmonisches Ganzes. Um sich die Scenerie jeden Augenblick vergegenwärtigen zu können, pflegte er sich einen rohen Plan der Landschaft auf seinem Tische herzustellen, wozu er Steinchen, getrocknete Gräser, Stückchen Spiegelglas ꝛc. benutzte. Er formte kleine menschliche Figuren, modellierte Kühe und Pferde, und kleine Stücke Kohle ersetzten die Felsen. Der Wert eines solchen Systems wird jedem einleuchten, der schon einmal die Erfahrung gemacht hat, daß eine ihm ehemals gut bekannt gewesene, doch später in Vergessenheit geratene Landschaft ihm durch eine Ansicht derselben in Vogelperspektive plötzlich wieder lebhaft in Erinnerung gebracht wurde. Haben derartige Ansichten auch durchaus keinen Anspruch, als genügende Darstellungen zu gelten, so sind sie doch eine vortreffliche Unterstützung für das Gedächtnis.

Beim Porträtmalen bediente er sich eines Pinsels mit sechs Fuß langem Stiel, so daß er zwischen sich, dem Modell und der Staffelei ein gleichseitiges Dreieck hätte ziehen können. Er war so im stande, beim Malen die gleiche Distanz von der Leinwand innezuhalten, aus welcher er das Modell vor sich sah. Hieraus erklären sich die bei näherem Hinblicken bemerkbaren Unebenheiten der Ausführung, die starken Pinselstriche in manchen seiner Bilder; zum Beispiel das Buschige in Lord Chesterfields Augenbrauen. Doch in der richtigen Entfernung gesehen, wird hiervon nirgends der Gesamteindruck beeinträchtigt. Gainsborough citierte in Bezug auf diese Eigentümlichkeit gern Gottfried von Knellers Ausspruch: „Um daran zu riechen, sind Gemälde nicht gemacht.“

Zu Anfang des Jahres 1787 begann Gainsborough zu kränkeln. Eines Tages, als er mit Sir George Beaumont und Sheridan speiste, bemerkten seine Freunde eine auffallende Veränderung in seinem Wesen. Er, der sonst stets in heiterster Stimmung war, saß still und traurig da, und bevor das Mahl zur Hälfte vorüber war, stand er auf und gab Sheridan ein Zeichen, ihm zu folgen. „Ich werde bald sterben,“ sprach er, als sie beide allein waren, „ich weiß es, ich fühle es. Mir ist eine weit kürzere Spanne Zeit vergönnt, als mein Aussehen vermuten läßt. Aber nicht das betrübt mich. Was mein Herz bedrückt, ist folgendes: Ich habe viele Bekannte, doch wenig Freunde. Da ich nun gern einen würdigen Freund haben möchte, der mich zum Grabe geleite, so bitte ich Sie darum. Wollen Sie kommen, ja oder nein?“ Sheridan gab ihm sein Wort, und als sie dann zur Tafel zurückkehrten, gewann Gainsborough seine frohe Laune wieder.

Aber seine trübe Vorahnung sollte sich als begründet erweisen. Im nächsten Jahre befand er sich unter der ungeheuren Menschenmenge, die dem Verhör Warren Hastings beiwohnte. Bei dieser Gelegenheit saß er mit dem Rücken einem offenen Fenster zugekehrt, infolgedessen er plötzlich fühlte, daß ihm das Genick eiskalt war. Als er zu Hause über einen Schmerz an der Stelle klagte, sah seine Frau dort einen kleinen roten Fleck. Dieser vergrößerte sich schnell und wurde für eine Krebsgeschwulst erklärt. „Wenn es Krebs ist, bin ich ein toter Mann,“ sprach Gainsborough und begann ruhig seine Angelegenheiten zu ordnen. Sein Zustand verschlimmerte sich sehr rasch, und im Bewußtsein der baldigen Erfüllung des unerbittlichen Spruches gedachte er eines Mannes, gegen den er nicht immer die freundlichste Gesinnung gehegt hatte. Dieser Mann war Reynolds. An ihn schrieb Gainsborough, daß er wünsche, ihn noch einmal zu sehen, bevor er sterbe. Von diesem Zusammensein sagte Reynolds:

„Wenn jemals kleine Eifersüchteleien zwischen uns vorgefallen sind, so waren

sie vergessen in jenen der aufrichtigsten Empfindung geweihten Minuten."

Es war eine feierliche Scene, die in dem Sterbezimmer stattfand, wo die beiden großen Maler im engen Beieinander Vergangenes vergessen sein ließen. Gedachten sie aber auch nicht mehr der Vergangenheit, so war ihr Blick doch keineswegs der Zukunft abgewandt. Er fürchte nicht den Tod, sprach Gainsborough, nur das sei ihm schmerzlich, daß er von seiner Kunst jetzt scheiden müsse, wo er zu sehen beginne, woran es ihm noch mangele. Die letzte Kraft des versiegenden Lebens regte sich nur noch schwach. Der taube Reynolds beugte sich tief herab, um die Worte des Scheidenden zu verstehen. Ergreifend und denkwürdig waren die einfachen Worte: „Wir gehen alle in den Himmel ein, wir werden van Dyck dort finden." Dies war Gainsboroughs Abschied von der Welt. Zwei Tage später erfolgte sein Tod. Die Erwähnung van Dycks ist charakteristisch, weil daraus erhellt, wie derselbe stets das Ideal des englischen Malers gewesen ist. Meister und Anhänger hatten das miteinander gemein, daß sie sich mit den intellektuellen Problemen der Kunst nicht allzusehr beschäftigten, und daß sie beide trotzdem noch in ihren Werken fortleben, während viele, die sich höherer Ziele gerühmt haben, längst der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Gainsborough wurde seinem Wunsche zufolge still auf dem Friedhofe von Kew bestattet. Reynolds war unter den nächsten Leidtragenden, die um den Sarg beschäftigt waren, und ein langer Zug folgte der Leiche, denn Gainsborough war beliebt bei allen, die ihn gekannt haben.

Seine Stellung in der englischen Kunst ist längst festgestellt. Ruskin schreibt über ihn: „Ein großer Name, ganz abgesehen von der englischen Schule oder irgend einer anderen Schule, der größte Kolorist seit Rubens ... rein in seinem echt englischen Geist, tief in seinem Ernst, anmutig in seiner Heiterkeit."

Das Ergebnis seines künstlerischen Schaffens besteht in mehr als dreihundert Gemälden und über tausend Zeichnungen. Die Ausstellung in der Grosvenor-Galerie hat an Gemälden die stattliche Anzahl von zweihundertundsechzehn aufgewiesen.





Litterarische Mitteilungen.

Neuere Romane und Novellen.

I.

Hat in der pessimistischen Weltanschauung die Kunst überall noch eine Daseinsberechtigung? Die Weisen des Pessimismus verneinen die Frage und müssen sie verneinen, wenn sie konsequent sind. Was in dieser besten aller Welten, die zugleich schlechter als gar keine ist, sollte der Pessimist auch mit der Kunst? Im Falle er sie nicht ernsthaft nimmt, kann sie ihm nur noch ein Palliativ (unter vielen anderen) gegen die Qual der Langweile sein;* im anderen Falle, wenn er sie ernsthaft nimmt, muß er sich sogar gegen sie verwahren, ja sie verwerfen und bekämpfen. Ist sie doch die Verklärung jener Fundamentalillusion, welche mit dem homerischen Achill in dem Leben ein hohes und höchstes unschätzbares Gut sieht! Oder aber der Pessimist müßte, wenn er, als ein kluger Mann, sich davon überzeugt, daß der Phantasie und dem obligaten Kunsttrieb alles in allem nicht viel anzuhaben ist, versuchen, beide von ihrem Wege abzudrängen auf, vielmehr in den entgegengesetzten; dem Fahrzeug der Kunst gewissermaßen Contredampf zu geben und, wie man von der normalen Thätigkeit der Phantasie bisher verlangte und erwartete, daß sie das Schöne schaffe, so jetzt von ihr verlangen und erwarten, daß sie das Häßliche produziere.

Nicht das gewöhnliche Häßliche! — das produziert das reale Leben bereits in genügender Quantität und Qualität — sondern das ausgesucht Häßliche, bei dessen Anblick dem stumpfsinnigen Betrachter, welchem die reale Welt trotz alledem noch immer leidlich und erträglich scheint, die Augen aufgehen über die völlige Unleidlichkeit und Unerträglichkeit derselben mit ihrer beleidigenden Plattheit, grauenhaften Öde und bodenlosen Gemeinheit. Will die Phantasie dies potenziert Häßliche schaffen — und sie kann es und muß es, wirft sie sich einmal in die entgegengesetzte Richtung —, nun wohl, so mag sie — jetzt für Rechnung des Pessimismus — ihr Geschäft weiter treiben und begrüßt werden als eine Bundesgenossin in der Heilslehre von der Elendigkeit des Daseins und der aus derselben resultierenden Notwendigkeit der Verneinung des Willens zum Leben.

Es wird manchem Leser befremdlich erscheinen, daß mir diese Gedanken kommen, indem ich den neuesten Roman von H. Heiberg: **Apotheker Heinrich** (Berlin und Leipzig, Wilhelm Friedrich), aus der Hand lege — desselben Heiberg, der sich erst vor wenigen Jahren durch seine „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland“ in den Ruf eines zugleich poetischen und humoristischen Kopfes gesetzt hat. Und fügen wir sofort hinzu: völlig verdienterweise. Die „Plaudereien“ sind ein wenig ungleichmäßig nach seiten des Inhalts und der Form, aber, alles in allem, ein hochinteressantes und ergötzliches Buch. Das letztere besonders insofern, als hier vielfach Töne angeschlagen werden, die bei uns nur zu selten erklingen: Töne echter Lustigkeit — flotte Marschlieder, so zu sagen, eines Soldaten des Lebens, der, wenn ihm das Gewehr zu hart die linke Schulter drückt, es auf die rechte nimmt und sich Staub und Hitze, Nässe und Kälte und andere Dinge, die Wasser auf die Mühle des Pessimisten sind, nicht im mindesten anfechten läßt. Freilich erklangen auch durch diese Marschlieder jezuweilen sehr, sehr schwermütige Weisen; aber das wurde damals — so viel mir erinnerlich — weniger beachtet; oder man nahm diese gelegentliche Melancholie als dunkle Folie, welche der Künstler seinen humoristischen Perlen und Diamanten künstlich unterbreitet, damit sie sich von derselben in doppeltem Glanz und Schimmer abheben.

* Siehe Ed. v. Hartmann: Philosophie des Unbewußten. Zweite Auflage. S. 654.

Es mag wie nachträgliche billige Weisheit erscheinen, wenn ich zu bekennen wage, daß ich allerdings an dem humoristisch-satirischen Glanz und Schimmer meine rechte Freude hatte, aber mir bereits damals besagte Folie wegen ihrer absonderlichen Tiefe und Dunkelheit auffiel, so daß ich mich fragte, ob jene Melancholie nicht doch am Ende die ruling passion dieser scheinbar so kindlich frohen Seele sei und der Humor seine Schellen nur so laut erklingen lasse, um das Schluchzen des Schmerzes zu übertönen?

In des Verfassers bald darauf folgendem Roman „Die goldene Schlange“ mit seinem überwiegend sentimentalen Inhalt und düsteren Ausgang fand dieser Verdacht ergiebige Nahrung, in dem neuesten — eben im „Apotheker Heinrich“ — könnte ich versucht sein, die völlige Bestätigung meiner bedenklichen Prognose zu finden. Wenigstens habe ich seit lange in unserer Romanlitteratur kein so tief melancholisches Buch gelesen. Oder was könnte unsere Teilnahme schmerzlicher erregen als das Schicksal eines lieben, unschuldigen, braven, edelherzigen Mädchens, das sich, getäuscht um eine erste Liebe, ihren Eltern zu Gefallen, die in einer mißlichen finanziellen Lage sind, zu der Ehe mit einem Manne drängen läßt, den sie zwar gewiß nicht liebt, vor dem sie aber einen, wie es scheint, gegründeten Respekt hat, und nun von diesem Manne, der ein scheinheiliger Halunke schlimmster Sorte ist, langsam zu Tode gequält wird? Das letztere ganz wörtlich zu nehmen. Denn der Tod, in den sie schließlich geht, ist genau so freiwillig wie das Zusammenbrechen eines überbürdeten Lasttieres. Selbst die Qual völliger hoffnungsloser Erblindung, welche sie vorher zu erdulden hat, ist nicht die Tücke des Zufalls, die sich so gern mit der Gemeinheit des Menschen verbündet, sondern die ganz eigentliche physische Folge der seelischen Folter, auf welche der Unmensch die Ärmste spannt. Bleibt es ja doch nicht einmal bei der seelischen Pein! werden doch von dem Chronisten dieser grausigen Geschichte wiederholt körperliche Mißhandlungen verzeichnet, in denen freilich, wie die Sache liegt, gerade von dem feinfühligen Leser kaum eine Erhöhung der Qualen gesehen werden dürfte.

Was aber in der That den Graus noch grausiger macht, ist ein Umstand, welcher an und für sich dem epischen Künstler zum höchsten Lobe gereicht: die sonnige Kraft seiner Darstellung nämlich. Er entwickelt nach dieser Seite ein Können und Vermögen, das dem vielgerühmten der französischen oder russischen Virtuosen des realistischen Genre fast ebenbürtig ist. Und zwar nicht bloß in der Schilderung der seelischen Zustände, sondern auch des epischen Drum und Dran. Der barbarische Henker, sein unglückliches Opfer, das schwache Elternpaar, die lauwarmen Freunde, die seel- und gemütlosen Spießbürger, welche den Chor bilden, die habgierigen dienenden Geister — das Leben und Treiben dieser Menschen innerhalb ihrer vier Wände, auf der Gasse, bei privaten gesellschaftlichen Vereinigungen und öffentlichen Belustigungen — in schärfsten Umrissen und hellster Beleuchtung sehen wir alle und alles, scharf und hell und sonnenklar, wie die beiden jungen Leute (in einem der schönsten Kapitel des Romans) das Städtchen mit Gassen und Gäßchen und die umgebende Landschaft unter sich hingebreitet erblicken. Ja, der Dichter begnügt sich nicht, unserer Sehkraft dadurch zu Hilfe zu kommen, daß er uns seine Welt in dem geschliffenen Glase seiner realistischen Darstellung schauen läßt — manchmal vertauscht er dies Glas mit dem satirischen Hohlspiegel; aber auch das thut er mit Vorsicht, niemals so weit, daß der Leser versucht wäre, die Glaubwürdigkeit der Schilderung in Frage zu stellen. Mit einem Worte: er benutzt jedes legitime Darstellungsmittel, um seinem Bilde die möglichst täuschende Ähnlichkeit mit dem wirklichen Leben zu geben, in dem Leser die Überzeugung zu erwecken, daß er es hier mit einer allertreuesten Kopie des Lebens, so zu sagen: mit dem Leben selbst zu thun habe.

Man kann, ja muß dem Autor dies Zugeständnis machen, und damit hätte er denn das höchste Ziel der Realisten von der strikten Observanz erreicht. Im Sinne der Idealisten freilich dürfte seine Rechnung nicht ganz so günstig stehen. Sie, die Idealisten, werden behaupten, daß er mit alledem den Zweck der Kunst keineswegs erfüllt habe, der doch kein anderer sein kann, als: das Schöne zu schaffen.

Aber das leugnen die Realisten ja eben. Was geht sie das Schöne an, das nirgends heim ist als in Nirgendsheim? Sie schwärmen nur für das Wahre, dem sie mit Aufbieten ihrer ganzen Kraft und Kunst Ausdruck zu geben suchen. Wenn dieses Wahre sich im großen und ganzen als etwas sehr Widerwärtiges herausstellt, bei dessen Betrachtung wir folglich von den widerwärtigsten Empfindungen ergriffen werden — sie können nichts dafür! sie waschen ihre Hände in Unschuld! Warum ist das Leben so häßlich!

Aber ich behaupte, es ist noch viel häßlicher, als sie es uns darstellen. So zum Beispiel die Geschichte von dem bösen Apotheker Heinrich, der seine arme unschuldige Frau zu Tode quält, und in der uns der Berichterstatter (was er als wahrhaftiger Mann durchaus nicht durfte) aus Mitleid eine ganze Reihe von Thatsachen unterschlagen hat, von denen jede einzelne geeignet ist, uns das Haar vor Entsetzen zu sträuben. Oder wäre es nicht

entsetzlich, daß aus dieser unheiligen Ehe, in welcher der schaudernde Betrachter nichts anderes erblicken kann als den fortgesetzten brutalen Triumph der Schurkerei und Gewalt über Unschuld und Ohnmacht, ein Kind entsprossen war — ein, wie ja nur zu begreiflich! — geistig und körperlich krüppelhaftes Geschöpfchen, an dem aber die Unglückliche, als an ihrem einzigen Trost, mit abgöttischer Liebe hing. Grund genug für den schlechten Kerl, das arme Würmchen zu hassen, der jungen Frau Tag für Tag in seiner hämischen Weise vorzuhalten, daß sie aus reiner Bosheit, nur um ihn zu kränken, in den Augen seiner Mitbürger lächerlich zu machen, anstatt einem kräftigen Knaben, der ihm zur Ehre gereicht haben würde, diesem jammerhaften Mädchen das Leben gegeben habe. Wozu er dann andere, noch viel schauderhaftere Vorwürfe fügte, von deren Unwahrheit er überzeugt war, die er aber dennoch wieder und wieder vorbrachte, damit das Verderben, das er ihr zugeschworen, schneller seinen Gang gehe. Armes Weib! Hätte doch wenigstens der Moment, der dich zur physisch Blinden machte, zugleich deinen Geist umnachtet, wenn er nicht so barmherzig sein wollte, dich auf der Stelle zu töten! Aber daß du das erleben mußtest in deiner armen wachen Seele, in deinem zuckenden mitfühlenden Herzen! erleben mußtest die fürchterliche Stunde, in welcher du jenes Gift, welches du unlängst mit sehenden Augen aus dem Schrank entwendet, deinem elenden Dasein ein Ende zu bereiten, jetzt, in deiner Blindheit, eigenhändig dem erkrankten Liebling einflößtest, statt der heilsamen Arzenei, welche ihm dein guter alter schwacher Vater an demselben Morgen verschrieben! Da war es denn freilich doppelt und dreifach (nicht, wie jetzt einfach) begreiflich, daß du aus einem Leben gingst und einer Welt Valet sagtest, die sich so greulich an dir versündigt, während du dir nichts hast zu schulden kommen lassen als ein Übermaß der Pietät für deine unwürdig schwachen Eltern.

Was ich mit dieser ironischen Steigerung der Übel, welche der Autor auf seine Heldin häuft, sagen will? Einfach, daß man auf diesem Wege, bei voller Beobachtung der Möglichkeit, ja kräftigster Herausarbeitung der Wahrscheinlichkeit, noch ein gutes Ende weiter gehen kann, ohne an das Ziel zu gelangen.

Vielmehr, daß man so, indem man sich fortwährend in gerader Linie nach einer Seite bewegt, gar nicht ans Ziel gelangen kann, es wäre denn das, den Leser bis dahin zu führen, wo er sagt: Nein, so ist das Leben nicht. Der Autor präsentiert uns nur die eine Seite der Medaille. Die Aufgabe des Romandichters kann es nicht sein, uns auf so und so viel hundert Seiten zu zeigen, was wir ohne dies wissen, daß es auf Erden viel, sehr viel moralisches und physisches Elend giebt, und uns zu verschweigen, was wir ebenfalls wissen, daß nicht bloß alle Länder gute Menschen tragen, sondern daß diese guten Menschen in einem fortwährenden solidarischen Kampf gegen die schlechten begriffen sind. In diesen Kampf soll uns der Dichter führen, so tief wie möglich; denn dieser Kampf ist das Leben, von dem er uns ein Abbild geben will. Ein Abbild, das zum Zerrbild wird, wenn er uns einzureden versucht, dieser Kampf finde entweder gar nicht statt, wie im „Apotheker Heinrich", wo die Guten zugleich die Schwachen und die widerstandslose Beute der Schlechten, vielmehr des einen schlechten, aber starken Mannes sind; oder aber ende mit dem finalen Sieg des Bösen über das Gute.

Freilich hat ja nun der Autor zum Schluß angedeutet, daß er so sich das Ende nicht denkt und von dem Leser nicht gedacht wünscht: „die Gutgesinnten empören sich gegen den herzlosen Mörder, Drohungen werden laut, von seiner Wahl zum Bürgermeister ist nicht mehr die Rede; er verkauft seine Besitzungen und verschwindet aus dem Städtchen, ohne Abschied zu nehmen." Nach meinem Gefühl wird aber damit die Schandthat des Mannes keineswegs gesühnt, um so weniger, als diese allzu späte Reaktion der beleidigten Moral nicht dargestellt, sondern auf einer halben Seite einfach referiert wird und sich infolgedessen blaß und schattenhaft ausnimmt im Vergleich zu den vorhergegangenen, mit aller dichterischen Ausführlichkeit und realistischen Genauigkeit vor das schaudernde Auge hingestellten Qualen. Der Dichter wird freilich wiederum vermutlich den Beweis der Wahrheit antreten können; aber er weiß jetzt, was wir davon halten.

Denn noch einmal: diese Wahrheit und Wahrhaftigkeit der Realisten ist nur eine Scheinwahrheit und Scheinwahrhaftigkeit. In der Kunst ist nichts wahr, außer was schön ist, und schön nur das, was uns aus der Verlorenheit unserer Einzelexistenz erlöst, indem es den Zusammenhang aufdeckt, in welchem diese mit dem Ganzen der Menschheit steht. Darum sind die Tragödie berechtigt und die Komödie, und darum ist der Roman nur dann berechtigt und weist sich aus als eine legitime Art der Dichtkunst, wenn der Ausschnitt aus dem Menschenleben, den er uns bietet, das Spiegelbild von diesem ist; das heißt: in ihm dieselben großen Gesetze walten, welche in dem Ganzen des Menschenlebens walten und es eben dadurch zu einem Ganzen und zu einem Kosmos machen.

Möchten doch unsere Realisten das endlich begreifen! und daß, wenn sie es anders halten und nicht in jeglichem ihrer Werke der Idee

der Menschheit zum Siege verhelfen wollen, ihre aufgewendete beste Kraft nur verschüttetes Salz ist!

Der „Apotheker Heinrich" beweist es: ein nach Seite der Charakteristik hervorragendes, hinsichtlich der Kunst der Darstellung ausgezeichnetes, mit einer langen Reihe liebenswürdiger Einzelheiten geschmücktes Buch, das wir dennoch mit einer Empfindung tiefster Verstimmung aus der Hand legen — dem Gegenteil von der Harmonie, welche ein Werk der Kunst in dem Busen des Beschauers hervorrufen soll.

Vorausgesetzt, daß er eben kein Pessimist ist und, wie wir oben zeigten, in der Kunst nur ein Vehikel sieht, uns eine Strecke weiter auf dem Wege der Weltverachtung und Willensverneinung zu führen.

Der Verfasser der „Plaudereien" kann sich nicht dauernd zu dieser trübseligen Doktrin bekennen. Er wird uns in einem nächsten Werke beweisen, daß ein starkes Talent wohl einmal in einen Irrpfad geraten mag, aber nur auf kurze Frist und nur, um, sobald es sich auf sich selbst und seine wahre Aufgabe besonnen, wieder in den rechten Weg einzulenken und kräftig dem leuchtenden Ziel entgegenzustreben. Fr. Spielhagen.

Litterarische Notizen.

Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwickelungsgeschichte. Von Albert Hermann Post. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.) — Nachdem in England Maine, in Frankreich de Coulanges die vergleichende Methode auch auf das Gebiet der Rechtsgestalten angewandt hatten, ist dieselbe Richtung auch in Deutschland hervorgetreten, und als ihr Hauptvertreter darf A. H. Post angesehen werden. Seit 1867 hat er Arbeiten auf diesem Gebiet veröffentlicht; haltbare Grundlinien einer vergleichenden Rechtswissenschaft sind in denselben mit steigender Klarheit hervorgetreten. Wir haben daher auch in diesen Blättern auf dieselben schon hingewiesen. Die Mängel, die ihnen anhafteten, hatten sie gemein mit den auf verwandtem Gebiet der Sociologie hervorgetretenen Arbeiten von Schäffle und Lilienfeld. Das Hypothetische in der Grundannahme wird nicht hinlänglich hervorgehoben. Diese betrachtet die bei den Naturvölkern auffindbaren Zustände als Stadien, von denen zu vermuten steht, daß sie von allen Kulturvölkern ebenfalls einmal durchlebt worden seien, und wo das älteste Material unserer Rechtsgeschichte auch nur ungenügende Spuren aufweist, die in solchem Sinne gedeutet werden könnten, wendet sie eine solche Deutung an. Berechtigt als Hypothese! Aber die kritischen Grenzen einer solchen werden von Post nicht innegehalten. Seine vorliegende Schrift faßt nun alle Ergebnisse seiner bisherigen Arbeiten zusammen. Sie will ein vergleichendes Studium der Thatsachen des Rechts an die Stelle der philosophischen Konstruktion setzen. Sie versucht eine vergleichende Übersicht der Formen des Gemeinlebens zu geben; insbesondere den Gang, der von der Geschlechterverfassung zu den höheren Formen politischen Lebens führt, stellt sie dar. Alsdann giebt sie Übersichten über die gemeinsamen Formen der wichtigsten Institute der Rechtsordnung: so des Eherechts, des Erbrechts, Sachenrechts, Obligationenrechts. Endlich giebt sie eine Übersicht der Formen der Ausgleichsakte, wo ein Rechtsbruch stattgefunden, bis zur Ausbildung des Prozeßrechtes. Überall unternimmt Post, eine Gleichmäßigkeit in der Geschichte des Rechts aufzuzeigen. Es giebt kein Volk der Erde, dessen Urgeschichte nicht mit einer Geschlechterverfassung begönne und dessen weitere historische Entwickelung nicht durch die Auflösung dieser Geschlechterverfassung bedingt wäre. Überall hat ursprünglich eine Vermögensgemeinschaft bestanden; diese war Besitz- und Eigentums-, Forderungs- und Schuldengemeinschaft. Überall hat ursprünglich ein Häuptlingstum bestanden. Gewisse Grundvorstellungen über Verwandtschaft, alsdann Frauenraub und Brautkauf, weiter Blutrache und Friedloslegung gehen durch die verschiedensten Völker hindurch. Der Leser wird dem mutigen vergleichenden Forscher durch diese Gebiete mit Vergnügen folgen, wenn er auch nicht immer das Gefühl haben wird, mit ihm auf sicheren Boden zu treten.

* * *

Wir hatten vor einiger Zeit die Freude, den Abschluß der griechischen Geschichte von Max Duncker in den Grenzen, in welchen er dieselbe zunächst sich vorgesetzt hatte, dankbar zu begrüßen und die Bedeutung dieser einzigen, den Anforderungen der Geschichtswissenschaft entsprechenden Zusammenfassung des geschichtlichen Lebens der alten Welt vorzulegen.

So dürfen wir unsere Leser nun mit kurzen Worten darauf hinweisen, daß eine neue Folge

dieser Geschichtsdarstellung durch einen ersten Band eröffnet ist: **Geschichte des Altertums.** Von Max Duncker. Neue Folge. Erster Band. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) Dieser Band hebt an mit der Lage, welche durch die Perserkriege geschaffen war. Er erzählt die Gründung der Macht Athens und den ersten Krieg mit den Peloponnesiern. Diese Zeit zeigt erhebliche und merkwürdige Analogien mit der letzten Epoche unserer deutschen Geschichte. Wie es in dieser galt, den alten von Österreich geleiteten Bund zu brechen und einen norddeutschen Sonderbund aufzurichten, so war damals die Aufgabe Athens, den von Sparta geleiteten Bund zu sprengen und eine selbständige athenische Hegemonie zu begründen. Und wie die Partei, die mit Österreich gehen wollte, in Berlin mit der im Streite lag, welche die Auseinandersetzung mit Österreich im Krieg als unvermeidlich betrachtete, so standen einander in Athen zwei Parteien gegenüber, vertreten von Themistokles, der die Auseinandersetzung mit Sparta auf dem Wege des Krieges als unvermeidlich erkannte, und von Kimon, welcher, stumpferen und konziliatorischen Geistes, die großen Aufgaben eines geeinten Griechenlands, zumal dem Osten gegenüber, durch ein Zusammengehen von Sparta und Athen lösen zu können glaubte. Diese Kämpfe darzulegen: dazu ist Dunckers scharfer politischer Verstand und sein im politischen Leben geübter Blick, sein unerbittliches, auf die Wirklichkeit der Staatskräfte gerichtetes Denken wie geschaffen. Der Band löst seine Aufgabe glänzend. Man halte die Darlegung der genialen Politik und des tragischen Unterganges des Themistokles, gegenüber dann die politische Auffassung und Wirksamkeit Kimons neben jede bisherige Darstellung, selbst die Grotes, von dem allein hierbei ernstlich die Rede sein kann: das Übergewicht des neuen Werkes ist ganz augenscheinlich. Möge es Max Duncker vergönnt sein, es zu dem weiter sich erstreckenden Abschluß zu bringen!

* *
*

Zwei Schriften wollen wir erwähnen, welche dem weiten Gebiet unsicherer Vermutungen über den Zusammenhang geistiger mit körperlichen Erscheinungen und über die Erklärung krankhafter und abnormer Zustände angehören. E. Reich: **Die Geschichte der Seele, die Hygieine des Geisteslebens und die Civilisation** (Minden, J. C. C. Bruns' Verlag) gehört der unermüdlichen Thätigkeit eines Schriftstellers an, der bemüht ist, medizinische Grundvorstellungen mit den praktischen Aufgaben der Kultur in Beziehung zu setzen. Derselbe geht von der phantastischen Hypothese aus, es gebe einen aktiven Äther, welcher gleichsam die Achse bilde, um den alles im Organismus sich drehe. So ist ihm dies Seelenwesen der bewegende Mittelpunkt auch der körperlichen Vorgänge. Eine sehr enge Verbindung von Pflege des geistigen Lebens mit Hygieine des Körpers ergiebt sich ihm von hier aus. Aber was nützen immer neue hypothetische Formeln für das Unfaßbare? Sie führen einer spekulativen Mystik zu, der wir kaum entronnen zu sein hofften. Diese ist denn schon da, wenn (§ 333) ein „unmittelbarer Einfluß des aktiven Äthers eines anderen Wesens genügt, um Seelenthätigkeit hervorzurufen." Und in dieser Mystik sind wir denn ganz darin, wenn wir die **Philosophie der Mystik** von Karl du Prel (Leipzig, E. Günthers Verlag) aufschlagen. Das Buch will, wie schon oft z. B. von Justinus Kerner und dem jungen Strauß einst geschehen, den Somnambulismus zur Grundlage der Mystik machen. Schließen sich die früheren den Begriffen der Schellingschen Naturphilosophie hierbei an, so benutzt du Prel die Begriffe der gegenwärtigen Physiologie und Psychologie. Wissenschaftliche Verkleidung von Aberglauben!



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Meister Gerhard.

Erzählung

von

Adalbert Meinhardt.

Alt=Heidelberg, du feine,
Du Stadt, an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein andre kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein;
Klar ziehn des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

Abseits von dem breiten Hauptwege liegt im Schloßgarten zu Heidelberg ein kleiner Teich, von dichten Baumzweigen überschattet. Auf seiner still=grünen unbeweglichen Fläche ruht, behaglich ausgestreckt, eine Steinfigur; Stellung und Haltung erinnern an jene des großen Nilgottes im Vatikan. Die einzelnen Stücke aber, aus welchen die Gestalt zusammengefügt war, sind durch die Unbill vieler Jahre und Jahreszeiten längst wieder auseinander gesprengt und bedenklich verrückt: ein Bein ist vom Körper abgefallen und liegt daneben; der Arm ist verkehrt wieder angesetzt, und es läßt sich nicht mehr unterscheiden, was die Hand ehedem umschlossen hielt; der Mund gar hat sich zu einem tiefen Spalt erweitert, daß man befürchten muß, demnächst werde sich die obere Kopfhälfte gänzlich von der unteren trennen und herabstürzen. Dazu ist der breite Bart des Steinbildes von grünem Mooswuchs überzogen, hohe Schilfbüschel verdecken seine Füße und aus allen Fugen und Ritzen sproßt lustig wucherndes Unkraut hervor. — Trotz dieser mannigfaltigen Schäden schaut der alte Herr mit einem so überlegen klugen Lächeln drein wie nur je ein lebendiger Mensch, geschweige ein toter Heidengott. Mir zumal, der ich das lauschige Plätzchen zufällig gleich am ersten Tage meines Heidelberger Studienjahres entdeckte, erschien er wie ein guter Bekannter. Er zeigte in seinen verwitterten Zügen die überraschendste Ähnlichkeit mit einem kurz zuvor verstorbenen vielgeliebten Lehrer und Freund. Wie ich vordem mit jeder Sorge zu diesem geeilt war, so gewöhnte ich mir bald an, wenn mich etwas beunruhigte oder quälte, die grüngestrichene Bank unter der breitästigen Platane aufzusuchen, wo ich dem alten steinernen

Burschen gerade Aug in Auge schauen konnte. Vermochte er auch nicht meine Zweifel und Kümmernisse, gleich jenem, mit milden Worten zur Ruhe zu reden, so that mir doch sein Anblick wohl, sein behagliches Lächeln schien meiner jugendlichen Überschwenglichkeiten zu spotten und die Augen sahen mich so mitleidsvoll und gütig dazu an, daß ich mich unwillkürlich beruhigte und getröstet von dannen ging. Es that mir nur leid, daß dies Verhältnis ein so einseitiges bleiben mußte. Während ich ihm mein ganzes Herz ausschüttete, verriet der Alte mit keinem Hauch, was in ihm vorging. Hätte ich nur gewußt, wer mein Freund sei und woher er stamme. Daß man es hier nicht mit einer ganz gewöhnlichen Dutzendfigur zu thun habe, dergleichen sich in allen Rokokogärten findet, das sah man den porträtartig durchgeführten Zügen an. Wen er aber darstellen sollte, das erfuhr ich nicht, obwohl ich alle Bücher der Universitätsbibliothek, die irgend davon handeln mochten, wiederholt deshalb durchforschte. Nur unser Pedell, ein gelehrtes Haus und berühmt dafür, daß er nie eine Frage unbeantwortet lasse und über alles Auskunft erteile, erklärte mir einmal auf meine hingeworfene Bemerkung, es sei Thatsache, daß die bröckelige Sandsteinfigur dem Anfang des vorigen Jahrhunderts angehöre, der Zeit, zu welcher man versucht habe, das von den Franzosen zerstörte Schloß wiederum bewohnbar zu machen. Damals sei die große Grotte, das jetzt versiegte Wasserwerk und der Teich mit der Statue angelegt worden. Doch stelle sie keinen Flußgott dar, sondern — er wisse es bestimmt — nichts mehr und nichts minder als den genius loci von Heidelberg.

Aber auch dazu mußte ich den Kopf schütteln. — Zwar singt Viktor Scheffel: „Der genius loci Heidelbergs ist feucht“ — aber ich muß gestehen, daß ich mir von jeher eine sehr andere Art von Feuchtigkeit als sein Element vorgestellt hatte. Konnte man auch allenfalls behaupten, daß das abgebrochene Etwas in seiner Hand einmal ein Weinglas gewesen sei, daß die steinerne Urne, auf welche seine Linke sich stützte, einem Fäßlein ähnlich sehe, es blieb doch immer ein mißliches Ding, daß man dem Gotte der lustigsten Stadt diesen melancholisch grünen Tümpel zum Ruhelager bestimmt haben sollte.

Nun war es in der Walpurgisnacht, wo mir auf wundersame Weise die Lösung meiner Zweifel wurde. Ich hätte damals eigentlich längst vom lieben Heidelberg fort sein sollen. Ostern war mein zweites Semester zu Ende gegangen, und allen meinen Plänen zufolge mußte ich das dritte auf einer anderen Universität beginnen. Aber erstens hatte eine notwendige Arbeit mich noch so lange festgehalten und zum zweiten ... Doch das gehört im Grunde nicht hierher.

So war es denn in einer nichts weniger als frohen Stimmung, daß ich von der Walpurgiskneipe zurückkam, die zugleich mir zum Abschiedskommers geworden, denn am nächsten Morgen, den 1. Mai, wollte ich Ernst mit der Abreise machen. Den Kommilitonen, die mich heimgeleitet hatten, sagte ich vor meiner Thür lebewohl, schob den großen Hausschlüssel wieder in die Tasche zurück und stieg statt ins Bett noch einmal auf das Schloß hinauf. Ich wollte noch zu guter Letzt von der Bank unter der Platane mit meinem steinernen Freunde Zwiesprache halten. Es schlug just Mitternacht vom Turm der Stiftskirche zum heiligen Geist, als ich mich auf meinem gewohnten Platze niederließ. Der Mond schien dem Gotte ins Gesicht, daß das Moosgestrüpp seines Bartes wie wallendes Silberhaar schillerte und in den tiefen Höhlen der Augen ein wunderliches Leuchten war. Er nahm sich in dem unsicheren Licht so lebendig und menschenähnlich aus, daß er mir eine Sekunde lang wie ein Wesen von Fleisch und Blut erschien und ich unwillkürlich ausrief: „Ach, könntest du nur Mitleid empfinden und fühlen, wie weh mir zu Mut ist!“

„Wie einem jeden jungen Menschen, der sein Liebchen vernünftigerweise im

Stich lassen muß," sagte der Gott im gleichmütigsten Tone.

Ich fuhr in die Höhe: „Du sprichst, du lebst und du kennst meine Gedanken?"

„Freilich!" — er zuckte mit den Achseln — „hast du doch selbst sie mir vertraut. Und hättest du es auch nicht gethan — meinst du, junges Blut, daß es so schwer hält, derlei Leiden zu erraten? Bah, man kennt das. Es brennt und schmerzt wohl, doch nach kurzer Weile hat solch ein Herzchen sich getröstet. Mit einer kleinen Dosis Geduld und einem Körnlein Philosophie verfliegen die jungen Leiden gar bald."

„Du hast leicht reden," rief ich gereizt, „du bist eben von Stein! Ich aber, der ich dazu hier war, um die Philosophie zu studieren, sage dir, gegen solche Schmerzen hilft die gesamte Weltweisheit nicht."

Er lächelte mitleidig: „Armer Junge! Du darfst mir die hohe Mutter nicht schmähen, weil du noch zu schwach bist, sie recht zu erkennen. Ich war auch einmal jung und ein Mensch so gut wie du. Meinst du, eine jede Statue vermöchte zu reden und dich zu begreifen? Du irrst, junger Freund. Das können nur echte Menschenbilder, wie ich eines bin, in welchen zugleich mit dem Geist des Bildners die ganze Seele des Dargestellten sich widerspiegelt. Nur solchen löst sich um Walpurgis der steinerne Bann von Zunge und Gliedern, daß sie zu Sonntagskindern, gleich dir, reden und sie ermahnen können."

„Und da du lebtest," fragte ich mit begreiflicher Neugier, „hast du Philosophie getrieben?"

„So ist es," entgegnete er mit Würde. „Ich studierte und übte sie auf die Weise, welche die einzig richtige ist: Ich schulte mich, anstatt für Knaben, die noch nichts im Leben erfuhren, vom Katheder herab die Weisheit, welche die Welt zusammenhält, in leicht faßliche Brocken zu zerkleinern."

„Wenn du das aber nicht gethan hast, konntest du schwerlich Professor werden. Was also warst du?"

„Ich war ein Schuster." Und da der Alte mein begreifliches Erstaunen mit seinem scharfen Blick erkannte, strich er sich mit seiner Rechten (der Arm war ihm plötzlich festgewachsen) über den Bart, als wolle er höflich sein Spottlächeln mir verbergen. „Du solltest wissen," fuhr er fort, „daß wir Schuster von jeher dem Denken zugeneigt waren. Das ist auch natürlich. Nur ein Mangel an Philosophie bei der übrigen Menschheit machte unser Gewerbe notwendig. Da im goldenen Zeitalter alle Leute noch barfuß gingen, begriffen sie sich selbst und das Leben. Wo ihre Sohlen rauhere Pfade betreten mußten, sagten sie sich, daß der Mensch zum Ertragen geschaffen sei, daß er in das Unvermeidliche sich zu fügen habe, so gut wie jedes Tier und besser, weil er den Verstand besitzt, es zu erkennen. Doch je weiter sich die Welt von diesem Urzustand entfernte, je mehr die Menschen suchten und lernten, die Unbill der Natur zu besiegen, in ihrem kleinlichen Dünkel bestrebt, über die Weltgesetze sich zu erheben, um so mehr erschlafften, verweichlichten sie. Sokrates ging auf leichten Sandalen; du, wenn du in großem Wichs bist wie jetzt, trägst doppelt besohlte Kanonenstiefeln."

„Und Sie behaupten" — ich konnte unmöglich den hochgebildeten Mann mehr duzen! — „alle Weisheit, welche von Sokrates bis zu mir abhanden kam, sei in Ihrem und Ihrer Amtsgenossen würdigen Köpfen aufgespeichert?"

„Alle? nein, das wäre zu viel gesagt. Auch der Weiseste ist nicht allwissend. Daß aber ich, so lang ich drunten vor über hundertfünfzig Jahren im lieben alten Heidelberg wirkte, etwas mehr vom Gange der Welt und des Menschenschicksals begriffen hatte denn Leute von gewöhnlichem Schlage, das magst du schon daraus entnehmen, daß man mich den Philosophen-Schuster nannte. Man war stolz auf mich, wie Nürnberg auf seinen Schuster Hans Sachs, und so durfte ein Künstler denn meine Züge dem Steinbild verleihen, welches den Geist die-

ser vieledlen Stadt, das heiter-verständige Genießen verkörpern sollte. Um aber einen echten Weisen zu charakterisieren, hat er natürlich ihn nackt bilden müssen, sonder verhüllendes Schuhwerk noch Kleider. Und um anzudeuten, wo sich zumeist solche reine Weisheit findet, gab er der Figur nicht eines Gottes Herrscherstab, nicht Buch oder Rolle, das Emblem eurer Professoren, in die Hand, auch nicht ein Weinglas, wie du annahmst, sondern — eine Schusterahle."

„Gestatten Sie mir noch eine Frage, verehrtester Weiser," so wagte ich wieder ihn anzureden; „wollen Sie mir nicht gütigst sagen, ob Ihnen Ihr philosophisches Denken wirklich half, wie Sie vorhin zu erwähnen beliebten, alle Mühen, alle Sorgen des menschlichen und des Schusterdaseins mit dieser olympisch kühlen Ruhe hinzunehmen?"

„Es half mir," entgegnete er selbstbewußt; „niemand hat mich je klagen gehört. Weder da uns die Franzosen die Stadt verwüsteten, noch da mein braves Weib mir starb, noch da ich selbst, an Jahren reich, mein Haupt zur Grube senken mußte."

„Wohl," sagte ich, „Sie haben nicht laut vor anderen Menschen Ihren Jammer hinausgeschrien. Ich pflege das sonst auch nicht zu thun. Denn da ich vorhin zu Ihnen sprach, wähnte ich mich einsam hier und hielt Sie — verzeihen Sie! — für ein Steinbild. Aber schweigen allein macht noch nicht, so will mich bedünken, den Weisen aus. Haben Sie, so lange Sie lebten, nie in Gedanken mit dem Schicksal gehadert, nie sich wider sein Walten gestemmt, nie sich aufgebäumt dagegen, wenn Ihr eigenes Pflichtgefühl Sie von Ihrer Liebsten scheiden wollte?"

„Auch das nicht."

„Nun denn," rief ich und streckte ihm meine beiden Arme entgegen, „so nehmen Sie mich als Schüler an! Lehren Sie mich Ihre Weisheit, Ihre Entsagung und Selbsterkenntnis, auf daß auch ich nach langem Leben sprechen darf: Ich fühlte nie Schmerz, nie Reue, noch Sehnsucht, ich habe nie unbedacht gehandelt, niemals eine Thorheit begangen!"

Da senkte der Steingott das Haupt auf die Brust: „Das Lob verdiene ich nicht. Ich habe thöricht gehandelt, habe einmal, ein einzig Mal nur, meine gerühmte Klugheit vergessen und alle Vorsicht, alle Erkenntnis leichtsinnig in den Wind geschlagen. Ich bin eben ein Mensch gewesen."

„Sehen Sie!" sagte ich befriedigt. „Ich gestehe Ihnen, daß Sie mir durch diese Menschlichkeit sehr viel sympathischer erscheinen. Sie müssen mir genau erzählen, wie es damit zuging. Denn Sie wissen doch, daß man weit mehr daran lernt, wie ein Weiser zu Falle kam und sich wieder erheben konnte, als daran, wie er sein Lebelang sonder Wanken auf der glattgeraden Straße dahinschritt."

Er aber leise, mit einem Seufzen, das seine mächtig breite Brust und den graugrünen Bart bewegte: „Du sollst es hören. Dir zu Lehre und mir zur Buße will ich es erzählen.

An einem heiteren Morgen war es, im Monat Mai, ich saß in der Werkstatt und nähte eben die breiten Stulpen von rotem Leder an ein Paar Stiefeln für den Herrn Professor Hofmannus. Da stürmte sie zu mir herein, daß ihr die schwarzen Zöpfe flogen, die schwarzen Augen funkelten:

‚Oheim, ist das wahr, kann das sein? Ihr vermietet die Giebelstube an einen Studenten?' und sah mich dazu mit bangem Blick an.

‚Brauchst du sie etwa?' fragte ich staunend; ‚ei, Jungfer Sibylle, was ficht dich an, was hast du dagegen?'

‚Ich? nichts. Das heißt ... daß Ihr Eure Kammer vermietet, geht mich nichts an, obzwar Ihr bisher Euch immer wohl dabei befandet, Alleinherr in Eurem Hause zu sein. Aber daß Ihr sie dem vermietet, wenn er es ist ...'

‚Kennst du den Junker?' fragte ich. ‚Ein hübscher Bursch und recht manierlich, wollte mir scheinen. Er kam zu mir in Verlegenheit, da er plötzlich ausziehen

müsse, nicht wisse wohin und durch Zufall erfahren, ich habe Platz und sei auch nicht gerade der Mann dafür, ihn verhungern oder verderben zu lassen.'

‚Kann mir's schon denken' — sie unterbrach mich ungeduldig — ‚was für schöne Redensarten und Schmeicheleien er angewendet hat, Euch zu bethören.'

‚Ja, weißt du denn überhaupt, wer es ist?'

‚Freilich' — sie hob den schmalen Kopf und rümpfte die Lippe —; ‚wer sollte es anders sein als eben der Junker Treuenfels, der böseste und frechste Mensch in ganz Heidelberg, der größte Raufbold, der beste Schläger, der wildeste Tänzer von allen Studenten. In Euer Haus, bedenkt doch, Oheim, in Euer stilles, gesittetes Haus, zu Euren Büchern solchen argen Menschen zu lassen!'

‚Weil er ein lustiger Thunichtgut, ein übermütiger Springinsfeld ist, sollte ich ihn verachten? Kind,' sagte ich lachend, ‚hätte ich aus allen meinen Büchern nicht gelernt, der Jugend ihr Recht, ihre Freiheit zu lassen und mich an ihrem Frohsinn zu freuen, es wäre wahrlich nicht der Mühe wert gewesen, sie zu studieren und mir über der Menschen Thun und Wesen Gedanken zu machen.'

‚Oheim, Ihr irrt Euch' — sie kauerte sich zu mir auf den Boden, wie sie that, wenn sie etwas von mir erbitten wollte — ‚er ist nicht so lustig, wie Ihr wohl denkt, er ist ... habt Ihr ihn gefragt, weshalb er so plötzlich kein Logement hat? Weshalb ihn die brave Frau Dittenei vor die Thür gesetzt? Weil er ihrer Tochter den Kopf verdreht hat. Und habt Ihr gefragt, was die Lore von Neckarsteinach, die blonde Anna von Handschuchsheim und der Fischverwalterin junge Base droben am Wolfsbrunnen wohl von ihm denken?'

‚Höre, Sibylle,' sagte ich halb ärgerlich — denn solche Weiberklatschereien waren mir in der Seele zuwider — ‚ich frage danach nicht und will's auch nicht hören. Der Junker hat mein Wort erhalten, ich habe sein Handgeld, damit ist es gut. Es müßten ganz andere Verbrechen sein, wenn sie mich bestimmen sollten, ihm nun wieder aufzusagen. Übrigens,' fuhr ich lachend fort, ‚wenn er in der That solch ein Mädchenjäger ist, wie du meinst, was kümmert das uns? Die beiden Gesellen, der Lehrling und ich, wir werden, denk ich, nicht davon leiden. Was aber dich angeht, Sibylle, mein Mädchen, wenn du dich fürchtest ...'

‚Ich!' — sie fuhr in die Höhe, so wie ich erwartet und gewollt, mit blitzenden Augen und flammenden Wangen — ‚ich, Oheim, sollte mich vor ihm fürchten? wo denkt Ihr hin! Ich bin festerer Art als die Lore, die Dittenei und die Anna. Nein, deshalb ist es wahrlich nicht, daß ich Euch rate, ihm sofort wieder aufzusagen, bevor er Euer Haus noch bezog, sondern die Leute ...'

‚Die Leute! Mädchen, hast du den Spruch schon vergessen, den ich dich lehrte: Thu recht für dich und dein Gewissen; scher dich nicht drum, was andere denken!'

‚Nein, Oheim, o nein, ich vergaß ihn nicht.' — Sibylle stand vor mir, spielte mit ihrem Schürzenbande und sah mich nicht an. ‚Vielleicht ist es deshalb,' sagte sie leiser, ‚weil ich doch einmal ein Mädchen bin und Ihr ein Mann seid. Ihr braucht keinen zu scheuen, ich aber ... O,' rief sie plötzlich und kniete wieder neben mir nieder, mich fest umschlingend, ‚ich bitte Euch sehr, Ohm Gerhard, mein lieber einziger Ohm, nehmt ihn nicht ins Haus. Seht, es mag thöricht sein und kindisch; aber ich hasse diesen Menschen, ich kann ihn nicht leiden, ich mag ihn nicht sehen. Und ich will nicht, daß die Nachbarn denken sollen, ich hätte auch wie die anderen alle ... Denn Ihr müßt wissen, er hat sich gerühmt, alle Mädchen von Heidelberg sollten ihm gut sein, bevor er ginge. Die vielen hübschen Mädchen hier, so soll der Junker gesprochen haben, sind ebenso wie die Professoren angestellt, die jungen Füchse auszubilden. Andere hören nur wenig Kollegien und lieben ein Maidlein, höchstens zwei. Er aber wolle ler-

nen, viel lernen. Deshalb höre er so viele Kollegien, wie der Tag nur Stunden habe, und thue schön mit so vielen Mädchen, als er irgend finden könne.‘

‚Der Bursch gefällt mir,‘ sagte ich lachend; ‚hätte er nicht schon mein Wort, auf deine Schilderung hin, Sibylle, nähme ich ihn unbesehen.‘

‚Oheim, Ihr spottet noch! Im Ernst, ich muß Euch sehr bitten, ihn nicht aufzunehmen.‘ — Das rief sie nicht wie eine Bitte, sondern fast drohend.

‚Nun‘ — ich war gleichfalls heftig geworden — ‚soll ich diesem Herrn etwa sagen: Belieben der Junker sich wo anders einzumieten; meine Nichte, die Jungfer Lechnerin, fürchtet ihr Herzlein an Euch zu verlieren. Soll ich das sagen? wäre es dir recht?‘

Sie hatte sich hastig abgewandt und schritt der Thür zu. Auf der Schwelle blieb sie einen Augenblick stehen und kehrte den Kopf noch einmal mir zu. ‚Ohm Gerhard‘ — ich meine ihre dunklen Augen, wie sie unter den geschwungenen Brauen bittend mir entgegenblickten, noch heute zu sehen — ‚ich habe Euch gewarnt. Wollt Ihr es nicht aus Klugheit thun, so thut's mir zuliebe, ich bitte Euch herzlichst.‘

‚Ich kann nicht, Sibylle. Ich habe einmal mein Wort gegeben, das pflege ich zu halten, wie du selber zum öfteren erfahren.‘

‚So thut's. Das aber sollt Ihr wissen, mich seht Ihr nimmer hier im Hause. Und Euer Essen — ob's Euch wohl mundet? — mag Euch künftig die Dore bringen, die alte Magd. Ich komme nicht mehr.‘

Damit schlüpfte sie durch die Thür meiner Stube, warf draußen die Hausthür dröhnend ins Schloß und ich sah, wie sie über die Gasse in ihrer Mutter Haus hineinlief, das just dem meinigen gegenüber in der Marstallgasse lag.

Und ich schaute ihr nach, zuckte die Achseln und schüttelte das Haupt dazu: Der Trotzkopf! und lachte in mich hinein und dachte: Ihre Mutter hat recht, das Mädel wächst mir noch über den Kopf, wenn ich nicht rechtzeitig Einhalt thue. Nun, diesmal bin ich fest geblieben. Und ich freue mich meiner Strenge. Wir wollen doch sehen, wer seinen Willen durchsetzen wird, die kleine Sibylle oder ich, Gerhard Häberlein, ehrsamer Schuster und ihr Vormund. — Die kleine Sibylle! Immer noch wähnte ich sie ein Kind, wie sie damals gewesen, da ich, ein junger Wanderbursch, hier Unterstand und Arbeit gefunden. Da war sie eines Tages von drüben her über unsere Straße gelaufen im Augenblick, da aus dem nahen Marstall gerade ein plötzlich scheu gewordenes Pferd ausbrechen wollte. Ein Schritt weiter und der Hufschlag traf ihr Köpfchen. Die Weiber schrien hüben und drüben. Ich blickte hin, sah das Kind und — ein Sprung — riß es an mich; das Roß jagte vorüber. Ihre kurzen runden Ärmchen dem Pferde nachstreckend, jauchzte die Kleine und begehrte, noch einmal das Tier so schnell vorübersausen zu sehen. Von da an blieb sie mir zugethan. Ich meine auch, durch jenes Geschehnis war mir ihrer Mutter Schwester, meine Meisterin, wohlgewogen. Denn als bald darauf der Meister starb und sie allein blieb, hat sie mich, den jüngsten Gesellen, zu ihrem Gatten ausersehen und mir ihr Meisterrecht verliehen. Ihre Verwandten waren zwar wenig einverstanden und haben mich in ihrer Sippschaft nur ungern gelitten. Denn sie trauten mir nicht, weil ich schon damals, so jung ich noch war, über mancherlei Dinge mir eigene Gedanken machte, mich in der Kirche nie blicken ließ und vor allem, weil ich keine Perücke und, während alle bartlos gingen, meinen mächtig langen Bart trug. Sie aber ließ sich nicht irre machen. So war ich in der Marstallgasse daheim geblieben, war plötzlich ein wohlhäbiger Hausherr und meines Sibyllchens Oheim geworden. — Als bald darauf der Franzose zu uns kam, der Schloß und Stadt zu Grunde gerichtet und alles zerstört und verwüstet hat, da galt es zu zeigen, daß ich meines Postens wert, daß

ich kein schlechter Hausverwalter für meine gute Meisterin sei. Ich that mein Bestes, sie zu schützen. Nicht nur sie selbst und ihre Habe, auch der Nachbarfrauen manche und vor allem meines Weibes Schwester, die Lechnerin, hieß ich in unserem Kellergelaß sich verborgen halten, bis die ärgste Gefahr vorbei sei. Aber das Kind, die kleine Sibylle, schrie bitterlich vor dem finsteren Loch und wollte meine Hand nicht lassen und wollte nicht mit hinuntersteigen. Weil ich nun in eben der Minute den Feind schon näher rücken hörte, wußte ich mir nicht anders zu helfen, warf kurz entschlossen die Kellerthür zu, hob das Sibyllchen — sie war noch nicht vier Jahre alt — auf meinen Arm und ging mit ihr der Gefahr entgegen. Und war's, daß ich mit ihnen parlieren konnte — ich bin vordem auf der Wanderschaft bis weit in das Frankreich hineingekommen —, war es meine Ruhe oder das Lachen des munteren Kindes auf meinem Arm, die Herren Franzosen thaten uns nichts. Sie ließen sich von mir bewirten, mit Wein und Bier, soweit mein bescheidenes Haus es vermochte, und hatten ihre Freude daran, wie die kecke Kleine nach ihren roten Mützen griff, nach den blinkenden Kürassen und Schwertern. Und wenn sie von einem sich unwillig abwandte, weil er ein allzu wüstes Gesicht, allzu spitzige Bartenden hatte, so fühlte sich der Mann gekränkt und bat und bettelte, daß sie ihm gut sei. Doch ist die Sibylle kein Kind gewesen, dessen Neigung sich durch Liebkosung oder Geschenke erkaufen ließ.

Ein paar Tage später lag Heidelberg in Trümmern und Asche. In unserer Gasse ganz allein war kein Haus zerstört, das alte feste Gebäude des Marstalls mit seinen vier trotzigen Ecktürmen stand unversehrt. Man dankte mir; selbst der Kurfürst ist gekommen und hat mich seinen Retter genannt, weil ich ihm jenen wichtigen Bau so wohl beschirmt, und ließ von der Zeit an all sein Schuhwerk bei mir machen. Ich aber wußte, daß der Dank nicht mir gebühre, sondern Sibylle. Danach sind wir zwei noch viel bessere Freunde geworden. Aber jene furchtbaren Tage waren nicht das Schlimmste gewesen, was unsere arme schöne Stadt zu leiden gehabt hat. Es folgte Krankheit, Teuerung, Not, kurz alles Elend, das der Krieg heraufbeschwört. Zu der Zeit ist auch mein Weib mir gestorben. Sie war die beste Seele der Welt, klug, ehrlich und aufrecht; so ist sie mir Freundin und Gattin, Beraterin und Mutter zugleich gewesen. Die Menschen, die mich scheel angesehen, da ich ihr Mann ward, glaubten nicht an meine Trauer, weil ich nicht viel davon reden mochte. Nur das Sibyllchen wußte, wie schwer das Herz mir war. Das Kind verstand mich ohne Worte. Ich war an zweiundzwanzig Jahre älter, und doch war sie meine einzige Vertraute und ward meine beste Trösterin. Man hatte mich ihr zum Vormund gesetzt. Ihre Mutter, die Lechnerin, war verarmt; der Vater, der kurz vor dem Einbruch der Franzosen gestorben war, hatte böse Schulden hinterlassen; es galt, manches zu ordnen, um ihnen wieder emporzuhelfen. Ich that es mit Freuden. Anfangs konnte ich freilich nicht leiden, daß Frau Bärbe sich daraus ein Recht nahm, auch für mich zu sorgen und mich zu bewachen. Ich dachte an keine zweite Heirat; aber daß sie mich verfolgte, als habe sie selber ein Anrecht an mich, und daß sie kein Weib, ob alt oder jung, in meine Nähe kommen ließ, das wurmte mich doch. Dazumal galt die gute Sitte, wer als Fremder mit der Witwe eines Meisters sich in ein Amt hineingeheiratet und dann allein blieb, hatte in der Folge sein Recht durch Heirat mit einer jungen Meisterstochter wieder an Heimische zu bringen. Was darum alle Schustertöchter von Heidelberg und noch auf Meilen in der Runde um meinetwillen zu leiden hatten, das läßt sich nicht sagen. Und gar die Mägde, die ich hielt, was mußten sie hören von Frau Bärbe, wie viel Streit und Zank und Ärger brachten sie mir! Ich hatte damals schon begonnen, aus den Büchern mir Trost zu holen, in ihren Seiten Rat zu suchen und Ruhe zu finden. Meine Kunden, die

Herren Professores, liehen mir gern, was zu meiner Belehrung dienlich erschien. So habe ich erfahren, daß im grauen Altertum, fern in Grächa, ein weiser Mann war, Sokrates geheißen, der trotz aller seiner Weisheit, seiner Güte und Berühmtheit seiner Ehefrau Xantippe sich beugen mußte. Ich war kein Weiser, war ein frommer Handwerksmeister, ungelehrt und wenig gekannt, ich konnte es mir nicht zur Schande anrechnen, daß ich mich meiner Frau Schwägerin unterwarf und um Frieden bat. Ich gab ihr mein Wort, kein Weib zu nehmen, als die sie selber mir zuführen würde, weil ich wußte, das würde schwerlich geschehen. Denn sie wollte ihrer Schwester Erbe für sich und für ihr Kind erhalten. — Ich entließ meine letzte Magd und ersuchte sie selber freundlich, sich meines Hauses anzunehmen, soweit ein Mann es nicht vermöchte, für mich zu kochen und zu waschen, es solle sicher ihr Schaden nicht sein. Seitdem herrschte Ruhe.

So hatte denn nun seit zwölf Jahren und drüber, Tag für Tag, das Kind Sibylle mir über die Gasse Speise und Trank herübergetragen. Anfangs vermochte das kleine Ding kaum den Tisch zu erreichen, auf den sie den schweren Suppennapf hob, und mußte sich auf die Fußspitzen stellen, um hinüberzugucken. Dann schaute sie bald mir Auge in Auge, das heißt, wenn ich saß. Sie schmiegte sich an meine Schulter, sah mir ins Buch und begehrte zu lernen. Ich lehrte sie also, was ein Mädchen zu wissen braucht: lesen, schreiben und wacker rechnen. Das ist mehr, als zu jener Zeit ihresgleichen konnten. Ich aber lernte bei diesem Verkehr Geduld und Ausdauer, Festigkeit und Wahrhaftigkeit. Denn ohne die vier kann man einem Kinde wenig nützen. So ich wirklich Vaterstelle an der Kleinen vertreten wollte, mußte ich mir ihr Vertrauen mit ihrer Achtung zugleich erwerben. Also habe ich nicht nur aus Büchern mein Erkennen der Menschen geschöpft, sondern weit besser aus dem Herzen eines jungen, lebendigen, wahren, vielgeliebten Menschenkindes. So wuchs sie heran, allmählich, unmerklich, ohne daß sie noch ich es wußten, mir bis an die Schulter und fest in das Herz. Wenn sie jetzt mit dem Suppennapf kam, mußte sie ihre schlanke Gestalt niederbeugen zu meinem Tisch. Die Gesellen sprangen diensteifrig hin, die schwere Schüssel ihr abzunehmen; der Lehrling ward rot bis über die Ohren, sobald sie ihn ansprach; mir aber nickte sie freudig zu, ihrem besten Freunde, und ich gab ihr herzlich den Blick zurück, meinem lieben Kind Sibylle. — Die Leute, ihre Mutter vor allem, sagten, ich verzöge sie arg, nur durch meine thörichte Nachgiebigkeit sei sie so stolz und so trotzig geworden, daß sie thäte, als sei in ganz Heidelberg kein Mädchen ihr gleich und kein Mannsbild es wert, nur die Schuhriemen ihr zu lösen. Ich aber war mit ihr zufrieden, so wie sie war, und ließ jene reden, was sie wollten. Ihr Stolz gefiel mir, ich nährte ihn selbst. Und ihre trotzige Heftigkeit hatte sich nie gegen mich gewendet, mir gehorchte sie immer unbedingt, weil sie wußte, daß ich nichts wollte, als was zu ihrem Besten diente. So war es gewesen durch alle die Jahre bis zu diesem Maienmorgen. Und ich hätte denken sollen, daß es nicht ferner so bleiben würde? Ich lachte über den Zorn des Kindes, beschloß, ihr einmal den Herrn zu zeigen, und nähte an meinem Schuhwerk fort, ohne mir weitere Sorgen zu machen.

Als darauf der Junker kam, wie wir abgemacht hatten, mit Sack und Pack, und mit seinem leutseligen Wesen mir gleich die Hand schüttelte und mir dankte, daß ich ihm so gutes Quartier gegeben, habe ich noch ein Übriges gethan an höflicher Zuvorkommenheit. Denn Trotz erzeugt Trotz. Ich sagte ihm, wie viel Freude die Mietung mir mache, wie froh ich sei, solchen munteren jungen Herrn unter meinem Dach zu herbergen. Und er: Wie er höre, sei ja ich für einen Schuster ein gewaltig gelahrter Mann; da werde er sich wohl zusammennehmen müssen, auf daß ich nicht merke, wie

schwach es mit seinen Studien bestellt. So gab ein gutes Wort das andere. Und da wir droben in dem Giebelstübchen standen, das ich ihm zum Logement gegeben, durch dessen rundes Fensterlein man auf die Gasse und hinüber in die Stube meiner Schwägerin blicken konnte, da hat er mir zum anderenmal die Hand gedrückt. ‚Meister, ich will es mir bei Euch wohl werden lassen. Man darf Euch trauen, man sieht es Euch an, Ihr seid ein Mann, bei dem ja ja und nein nein bedeutet. Ich denke, wir sollen Freunde werden!‘

So war der Morgen hingegangen. Da wir uns nun zu Mittag setzten, der neue Hausgenoß mir zur Rechten, da war mir froh und leicht zu Mut. Zum erstenmal einen Menschen bei mir im Hause zu haben, der meine Gedanken ähnlich gedacht, meine Zweifel selbst empfunden hatte; meinesgleichen an Wissen, über mir stehend an Welterfahrung und doch bescheiden wie ein Schüler zu mir aufschauend, nur weil er der Jüngere war; das hat mir innig wohlgethan. Und meinen Ärger vom frühen Morgen über Sibylle hatte ich fast darob vergessen. Aber wie wir nun niedersitzen, die Gesellen, der Lehrling und wir beide, da kam es mir wieder, daß jetzt der Punkt sei, wo sie sich fügen und beugen müsse. Ich erwartete zuversichtlich ihr Kommen. Die Thür knarrte drüben im Hause Frau Bärbes. Man hörte es deutlich über die mittagsstille Gasse. Die Schritte auf den unebenen Steinen klangen schlürfend und schwer. Nun that sich die Thür auf, nun ... Eine breite Gestalt erscheint auf der Schwelle: Dore ist es, die alte Magd, die sich Frau Bärbe seit kurzem genommen. Mit dem schiefen Kopf und der hohen Schulter kommt sie keuchend herbei, setzt mit einem Schwung die Schüssel auf den Tisch, vor mich hin, daß sie überspritzt, sagt mit ihrer rauhen Stimme: ‚Wohl bekomm's, gesegnet die Mahlzeit!‘ macht wieder Kehrt und humpelt davon. Ich sehe noch die enttäuschte Miene des Treuenfels. Die Gesellen flüstern einander zu, der Lehrling hat fast Thränen im Auge. Ich aber ruhig, als sei nichts geschehen, lange zu und beginne zu essen, den anderen zum Zeichen, daß sie gleichfalls anfangen dürfen. Und da ich schwieg, haben auch jene nicht gefragt und nichts sagen können. Aber daß mir die Mahlzeit gemundet, will ich deshalb nicht behaupten.

Nach mittag, da ich eben, wie ich gewohnt, auf ein Viertelstündchen in meine Bücher gucken will und der Lehrling noch beim Abräumen mit den Löffeln und Tellern klappert, während die Gesellen ihr Leder zusammenraffen, um wieder an die Arbeit zu gehen, da kommt der Junker zu mir an das Fenster:

‚Meister, verzeiht ... nur eine Frage. Ihr sagtet gestern, als wir mein Traktament besprachen, so nebenhin, daß Eure Nichte das Essen bringt. Und heut, wie ich sehe ... Es sollte mir leid thun, wenn ich sie verscheucht hätte; meinetwegen braucht die Jungfer nicht fortzubleiben.‘

‚Euretwegen?‘ — ich schaue ihn von oben bis unten prüfend an, den schmucken Jungen, mit einem Blick so kühler Verachtung, daß ihm das Blut in die Wangen emporsteigt — ‚ich wüßte wahrlich nicht, Junker Kurt, weshalb Euretwegen meine Nichte fortbleiben sollte. Nein, sondern ich selbst habe angeordnet, daß für eine Zeit lang die alte Magd ihren Dienst übernimmt. Ich bin mit dem Kind nicht zufrieden gewesen, sie versteht nicht aufzuwarten. Möglich übrigens, daß ich ihr nächstens, ein andermal, erlauben werde wiederzukommen.‘

So hat mich also richtig das Mädchen dahin gebracht, daß ich mit meinem Wort für sie einstehen, daß ich für sie lügen mußte! Ich war's nicht gewohnt und mag mich ungeschickt genug bei der Sache benommen haben, denn der Herr von Treuenfels hat mich zweifelnd angeschaut, mit dem Kopfe genickt und dazu leise mit spitzen Lippen vor sich hin ein Liedchen gepfiffen. Er ging aus dem Zimmer und glaubte mir nicht.

Ich aber war in einem Zorn, derglei-

chen ich nie empfunden hatte. Ich hielt ihr in Gedanken eine Strafrede so kräftiger Art, daß ihr davor schon bang werden sollte. Die Bücher meines Zunftgenossen, des Jakob Böhme, hatte ich unwirsch beiseite geworfen. Heute konnte mich kein mystisches Grübeln, keine gelehrte Spekulation in Anspruch nehmen. Da war es noch besser, daß ich den Pechdraht durch mein Leder in hastigem Nähen ein- und auszog. Am Ende ist die ehrliche Arbeit das beste Mittel, unsere Gedanken zu bannen, ein besseres noch als das Philosophieren über Menschenart und -Bestimmung. Zwischen der Arbeit aber horchte ich hinüber, ob nicht Sibylle vielleicht doch käme, mir abzubitten. Sie kam nicht. Und der Tag verging. Meine Ungeduld wuchs mit meinem Zorn. Der Junker war in die Kneipe gegangen, die Gesellen schlossen die Werkstatt ab, der Lehrling nahm das fertige Schuhwerk, es fortzutragen. Ich aber rief ihn, da er schon die halbe Gasse hinaufgegangen, wieder zurück, hieß ihn daheim bleiben und erklärte, selbst die Stiefeln dem Herrn Professor Hofmannus hinbringen zu wollen. Der Junge sah mich staunend an. Es war wohl öfter vorgekommen, daß ich zu einem gelahrten Herrn selber ins Haus ging, seine Aufträge anzunehmen und unterweilen mit ihm einen subtilen Disput zu führen; man nannte mich ja eben deshalb neckend den Schuster der Philosophen. Aber der Hofmannus gehörte nicht zu meiner Leibfakultät, im Gegenteil, war Mediziner, einer von denen, welche die Übel, die sie heilen, am eigenen Leibe studieren wollen. Und alldieweil nun hier zu Lande die meisten Leiden vom Weine stammen, hielt es der Herr Extraordinarius für seine Pflicht, alle Wirkungen dieses Feindes an sich selbst recht zu erproben. Kann auch nicht sagen, daß jenen Abend die Gespräche des würdigen Herrn über den heurigen sonderlich beigetragen hätten, mich auf andere Gedanken zu bringen. Selbst das Glas, das er mir reichte, vermochte das nicht, obwohl es ein feiner Tropfen war und ich, als echtes Pfälzerkind, meiner Lebtage kein Kostverächter. Also ging ich in schwerem Unmut wieder heim; und wie ich von der Hauptstraße her in unsere stille Gasse biege, wird mir erst leichter. Jetzt, denke ich mir, muß sie ja dagewesen sein; es ist nicht möglich, daß das Mädel den ganzen Tag verstreichen läßt und sich zu Bett legt, ohne ihrem alten Freunde abzubitten; es kann nicht sein. Schreite also rüstig aus bis an meine Hausthür. Doch wie ich davor stehe, wie ich eben die Hand heben will, den Drücker zu öffnen, da kommt es mir: Wenn sie nicht da war? Wie, wenn der Barthel auf meine Frage mir erstaunt zur Antwort gäbe, er habe nichts von der Jungfer gesehen? Was dann beginnen? Nein, besser war es, gar nicht zu fragen, nicht länger zu harren, sondern kurz entschlossen ihr selbst entgegenzutreten, nicht ihre Reue abzuwarten, die mich vielleicht wieder rühren würde, sondern sie gleich den heißen Zorn, wie er in mir kochte, empfinden zu lassen. Ohne Besinnen schritt ich hinüber zu ihrem Hause, machte die Thür auf und ... Drinnen im Flur — sie mußte dort horchend gestanden haben — schlangen sich zwei weiche Arme mir um den Nacken, zwei kühle Lippen drückten sich mir fest auf die Wange. ‚Oheim,‘ flüsterte mir am Halse ihr liebes Stimmchen, ‚Oheim, bester, liebster Ohm Gerhard, wie seid Ihr gut, wie seid Ihr milde! Von heute an muß ich Euch noch mehr, wenn's möglich ist, als früher lieben. Nein, sprecht kein Wort, ich will nichts hören von Euren Vorwürfen‘ — sie hielt mir mit ihren Fingern den Mund zu — ‚meint Ihr, ich sagte sie mir nicht selber?‘ — Derweil sie redete, hatte sie mich in die Stube geführt, zu dem erhöhten Sitz am Fenster, wo sie meist zu spinnen pflegte. Durch die runden kleinen Scheiben fiel von draußen mit dem grünlich blassen Mondlicht ein hellerer Schimmer von jenseits der Gasse her aus meinem Haus, wo im Giebelstübchen der Herr Studiosus arbeiten mochte. Das Mädchen hockte sich neben mich auf die niedrige Stufe;

den Kopf an meine Hand gedrückt, sprach sie leise: ‚Ohm Gerhard, die Mutter hat bös gescholten und wohl mit Recht, ich aber bin nur immer trotziger geworden. Ihr hättet lange warten können, bis ich zu Euch gekommen wäre. Daß Ihr aber nicht wartet, daß Ihr selbst kommt und mir verzeiht, anstatt zu schelten, das ... Ja, seht Ihr, Ohm Gerhard, ich kann nun länger nicht mit Euch trotzen, ich kann Euch nur danken, weil Ihr ebenso gut wie klug seid, und Euch bitten, recht herzlich bitten, helft mir, mein Oheim!‘ Dazu kniete sie sich nieder, nahm meine Hände zwischen die ihren und sah aus ihren dunklen Augen gar beweglich zu mir empor. Ich aber — wohin war mein Zorn verraucht? — entgegnete zärtlich: ‚Kind, du weißt wohl, wo es gilt, da bin ich immer bereit, dir zu helfen.‘ — Sie nickte: ‚Ich weiß es. So hört mich denn an: ich habe Euch nicht alles gesagt. Nun aber, da Ihr so gut zu mir seid und ich mir nicht anders zu raten weiß, sollt Ihr es erfahren. Der Junker hat nicht nur anderen Mädchen nachgestellt und sich gerühmt, daß sie ihm in Heidelberg so leicht wie Heidelbeeren zu haben schienen, sondern er versucht's auch bei mir. Still, fahrt nicht auf, ich habe ihm selbst schon Bescheid gegeben und kräftigen, daran er fürs erste genug hat. Aber ich will ihn nicht wiedersehen. Denn er hat mir sagen lassen, durch die Tochter der Dittenei selbst, die ihm so gut ist, das arme Ding, daß sie um ein freundlich Wort für ihn durchs Feuer gehen würde — er habe Geduld und könne warten. Endlich werde ich ja einsehen, daß alles andere Scherz gewesen und nur diesmal ihm bitter ernst sei. Ich aber weiß wohl, wie er ist, und habe keine Lust, daß er künftig von mir zu anderen sprechen soll, wie er jetzt verächtlich von jenen redet. Ich bin nicht gemacht, in einem Dutzend mitzuzählen.‘ — Das sagte sie aufrecht vor mir stehend, und in der Dunkelheit ringsher blitzten nur ihre Augen. Ich war gleichfalls aufgesprungen und wollte fort und flugs hinüber, den jungen Herrn ohne weiteres in der Nacht hinauszubefördern. Denn es empörte mir das Blut, daß er dies Mädchen also behandelt. Sie aber hielt mich fest am Arm: ‚Was wollt Ihr thun, Oheim? Heute morgen hatte ich selbst Euch gebeten, ihn nicht aufzunehmen. Jetzt aber, da er schon im Haus ist, ist es zu spät. Sollen die Leute etwa denken, er hätte wirklich mich beschwatzt und Ihr hättet Ordnung schaffen müssen? Oder er selbst, wollt Ihr ihm jetzt sagen, was Ihr heute morgen mir angedroht habt, daß ich mich fürchtete, ihm gut zu werden? Nein, thut mir solche Schmach nicht an, ich will schon allein mich vor ihm wahren. Weshalb ich Euch jetzt dies alles gestehe, geschieht nur, um für meinen Trotz heute am Morgen und für mein Fernbleiben um Mittag Eure Verzeihung zu erbitten. Und ... und daß Ihr sucht, die Mutter zu sänftigen, damit sie der Dore erlaubt, auch ferner die Suppe zu Euch hinüberzutragen. Denn Tag für Tag dem jungen Herrn höflich begegnen, ihn bedienen, mich gar vor Gesellen und Lehrling noch seinetwillen verstellen müssen, das mag ich nicht, das könnt Ihr nicht wollen.‘

Und was hat der gestrenge Oheim, der ernsthafte Vormund, der weise Denker darauf dem eigenwilligen Kinde zur Antwort gegeben? Ihr heißes Gesichtchen hat er in seine Hände genommen: ‚Sibylle, du hast recht gehandelt, mein kluges Mädchen, besser als ich, der ich deine Warnung nicht anhören wollte. Bleibe nur ferner so klug und verständig, laß dich nicht vom Schmeicheln vornehmer junger Gecken bethören und hege zu deinem alten Freunde offenes Zutrauen, wenn er dir auch einmal, wie heute, um sein gegebenes Wort zu halten, deinen Wunsch nicht erfüllen kann.‘

Als ich darauf fortging — mit Frau Bärbe hatte ich, ohne Sibyllens Gründe zu verraten, ein eindringlich Wörtlein geredet über Schicklichkeit und Anstand solchem fremden Herrn gegenüber und daß ihn die Magd wohl besser bediene denn ihre Tochter —, als ich demnach fortging,

hatte die Maid also wieder einmal alles von mir erlangt, was sie begehrte: ihr selbst Verzeihung, mit der Mutter Frieden und mit meinem sauberen Herrn Mieter fürs erste völligen Waffenstillstand.

Nun bin ich aber ein Diplomate mein Lebtag nicht gewesen. Der Junker Treuenfels, hellen Kopfes wie er war, konnte mir auf den ersten Blick die Veränderung ansehen von gestern auf heute. Er sah, wie das Blut in den Adern mir kochte, das merkte ich wohl. Doch er that nicht dergleichen, sondern schwieg, so wie ich selbst. Nur daß von dem nächsten Tage an unsere Freundschaft, die so günstig begonnen hatte, keine rechten Fortschritte machte. Gleich wie nichts in der Welt zwei Menschen schneller zusammenführt denn ein gemeinsam gehegtes Geheimnis, so trennt auch nichts so sehr und so gründlich wie das Bewußtsein, daß man voreinander etwas, was es auch sei, zu verbergen hat. Der Herr Studiosus mochte mit mir höchst gelehrte Gespräche führen über das, was er studierte, mochte häufig von seiner Heimat, seinen Eltern und dem Leben bei ihnen mir reden; dennoch blieben wir fremd miteinander. Wir vermieden beide ein Wort, einen Namen auszusprechen, und das Denken daran verhinderte, daß wir uns ehrlich und offen gaben, wie wir sonst leicht gethan haben würden. Denn er war einer von den Menschen, denen alles wohl ansteht, die allen gefallen. Wie die Motten dem Licht, so flogen ihm die Herzen zu. Er brauchte sich keine Mühe zu geben, nur sich zu zeigen, wie er war. Wie ihm die Weiber zugethan waren, das sah man allein an der alten Dore, die für ihn immer ein freundlich Gesicht, ein höflich Wort und einen leckeren Bissen bereit hatte. Die Gesellen fühlten sich nicht wenig geehrt, wenn der Freiherr mit ihnen sprach, und Barthel, der Lehrling... ich glaube, seine alte Bewunderung für die Sibylle war nur ein schwaches Lichtlein gewesen und schnell verlöscht vor dem stärkeren Feuer. Seine Unruhe, sein Erröten galten jetzt dem Junker allein. Ich aber, ob ich mich sträuben mochte, seinem Einfluß auch zu verfallen, und Grund genug hatte, ihm zu zürnen, ich konnte es nicht, so sehr wie ich wollte. Mehr und mehr fand ich Freude an seinen Reden. Er war kein Schmeichler; aber in seiner frischen Weise verstand er es trefflich, ein Wort einzuflechten wie: Ihr, Meister Gerhard, habt die Sache ja reiflich erwogen, wollt Ihr mir Eure Meinung vertrauen? — Oder: Wenn man belesen ist wie Ihr, dann kann es einem nicht fehlen; wo Ihr nur immer die Zeit hernehmt, so viel zu studieren? Bei Eurer angestrengten Arbeit erscheint es kaum glaublich. Und mehr dergleichen. — Nun habe ich aber, ob ich sonst auch nicht alles erkannte, die Selbsterkenntnis schon damals besessen, einzusehen, daß kein Wissen vor Eitelkeit schützt. Dies Laster mag wohl die Erbsünde sein, die mit dem Odem zugleich in des Menschen Körper einzieht und nur mit dem Odem ihn verläßt. Die Pflanzen wachsen, die Tiere atmen, ohne zu wissen, daß sie leben. Wer aber sich erst als ‚Ich‘ erkannt hat, wer seiner Einheit Wesen begreift, ermangelt nicht, mit dem Bewußtsein, daß er atmet, auch eine kleine Befriedigung darob zu verspüren, wie hübsch gleichmäßig und glatt gerade ihm vor allen anderen die Luft durch sein Näslein aus- und einzieht.

So bin auch ich nicht darüber erhaben gewesen, mein Lob gern zu hören und mich für den gewinnen zu lassen, der es mir ehrlich spendete. Als ich aber einmal probeweise der Sibylle meine besserwerdende Meinung von dem Junker andeuten wollte, da kam ich schlecht an. ‚Freilich, Ihr seid leicht zu erobern, Oheim Gerhard,‘ rief das Mädchen mit gerunzelten Brauen; ‚wenn Euch einer das Schuhwerk preist, das Ihr ihm liefert, oder von Eurem Wissen redet und Euch um Rat fragt, so seid Ihr schon für ihn eingenommen! Wären wir Mädchen so leicht bestechlich wie ein Mann und ein Gelehrter, dann hätten solche feine Herrlein, wie dieser Junker Kurt einer ist, gewonnen Spiel. Ich aber traute weder

den Reden noch den Blicken, mit welchen er mich versichern wollte, ich sei ihm die Allerschönste und Liebste, die seine Augen je erschauten. Und wie recht ich hatte mit meinem Mißtrauen, das seht Ihr daran, wie bald sich der Herr getröstet hat. Denn seit er bei Euch wohnt in all diesen Wochen, ist er mir nicht in den Weg getreten, noch hat er mich mit seinen Botschaften bestürmt wie vordem fast täglich. Ich kann Euch nicht sagen, wie froh ich bin, daß die Plage vorüber ist und daß ich wieder frei durch die Gassen gehen, frei meine Augen aufschlagen darf.‘

Das sagte meine liebe Nichte mit einer so befriedigten Miene, daß man ihr hätte glauben sollen. Aber — ich weiß selbst nicht, weshalb — ich glaubte ihr nicht. Und es that mir weh, daß ich denken mußte, heimlich kränke es sie gewaltig und schlage ihrem Stolz eine recht empfindliche Wunde, daß der junge Herr sich so ruhig verhalte. Denn das mußte man ihm lassen, der Junker benahm sich musterhaft. Hatte er ehedem für einen argen Raufbold gegolten, so hörte man jetzt nicht mehr anders von ihm reden denn als von einem fleißigen Scolaren. Und war er als ein Mädchenjäger bekannt gewesen, so schien ihm nun nichts darüber zu gehen, beim Glase Wein mit mir zu sitzen und einen guten Disput zu halten, obschon er nicht Philosoph von Beruf, sondern nur ein Jurist war. Die Tage und Wochen verstrichen friedlich; die Tore brachte uns täglich die Mahlzeit, und ich ging gegen abend hinüber zur Schwägerin und ihrer Tochter, noch ein Stündchen vertraulich zu plaudern. Die beiden jungen Leute haben in diesen Monaten nicht miteinander verkehrt, sich nie gesprochen und kaum getroffen. Nur nahm es mich wunder, daß sie dennoch stets sehr genau voneinander zu wissen schienen. Die Sibylle lief zu mir herüber, sobald der Junker aus dem Hause war. Und wenn das Mädchen drüben sich in das Fenster legte, mit einer Nachbarin zu plaudern, so kam sicherlich gleich mein Herr Studiosus aus irgend einem geheimen Versteck unter unsere Hausthür, lehnte gleichmütig an der Wand, sah in den Himmel und schien nicht zu sehen, was neben ihm vorging. Es war ein Spiel wie auf dem Schachbrett, das beide Spieler unausgesetzt in Atem hielt, recht vergnüglich anzuschauen für den unbeteiligten Dritten. Nur — daß ich nicht unbeteiligt blieb. Und das kam so.

Meiner Schwägerin Mann war Schwertfeger gewesen, und obschon die Witwe dies Gewerbe nicht fortführen konnte, besaß sie noch aus seinem Nachlaß mancherlei gutes altes Gewaffen, sein Meisterstück und anderes dergleichen, das er in den Feierstunden geschmiedet, denn er hatte eine geschickte Hand geführt. Diese Zierwaffen sind nicht zu verkaufen gewesen gleich anderen Waren und lehnten nutzlos in der Ecke, auf den glücklichen Zufall harrend, daß sich ein Liebhaber für sie fände. Ein solcher aber war Messer Lorenzo. Das war ein Mann, der in mancherlei Künsten erfahren, in allem, was er angriff, geschickt war; dem aber die Leute, weil er eine seltsame Sprache führte, finster dreinsah und eine fremdländische gelblichbraune Gesichtsfarbe hatte, allerlei Böses zutrauen wollten. Er soll von Hause aus ein Bildhauer gewesen sein; seit kurzem aber stand er hier als Baumeister, so hieß es, bei dem Kurfürsten in Dienst, um zu versuchen, wie weit das schöne alte Schloß wieder bewohnbar zu machen sei. Der Herr hielt große Stücke auf ihn. Man munkelte gar, er erwarte durch seine Hilfe eines Geheimnisses habhaft zu werden; ob dies nun der Stein der Weisen oder die Goldmacherkunst sein sollte, schien unbestimmt. Herr Lorenz hatte sich eine Kammer droben in dem halb schon verfallenen Friedrichsbau herrichten müssen, und man erzählte, daß er da drinnen die wunderlichsten Dinge bewahre: Köpfe von alten Heidengöttern, köstliche Truhen, Bücher sonder Zahl noch Ende, rostige Waffen und allerlei seltsam geformte Fläschchen. Man hielt ihn für einen Hexenmeister, obwohl er nur ein Sammler war. Diese

seine Leidenschaft nun hatte den wunderlichen Menschen auch in Frau Bärbes Häuschen geleitet. Was ihn aber fesselte, ihn wieder und wieder, oft Abend für Abend dorthin lockte, das wußte ich nicht. Die Flinten und Klingen des Verstorbenen waren längst sämtlich für harte Groschen in seine Wohnung im Schlosse gebracht. Ich meinte fast, es sei die Unterhaltung mit mir, die den vielgewanderten Mann zu der einfachen Witwe führte. Da belehrte Herr Kurt mich eines anderen. Und zugleich mußte ich an mir selber erfahren, was mich um all meine Ruhe brachte und was ich nimmer erwartet hätte.

‚Meister,‘ sagt der Junker zu mir — er trat zu ungewohnter Stunde hastig bei mir ein — ‚Meister Gerhard, Ihr wißt doch, der Lorenzo ist drüben?‘

‚Der Lorenz?‘ frage ich erstaunt. ‚Der kommt sonst meist nur spät am Abend, wenn ich mit ihm plaudere.‘

‚Ja‘ — der junge Mensch sieht mich nicht an — ‚es hat heute wohl eine andere Ursach, als Euch zu treffen. Er trug ein Sträußlein an der Brust, und ich wollte nur fragen, ob Ihr darum wüßtet, ob es Euch recht sei ... denn ich meine, das könnt Ihr nicht wollen, daß man sie zwingen soll, Meister Gerhard.‘

‚Sie zwingen! Wen? Wovon redet Ihr, Junker? Sprecht deutlich, bitte ich, daß ich verstehe, wo Ihr hinaus wollt.‘

Und da hat er mir denn gesagt, Lorenzo sei als Freiwerber drüben, von Sibyllens Mutter begünstigt, die ihr Kind reich vermählen wolle. Ich hatte, im eigenen Denken befangen, nichts von alledem gesehen und war nicht wenig erschrocken darob. Woher er es wußte? Junge Menschen, das merkte ich häufig, haben wundersam scharfe Augen für dergleichen Dinge. Er wollte also, daß ich für Sibylle eintreten solle — nicht ihm zu gunsten, nein, von ihm war überhaupt nicht die Rede — ich sollte nur ihre Freiheit wahren, so zu handeln, wie ihrem Herzen am liebsten sein würde. Er hatte noch nicht ausgeredet, als ich schon über die Gasse eilte zu der werten Frau Bärbe. Und richtig, er hatte wahr gesehen. In der Mitte der Stube stand Messer Lorenzo, das alte quittengelbe Gesicht in wunderlich freundliche Falten gelegt, im schwarzen Staatskleid und hielt eine feierliche Rede. Ihm gegenüber meine Sibylle blaß, mit niedergeschlagenen Augen, fest geschlossenen Lippen, gerunzelten Brauen. — Frau Bärbe saß im Lehnstuhl daneben. Sie erhob sich, als ich eintrat. Des Fremden Miene verfinsterte sich; aber Sibylle, meine Nichte, sandte mir einen Blick entgegen, leuchtend von Freude und Vertrauen.

‚Gut, daß Ihr gekommen seid, Schwager,‘ sagte die Witwe, ‚Ihr seid am Ende der einzige, von dem das Mädel Vernunft annimmt. So habt Ihr sie verwöhnt und verhätschelt, daß sie auf keinen anderen mehr hört. Fragt sie doch, worauf sie wartet, ob auf einen Prinzen oder Fürsten, daß sie solchen braven und wohlangesehenen Freier wie den Herrn Lorenz hier ausschlagen mag.‘

Und der Herr Lorenz: ‚Meister, Ihr nicht sie fragen, worauf sie warten. Soll nicht warten, soll mich nehmen. Sie sein schön. Ich ihr Bild will malen und meißeln, ihr Lob verkünden, dichten, singen, daß sie berühmt sein. Berühmter, höher, glücklicher denn eines armen Junkers Liebste.‘

Ich ging auf das Mädchen zu: ‚Sibylle, bist du dem Herrn gut?‘

‚Nein, Oheim.‘ — Aus ihren klaren Augen sah sie mich gerade und ehrlich an.

‚So bist du nicht gewillt, seine Frau, besungen, gemalt und gemeißelt zu werden?‘

‚Nein, Oheim.‘ — Sie hob den Kopf noch stolzer und lächelte, da sie mir im Auge so etwas wie Beifall erkennen mochte.

‚Dann, Messer Lorenzo, thut es mir leid,‘ sagte ich höflich. ‚Ich bin der Vormund der Jungfer Sibylle und muß Euch für die Ehre danken. Gebt Euch nun weiter keine Mühe. Ihr Wille und ihr Wort entscheidet.‘

‚Ihr thun unrecht,‘ rief der Alte zitternd vor Erregung, ‚die Jungfer glücklich mit mir werden! Ihr als Vormund lieber bereden, daß sie mich nehmen. Oder‘ — er trat ganz nahe vor mich und schaute mit seinen funkelnden Augen mir drohend entgegen — „Herr Schuster, hoffen Ihr wohl selbst zu gewinnen, wo ich unterliegen? Denken Ihr die schöne Maid für Euch zu behalten?‘

‚Ich!‘ In hellem Zorn sprang ich auf und hätte den Frechen schlagen mögen. Die Frauen warfen sich dazwischen. Messer Lorenzo entwich bis zur Thür und schlüpfte hinaus, indem er mir noch einmal zurief: ‚Und Ihr sollen sie doch nicht haben!‘

‚Ja freilich,‘ sagte Frau Bärbe seufzend, ‚das wäre ein Glück für die Sibylle, wenn Ihr sie zum Weibe nehmen würdet. Doch Ihr denkt nicht daran. Und wer sonst des Mädels, arm wie sie ist und dazu hochmütig wie eine Prinzessin, sich erbarmen wird, das möchte ich wissen.‘

Sibylle aber: ‚Oheim Gerhard, aus Erbarmen braucht Ihr mich nicht zu nehmen, Ihr so wenig als ein anderer. Denn ich will keinen. Aber, nicht wahr? wenn ich erst älter und tüchtiger bin, darf ich zu Euch ziehen, daß ich der Mutter nicht mehr zur Last falle. Ich werde Euch pflegen und für Euch sorgen, und dann bleiben wir hübsch beieinander, bis wir beide grau sind und sterben.‘ Dazu sah sie mich mit dem schmeichelnden Blick an, durch den sie als Kind schon alles von mir zu erlangen gewußt, und streichelte mit der Hand mir die Schulter.

Aber ich löste ihre Finger von meinem Arm. ‚Laß mich, Sibylle, ein andermal.‘ — Und konnte ihr nicht in die Augen sehen und ging hinaus und blindlings, ohne zu wissen wohin, die Gasse hinauf und weiter, weiter, sonder Ziel. Ich rang die Hände, sinnlose Worte murmelnd und jauchzend, und taumelte fast, daß die Leute mich für trunken halten mußten. Ich war es auch. Denn ein wundersüßer Rausch hielt mich umfangen, der stärker und mächtiger ist als der Wein. Ich, dachte ich immer, ich kann sie besitzen, das Kind Sibylle; so sagte der Alte, so meint ihre Mutter und selbst das Mädchen scheint nicht dawider? Es war ein Ansturm von Gedanken, der mir im Hirn und Herzen tobte, daß sich leichtlich der schwache Körper davon aus dem Gleichgewicht bringen ließ. Ich konnt es nicht fassen, ich schalt mich ob meiner thörichten Blindheit gegen meine eigenen Gefühle und jubelte wieder und fand kein Ende des frohen Staunens über den vollen tiefen Quell, der mir im Herzen erschlossen war. Denn ich war mein Lebtag ein ruhiger Mensch und wohl zufrieden mit meinem Geschick. Daß dennoch ein Mangel in meinem Leben es war, der mich antrieb, den Ausgleich für dies kurze Dasein grübelnd zu suchen, das war mir bisher kaum bewußt geworden. Aber vollkommen glückliche Menschen mögen wohl nicht die Neigung besitzen, zu zweifeln, zu sinnen und zu forschen. Jetzt wußte ich erst, daß ich bis heute von dem, was wirklich leben heißt, kaum eine schwache Ahnung empfunden. Jetzt fühlte ich erst, wie glückselig ein Mensch zu sein vermöchte! — Da lag ich nun unter einer dichten Platane droben hinter dem Schloß am Berghang — ich weiß nicht, wie mich meine Füße gerade an dies entlegene Plätzchen getragen hatten —, drückte mein heißes Gesicht in das hohe feuchtgrüne Waldgras und sagte nur leise: ‚Sibylle, Sibylle!‘ vor mich hin. In dem Namen allein sprach alles sich aus, was in mir stürmte. Und froher fast als die Möglichkeit, daß dies Kind mein Weib werden sollte, empfand ich es, daß ich selbst noch jung genug sei, um hoffen und um lieben zu können.

Plötzlich weckte mich eine Stimme aus dem beseligenden Traume, eine heisere spöttische Stimme: ‚Da liegen Ihr nun! Sinnlos vor Freuden. Ihr sollten wissen, es nicht lang kann währen. Morgen vielleicht sein Ihr sinnlos vor Schmerzen.‘

Ich fuhr empor: ‚Herr, was wollt Ihr von mir?‘

Messer Lorenzo zuckte die Schultern: ‚Daß Ihr fortgehen, mir aus die Augen. Der Herr Kurfürst haben geboten, hier

im Walde sei sein Lieblingsplatz, hier solle eine Statua aufgestellt werden: er nennen ihn den Gott des Behagens, des verständigen Genießens. Ich wollen nun den Standpunkt bestimmen. Ihr da im Grase, Ihr stören mich nur, wenn ich ein Denkmal erfinden soll. Denn Ihr schwanken stürmisch, glückselig und traurig. Wissen Ihr nicht, daß Jubel, Verzweiflung für der Jugend sein? Man heißen Euch einen Philosophus; wissen Ihr nicht, das erste Bedingnis eines Weisen sein der Entsagung?‘

‚Und Ihr, Herr Lorenzo?‘ fragte ich — ich war aufgesprungen und stand vor ihm auf dem abschüssigen Berghang — ‚seit wann habt Ihr denn den Jugendwünschen abgesagt? seit einer Stunde?‘

‚Ich!‘ — er warf den Kopf zurück, daß die schwarzen langen Haare das bleiche Antlitz umflatterten — ‚ich weder Schuhmacher sein noch Weiser, sondern ein Künstler, ein Genie! Ich brauchen der Schönheit. Für mich ist kein Alter. Ich sein jung in der einen Sekunde, wollen Liebesglück und erreichen es auch; doch in der nächsten denken ich nur an Schaffen und Arbeit. Ich sein kein Deutscher. Was mich kümmert, werfen ich ab, weit, weit von mir. Ihr aber werden viel Kummer haben. Und werden doch nicht ans Ziel gelangen. Denn die Sibylla sein nicht für Euch!‘ Mit diesem Worte wollte er gehen. Doch indem er sich von mir wandte, blieb er auf halbem Weg wieder stehen: ‚Übrigens, Ihr würden taugen für Gott dieses Ortes: Mund, Augen, Bart und breite Schultern, si, cospetto! Ihr gefallen mir. Wann Ihr wieder vernünftig werden und behaglich, Herr Savio, mir sagen, dann will ich Euch bilden, davvero, geloben! Wartet nur, der Behagen werden schon wieder kommen, wann der tiefen Schmerzen vorbei sein.‘ Er nickte beruhigt und ging von dannen.

Mir aber war nach ruhigem Behagen nicht eben zu Mute. Ich war aus meinem stillen Sein ein für allemal aufgerüttelt. Tief innen empfand ich, daß Lorenzo die Wahrheit sprach, daß das Kind Sibylle so wenig zu meinem wie zu seinem Alter tauge und ich nach ihr nicht begehren dürfe. Er hatte recht: aus dieser Liebe konnte nur herber Schmerz entstehen. Jetzt schon schämte ich mich meiner Thorheit. Und da ich zu Thal stieg, habe ich bei mir im Herzen beschlossen, dagegen zu kämpfen, sie zu besiegen, koste es mich auch, was es wolle.

In den nächsten Tagen suchte ich denn auf jedwede Weise, durch Arbeit und Lesen mich wieder ins Gleichgewicht zu bringen und jenen Schauer plötzlicher Seligkeit zu vergessen. Ich vermied meine Nichte und ihre Mutter, soviel ich nur konnte, ließ mich sogar von meinen Gesellen ein paarmal bereden, mit ihnen abends zum Wein zu gehen. Aber nach Lärm und lautem Treiben mußte ich in der Nacht totmüde mir eingestehen, daß alles umsonst sei. So oft ich mir auch die Worte des wunderlichen Künstlers sagte: ‚Jubel und Verzweiflung sind für die Jugend,‘ ich war weit entfernt von dem ruhigen Entsagen und klugen Genießen, das er mir empfohlen. Ich hoffte und zagte recht wie ein Knabe. Desto grausamer quälte ich mich, je mehr ich mir bewußt blieb, daß mein Fühlen meinem Alter wenig anstehe, und mich mühte, es zu verbergen. Gesellen und Kunden haben wohl kaum die Veränderung bemerkt. Aber Sibylle? Sie sah mich oft wie fragend an. Auch Herr Kurt schien minder als sonst mir zu vertrauen. Es war mir manchmal, als ob er mein Geheimnis mir von der Stirn zu lesen vermöchte.

Doch als ein paar Wochen vergangen waren, in denen ich mich redlich gemüht und alle meine Philosophie mir zur Hilfe gerufen hatte, meinte ich schon überwunden zu haben. Ich sagte mir, erkennen und prüfen ist doch wahrlich nicht umsonst, es hilft im kleinsten wie im großen, hilft uns Unrecht und Recht zu sondern und stützt uns, wo wir ins Wanken geraten. Und wie ich mit diesem Bewußtsein mich eben in Selbstzufriedenheit wiegen wollte, da stand die Gefahr urplötz-

lich vor mir; und alles Denken, alles Grübeln haben mich nicht davor bewahrt, ganz so unbedacht zu handeln wie nur der jüngste verliebte Student.

Das war an einem Sonntagmorgen, im heißen Sommer. Zu den Vakanzen pflegten unsere Herren Studiosi die Stadt zu verlassen; auch der Junker Treuenfels hatte längst davon gesprochen, daß er auf eine kurze Zeit heimreisen müsse. Er mochte wenig Lust dazu spüren. Da sprengt an dem Morgen ein flüchtiger Bote durch unsere Gasse und mir vor das Haus. Er bringt ein Schreiben für unseren Junker. Herr Kurt erbricht es, liest, und bleich wie die Wand, vor welcher er steht, reicht er mir das Blatt hin. Sein Vater ruft ihn; er habe erfahren, daß der Sohn zu Heidelberg ein Bürgermädchen zur Ehe nehmen wolle, er befehle ihm heimzukehren. ‚Ich reite noch in dieser Stunde,‘ sagt Junker Kurt, ‚er soll nicht denken, daß ich feige mich verkrieche!‘

Er ruft den Barthel und trägt ihm auf, seinen Mantelsack zu packen und ihm auf das Pferd zu schnallen. Dann zu mir gewendet: ‚Meister Gerhard, bevor ich reite, muß ich mit Jungfer Sibylle reden. Ich hatte bisher noch nicht offen um sie geworben. Nun muß ich es aber. Ich weiß nicht, wer der heimliche Schleicher war, der mein Geheimnis meinem Vater verriet — vielleicht der Lorenzo —, doch wer es auch gewesen sein mag, er selber hat seinen Plan sich vereitelt. Ihr aber sollt mir gegen ihn beistehen, ich baue auf Euch. Denn Euch kenne ich als Ehrenmann, und trotz allem, ich weiß es, seid Ihr mir gewogen. Ihr werdet mir die Maid nicht rauben, nicht wahr, Meister Gerhard? Euch traue ich solches nimmer zu.‘

Ich vermag ihm nicht in die Augen zu schauen, obwohl er mich erwartend anblickt. So gehe ich, ohne ihm Antwort zu geben, über die Gasse voran, und er folgt mir. In der Stube sitzt Frau Bärbe, Sibylle springt bei unserem Eintritt schnell empor, es leuchtet auf in ihren Augen, da er so plötzlich vor ihr steht.

‚Jungfer Sibylle,‘ hebt er an, ‚ich muß noch in dieser Stunde verreiten und weiß nicht, wann ich rückkehren werde. So komme ich denn, um Euch zu bitten, daß Ihr mir vorher Gehör schenken wollt.‘

Und nun spricht er so beweglich von seiner Liebe, daß mir an der Thür, wo ich im Halbdunkel mit fest verschränkten Armen stehe, das Herz mit jedem Worte schwerer, bleischwer lastend in der Brust liegt.

Aber das Mädchen — ich sehe es mit Wonne — läßt sich nicht rühren. Den schlanken Kopf hält sie hoch erhoben, die weißen Zähnchen graben sich in die Unterlippe und die feinen Nasenflügel zittern ihr in verhaltenem Zorn. Daß aber auf ihren Wangen bei seinen Worten Erröten mit jähem Erbleichen wechselt, das vermag sie nicht zu hindern. Da er innehält in seiner Rede, entgegnet sie rasch mit klingender Stimme: ‚Schönen Dank für die Ehre, vieledler Junker. Es thut mir leid, ich kann's nicht gewähren, um was Ihr bittet. Denn nicht alle Mädchen von Heidelberg sind so billig wie Heidelbeeren zu haben, und ich gehöre nicht zu denen, welchen man hier von Liebe redet, um sie jenseits von diesen Mauern frohmütig wieder zu vergessen.‘

‚Jungfer,‘ ruft er, ‚Sibylle, so hört doch! Will ich Euch denn vergessen, würde ich es können, selbst wenn ich wollte? Ihr sollt meine Braut sein, mein Eheweib, meine Hausfrau. Der Vater wird und muß es gestatten! Wahrlich, Ihr straft mich zu hart für die Streiche, die ich im Übermut beging! Meine Liebe zu Euch ist bitterer Ernst, alles Frühere war nur Thorheit. Wollt Ihr es mir noch immer nicht glauben?‘

‚Ich kenne Euren Sinn zu wenig,‘ sagt Sibylle, ‚um genau ermessen zu können, was Euch Scherz sein mag und was Ernst. Ich wünsche Euch eine glückliche Heimkehr, Herr Kurt von Treuenfels. Euer Vater soll um mich nicht Kummer haben dürfen.‘ Und sie verneigt sich höflich vor ihm.

Er ist wie außer sich. Zitternd und bleich, mit Thränen im Auge fleht er sie

um ein gutes Wort an, daß er nicht hoffnungslos fortgehen müsse. Sie bleibt unbeweglich. Ihre Mutter ist aufgestanden und schilt dazwischen: ‚Was thust du, Sibylle, was fällt dir nur ein? Ein feiner Herr und begehrt dich zu seiner ehelichen Hausfrau! Wenn dir der alte Lorenzo nicht recht war, was hast du gegen diesen zu sagen, der jung und schön ist, reich und adelig, weit über dir und deinem Stande! Du kannst doch nicht ledig bleiben, Mädchen!‘

Und er gleichzeitig: ‚Jungfer Sibylle, was soll ich thun und was beginnen, daß Ihr mir glaubt?‘

‚Nichts,‘ ruft sie, ‚nichts! Ich will Euch nicht glauben. Denn ich weiß, was ich weiß. Es sind ja Eure eigenen Worte, die gegen Euch zeugen.‘

Er stürmt, er bittet, er droht — vergebens. Sie zeigt dasselbe kalte Gesicht und hört ihn kaum an. Da läßt sich der verblendete Mensch beikommen, ein Wort gegen mich zu sagen: ‚Ihr liebt einen anderen,‘ sprüht es hervor aus seinen zuckenden blassen Lippen, ‚der insgeheim Euch gegen mich aufbringt; warum sagt Ihr es nicht? Ich habe es ja längst gesehen, daß er vor Liebe zu Euch vergehen will. Nur hatte ich bis heute gedacht, ein Mann wie der sei zu klug und zu gut, solch junges Geschöpf für sich haben zu wollen. Und ich hoffte immer noch, Ihr wüßtet nicht um seine Liebe.‘

‚Wen meint Ihr?‘ Sie ist aus ihrer kühlen Zurückhaltung erwacht und folgt seinen Blicken. — Ich habe die Zeit her stumm an der Zimmerthür gestanden, fast sonder Regung. Denn wie mein Herz mir klopfte und zuckte, das brauchten jene nicht zu wissen. Nun sieht sie mich an: ‚Den Oheim?‘ — Erst lächelt sie ungläubig staunend. Dann blitzt es plötzlich in ihren Augen; ein rascher Entschluß, sie kommt auf mich zu: ‚Ohm Gerhard, ist's wahr, daß Ihr mir gut seid, wie der Junker Euch vorwirft? daß Ihr mich, so jung ich bin, zur Frau haben möchtet? Nun denn, so nehmt mich.‘ Und sie streckt mir die Hände entgegen.

Ich habe noch eben Besinnung genug, die liebe Hand zurückzuweisen: ‚Sibylle, du bist jung, ich alt, du kannst mich nicht lieben. Du sollst nicht im Trotz dein Leben verspielen.‘

‚Im Trotz!‘ — sie lacht — ‚wem sollte ich so viel Ehre erweisen, ihm derart zu trotzen? Ich habe Euch gern, Ohm Gerhard, mehr als alle anderen. Ich wüßte keinen, dem ich so traue und den ich so kenne. Und wenn's mir gefällt, mir mein Leben zu verspielen, wie Ihr es nennt, wen geht das an? Nicht einmal die Mutter, die nur trachtet, mich los zu werden. Ich reiche Euch also meine Hand hin und frage Euch, ob Ihr mich zur Frau wollt? Habt Ihr das Herz, mich zurückzuweisen?‘

‚Sibylle,‘ sage ich noch einmal, ‚weißt du, was du thust?‘

Und gleichzeitig der Junker: ‚Sibylle, Liebste, vermaure nicht dein junges Leben! Du liebst mich dennoch!‘

Ihre Augen flammen, die schlanke Gestalt scheint gewachsen und voller. Sie wendet sich drohend und blickt ihn an: ‚Ich hasse Euch! Seht her und glaubt mir; ich weiß, was ich thue.‘ Und geht auf mich zu mit ruhigem Schritt, hebt ihre Arme, mich zu umschlingen, und legt mit einem stolzen Lächeln das junge Haupt mir an die Schulter: ‚Ohm Gerhard, da bin ich.‘ — Und ich — ich habe sie geliebt und war ein Mensch und beweglichen Blutes. Ich höre kaum, wie der Junker ruft: ‚Thut es nicht, Meister, sie liebt mich, ich weiß es, sie will's nur nicht gestehen!‘ Ich reiße sie an mich, drücke das Antlitz auf ihren Scheitel und schließe die liebe, liebe Gestalt fest an meine Brust. Alle Vorsätze der Entsagung, Vernunft, Überlegung waren vergessen. Ich fühle nur ihren Herzschlag an meinem und weiß allein, wie sehr ich sie liebe.

Dann … mir ist, als flöge ein Zittern ihr durch die Glieder. Ich schaue auf: der Junker ist fort. Und mir im Arm lehnt Sibylle wie leblos. Sie regt sich erst, da von der Gasse ein Rufen tönt, und wendet sich. Wir können beide durch

die runden Scheiben sehen, daß der Junker sich auf sein Roß schwingt, daß er davonsprengt. Der Diener folgt ihm; meine Gesellen mitsamt dem Barthel stehen in der Hausthür, ihm nachzuwinken. Und da er um die Ecke biegt und nun den Blicken entschwunden ist, atmet Sibylle auf wie erleichtert: ‚Er ist fort!‘ und setzt sich ruhig zu ihrem Spinnrad.

Ein paar Tage später hat Frau Bärbe uns die Verlobung ausgerichtet. Ich hätte lieber damit gezögert. Die kluge Frau aber wollte ihrem Kinde die Zeit nicht lassen, sich zu besinnen. Sie teilte sofort den Nachbarn in der Marstallgasse und allen Bekannten mit, daß der ehrsame Schuhmachermeister Gerhard Häberlein um ihre Tochter geworben habe und daß sie ihm deren Hand zugesagt. Man beneidete mich um das schöne Mädchen, das keiner meinem Alter gönnte. Ich aber bin eine kurze Zeit lang ganz und wahrhaft glücklich gewesen. Ich dachte an keine Weisheit jetzt, an keine philosophischen Probleme. Ich sah nur immer Sibyllens Gestalt, die biegsamen Glieder, das schmale Gesicht mit den dunklen Augen, den bläßlichen Lippen, die leise sagten: ‚Ich habe Euch gern, Ohm.‘ — Und ob sie dazu auch ernsthaft dreinsah und stiller schien, als sie früher gewesen, ich merkte es kaum. Meine Brust war geweitet, mit lechzenden Lippen sog ich die Luft ein, die weiche beseligende Traumluft dieser unvergessenen Tage. Ich hoffte und plante die sonnigste Zukunft. Was derweilen neben mir vorging, was andere dachten, das plagte mich nicht.

Und die mich endlich aus diesem Rausch mitleidslos weckten, das waren der Barthel, mein eigener Lehrling, und abermals der alte Lorenzo, der mir schon einmal so unerbittlich die Wahrheit gesagt. Der Junge aber war ganz arglos bei dem, was er that. Ich fand ihn früh morgens in dem Winkel unter der Treppe über einem von meinen Büchern. Und ich staunte. Denn ob Schuster jeweilig Denker sind — den Schusterjungen ist es vor hundert Jahren so wenig wie heute, deucht mich, eigen gewesen, daß sie studierten. Ich fragte ihn also, weshalb er es thue? Und er, mißmutig die Achseln zuckend, giebt mir zur Antwort: ‚Ich muß wohl, Meister. Es ist ja niemand mehr im Hause, der froh sein mag. Ihr selber seid alt und gewaltig weise, da suchen wir anderen Euch nachzukommen. Jungfer Sibylle selbst, die vordem so gern gelacht hat, schaut jetzt täglich ernster drein. So will auch ich einmal versuchen, wie man es anzustellen hat, um bei jungen Jahren vernünftig zu werden.‘ Und der arme Junge beugt sich wieder über seinen Folianten.

Ich ging zu Sibylle: ‚Sage du mir, bist du ernster und trüber geworden?‘

‚Ich, Oheim! seit wann?‘ Sie hatte sich nicht entschließen können, mich anders zu nennen, und ich hatte mich darein fügen müssen, hoffend, daß, wenn sie erst mein Weib sei, sie wohl bald einen besseren Namen für mich werde zu finden wissen. ‚Seit wann soll ich ernster geworden sein, Oheim?‘ fragte das Mädchen.

‚Seit du meine Braut bist, Sibylle.‘

Da wiegte sie den Kopf: ‚Wohl möglich. Ich möchte gern eine Frau für Euch werden, wie Ihr sie braucht; ich möchte Euch helfen und mit Euch denken, soweit ich mit meinem schwachen Verstande es irgend vermag.‘ — Sie wußte nicht, wie weh sie mir that mit dieser Antwort. Sie begriff nicht, wie schmerzlich ich wünschte, daß meine Braut durch mich und für mich froh sein möchte. — Sie aber fuhr fort: ‚Und zum Zeichen, daß Ihr mich nicht für unwert haltet, in allem Eure Genossin zu sein, sollt Ihr mir nunmehr erklären, wovon Ihr letzthin in der großen Disputation geredet habt.‘ — Also mußte ich ihr wiederholen, was ich von dem freien Willen des Menschen dachte und was die Herren Professoren mir dagegen eingewendet. Dabei hörte sie aufmerksam zu. Sie saß ein wenig vorgebeugt, die Hände in ihrem Schoße gekreuzt; zwischen den dunklen, geschwungenen Brauen hatte sich ihr ein nachdenkliches Fältchen gebildet, das ihr zu dem jungen Gesicht wunder-

lich ließ. Mitten in meinem gelehrten Vortrag mußte ich immer auf dies Fältchen und auf ihre zart-weiße Stirn hinblicken. Und so verlor ich den Faden der Rede, stockte, verwirrte mich und beugte mich zu ihr, um ihr mit Küssen die ernste Falte fortzuscheuchen. Sie aber machte sich heftig los, sprang empor und floh vor mir. ‚Oheim!‘ rief sie, ‚was fällt Euch ein!‘ und die Augen funkelten ihr, wie ich es vordem wohl gesehen hatte, nun aber schon seit langem nicht mehr. — ‚Sibylle,‘ fragte ich erschrocken, ‚meine Braut, was ist dir?‘ Darauf ist sie still geworden, blaß und ernst. Geneigten Hauptes kam sie zurück und murmelte: ‚Verzeiht, ich dachte ... ich war ... verzeiht mir, ich habe nicht gehört, was Ihr sagtet.‘ Und hielt mir selbst die weiße Stirn hin, daß ich sie ihr küßte. Zum Zeichen der Versöhnung mußte ich weiter berichten. Doch mir waren die Gedanken noch minder als vorhin bei dem, was ich sagte, und es quälte mich brennendste Unrast, zu wissen, woran sie vorhin gedacht.

Seit dem Tage war mein Zutrauen ins Wanken gekommen. Ich forschte und spähte in ihren Mienen, und sie sprach kein Wort, that keine Bewegung, die ich nicht mit quälendem Mißtrauen im sorgenden Herzen erwogen hätte. Doch endlich kam mir die Erleuchtung. — Es war im Spätherbst, ein stürmischer Abend. In unruhvollem Denken ging ich den Fußpfad, der sich drüben, jenseits des Neckars, auf halber Höhe am Berg hinzieht, von hohen Nußbäumen überwölbt. Den Fluß, die Stadt und des schönen Schlosses rötlich zerfallendes Gemäuer, das sich von der dunklen Tannenwand deutlich abhebt, erschaut man von dort. Man hatte den Weg schon zu meiner Zeit den Philosophenweg betitelt, weil, wie man sagte, gerade die Herren Professores von der philosophischen Fakultät dort sich vorzugsweise ergingen, um ihre verwickelten Probleme auszuhecken. Ich war selber vordem mit dem einen und anderen hier gelustwandelt, und unterweilen hatte ich ein Wort erhascht, das mir wohl zu denken gab. Manchmal etwas Gutes, manchmal auch nur, daß man, um zu Heidelberg ein Herr Ordinarius zu werden, nicht ganz so weise zu sein brauche wie Plato, und daß ich mit meinem Schusterverstande mir annoch getraute, sothanen Posten auszufüllen. Heute war auf dem ganzen Wege kein gelahrter Herr zu finden. Auch waren es keine weit abliegenden philosophischen Problemata, die mich dorthin und immer weiter vorwärts trieben, sondern das eine und nächste Thema menschlichen Denkens: mein eigenes Geschick. — Und ich stieg hinab, ging über die Brücke und jenseits wieder hinauf durch den Wald, ohne mich um den Weg zu kümmern, ohne zu wissen, wohin er mich führte, ohne zu fühlen, wie der Sturm über mir immer stärker und stärker in den Kronen der Bäume rauschte. Wo ich ging, fielen gelbe und rote Blätter raschelnd, welk auf mich hernieder; ich bot die Stirn dem Regen dar, als vermöchte er mir die sengende Pein und die quälenden Zweifel kühlend zu lindern. Und endlich konnte ich nicht weiter. Ich blieb stehen und lehnte mich an den Stamm eines alten weitästigen Baumes, der im Winde sich bog und ächzte. Wenn der Sturm ihn jetzt entwurzelt, ihn niederschmettert, mir auf den Scheitel, dachte ich, dann wäre alles vorbei. Ich malte mir den Augenblick aus, den allerletzten, und dachte schon weiter, wie sie es erfahren würden drunten in der Stadt Heidelberg und wie sie dann heraufsteigen würden, meine Gesellen, um mich zu holen. Mit dem Barthel vielleicht auch Sibylle. Und sie würde sich über mich neigen, mitleidig die Hand auf meine erkalteten Hände legen und flüstern: ‚Gerhard, armer Ohm Gerhard ...‘ Da litt es mich nicht länger so still, ich fuhr in die Höhe, um keinen lieben Laut ihrer Stimme zu verlieren. Denn mir war, als hätte ich wirklich meinen Namen rufen gehört.

Es war aber nicht meiner Liebsten Stimme. Da ich jetzt in meiner Nähe abermals den Ausruf vernahm: Armer

Gerhard! da klang er heiser und rauh. Ich wandte mich um. Da stand ich am Fuße jener Platane, weit hinter dem Schloß, wohin mich schon einmal der sinnlose Ansturm meines Fühlens getrieben hatte. Und neben mir stand Messer Lorenzo.

‚So weit sein Ihr also,‘ sagte er, mit dem Kopfe schüttelnd; ‚jetzt halten Ihr schon bei der bitteren Schmerzen. Wann werden Ihr ruhig? wann kommt der Behagen? Ich warten lange. Ihr, Herr Philosoph, hätten wahrlich schneller fertig sein müssen denn ich. Ich, ein Künstler! Mir stecken die Liebe in mein Blut, gehören zum Handwerk. Aber ein Schuster! was wollen der mit so hold-schönem Mädchen? Besser den Gott des Behagens darstellen. Wissen, Maestro‘ — er kam mir näher und sprach vertraulich — ‚ich baue jetzt Grotte für Seiner Gnaden und Wasserkunstwerk. Davor die Statua, so befehlen der Herr, sollen seinen Heidelbergern ein bekannten Antlitz zeigen. Raten Ihr mir, wen sollen ich bilden? Euch etwa? oder einen jungen Mann, schlanken, braunhaarig wie Junker Currado? Würden Sibylla mehr Freude haben — denn ich wollen ihr Freude machen —, ihn hier zu sehen, ob auch nur im Steinbild, oder Euch lebend? Was denken Ihr, Meister?‘

Ich höre noch sein spöttisches Lachen. Ich fühle noch, wie sich mir plötzlich ein blutroter Nebel vor das Gesicht legt, daß ich blind vor mich hin im Finsteren tappe. Nur fort, nur fort! — Sonder Antwort wende ich mich von ihm und eile den Bergweg hinab. Ich strauchele über die Steine, Dornen ritzen Gewand und Hände, der Wind hat den Hut mir davongetragen: nur vorwärts, vorwärts! Es treibt mich weiter, fort von dem Alten, fort von der Stimme, die lachend flüstert: ‚Würde Sibylle mehr Freude dran haben, ihn zu sehen — oder Euch?‘ — Da ich spät, nah an Mitternacht — ich hatte mich mehr als einmal verirrt und den Weg verfehlt — an Sibyllens Hausthür klopfte, um mir auf irgend eine Weise noch heute abend Gewißheit zu schaffen, war schon alles zugeriegelt und verschlossen. So mußte ich in meiner Qual verharren und hatte die lange Nacht zu bedenken, wie ihr und mir zu helfen sei.

Die Nacht aber bringt Rat.

Am nächsten Morgen ging ich ruhig meinem Geschäft nach. Ich aß zu Mittag mit meinen Leuten, was uns die Dore herübertrug — Sibylle hatte ihr altes Amt nicht für kurze Zeit wieder aufnehmen wollen —, und begab mich dann zu dem Herrn Pfarrer an der Kirche Zum heiligen Geist, um die Trauung zu bestellen. Die Leute in unserer Straße hatten sich schon gewundert, daß ein Mann in meinem Alter nicht die Hochzeit mehr beeile, und Frau Bärbe zürnte mir längst. Ich hatte dem Mädchen Zeit lassen wollen. Sie sollte, so hatte ich gedacht, sich wohl besinnen, bevor sie einen so ernsten Schritt that. Drei Monate waren darob verstrichen. Und also, nachdem ich mit Seiner Ehrwürden alles genau besprochen hatte, bin ich zu Sibylle gegangen.

Sie saß und spann mit ihrer Mutter in dem niedrigen Zimmer. Draußen tanzte der erste Schnee an den Scheiben vorüber. Mir selber lagen weiße Flocken auf Hut und Bart, da ich bei ihr eintrat.

‚Nun bin ich ganz zum Greise geworden,‘ sagte ich scherzend zu dem Mädchen, das aufgesprungen war, mir den Mantel abzunehmen, und mir half, den Schnee fortzuschütteln. ‚Sage, Sibylle, wirst du mir gut sein, wenn ich erst so weiß bin wie heute?‘

Sie nickte ernsthaft: ‚Immer Oheim. So gut ich von klein auf Euch war, werde ich bleiben, so lange ich lebe. Wißt Ihr nicht, Ohm Gerhard,‘ fuhr sie fort, nachdem sie den Stuhl mir auf den gewohnten Platz am Fenster hingerückt hatte, und setzte sich selbst wieder zu ihrem Spinnrad, ‚sobald ich mich fürchte oder sorge, sehne ich mich gleich nach Euch und verlange nach Eurer Hilfe. So erst heute nacht — denkt nur, man hat zur Mitternachtsstunde an unserer Hausthür geklopft und gerüttelt —, da sprang ich auf und

rief zur Mutter: Wäre nur Oheim Gerhard im Hause, daß er uns schützte. Und indem wir zitternd bereden, was wir thun sollen, um Euch zu holen, da war es plötzlich still geworden. Wer mag es nur gewesen sein, Oheim?‘

‚Weiß nicht; ein Trunkener vielleicht.‘ — Ich strich ihr mit der Hand den Scheitel und wandte den Kopf ab, daß sie die Schamröte nicht sehen sollte, die mir in die Wangen gestiegen war. — ‚Es ist brav, daß du mir vertraust und an mich glaubst; denn wahrlich, Kleine, ich habe es gut mit dir im Sinne. — Und also, da wir so einig sind, du und ich, was sagst du, wenn ich dir erzähle, daß ich den Hochzeitstag angesetzt habe?‘ — Ich hatte Sibyllens Hand genommen und spielte mit den schlanken Fingern; da fühlte ich sie in den meinen zucken. Ich hielt sie fest. ‚So sprich, mein Bräutlein, willst du heute über acht Tage meine ehrsame Hausfrau werden?‘ — Das Mädchen schwieg, sie hatte das Haupt tief auf den Rocken hinabgesenkt, an dem sie unruhig mit der Rechten nestelte, derweil ich die Linke noch immer nicht losließ.

Aber Frau Bärbe: Ob ich nicht wisse, daß ich die Hochzeit mit der Mutter bereden müsse? Ich scheine gänzlich zu vergessen, daß jene ein Mädchen, jung und scheu sei und in solchen Dingen gebührlicherweise auch nicht ein Wörtlein mitreden dürfe.

‚Nein,‘ sagte ich, ‚ich vergesse nichts. Eben weil sie noch gar jung ist, habe ich so lange gezögert, das Verlöbnis auszuführen.‘ Nun aber scheine die Zeit mir gekommen, ein Ende zu machen. Und also solle denn heut in acht Tagen Hochzeit sein. Derweil Frau Bärbe mit Fragen und Ratschlägen in mich drang, hielt ich immer noch die Finger, die armen zitternden Finger fest. Während meine Stimme bedächtig unseren künftigen Haushalt besprach, waren meine Gedanken nur bei Sibyllens fliegendem Pulsschlag, der ehrlicher als die blassen Lippen mir ihr Empfinden eingestand. Denn die Lippen sagten: Wohl, Oheim, es ist mir alles recht, was Ihr und was meine Mutter wünscht. Aber der Pulsschlag sagte hastig immer das eine nur: Mir ist weh, mir ist weh, und mir graut vor dem Tag.

Wir hatten alles wohl beredet. Am Sonntag die Trauung in der Kirche und ein Nachtmahl hier bei der Mutter. Darauf am Montag — so war es Sitte — mußte die junge Frau für die Freunde ihres Mannes zum erstenmal kochen. — Frau Bärbe begehrte, daß ich außer meinen Amtsgenossen auch die Honoratioren, die ich kannte, zu dem Feste laden solle: den Herrn Ordinarius der Philosophie und andere Kunden, die uns sicherlich die Ehre gewähren würden. Ich aber schlug dagegen vor, es müßten auch Studenten dabei sein, daß am Ehrentage der schönen Sibylle es nicht an lustiger Jugend fehle.

‚Schade,‘ sagte ich am Ende, indem ich mich erhob und zum Abschied ihre Hand noch einmal nahm, ‚daß dem Junker Kurt, dem Treuenfels, kein anderer gleich kommt. Solch ein munterer Hochzeitsgast hätte sicherlich alle erheitert. Meinst du nicht, Sibylle?‘ — Sie aber hatte ihre Hand aus der meinen gerissen und trat das Rad, daß es wie rasend um und um flog, und zog den Faden schnell durch die Finger.

‚Hast du nie wieder von ihm gehört?‘ fragte ich leise.

Das Mädchen schüttelte nur den Kopf, biß die Zähne aufeinander und schaute nicht auf.

‚Nie,‘ sprach Frau Bärbe für sie, ‚das ist gut. Sie soll auch nichts von dem Junker hören. So einer! — Ich hab es ihr gleich gesagt, Handwerk hat einen goldenen Boden; vertraue dem Oheim und seinem Wort, der ist dir sicher. Solch ein windiger junger Rittersmann, sie hätte lang auf ihn warten können! Ich bin nur froh, daß meine Sibylle klug genug war, ihm nicht zu glauben.‘

Das Mädchen spann und hob den Kopf nicht.

‚Könnt Ihr wissen,‘ sagte ich langsam, ‚ob er nie wieder nach Heidelberg gekommen ist, ob nicht vielleicht gar er ... heute nacht, an Eurer Thür ...‘

‚Oheim! er war es?‘ — Sie springt in die Höhe, ein Blick, ein Aufleuchten in ihren Augen. Nur eine Sekunde, doch ich habe genug gesehen. Schon senkt sie den Kopf wieder auf das Rad, denn ich gab zur Antwort: ‚Er ist es wohl nicht gewesen, Sibylle. Ich habe nichts von dem Junker erfahren.‘

Und sie spinnt ihren Faden weiter, blaß und still, so wie zuvor.

Ich aber nehme meinen Mantel: ‚Also, Frau Bärbe, in acht Tagen die Hochzeit. Auch du, Sibylle, wirst dann bereit sein.‘ Ich beuge noch einmal mich zu ihr nieder, die bleiche junge Stirn zu küssen. ‚Leb wohl, mein Lieb! Denn — ich vergaß es dir vorhin zu sagen — ich habe eine Reise vor und kehre erst wieder am Hochzeitsmorgen. Richtet darum alles aufs beste, wenn ich auch nicht da bin. Zur rechten Stunde, um die Braut zur Kirche zu führen, seht Ihr mich sicher.‘ — Damit ging ich von dannen.

Das ist meine Geschichte. Das ist das eine Mal gewesen, wo die hehre Philosopheia ihren Jünger im Stiche ließ!

Es ist nun weiter nicht viel zu berichten. Denn da ich, wie einst als Handwerksbursch, mit meinem Rucksack auf der Schulter, über Land zog, habe ich gesucht, mich zu sammeln von dem Schlage, der mein Hoffen zu Boden geworfen. Und da ich auf seinem Schlößchen in Franken dem Junker Kurt vor die Augen trat, geschah es mit so ruhiger Miene, wie nur je ein Oheim und Vormund sie zeigte, der seines Nichtchens Freier zu prüfen gesonnen ist. Daß er mich fremd und kalt empfing und doch nicht sich enthalten konnte, mir ein anzüglich Wort zu sagen von meiner Verbindung mit dem Mädchen, das hatte ich nicht anders erwartet. Und ich habe ihm ruhig entgegnet, meine Verlobung sei von allem Anfang nur Schein gewesen, auf daß die Maid nicht von ihrer Mutter bestürmt werden könne und Zeit gewinne, um sich zu prüfen, so gut wie ihn.

Darauf ist er mir um den Hals gefallen und hat mit Thränen sein junges Herzeleid mir vertraut. Er flehte mich an, es ihm zu glauben, daß er ihr treu geblieben sei, trotz ihrer Abweisung, daß er nur sie einzig liebe. Wie er im Zorn fortgeritten, wie er sich dann eines Besseren besonnen und einen heimlichen Boten geschickt, um noch einmal bei ihr anzuklopfen, und wie ihm der alsbald die Nachricht zurückgebracht, daß man ihre Verlobung mit mir feierlich begangen habe, das hat er alles mir erzählt. Daneben aber hat er wieder und wieder versichert, daß er, selbst in den bösesten Schmerzen, insgeheim die ganze Zeit her an der Hoffnung festgehalten, ich werde auf irgend eine Weise ihn schließlich mit Sibylle vereinen. So sei es denn nun auch gekommen, sein Vertrauen begründet gewesen.

Ich aber — so sind wir Menschen geartet — war ihm gewogen für dieses sein Zutrauen. Obwohl ich mich innen wie vernichtet und alles in mir zertrümmert fühlte, seit ich von dem Mädchen geschieden; obwohl ich meinte, daß mein Leben, anders als bei einem jungen Menschen, dem man sein Lieb nimmt, für immer arm und freudlos sei — seine Dankbarkeit hat mich tief beschämt und mir dennoch wohlgethan. Von Stund an konnte ich auf dem Wege der Entsagung festeren Mutes vorwärtsschreiten.

Den alten Herrn zu bewegen, daß er dem Sohne die Verbindung mit dem Bürgermädchen gestatte, überließ ich dem Junker. Hatte der Bursch es so trefflich verstanden, Sibyllens und mein Herz gegen unser beider Willen einzunehmen, so mochte ihm, den eigenen Vater zu erweichen, wohl auch gelingen. Im übrigen hatte sein düsteres und verzweifeltes Wesen die Monate her schon so tiefe Bresche gelegt in den festen Bau des adeligen Stolzes, daß es nun kaum noch seiner Bitten bedurfte, um die Festung zu Fall zu bringen.

Und also, am sonnigen Sonntagmorgen, da die Felder, von Schnee überdeckt, im Frühlicht glitzerten, sind wir zwei wieder zu Heidelberg eingeritten. Der eine war froh und guter Dinge. Dem anderen aber, dem jener ein hohes Roß gegeben und der wie ein Ritter neben ihm in sei-

ner simplen Kleidung einherzog, dem war trotz dieser besonderen Ehre weder stolz noch wohl zu Mute. Da wir endlich von der Hauptstraße aus in die Marstallgasse bogen, standen die Leute unter den Thüren, sich verwundernd ob meinem Anblick. Vor uns her lief das Gerücht von unserem Nahen. Und da wir vor meinem Hause uns von den Pferden schwingen wollten, ging auch drüben die Thür auf: an der Schwelle erschien Sibylle im grünen Brautkranz. Mein Junker Kurt aber beugte das Knie vor dem blaßerschrockenen Mädchen: ‚Jungfer, wollt Ihr nach drei langen Monden mir Glauben schenken, daß nicht jenseits von Heidelbergs Mauern ich Euch vergaß noch vergessen werde, so lange ich atme?‘ Und da sie schwieg, sagte ich: ‚Sibylle, gestehe dem Junker nur, wie du heimlich seiner harrtest und wie froh du jetzt bereit bist, die Seine zu werden. Denn er verdient und ich wünsche es.‘ — Da neigte das Mädchen sich zu ihm nieder: ‚Ich glaube Euch, Junker, weil ich mir selber mit bangen Schmerzen gestehen mußte, daß ich Euch gut bin, obwohl ich nicht wollte.‘ — Und er zog sie in seine Arme.

Die Hochzeit ward an dem Tage gefeiert. Es geschah alles genau so, wie wir vorher verabredet hatten. Nur der Bräutigam war ein anderer. Und der es hatte werden sollen, stand jetzt als Führer hinter der Braut. Dafür aber ist ihm von ihren Lippen so viel des warmen Dankes geworden, dafür haben ihre Augen ihn so herzlich angeblickt, daß er wohl hätte zufrieden sein können. Und wenn er es nicht war, so war's seine Schuld.

Nächsten Tages habe ich also wieder auf dem Schusterböcklein gesessen, allein im Hause mit meinen Gesellen, und alle Träume von neuem Glück, von junger Liebe waren verflogen. Die Dore trug die Speisen herüber, und der Barthel zeigte am Mittagstisch verweinte Augen, weil die Sibylle davongezogen. Nachbarn aber und Freunde priesen den weisen Oheim und meinten alle, nur ein echter Philosophus sei im stande, so zu handeln.

Ein einziger Mensch in ganz Heidelberg hat begriffen, wie es damit zugegangen und daß ich meiner Göttin, der Philosophie, nie so wenig treu gewesen als gerade hierin. — Ich saß spät abends einsam und traurig, eine schwere Sohle stiftend, als Messer Lorenzo bei mir eintrat. — Er setzte sich schweigend mir gegenüber, starrte eine Weile in das weiße Licht meiner runden Schusterkugel, nickte ein paarmal mit dem Kopfe und sagte dann seufzend: ‚Es sein schwer, ich wissen das am allerbesten. Nicht die Sibylla, o nein, ein andere Mädchen drunten, weit drunten in Firenze, können ich heute noch nicht vergessen. Ihr spüret jetzt dasselbe, Meister. Und weder der Schuhwerk noch der Gelehrtheit helfen schnell wider solche Kranknis. Nur Reisen, Kunst schaffen andere Lieben, taugen dagegen. Und helfen auch die nicht einmal immer. Darum — Seiner kurfürstlichen Gnaden wollen durchaus den Gott für die Grotte — darum, Maestro, reisen ich wieder nach Firenze. Der Stein sein dort besser, ich werden dort Euer Konterfei machen, ich machen es gut. Und — wer weiß, vielleicht hat sich die schöne Mädchen dort auch, indessen ich fort war, anders besonnen, so wie Eure Nichte mit dem Currado. Es ist möglich; was sein nicht möglich bei den Weibern?‘ Und er streckte zum Abschied mir seine Hand hin. ‚Meister, Ihr sollen mir nicht mehr zürnen. Seht, es sein alles so eingetroffen, buchstäblich genau, wie ich Euch gesagt. Und der philosophisch heitere Frieden, glaubt mir nur, werden Euch auch wiederkehren!‘ — Das waren seine letzten Worte.

Er hat darauf Heidelberg verlassen, und lange Zeit vernahm man nichts mehr von Messer Lorenzo.

Als meine lieben Mitbürger endlich an den wunderlichen Tausendkünstler gemahnt worden sind, das war um viele Jahre später. Da ließ am Berghang hinter dem Schlosse, unter der großen alten Platane, der Herr Kurfürst ein Steinbild errichten, das ihm von weit her, über die Alpen, zugesandt war. Es galt

für die letzte und beste Arbeit des kurz zuvor verstorbenen Meisters. Und weil just um dieselbige Zeit in der Marstallgasse zu Heidelberg ein Mann verschieden war, der — nun, ich glaube, daß seine Stadtgenossen vielleicht nicht ohne jeglichen Grund ihn hochhielten und stolz auf ihn waren — und weil des ruhenden Gottes Antlitz als dieses Mannes getreues Konterfei erschien, so entstund allmählich die Sage, der alte Philosophen-Schuster lebe weiter in diesem Stein.

Und so spricht denn der Stein jetzt zu dir jungem Burschen, daß du an seinem Beispiel lernest, was der Lebende mit Schmerzen erkennen mußte. Du darfst es mir glauben, mein Sohn, ich habe es an mir selber erfahren; je älter ich wurde, desto klarer begriff ich's: es ist nichts mit der Liebe. Sie ist vergänglich. Wenn du dein Liebchen lassen mußt, so brennt die Wunde wohl noch eine Zeit lang; aber bald — du verwunderst dich selber, wie bald es geschieht — fühlst du dich getröstet. Denn ist dir auch die Maid genommen, es ist dir Köstliches geblieben, das du an jedem neuen Morgen mit neuer Freude als dein erkennst: warmer Sonnenschein, kühlender Schatten und vor allem — perlender Wein! Drum, lieber Junge, das ist meine Lehre: Entsage der Liebe, füge dich geduldig darein, so das Schicksal sie dir verweigert. Sei Philosoph! ich empfehle es dir; und suche Trost, da wo ich ihn gefunden — im vollen Glase Pfälzerwein!"

„Nein," rief ich und sprang in die Höhe, „ich folge Ihrer Lehre nicht! Ich bin jung und strebe nicht nach philosophischer Entsagungsfreude! Die Moral, die ich mir aus Ihrer Geschichte gezogen habe, lautet sehr anders, lautet also: Beuge und füge dich nimmermehr! Beharre fest auf deinem Willen und bleibe dem Mädchen treu, das du lieb hast, so sie ein Mädchen von Heidelberg ist!"

Ein lauter Glockenton unterbrach mich. Es war die Uhr vom Heiligen Geistturm drunten am Markt, die eins schlug und die man in der stillen Mainacht so deutlich dort oben vernahm, als komme der Ton aus den Zweigen der Platane uns zu Häupten.

Und da ich aufsah, erwartend, mein weiser Freund werde mir wohl ein mißbilligend Wort auf meinen kühnen Widerspruch sagen, da — war das Ganze nur Traum gewesen? Ich rieb mir die Stirn. In dem unsicheren Mondenlicht lag auf dem grünen schlammigen Tümpel die moosbewachsene Steinfigur; aus den Ritzen der schlecht gefügten Glieder sproßte das Schilf; der falsch angesetzte Arm hielt das abgebrochene Etwas, von dem man nicht wußte, was es sein konnte, reglos in die Höhe, und nur um die geborstenen Lippen schien noch ein freundliches Lächeln zu spielen. Es war mir, als lache er des Träumers, welcher die eigenen Weinphantasien für bare Wahrheit genommen hatte, welcher in seinem kindischen Dünkel sich eingebildet, daß, um seine Schmerzen zu lindern, tote Steine reden würden. Durch die Blätter der Platane zog ein Rauschen. Ein Windstoß fegte plötzlich dunkle Wolken über die silberne Scheibe des Mondes; das Licht auf dem Angesicht des Steingottes war verschwunden, und nichtssagend gähnte ein breiter Spalt an Stelle seines lächelnden Mundes. Ich aber ging enttäuscht von dannen.

Am nächsten Morgen verließ ich pünktlich, wie ich beschlossen, die Alma mater. Aber die Erzählung des Alten hegte ich in treuem Gedächtnis, ob er nun eines Abgeschiedenen Geist gewesen oder nur eine Ausgeburt meines eigenen weinschweren Hirnes. Und wenn ich fest bei dem einmal Gewollten blieb, wenn ich mich durch nichts auf meinem Wege beirren ließ, wenn ich am Ende mein Heidelberger Lieb heimgeführt habe und mit ihr glücklich geworden bin — ich verdanke das alles allein der nächtlichen Zwiesprache mit meinem Freunde, dem ehrsamen Schuhmacher und Philosophen, Meister Gerhard von Heidelberg.



Der Hohenasperg im Jahre 1643. (Nach Merian.)

Der Hohenasperg.

Von

Gebhard Zernin.

Deutschland, und zwar besonders Südwestdeutschland, ist reich an Burgen oder vielmehr Burgruinen. Das Wort Burg wird von Berg abgeleitet und drückt bekanntlich einen kleinen befestigten Platz, vorzugsweise den gesicherten Wohnsitz einer fürstlichen oder adeligen Familie im Mittelalter aus. Es gab größere und kleinere Ritterburgen, die anfangs auf Bergspitzen, später — das heißt etwa im dreizehnten Jahrhundert — auf Bergterrassen angelegt wurden, und wozu man mit Vorliebe verlassene Römerstätten benutzte.

Die ganze deutsche Kulturgeschichte nimmt ja mit den römisch-gallischen und römisch-germanischen Kriegen ihren Anfang. Unsere ältesten baulichen Denkmäler sind römische, die durch Anlage und Technik, bisweilen auch durch Stil und Ornamentik als solche sich erweisen. Jene römischen Befestigungsbauten, welche von den einstigen Weltbeherrschern sogleich nach siegreichen Feldzügen auf gallischem oder germanischem Boden errichtet wurden, bestanden sowohl aus Kastellen wie aus Ringwällen; sie waren ebenso fest wie kunstvoll, und ihre Spuren haben sich in großer Zahl und oft sehr erkennbar bis auf die Gegenwart erhalten.

In den Bauwerken der mittelalterlichen Baukunst sind noch die Zwecke der Wohnlichkeit und Wehrhaftigkeit vereinigt; erst in der Folge scheiden sie sich, je nach der Voranstellung der einen oder der anderen

Bestimmung, in die Werke der bürgerlichen und der Kriegsbaukunst. Das wehrhafte Wohngebäude war die Burg; sie bildete oft — ähnlich, wenn auch durchaus in nicht so ausgesprochener Art wie das Kloster, die erweiterte kirchliche Wohnstätte — eine Kulturstätte von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Ganz gewiß haben auch die Burgen des Mittelalters ihren nicht geringen Anteil an der Fortpflanzung der Kultur und verdienen es wohl, daß man ihre Vergangenheit und oft so reiche Geschichte ganz ähnlich der Gegenwart vor das geistige Auge stellt, wie diese die noch sichtbaren Reste ihrer stummen Trümmer mit Interesse, ja Teilnahme betrachtet. Eine solche Burg ist der Hohenasperg.

* *
*

Der Reisende, welcher, nachdem er die süddeutsche Residenz Stuttgart verlassen und die lebhafte Garnisonstadt Ludwigsburg — das würtembergische Potsdam — rechts neben sich liegen gelassen hat, in nordwestlicher Richtung mit dem Bahnroß weiter eilt, erblickt plötzlich links neben sich eine eigentümliche Naturerscheinung. Aus der hübschen, wellenförmigen Hochfläche, die sich dort zwischen Neckar, Enz und Glems ausbreitet, erhebt sich frei und steil ansteigend ein hoher, mit Reben umgürteter Bergkegel: es ist der Hohenasperg, zu dessen Füßen sich das ansehnliche Dorf Asperg ausbreitet. Nähert man sich demselben, so sieht man, wie der Scheitel des Berges von mächtigen Wällen, grauen Mauern und Türmen gekrönt wird. Der Eisenbahnzug hält an seiner Ostseite, fast unmittelbar am Abhang des 356 m hohen Kegels, der eine gewisse Ähnlichkeit mit der Feste Königsstein an der Elbe aufweist, nur daß hier ein den Fuß umspülender Strom gänzlich fehlt. Doch nur sehr kurze Zeit währt der Aufenthalt, dann enteilt das Dampfroß und strebt weiteren nordischen Gebieten zu.

In wenigen Minuten gelangt der Reisende, der sich auf die eigenen Füße gestellt, einen bergan führenden, kaum zu verfehlenden, an einer Gipsfabrik vorbeiführenden Weg, der sehr bezeichnend das „Schwitzgäßchen" genannt wird, eingeschlagen hat, auf die Höhe. Mit jedem Schritt weitet sich um ihn der Blick: eine schöne, mannigfaltige Fernsicht erfreut sein Auge. Nach etwa zwanzig Minuten anhaltenden Steigens nähert er sich dem unteren Eingangsthore der Festung, dessen Anblick ihn fesselt. (Siehe unsere Abbildung Seite 456.) Er steht vor einem im Renaissancestil gehaltenen, vom Zahn der Zeit allerdings etwas benagten Thore, welches, wie die über dem Thorbogen angebrachte Inschrift aussagt, im Jahre 1675 unter Herzog Wilhelm Ludwig von Würtemberg erbaut worden ist. Vor diesem Eingang befinden sich Vorwerke, die einst recht stark angelegt waren, dann aber in Verfall gerieten; sie wurden im Jahre 1813 wieder ausgebessert, sind jedoch später abermals vernachlässigt und hierauf zur friedlichen Bestimmung des Rebentragens benutzt worden. Hat man das untere Eingangsthor durchschritten, so führt den Wanderer ein steiler, früher überwölbter Weg zu einer neuerdings verbesserten, über den äußeren Graben gelegten steinernen Brücke, über die man zu dem eigentlichen, schon unter Herzog Ulrich von Würtemberg (1498 bis 1550) erbauten oberen Festungsthore gelangt. (Man vergleiche unsere Abbild. S. 457.) Letzteres ist massiv gebaut und stellt ein ziemlich langes Gewölbe dar, über welchem sich zwei Thortürme erheben: der äußere und der innere. (Letzteren giebt unsere Abbild. S. 457 wieder.) Von diesem oberen Festungsthore führt der Weg zwischen der früheren, vier Stockwerke hohen Kaserne, dem jetzigen Gefängnisbau, und dem Kellereibau nach dem Festungshof. Dieser Hof bildet, wie das die Form des Bergkegels bedingt, ein fast gleichseitiges Dreieck und diente dem früher auf dem Hohenasperg untergebrachten Infanterie-Bataillon als Exerzierplatz. (Seit einigen Jahren ist das Bataillon nach Heil-

bronn in Garnison gekommen.) An den Kellereibau schließt sich das Arrestanten- und an das letztere das Spitalgebäude an, ihre unteren Räume werden als Magazine benutzt. Dem Festungsthor gegenüber, an der Ostseite des Hofraumes, erhebt sich der Arsenalbau; derselbe steht zur Verfügung des Strafanstalten-Kollegiums in Stuttgart und enthält die für die Civilstrafgefangenen bestimmten Zellen nebst den Aufseherwohnungen. Diese Civil-Festungsarrest- und Strafanstalt soll für vierundsechzig Gefangene (nur Männer) hinlänglichen Raum bieten, jedoch sind gegenwärtig (Herbst 1884) nur sieben Insassen die unfreiwilligen Bewohner dieser wenig anziehenden Gelasse. Einige Ökonomie-Gebäude vervollständigen die Reihe der Bauten, welche das ganze Dreieck der Bergkuppe umschließen. In dem Hofe befinden sich einige Brunnen, welche angesammeltes Regenwasser enthalten, und eine altehrwürdige prächtige Linde. Sie steht in der südlichen Hälfte und scheint mehrere hundert Jahre alt zu sein. Was könnte sie von Seufzern so mancher Unglücklichen erzählen, die unter ihren breiten Ästen einst vernommen wurden — hat sie doch selbst an ihren Zweigen verschiedene Verurteilte baumeln lassen! Heute denkt man bei dem Anblick dieses Zeugen einer so alten Vergangenheit kaum noch an diese ihre einstige traurige Bestimmung, sondern erfreut sich vielmehr der schattenspendenden Gegenwart des ehrwürdigen Stammes; das Behagen vermehrt sich, wenn man die im nordöstlichen Teile des Hofes angepflanzte Anlage erblickt, welche zur Verschönerung des Platzes dient, der im ganzen doch nicht gerade angenehme Gefühle weckt, wenn man an seine Hauptbestimmung als Strafanstalt denkt. Und solche Gedanken drängen sich sofort auf, wenn man zur Linken der Festungsthore den neuerrichteten langen Zaun mit seinen scharfen oberen Zinken erblickt, welcher den Hof begrenzt, in dem sich demnächst die armen Sträflinge bewegen sollen, sobald ihre Übersiedelung aus Ludwigsburg stattgefunden haben wird. Das daranstoßende Gefängnis, die frühere Kaserne, soll für zahlreiche Büßer den bequemsten Aufenthalt darbieten; dasselbe große Gebäude enthält auch die Räume für eine ausgedehnte Dienstwohnung des Kommandanten, eines Hauptmanns außer Diensten, sowie für Aufseher &c.

Alle diese Bauten — sämtlich Eigentum des Staates — haben ihre Eingänge nach dem Festungshof, einzelne noch außerdem Ausgänge auf den inneren Wall. Außer diesen Ausgängen sind noch zwei fahrbare Rampen mit einigen Freitreppen angelegt, die unmittelbar von dem Hofraume auf den Wallgang führen. Zwei Wälle und Gräben umschließen den Festungsraum, von denen der innere Wall etwa 650 Schritte im Umkreise hält; er bildet zugleich einen sehr freundlichen Spaziergang. Der äußere Wall ist völlig gemauert, jedoch nach und nach unbrauchbar geworden, allerdings hat man ihn einigermaßen wiederherzustellen gesucht. Die noch vorhandenen Flankentürme — deren Zahl früher weit größer war —, sowie die unter dem Hauptwall angelegten Kasematten, welche teilweise noch als Magazine dienen, dann die Eskarpe- und Contreskarpe-Mauern der früheren Befestigung selbst werden nur noch so weit in gutem baulichen Zustande erhalten, als dies zur Verhütung der Entweichung von Sträflingen überhaupt erforderlich ist. An der Westseite des Platzes, dem sogenannten „scharfen Eck“, steht ein runder Turm, der lange Zeit als Pulvermagazin diente; an seiner Stelle befand sich im siebzehnten Jahrhundert die Kirche von Hohenasperg.

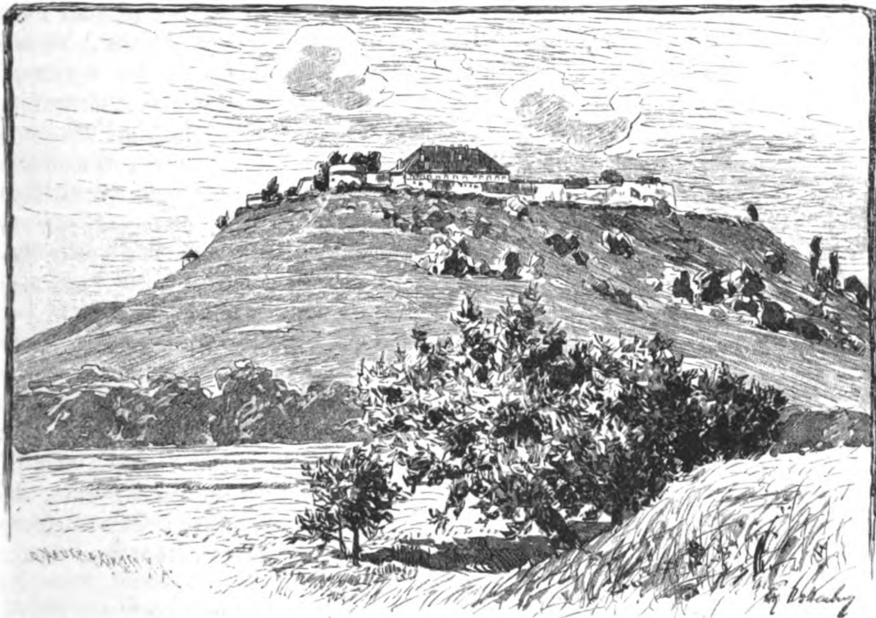
Einen freundlichen Gegensatz zu diesen starren Mauern und Festungsbauten bilden die Gartenanlagen. Sie befinden sich auf dem inneren, teilweise auch auf dem äußeren Wall, im Graben, sowie in den einzelnen noch vorhandenen Zwingern und werden an Bewohner des Hohenaspergs gegen ein mäßiges Pachtgeld zur Benutzung abgegeben; einige sind verwildert. Es macht einen eigentümlichen Ein-

druck, wenn man hier sieht, wie steinerne Kugeln, die einst zum Zerstören bestimmt waren, heute die friedliche Bestimmung erfüllen, Blumenbeeten und Gartenwegen als zierliche Einfassung zu dienen. Der äußere Graben dient dann noch dem praktischen Zweck, daß Obstbäume in demselben ihr Heim gefunden haben. So sprießt und blüht auch hier „neues Leben aus den Ruinen“.

Eine große Zierde, eine besondere Wohlliche Wasser aus dem Dorfe Asperg auf einem Wagen in die Höhe geholt.

Daß der Hohenasperg eine reiche Geschichte haben muß, lehrt der erste Blick auf seine altersgrauen Mauern und Wälle. Lassen wir nun unseren Blick in die Vergangenheit schweifen und die Ereignisse der letzten Jahrhunderte, welche diese Höhe berührten, an unserem geistigen Auge kurz vorüberziehen.*

* * *



Der Hohenasperg in der Gegenwart.

that, die man doch so oft auf alten Burgen oder Schlössern antrifft, hat der Hohenasperg leider eingebüßt: seinen Zugbrunnen nämlich. Dieser Brunnen, den schon Herzog Ulrich vor langen Jahren anlegen ließ, war bis zur Tiefe des Neckarspiegels gebohrt und ausgemauert; er befand sich in einem besonderen Wasserturm im Graben neben dem inneren Festungsthore und versah einst die Bewohner der Höhe hinlänglich mit Wasser. Derselbe ist dann, angeblich weil es an Arbeitskräften gefehlt haben soll, um das Wasser heraufzuwinden, zugedeckt worden. Seit jener Zeit wird täglich das erforder-

Bestimmtes über den Ursprung des Namens Asperg läßt sich nicht anführen. In den Urkunden findet sich — wie ja oft auch anderswo — der Name sehr

*) Wir folgen in unseren geschichtlichen Mitteilungen hauptsächlich den Angaben der nachstehenden Werke: Geschichte der würtemb. Feste Hohenasperg von Dr. Immanuel Hoch. Stuttgart, 1828. — Geschichte der würtemb. Feste Hohenasperg und ihrer merkwürdigen Gefangenen von M. Biffart, Oberlieutenant. Stuttgart, 1858. — Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, herausgegeben von dem königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart, 1859. (Von dem tüchtigen Dr. v. Paulus bearbeitet.) — Außerdem haben wir noch Werke über die würtembergische Geschichte von Heyd, C. v. Martens, Sattler, Stälin u. a. zu Rate gezogen.

verschieden geschrieben, nämlich als Assesberg, Assesborg, Asperch, Ahsperch, Asberc, Asberg u. s. w. Einige leiten ihn vön Asen-(Götter-)Berg ab, andere von Aspenberg, weil der Fuß des Berges mit dichten Aspen- oder Espenwaldungen bedeckt gewesen sein soll.* Die älteste Nennung des Namens fällt in das Jahr 819. Ein Graf Gozbert stellte damals eine Schenkungsurkunde für das Kloster Weißenburg im Elsaß aus (publice in uilla cognominata Assesberg). Dieses Kloster hatte schon in der karolingischen Zeit stattliche Besitzungen in Schwaben, namentlich auch zwei Gotteshäuser, einen Weinberg ꝛc.; der Hohenasperg galt als ein vom Kloster Weißenburg herrührendes Lehen, jedoch war im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts dieser Lehensverband äußerst locker geworden. Die ältesten Besitzer des Ortes, des Hauptpunktes der damit verbundenen Herrschaft, waren die Grafen von Calw, hierauf die Welfen, später die Tübinger Pfalzgrafen, von deren Hause um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine besondere Linie auf die Herrschaft Asperg abgezweigt wurde, die sich „Grafen von Asperg“ nannte, jedoch um das Jahr 1358 erlosch, nachdem sie bereits 1308 „Burg und Stadt Asperg“ mit deren dazu gehörendem Gebiet an den Grafen Eberhard von Würtemberg käuflich überlassen hatte. Graf Ulrich III. von Asperg war es, der als letzter dieses Namens die Herrschaft diesem bekannten Fürsten, seinem Oheim, veräußerte, und der letztere war sehr glücklich, eine feste Burg zu erlangen, deren Besitz er schon lange Zeit ersehnt hatte.

Die Hauptanlage des Ortes — sowohl Burg als Stadt — war ursprünglich und geraume Zeit auf dem Berge selbst, das in der Tiefe gelegene Asperg wurde erst später erbaut.

Kaum drei Jahre befand sich Graf Eberhard von Würtemberg im Besitz der Feste, als er die Früchte des Kaufes in empfindlicher Weise genießen sollte. Kaiser Heinrich, der Nachfolger Albrechts, beschloß eine Demütigung des Grafen, der auf dem Reichstage zu Speier 1309 von den Städten als „des Reiches öffentlicher Feind, Störer des Friedens und der guten Ordnung“ angeklagt worden war und zugleich den Kaiser durch stolzes Betragen erbittert hatte. Eberhard wurde in die Reichsacht erklärt und sein Heer am Fuß des Rothenberges im Mai 1312 von den verbündeten Grafen, Rittern und Städten geschlagen, fast vernichtet, ja selbst sein Stammschloß Würtemberg erobert und zerstört. In seiner Not flüchtete Eberhard nach Asperg; doch auch hier hielt er sich „wegen der schwachen Mauern der Burg“ nicht für sicher und eilte zu seinem Verwandten, dem Markgrafen Rudolf von Baden, um in einem Turm von Besigheim Zuflucht zu suchen.

Nun erschien — und zwar im August 1312 — das Heer der Verbündeten unter dem Befehl des kaiserlichen Landvogts Konrad von Weinsberg vor Asperg. Es währte nicht lange und die Burg war im Sturm genommen; sie wie die Stadt und das auf dem gleichen Berge stehende Schloß Richtenberg wurden von Grund aus zerstört.

Doch ein so sehr von der Natur begünstigter Platz mußte bald zu neuem Leben erstehen. Eine alte Urkunde berichtet:

„Druzehen hundert jar darnach
in dem virzehenden jare
diz ist die zahl vorware
in der cruze wochen (12—18. Mai)...
do man vor asberg lag manigen dag.“

Hiernach muß die Burg um die Mitte Mai des Jahres 1314 wieder aufgebaut gewesen sein, so daß sich das neue Asperg stärker und schöner als früher dem Auge darstellen konnte. Es bestand nunmehr aus dem Schloß, einem großen Viereck mit einem Hofe, das von hohen Türmen, Vorwerken und einem breiten Graben umgeben war, und dem an der Südwestseite des Berges gelegenen Städtchen; auch

* Der Ort Asperg führt noch heute als Wappen in goldenem Felde eine Aspe zwischen zwei aufrecht stehenden, die Zinken auswärts kehrenden schwarzen Hirschhörnern.

das letztere war durch eine Mauer, vielleicht auch andere Festungswerke geschützt. In der Folgezeit geschah noch manches, um die Feste in den kräftigsten Verteidigungszustand zu setzen.

Als Herzog Ulrich von Würtemberg im Jahre 1519, vom Schwäbischen Bunde vertrieben, sein Vaterland verlassen mußte und zunächst auf dem Hohentwiel Zuflucht suchte, kamen für Asperg wieder schwere Tage. Am 15. Mai 1519 erschien das Heer der Bündischen unter dem berühmten Führer Georg von Frundsberg vor der Feste und schloß dieselbe völlig ein. Letztere befand sich aber in dem besten Zustande: sie hatte Munition und Proviant im Überfluß, eine Besatzung von fünfhundert Mann und vor allem einen tüchtigen Kommandanten, Hans Leonhard von Reischach, einen tapferen unverzagten Soldaten, der mit seiner Truppe zum äußersten Widerstand entschlossen war. Der Belagerer eröffnete am 16. Mai ein heftiges Feuer, so daß drei Geschütze — der „Drache", der „Narr von Ulm" und eine Doppelkartaune — zersprangen. Doch sofort traten neue an deren Stelle; Mörser, welche Brandkugeln schleuderten, kamen hinzu, und schon am 22. Mai mußte der brave Reischach die Übergabe anbieten. Am 25. Mai zog er mit der gesamten Besatzung, unter klingendem Spiel und mit voller Bewaffnung, aus den Thoren der Feste und wandte sich nach dem Hohentwiel zum Herzog Ulrich. Letzterer versuchte noch im August desselben Jahres Asperg wieder zu nehmen, doch sah er bald das Fruchtlose seiner weiteren Kämpfe ein und entließ im Oktober seine Truppen.

Im folgenden Jahre, nachdem der Schwäbische Bund das Herzogtum Würtemberg an Kaiser Karl V. überlassen und dieser seinen Bruder Ferdinand damit belehnt hatte, kam auch Asperg an die Kaiserlichen, welche die Feste vierzehn Jahre lang besetzt hielten.

Bekanntlich verließ Herzog Ulrich damals sein Land, suchte und fand bei dem Landgrafen Philipp von Hessen Hilfe und wohnte längere Zeit auf dessen Schloß Alsbach an der Bergstraße. Im Jahre 1534 brach er mit einem Heer von 30000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern vom Main auf, schlug die Kaiserlichen am 12. Mai bei Lauffen entscheidend und eroberte sein Land zurück. Alle festen Plätze, mit Ausnahme von Hohenneuffen und Asperg, unterwarfen sich sofort; doch nun erschien Landgraf Philipp persönlich vor der Feste und begann am 1. Juni deren Beschießung. Schon am folgenden Tage gelangte die vielumstrittene Burg an ihren rechtmäßigen Besitzer Herzog Ulrich zurück, der hierüber hohe Freude empfand.

Der Herzog hatte kaum wieder die Zügel der Regierung seines Landes ergriffen, als er in erster Linie sich bestrebte, die festen Plätze desselben in den kräftigsten Zustand zu setzen. Hierzu verwendete er eine halbe Million Gulden und glaubte dadurch seine Herrschaft am besten zu sichern. Namentlich war es der Asperg, der von ihm gänzlich umgeschaffen und in einen für die damalige Zeit außerordentlich festen Punkt verwandelt wurde. Nachdem er auf den Rat des Landgrafen von Hessen das Städtchen Asperg hatte abbrechen und dafür am Fuße des Hügels ein Dorf hatte neu anlegen lassen, welches den Namen „Unterasperg" erhielt, errichtete er auf der Höhe mit einem Kostenaufwande von 66944 Gulden eine regelrechte Festung mit Bastionen und Türmen und gab ihr den Namen „Hohenasperg". (Diese Festung wird im wesentlichen dieselbe Ansicht dargeboten haben, wie wir sie noch heute in Merians Topographia Sueviæ, Frankfurt am Main 1643, dargestellt finden, nach welcher unsere Abbildung am Kopfe dieses Aufsatzes wiedergegeben ist.*)

Die noch heute stehenden Umfassungs-

* Merian sagt a. a. O. S. 8 folgendes: „Ein vestes Fürstlich württembergisch Bergschloß. Dabey vor Jahren auch ein Stättlein gelegen... Nach der Nördlinger Schlacht haben sich die Kayserischen der obernannten Vestung Hohen Asperg bemächtigt: die aber An. 1649 nach dem General Frieden Schluß Herren Eberharden Hertzogen v. Württemberg rc. restituirt worden ist."

mauern lassen deutlich die Umrisse dieser Festung erkennen.

Etwa dreizehn Jahre hatte das Banner Würtembergs von den Zinnen der neuerbauten Feste geweht, als es infolge kriegerischer Wechselfälle wieder durch ein anderes ersetzt werden sollte. Herzog Ulrich hatte sich 1536 dem Schmalkaldischen Bunde angeschlossen, der zehn Jahre später sich veranlaßt sah, gegen den „Heiligen Bund" der Katholiken, mit dem Kaiser und Papst an seiner Spitze, ein Heer auszurüsten. Der Krieg nahm jedoch für ihn einen unglücklichen Ausgang und zog schwere Folgen nach sich. Hohenasperg wurde im Dezember 1546 vom Herzog von Alba eingeschlossen, Ulrich unterwarf sich dem Kaiser und mußte in dem Vertrag zu Heilbronn versprechen, dem Schmalkaldischen Bunde zu entsagen, 300000 Gulden zu bezahlen und Hohenasperg mit noch zwei anderen Festungen den Kaiserlichen zu übergeben. Schon am 15. Februar 1547 verließ die würtembergische Besatzung die Höhe und spanische Truppen traten an ihre Stelle.



Äußeres Festungsthor von Hohenasperg.

Sie wurden dort zweimal abgelöst, und erst im Jahre 1553 gelangte die Feste wieder in den Besitz Würtembergs, dessen schon 1550 gestorbener Herzog Ulrich es also nicht mehr erlebt hatte, daß sein Kleinod dem fremden Besitz entwunden worden war.

Auch die Nachfolger Ulrichs, die Herzöge Christoph und Ludwig, hielten die wiedergewonnene Feste in Ehren. Der erstere verwandte die Summe von 26000 Gulden auf die Wiederherstellung der Festungswerke, der letztere bereicherte namentlich das Zeughaus. Zu jener Zeit war aber wieder ein gewaltiger Krieg ausgebrochen, dessen Wechselfälle sich zunächst im Osten abspielten: der Dreißigjährige; sein weiterer Verlauf sollte aber auch den Hohenasperg in Mitleidenschaft ziehen, nachdem volle acht Jahrzehnte einer friedlichen Entwickelung an ihm vorübergegangen waren.

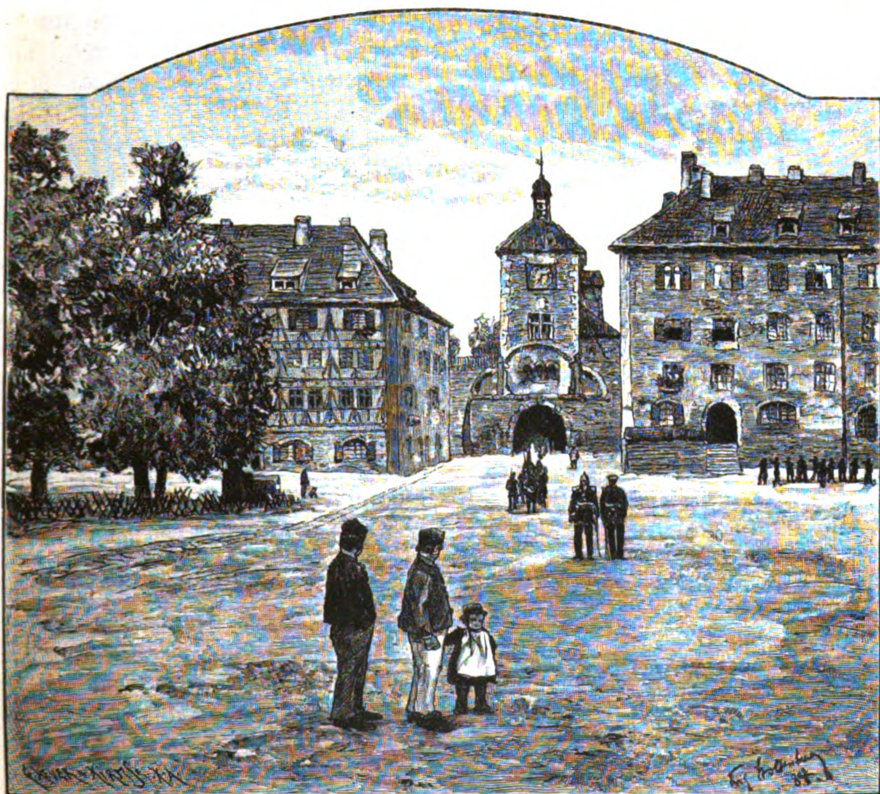
Am 6. November 1632 war der tapfere König Gustav Adolf bei Lützen gefallen und der kluge Kanzler Oxenstierna hatte die Leitung des schwedischen Heeres übernommen. Wenige Monate später schloß derselbe zu Heilbronn ein engeres Bündnis mit Herzog Eberhard III. von Würtemberg, infolgedessen letzterer, als Herzog Bernhard von Weimar von den Kaiserlichen nach Schwaben zurückgedrängt wurde, diesen im Sommer 1634 durch Truppen in der Stärke von 4000 Mann unterstützte. Die Schlacht bei Nördlingen (27. August 1634) brachte den Schweden eine starke Niederlage, und auch die Würtemberger wurden auseinander gesprengt, ihr Herzog floh nach Straßburg. Nun brach das siegreiche kaiserliche Heer über

das herrenlose Land wie eine Sturmflut herein.

Es war am 30. August 1634, als das schwedisch-weimarische und rheingräfliche Heer auf der von Stuttgart nach dem Enz- und Neckarthal führenden Hauptstraße nach dem Rhein abzog. An demselben Tage kam Herzog Bernhard persönlich auf den Asperg und that dort die Äußerung: „daß dieser platz also qualificirt, daß eine gantze Armee darvor könnte aufgehalten werden“. Der Ausspruch sollte seine Bestätigung finden, denn ein kaiserliches Heer mußte nicht weniger als elf Monate (vom 12. September 1634 bis 29. Juli 1635) vor der Festung Halt machen und konnte sie dann erst nach dem tapfersten Widerstande von ihrer Seite bezwingen.

Über diese berühmt gewordene Belagerung ist heute noch ein Tagebuch erhalten, welches die genauesten Nachweise von deren Einzelheiten enthält.

Es war am 20. Juli nachmittags, als der Kommandant v. Waldo in Erwägung, daß die Proviantvorräte auf die Neige gingen und kein Entsetzungsheer zu erwarten wäre, seine Offiziere versammelte und ihnen den Plan einer Übergabe der Festung unter ehrenvollen Bedingungen zur Begutachtung vorlegte. Die Organe des Kriegsrates thaten hierauf den Ausspruch: daß sie, da man keine menschliche Hilfe zu erwarten habe, in Gottes Namen mit der Übergabe der Festung einstimmig einverstanden seien. Am 28. Juli kam der Vertrag zu stande oder, wie es in der Urkunde heißt, wurde der „Accord redlich, auffrichtig und ohne alles gefährde, mit beederseits Bewilligung geschlossen“,



Inneres Festungsthor von Hohenasperg.

wonach am folgenden Tage die Festung übergeben und noch an demselben Abend von den kaiserlichen Truppen besetzt wurde.

Verfolgen wir die Schicksale der alten Feste weiter. Vierzehn Jahre blieb die kaiserliche Besatzung auf dem Hohenasperg, und erst lange nach Abschluß des Westfälischen Friedens, nämlich am 20. Sept. 1649, wurde die Festung an Würtemberg zurückgegeben. Es begann nun eine neue Zeit, die gerade auch auf alle militärischen Einrichtungen von großem Einfluß war. Stehende Heere wurden eingeführt und eine völlig veränderte Einrichtung der Landesverteidigung damit verbunden; eine Friedensperiode von fast vier Jahrzehnten ermöglichte deren geregelte Durchführung. Dann aber kamen wieder neue Kriegsstürme. Im September 1688 war es, als die Franzosen den Rhein überschritten, nachdem sie schon sieben Jahre früher Straßburg eigenmächtig genommen hatten, und bis nach Würtemberg vordrangen, das sie verheerten und aussogen. Der berüchtigte Melac, der damals seine Vorstudien für die in allen Zeiten gebrandmarkte Verwüstung der Pfalz des Jahres 1689 im Schwabenlande gemacht zu haben scheint, war einer ihrer Führer, General Montclar einer seiner Helfershelfer. Auch der Hohenasperg mußte ihnen überliefert werden, um das Land vor Brand und Verheerung zu bewahren, wie bereits angedroht war; der damalige Kommandant, Major Keller, vollzog traurigen Herzens den ihm desfalls erteilten Befehl. Am 15. Dezember 1688 wurde die Festung von zweihundert Franzosen besetzt, doch schon acht Tage darauf mußten sie dieselbe verlassen, da die kaiserlichen Truppen zur Hilfe heranzogen; sie räumten aber nicht eher das Feld, als nachdem sie das Zeughaus in Brand gesteckt, den Pulverturm in die Luft gesprengt und die Festung möglichst zerstört hatten. Fünf Jahre später — im Juli 1693 — hatte Hohenasperg noch einmal das Schicksal, von den Franzosen unter ihrem Dauphin einen Besuch zu empfangen; General Uxelles besetzte die Höhe, um sie jedoch bald wieder zu verlassen. Damals war die Festung ohne jede Verteidigung, auch hatte sie sich von dem letzten Schlage noch nicht wieder erholt.

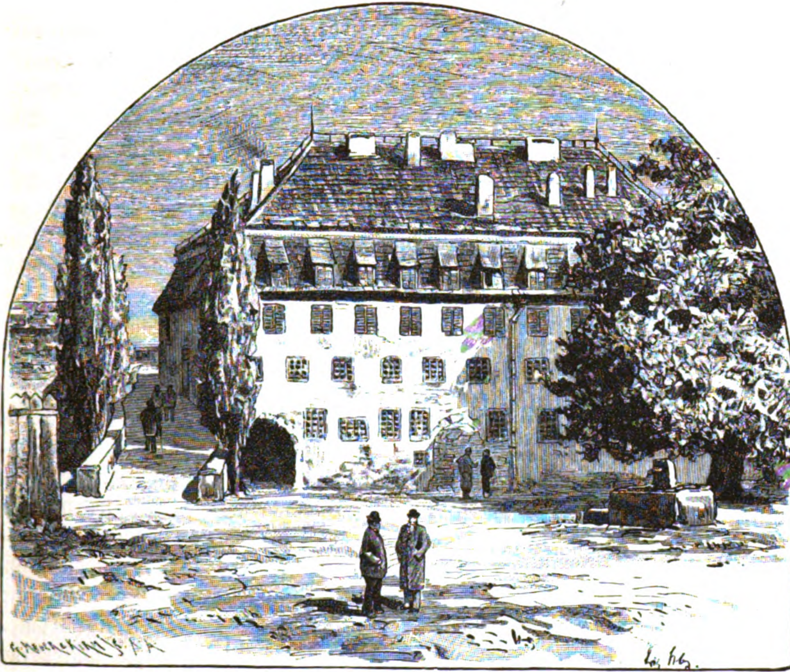
Dieser Besuch der Franzosen im Jahre 1693 war das letzte Zucken eines kriegerischen Lebens auf Hohenasperg. Obwohl die Werke wieder einigermaßen hergestellt wurden, so zogen die folgenden Kriege die altersgraue Feste nicht mehr in ihre Kreise. Der Platz verlor gänzlich seine militärische Bedeutung und hat eine solche nicht wieder erlangt. Dagegen empfing er eine andere Bestimmung.

* * *

Die neue Hauptbestimmung, welche der Hohenasperg vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart zu erfüllen hatte, war die eines Staatsgefängnisses, beziehungsweise einer Strafanstalt. Allerdings war noch einmal, und zwar in der Regierungszeit des Herzogs Karl Alexander von Würtemberg, der 1733 den Thron bestiegen, stark die Rede von einer Neubefestigung der Höhe, auch sollen zu diesem Zwecke von General Wolff und Geheimrat Bilfinger, welch letzterer ein eigenes Befestigungssystem erfunden hatte, bereits Pläne vorgelegt worden sein, jedoch kamen sie nicht mehr zur Ausführung. Der Hohenasperg behielt im wesentlichen die ihm zuletzt gegebene Gestalt, wie sie uns heute noch entgegentritt.

Wann zuerst der Bergfeste Gefangene übergeben worden sind und welche, hierüber finden wir in den uns vorliegenden Quellenschriften keine näheren Angaben. Wahrscheinlich werden hin und wieder schon in älterer Zeit einzelne unfreiwillige Bewohner in den Kasematten des Aspergs ihren Aufenthalt haben nehmen müssen, doch haben sie geringe oder gar keine Spuren hinterlassen. Eine der ersten und allgemein bekannten Persönlichkeiten, welche mit anderen Räten des Herzogs Karl Alexander auf dem Hohenasperg festgehalten wurde, ist der in Wilhelm

Hauffs Schriften und den Aufzeichnungen von anderen oft genannte Jud Süß. Einige Mitteilungen über ihn und seine Lebensschicksale werden wohl hier nicht unerwünscht sein.



Arrestantenbau von Hohenasperg.

Der Jude Joseph Süß Oppenheimer, der Sproß einer unerlaubten Verbindung des Feldmarschalls von Hettersdorff und einer Jüdin, wurde 1662 zu Heidelberg geboren. Er scheint schon in jungen Jahren nach Frankfurt am Main gekommen zu sein und wußte sich hier bei dem Herzog Karl Alexander durch seine Gewandtheit als Geldmakler und Dienstfertigkeit so einzuschmeicheln, daß derselbe ihn als geheimen Finanzrat nach Stuttgart berief. Bald war er Minister und erlangte großen Einfluß, auch besaß er das unbedingte Vertrauen des Herzogs. Im Februar 1737 erwirkte sich Süß von dem Landesfürsten ein Legitimationsdekret, das ihn in Bezug auf alle seine Thaten der Verantwortung überhob und welches nicht besonders gern vom Herzog unterzeichnet wurde. Letzterer hatte den moralischen Wert seines Finanzrates wohl zu würdigen gelernt und soll die Äußerung gethan haben, daß er unterschreiben wolle, weil er „den Kujonen“ noch brauche, den er aber unvermutet auf die Festung schicken werde. Süß trat nun kecker als je auf, behandelte jedermann, der seine Pläne kreuzte, feindlich und glaubte, sich selbst alles erlauben zu dürfen.

Da starb plötzlich der Herzog in Ludwigsburg am Schlagfluß, und nun hatte auch die Stunde für Joseph Süß geschlagen. Der Burggraf, Oberst von Röder, ein Todfeind des letzteren, hatte der Herzogin in Stuttgart die Todesbotschaft zu überbringen, und auch Süß eilte dorthin, um von der Fürstin Verhaltungsmaßregeln zu erbitten. Auf diesem Wege soll er nun, wie Hauff berichtet, von dem Oberst von Röder angehalten und verhaftet worden sein, wie das der heute noch im Schwabenland bekannte Reim kundgiebt:

Da sprach der Herr von Röder:
Halt oder stirb entweder!

Andere Gewährsmänner lassen die Verhaftung in Stuttgart durch den Oberst von Reischach erfolgen. Er kam dann, nachdem sein gesamtes Vermögen — etwa 300 000 Gulden — mit Beschlag belegt worden, zunächst nach Hohenneuffen, wurde aber, als die Untersuchung „der vielen arglistigen, gottlosen und landesverderblichen Gewaltthaten, welche er und seine Genossen verübt", die Wahrheit der Anklagen herausgestellt, auf den Hohenasperg gebracht. Hier wurde er in ein dunkles Gemach gesperrt und an Ketten geschlossen. Im Dezember 1737 war der Prozeß zu Ende geführt und der Angeschuldigte der Verbrechen der Amtserschleichung, des Betrugs, Hochverrats und der Majestätsverletzung für überführt erkannt und einstimmig zum Tode verurteilt. So wurde Jud Süß, nachdem er nach Stuttgart transportiert worden war, auf der Richterstätte, der heutigen Galgensteige, vor den Thoren der schwäbischen Hauptstadt durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht. Man hing seinen Leichnam in einem besonderen Käfig über dem Galgen auf, den die gesamte Schlosserzunft Stuttgarts angefertigt hatte. Sein Name ist durch Wilh. Hauff weit bekannt geworden.

* *
*

Wenden wir uns zu einer anderen Erscheinung, deren Schicksal und unverdient lange Gefangenschaft auf dem Hohenasperg jedem große Teilnahme einflößen muß: zu dem Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart, dem Zeitgenossen und vielleicht Freunde unseres großen Schiller. Zehn Jahre und mehr als drei Monate waren es, die der unglückliche schwäbische Dichter, der das Mißgeschick hatte, sich die Ungnade des strengen Herzogs Karl Eugen und wohl noch mehr seiner Geliebten, der Gräfin Franziska von Hohenheim,* zuzuziehen, im Gefängnis des Hohenaspergs zugebracht hat: vom 23. Januar 1777 bis zum 11. Mai 1787 schmachtete Schubart auf der Höhe des Berges, ohne eigentlich zu wissen weshalb, und fast gebrochen an Leib und Seele wurde er nach einer so schweren Prüfung der Freiheit wiedergegeben. Werfen wir einen Blick auf seine Lebensverhältnisse.

Christian Friedrich Daniel Schubart war am 26. März 1739 zu Ober-Sontheim im Jagstkreise Würtembergs geboren. Als Sohn eines wackeren Diakonus erhielt er von diesem seine erste Bildung, besuchte darauf die Lyceen zu Nördlingen und Nürnberg und studierte dann Theologie in Erlangen. Eigentlich wollte er dies in Jena thun, doch blieb er unterwegs in jenem Ort hängen. „Warum mußten auch," sagt Strauß,* „gerade damals (Herbst 1758) die Stürme des begonnenen Siebenjährigen Krieges das Weiterreisen gefährlich und warum eine so lustige Studentengesellschaft, aus aller Herren Ländern in das friedliche Erlangen zusammengeblasen, das Bleiben anziehend machen? Eine lustige Compagnie war für den jungen wie später für den alten Schubart unwiderstehlich, Hängenbleiben, Mitmachen zeitlebens seine schwache Seite." Eine feste Anstellung als Geistlicher ließ längere Zeit auf sich warten, er griff daher zunächst nach dem Präceptorstabe des ulmischen Städtchens Geißlingen und ebenso schnell nach der Hand der Tochter des dortigen Oberzollers Bühler, seiner braven Gattin Helena. Er hatte zum Lehrfach wohl Befähigung, doch konnte die Stellung in dem kleinen Geißlingen ihm nach keiner Richtung große Befriedigung gewähren. Er suchte Vergessenheit und fand sie im Wein. „Es war seine Art, den Unmut im Wein zu ersäufen, aber auch wenn er wohl aufgelegt war, mußte Wein her; in Ermangelung guter Gesellschaft trank er tüchtig,

* Franziska von Bernardin, die spätere Freifrau von Leutrum, wurde ihrem Gemahl 1770 vom Herzog entführt und die Geliebte des letzteren. Sie wurde zur Gräfin von Hohenheim und endlich (1784) zur Gemahlin des Herzogs erhoben.

* Man vergl.: Chr. Fr. D. Schubart. Von J. D. Strauß. Berlin, 1849.

fand sich aber einmal eine solche, so trank er doppelte Portionen," sagt Strauß. Schubart verließ Geißlingen bald und nahm zunächst eine Organistenstelle in Ludwigsburg an, wo er seinem Hange zu Musik und schönen Künsten sich hinzugeben vermochte. Allein gleichzeitig wurde er auch in den Strudel des weltlichsten Vergnügens gerissen. Dazu kam sein Hang zu satirischen Gedichten: er verfaßte ein Spottlied auf einen vielgeltenden Hofmann und selbst eine Parodie auf die Litanei. Hierfür empfing er den Laufpaß aus den Landen des Herzogs von Würtemberg und pilgerte mit einem Thaler in der Tasche — seine Frau war inzwischen zu ihren Eltern zurückgekehrt — in die Welt. Erst wollte er nach Berlin gehen, dann wanderte er jedoch als „Abenteurer und Schmarotzer" am Neckar und Rhein hin und her und faßte schon den Gedanken, sich der katholischen Kirche in die Arme zu werfen. Als angehender Konvertit ging er nach München, doch zum eigentlichen Übertritt kam es nicht. Man ließ ihn wieder laufen, und nun wählte er Stockholm zu seinem Reiseziel. Glücklich kam er bis Augsburg und blieb schon hier hängen — in der Weberherberge, wo er bald muntere Gesellschaft fand. Er faßte einen litterarischen Plan und begründete eine „Deutsche Chronik", mit welchem Unternehmen für Schubarts ganzes ferneres Schicksal die Würfel geworfen wurden. Der Beruf des Journalisten war es, der ihn fortan fesseln sollte, und der Gedanke dieser „Chronik" für sein Talent der glücklichste Fund, den er machen konnte.



Christian Friedrich Daniel Schubart.

Von Augsburg, wo der Druck der „Chronik" wegen ihres freien Auftretens schon nach den ersten Nummern untersagt wurde, kam dieselbe nach Ulm; Schubart folgte zu Anfang des Jahres 1775, nachdem ihn der Bürgermeister ausgewiesen. Nun begann die glücklichste Zeit seines Lebens. Er hatte ein gesichertes Dasein, eine angenehme, wirkungsreiche Thätigkeit, wachsendes Ansehen nicht nur in der litterarischen Welt, sondern in allen Kreisen des Publikums; es gelangen ihm neben der „Chronik" andere Arbeiten in Prosa und Poesie, und erneuertes häusliches Glück im Zusammenleben mit seiner Frau erfreute und erhob ihn. Und gerade zu einer solchen Zeit mußte es dem Despotismus gefallen, mit störender Hand in den Gang dieser Entwickelung einzugreifen.

Die eigentlichen Gründe von Schubarts Gefangenschaft auf dem Hohenasperg sind heute noch nicht völlig aufgeklärt. Man

berichtet zwar, daß ein Distichon den ersten Anstoß dazu gegeben habe, daß Herzog Karl ihn einsetzen ließ, nämlich folgendes:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Doch giebt Schubart selbst an, daß der Priesterhaß die alleinige Ursache seiner Gefangenschaft gewesen sei. Jedenfalls war er die erste; aber es wird weiter behauptet, daß der kaiserliche Gesandte, der durch eine voreilige Mitteilung des Todes der Kaiserin Maria Theresia durch Schubart beleidigt war und den Dichter haßte, den Herzog zu bestimmen gewußt habe, die Verhaftung des letzteren anzuordnen. Herzog Karl war gleichfalls sehr gegen Schubart eingenommen und hatte dazu auch wohl Grund genug. Gewiß hatte der Dichter sich mündlich in offener Wirtshausgesellschaft Witzreden gegen den Herzog und seine Geliebte Franziska erlaubt, und zwar Ausfälle, die wie alles, was Schubart sprach, vollends beim Weinglase, wir uns ungleich gesalzener und gepfefferter, wohl auch schmutziger vorzustellen haben, als was er für den Druck schrieb.

Die Art und Weise der Verhaftung des Dichters läßt sich nicht billigen. Ein würtembergischer Oberamtmann mußte Schubart zu einem Mittagessen einladen und ihn damit auf schwäbisches Gebiet locken, worauf er sofort von einem Adjutanten des Herzogs, Major v. Varnbühler, in Empfang genommen und auf den Hohenasperg gebracht wurde. Bei seiner Ankunft auf der Höhe war der Herzog mit seiner Franziska persönlich anwesend, jedenfalls doch wohl, um sich das Gefühl der Befriedigung über den geglückten Plan zu gewähren. Der Festungskommandant, General v. Rieger, ließ den Dichter in das für ihn bestimmte, in dem noch heute sogenannten „Schubart-Turm" befindliche Gefängnis bringen — ein trauriges enges Gemach mit einem Ziegelboden. Dasselbe ist heute noch ganz in demselben Zustande wie vor hundert Jahren. Über eine kleine Holzbrücke gelangt man in das unmittelbar durch eine feste Thür mit dem Freien in Verbindung stehende Zimmer, das gewölbt, klein und niedrig ist. Dasselbe empfängt sein Licht durch ein einziges, an der linken Seitenwand angebrachtes vergittertes Fenster und kann durch einen kleinen eisernen Ofen erwärmt werden. Ein Holzschemel und ein kleiner Tisch bilden noch heute die einzigen Ausrüstungsstücke des rauchgeschwärzten Zimmers, während ein Fremdenbuch auf dem letzteren liegt und ein lithographiertes, auf Pappe gezogenes Bild an der Wand hängt. Auf der Erde soll dem Gefangenen ein höchst einfaches Strohlager bereitet gewesen sein. Noch war früher ein eiserner Ring an einer Wand angebracht, um den Gefangenen daran zu erinnern, daß er auf Befehl des Herzogs angeschlossen werden könne, sobald er hierzu Anlaß gebe. Das ist also der Raum, in welchem ein deutscher Dichter viele Tage und Nächte in unfreiwilligem Gewahrsam hat zubringen müssen, der die Ungnade des strengen Herzogs Karl sich zugezogen hatte!*

Schubart war noch nicht ganz neununddreißig Jahre alt, als er den Hohenasperg betrat. Er wurde zuerst in die eben beschriebene und hier abgebildete Zelle (Seite 464) gesperrt, in welcher engen Haft er dreihundertsiebenundsiebzig Tage blieb; dann erst erhielt er im Arsenalbau ein luftiges, trockenes und freundliches Zimmer zum Aufenthalt. Dort mußte er vom 3. Februar 1778 bis zum 11. Mai 1787, also noch über neun Jahre, ausharren, bis er endlich wieder das Licht der Freiheit erblickte; er

* Auf der Plattform des Schubart-Turmes, dem sogenannten „Belvedere", hat man eine herrliche Aussicht über das ganze Enz- und Neckarthal. Es befindet sich dort ein schon aus dem Jahre 1813 herrührender, vortrefflicher Tubus, welcher gestattet, die entferntesten Punkte dem Auge näher zu bringen. So erkennt man Stuttgart, Ludwigsburg, die Solitüde, ja selbst den alten Wartturm bei Heilbronn auf das deutlichste. Es sollen mehr als zweihundert Ortschaften sein, welche der Blick von dieser Höhe erreichen kann.

hat also seine besten Mannesjahre im Kerker zugebracht und denselben als ein gebrochener Mensch verlassen. In den ersten vier Jahren waren ihm mit der Erlaubnis zu schriftlicher Mitteilung nach außen die Mittel zum Schreiben überhaupt entzogen. Auch sah er anfänglich niemand außer seinem Kommandanten, dem General Rieger, und den Wärtern, welche ihm stumm seine kärgliche Kost und sein Cisternenwasser brachten. Der Herzog hatte zwölf Kreuzer (etwa fünfunddreißig Pfennige) als Tagesbetrag dieser Kost angewiesen, dagegen hatte er für Frau Schubart ein Gnadengehalt von jährlich zweihundert Gulden bewilligt und die Kinder in die Akademie — von dem Dichter „Sklavenplantage" genannt — aufnehmen lassen.

Daß sich Schubart in solcher Lage überaus unglücklich fühlen mußte, ist klar. Da ihm Schreibmaterial versagt war, schrieb er, als ihm wieder dichterische Gedanken kamen, mit der Spitze der Lichtschere seine Verse an die Wand. Man entdeckte das aber bald, und nun wurde jene Spitze abgefeilt und die Gedichte an der Wand abgekratzt. Auch ein episches Gedicht: „Der verlorene Sohn", begann er, das er mit Bleistift auf unterschlagene Papierstücke schrieb, die er unter dem Zimmerboden versteckt hielt. Bereits hatte er vier Gesänge fertig, als er vom General v. Rieger beim Schreiben ertappt wurde. Verse wie Schreibmaterialien wurden ihm genommen und eine Wiederholung des Vergehens mit der Strafe des Anschmiedens an die Wand bedroht.

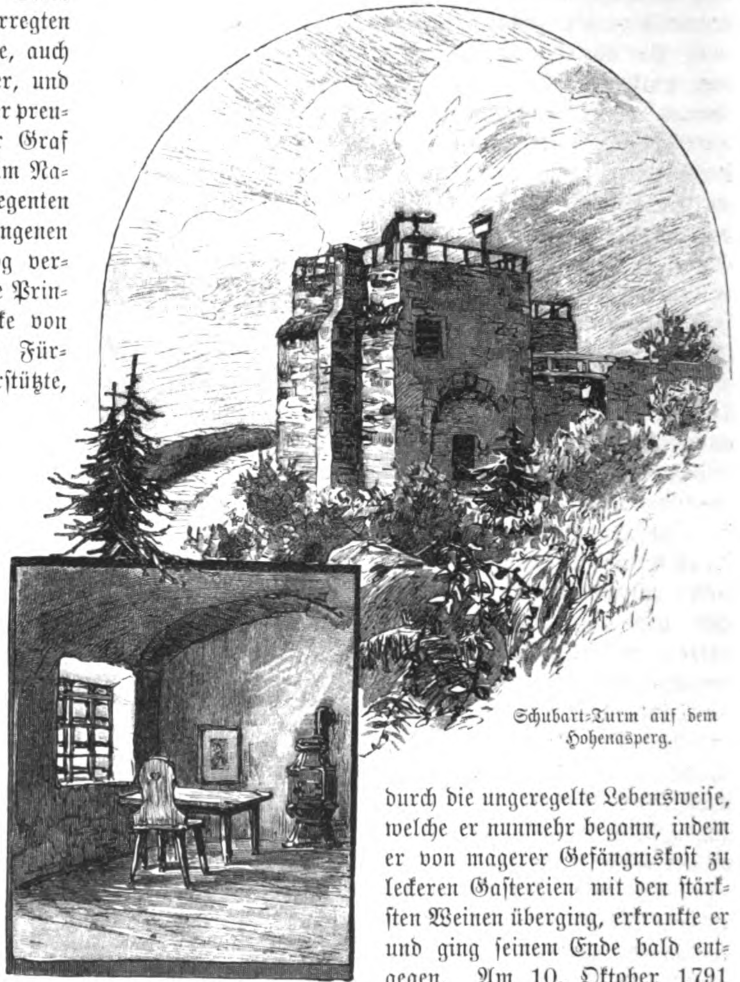
Überhaupt hielt General v. Rieger seinen Gefangenen äußerst streng. Auch nachdem er ihm ein anderes Zimmer gegeben hatte, gestattete er noch kein Schreibmaterial, ließ abends schon um acht Uhr sein Licht löschen und erlaubte nur solche Bücher, die er für das Seelenheil Schubarts zuträglich fand, denn er wollte auch den Charakter des Dichters verbessern, ihn zu Buße und Reue bekehren. „Vogel, friß oder stirb!" das war, wie Strauß berichtet, die Art, wie Rieger mit Schubart über seine Bekehrung verhandelte. Bezeigte dieser sich bußfertig, andächtig, demütig — nicht nur vor Gott, sondern auch vor dem Herrn Obersten —, so war dessen Begegnung leidlich. Schien er aber einmal „in der Kirche nicht andächtig und eifrig" oder gegen seinen Vorgesetzten nicht unterwürfig genug, oder hatte dieser auch nur eine „Anwandlung seines so häufigen üblen Humors", so warf er seine Ungnade auf den armen Gefangenen, erschwerte seine Lage und schreckte ihn mit Reden, die dieser, wie er sich ausdrückt, ohne besonderen Beistand des göttlichen Geistes nicht zu ertragen vermocht haben würde.

Im dritten Jahre erhielt Schubart auch Festungsfreiheit, das heißt, er durfte ohne Aufsicht in der Festung umhergehen, beschäftigte sich viel mit Musik und errichtete selbst mit den Soldaten der Garnison ein Theater.* Der Nachfolger des Kommandanten Rieger, ein General v. Scheeler, behandelte Schubart menschenfreundlich, doch starb er schon nach Jahresfrist, und der ihm folgende General v. Hügel war ebenso gütig gegen unseren Dichter, der von ihm schrieb: „Der General hält mich wie seinen eigenen Bruder, ich leide keinen Mangel." Wahrscheinlich lobte er ihn deshalb so, weil der General dem Gefangenen täglich eine Flasche Wein bewilligte. Damit kehrte auch die heitere Laune des Dichters zurück.

Endlich schlug auch des armen Schubart Befreiungsstunde. Im Frühjahr 1786 hatte er den vieljährigen Gegenstand seiner Bewunderung, Friedrich den

* Um jene Zeit war es auch, als Schubart manche Besuche von Bekannten und Fremden empfangen durfte. Damals kam einst Schiller auf den Asperg, und das Zusammentreffen der zwei merkwürdigen Landsleute wurde von Rieger zu einem kleinen Scherz benutzt. Er beauftragte Schubart mit einer Kritik des gerade damals erschienenen Dramas „Die Räuber" und stellte den angekommenen Schiller dem Gefangenen als „Dr. Fischer" vor. Schubart las ihm nun seine Recension vor, welche mit dem Wunsche schloß, daß er den Dichter der „Räuber" gern persönlich kennen lernen möchte. „Da steht er vor Ihnen!" rief nun Rieger, und der überraschte Schubart fiel dem Dichter Schiller mit Freudenthränen um den Hals.

Großen, in einem Hymnus gepriesen und sodann nach dem Tode des Königs ein besonderes Denkmal mit dem Titel „Obelisk“ gedichtet. Beide Schöpfungen erregten hohes Interesse, auch für den Dichter, und als nunmehr der preußische Minister Graf Herzberg sich im Namen seines Regenten für den Gefangenen bei dem Herzog verwandte und die Prinzessin Friederike von Preußen diese Fürsprache unterstützte, sah sich Herzog Karl gern oder ungern dazu veranlaßt, dem Dichter die Freiheit wiederzugeben. Der Fürst erschien persönlich auf dem Hohenasperg, um ihm dies anzukündigen, und ernannte ihn zugleich zu seinem Hof- und Theaterdichter zu Stuttgart.



Schubart-Turm auf dem Hohenasperg.

Schubart-Zelle auf dem Hohenasperg.

Als achtundvierzigjähriger Mann kehrte er der Bergfestung den Rücken und wandte sich seinem neuen Berufe zu, welcher eine sehr selbständige Leitung der Theater- und Musikkräfte in sich schloß. „Es haben sich“ — so schrieb er damals aus Stuttgart — „greuliche Mißbräuche eingeschlichen, die das Aufstreben des hiesigen Theaters gewaltig hemmen. Ich will indessen Wasser genug in den Stall leiten, um ihn baldmöglichst zu misten.“ Es sollte ihm jedoch nicht lange vergönnt sein, seine neugewonnene Freiheit zu genießen. Teils infolge der langen Gefangenschaft, teils durch die ungeregelte Lebensweise, welche er nunmehr begann, indem er von magerer Gefängniskost zu leckeren Gastereien mit den stärksten Weinen überging, erkrankte er und ging seinem Ende bald entgegen. Am 10. Oktober 1791 starb er im Alter von zweiundfünfzig und einem halben Jahre und wurde auf dem äußeren Spitalkirchhofe bei Stuttgart begraben — doch bezeichnet heute kein Denkmal sein Grab, und selbst dessen Stelle ist nicht mehr zu finden. Seltsames Schicksal, das er sich einst selbst prophezeite!

* *
*

Von den Gefangenen, die in den späteren Jahren noch auf dem Hohenasperg geweilt, wollen wir hier nur noch einen

namhaft machen, den das deutsche Volk zu seinen besten Dichtern zählt. Auch er ist nicht mehr unter den Lebenden und schläft seit einigen Jahren den langen Schlaf der Toten, doch ist sein Andenken in der heutigen Welt ein ebenso lebendiges wie gesegnetes: wir meinen Berthold Auerbach. Es war in seinen Jugendjahren, als der Dichter infolge seines politischen Verhaltens als Student genötigt wurde, einige Zeit — nicht Jahre, sondern nur Wochen, oder genau zwei Monate — auf dem Hohenasperg Aufenthalt zu nehmen. Die biographischen Darstellungen gehen über diese Lebensepoche meistens sehr schnell hinweg, und auch der Dichter hat uns nur spärliche Aufzeichnungen hierüber hinterlassen. Er schreibt nämlich an seinen Frankfurter Freund und Vetter Jakob Auerbach folgendes:*

„Stuttgart, 29. Dezember 1835.

Ich bin wegen der veralteten und doch nicht antiquierten Demagogengeschichte nicht zum Examen zugelassen worden, werde also wahrscheinlich kein würtembergischer Rabbiner werden."

* Man vergleiche „Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach." Ein biographisches Denkmal. Mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber. I. Band, Seite 25 und 30. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (Rütten u. Loening).

Und etwa anderthalb Jahre später:

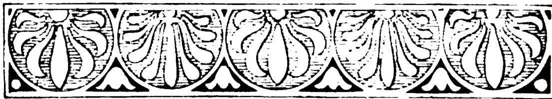
„Stuttgart, 29. Oktober 1837.

... Was ich erlebte? Du wirst wissen, ich war zwei Monate, das heißt vom 8. Januar bis 8. März, auf Har Haggeboah, wo ich für die alte Sünde büßte. Laß dir von Herrn Kaulla erklären, was das ist und was man bei uns den Buckel heißt."

Somit hat Berthold Auerbach seinen fünfundzwanzigsten Geburtstag auf dem Hohenasperg verlebt. Näheres aus jener Zeit haben wir jedoch nicht in Erfahrung bringen können und vermögen auch nur die Vermutung auszusprechen, daß er im sogenannten Arrestantenbau seinen unfreiwilligen Winteraufenthalt gehabt hat.

* *
*

Wir scheiden vom Hohenasperg mit dem Gefühl, hier eine merkwürdige Stätte betreten zu haben. Man vertiefe sich, wie Goethe dies empfiehlt, in die Vergangenheit einer solchen Feste, deren Hallen oder Trümmer die Zeugen großer Ereignisse gewesen sind, und man wird die Geschichte des Vaterlandes in kurzen Umrissen kennen lernen. Aber auch die Schwächen der „guten alten Zeit" werden uns dann offenbar.





Reinald von Köln,

ein „Reichskanzler" des Mittelalters.

Von

Julius v. Pflugk-Harttung.

An fünfzig Jahre hatten sich Papst- und Kaisertum feindlich gegenübergestanden, als durch das Wormser Konkordat ein rechtlicher Ausgleich herbeigeführt, eine Waffenruhe vereinbart wurde. Das Wesen derselben beruhte in Gleichstellung der beiden Hauptgewalten der Christenheit, der weltlichen mit der geistlichen, versinnbildlicht in der gemeinsamen Teilnahme an den Bischofswahlen. Doch zwei Machthaber nebeneinander haben sich noch nie auf die Dauer vertragen, nun gar wenn sie so verschieden geartet waren, so ganz abweichende Interessen zu vertreten hatten wie damals Kaiser und Papst. Jener überschritt die Bestimmungen bei der Erhebung der Bischöfe, im Papsttume bildete sich unter den Rückwirkungen der orientalischen Ereignisse, dem Auftreten Bernhards von Clairvaux, dem Drängen der Reformpartei, der Ohnmacht Lothars III. und Konrads III., dem üblich gewordenen Marschalldienste des deutschen Königs vor der Kaiserkrönung, zunehmend mehr der Gedanke einer geistlichen Oberhoheit über das irdische Kaisertum aus. Nicht nur in Worten, auch in Schriften und Darstellungen begann man mit solchen Gedanken hervorzutreten. In der Residenz des Papstes, in der Pfalz des Laterans, befand sich ein Bild, worauf Lothar als Dienstmann des Papstes bezeichnet stand. Die staufische Dynastie trat das Kaisertum an zu einer Zeit der entschiedensten Übermacht der Kirche. Wohl oder übel mußte es zu erneutem Zusammenstoße kommen, um so sicherer, als in Hadrian IV. ein anmaßender Engländer den römischen Stuhl bestieg, als in Deutschland der kräftige, kriegerische Friedrich I. die Krone empfing.

Es war im Oktober des Jahres 1157. Zu Besançon in Burgund, welches damals dem Deutschen Reiche angehörte, hielt Kaiser Friedrich einen glänzenden Reichstag. Zahlreich hatten sich seine Getreuen um ihn versammelt, auch aus Italien, Frankreich, England und Spanien waren Gesandte zugegen. Das Selbstgefühl des Herrschers, die kaiserliche Stimmung mußte hoch gehoben sein. Da überreichten zwei päpstliche Nuntien einen Brief, in welchem Klage über das Verhalten Friedrichs geführt wurde. Es hieß darin, der Papst habe ihm die Kaiserkrone verliehen, und es würde ihn nicht gereut haben, wenn der Kaiser noch größere Beneficien aus seiner Hand empfangen hätte.

Der ganze Ton des Briefes und vor allem das Wort „Beneficium" riefen laute Entrüstung unter den Anwesenden hervor. „Beneficium" hieß ursprünglich zwar nur Wohlthat, hatte aber allmählich im Sprachgebrauche die Bedeutung von

Lehn angenommen, womit in dem Briefe angedeutet war, daß die Kaiserkrone bloß ein Lehn des Papstes sei. Als nun gar noch einer der Legaten die Frage that: „Von wem hat denn der Kaiser das Kaisertum, wenn nicht vom Papst?“ da brauste die Erregung über; einer der Anwesenden, wie es heißt, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, stürmte auf den dreisten Redner los, riß sein Schwert hervor und würde ihm vielleicht den Schädel gespalten haben, wenn sich nicht der Kaiser ins Mittel gelegt hätte.

Der Führer der päpstlichen Gesandtschaft war der römische Kanzler und Kardinal Roland, der spätere Papst Alexander III.; der Übersetzer des Briefes, der durch seine Auslegung wesentlich den Sturm herbeigeführt hatte, war der kaiserliche Kanzler Reinald, der spätere Erzbischof von Köln und gebietende Rat des Kaisers — zwei Männer, welche sich von diesem Augenblicke als Todfeinde ansahen und durch ihre gewaltige Eigenart die Welt erschüttern machten.

Reinald stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Dassel, er zählte ungefähr vierzig Jahre, stand also im besten Alter des Mannes. Wohlgebaut, mittelgroß und gedrungen, zeigten sich die Züge des wettergebräunten Gesichtes anmutig, das Haar niedersächsisch blond. Hochgebildet, durch das Leben und eigenes Denken geschult, verstand er das Schwert wie die Feder zu führen, schmückte ihn die Gabe der Beredsamkeit und ein seltenes Talent in der Behandlung von Menschen. Persönlich leutselig, gewinnend, ja bisweilen hinreißend, erwies er sich zugleich gewaltig, vernichtend in seinem Grimm und unversöhnlich, wenn es seine Überzeugung galt. Wie überhaupt, so verstand er auch dem Kaiser zu imponieren, ohne ihm lästig zu werden, ohne dessen Eifersucht zu erregen, was um so beachtenswerter sein dürfte, als er sich im äußeren Auftreten kaum merklich von dem seines Gebieters unterschied; wiederholt schaltete er nahezu selbständig als Vicekönig, wiederholt präsidierte er glänzenden Reichstagen, wie sonst nur das Oberhaupt des Staates. Dabei war er ehrgeizig und von durchdringendem Verstande, doch als Grundzug seines Wesens trat hervor eine leidenschaftliche Energie, die schrankenlos vor nichts, vor gar nichts erbebte und aufging in dem Gedanken: Erhebung der Kaisermacht vor jeder anderen Autorität. Während das Papsttum erstrebte, sich das Kaisertum unterzuordnen, wollte Reinald den Papst unter den Kaiser beugen. Er war deshalb auch kaiserlicher als der Kaiser selbst, ihm galt die Krone eben mehr als deren augenblicklicher Träger, in dessen kriegerischer Natur hinwieder jenes unpersönliche Streben, gepaart mit gewaltiger Kraft, Wiederhall, Bewunderung und unbegrenztes Vertrauen fand. Reinald wurde dadurch vom Diener zum Freunde seines Herrn, zum Freunde im vollsten Sinne. Sonst neigte Friedrichs Denkart mehr dem Ausgleiche zu, er wäre gern neben dem Papste hergegangen; Reinald hielt das für unmöglich, und einmal davon durchdrungen, riß er den Kaiser mit sich fort, selbst gegen dessen Wunsch und Willen. Mit diesem Aufgehen in den Gedanken der Krone, der Allgewalt des Staates, hing eine gewisse Geringschätzung geistlicher Würden zusammen; wir sehen ihn seinen Papst behandeln wie einen Untergeordneten. Zum Erzbischof von Köln erhoben, ließ er sich jahrelang nicht weihen, er wollte nicht als ordinierter Kirchenfürst in seinem rein weltlichen Streben gehindert sein; ein befreundeter Dichter fühlte sich gedrungen, ihn zur Frömmigkeit zu ermahnen. So steht denn Reinald da als einer der ersten Premierminister, welchen die Geschichte unseres Vaterlandes kennt, und zugleich als erster, der, aus dem Rahmen des Reiches heraustretend, europäische Politik geradezu in modernem Sinne trieb, der es unternahm, das Abendland in seine Kreise zu zwängen. Sein größter Fehler war das Übermaß von Kraft, welches in ihm lebte, sein schwindelnd kühnes und rücksichtsloses Vorstürmen, dem kleinere anders geartete Seelen

nicht zu folgen vermochten, das ihm Neider und Gegner und immer wieder Gegner erzog.

Seit seinem Auftreten zu Besançon galt Reinald dem Papste als entschiedener Gegner.

Die päpstlichen Legaten erhielten sofortigen Befehl zur Heimreise, ihr Gepäck war untersucht und ein Manifest erlassen, worin der Kaiser ungehalten die Vorgänge während der Versammlung darlegte, die Unabhängigkeit seiner Krone betonte und die Fürsten aufforderte, dafür einzustehen. Die Laien und Bischöfe des Reiches hielten zu ihm, im Kardinalkollegium war man geteilter Ansicht; der Papst sah sich schließlich genötigt, ein Entschuldigungsschreiben mit der Versicherung abzusenden, das Wort „Beneficium" sei im Sinne von Wohlthat, nicht von Lehn gemeint. Die Entschiedenheit des Kaisers hatte obgesiegt, der Friede war vorläufig erhalten.

Doch zur Ruhe konnte man nicht gedeihen. Es handelte sich um principielle Gegensätze, die ausgefochten werden mußten, und die Entscheidung konnte nur in Italien fallen.

Hier lagen die Dinge ungünstig für die Krone. Italien war der Kaiserherrschaft entwöhnt und dadurch der natürliche Bundesgenosse eines kaiserfeindlichen Papstes. Die norditalienischen Städte hatten sich fast sämtlicher Hoheitsrechte bemächtigt, welche früher vom Reiche und dessen Vertreter ausgeübt waren. Demokratische Tendenzen und hierarchische Ansprüche drängten somit ans gleiche Ziel. Dazu kam, daß die streitbaren Normannen dem Kaiser entgegenarbeiteten, daß die Griechen in Ancona festen Fuß faßten, um die Adriaküste zu erwerben.

Auf dem Lechfelde sammelte sich ein großes Heer, welches Friedrich über die Alpen zu führen und womit er sein Ansehen neu aufzurichten gedachte. Zur Einleitung des Unternehmens schickte er Gesandte voraus; es waren Reinald und Otto von Wittelsbach, ersterer wohl als politischer, letzterer als militärischer Geschäftsträger. Bald zeigte sich, wie richtig gewählt worden; ohne Heer erlangte Reinald von den selbstbewußten Städten mehr als frühere Kaiser mit großen Armeen; alle Ortschaften, die er besuchte, bis hinab nach Ancona, öffneten ihre Thore, die Griechen mußten weichen. Als der Kaiser im Juli 1158 in der Lombardei erschien, waren ihm die Wege geebnet, und zahlreiche Hilfstruppen strömten ihm zu, die ihn in den Stand setzten, das Haupt der Städtepartei, das mächtige Mailand, zur Übergabe und zum Verzichte auf seine Hoheitsrechte zu zwingen.

Getragen von solchen Erfolgen, traten Deutsche und Italiener zu einem großen Reichstage auf den ronkalischen Feldern zusammen, wo rechtlich geordnet werden sollte, um was man in Waffen stand, wo die Frage zu entscheiden war, was unter den Reichsrechten, unter den Regalien zu verstehen sei. Wie es scheint, wurde eine Kommission unter dem Vorsitze des Kaisers gebildet, in der vier Bologneser Professoren des römischen Rechts und Rechtskundige aus den verschiedenen Städten saßen.* Da sich nun in diesen das römische Recht bereits Eingang verschafft hatte, so waren deren Vertreter hiermit sicherlich ebensowohl als mit dem Gewohnheitsrechte vertraut, wodurch die Entscheidung nach beiden Seiten hin ausfallen konnte, und bei der herrschenden Stimmung geschah es zu gunsten der Krone. Das Gewohnheitsrecht wurde ignoriert und auf den Ursprung zurückgegriffen. Der Reichstag trat der Anschauung bei. Dem Kaisertume war damit eine neue Grundlage geschaffen, ein Machtgebiet von größter Ertragsfähigkeit, waren Einnahmequellen eröffnet, die es aus seiner bisherigen Verarmung zur reichsten Staatsgewalt des Abendlandes erhoben. Es galt dies durchzusetzen. Friedrich sandte den gewandtesten seiner Geschäftsträger, Reinald, und den kriegsmutigen Otto von Wittelsbach dahin, wo am mei-

* Wir halten uns an Ragewin IV, 5, ohne auf die vielen Kontroversen einzugehen.

sten Widerstand zu erwarten war, nach Mailand. Als sie die Forderung stellten, ein kaiserlicher Podestà solle neben den städtischen Konsuln erhoben werden, rottete sich das Volk zusammen, die Gesandten gerieten in augenscheinliche Gefahr und mußten aus der Stadt entfliehen.

Von diesem Tage an arbeitete der Kanzler am Verderben Mailands, berichtet ein gleichzeitiger Schriftsteller. Er that es sicherlich nicht bloß aus persönlichem Anlasse, um den ihm angethanen Schimpf zu rächen, sondern gewiß weit mehr, weil sein Auge erkannte: Mailand, die mächtigste Kommune der Lombardei, mit ihren demokratisch eigenwilligen Bürgern sei eine Gefahr für die Krone. Es ward ihr der Fehdehandschuh in der Achterklärung hingeworfen, ihre Personen sollten der Sklaverei, ihre Güter der Plünderung verfallen sein. Die Mailänder, den Kaiser fern in Mittelitalien wissend, ohne Hoffnung auf Schonung, eröffneten den Angriff, gefördert durch neue Zerwürfnisse, die gerade damals zwischen Kaiser und Papst ausbrachen.

Mit Besorgnis hatte die Kurie das Anschwellen der Kaisermacht gesehen, sie hatte Forderungen gestellt, auf die Friedrich nicht eingegangen war; dieser setzte sich mit der römischen Bürgerschaft in Verbindung, der Papst schloß, auf die Normannen gestützt, ein Abkommen mit den lombardischen Rebellen; schon stand er im Begriffe, den Bann gegen den Kaiser zu schleudern, als ihn am 1. September 1159 der Tod hinwegraffte.

Sofort traten die Gegensätze innerhalb des Kardinalkollegiums hervor: die schwächere kaiserlich gesonnene Partei erklärte Oktavian zum Papste, der den Namen Viktor IV. annahm, die antikaiserliche erhob den Besançoner Legaten Roland als Alexander III. Kanonisch waren beide Kuren nicht vor sich gegangen, doch sicherlich die Oktavians im Einverständnis mit dem Kaiser, der durch die Doppelwahl, durch das Vorhandensein zweier Päpste, dem Beispiele seiner Vorfahren gemäß, das Recht gewonnen zu haben glaubte, über beide zu Gericht zu sitzen. Bestärkt mag er in dieser Auffassung durch die Bestimmung des Wormser Konkordats über strittige Bischofswahlen geworden sein.

Er berief ein Konzil nach Pavia. Alexander weigerte sich zu erscheinen, er hätte dadurch den wichtigsten der hierarchischen Ansprüche: Stellung des Papstes über, wenigstens neben dem Kaiser, aufgegeben. Dagegen fand sich der gefügige Viktor ein, und das Konzil erkannte ihn als rechtmäßigen Kirchenfürsten an. Wir sehen, die Kaiserpartei strebte energisch vorwärts, denn wenn sie wollte, hätte sie leicht hinhalten, den formellen Bruch mehr Alexander zuschieben können. Jetzt verhängte Viktor den Bann über seinen Rivalen, und dieser antwortete mit dem Gegenbanne. Das Kirchenschisma war da, und Reinald galt allgemein als Vorkämpfer desselben.

Das Zünglein an der Wage des Schicksals erzitterte, von beiden Seiten fiel es lastend in ihre Schalen. Reinald erfaßte seine Aufgabe sofort im größten Stile. Gelang es, den Gegner zu isolieren, so war derselbe verloren. Zu dem Behufe begab er sich persönlich nach Frankreich und an den Hof König Heinrichs II. von England. Sein Auftreten wirkte insofern, als er eine Anerkennung Alexanders wenigstens verzögerte. Der eigentliche Zweck der Reise aber scheiterte an den Sonderinteressen der Nachbarstaaten, eine Erklärung zu gunsten Viktors erlangte er nicht, und damit stand ein Wirrsal von Ereignissen bevor, war die Angelegenheit aus einer Sache des Reiches zu einer europäischen geworden.

Vom englischen Hofe zog Reinald als kaiserlicher Bevollmächtigter nach Deutschland, um die Paveser Beschlüsse, soweit seine Macht sich erstreckte, streng und gewaltsam durchzusetzen und zugleich dem Kaiser Hilfstruppen gegen die Lombarden zu sammeln. Wir sehen, sein Thun ist parallel nach außen und innen gerichtet, zugleich gegen Papst und Städte.

Der Kampf zwischen diesen und dem Kaiser war mit wachsender Erbitterung entbrannt, er sollte jetzt mit den Truppenmassen entschieden werden, welche im Frühjahre 1161 die Alpen überschritten und sich gegen das Haupt der Empörung wandten. Mailand wurde umlagert, angegriffen und hartnäckig verteidigt. Lange Monate hielten die Bürger stand gegen Hunger und kaiserliche Parteigänger innerhalb der Mauern, eine Gesandtschaft ihrer Konsuln an den Kaiser wurde von Kölner Dienstleuten überfallen und gefangen genommen; schwerlich ohne Zuthun Reinalds, welcher jeden gütlichen Vergleich hintertreiben wollte. Endlich erlahmte die Kraft der Belagerten. Sie schickten in das kaiserliche Lager und erklärten sich zur Übergabe bereit unter Bedingungen, die einem Verzichte auf militärische und kommunale Selbständigkeit gleichkamen. Der Fürstenrat zeigte sich dem Anerbieten nicht abgeneigt. Anders Reinald und die kaiserlich gesonnenen Lombardenstädte; sie verlangten Ergebung auf Gnade und Ungnade und behielten mit ihrer Forderung die Oberhand; unverrichteter Dinge mußten die Gesandten heimkehren. Man hat Reinald wegen seines Verhaltens oft getadelt, schwerlich mit Recht, denn er wußte, daß man die Macht habe, das Äußerste zu erzwingen. Ein zerstörtes Mailand war ungefährlich und drückte den Eigenwillen anderer Städte warnend zu Boden — ein gedemütigtes dagegen war der Todfeind des Siegers.

Es trat ein, was Reinald vorausgewußt: Mailand fiel. Eine Schar auserlesener Bürger und Würdenträger begab sich im März des Jahres 1162 ins kaiserliche Lager nach Lodi und flehte fußfällig um Erbarmen; viele aus der Umgebung Friedrichs waren zu Thränen gerührt, er selber blieb unbewegt, und Reinald erklärte kalt, daß sie sich bedingungslos ergeben hätten. Sie mußten die Stadt räumen, der Sieger zog triumphierend ein, und unter seinen Augen begann das Werk der Zerstörung, welches mit Feuer und Eisen acht Tage lang dauerte. Die ausgewanderten Bürger wurden in vier Flecken, jeder zwei Miglien vom Orte, angesiedelt. Es klingt wie ein Jubelruf, wenn sich die damaligen Urkunden des Staufers datiert finden „nach der Zerstörung Mailands". Er stand auf der Höhe seiner Erfolge, welche er zu Pavia in prunkendem Feste feierte: die noch widerstrebenden Städte suchten ihr Heil in schleuniger Unterwerfung.

Und dennoch — dasselbe Ereignis, welches alles verdunkelte, barg den verhängnisvollsten Keim. Mailand schien zerstört, war es aber nicht, die Kirchen der Stadt ragten nach wie vor, die burgartigen Steinbauten des Adels und ein großer Teil der Mauern wurden nur oberflächlich verwüstet, der Rahmen für neuen Aufbau war geblieben, und Mailands Bürger wohnten in der Nähe. Nach unserem Dafürhalten hätte der Staufer die Kommune durch Großmut und richtigen Ausgleich mit ihren Interessen gewinnen oder, wenn er einmal so weit ging, wie er that, nicht auf halbem Wege stehen bleiben sollen, die Bürger hätten womöglich nach Deutschland gebracht und dort angesiedelt werden müssen, die Stadt selbst wäre systematisch bis auf den Grund zu zerstören und aus ihren Trümmern eine Kaiserburg zu erbauen gewesen, deren zuverlässige blondlockige Besatzung jede Wiederherstellung verhinderte. Dies geschah nicht, die wehrlosen Bürger in den vier Flecken wurden durch Zwang und Erpressungen, durch die Unmöglichkeit gedeihlicher Entwickelung furchtbar verbittert und zum äußersten gebracht — und dennoch ließ man sie bestehen. Bei nächster Gelegenheit erfolgte ein Umschwung, in unglaublich kurzer Zeit erstand Mailand aufs neue, um in der Schlacht bei Legnano ihren Grimm heimzuzahlen, ihre Schmach in deutschem Blute zu ertränken. Nicht, wie man so oft gesagt hat, Grausamkeit — nein, unangebrachte Halbheit hat den Staufer zu Fall geführt.

Wieder ist es Reinald, der zunächst in den Vordergrund tritt, indem er die Ver-

handlungen führte, welche auf den Sturz der Normannen abzielten, der letzten italienischen Bundesgenossen des gegnerischen Papstes. Aber die Sache zerschlug sich, und die Vielheit der Reichsgeschäfte verhinderte eine einheitliche Politik, zumal sich die kirchlichen Verhältnisse ungünstig für den Kaiser gestaltet hatten. Papst Alexander war von der französischen und englischen Geistlichkeit anerkannt worden und weilte sicher auf französischem Boden. Da schien sich ein Umschlag zu vollziehen; König Ludwig von Frankreich bedurfte eines Rückhaltes gegen seinen mächtigen Lehnsmann, König Heinrich von England. Alsbald setzte hier Reinalds Politik ein. Jener Rückhalt wurde in einem Bündnis mit dem Kaiser geboten; auf einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Herrscher sollte das Nähere hergestellt werden. Aber Reinald hatte einen gewandten Gegner jenseits der Grenzen. Papst Alexander durchkreuzte den Plan und führte im entscheidenden Augenblicke eine Verständigung zwischen den beiden Königen herbei. Der Kaiser hielt jetzt zurück. Als König Ludwig an der Saônebrücke eintraf, fand er nicht ihn, sondern statt seiner den Kanzler, der das stolze Wort zu sprechen wagte, sein Gebieter werde nie eine Einmischung Fremder in die Angelegenheiten der römischen Kirche dulden, welche zum Reiche des Kaisers gehöre und deren Schutzvogt eben der Kaiser sei.

Noch schärfer äußerte sich Reinald auf einer Versammlung zu Dôle, wo er sagte: wenn in einer französischen oder englischen Stadt eine strittige Bischofswahl stattfände und der Kaiser wolle darüber entscheiden, so würden die betreffenden Landesherren es als Beleidigung ansehen, während sie doch dasselbe zu Rom, in einer ihnen fremden Stadt, zu thun wagten. Hier wird der Papst also nicht als Universalhierarch, sondern als deutscher Reichsprälat gefaßt, und die zahlreich anwesenden Bischöfe traten einmütig dieser Auffassung bei. Wir sehen, wie die Ereignisse weiter gedrängt hatten; noch bei dem Konzile zu Pavia hatte sich Friedrich auf seine kaiserlich-christliche allgemeine Machtvollkommenheit berufen, das heißt, sein Gedankengang beruhte im Mittelalter; anders jetzt Reinald, der fußte auf dem Boden des römischen Rechts, wo es nur Kaiser und Unterthan gab, danach war der Kaiser zunächst nicht Schirmer der Christenheit, sondern Gebieter seines Reichs, Rom lag in dessen Grenzen, war mithin eine kaiserliche Stadt und der Papst deren Bischof. Gewiß ist Reinald zu diesem Vorgehen durch das Verhalten Englands und Frankreichs bestimmt worden; weil ihr Übertritt nicht zu erlangen war, sprach er ihnen rundweg die Berechtigung zur Parteinahme für und wider ab. Sein Ideenflug ist schwindelnd kühn; er hatte jene enge Verbindung zwischen Bistum und Krone zur Bedingung, welche eine der Grundlagen der augenblicklichen Staatsgewalt bildete; er fand auf dem Tage zu Dôle so bereitwillig Anerkennung, weil der Reichskirche, der eben die Nachfolger Petri angehörten, eine privilegierte Stellung innerhalb der allgemeinen Kirche gegeben wäre, auf die sie schon wiederholt hingestrebt hatte. Man denke sich nun den universalen, übermächtig gewordenen Papst gewählt wie einen Bischof unter dem Drucke kaiserlicher Autorität und abhängig von seinem gebietenden Souverän. Das Abendland hätte seine Gestalt geändert.

Alexander erkannte die Gefahr, im Frühling 1163 verhängte er den Bann über den vorstürmenden Kanzler. Doch diesen focht das nicht an, er verwaltete Italien als Vicekönig, mit Klugheit und Ernst die neue Ordnung der Dinge durchführend, stets bedacht, die Mailänder niederzuhalten. Die kaiserliche Verwaltung, die auf Natural- und Pfalzwirtschaft gerichtet war, mußte den weiterentwickelten italienischen Kommunen überall hemmend und ungewohnt, ihrem Freiheitsgefühle die jetzige stramme und rücksichtslose Regierungsweise allmählich als Tyrannei und Fremdherrschaft erscheinen. Unter

Veronas Leitung traten mehrere Städte zu einem Geheimbunde zusammen, der an dem reichen Venedig Rückhalt und durch den griechischen Kaiser Vorschub erhielt. Der Losbruch in offener Empörung war nur eine Frage der Zeit, und es konnte kein Zweifel obwalten, daß ein solcher vielfach lebhaften Wiederhall finden werde.

Gerade da traf ein schwerer Schlag die kaiserliche Sache: im April 1164 starb Papst Viktor zu Lucca. Friedrich schwankte, was zu thun; erkannte er jetzt Alexander an, so waren die aufsässigen Städte isoliert; der streng kirchliche Erzbischof von Mainz riet in diesem Sinne. Aber noch bevor er einen festen Entschluß zu fassen vermochte, war die Entscheidung schon gefallen. Reinald hatte sich schnell nach Lucca begeben und sofort am Begräbnistage Viktors eine Neuwahl veranstaltet, die auf Wido von Krema fiel, der als Papst den Namen Paschals III. annahm. Die Wahl war gegen Herkommen von nur zwei Kardinälen und mehreren Bischöfen vorgenommen in Gegenwart des Präfekten von Rom und römischer Nobili; die Weihe, welche vier Tage später stattfand, wurde durch den deutschen Bischof Heinrich von Lüttich vollzogen. Wir sehen hier die Worte Reinalds, die er zu Dôle gesprochen, mit dem praktischen Kommentare versehen. Die Erhebung des Papstes ging nicht vor sich wie die eines Hierarchen, der neben oder gar über dem Reiche stand, sondern wie die eines deutschen Prälaten. Die Gründe für das dreiste Vorgehen des Kölners beruhen in der Konsequenz seiner Politik. Anerkennung, ja nur Verhandlung mit Alexander hätte sein ganzes System gefährdet. Vergleich erwies sich unmöglich, deshalb vorwärts, Beschleunigung der Neuwahl, um allen Bedenken zuvorzukommen, Krieg bis aufs Messer.

Bald zeigte sich dann aber, daß Paschal nicht auf die gleiche Anerkennung wie Viktor rechnen könnte. Reinald hatte Gelegenheit, dies auf einer Reise durch Burgund und während seines Aufenthaltes in Deutschland zu erkennen. Unter den Bischöfen des Reiches begann sich eine Partei für Alexander zu bilden. Einige Laienfürsten, durchweg persönliche Gegner des weitherrschenden Kanzlers, scheuten sogar nicht, mit dem Beschützer des feindlichen Papstes, mit König Ludwig, hochverräterische Verbindungen einzugehen. Bei solcher Sachlage galt es eine große That, durch die Reinald die Widerstrebenden gewaltsam mit sich riß. Und diese That geschah. Kurz nach dem Osterfeste trat der Kanzler mit glänzendem Gefolge eine Reise an in die Normandie zu Heinrich von England. Er wußte, daß er hoffen dürfe, denn der König hatte sich mit Papst Alexander überworfen. Dennoch war Reinalds Stellung am Hofe äußerst peinlich, weil eine starke Partei ihm entgegenarbeitete und sich von jeder Berührung mit dem gebannten Schismatiker fern hielt. Wohl nur sein glänzendes Talent hat bewirkt, den König trotz aller Schwierigkeiten zu gewinnen, ihn zu einem Bündnis mit dem Kaiser und zur Abordnung von Gesandten zu bestimmen, die auf einem großen Reichstage zu Würzburg an der Entscheidung über Paschal teilnehmen sollten. Und auch hiermit war Reinalds Mission noch nicht beendet, von Rouen wollte er sich an den Hof König Ludwigs begeben, um auch mit ihm unter dem Drucke der veränderten Sachlage zu verhandeln. Doch mußte dies unterbleiben, weil er Zeit verloren hatte und der Würzburger Tag bevorstand.

Pfingsten wurde derselbe eröffnet. Reinald war noch nicht zurück. Nun zeigte sich deutlich, wie sich einzig in ihm die Kaiserpolitik der letzten Jahre konzentrierte, denn als er fehlte, machte sich eine vermittelnde Richtung geltend. Man begann über Ausgleich zwischen Friedrich und Alexander zu beraten. Da erschien der Kanzler im Glanze seiner englischen Erfolge, und sofort war die Sachlage geändert. Er verlangte kühn, daß niemand Alexander noch dessen Nachfolger anerkennen dürfe, sondern nur

Paschal und dessen Nachfolger, daß es auch die künftigen deutschen Könige so halten sollten, daß alle es durch Eidschwur zu erhärten hätten, jeder Geistliche, der den Schwur verweigere, seiner Würden und Ämter, jeder Laie seiner Allode und Lehen verlustig gehe und aus dem Reiche zu vertreiben sei. Nach heftigem Widerspruche gingen diese Forderungen durch. Als der Erwählte von Mainz sich ihnen vermittels nächtlicher Flucht entzog, erhielt er in Christian von Buch einen Nachfolger entgegengesetzter Richtung. Die englischen Gesandten erklärten, daß ihr König mit seinem Reiche Alexander aufgäbe und ebenfalls zur Obedienz Paschals hinüberträte.

Zu Würzburg sowohl wie schon früher läßt sich beobachten, wie Reinald darauf abzielte, Reichstage an die Stelle von Konzilien zu setzen, ein weiterer Baustein zu seinem einheitlich und gewaltig gedachten Imperatorenbau. Doch noch wichtiger war das, was beschlossen wurde, indem es sich um nichts Geringeres handelte, als für die Anschauungen des Kanzlers die Zukunft zu gewinnen, entweder mußte nunmehr das Schisma permanent werden oder der kaiserliche Papst blieb als Sieger auf dem Platze, letzteres hätte eine römisch-deutsche, eine kaiserliche Weltherrschaft oder doch wenigstens Vorherrschaft in sich geschlossen, ersteres hätte vermittels des abhängigen Papstes die Reichskirche in die Hand des Kaisers gelegt. Und auch noch durch ein Drittes, durch das Hervortreten des Übergewichts der Krone, ist der Würzburger Tag beachtenswert. Den meisten Fürsten mußte deren Steigen auf Kosten der rivalisierenden päpstlichen Autorität äußerst bedenklich für ihre Sonderinteressen erscheinen, und dennoch wagten sie keine Verneinung, sondern fügten sich in den ihnen aufgezwungenen Willen.

Mit Strenge wurden die neuen Beschlüsse im Reiche durchgeführt, so daß die Furcht die Widerstrebenden lähmte; ja, es scheint fast, als habe Reinald noch mit König Ludwig angeknüpft, um auch ihn und sein Land für Paschal zu gewinnen. Jedenfalls fühlte sich Alexander nicht mehr sicher in Frankreich und begab sich deshalb trotz der Gefahr, von der kaiserlich-pisanischen Flotte aufgehoben zu werden, in den Schutz seiner normännischen Bundesgenossen nach Sicilien.

Unterdessen strebte Reinald vorwärts. In Gegenwart des Kaisers und mit Zustimmung seines Papstes erhob er die Gebeine des großen Karl aus der Gruft zu Aachen, worin sie drei Jahrhunderte geruht hatten, um den kaiserlichen Kriegerapostel der Sachsen unter die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Der Imperatorenwürde wurde damit neuer Glanz verliehen, Papst Paschal volksbeliebt gemacht.

Und jetzt wirkte bei dem unermüdlichen Kanzler alles zu einem großartigen, künstlich verflochtenen Plane zusammen, um sämtliche Widersacher seines Systems mit einem Schlage zu vernichten: es galt dem König von Frankreich, dem langjährigen Beschützer Alexanders, der mit deutschen Laienfürsten konspirierte; es galt ferner dem mächtigsten unter diesen Laienfürsten, Heinrich dem Löwen, der sich zunehmend mehr als konkurrierender Machthaber neben den Kaiser stellte; und schließlich war es auf die Widersacher in Italien abgesehen.

Ludwig VII. war nicht zu gewinnen, er mußte deshalb unschädlich gemacht werden. Dies geschah durch den Gang der Ereignisse am englischen und französischen Hofe, wobei Reinald seine Verbindungen mit dem ersteren geschickt zu verwerten verstand. Im Jahre 1167 erklärte Heinrich seinem Nachbarn und Lehnsherrn den Krieg.

Und in demselben Jahre 1167 entbrannte eine heftige Fehde gegen Heinrich den Löwen in Deutschland. Das erdrückende Übergewicht des Herzogs, sein unaufhaltsames Übergreifen hatte bei den meisten Großen Sachsens und Thüringens, zumal den geistlichen, tiefe Erbitterung erregt. Sie verbündeten sich gegen den gemeinsamen Feind — und die Seele

ihrer Unternehmungen war Reinald von Köln. Der Kaiser, dessen persönliche Politik bisher auf Anschluß und Ausgleich mit dem Herzoge, dessen Augenmerk gerade damals auf Italien gerichtet war, scheint Erhaltung des Friedens gewünscht, Reinald ihn aber überzeugt zu haben. So hielt er sich denn selber zurück und ließ die welfischen Widersacher gewähren. Bald stand ein großer Teil des Reiches in Waffen, ohne daß das Oberhaupt es zu sehen für gut befand.

Und in demselben Jahre 1167 sollte in Italien die Entscheidung fallen. Dort war es Alexander gelungen, an den Tiber überzusetzen, das römische Volk für sich zu gewinnen und in den Lateran einzuziehen. Mit den Griechen und Normannen Süditaliens stand er im Bündnisse. Erstere hatten sich bereits des wichtigen, schon früher umworbenen Ancona bemächtigt. Sie sollten nun aus der Feste, Alexander aus Rom vertrieben und alsdann mit den Normannen abgerechnet werden. Schon im Spätherbste 1166 ging Reinald über die Alpen, vom Kaiser gefolgt. Die Lombardei verhielt sich äußerlich ruhig, schwer lastete der Druck der kaiserlichen Vögte, der des festgefügten Regierungssystems. Hilfstruppen wurden herangezogen, dann ging es südwärts. Friedrich selbst wandte sich mit dem Hauptheere gegen die Griechen, Christian von Mainz und Reinald auf Umwegen gegen Rom. Dieser eroberte das alexandrinische Civita Vecchia, verheerte die Campagna und gewann durch Bestechung Anhang in der Hauptstadt. Dann setzte er sich in dem hohen Tusculum fest, von wo aus er die Campagna und die Bewegungen der Gegner beobachten konnte, seinen heranrückenden Genossen Christian von Mainz erwartend.

Den Römern schien der Zeitpunkt günstig, um den gefürchteten Kanzler abzufangen. Mit mindestens dreißigtausend Mann legten sie sich vor Tusculum. Reinald geriet in augenscheinlichste Gefahr, neben schwerlich zuverlässigen Italienern führte er nur hundertvierzig Geharnischte. Auf sein Hilfegesuch eilte Christian herbei, aber auch ihm folgten nur tausend schwerbewaffnete Reiter, mit denen er, offenbar nach einem anstrengenden Nachtmarsch, in der Frühe des Pfingstmontags diesseits der Belagerer anlangte. Alsbald änderten die Römer ihre Front und rückten in Schlachtordnung gegen die Ermüdeten. Den ritterlichen Christian schreckte das nicht, er ermutigte die Seinen und wartete des Angriffs. Mit lautem Kriegsgeschrei, flatternden Bannern und unter einem Hagel von Pfeilen stürmten die Feinde daher. Die Deutschen wehrten sich mannhaft, vermochten sich aber doch nicht gegen die Übermacht zu behaupten. Als sie im härtesten Gedränge, die Römer vollauf mit ihnen beschäftigt waren, erkannte Reinalds kundiges Auge den richtigen Moment; er ergriff das Banner des heiligen Petrus, ließ das Thor eröffnen und warf sich an der Spitze seiner kleinen Schar dem Feind in den Rücken. Dieser stutzte, die Leute Christians faßten neuen Mut und hieben von vorn ein; die römische Reiterei wurde durchbrochen, und als das Fußvolk sah, wie die Reiter hinwegsprengten, war auch bei ihm kein Halten mehr. In wilder Flucht stob alles auseinander, den Thoren der Hauptstadt zu, von den nachsetzenden Deutschen hart verfolgt. Tausende von Römern fielen, Tausende wurden gefangen, die Niederlage war fast beispiellos, nur die Geistesgegenwart Alexanders rettete die Stadt vor Eroberung, ihn selbst vor Gefangenschaft. Doch gerade das war es, worauf Reinald abzielte; er bot die Campagnolen auf, umschloß die Stadt und forderte von den Römern Herausgabe des Papstes.

An den Kaiser gingen Boten mit der Kunde des Sieges, um ihn von Ancona herbeizurufen; erst acht Wochen später traf er ein. Die Römer hatten dadurch Zeit gewonnen, sich von ihrem Schrecken zu erholen und sich zu befestigen. Ein blutiger Kampf begann, die Peterskirche geriet in Brand, unter Rauch und Qualm drangen die Deutschen ein, voran Herzog

Friedrich von Schwaben; im Inneren des Gotteshauses wurde hart gerungen, bis die Kirche im Sturme genommen war. Die Lage Alexanders gestaltete sich bedrohlich, er bezog das Colosseum, von den Trabanten seiner Parteigänger geschützt. Zunehmend mehr wandte sich die Stimmung der umdrohten Bevölkerung von ihm ab. Für seine Sicherheit fürchtend, entfloh er, als Pilger verkleidet, in dunkler Nacht auf unbekannten Pfaden nach Terracina. Der Hauptgewinn des Sieges war damit den Deutschen entgangen, immerhin aber Großes erreicht. Friedrich und Paschal hielten ihren Einzug in St. Peters Dom. Glänzende Festlichkeiten erfolgten. Die Römer, des Kampfes müde, traten zur Obedienz des Gegenpapstes über und leisteten dem Kaiser den Eid der Treue. Diesen umstrahlte wieder einmal die Glorie des Sieges: **Rom** hatte jetzt seine Selbständigkeit aufgegeben, sein Oberherr war nicht mehr der Papst, war jetzt des Kaisers Majestät. Wohl durfte ein Lächeln der Befriedigung um die Lippen des Mannes spielen, der dies in letzter Linie bewirkt; er hatte das Vertrauen seines Lehnsherrn vollauf gerechtfertigt, und dankbar schenkte ihm dieser zwei Höfe des Reiches.

Da plötzlich änderte sich alles. Auf lange Dürre und Hitze folgte am 2. August ein heftiger Gewittersturm. Als er ausgetobt hatte, sengte neu die Sonne herab und brütete giftige Fieberdünste aus, durch welche die Umgegend Roms im Hochsommer stets gefährlich zu sein pflegt. Eine schnell tötende Krankheit befiel die Söhne des Nordens und griff mit rasender Schnelligkeit um sich. Haufen von Leichen lagen umher und mehrten sich von Stunde zu Stunde. Der Engel des Todes hielt eine furchtbare Ernte, das eben noch siegreiche Heer war verloren; am 6. August brach es verzweifelt seine Zelte ab und verließ den verhängnisvollen Boden. Zu spät; festgeklammert hielt sich das unerbittliche Gespenst der Seuche, die Bande der Ordnung zerrissen, jeder drängte dumpf und stumpf voran, nur um sich, um sein elendes Leben besorgt. In ruhmlosem Tode brachen da die Zierden des Landes, die Stützen des Reiches zusammen, unter ihnen — Reinald von Köln. Er starb am 14. August 1167, nachdem er die Sakramente der Kirche empfangen und seinen letzten Willen aufgezeichnet hatte. Der Leichnam wurde ausgekocht und auf dem fluchtähnlichen Rückzuge mitgeführt, um im heimatlichen Dome beigesetzt zu werden.

Die Verehrung der Kölner ist Reinald gefolgt und hat noch lange seinen Grabstein geheiligt. Denn das eben war einer der besonderen Züge des gewaltigen Mannes, daß er über welterschütternden Plänen nie sein Erzstift vergaß. Uneigennützig brachte er dessen zerrüttete Einkünfte in Ordnung, wahrte und mehrte er die Stiftsgüter, besserte deren Verwaltung, die Stadt durch prächtige Bauten verschönernd und sichernd das Gebiet durch Burgen und schlagfertige Krieger. Er bereitete den Sturz Heinrichs des Löwen vor, der dem Kölner Stuhle so reichen Gewinn bringen sollte, führte die kostbarste Reliquie nach Köln, die Gebeine der heiligen drei Könige, welche bald zahlreiche Pilger anlockte und zur Quelle des Wohlstandes wurde. Als eine der vereinzelten und wichtigsten Rechtsaufzeichnungen des zwölften Jahrhunderts wurde das Kölner Dienstrecht überliefert, von Reinald erlassen. Wir sehen, überall ist er schöpferisch thätig gewesen. Der nächste Erzbischof konnte dankerfüllt sprechen, so wie ein guter Vater dem Sohne habe Reinald sorgfältig dem Nachfolger vorzuarbeiten gesucht.

Mit ihm fiel die Säule der bisherigen Kaiserpolitik. Friedrich selbst war von dem Feuereifer seines Kanzlers hingerissen; jetzt, wo dieser fehlte, begann er den Pfad der Vermittelung zu suchen und nach langjährigem Irrsal zu finden.

Es ist Reinald widerfahren, was so oft dem Genie geschieht: die Natur überschüttet es reich und versagt eines, was sie an dürftige Köpfe verschwendet: das

Glück. Es war ein Mißgeschick für ihn, daß der Krone vier Feinde zugleich entgegenarbeiteten: das Papsttum, das italienische Bürgertum, das selbstsüchtige deutsche Fürstentum und ein Teil des Auslandes; es war ein Mißgeschick, daß England und Frankreich sich nicht gewinnen ließen, sondern Alexander anerkannten, was keineswegs von vornherein gesichert war; daß in diesem Alexander ein selten kluger und zäher Mann den Krummstab führte, während Papst Viktor sich zwar gefügig erwies, aber unfähig, die Kaiserpolitik seinerseits zu fördern; daß dieser Kirchenfürst vor der Zeit starb und sein Rival ihn überlebte; daß Friedrich, der sonst dem überlegenen Kanzler zu folgen pflegte, es gerade in der entscheidend werdenden Zerstörung Mailands nicht genügend gethan hat. Noch im letzten Augenblicke hatte Reinald mit der Laune des Schicksals zu ringen; was wäre geschehen, wenn das deutsche Heer Alexander und sein Kardinalkollegium gefangen hätte?

Wie bei allen Menschen, die dreist nach dem Höchsten greifen, ohne es zu erlangen, gehen die Urteile über Reinald sehr auseinander; dem frommen Kirchenschriftsteller muß der Schismatiker ein Greuel sein, und selbst der Gemäßigte läßt sich leicht durch den Ausgang bestimmen und meint, Reinald habe erstrebt, was unerreichbar gewesen, was keine Wurzel im Boden der Zeit gehabt. Ganz so scheint uns die Sache nicht zu liegen. Ein Mann, dessen Beginnen nachweislich von unglücklichen Zufälligkeiten durchkreuzt wird, der so bedeutende Kräfte aufzubringen weiß und der dem Ziele so nahe gewesen, muß doch auf breiterem Fundamente gestanden haben als der bloßen Gunst des Kaisers. Reinald war viel zu klug und praktisch, um in die leere Unmöglichkeit hineinzusteuern, und Kaiser Friedrich, den eine Reihe Reinald feindlicher Ratgeber umwarb, steht zu hoch, war zu weitschauend, um sich von einem Phantasten ein Jahrzehnt lang in die Irre führen zu lassen.

Da müssen tiefere Gründe obgewaltet haben. Die Mitte des zwölften Jahrhunderts war eine geistig, social und wirtschaftlich reich bewegte Zeit, voll der verschiedensten Richtungen. Neben den Verfechtern des Alten stehen rücksichtslose Neuerer, in Thomas Becket vor und nach seiner Erhebung zum Erzbischofe treffen zwei Extreme in derselben Person zusammen: das staatsmännische und das klerikale. Die Kirche hatte sich dem Königtume Konrads III. bis zum „Berge“ erhoben. Ihre Kräfte hatte Bernhard von Clairvaux zusammengefaßt und die geistige Temperatur bis zur Glühhitze gesteigert. Doch der zweite Kreuzzug mißlang, die Gemüter kühlten sich ab, das Vertrauen in die Unbesiegbarkeit, in die Allmacht der Kirche schwand und das Königtum vermochte sich allmählich wieder seiner kirchlichen Fesseln zu entledigen.

Die eingesetzte Bewegung ging fort, an die Stelle der klerikalen Richtung trat eine ritterlich-staatliche. Die geistliche treuga dei wurde durch Landfrieden ersetzt, für deren Handhabung bloß weltliche Gewalten berufen wurden; die Ascetik flüchtete sich aus dem praktischen Leben in Bücher und Erzählungen der Vergangenheit, heitere Vagantenlieder erklangen, und selbst aus Klostermauern tönten verstohlen die Klänge eines Liebesliedes. Vielfach drängte sich die Anschauung der Laienwelt vor: in Italien die des Bürgertums und der Antike, vertreten in dem aufstrebenden römischen Rechte und dem Republikanismus Arnolds von Brescia; in Deutschland die des Ritters, bei dem die Waffe entschied und ausglich, gleichviel ob er Adeliger oder Dienstmann war. In diese Strömung geriet ein Teil der Kirche hinein, zumal die deutschen Bischöfe kraft ihrer Doppelstellung als Prälaten und Reichsbeamte, als Führer ihrer Kontingente zu Hof und Krieg. Der deutsche Episkopat begann wesentlich ritterlich zu werden, der lehnsrechtliche Kriegsdienst ihm als die wichtigste Verpflichtung zu erscheinen und für ihn als Ritter nicht der Papst, sondern der Führer der Ritterschaft, der Kaiser,

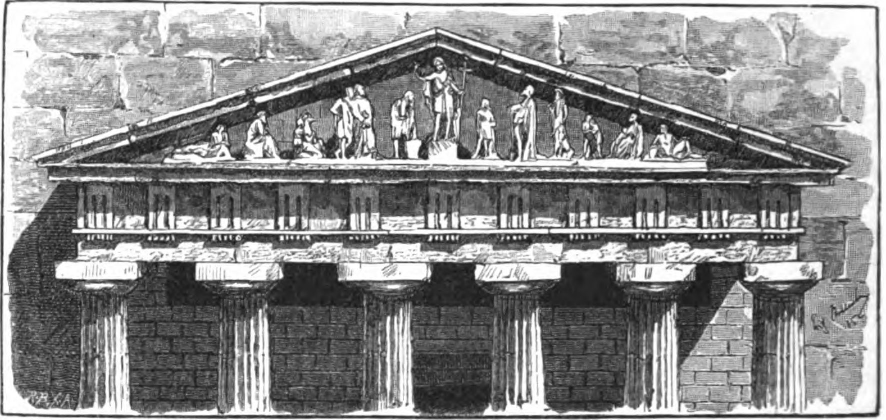
in den Vordergrund zu treten. Es findet sich eine Reihe so gearteter Männer; als bezeichnendster Christian von Mainz. Sein Element war: sich hoch zu Roß zu tummeln, über dem Panzer einen violetten Mantel, die wuchtige Streitkeule in der Faust, mit der er in einem Treffen neun Feinde niederschmetterte, ein andermal zwanzig Edlen die Zähne einschlug. Seine Esel und Weiber kosteten ihm mehr, so behauptete man, als des Kaisers ganzer Hofstaat. Für sein Hochstift Mainz war er so gut wie nicht vorhanden. Neben diesen soldatischen Naturen entwickelten sich andere, solche, in denen die Thätigkeit des Staatsmannes den Priester absorbierte, wie Reinald von Köln, Absalon von Röskilde und Thomas Becket in jüngeren Jahren.

Mit der Laiengesinnung tritt auch ihr unmittelbarster Ausdruck hervor: die Sprache. Es ist die Zeit, wo das Althochdeutsche in das Mittelhochdeutsche übergeht, wo das Wort „Deutsch" für Sprache und Volk dem Welschen gegenüber zur Herrschaft kommt. Das Idiom des Volkes beginnt dem Latein der Geistlichkeit Konkurrenz zu machen, Heiligenlegenden erscheinen in deutscher Sprache und schon auch weltliche Dichtungen lyrischen und geschichtlichen Inhalts.

Und nicht nur das, selbst auf dem Boden des Dogmas wurde es lebendig: Abälard gab die Losung, daß bloß das Eingesehene zu glauben sei; er fand eifrige Schüler; in verschiedenen Gegenden, zumal in Südfrankreich, erhoben die Ketzer das Haupt; und wie der Kaiser, so suchte Heinrich von England die Macht der Krone zu erhöhen und durch die Artikel von Clarendon die englische Kirche der königlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Wir sehen, es drängte das Geistesleben in eine Richtung, die sich gewaltsam den Satzungen eines Universalpapstes entgegenstaute, sehen, wie Reinald unwillkürlich der Vorfechter, der Hauptvertreter dieser Richtung gewesen, und gerade daraus erklärt sich die Wucht seines Auftretens.

Der Deutsche darf mit Stolz einen Mann sein eigen nennen, der einer der größten politischen Denker gewesen, die unsere Geschichte kennt, und das im zwölften Jahrhundert, als Erzbischof von Köln — ein eiserner Kanzler.





Giebelfeld des Portals der Frauenkirche in Kopenhagen.

Kopenhagen.

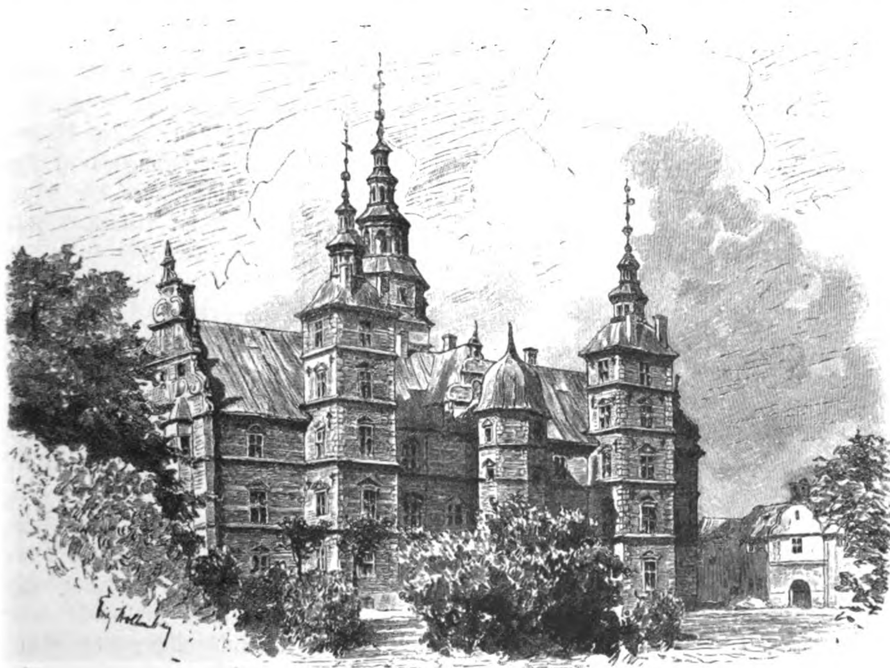
Von

Ernst Koppel.

Es giebt außer der französischen Hauptstadt kein gleiches Beispiel der Konzentration aller Kräfte eines Landes in einem Mittelpunkt als Kopenhagen. Die Größe und Bedeutung der Stadt ist in Hinsicht auf die geringe Ausdehnung des dänischen Staates eine erstaunliche und läßt sich einerseits nur aus der vergangenen politischen Machtstellung des Landes, andererseits aber aus dem leidenschaftlichen, an Fanatismus streifenden Patriotismus der Dänen erklären, der mit dem französischen Chauvinismus gewisse Ähnlichkeit aufweist. Daß der politisch wie social einzig liberalen Anschauungen huldigende Däne sich nach wie vor nicht zu Deutschland hingezogen fühlt, ist erklärlich, das Liebäugeln aber mit französischer Freundschaft trotzdem bei einem durchaus germanischen Stamme nicht erfreulich. Ob die Leichtlebigkeit und fast sprichwörtlich gewordene Vergnügungssucht der Kopenhagener Bevölkerung, die großartige Etablissements was das berühmte „Tivoli" ins Leben gerufen, ein Ergebnis des stets mit einer gewissen Sehnsucht nach Frankreich oder, was gleichbedeutend, nach Paris gerichteten Blickes ist oder ob diese Eigentümlichkeiten im Volkscharakter selbst wurzeln, dürfte schwer zu entscheiden sein. Da die Völkerphysiologie dem Klima mit Recht bestimmenden Einfluß auf den Charakter der Bewohner eines Landstriches zuweist, so ist man geneigt, das von germanischer Art einigermaßen abweichende Treiben der Kopenhagener Einwohnerschaft mehr der Angewöhnung und Nacheiferung zuzuschreiben, die allerdings nach psychologischen Gesetzen zur anderen Natur werden können. Das Sinken des französischen Ansehens in Europa wird unzweifelhaft in Dänemark schmerzlich empfunden, wenn man auch meist zu klug ist, dieser Empfindung lauten oder gar offiziellen Ausdruck zu geben. Die Achtung vor dem geistigen Leben Deutschlands ist unstreitig vorhanden; eine gewisse Oberflächlichkeit der Lebensanschauung und -führung aber läßt dieselbe nicht zur rechten Wirkung kommen, da die bestehenden Gegensätze sonst weit mehr abgeschliffen

werden müßten, als es in der That der Fall ist. Dänemark ist noch heute ein Beispiel dafür, wie weit sich Bruchteile der großen germanischen Rasse ursprünglicher Art zu entfremden vermögen — ein Umstand, der im Verlauf deutscher Geschichte oft genug unheilvoll und anderen Völkern und Rassen gegenüber demütigend gewirkt hat.

Schon die äußere Erscheinung der guten dänischen Gesellschaft läßt die Gegensätze zu deutscher Art erkennen, während das Volk, schon in seiner Eigenschaft als vorwiegend ackerbau- und viehzuchttreibendes, der deutschen Bevölkerung in Erscheinung und Auftreten ungleich näher steht. In Kopenhagen herrscht der Schein, der Wert, den man auf die Außenseite des Daseins legt, der Sinn für die Form ungleich mehr als in deutschen Landen. Die Erscheinung der Mitnen, an sich unbedeutenden Merkmalen auf tiefgehende Unterschiede schließen kann, so genügt hier ein Blick auf die Fußbekleidung. Man wird bei einem Mann in guter Lebensstellung nie eine so ungeheure und schwerfällige Fußbekleidung erblicken, wie es selbst in großen Städten Deutschlands häufig der Fall ist. Man sieht sich in diesem Zuge entschieden an die romanische Rasse erinnert, die durch kleine Füße und Sorgfalt für deren elegante Bekleidung auffällt. Überträgt man diese äußere Ähnlichkeit, soweit dies thunlich, auf das Moralische in der weitesten Bedeutung des Wortes, so öffnet sich für den Psychologen ein weites Feld der Betrachtung sonderbarer Mischung von Rasseneigentümlichkeiten, welche hier näher zu untersuchen jedoch kaum thunlich erscheint.

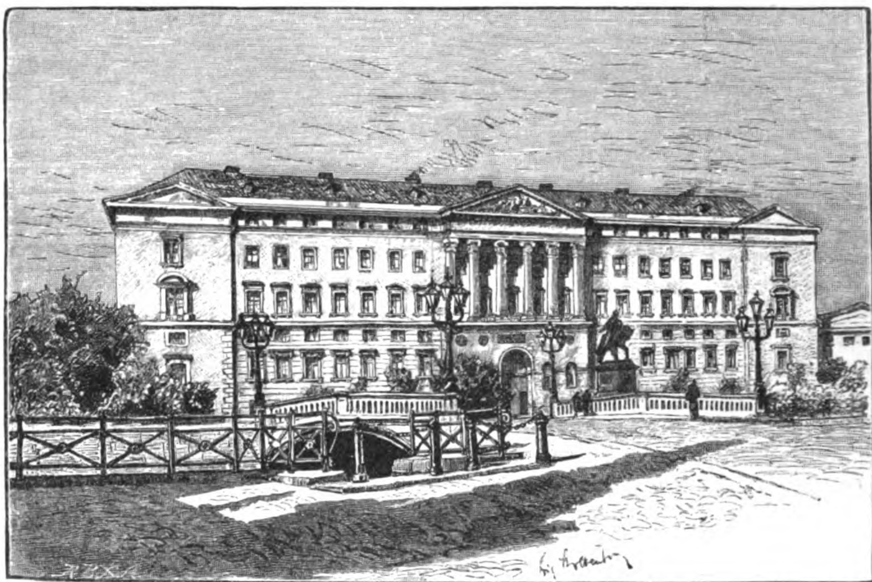


Schloß Rosenborg in Kopenhagen.

glieder der besseren Gesellschaft ist eine elegantere, namentlich auch was die Männerwelt anlangt. Wie man stets von klei-

Der Verkehr, das Leben und Treiben überall ist ein ungewöhnlich reges und übertrifft den einer deutschen Stadt von gleicher Einwohnerzahl bedeutend. Man

vergleiche in diesem Punkt beispielsweise München mit der dänischen Hauptstadt und wird sich des Unterschiedes zu gunsten letzterer vollbewußt werden; zählt Kopenhagen doch heute noch nicht mehr als ungefähr 230000 Einwohner. Aber es ist das Herz und eigentlich die einzige wirkliche Stadt des kleinen Reiches, denn die vorwiegend ackerbau-, viehzucht- und fischfangtreibende Insel- und Halbinselbevölkerung ist zur Gründung und Erhaltung größerer Städte wenig geeignet. Die Hauptstadt zieht durch ihre Lage und Eigenart auch viele Fremde an und sind infolgedessen in neuerer Zeit, die überall prächtige Bauten aus der Erde zaubert, schöne und geschmackvolle Hotels entstanden, wie das im französischen Renaissancestil erbaute Hotel Dagmar und das anmutige pavillonartige Hotel National, namentlich letzteres ein durchaus origineller Bau mit großen Theater-, Konzert-, Restaurations- und Caféräumen, eine kleine Welt für sich.



Schloß Christiansborg in Kopenhagen.

Kopenhagen ist von geringem Alter — ein Umstand, der sich auch sofort in seiner architektonischen Physiognomie bemerkbar macht. Es wurde im zwölften Jahrhundert von Axel, Bischof von Roeskilde, an Stelle eines Fischerdorfes gegründet und hieß ursprünglich Axelhus. Die Ahnen der Kopenhagener Bevölkerung waren also wetterharte und -trotzige Fischer, auf Raub ausziehende Wikinger im kleinen Maßstabe, und die Liebe und Lust zur See hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Nicht landeinwärts zieht der Kopenhagener an Sonn- und Festtagen, sondern meerwärts. Der Sund ist seine Erholung und wahrlich ein lungen- und sehnenstärkender Tummelplatz für stadtluft-erfüllte Menschenkinder. Aber auch die Luft in der Stadt ist weit frischer und reiner als in anderen Großstädten. Die Ätherwellen nordischer Meerflut streifen unausgesetzt über sie hin — eine nicht genug zu schätzende Wohlthat, die wohl nur der Bewohner binnenländischer Großstädte voll zu würdigen weiß.

Die junge Stadt entwickelte sich infolge ihrer Lage durch lebhaften Handelsverkehr so schnell, daß König Christoph der Bayer sie bereits im Jahre 1443 zu seiner Haupt- und Residenzstadt erhob. Die

Königsherrlichkeit der Stadt ist also eine verhältnismäßig kurze. Ihr Aufblühen wurde durch die Regierung des volkstümlichsten aller dänischen Könige, Christian IV., beschleunigt. Während seiner langen Herrschaft erweiterte er seine Residenz auf mannigfache Weise, namentlich durch den Stadtteil Christianshavn. Trotz seiner kriegerischen Natur, die ihn oft jahrelang von seinem Reich entfernte, wirkte er ungemein segensreich für die Verwaltung des Landes, für Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe. Sein Andenken verkörpert das Schloß Rosenborg, der architektonisch bemerkenswerteste Bau der in dieser Hinsicht vorwiegend nüchternen und einförmigen Stadt. Aber auch die dänische Architektur zeitigte unter diesem Herrscher eine eigenartige Blüte, die man nur mit dem Namen „dänische Renaissance" bezeichnen kann und auf welche später zurückzukommen sein wird. Auch für die protestantische Sache hat der wehrhafte Monarch gekämpft und geduldet; er stritt für sie in Deutschland in den Jahren 1625 bis 1629 und erlitt hier die Niederlage bei Lutter am Barenberge. Was Dänemark ihm durch die gewaltigen Befestigungen Kopenhagens, die der neueren Zeit freilich zum Opfer gefallen, verdankt, erhellt schon daraus, daß dieselben den Angriffen des Schwedenkönigs Karl X. wie den vereinigten englisch-holländischen und schwedischen Flotten erfolgreich widerstanden. Vor allem aber verdankt die Stadt die Grundlage ihrer Bedeutung in materieller wie geistiger Beziehung dem Königsgesetz von 1665, durch welches Friedrich III. von dem gegen den Adel aufgebrachten Volk und der ebenfalls gereizten Geistlichkeit die absolute Gewalt übertragen wurde, einer jener seltenen Fälle, in welchem die konservative Macht der Geistlichkeit mit dem stets vorwärtsstrebenden Volk Hand in Hand geht; eine Erscheinung, welche



Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen.

überhaupt wohl nur in protestantischen Landen möglich ist. Dänemarks Macht gründete sich seiner Lage gemäß auf das Meer und seine Flotte. Die Seeschlacht vom 2. September 1801, dann die Beschießung Kopenhagens und der Verlust der ganzen Flotte in den Kämpfen mit den Engländern am 2. bis 5. September 1807 waren Schläge, von denen das Land sich nie mehr erholt hat. Seine Machtstellung und sein Handel waren stadt bedeutende Handel weist als Ausfuhrartikel, der Eigenart des Landes als eines vorwiegend ackerbau- und viehzuchttreibenden gemäß, besonders Getreide, Leder, Wolle, Thran und Butter auf. Namentlich die Ausfuhr von Getreide ist bedeutend, denn Jütland wie Seeland sind wahre Getreidekammern, und der Blick über die weithin wogenden Felder macht manchem Dänen mit Recht das Herz im Leibe lachen.



Vorhalle des Thorwaldsen-Museums in Kopenhagen.

dahin, und die neueren politischen Ereignisse, welche auch die Landmacht auf so empfindliche Weise schädigten, besiegelten das Geschick des kleinen wehrhaften Reiches. Die politische Größe ist untergegangen, Handel und Verkehr aber sind wieder im Steigen begriffen, denn es sind strebsame und energische Menschen, sowohl die Jütländer als die Inseldänen, und in dieser Beziehung, auch die Kopenhagener, echte Germanen.

Die inneren Zustände des kleinen Landes sind die denkbar glücklichsten. Der jetzt im Verhältnis zur Größe der Haupt-

Von älteren Gebäuden ist außer dem bereits erwähnten Schloß Rosenborg nur noch die Börse mit ihrem wunderlich verschnörkelten Turm, Schloß Christiansborg und die Frauenkirche architektonisch bemerkenswert.

Schloß Rosenborg, im Jahre 1604 von Christian IV. begonnen, leitete die Periode jener eigenartigen architektonischen Renaissance in Dänemark ein, die im Schlosse Frederiksborg bei Hilleröd ihre herrlichste Blüte gezeitigt hat. Schloß Rosenborg, ein ernster Backsteinbau mit zahlreichen Giebeln und Türmen, die sich

bis zu hundert Metern erheben, war der Lieblingssitz des genannten Herrschers, seines Erbauers. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts blieb es die Frühjahrs- und Herbstresidenz der dänischen Könige, liegt es doch mit seinem herrlichen Park gar günstig für die Übergangszeiten des Jahres. Heute ist dieser Park dem Volk geöffnet und ein Haupttummelplatz der Kopenhagener Kinderwelt. Er zeigt ein wundersames, aber nicht unmalerisch wirkendes Gemisch von französischen und englischen Anlagen. Erstere stammen aus der Zeit der Königsherrlichkeit, da alle Augen nach Versailles gerichtet waren, letztere sind wie der Ausdruck freierer Ideen, wie sie die vorschreitende Zeit mit sich brachte. Inmitten dieses Königsparkes, der ein Kinderparadies geworden, erhebt sich mit sinniger Wahl das Bronzestandbild Andersens, des Kinderpoeten. — Wahrlich, es ist dies ein geeigneter Ort für den Mann mit dem Gemüt eines Kindes, und schon zu Lebzeiten wird er hier oft gewandelt haben, um auf das Thun und Treiben, Lachen und Weinen, Spielen und Regen der kleinen Menschenpflanzen zu achten, die ihm innerlich stets nahe verwandt geblieben.

Das Innere des Schlosses selbst ist eine wahrhafte Schatzkammer, eine Fundgrube für die Geschichte der dänischen Herrscher, die ihre Gemächer nach dem wechselnden Geschmack der Zeit ausstatteten und hier ihre Kostbarkeiten, ihre Waffen, Uniformen und andere Gegenstände aufzubewahren pflegten. Heute sind diese Sammlungen von hoher historischer wie kulturhistorischer Bedeutung, denn sie wurden mit weiser Wahl aus anderen Schlössern ergänzt und reichen bis zum Jahre 1863, also in die nächste Neuzeit. Man durchwandert in den stilgemäß hergestellten Räumen über vier Jahrhunderte dänischer Königsgeschichte, von der Zeit der absoluten Machtfülle der Herrscher bis auf die Gegenwart, da der Monarch, und zumal der dänische, nur der erste Bürger im Reich ist. Man durchschreitet das Arbeits-, Schlaf-, Audienz- und Sterbezimmer Christians IV., die in ihrer düsteren schweren Pracht recht wie die Behausung eines Nordlandsherrschers anmuten. Ihnen schließen sich die Gemächer Friedrichs II., Christians V., Friedrichs III., Christians VI. u. s. w. an. Die lange Reihe schließt mit den Sammlungen aus der Zeit Friedrichs VII., dessen Regierungsdauer bekanntlich von 1848 bis 1863 währte. — So verschiedenartig diese Räume auch ausgestattet sind, überall bewundert man den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der darin aufbewahrten Schätze, von denen manche durch ihre Fremdartigkeit an die fernen Kolonien des einst mächtigen Dänenreiches gemahnen. Am wenigsten anmutend sind die Gegenstände aus dem Besitz Friedrichs VII., die der Mehrzahl nach in ihrem schwerfälligen Empirestil dem Geschmack oder Ungeschmack der Zeit, andererseits aber wohl der Wahl des derben, wenig fürstlich gearteten Königs selbst zuzuschreiben sind und ein eigentümliches Licht auf die menschliche Individualität dieses Monarchen werfen.

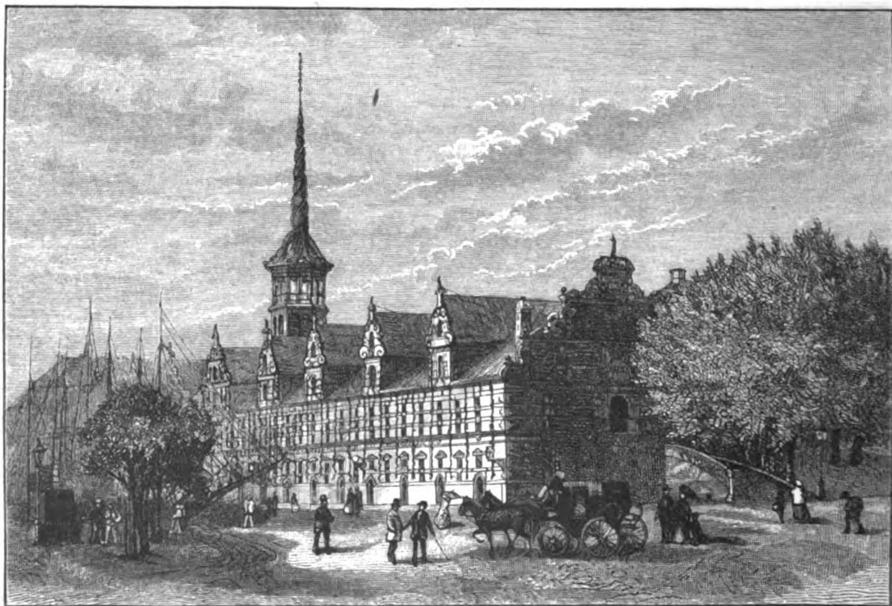
Unter der Fülle historischer Porträts, die nicht den geringsten Reiz dieser Sammlungen ausmachen, fesselt das Bildnis der Königin Karoline Mathilde, der Gemahlin Christians VII., und dasjenige Struensees, beide aber nicht nur durch den historisch-poetischen Reiz, der auf ihnen wie magisches Halbdunkel ruht, sondern durch den Stempel der dargestellten Persönlichkeit selbst. Die Königin ist ein voll aufgeblühtes üppiges blondes Weib von schönen, stark ausgeprägten und vom Verlangen nach den Freuden dieser Welt kündenden Zügen. Wer dieses Bildnis gesehen und daneben das ihres Gemahls, des Königs, einer Jammergestalt, nicht weit entfernt davon aber dasjenige Struensees im Vollglanz männlicher Kraft und Schönheit, dem selbstbewußten Stolz der Persönlichkeit in Antlitz und Haltung, dem werden die einzelnen Kapitel des tragischen Romans, der sich damals im königlichen Hause Dänemarks abspielte, klarer werden als durch sämtliche Monographien,

historische Darstellungen und Tragödien, denn wissenschaftliche Untersuchung, romantische Entstellung und poetische Verklärung haben sich vielfach dieses Stoffes bemächtigt. Dem Menschlichen aber tönt von diesen Bildern der Spruch des alten Goethe, des stets Menschlichen, im zweiten Teil des „Faust“ entgegen:

Wie entgleitet nicht der Fuß
Schiefem, glattem Boden;
Wen bethört nicht Kuß und Gruß,
Schmeichelhafter Odem?
In die Schwachheit hingerafft,
Sind sie nicht zu retten,
Wer zerreißt durch eigne Kraft
Der Gelüste Ketten?

Und eine Königin, einsam in Macht und Herrlichkeit und jung und schön und verlangend! Wer will sie richten!

Während Schloß Rosenborg von dem Zauber der Geschichte und Romantik umflossen ist, stellt Schloß Christiansborg die politische Seite des Königtums einerseits, andererseits die moderne Kunst des Landes dar. Während der Schloßpark von Rosenborg die von Thorwaldsen modellierte Statue Christians IV. enthält, erhebt sich vor der Frontseite von Christiansborg die Reiterstatue Friedrichs VII. nach einem Modell von Bissen, dem begabten Schüler Thorwaldsens. Der Gründer der dänischen Verfassung ist auch in künstlerischer Verklärung derb und massig geraten, und die beiden Statuen sind durchaus bezeichnend für das Wesen und die Bedeutung der Bauten, in deren Umgebung sie ragen. Das einzige Portal der Königsburg wird von vier Thorwaldsenschen Bildwerken flankiert; es sind allegorische Verkörperungen der Stärke, Weisheit, Gesundheit und Gerechtigkeit, diese vier Kardinalgüter der Menschheit. Über ihnen sind vier Reliefs des Meisters angebracht: Minerva und Prometheus, Herkules und Hebe, Jupiter und Nemesis, Äskulap und Hygieia, in feinen Beziehungen zu den vier Bildwerken stehend. Überhaupt erfüllt Thorwaldsenscher Kunstatem die ganze nordische Stadt, abgesehen von den Schätzen, die das Museum umschließt. Auf Straßen,



Die Börse in Kopenhagen.

dar. Es ist ein ursprünglich alter Bau, aus dem Jahre 1740 stammend, aber in seiner jetzigen Gestalt erst 1828 vollendet.



Kanal am Christiansborger Schloß in Kopenhagen, im Hintergrunde ein Teil des Hafens.

Plätzen, an öffentlichen Gebäuden, Kirchen — überall liegt von seiner Fülle eine Gabe ausgestreut.

Schloß Christiansborg, das leider durch die Feuersbrunst des letzten Jahres arg gelitten, ist das eigentliche Residenzschloß Dänemarks und enthält als solches den Thronsaal wie andere Prachträume zu großen Hoffestlichkeiten. Im Vorzimmer zum Ballsaal befindet sich eine Wiederholung des berühmten Thorwaldsenschen Alexanderzuges, der auf wunderbare Weise streng antike Form mit modernem Geist verbindet. Er wurde bekanntlich 1811 zu Ehren Napoleons für den Quirinalschen Palast in Rom modelliert und befindet sich das Original jetzt in der Villa Carlotta am Como-See, deren glücklicher Besitzer der regierende Herzog von Meiningen ist. Auch der dänische Thron trägt den Stempel Thorwaldsenscher Kunst, denn den Thronbaldachin stützen zwei Karyatiden des Meisters. Das Schloß ist ferner der Sitz der Kammern und des höchsten Gerichtes, beherbergt außerdem die Schloßkirche, das königliche Hoftheater und die königliche Bibliothek, die zu den reichsten Europas gehört. Sie wurde bereits im sechzehnten Jahrhundert von Christian III. gegründet. Man ersieht, wie verhältnismäßig früh hier im Norden eine Stätte reicher Kultur sich aufthat, die bis auf den heutigen Tag sich, einem Strom gleich, in weitem Bett ergießt. Die Gemäldesammlung, die im oberen Stockwerk des weiträumigen Baues aufgestellt ist, erhält ihre Bedeutung durch die umfassende Übersicht über die dänischen Malerschulen, die einen großen Raum einnehmen, wie sie

auch zahlreiche Werke von Wert aus der Schule Rembrandts aufweist. Der Meister selbst ist mit einigen trefflichen Stücken vorhanden, fast interessanter aber sind hier seine weniger bekannten Schüler F. Bol, Gerard Dow, Fabricius, Victors u. s. w., die mit einer Fülle bemerkenswerter und für Rembrandtsche Kunstübung charakteristischer Arbeiten vertreten sind. Auch die holländischen Landschafter, die in Jakob van Ruisdael ihren Höhepunkt erreichten, bieten sich hier dem Auge in seltener Fülle.

Die dänische Malerei weist keinen eigentlich großen Zug auf. Hier und da ist liebevolle Technik, Verständnis für die zu lösende Aufgabe und malerischer Blick nicht zu verkennen, aber über das Genrehafte erhebt sich diese Malerschule nur wenig. Der Norden ist eben keine farben- und formenreiche Welt, daher auch die zahlreichen meist unzureichenden Darstellungen aus dem Süden, zumal aus Italien, denen man in dieser Sammlung begegnet. Die dänische Malerei beschränkt sich auf die Landschaft, die Marine, die Architektur- und Genremalerei; zum Historischen erhebt sie sich nicht. Aber auch jene positiven Stoffe beherrscht sie nicht stets genügend, so groß die Zahl anerkennungswerter Arbeiten auch ist, die sich unter der Fülle befinden. Die dänische Skulptur ist in zahlreichen, in die einzelnen Säle verteilten Werken vertreten. Sie rühren fast sämtlich von Schülern oder Nachahmern Thorwaldsens her, wie Bissen, Evens, Freund, Jerichau und anderen, und kommen meist über ein mehr oder weniger gut aus- und durchgebildetes Mittelgut nicht hinaus.

Der Schwerpunkt dänischer Kunst liegt in dem Museum, das man den Arbeiten des größten nordischen Künstlers, Albert Thorwaldsens, errichtet hat. Er ist ein merkwürdiges Beispiel für die Unendlichkeit des Horizontes germanischen Geistes. Hier im bild- und formlosen Norden erwächst ein Mensch, der, ohne die Kunstgesetze zu kennen, vermöge seiner eigensten Anlage sich früh den Idealen griechischer Kunst nähert. Es ist das eine wunderbare Wahlverwandtschaft, die auch auf dem Gebiet schöpferischer Kunstübung zu den seltensten Erscheinungen gehört. Und im steten Streben und Arbeiten, aber ohne eigentliche innere Kämpfe ist dieser Künstler geworden, was er ward — auch dieses ein durchaus unmoderner, an antikes Dasein gemahnender Zug. Nie lehnte er sich gegen zwängende akademische Regeln auf, wie sein Zeitgenosse und Landsmann Carstens, der bestimmenden Einfluß auf den Werdenden übte. Als Thorwaldsen mit sechsundzwanzig Jahren den Boden Roms betrat, hatte er seine Heimat in des Wortes tiefster Bedeutung gefunden als Künstler und als Mensch. Erst nach dreiundzwanzig Jahren sah er den Norden als der erste Bildhauer Europas wieder, wie ein König geliebt und geehrt. Aber dieser Aufenthalt in der Heimat, so kurz er währte, so Großes er für den Menschen bedeutete, für den Künstler war er kein Glück. Von jener Zeit an verwandelte sich der Heide Thorwaldsen, der so lange als solcher im heiligen Rom gelebt, in den christlichen Künstler, der religiöse Schöpfungen zum Mittelpunkt seiner unerschöpflichen Schaffenslust machte. Namentlich waren es die Statuen des Heilandes und der zwölf Apostel für die Frauenkirche seiner Vaterstadt, die heute mit dem knienden Engel als Taufbecken deren vielbewunderten Schmuck bilden, dem noch die Reliefs und Statuen an der Außenseite der Kirche hinzugefügt wurden. Es sind formenschöne, von weihevollem Ernst erfüllte Werke, den eigentlichen Stempel des Meisters aber tragen sie nicht. Nur wo er auf antiken, freilich vom modernen Geist umhauchten Wegen wandelt und zwar die heitersten Pfade griechischer Kunst, wie das Walten Amors und der Liebe, die Ideale anakreontischer Poesie, ist er ganz und voll er selbst. Das sind die Brusttöne, die religiösen Schöpfungen bei aller Meisterschaft der Technik nur die Kehllaute seiner reichen Natur. Auch auf römischer Erde, auf der er dann noch achtzehn Jahre wandelte, fand er sich selbst

nicht mehr ganz wieder. Etwas wie nordischer Reif hatte sich auf die heitere Wärme seines Wesens gesenkt, den die Sonne des Südens nicht völlig hinwegzutauen vermochte.

Das Museum, das in den Jahren 1838 bis 1848 ihm und seinen Schöpfungen zu Ehren aufgeführt wurde, ist als monumentales Grabdenkmal für den Kunstheros gedacht, der seine letzte Ruhestätte in der Mitte des großen Hofes gefunden. Es ist im Stil pompejanischer und etruskischer Grabbauten errichtet und macht in der nordischen Umgebung einen durchaus fremdartigen Eindruck, wie der Künstler selbst, dessen Gebeine es umschließt. Das Museum enthält seine herrlichsten Werke, ferner seine Gipsmodelle, Entwürfe u. s. w., so daß man ein selten vollständiges Bild des Schaffens dieses überreichen Daseins erhält. Die Schöpfungen sind zu allgemein bekannt, sie sind in gewissem Sinne Gemeingut der Menschheit geworden, wie die Werke jedes wahrhaft großen Künstlers, als daß eine Würdigung derselben hier am Platze wäre. Den modernen Menschen freilich muten dieselben bei aller Schönheit und Formvollendung ein wenig einförmig an. Das künstlerische Wesen Thorwaldsens war auf wenige Töne gestimmt, diese aber hat er in unendlicher Mannigfaltigkeit, seltener Reinheit und Harmonie zum Ausdruck gebracht. Heiterkeit, Ruhe, die sinnende, beschauliche Seite des Daseins sind die charakteristischen Merkmale seiner besten Schöpfungen; Kraft, Mut, Erhabenheit wie die dunklen Mächte des Lebens sind eigentlich ausgeschlossen, zu charakteristischen Individualitäten hat er es nie gebracht, weil seiner schönheitsseligen Natur dergleichen Anforderungen kaum je nahe getreten. Es ist ein bemerkenswerter Umstand, daß Michel Angelo drei Jahrhunderte vor dem nordischen Phidias weit moderner, das will hier sagen: charakteristischer fühlt, denkt und gestaltet als dieser, er ein Sohn des formenseligen Südens, jener ein Sohn nordischer Nebelwelt! Das Bild der künstlerischen wie menschlichen Persönlichkeit Thorwaldsens, wie es seine Schöpfungen bieten, wird vervollständigt durch diejenigen Räume des einzig in seiner Art dastehenden Museums, welche die Antikensammlung, die Gemälde, unvollendete Werke und Möbel des Künstlers enthalten. Sie geben Zeugnis von einem breiten, behaglichen, schönheitskundigen und arbeitserfüllten Dasein, wie es die ruhigen, edeln Züge des Antlitzes der hier befindlichen Büste des Meisters von seinem Schüler Bissen bestätigen. Seine Gemäldesammlung enthält eine Fülle italienischer Motive aus Menschenleben und Landschaft — ein Beleg dafür, daß seines Geistes Heimat stets der formenselige lachende Süden geblieben. Noch im hohen Alter, im Jahre 1842, unternahm er eine Reise zu kurzem Aufenthalt nach Rom — ein Beweis, wie mächtig ihn die römische Erde bannte.

In der Nähe des Thorwaldsen-Museums liegt das Prinzen-Palais, in früheren Zeiten von den dänischen Kronprinzen als zeitweilige Residenz benutzt, heute aber zahlreiche Sammlungen, vor allem die der nordischen Altertümer, und das ethnographische Museum enthaltend, beide zu den reichsten dieser Art in Europa zählend. Erstere ist eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntnis altnordischer Geschichte und altnordischen Kulturlebens, namentlich Skandinaviens. Sie enthält Waffen, Werkzeuge, Hausgerät, Jagdausrüstungen, Holzsärge, Aschenurnen, Musikinstrumente, Schmuck, Runeninschriften, Kirchengefäße, Rüstungen, Grabsteine und anderes von den ältesten Zeiten bis auf die letzten Jahrhunderte. Stein-, Bronze-, Eisenzeit, christliches Mittelalter und neuere Zeit, alles ist in fast gleicher Reichhaltigkeit vertreten. Von höchstem Interesse sind die Gegenstände aus der Steinzeit, die großenteils aus den sogenannten „Kjökkenmöddinger" herrühren; das sind uralte Anhäufungen von Speiseabfällen, Knochen, Muschelschalen u. s. w., die sich zahlreich an dänischen Küsten vorfinden. Die hier befindlichen Gegenstände reichen bis zu fünfzehnhundert Jahren vor unse-

rer Zeitrechnung hinauf, und es weht aus ihnen wie ein Schauer wilder, nordischer Naturpoesie.

Außer diesen hervorragenden Sammlungen enthält das Prinzen-Palais noch die Antiken, die Münz- und Medaillen- und die Kupferstich-Sammlung, die beiden letzten ebenfalls von Bedeutung. Namentlich die Kupferstiche enthalten einen wertvollen und besonders den Deutschen anmutenden Bestandteil in den Stichen Dürers, die dieser auf seinen niederländischen Reisen 1521 dem König Christian II. verehrte, welcher den Kaiser Karl V., seinen Schwager, zu Brüssel besuchte. Überhaupt ist die Berührung und Durchdringung dieser nordischen Welt mit deutschem Geistes- und Kulturleben eine sich fortwährend aufdrängende und für den Deutschen, aller Gegensätze ungeachtet, anheimelnde.

Die architektonische Physiognomie der Sundstadt erhält durch die Börse einen charakteristischen Zug, wie sie deren nicht allzuviele aufzuweisen hat. Dieser merkwürdige Bau ist am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts im niederländischen Renaissancestil erbaut. Die rote, zierlich und reich gegliederte Backsteinfront spiegelt sich gar malerisch im Wasser des Hafens, an dem sie gelegen, wider und erhält einen fremdartig phantastischen Reiz durch den ungefähr hundertfünfzig Fuß hohen Turm, dessen Spitze durch vier riesige Lindwürmer gebildet wird, die, auf den Bäuchen ruhend, ihre Schweife ineinander schlingen. Der Börsensaal weist ein Erzbild Christians IV. auf, und fragt man nach dem Namen des Meisters, so tönt als Antwort natürlich der Name Thorwaldsen. Mit seinen Denkmälern aber hat es ein eigenartiges Bewenden. Er wurde zu so zahlreichen Arbeiten dieser Art aufgefordert, daß er, der wohl nie oder doch nur in seltenen Fällen ablehnte, häufig nur den flüchtigen Entwurf lieferte, die Einzelheiten wie die Ausführung seinen Schülern überlassend. So fehlt der Mehrzahl dieser Arbeiten der Hauch der Individualität des Meisters



Das königliche Theater in Kopenhagen.

wie der darzustellenden Persönlichkeit, um so mehr, als Porträtfiguren, der idealen Richtung seines Schaffens gemäß, nie die Stärke seines bildnerischen Vermögens ausmachten.



Hafeneinfahrt in Kopenhagen.

Ein anderer bemerkenswerter Bau, ganz im Gegensatz zur Börse im modern eleganten Renaissancestil errichtet, ist das am Kongens-Nytorw, dem Mittelpunkt des Verkehrs und dem Hauptplatz der Stadt, gelegene Nationaltheater. Es ist ein heiter-prächtiges Gebäude mit Raum für siebzehnhundert Zuschauer. Rechts und links vom Haupteingang thronen die sitzenden Figuren von Holberg und Oehlenschläger in Bronze, die heitere und tragische Muse des kleinen Nordreiches verkörpernd, beide nicht auf Höhen der Weltlitteratur ruhend, aber für Dänemark von nationaler Bedeutung, beide auch von Deutschland gewürdigt und anerkannt.

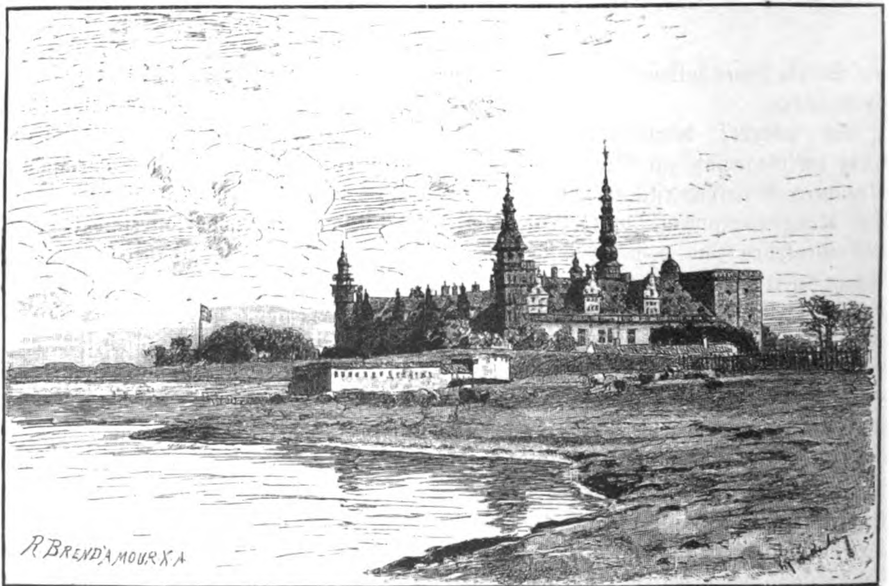
Handel und Wandel der Sundstadt konzentriert sich wie bei jeder Seestadt selbstverständlich in der Hafengegend; dort herrscht auf den breiten Quais stets geschäftiges Leben, das für den Binnenländer von hohem Reiz ist. Unwillkürlich erweitert sich der Gesichtskreis, Bilder ferner Länder und Zonen tauchen auf und das stets drückende Gefühl von Zeit und Raum scheint für Augenblicke aufgehoben. Der Kriegshafen ist vom Handelshafen durch ein den Kallebostrand durchschneidendes Pfahlwerk getrennt. Hier ist es weit stiller, und etwas landeinwärts liegt hier auf stillem Platze das kleine Schloß Amalienborg, die Residenz des gegenwärtigen Königs. Es sind eigentlich vier gleichförmige Rokokopaläste bescheidener Art, die dem Königs- und Kronprinzenpaar wie dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zur Wohnung dienen. Von allen Schlössern der Hauptstadt und in deren Umgebung ist dieses wohl das bescheidenste, aber dem Vermögen und der Civilliste des Königs unzweifelhaft angemessenste. Der Schloßplatz scheint von dem Leben der Hauptstadt wie abgetrennt, so still und einsam ist es dort. Zwischen den Steinen des Pflasters wuchert das Gras um das von der Asiatischen Handelsgesellschaft im vorigen Jahrhundert

errichtete Reiterstandbild Friedrichs V., und die Residenz macht den Eindruck derjenigen eines kleinen deutschen Fürsten in einer Stadt von wenigen tausend Einwohnern. Durch die den stillen Schloßplatz kreuzende Amaliegade gelangt man auf den herrlichsten Spaziergang der Hauptstadt, die sogenannte „Lange Linie". Sie führt in nördlicher Richtung und wird durch Badeanstalten begrenzt. Über diese hinaus beginnt an der seeländischen Küste Dyrehave, zu deutsch: Tiergarten, der Stolz und die Freude der Bewohner Kopenhagens, der in seinem Schoß zahlreiche und vielgerühmte Seebäder birgt. Es ist ein stattlicher altstämmiger Buchenwald, in dem Hirsche, Damhirsche und Rehe ihr Wesen treiben, eine Waldidylle von unversiegbarem Reiz.

Hier und da erblickt man durch eine Lichtung den in mannigfachen Farben schimmernden Sund, an dessen Strand sich Landhäuser und Gärten herrschaftlicher wie bescheidener Art in fast ununterbrochener Reihe hinziehen. In den Monaten Juni und Juli wird am südlichen Saum des Waldes ein fortwährender Jahrmarkt abgehalten, der mit dem schönen landschaftlichen Hintergrund ein eigenartiges Bild dänischen Volkslebens bietet.

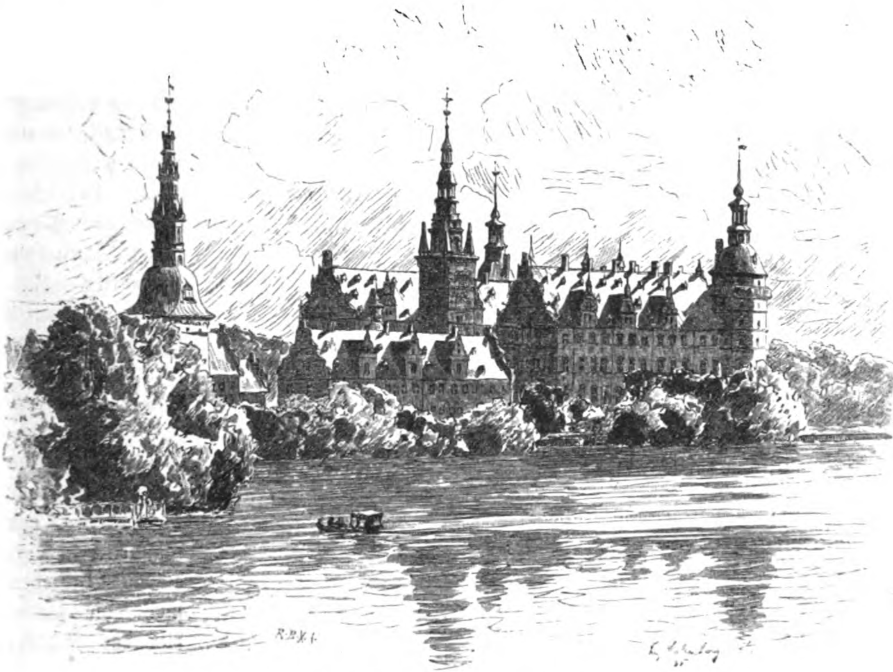
Zahllose Wege und Pfade durchziehen den wechselreichen Wald. An einer freien Stelle desselben liegt das von Christian VI. erbaute Jagdschloß Eremitage, welchem man in neuerer Zeit eine Restauration hinzugefügt hat. Da ist es besonders am frühen Abend gut weilen. Aus dem Walde treten dann ganze Rudel von Wild, scheu, vorsichtig, aber durch die Gewohnheit sicher gemacht, sich nahe heranwagend und mit den klugen glänzenden Augen den Wanderer betrachtend, ein Stück anheimelndster Natur- und Waldpoesie in nächster Nähe einer großen und volkreichen Stadt.

Mit den erwähnten Seebädern hat es dagegen eine eigentümliche Bewandtnis. Dieselben bieten nicht die Vorzüge, die man von dergleichen Orten zu fordern gewohnt ist, und das unumschränkte Lob, welches ihnen von hyperpatriotischen Dänen gezollt wird, ist für Unparteiische nicht maßgebend. Vor allem fehlt ihnen der Hauptreiz jedes Seebades: ein weicher



Schloß Kronborg bei Helsingör.

weißer Strandsand, auf dem man unbehindert wandeln, liegen und träumen kann. Der Strand dieser Sundbäder ist meist steinig, aber auch der Aufenthalt an demselben ist durchaus beschränkt, da sich überall Ansiedelungen, Land- und Bauernhäuser, Höfe und dergleichen hart an das Ufer drängen und der Wanderer sich mit der hinter diesen hinführenden, meist schattenlosen und staubigen Landstraße begnügen muß, wenn er es nicht vorzieht, mehr landeinwärts im Walde zu wandeln. Auch Badekarren, diese köstlichen Nomadenzelte der See, sind unbekannt, da der zahme und wenig meerähnliche Sund die Eigentümlichkeit hat, am Ufer steil abzufallen, und erst in größerer Entfernung vom Strande Untiefen aufweist. So liegen die Badevorrichtungen am Ende langer Brückendämme, und man badet in Gemeinschaft, womit der Reiz der Meereinsamkeit, den man bei Benutzung von Badekarren voll genießt, dahin ist.

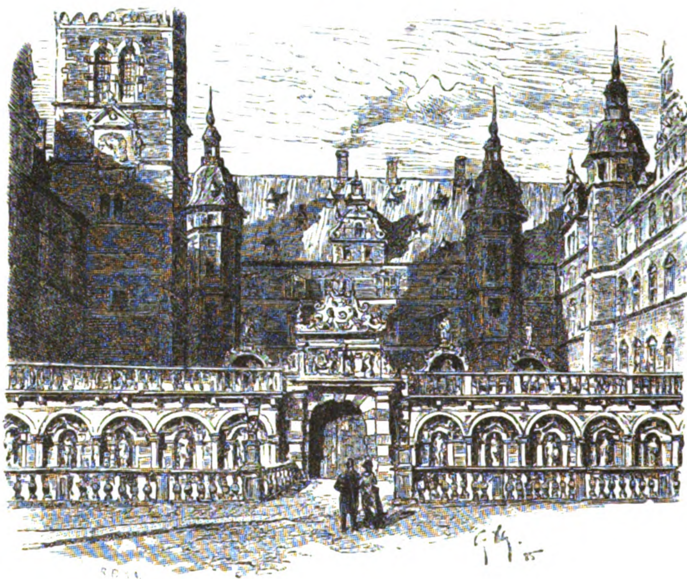


Schloß Frederiksborg bei Helsingör.

So ist es in Klampenborg, welches übrigens von Deutschen viel besucht wird, so in Skodsborg und Marielyst. Letzteres liegt nahe der alten Handelsstadt Helsingör an der schmalsten Stelle des Sundes, wo die Küste der schwedischen Provinz Schonen mit der Stadt Helsingborg nahe herübergrüßt.

Helsingör ist heute eine stille Stadt von kaum neuntausend Einwohnern. An ihrem nordöstlichen Ausgang in der Richtung nach Marielyst erhebt sich das mächtige Schloß Kronborg, im sechzehnten Jahrhundert aus Quadersteinen erbaut. Es ist eine Hochburg dänischer Macht, denn von hier aus ließ die Regierung den Sundzoll von allen durchfahrenden Schiffen erheben, bis dieses Recht von den beteiligten seefahrenden Nationen für ungefähr siebzig Millionen Mark in deutschem Gelde abgelöst wurde. Kronborg erhebt sich an der Stelle einer uralten dänischen Königsburg, in welche Shakespeare seinen Hamlet verlegt. Heute weht

auf der Flaggenbatterie vor dem Schloß der Dannebrog; diese Flaggenbatterie aber ist die Terrasse vor dem Schloß bei Helsingör, wo der Geist des gemordeten Königs den entsetzten Wachen und dem Sohn in nächtlicher Stunde erscheint. Auch heute noch ergreifen in dieser Umgebung, namentlich zur Nachtzeit und im geisterhaften Licht des Mondes, die unvergänglichen Schauer Shakespearescher Dichtung das empfängliche Herz. „Ade, ade, gedenke mein.“ Überhaupt ist diese wart angemessen, zur Kaserne eingerichtet, während ein kleiner Teil die Gemächer der königlichen Familie enthält. Auch hier spielt ein Kapitel des Romans der Königin Karoline Mathilde. Als die Fürstin des unerlaubten Umgangs mit dem Kabinettsminister Struensee angeklagt war, wurde sie hier im Jahre 1772 gefangen gehalten. Man sieht, die Tragik scheint an diese Mauern gebannt — ein finsterer Gegensatz zu der milden und lieblichen Natur ringsum, in der selbst das Meer seinen sanftesten Charakter zeigt. Nord- und Ostsee reichen sich hier freundlich die Geschwisterhand, erstere der Bruder, letztere die Schwester; aber die Natur der salzigen Flut zeigt hier entschieden mehr die milde Art der Schwester, der schönen baltischen See, der etwas wie weiblicher Reiz anhaftet.



Schloßhof von Frederiksborg bei Helsingör.

Seeland, die Königsinsel Dänemarks mit der alten Königsstadt Roeskilde, welche von ihrem einstigen Glanz nur noch die Gruft der Herrscher birgt, wie der neuen blühenden Hauptstadt, trägt trotz ihrer Buchenwälder und wogender Felder ein monarchisches Gepräge durch die zahlreichen Königssitze, die über sie verstreut sind. Landeinwärts von Helsingör und Kronborg liegen die Schlösser Fredensborg und Frederiksborg, ersteres ein beliebter Sommeraufenthalt der königlichen Familie, letzteres ein majestätischer Bau, auf drei kleinen Inseln des Frederiksborgsees höchst malerisch gelegen. Es wurde im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von Christian VI. an Stelle

Stelle des Strandes und Marielyst selbst von Shakespeareschem Odem gestreift: man zeigt die Opheliaquelle, das Hamletgrab und anderes; aber nur ein gläubiges Gemüt, wie es in unseren Tagen zu den Seltenheiten gehört, vermag an diese Reliquien zu glauben. Das Lokal aber bleibt geweiht durch den Geist des großen Briten und die Erinnerung an den fabelhaften und doch so glaubwürdigen Dänenprinzen. Im nüchternen Tageslicht freilich verflattert der magische Reiz, den die Nacht um dieses Gemäuer webt. Das von Wällen und breiten Gräben umgebene Schloß ist, dem Geist der Gegen-

eines älteren Baues aufgeführt und zeigt die unter diesem König sich entwickelnde dänische Renaissance auf ihrem Gipfel. Das gewaltige Gebäude steigt in vier Stockwerken empor und bietet mit seinen Türmen und Giebeln, den mächtig plastisch geschmückten Höfen, den Baumgruppen des Parkes und der spiegelnden Flut ein eigenartig geschlossenes Bild. Es brannte im Jahre 1859 ab und ist seitdem mit großen Opfern wiederhergestellt, wenn auch immer noch nicht völlig beendet. Heute strahlt das Schloß in alter Königsherrlichkeit und wird als ein nationales Denkmal, auf welches das ganze Volk mit Recht stolz ist, betrachtet. Zahllose Beiträge sind aus dem Schoße des Volkes beigesteuert worden, als besonderer Förderer wird der reiche Brauereibesitzer Jakobsen aus Kopenhagen genannt, der Summen, die für einen Privatmann als ungeheure bezeichnet werden müssen, gespendet hat. Die Fülle der Säle und Gemächer ist eine überraschende und die Innenarchitektur wie -dekoration von blendendem Glanz, Geschmack und feinstem Stilgefühl. Diese Räume, in denen Reste alter Königspracht, ferner Siegestrophäen, wie Fahnen, Waffen, und vieles andere untergebracht worden, versetzen den Besucher in vergangene Zeiten, da die alten Formen und Farben wie durch Zauberhand mit verständnisvollster Nachempfindung wiederhergestellt sind. Dieses Schloß verkörpert die vergangene Machtstellung des Dänenreiches, und man begreift den Anteil des Volkes daran, dem seine politische Bedeutung nur Vergangenheit ist.

Ein wahres Wunder von Feinheit und Schönheit in den Einzelheiten wie in der Gesamtwirkung ist die Schloßkirche, wie selten ein Gotteshaus im Norden. Sie strahlt von Vergoldung und kunstreichen Darstellungen in eingelegtem Holz, von denen die der Kirchenstühle an der königlichen Loge noch aus der Zeit Christians IV. stammen und von damals in dieser Kunst hochgeübten holländischen Künstlern ausgeführt wurden. Die Kanzel ist aus getriebenem Silber und Ebenholz, die Kreuzigung am Hauptaltar ebenfalls aus getriebenem Silber, und wohin das Auge blickt, trifft es auf verschwenderische Pracht. Im oberen Umgang der Kirche öffnet sich die Betkammer des Königs, die nach ihrer gänzlichen Vernichtung durch das Feuer wie ein Phönix in alter eigenartiger Schönheit erstanden ist. Das Holz- und Elfenbeinschnitzwerk dieser Kapelle gehört zu den herrlichsten Arbeiten dieser Art; die Gemälde aus der Passionsgeschichte sind vom Professor Bloch und stimmen in ihrer modernen Art trotz aller Vollendung der Technik nicht recht zu der schweren und stimmungsvollen altertümlichen Ausstattung des wundersamen kleinen Raumes. Die Mehrzahl der Könige aus dem oldenburgischen Hause ist in der Schloßkirche gekrönt worden, zuletzt Christian VIII., und so erhöht die historische Weihe den äußeren Reiz dieser in ihrer Art einzigen Kirche.





Der lateinische Bauer.

Novelle

von

Hieronymus Lorm.

I.



m Jahre 1841 waren die Eisenbahnen in Österreich kaum noch in Angriff genommen. Der Poststellwagen, der drei Tage zur Fahrt von Prag nach Wien bedurfte, stand am 18. Juli vor dem Gasthof in Znaim still, wo, eine halbe Tagereise von Wien entfernt, die letzte Mittagsstation gehalten wurde.

Nur wenige bemittelte Leute bedienten sich dieser langsamen und in der Glut des Sommers unsäglich beschwerlichen Fahrgelegenheit. Von den neun Passagieren, die dem Wagen entstiegen, betraten nur zwei das sogenannte Extrazimmer, in welchem zu höheren Preisen aufgetragen wurde. Beide waren aus Wien; der eine mit dem Namen Wendelin Schluck war Wagner- und Sattlermeister in der Jägerzeile, der andere der Mühlenbesitzer Urban Waldbrenner, weit draußen vor der „Tabor-Linie“. Das Geschäft breitete sich dort aus, wo am nördlichsten Ende der großen Stadt die Donau voll und groß quer hindurch von Westen nach Osten zieht. Zwischen den beiden Reisenden herrschte eine Art von Gegensatz. Von dem Wagenmacher und Sattler Wendelin Schluck, den in Wien jedermann kannte, hätte es dort auch jedermann wunder genommen, ihn nicht mit Extrapost fahren zu sehen, in eigener Kalesche. Er besaß ein Stadthaus, eine mächtige Zinsburg, wie die hochgebauten, viel eintragenden Häuser genannt wurden, und in der Umgegend Wiens ein schönes Landhaus, auch entsprach seine Lebensweise den Voraussetzungen, die man an solche Besitztümer knüpft. Allein diese Lebensweise veränderte er gern überall dort, wo er nicht gesehen und gekannt wurde, und brachte sie dadurch in Einklang mit der wirklichen Beschaffenheit seiner Verhältnisse. Er kam gerade von Karlsbad, wo er schon seit zehn Jahren einige Sommermonate hindurch der Pflege seiner Gesundheit oblag; nur hatte er diesmal nicht wie sonst seine ganze Familie mitgenommen.

Sein Stolz war unverändert geblieben, und auf der langen Fahrt hatte man kein Wort von ihm gehört. Mit verächtlichen Blicken und halb unverständlichen Lauten wies er den Mann ab, der ihm gegenüber saß, so oft dieser ein Gespräch beginnen zu wollen schien.

Zu dem so verächtlich Behandelten hätte sich die Welt gerade in umgekehrter Weise verhalten. Jedermann wäre erstaunt gewesen, ihn anders als auf die billigste Art reisen zu sehen, denn niemand konnte ahnen, daß der Mann, dessen Lebensweise durchaus die der armen Bevölkerung jener Gegend war, wo er hauste, in einem Schloß oder Palast hätte wohnen können. Am wenigsten verriet dies die Kleidung und das Aussehen des Müllermeisters Urban Waldbrenner.

Er ließ sich auch am Mittagstisch im Extrazimmer dem Sattler gegenüber nieder. Dieser wurde aufmerksam, als hinter dem Müller ein Greis Platz nahm, dessen Miene und Haltung unverkennbar den Kavalier verrieten. Er sprach eifrig in das Ohr Urban Waldbrenners, der wenig antwortete und sich im Behagen des Essens und Trinkens nicht stören ließ. Eine dunkle Erinnerung stieg in Schluck auf, die er sich nicht klar machen konnte. Als der Müller endlich Glas und Teller zurückschob, war seinen lauten Reden zu entnehmen, daß er mit einem Grafen sprach und daß dieser, brieflich von der Durchreise unterrichtet, eifrig bemüht gewesen war, die Zusammenkunft nicht zu verfehlen.

Der Graf erhob sich, und sein Abschied hatte fast etwas Demütiges, während der andere nur gutmütig-freundlich nickte und, ganz damit beschäftigt, seine Meerschaumpfeife zu stopfen, sich nicht einmal vom Stuhle erhob. Wendelin Schluck aber folgte dem Grafen auf dem Fuße, und als beide den Marktplatz betreten hatten, erblickte Schluck einen altmodischen kleinen Wagen. Diesen hatte er selbst vor vielen Jahren gebaut, und jetzt wurde ihm sogleich klar, mit welchem großen Herrn sein Reisenachbar gesprochen hatte, und zwar in einer dem Ständeunterschied fast entgegengesetzten Weise, nämlich herablassend gegen den Grafen, während dieser fast unterwürfig gegen den Bauer war.

Wendelin stellte sich an den Wagen, bevor noch der Graf denselben erreicht hatte, und zog den Hut fast bis zur Erde. Nur einen Augenblick stutzte der Graf; ein gutes Gedächtnis für Personen niederen Standes, mit denen sie einmal im Leben zu thun gehabt, ist ein Merkmal großer Herren. Der Kavalier nannte den Sattlermeister sogleich bei seinem Namen, und Wendelin fragte, ob er in Ungnade gefallen sei, daß seine Werkstätte schon so lange nichts für die gräfliche Familie zu thun bekommen.

Aus dem Bescheid ging hervor, daß diese Familie seit mehreren Jahren ganz von der Welt zurückgezogen, auf einem Gut in Mähren, nahe von Znaim, lebte.

„Und wenn ich wieder bei Ihnen bestellen soll, lieber Meister, dann sitzt drin im Wirtshaus ein Mann, der es allein in der Hand hat, ein wahrer Zauberer, wenn er will, wenn er helfen will.“

Als hätte er damit schon zu viel gesagt, bestieg der Graf so eilig, als es sein Alter zuließ, die Equipage und fuhr davon. Die Hitze an diesem Tag war unermeßlich, aber Wendelin merkte nichts davon, daß er mitten im stärksten Sonnenbrand wie angewurzelt stehen blieb; das Wort des Grafen hatte ihn betroffen gemacht, und er dachte nach, was er etwa damit zu seinem eigenen Besten anfangen könne.

Das Ergebnis war zunächst der Entschluß, den Reisenachbar, von dessen Existenz, so nahe sie ihm in diesen drei Tagen im buchstäblichen Sinne des Wortes gerückt war, er dennoch scheinbar nichts bemerkt hatte, fortan als wirklich in der Welt vorhanden zu betrachten.

Wendelin Schluck war überaus schlau; er ahnte, daß das Verhältnis des Grafen zum Bauer das des Schuldners zum Gläubiger war, und wie ein rettendes Licht erschien ihm der Gedanke, vielleicht

in dasselbe Verhältnis wie der Graf zum Müller Urban Waldbrenner treten zu können.

* *
*

Wendelin Schluck war ein Rheinländer und hatte sein Handwerk in Köln erlernt, wo es schon von seinem Vater, Groß- und Urgroßvater betrieben worden war. Sie hatten Karossen erbaut und Sättel gefertigt für die vielen geistlichen Fürsten des vorigen Jahrhunderts. Wendelins Vater war als Handwerksbursche weit über Europa hinaus nach Mittelasien gekommen. In Medina, der Stadt des Propheten, schloß er so enge Freundschaft mit einem Juwelenhändler, daß nicht viel gefehlt hätte und Wendelins Vater wäre Mohammedaner geworden. Zuletzt siegte Heimweh und die Sehnsucht nach der bürgerlichen deutschen Häuslichkeit, und er kehrte auf den Boden seiner Voreltern zurück. Der Juwelenhändler aber gab seinem Freunde einen sonderbaren, einen lebendigen Talisman mit: einen sechsjährigen Knaben, den der Deutsche als seinen Sklaven betrachten sollte. Zugleich empfing der Scheidende einen mit Perlen und Smaragden besetzten goldenen Schild, welcher den Wert der Erhaltungs- und Erziehungskosten des Kindes hundertmal aufwog. Den Knaben sowohl als den Zauberschild sollte er niemals und unter keiner noch so verlockenden Bedingung auf die Dauer von sich lassen, dann werde es ihm und seinem Hause im Handel und Wandel stets zum Segen gereichen. Beide aber, Knabe und Schild, gehörten untrennbar zusammen, sie mußten stets ein gemeinschaftlicher Besitz sein, wenn die Wirkung des Glückes von ihnen ausgehen sollte auf das Haus, welchem sie angehörten.

Dies hatte sich eine geraume Zeit hindurch bewährt. Das Geschäft des Vaters war blühend geworden, und als der Sohn Wendelin ebenfalls seine Wanderung antrat, geschah es nicht als „fechtender Handwerksbursche", sondern als vermöglicher Reisender. Gleichwohl mußte Wendelin in treuer Arbeit als Geselle seinem ererbten und erlernten Gewerbe nachgehen.

In Wien gefiel es Wendelin ausnehmend gut; er fand hier die katholischen Kirchen seiner Heimat wieder und den lustigen Volkscharakter, der am Rhein herrscht, in noch größerer Lebhaftigkeit.

Als der Meister starb, bei welchem Wendelin in Wien arbeitete, und eine hübsche Witwe zurückließ, welche bald Wohlgefallen an dem Gesellen und eine verständige Lebensführung darin fand, wenn er das Geschäft des Verstorbenen fortsetzte, war Wendelin bald entschlossen, die Witwe des Meisters zu heiraten und sich in Wien anzusiedeln. Der Vater gab dazu seine Einwilligung aus dem Grunde, weil der Sohn auch den lebendigen Talisman übernehmen sollte. Der Knabe, Abdul Hassan genannt, war zum Jüngling herangewachsen und hatte sich zu nichts weiter als zu einem unermüdlichen Herumstreifer in den Bergen und Wäldern entwickelt. Vortrefflich hatte er nur die deutsche Sprache erlernt, in der er sich geläufig und schön ausdrückte, und dies war einem Hausfreund zu verdanken. Aus Büchern jedoch wollte Abdul Hassan nichts lernen und drohte bei dem leisesten Zwange mit seiner Flucht. Da er übrigens sanften Charakters und sein beständiger Müßiggang unschädlich war, so ließ man ihm in anbetracht des Segens, den er dem Hause brachte, volle Freiheit und befriedigte seine geringen Bedürfnisse. Niemals blieb er über Nacht vom Hause entfernt, bei Tage aber hielt er sich im Sommer in den Bergen auf und im Winter in einem Stübchen, das er sich zu einer einsamen Klause eingerichtet hatte. Dabei hielt er fest an den Überlieferungen seiner Heimat und seines Glaubens.

Dieser Umstand eben führte die entscheidende Wendung herbei. Die Geistlichkeit in Köln nahm Anstoß daran, daß in dem frommen Bürgerhause ein Mann lebte, der nicht dem alleinseligmachenden Glauben angehörte und überhaupt kein Christ war, und unaufhörlich wurde der

alte Meister bedrängt, seinem orientalischen Pflegesohn das Sakrament der Taufe angedeihen zu lassen. Dies hätte nicht nur den Vertrag mit dem Juwelenhändler in Medina verletzt, sondern auch die Wirksamkeit des Doppeltalismans zerstört. Der alte Schluck fühlte ohnehin, daß seine Tage gezählt waren; seine zahlreichen Kinder hatte er versorgt und untergebracht, Wendelin allein setzte das Gewerbe der Väter fort — und so übergab er ihm Abdul Hassan und den Zauberschild, damit sich der Segen des Doppeltalismans in Wien fortpflanze und die Bedrängnis durch die Geistlichkeit in Köln ein Ende habe.

Wendelin hatte geheiratet, und in seinem kalten Gemüt war zum erstenmal und sehr verspätet ein Frühling aufgegangen. Er gewann seine Frau immer lieber, und als sie ihm eine Tochter geschenkt hatte, dünkte er sich der Glücklichste auf Erden. Dies hinderte jedoch nicht, daß die einzige entschiedene Leidenschaft, der Ehrgeiz, den Reichen und Vornehmen nachzuahmen, an Stärke nichts in ihm verlor. Unter seinen Kunden befand sich eine Gräfin Präuner, eine junge Frau, die, was damals beim weiblichen Geschlecht noch selten war, besondere Vorliebe für dasjenige hegte, was man heutzutage Sport nennt. Sie ritt im Prater und schaffte von dem Riemen- und Sattelzeug nichts an, was sie nicht früher selbst mit Schluck oder seinen Werkmeistern und Gesellen besprochen hatte. Mit Schluck war sie dadurch so vertraut geworden, daß sie alle seine Verhältnisse kannte und ihn gebeten hatte, einmal auch seine Frau in die Werkstätte kommen zu lassen und ihr vorzustellen. Frau Schluck war wohl um zehn Jahre älter als die Gräfin, aber die Frische ihres Wesens ließ dies nicht wahrnehmen und wurde noch durch die Hoffnung auf das bevorstehende Mutterglück erhöht. Die Gräfin befand sich in demselben Zustand, hatte deshalb das Reiten aufgeben müssen und war eifrig damit beschäftigt, den Phaethon, den sie bestellt hatte, eine damals erst neu aufgekommene Wagenart zum Selbstkutschieren, ganz ihren Wünschen entsprechend zu erhalten. Dem Bauernvolk auf ihrem Landsitz, den sie zu beziehen im Begriff war, konnte sie ohne Scheu das damals noch unerhörte Schauspiel einer Frau, welche die Pferde lenkte, geben.

Das Wohlgefallen der Gräfin an Frau Schluck wurde so groß, daß die adelige Dame sich erbot, bei dem Kinde der Bürgersfrau, wenn es weiblichen Geschlechtes sein sollte, Patenstelle zu vertreten. Man schob deshalb auch die Taufe des Töchterchens hinaus, denn fast gleichzeitig mit der Sattlermeisterin hatte die Gräfin auf ihrem Landsitz eine Tochter zur Welt gebracht. Diese war nach einer Großmutter mit dem Namen Isidora getauft worden, und als besondere Gunstbezeigung wählte die Gräfin, als sie nach ihrer Genesung in die Stadt gekommen war, diesen Namen auch für das Kind Wendelin Schlucks.

Die Beziehungen zum adeligen Hause mehrten sich, soweit es der Unterschied der Stände nur immer zuließ, und blieben nicht ohne Einfluß sowohl auf das Wesen des bürgerlichen Kindes als auf die übrige Familie des Sattlers. Doch trat die Wirkung eines solchen Verhältnisses erst recht zu Tage, als sechs Jahre nach der Geburt ihres Kindes Frau Schluck das Zeitliche segnete. Wendelin war in großer Verzweiflung; um nichts in der Welt wäre er zu einer zweiten Ehe geschritten, und als er ein Jahr nach dem Verlust der Gattin zu merken begann, daß seine Gewohnheiten sowie die Führung des Hauses und vorzüglich die Erziehung des Kindes eine weibliche Beihilfe durchaus notwendig machten, fand er, daß die vielen vortrefflichen Eigenschaften seiner hingeschiedenen Frau durch eine einzige Person nicht ersetzt werden konnten. Er nahm zwei seiner unverheiratet gebliebenen Schwestern, Veronika und Ulrike, in sein Haus: jene, damit sie Küche, Wirtschaft und die Verpflegung derjenigen Gesellen und Arbeiter, die bei ihm Wohnung hatten, übernehme;

Ulrike aber, die in einem Kloster erzogen worden war, weil man lange gehofft hatte, ihr einen Mann aus einer höheren Klasse der Gesellschaft zu verschaffen, damit sie die Erzieherin und Gesellschafterin der kleinen Isidora werde.

Wendelin Schluck hatte Reichtümer erworben und sich ein Gut gekauft, das an den Landsitz des Grafen Präuner stieß. Es war in der Schönauer Gegend, und das Landhaus und die Gärten des Sattlers übertrafen an Pracht und Ausdehnung das Herrenschloß und den Park des Grafen. Den größten Teil des Sommers verbrachte seine Tochter Isidora mit ihrer Tante und immerwährenden Begleiterin Ulrike auf dem Gute, wo auch Wendelin selbst mehrmals in der Woche erschien, da die Entfernung von Wien mit raschen und guten Pferden in drei Stunden zu überwinden war. Erst in späteren Jahren wurde dieser Aufenthalt durch die Reise nach Karlsbad unterbrochen, auf welcher ihn bisher fast immer die Tochter mit Ulrike, denen sich zuweilen auch Veronika anschloß, nebst großer Dienerschaft begleitet hatten. Abdul Hassan war in der Schönauer Gegend in seinem Element, er konnte weit umherstreifen und fast täglich unbekannte Ortschaften erreichen. Isidora war jetzt achtzehn Jahre alt. Unabhängig von ihrer Schönheit hatte sie schon früh, schon seit dem Tode ihrer Mutter, eine heftige Liebe entzündet: Abdul Hassan kannte von diesem Augenblick an nichts, was ihm so teuer und kostbar gewesen wäre als die kleine Dora.

Der Schrecken des Kindes, als es zum erstenmal den Tod vor Augen hatte, der schier untröstliche Jammer des kleinen Mädchens hatten das Herz des Türken erschüttert, und von diesem Augenblick an ward ihm Dora ein Teil seines Lebensinhaltes. Sie verdankte ihm auch viel; er erzählte ihr im Winter wunderbare orientalische Märchen, die ihm aus seiner eigenen frühesten Kindheit in Erinnerung geblieben waren, und im Sommer auf dem Gute lenkte er ihre Spazierfahrten und Wanderungen mit Ulrike, und die Kleine lernte von ihm Pflanzen und Tiere nicht bloß als Schaustücke, sondern als mitlebende Geschöpfe und folglich als Genüsse des Gemütes kennen. Isidora verehrte Abdul wie einen zweiten Vater und wie ihren eigentlichen Erzieher.

Indessen hatte Ulrike nicht bloß an Abdul Hassan, sondern noch an ganz anderen Menschen und ihren Verhältnissen eine Stütze für ihre pädagogischen Bemühungen. Hart an das Gut grenzte das Herrenhaus derer von Präuner, und die kleine Gräfin Isidora hatte große Zärtlichkeit für ihre Namensschwester. Diese brachte im Sommer eine größere Zahl von Tagesstunden im gräflichen Schlosse als im eigenen Hause zu. Die Jahre änderten hierin nichts, und als die beiden Freundinnen in das jungfräuliche Alter traten, war die Bürgerstochter ebensogut wie die Grafentochter in alle Formen und Gebräuche adeligen Lebens eingeweiht. Das Schloß wurde jeden Sommer zahlreich von den Kindern benachbarter Edelleute besucht, es gab für dieselben dort Tanzfeste und Parkbelustigungen; und all diese hochbetitelten Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen nahmen Isidora Schluck wie eine Gleiche in ihre Mitte. Dies war allerdings nur der Fall, solange man sich auf dem Lande befand, und hätte mancherlei Kränkungen und Zurücksetzungen Platz gemacht, wenn Wendelin nicht die Klugheit besessen hätte, seine Tochter im Winter in der großen Stadt von der adeligen Gesellschaft fern zu halten.

In diesen friedlichen Lauf der Dinge, auf deren ungestörtes Gedeihen der Besitz des Doppeltalismans einzuwirken schien, brachte gerade der letztere eine große Veränderung. Graf Präuner war ein leidenschaftlicher Sammler von Kuriositäten und hatte der Aufstellung derselben einen besonderen Flügel seines Schlosses in Schönau gewidmet. Nachdem der Graf die Geschichte aus Medina vernommen und den mit Edelsteinen besetzten Zauberschild gesehen hatte, erfaßte ihn

eine unwiderstehliche Lust, diesen um jeden Preis an sich zu bringen. Es gab natürlich keinen in Geld auszuzahlenden Preis, der den Sattler zum Verkauf hätte verlocken können.

Einst besuchte ein alter Edelmann aus Ungarn, Baron Kertményi, den Grafen. Um dieselbe Zeit wurde Wendelin Schluck gebeten, in das Schloß zu kommen, wo ihm der Graf in Gegenwart des Ungars mitteilte, daß sich in den Sammlungen auch alte Urkunden befänden und aus einer derselben unzweifelhaft hervorgehe, der Sattler stamme aus einem uralten Adelsgeschlecht und könne daher im Besitz dieser Urkunde die Wiederverleihung des Adels beanspruchen. Der Preis der Urkunde wäre der Zauberschild.

Schluck widerstand — und in der Nacht, die auf diesen Tag folgte, kehrte zum erstenmal Abdul Hassan von seinen Streifereien nicht in das Haus seines Herrn zurück. Nachforschungen ließen keinen Zweifel, daß der ungarische Baron Kertményi den orientalischen Sklaven entführt hatte, wahrscheinlich zu dem Zwecke, die Kraft des Doppeltalismans zu brechen und dadurch die zurückgebliebene Hälfte, den Edelsteinschild, seines imaginären Wertes für Schluck zu berauben und diesen zum Verkauf zu bewegen. Von diesem Augenblicke an verschlimmerten sich die Verhältnisse des Sattlers, er hatte sich in Güterspekulationen eingelassen, deren Mißlingen sich gerade jetzt herausstellte. Es kam so weit, daß er selbst den für ihn der wahren Bedeutung verlustig gewordenen Schild zum Grafen Präuner trug, um ihm die so heiß ersehnte Rarität für eine Summe Geldes und die Urkunde zu überlassen.

Gleich hierauf ließ der Graf den größten Teil seiner Sammlungen nach Wien bringen und reiste mit seiner Famile nach Paris ab.

Eine merkwürdige Ironie des grausamen Schicksals war es, daß am Abend des Tages, an welchem Schluck die tote Hälfte des Talismans verkauft hatte, die lebendige Hälfte wieder zu ihm zurückkehrte. Abdul Hassan hatte sich von der Pußta des Barons Kertményi geflüchtet, und nach wochenlanger Fußwanderung, halb tot vor Erschöpfung, legte er sich wie ein treuer Hund zu den Füßen Isidoras nieder.

Die Wunderkraft des Talismans brachte er mit seiner Person nicht wieder, denn es fehlte die andere Hälfte. Schlucks Verhältnisse gingen so weit zurück, daß er jetzt, als er in Znaim den Poststellwagen wieder bestieg, entschlossen war, um die Gunst des früher von ihm verachteten Reisegefährten Urban Waldbrenner zu buhlen.

* * *

Schluck erzählte im Wagen dem Nachbar seine ganze Lebensgeschichte. Nach offener Darlegung seiner Verhältnisse wälzte nun Wendelin noch die Worte im Kopfe umher, mit denen er es wagen sollte, den Beistand des reichen, ihm aber so fremden Mannes in Anspruch zu nehmen. Während er darüber nachsann, bemerkte er, daß ihn Urban Waldbrenner mit listigen Blicken ansah, als ob er erriete, was in dem Sattler vorging. Dieser, dadurch ein wenig verlegen gemacht, begann wieder von Abdul Hassan und dem Zauberschild zu sprechen, weil diese Gegenstände bisher offenbar den meisten Anteil des Zuhörers erregt hatten. Allein Waldbrenner unterbrach ihn mit Äußerungen, welche erkennen ließen, daß im Laufe der Erzählung das Interesse des Müllers eine andere Richtung genommen hatte. Er forschte nach dem gegenwärtigen Aufenthalt und Befinden der Tochter Wendelins und verlangte eine genaue Personbeschreibung des Mädchens. Der Sattler, den dies unangenehm berührte, gab seinem väterlichen Stolz auf die Schönheit Isidoras nur flüchtigen Ausdruck und ging sogleich darauf über, daß er den Schönauer Landsitz nicht für den ganzen Sommer habe vermieten können und daß er deshalb die Tochter, die jetzt noch in der heißen, dunstigen Stadt

leben müsse, sogleich auf das Land bringen werde, sobald das Haus wieder frei sei.

„Freilich," fügte er seufzend hinzu, „wenn ein neuer Mieter bei der Hand wäre, müßte ich die eigene Tochter zurücksetzen, so schwer mir's ums Herz wäre. Sie wissen aber, wenn man in der Lage ist, wo es heißt: Geld um jeden Preis! dann ist's auch mit der Zärtlichkeit aus."

„Hm," erwiderte Urban, „ich möchte Ihnen raten, vorderhand nicht wieder zu vermieten. Ich kenn die Gegend, ich hab eine große Schneid (Lust) auf ein Anwesen dort, will mir einmal das Ihrige anschauen, und es wär mir nicht lieb, wenn ich Sie nicht dort antreffen könnte."

„Ja," sagte Wendelin, dem diese Worte Mut gaben, auf sein Ziel loszugehen, „darauf kann ich mich nicht verlassen; wenn ich ein Kapital von Ihnen bekommen könnte, das wäre mir viel lieber, als das Haus dort zu verkaufen, was nur den Hypothekargläubigern zu gute käme."

Er entwickelte hierauf lang und breit die Sicherheiten, die er für ein Darlehen bieten könnte; sie bestanden jedoch größtenteils in Plänen und Ideen, nach welchen die Spekulation, die er im Sinne hatte, unfehlbar gelingen müßte.

Der Müller schüttelte den Kopf, wischte sich mit seinem Tuch von blauem Kattun den Schweiß ab, zog dann die goldene Dose, präsentierte sie dem Sattler, nahm selbst langsam eine Prise und gab alle Anzeichen, daß er etwas Bedeutendes zu sagen habe.

„Auf das Geschäft, von dem Sie da plauschen," hob er endlich mit wenig gewählten Ausdrücken an, „geb ich gar nichts; ich hab mein Leben lang den Fuß nur auf festen Boden gesetzt und bin so weiter gekommen. Ich will Ihnen aber etwas sagen. Ihre Spekulationen halte ich für einen Aberglauben, der nichts taugt; was man so gewöhnlich Aberglauben nennt, darauf ist viel mehr Verlaß. Wenn Sie den Talisman wieder ganz beisammen hätten — wer weiß! Nun hat sich's so gemacht, daß ich im stande wär und vielleicht auch Lust hätt, den Schild, den Sie so leichtsinnig verkauft haben, wieder herbeizuschaffen. Ich weiß, wo er ist; er ist nicht mehr im Raritätenkabinett des Grafen Präuner, sondern ganz wo anders."

Wendelin war sehr erstaunt; was mußte vorgegangen sein, um den Grafen Präuner zu bestimmen, sich eines Besitzes wieder zu entäußern, nach welchem er erst kurz vorher so leidenschaftlich getrachtet hatte? Inzwischen hatte sich der Müller wieder zum Sprechen gesammelt und fuhr fort:

„Für nichts ist nichts. Daß ich Ihnen das Erbstück nicht ohne weiteres in den Schoß legen werde, ist natürlich; Geld aber, um es zurückzukaufen und, wie sich von selbst versteht, höher, als Sie's verkauft haben, weil ja bei solchem Hinundher für den Verkäufer immer ein Gewinn sein muß, Geld haben S' nicht genug. Sie könnten sich's auch nicht gönnen, jetzt so viel auf einen bloßen Aberglauben zu verwenden. Es giebt aber einen anderen Preis."

Er lachte, daß es ihn schüttelte, und bohrte wieder seine listigen Blicke in die Augen Wendelins. Diesem wurde dabei nicht behaglich zu Mute, und er fragte dringend nach dem angedeuteten Preise.

Waldbrenner schüttelte den Kopf, das Lachen verzog sich und er sagte:

„Ich denk, so im Lauf dieses Monats in die Schönauer Gegend zu kommen. Ich möcht Ihre Tochter dort antreffen; sie wird ja gewiß ein freundliches Gesicht machen, daß sie aus der Stadt heraus ist; und Sie selbst, Sie kann man ja holen, wenn Sie gerad nicht da sind. Da sprechen wir dann ein Mehreres. Grüßen Sie die schöne — wie heißt sie mit dem ausländischen Namen? — Ja, Isidora, grüßen Sie sie von mir."

Den armen Wendelin Schluck überlief ein Schauder. Er sah auf das häßliche, mit Runzeln bedeckte Gesicht des alten Mannes und auf seine grauen Haare und fragte dann leise: „Sie sind verheiratet?"

„Ich bin schon lang Witwer," er-

widerte Urban Waldbrenner und schmunzelte. „Sie haben geglaubt," fügte er hinzu, „daß ich neugierig auf Ihre Teufelsgeschichten bin, auf die Zaubereien mit dem Schild und dem Sklaven aus dem Türkenland. Das hab ich Ihnen aber nur eingeredet, weil es sich so getroffen hat, daß die Rarität mit den Perlen und Smaragden mir ins Geschäft gekommen ist, und weil Sie gerad über diese Geschichten haben Auskunft geben können. Dann aber bin ich auf andere Gedanken gekommen — die Isidora — nun, Sie werden schon noch von mir hören."

Der Poststellwagen hielt an. Man befand sich am Tabor, dem nördlichen Eingang der Stadt, vor der sogenannten „Linie" der äußeren Umwallung Wiens. Die Eingangsthore dieser Umwallung sind mit den „Linienämtern" besetzt, welche die Steuer auf einzuführende Lebensmittel zu beheben haben und damals auch den unerläßlichen „Passierschein", ohne welchen keinem Reisenden Einlaß in die Stadt gewährt wurde, revidieren mußten. Waldbrenner hatte außerhalb der Stadt, also vor der Linie, seine Besitzung und stieg hier vom Wagen ab. Zwei Knechte warteten bereits auf ihn, um sich mit seinem Gepäck zu beladen, und nach einem letzten an Schluck gerichteten Kopfnicken trottete er behäbig dahin und verschwand bald in den unermeßlichen Staubwolken. Wendelin Schluck aber fuhr weiter bis zum „Weißen Roß" in der Leopoldstadt, wo der Postwagen einkehrte und von wo aus nur noch einige hundert Schritte bis zu des Sattlers Wohnung in der Jägerzeile zurückzulegen waren, und ein Postknecht trug ihm sein Gepäck nach.

Gesenkten Hauptes schritt er den kurzen Weg dahin. Er war nicht so weichen Gemütes, daß ihn das bevorstehende Wiedersehen der Seinen besonders bewegt hätte. Dennoch wäre sein Schritt durch Freude beflügelt worden, wenn er sich nicht soeben durch die Erzählung seine betrübende Lage so deutlich vergegenwärtigt hätte. Daß dazu der alte Mann Andeutungen gewagt hatte, die bis zum Niederschmettern demütigend waren, wenn er sie mit den stolzen Plänen verglich, die er von jeher an die Zukunft seiner Tochter geknüpft hatte, trieb ihm das Blut zum Kopfe. Nein, es war nicht möglich! Wäre er auch niemals der reiche Gutsbesitzer gewesen, der ein Ansehen im ganzen städtischen Bezirk hatte, wäre er auch immer nur ein schlichter, armer Handwerker der Vorstadt geblieben, wie hätte er daran denken können, die herrliche Jugend seines Kindes auch nur in der Vorstellung mit diesem häßlichen und gemeinen Alten in Verbindung zu bringen? Andererseits that sich bei diesem Gedanken verlockend eine Bahn der Rettung auf, nicht nur für ihn selbst, auch für die Tochter. Einige Jahre des Opfers nur — und sie hatte die Freiheit und die Macht, sich das Leben nach ihrem Traum und Sinn zu gestalten, als Erbin der Reichtümer, für deren Zusicherung er allein sein Kind hingegeben hätte.

* *
*

Aus dem Garten des Landhauses in der Schönauer Gegend trat man in einen dichten kühlen Wald, von dessen Mitte aus sich ein versteckter Fußpfad, etwa eine halbe Stunde lang, nach dem Park des Schlosses zu hinzog. Es war in den letzten Tagen des Juli, an einem schwülen Nachmittag, als Isidora, die Tochter des Sattlers, vom Schloßpark kommend, diesen Weg wieder nach Hause schritt. In einem Hüttchen, hart an der Mauer des verschlossenen Parkes hielt ein alter Stelzfuß einen ganz überflüssigen Wachtdienst ab. Graf Präuner hatte den seltsamen alten Mann, der ganz zerschossen war und dessen Körperreste künstlich zusammengefügt schienen, während der kurzen militärischen Laufbahn, die dem Grafen beschieden gewesen, kennen gelernt und wahrscheinlich eine der Kuriositäten in ihm gesehen, die ihn nicht mehr losließen, bis er sie in seinen Besitz gebracht. Darum gab der Graf dem Invaliden einen Posten am Parkeingang in einem

Hüttchen, mit welchem sonst nichts anzufangen gewesen wäre und wo auch der jetzige Bewohner nichts anzufangen wußte, als sich seine dürftigen Mahlzeiten selbst zu bereiten und sodann die Zeit zu verrauchen und zu verschlafen.

Das Eingangspförtchen, das er scheinbar zu bewachen hatte, war, selbst wenn die Herrschaft das Schloß bewohnte, niemals geöffnet, und nur Isidora besaß seit vielen Jahren einen Schlüssel dazu, um sich auf die bequemste Weise aus ihres Vaters Haus zu ihrer Freundin, der Komtesse Isidora, begeben zu können. Dann humpelte ihr stets der Invalide entgegen, um ihr den Schlüssel und die Mühe des Aufsperrens abzunehmen, und blieb salutierend stehen, bis sie im Park verschwunden war. Hierauf pflegte er regelmäßig einen melancholischen Blick auf einen alten Leierkasten zu werfen, welchen er einst in Wien von Haus zu Haus getragen hatte, um sich mit diesem larmoyanten Musizieren sein karges Brot zu verdienen. Bei Erlangung des Postens vor dem Schlosse war ihm streng verboten worden, solange die Herrschaft anwesend war, den verstimmten Leierkasten jemals ertönen zu lassen. Denn die Hunde hatten in den ersten Tagen, als der Invalide noch ungehindert musizierte, ein solches Geheul erhoben, daß sie schier nicht mehr zu beschwichtigen waren.

Wenn er auch nichts zu thun hatte, so legte er sich doch selbst die Pflicht auf, über das Kommen oder das Gehen der gräflichen Familie stets möglichst sichere Kunde einzuziehen. Zu Isidora war an diesem Tage, nachdem sie seit einer Woche wieder das Landhaus bewohnte, das Gerücht gedrungen, die Freundin, von der sie vor zehn Monaten Abschied genommen, sei im Begriff, mit einem ihrer Angehörigen in das Schloß zurückzukehren, vielleicht noch an demselben Tage, und sogleich schlug das junge Mädchen den so oft betretenen Fußpfad wieder ein. Morgel, der Invalide, kam ihr überrascht und freudig entgegen, schnitt aber ein traurigkomisches Gesicht, als er ihre Frage nach der Wiederkehr vernahm und sie verneinend beantworten mußte. Seine Redeweise war so zerstückelt wie sein Körper und ebenso sonderbar zusammengeflickt:

„Nichts da — Paris hat zu viel Pferd' — alleweil Unterhaltung — hier bloß Hitz — kommen nicht — ewig nicht — aber vielleicht auf nächste Wochen.“

Isidora, die Scheu getragen, den Weg wieder zu gehen, solange die Freundin nicht zurückgekehrt, sprach dem Invaliden jetzt einen Selbstvorwurf aus, nicht früher nach ihm gesehen zu haben, fragte nach seinen Bedürfnissen und schenkte ihm wie gewöhnlich eine Kleinigkeit. Er nickte zum Zeichen des Dankes unaufhörlich mit dem Kopfe, noch lange nachdem sie ihm schon wieder den Rücken gewendet hatte; als sie aber seinen Blicken gänzlich entschwunden war, ergriff er die Kurbel seines Leierkastens und spielte energisch drauf los. Das war ihm der nächste Ausdruck seiner Empfindung, und da die Herrschaft abwesend war, brauchte er sich diesen Ausdruck nicht zu versagen.

Isidora ging langsam und zögernd, als könnte sie noch immer durch ein plötzliches Eintreffen der Entfernten zurückgerufen werden, den Fußpfad dahin, ihrem Hause zu. Sie war von ausnehmend schlanker Gestalt und eine jener Schönheiten, von denen man sich unmöglich denken kann, daß das blonde Haar nicht notwendig zu ihnen gehörte, daß sie auch mit schwarzem oder braunem Haar bestehen könnten. Da trotzdem ihre starken Brauen von dunkler Farbe waren, so erhielt das blaue Auge einen eigentümlichen Glanz, der, ein wenig melancholisch, zu ihrem übrigen Wesen stimmte. Obgleich in Formen und Manieren aristokratisch gebildet, war sie doch so weit bürgerlich geblieben, daß sie auf das feine Benehmen, auf die ästhetische Erscheinung eines Menschen nur so lange großes Gewicht legte, als es ihr nicht zur Aufgabe gemacht wurde, den inneren Wert des Betreffenden zu prüfen.

Ganz einsam war es auf dem Wege,

den Isidora dahinschritt, weil zu dieser Tagesstunde selbst die Bauernweiber und Holzknechte nichts im Walde zu thun hatten. Immer schwüler war es geworden, und das Mädchen, das sich bisher so langsam träumerisch fortbewegt hatte, daß Morgels Leier noch immer zu vernehmen war, sehnte sich jetzt, die dichtere Umschattung des Waldes zu erreichen. Die Klänge hinter ihr waren plötzlich verstummt, ein heißer Wind erhob sich, der Vorbote eines starken Gewitters. Isidora blieb zuerst horchend stehen, als ob sie dadurch zu erkunden vermocht hätte, weshalb Morgel in seinen musikalischen Übungen sich plötzlich hatte unterbrechen lassen; dann nahm sie ihre Gedanken zusammen, um sich zu vergegenwärtigen, wo sie bei losbrechendem Regen eine Zuflucht hätte finden können. Nichts als der Wald selbst schien ihr dazu geeignet zu sein, und etwas rascheren Gang einschlagend, blieb sie doch gleich wieder stehen, weil noch ziemlich weit hinter ihr hastige Schritte vernehmbar wurden.

Nachdem sie Morgel verlassen hatte, war an diesen ein junger Mann herangetreten und hatte nach dem Namen des im Walde verschwindenden Mädchens gefragt. Die stammelnde Auskunft des Invaliden mußte den Fragenden glauben lassen, Komtesse Isidora wäre aus dem Schloß gekommen und ergehe sich nun im Walde.

Der junge Mann war Graf Sigismund Oldfred, der jüngste Sohn des Greises, den Wendelin Schluck in Znaim im Gespräch mit Urban Waldbrenner gesehen und selbst gesprochen hatte. Dem jungen Grafen war es plötzlich wichtig geworden, sich der Familie des Grafen Präuner zu nähern, und im Palais, das dieselbe in der Stadt bewohnte, war dem jungen Manne die falsche Kunde geworden, die auch bis zu Isidora gedrungen, daß Graf Präuner aus Paris unmittelbar nach seinem Schlosse zurückgekehrt wäre, ohne sich in Wien aufzuhalten.

Graf Sigismund war es nun, dessen hastige Schritte das Mädchen vernommen hatte. Isidora sah ihn jetzt herankommen und beschloß, ihn vorbeigehen zu lassen. Er aber blieb stehen, zog den Hut und sprach sie an.

„Verzeihen Sie, mein unbekanntes Fräulein, daß ich mich Ihnen aufdränge. Ich bin ein Wetterkundiger, der Himmel wird uns in wenigen Augenblicken ein prasselndes Feuerwerk veranstalten. Der Himmel braucht sich dabei nicht wie der Feuerwerker Stuwer in Wien vor dem Regen zu fürchten, und so werden wir auch den Regen haben. Ich bin ganz und gar dem Dienst der Frauen gewidmet und kann Sie unmöglich allein und schutzlos dem Gewitter ausgesetzt sehen. Erlauben Sie also, daß ich Sie begleite.“

Isidora besaß die Eigentümlichkeit, daß ihr in Momenten der Verlegenheit eine überaus unbefangene Miene zu Gebote stand, der Ausdruck der naivsten Unerfahrenheit, die nichts davon weiß, daß es in dieser Welt irgend etwas gäbe, was zu fürchten wäre. Niemals hätte sie geglaubt, auf diesem Wege einer solchen Begegnung ausgesetzt zu sein, denn er war Fremden nicht bekannt und gehörte nicht zum Bereich der Landpartien. Doch schien sie weder verwundert noch beklommen zu sein, als sie, eifrig weiterschreitend, erwiderte, daß auch sie eine Wetterkundige sei und oft erfahren habe, wie unschädlich solche Gewitterwolken sich wieder verziehen, ohne ihre Drohung ausgeführt zu haben.

Der junge Mann blieb gleichwohl an ihrer linken Seite, nur einen Schritt hinter ihr, und als sie den Wald erreicht hatten, wurde es dunkel, aber still um sie her, der Wind verfing sich in den obersten Spitzen der Baumkronen und wurde für die Wandelnden kaum fühlbar. In der Meinung, das schöne Mädchen wäre eben erst von Paris zurückgekehrt, sprach der junge Graf Oldfred von den Beziehungen, die er dort hatte, wo seine zwei älteren Brüder schon seit Jahren verweilten. Auf diese Weise gab er wie unabsichtlich über seinen Namen und seine Familie Auskunft, ohne daß es ihm gelang, dem Ant-

litz oder den Äußerungen Isidoras den Eindruck zu entnehmen, den er damit hervorbrachte. Um so deutlicher hätte sich der Eindruck wahrnehmen lassen, den der Moment auf ihn selbst übte. Er war liebenswürdig, elegant und durchaus ein Weltkind, und es bedurfte nicht viel, um eine Stimmung in ihm zu erregen, die den Anschein der Leidenschaft gewann. Als der am wenigsten mißratene Sohn des Grafen Oldfred hatte Sigismund, ungleich seinen älteren Brüdern, zum materiellen Ruin des Vaters nicht viel beigetragen. Während die letzteren in Paris und London große Summen verschwendet hatten, immer unter dem Vorwand und mit der Hoffnung, eine reiche Erbin aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft als Lebensgefährtin zu gewinnen, war Sigismund fortwährend in Wien geblieben, zwar auch nicht, um sich irgend einer ernsten Beschäftigung zu widmen, und ebenfalls mit der Absicht, durch eine reiche Heirat Stellung in der Welt zu gewinnen, aber viel bescheidener in seiner Lebensweise und in seinen Ansprüchen. Dies kam daher, daß er weit mehr den charakteristischen Eigenschaften und den Vergnügungen des Volkslebens als den noblen Passionen seiner Standesgenossen zugeneigt war.

Sein ältester Bruder hatte ihm schon mehrmals aus Paris von Beziehungen zum Hause der Grafen Präuner geschrieben und dabei besonders der Gräfin gedacht, die durch ihre Equipagen im Bois de Boulogne und durch die Pferde, die sie auf den Rennplatz stellte, Aufsehen erregte. Es war gerade die Zeit, als der englische Sport zum erstenmal in Frankreich aufkam und unter dem Adel in Bezug auf die Pferdezucht ein Wetteifer mit der hierin schon so lange berühmten englischen gentry entstand. Von der jungen Komtesse Isidora war anfangs gar nicht die Rede. Ja, ihre Existenz schien dem Briefschreiber unbekannt zu sein, denn sie befand sich auf dem Gut einer befreundeten Familie in der Normandie. Erst in einem seiner letzten Briefe that der Bruder von ihr Meldung. Er hatte sie nicht gesehen, aber erfahren, daß sie ein schönes heiratsfähiges Mädchen sei und daß der Vater sie abgeholt habe, um mit ihr nach Wien zu gehen, während die Mutter in Paris verblieb. Wahrscheinlich war man von dem richtigen Gedanken ausgegangen, daß die brausende Weltstadt für junge Mädchen, die sich in so enggezogenen Grenzen halten müssen, ungenießbar sei und erst für junge Frauen eigentlichen Wert gewinne.

Der Bruder durfte sich auf seine freundschaftlichen Beziehungen zur Gräfin stützen, als er Sigismund empfahl, seine Heiratspläne auf die für sehr reich geltende Komtesse Isidora zu richten. So war, durch einen hinzugekommenen Irrtum verleitet, der junge Freier noch vor der Rückkehr des Grafen Präuner in der Gegend erschienen, und jetzt, in der sicheren Voraussetzung, das Mädchen, das ihm als seine künftige Braut empfohlen worden, vor Augen zu haben, war er über die Maßen entzückt, daß mit der Befriedigung seines Eigennutzes auch die seines Geschmackes sich verbinden sollte.

Bei jungen Männern, deren Gemüt nicht tief und deren Gedankenwelt nicht ausgedehnt ist, die zudem den Schwerpunkt des Glückes in ganz äußerlichen Genüssen zu finden glauben, bedarf es nicht viel, um sie für oder gegen Personen einzunehmen und die ernsthaftesten Entschlüsse in ihnen zur Reife zu bringen. Isidora Schluck war ausnehmend schön, vornehm in ihren Bewegungen, bezaubernd durch ihre Gestalt — daß Herz und Charakter ohne weiteres dazu stimmten, verstand sich für einen Mann, wie der junge Graf war, von selbst und bedurfte keiner näheren Prüfung. Er sah in der vermeintlichen Komtesse Präuner sein vollendetes Ideal, so daß er Mühe hatte, nicht zu verraten, für wen er sie hielt. Doch als man dem Ende des Waldes nahe kam und die Spaziergängerin noch immer keine Miene machte, nach dem Schlosse umzukehren, konnte er sich nicht versagen, ihr die späte Stunde in

Erinnerung zu bringen und hinzuzufügen: „Sie haben den Mut der jungen Engländerinnen, die allein große Exkursionen machen und sich nicht fürchten, Komtesse Isidora."

Sie blieb überrascht stehen, hatte aber nicht Zeit, ihm zu antworten, denn sie hörte plötzlich ihren Namen von einer bekannten Stimme rufen. Das Wetter drohte noch immer, war aber nicht losgebrochen, und am Saum des Waldes erschien Fräulein Ulrike, die mittlerweile vernommen hatte, daß das Schloß leer war, und daher Isidora auf dem Rückweg vermuten mußte. Um ihr nötigenfalls zu Hilfe zu kommen, trug Ulrike außer ihrem eigenen noch einen zweiten Regenschirm, ein Paar Überschuhe in der Hand und einige Tücher über dem Arm. Das Erheiternde dieser Erscheinung machte Isidora zuerst das Erstaunen über die Ansprache des jungen Grafen vergessen, allein es kam ihr sogleich wieder in Erinnerung. Da er sie von seinem Namen in Kenntnis gesetzt hatte, so stellte sie ihn der Tante vor und gab dabei zugleich in flüchtigen Worten den Familiennamen bekannt, den sie selbst trug. Der gutmütige Graf Sigismund war keineswegs zum Diplomaten geboren, und niemand verstand es weniger, seine Miene zu beherrschen. Er zeigte eine Überraschung, die deutlich an Bestürzung grenzte.

Fräulein Ulrike, die ihn früher nie gesehen hatte, bemerkte natürlich auch nicht eine Veränderung in seinen Gesichtszügen. Sie war eine nicht unangenehme Erscheinung und, obgleich schon über vierzig Jahre alt, vom Typus der „alten Jungfer" weit entfernt. Ein harmloser Witz stand ihrer Rede manchmal zu Gebote und verbarg glücklich das herbe Gefühl verfehlten Lebens und unbefriedigten Ehrgeizes, das ihr tief im Herzen saß. Mit ihrem Bruder Wendelin hatte sie den Trieb gemein, auf irgend eine Weise den höheren Ständen sich anzuschließen; war doch in ihren Jugendtagen die Verheiratung mit einem Edelmann für sie in Aussicht gewesen.

Sie nahm den jungen Grafen mit außerordentlichem Wohlwollen auf und lud ihn ins Haus, wo er das entschiedene Vorüberziehen des drohenden Gewitters abwarten sollte. Im Hause war noch nicht so viel verändert, daß der Wechsel der Verhältnisse erkennbar geworden wäre. Vom Geschmack, der Eleganz, dem Luxus der Einrichtung bis herab zu der Zierlichkeit der Gefäße, in welchen Ulrike Erfrischungen reichen ließ, war alles dazu angethan, den jungen Grafen wieder in eine behagliche Stimmung zu bringen. Er überwand das erste schmerzliche Gefühl, das ihm die Erkenntnis seines Irrtums bereitet hatte; ja, in dem Maße, als er die Anmut und die halb heiteren, halb leise umflorten Reden Isidoras auf sich wirken ließ, enthüllte sich eine neue Perspektive auf dem nichts weniger als tiefen Grund seiner Seele. Sprach hier nicht alles von dem gediegenen Reichtum einer ehrsamen und angesehenen Wiener Bürgerfamilie? War er nicht durch seine volkstümlichen Neigungen dazu prädestiniert, über den Unterschied des Standes hinwegzusehen, wenn sich ihm in der untergeordneten Form ein keineswegs untergeordnetes Lebensglück, Geld und Gut nämlich, darbieten sollte?

Diese Fragen richtete er an sich selbst und beantwortete sie immer lebhafter in einem seiner neu aufgetauchten Empfindung günstigen Sinne, je länger er Isidora beobachtete. Sie schien jetzt ihre Wortkargheit auf dem Waldwege durch eine nie stockende Unterhaltung gut machen zu wollen. Den Inhalt dazu gaben ihr die Beziehungen zur gräflichen Familie, die Erinnerungen an ihre Freundin, von der sie seit der Kindheit fast unzertrennlich gewesen war. Ihre heimliche Absicht war, über die Ursache der Verwechselung Aufklärung zu erhalten; sie hatte nicht einen Augenblick aus dem Gedächtnis verloren, daß er die Komtesse in ihr zu sehen geglaubt.

Graf Sigismund war nicht gerade ein absoluter Wahrheitsfreund, aber er besaß nicht den Geist rascher Erfindung, um

sich nicht das Wahre entlocken zu lassen, selbst wenn ihm die Unwahrheit bequemer gewesen wäre. So erzählte er denn, wie er von Morgel, dem Invaliden, zur Verwechselung veranlaßt worden, ging aber doch nicht so weit, die Absichten, aus welchen er die gräfliche Familie hatte aufsuchen wollen, offen zu verraten. So viel ging aus seinem Geplauder hervor, daß er die junge Komtesse von Person noch nicht kannte, und Isidora errötete, als sie fühlte, daß ihr dieser Umstand eine rätselhafte Genugthuung gewährte. Als wollte sie sich dafür bestrafen, fragte sie den Grafen, ob sie ihm ein Miniaturporträt der Freundin von dem berühmten Maler Daffinger vorlegen dürfe.

Sie entfernte sich, um es von der Wand in ihrem Schlafgemach herabzunehmen, und verwirrt und sich selbst unklar, verweilte sie eine Zeit lang in ihrem Kämmerchen. Sie wußte selbst nicht, was ihr war, aber sie besann sich, daß sie seit langer Zeit Menschen aus dem Lebenskreise des Grafen nicht mehr gesprochen hatte, und ward sich eines gewissen Zaubers bewußt, den die äußeren Formen auf sie übten.

Es ist nicht die Person, was mich bewegt, sagte sie sich, es ist die Begegnung mit einer Gesellschaft, die ich lange entbehrt habe. Gewiß, es ist albern, zu glauben, daß er wiederkommen wird, nachdem er nur durch einen Irrtum hierher geraten ist, und so wird diese ganze seltsame Stimmung in mir vorübergehen.

Nicht eher konnte sich Isidora entschließen, den Salon wieder zu betreten, als bis sie den Wagen hörte, der ihren Vater aus der Stadt zurückbrachte. Im Salon reichte sie das Bild dem Grafen dar, der nur gleichgültig sagte: „Ein schelmisches Gesichtchen," und dabei einen glühenden Blick auf Isidora warf, die sich zum Fenster wendete, durch das man den Vater kommen sehen mußte. So bemerkte nur Ulrike den Blick, der plötzlich wie ein elektrischer Funke einen lodernden Ehrgeiz in ihr entzündete. Wie, wenn sie die junge Nichte durch eine Heirat in die Gesellschaftskreise bringen könnte, auf die das alternde Mädchen für sich selbst nach langen vergeblichen Hoffnungen hatte verzichten müssen.

Da trat plötzlich Wendelin Schluck ein. Obgleich sein Benehmen immer ein wenig schroff, seine Miene niemals eine lachende war, so lagen diesmal so düstere Wolken auf seinem Antlitz, daß es den Frauen auffiel.

Er ließ sich den Grafen vorstellen und erwähnte, daß er den Vater desselben, den Grafen Oldfred, vor kurzer Zeit in Znaim getroffen habe. Diese Äußerung war von einem Blick des Bedauerns begleitet, den Sigismund unangenehm empfand. Er verabschiedete sich und wurde dabei von Schluck mit dem Bemerken zum Wiederkommen eingeladen, daß diese Besitzung wahrscheinlich nicht lange mehr in den Händen des Sattlers bleiben werde.

Diese Worte waren es, die den Frauen erschreckend ins Herz fuhren und ihre Ahnung zu bestätigen schienen, daß Außerordentliches geschehen sein müsse. Kaum hatte der Graf sich entfernt, als Ulrike, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend und nur schwer die Thränen zurückhaltend, ihrem Bruder zurief:

„Ist's so weit gekommen, Wendelin! Müssen wir aus diesem Hause, wo Doras Kindheit und Jugend so glücklich verliefen? War's nicht genug, daß wir im Anfang dieses Sommers den Ort, der uns allein gehören sollte, diese Zimmer, diesen Garten fremden Leuten überlassen mußten?"

Isidora sprach kein Wort, sie stand aufgerichtet und blickte regungslos auf ihren Vater. Nicht der heftige Ausruf seiner Schwester, wohl aber der Anblick seiner Tochter brachten Wendelin dahin, eine Erklärung zu geben, während er sonst die Seinen erst von vollzogenen Thatsachen zu unterrichten pflegte.

„Ich kann die Schuldzinsen, die auf dem Gute lasten, nicht mehr aufbringen," sagte er, „und ich muß mich zum Verkauf entschließen. Lange hab ich gezögert und manchen Gutsmäkler, der mir An-

träge gemacht, streng abgewiesen. Nun will ein merkwürdiger Zufall, daß ich in dem Augenblick der ärgsten Bedrängnis einen Brief aus Steiermark bekomme. Darin heißt es, daß ein Grundbesitzer — er unterzeichnet sich Melchior — gerade in dieser Gegend sich anzukaufen wünscht. Er wäre nur ein Bauer, sagt er, wenn er auch eine Zeit lang auf Universitäten studiert hätte; man lege ihm deshalb in seiner ganzen Umgegend den Spitznamen bei: der lateinische Bauer. Ich könnte bei einem Verkauf, meint er, wenigstens ruhig darüber sein, daß Grund und Boden in die richtigen Hände kommen, er sei ein tüchtiger Landwirt und habe dafür praktische Proben geliefert. Als ob mir daran etwas liegen würde! Geld muß ich haben, und vor allem muß ich die Last loswerden, die jetzt auf dem Besitz liegt. Die schuldigen Zinsen sind ein Stachelgürtel. Mag dann der neue Eigner samt dem Gut zum Teufel gehen!"

Er stand erregt auf und sah, daß Isidora blaß geworden war und leise bebte; er wußte auch, daß nicht der neue Beweis vom Niedergang seiner Verhältnisse diese Bewegung in dem Mädchen verursachte, sondern der Ton des Grimmes, womit er sprach. Mit beruhigenden Worten forderte er sie auf, an nichts zu denken, das ihn allein angehe, und den Abend mit denselben Beschäftigungen zu verbringen wie immer. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden; Isidora begab sich in ihr Zimmer, wohin man ihr eine Lampe nachtrug. Sie wollte an ihre Freundin, die Komtesse, schreiben; ein langer Brief, den Isidora schon seit Wochen immer wieder fortgesetzt hatte, weil sie nicht wußte, wohin er abzuschicken wäre, da die Komtesse mit ihrem Vater auf Reisen war, lag in der Mappe. Jetzt ergriff Isidora die Feder, um weiterzuschreiben, aber mit der Feder in der Hand schrieb sie nicht; sie dachte fortwährend nach wie ein ungeschickter Stilist, und was sie dachte, ließ sich nicht schreiben.

Inzwischen hatte die nicht so leicht zu beugende Ulrike mit ihrem Bruder weiter verhandelt. Sie stellte ihm vor, daß er in diesem Augenblick nicht sollte verkaufen dürfen, müßte er selbst neue Schulden machen.

„Solange du das Gut hast," rief sie, „gehörte auch in Wirklichkeit kein einziger Balken mehr dir; solange es deinen Namen trägt, solange bist du ein Gutsbesitzer! Wenn du's nicht mehr hast, bist du ein gemeiner Handwerker."

„Und was weiter!" schrie er; „hab ich mich jemals geschämt, der Sattlermeister Wendelin Schluck zu sein?"

Ulrike machte eine Miene wie eitel List und Verschlagenheit, so daß er wohl ein Geheimnis vermuten mußte. Sie zögerte auch nicht, mit ihrer Wahrnehmung herauszurücken. Ulrike war in allen solchen Dingen sanguinisch und phantastisch, bei ihr stand es ziemlich fest, daß der junge Graf Sigismund Oldfred schwärmerisch in Isidora verliebt war und aus keinem anderen Grunde hier seinen Sommeraufenthalt nehmen wollte, als um in einiger Zeit um ihre Hand zu werben.

Wendelin Schluck lachte laut, und aus einem so umdüsterten Gemüt und finsteren Gesicht plötzlich hervorbrechend, klang das Lachen schauerlich.

„Auf der Reise hab ich mit eigenen Augen gesehen, wie der alte Graf Oldfred eigens nach Znaim gefahren ist, um einem durchreisenden alten Wucherer den Hof zu machen. Diese Grafen haben keine Sohlen mehr an den Stiefeln, und du glaubst, sie suchen eine Braut, die auch schon barfuß geht?"

Plötzlich wurde er wieder ernst und fügte nach einigen Minuten des Nachsinnens bei:

„Die Grafen Oldfred haben einen schönen Namen, einen der ältesten der Monarchie, und wenn ich Geld hätte, nur halb so viel, als ich gehabt habe, bevor der Abdul Hassan entführt worden ist, wenn ich auch nur meinen Talisman wieder beisammen hätte! ... Weißt du, Rike, daß mich der Präuner nicht betrogen hat, daß die Papiere etwas taugen, daß es mir mit Geld ein Leichtes wäre

— und es dauerte gar nicht lang und Dora wäre die Tochter des Freiherrn von Schluck auf Schluckenwalde. Wie ich sage, hätt ich nur halb so viel wie damals, dann hätte sie mit diesem Namen genug und wär auch genug, um eine Gräfin Oldfred zu werden. Das ist aber alles dummes Zeug, ich muß verkaufen."

Er erörterte nun, daß der angekündigte Bauer Melchior in den nächsten Tagen erscheinen werde, und wie man sich mit ihm zu verhalten habe. Man müsse nobel thun, damit er nicht glaube, er könnte den Preis herabdrücken. Noch eine Stunde lang, bis das Abendbrot aufgetragen und Dora gerufen wurde, sprach er von dem Gegenstand, schwieg aber ganz während des Essens.

Als er in seine Stube hinübergegangen war, blieb er vor dem aufgeschlagenen Bett stehen und vergaß, sich zu entkleiden. In seinen Gedanken wälzte er eine Möglichkeit umher, die ihm einerseits wie eine himmlische Rettung erschien, um den Verkauf zu ersparen, die ihn andererseits bis in das Innerste der Seele schaudern machte. Wenn er es auch nicht Wort haben wollte, wenn er auch dagegen geschrien hatte, Ulrike war dem empfindlichsten Punkt in ihm nahe gekommen: wenn er verkaufte, war er nicht mehr Gutsbesitzer. Wie wäre es nun, wenn früher noch Urban Waldbrenner erschiene und — ja, was! Wenn er alle Schulden bezahlte, das Gut auf den Namen Isidoras umschreiben ließe und — schrecklich! — sie als sein Weib heimführte. Eiserner Zwang brächte das Mädchen zu dem entsetzlichen Opfer, aber Waldbrenner ist ein Greis. Inzwischen würde sich Wendelin wieder aufarbeiten; er bekäme ja von dem alten Tabor-Müller, wie dieser sich anheischig gemacht, den orientalischen Schild zurück. Dann würde Isidora Witwe, dann wäre er reich, dann könnte er seinen Adel auf sie übertragen lassen, dann würde er dem jungen Grafen Oldfred neue Stiefel anziehen und die Baronin Isidora ginge keineswegs barfuß. Aber der alte Waldbrenner — gräßlich!

Wie in Wut schleuderte der Sattler die Kleider von sich, blies das Licht aus und warf sich ins Bett.

* *
*

Ein schöner Sommerabend verglühte auf den Bergen, und ein dort plötzlich aufspringender kühler Luftzug verbreitete sich in der Ebene und erquickte die Welt. Morgel, der Invalide, saß vor seiner Hütte am Saum der mit üppigem Gras bewachsenen Wiese auf einem dreibeinigen Stuhl mit schmaler hoher Lehne, die des Alten schmaler hoher Oberkörper weit überragte. Morgel würde sich um keinen Preis auf dem Rasen ausgestreckt haben, weil dies der Würde eines Kriegers, der bei Leipzig gefochten, nicht ziemte, wenn es nicht im Bivouac geschah. Zuweilen unterbrach er seine Arbeit, indem er mit dem hölzernen Bein klappernd an die Stuhlbeine schlug, und was er damit sagen wollte, war sein Geheimnis. Seine Arbeit aber bestand darin, daß er an einem Kleidungsstück, welches er über sein gesundes Bein gebreitet hatte und mit der steifen Hand festhielt, mit der anderen Hand nähte und flickte; er verbesserte, wie er soeben selbst bemerkt hatte, „die Hosen des nächsten Winters".

Derjenige, zu dem diese Bemerkung geäußert wurde, saß mit gekreuzten Beinen zu den Füßen des Invaliden im Rasen. Abdul Hassan liebte die Gesellschaft des verkrüppelten Soldaten, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er ihm sein Herz ausschütten konnte, ohne einen Verrat fürchten zu müssen. Morgel schwatzte nichts aus, weil er überhaupt nicht schwatzen konnte, weil aus seiner verstümmelten Sprache für keinen Menschen ein verständlicher Zusammenhang hervorging.

Abdul Hassans Gemüt aber war an diesem Tage sehr bewegt, so daß er, statt in die Berge zu gehen, sich dem Nachsinnen überließ und Morgel dazu wählte, um in Form eines Gespräches laut ausdrücken zu können, was er empfand, der

Verschwiegenheit so sicher, als ob er in die leere Luft gesprochen hätte. Die leere Luft giebt jedoch kein Zeichen des Hörens und des Verstehens, während der Invalide, so schlecht er auch sprach, um so besser verstand und hörte.

Was das Herz Abdul Hassans bewegte, war die Trauer auf dem Antlitz seiner geliebten Herrin, und nachdem er dies schon eine Zeit lang wahrgenommen, hatte sie ihm eben an diesem Tage gesagt, sie werde es ihm gleichthun, sie werde in der weiten Welt umherwandern oder, wie er selbst dies oft zu nennen pflegte, aus der Armut ein Geschäft machen. Der Mann aus dem Morgenlande war zwar schon in der Kindheit der Heimat entfremdet worden und im deutschen Lande aufgewachsen, allein sein ursprünglicher Herr, der ihn aus dem Orient mitgebracht, der Vater Wendelin Schlucks, war stets darauf bedacht gewesen, orientalische Sitte, Denkungsweise und selbst die Märchenwelt des Ostens in dem Kinde desselben lebendig zu erhalten. Darum liebte Abdul Hassan diejenigen, die nichts besaßen, aber auch nichts erstrebten, sondern, in der Welt umhergehend, geduldig und gelassen warteten, was ihnen das Schicksal in Gestalt guter Menschen zuwerfen werde; er nannte dies aus der Armut ein Geschäft machen.

War nicht auch Morgel ein weiser Bettler von ähnlicher Beschaffenheit? Plötzlich aber erfüllte den Morgenländer der Lieblingsgedanke, nichts zu haben und nichts zu verlangen, mit Entsetzen, wenn er auf das Geschick der geliebten Herrin angewendet werden sollte — die einzige, die es nach seiner Meinung verdiente, Königin der Welt zu sein und alle Fabelschätze der arabischen Märchen zu besitzen.

„Was wollen die Fremden im Hause?" fragte er seinen eifrig nähenden Freund, der gar nichts davon wußte, daß Fremde im Hause waren, nichtsdestoweniger aber ein grimmiges Gesicht der Verachtung schnitt und entschlossen äußerte:

„Soll man tot schlagen!"

„Können aber verkleidete Prinzen sein," erwiderte Abdul Hassan, „Söhne von Vezieren oder des Padischah selber, wie sie zu Ali, dem Hirten, gekommen sind, um seine Tochter zu freien. Denn mein Herr und Gebieter, der die Pferde der Großen und Mächtigen besattelt, ist wie Ali, der Hirt, einst ein Pascha, der aus der Pfeife des Hochmuts Wolken der Selbstanbetung blies, aber jetzt herabgesunken ist und den Rücken bereit halten muß für die Fußtritte der Geringschätzung. Kennst du aber, tapferer Krieger, die Geschichte Alis, des Hirten?"

„Kenn alles," sagte Morgel, „will aber hören."

Abdul Hassan erzählte das Märchen von einem Pascha, der, seiner Reichtümer und Würden verlustig, mit seiner Tochter auf eine wüste Insel flüchten mußte, und schloß mit den Worten:

„So war auch mein Herr und Gebieter ein großmächtiger Pascha, der den Pferden der Großen und Mächtigen Zaum und Sattel gab, und jetzt ist für ihn die Zeit gekommen, nach einer wüsten Insel zu gehen und die trübselige Flöte des Elends zu blasen, und die schöne Tochter soll ihn mit Seufzern und Thränen begleiten."

Morgel warf erschreckt die Hose auf den Rasen, klapperte eine Zeit lang mit dem Stelzfuß an die Stuhlbeine und sagte dann entschlossen wie nach reiflicher Überlegung: „Tochter zu mir kommen! Koch für sie, näh für sie, nichts zu thun haben, Königin sein bei mir."

„Ali fand einen Herrn auf der wüsten Insel," nahm der Erzähler seinen Faden wieder auf, „der ihn zum Hirten seiner Schafe und Ziegen machte. Die schöne Tochter half ihm dabei, und bald verliebte sich in sie ein Prinz, der sich auf der Jagd in dieser Wildnis verirrt hatte. Ali aber erklärte, seine Tochter keinem vornehmen Mann zu geben, denn der Umgang mit den Vornehmen führe zuletzt ins Elend, und nur ein Mann aus dem Volke, ein Handwerker, ein Schuster, der bei seinem Leisten bleibt, möge seine Tochter haben."

Lange schwieg Abdul Hassan und Traurigkeit malte sich auf seinem Antlitz. Es wurde sehr dunkel und kühl; Morgel, der es für schicklich erachtet hatte, ebenfalls zu schweigen und ein trauriges Gesicht zu machen, raffte jetzt die weggeschleuderte Hose auf und belud sich mit dem Stuhl, um den Rückzug nach seiner Hütte zur nächtlichen Ruhe anzutreten. Da erwachte auch der Freund aus seinem Nachsinnen, doch konnte er sich nicht enthalten, das Resultat desselben dem Alten gleichsam mit auf den Weg zu geben:

„Schluck, der Sattler, hätte sich wie Ali, der Pascha, in seinen guten Tagen sagen sollen, daß es besser ist, nicht mit den Vornehmen zu leben. Jetzt werben sie um seine Tochter, Prinzen und Edle, aber wird Ali Schluck den falschen Freunden die Thür weisen und nach einem Mann des Handwerks aussehen?“

Ohne eine weise Antwort seines Freundes auf diese Frage abzuwarten, schlich Abdul Hassan langsam und gesenkten Hauptes von dannen. Er hatte nicht alles erzählt, was er wußte, und während er durch den finsteren, rauschenden Wald ging, wiederholten seine Gedanken, was er an diesem Tage erfahren und bemerkt hatte. Schon seit ungefähr einer Woche, die nach dem ersten Besuch des Grafen Sigismund Oldfred verstrichen war, waren mehrere junge Kavaliere, die den letzteren begleiteten, in das Haus gekommen. Es waren Freunde Sigismunds, denen er von dem reichen und gastfreien Hause des Sattlers erzählt hatte, der auch allerdings überall aus alter Zeit her und namentlich bei den Adeligen, die ihn für ihre Marställe beschäftigten, im Rufe ansehnlichen Reichtums stand. Weniger hatte man bisher davon gewußt, daß er eine wunderbar schöne Tochter besaß, die nicht im gemeinen Stil des Wiener Lebens erzogen war, wie denn auch ihre Familie eine rheinländische war und Ulrike, die ihre Erziehung geleitet, gern die vornehme Art der Mädchen zeigte, die wie sie selbst im Kloster unterrichtet wurden. Man machte viele Spazierfahrten und Ausflüge in die besonders herrliche südliche Umgebung bis an die Grenze von Steiermark; man setzte sich dann abends, nach Hause zurückgekehrt, an einen reich besetzten Tisch; es wurde bis in die Nacht hinein Gespräch gepflogen und Musik getrieben. Wendelin Schluck betrachtete es als einen letzten Lebensgenuß, vor dem Zusammenkrachen aller seiner Verhältnisse noch ganz als der reiche Mann zu erscheinen, für den man ihn hielt, und Ulrike glaubte gerade noch auf solchem Wege allein für ihre geliebte Nichte ein glänzendes Ziel zu erreichen.

Isidora aber durchschaute klar die Falschheit und trügerische Berechnung des ganzen Gebarens, und sie hatte nur auf einen günstigen Augenblick gewartet, um ihr Herz darüber vor dem Manne aus dem Osten auszuschütten. Sie war seiner verständnisvollen Weisheit und seiner Verschwiegenheit sicher, und in allen Lagen ihres Lebens hatte es sich bewährt, daß sie zu ihm mit derselben Befriedigung sprechen konnte, mit der man sonst ein Tagebuch schreibt. Man kann die ganze Wahrheit unumwunden aussprechen und läuft doch nicht Gefahr, wie dies auch besten Freunden gegenüber der Fall sein kann, Widerspruch, herbe Gegenrede oder Spott zu erfahren. Abdul Hassan nahm alles, was sie sagte, andächtig und geduldig auf, und dennoch hatte Isidora dabei die Empfindung und das Bewußtsein, zu einer lebendigen Seele zu sprechen und ihre Gefühle geteilt zu wissen. Allerdings wußte er niemals einen Rat zu geben, denn praktisches Handeln lag ihm sehr fern, aber seine weise Betrachtung hob ihr die Dinge in eine höhere Sphäre und erlöste sie dadurch von mancher Pein des unmittelbaren Lebens.

Nun hatte sie ihm gerade an diesem Tage offenbart, daß das Haus ihres Vaters in Armut versinke und bald die grinsende Not zu allen Fenstern hereinschauen werde. Diesen für den Hörer unerwarteten Aufschluß brachte sie keineswegs im Tone der Verzweiflung oder

auch nur des untröstlichen Schmerzes vor, vielmehr zeigte ihr Wesen dabei die unerschütterliche Gelassenheit, die Ergebung und Entsagung, welche ihr immer eigen waren. Nur als sie auch den Entschluß aussprach, fortan ihr Brot selbst zu suchen, zitterte sie ein wenig, nicht aus Betrübnis über das ihr bereitete Schicksal, sondern aus Angst vor der rauhen Welt, der sie sich nun anzuvertrauen hätte.

„Ich kann nicht, wie du es meinst, aus der Armut ein Geschäft machen, mich nicht bloß dafür, daß ich auf Erden bin, von den Menschen belohnen lassen; dazu bin ich nicht gut und weise genug. Ich muß ringen und arbeiten — das erschreckt mich nicht, wohl aber, daß ich mir die Arbeit selbst erst erringen, erst erproben muß, wozu ich tauge. Und die Menschen sollen sehr hart sein, wenn sie eine solche Prüfung anstellen."

Abdul Hassan bebte nach diesem Bekenntnis an allen Gliedern, und sein erster Gedanke war, ob sie denn unter den glänzenden und reichen Freunden, die eben jetzt das Haus füllten, keinen genugsam schätze oder liebe, um sich ihm zur Rettung in die Arme zu stürzen, da doch alle um sie zu werben schienen. Isidora blieb die Antwort lange schuldig, nicht aus jungfräulicher Scheu vor einem solchen Bekenntnis, vielmehr nur, weil sie keines mit voller Wahrheit hätte machen können. So viel erfuhr der Freund zuletzt, daß Graf Sigismund Oldfred der einzige war, der ihr wohlgefiel, daß sie ihn aber nicht oder noch nicht in dem Grade liebe, wie nach ihrer Vorstellung ein Gatte geliebt werden müßte, und daß sie sich selbst zu sehr achte, als daß sie heiraten könnte, bloß um der Not des Lebens auszuweichen.

Abdul Hassan fand etwas Tröstliches darin, daß Isidora wenigstens die Möglichkeit einer künftigen Liebe zu dem Grafen Sigismund in Aussicht stellte. Mit vorsichtigen Reden umspann er Ulrike, um von ihr zu erfahren, ohne etwas zu verraten, wie die Verhältnisse des Grafen beschaffen wären. Die Auskunft, die er erhielt, mußte ihn tief betrüben.

„Alle diese jungen Herren," eiferte Ulrike, „sind wie der Rhein an jenen Stellen, wo er nicht schiffbar ist. Da glänzt er besonders schön, da glaubt man die prächtigsten Wasserblumen auf dem Grunde zu sehen, aber er nützt nichts, er trägt nichts, kein Fischerboot hat dort etwas zu holen, er treibt nicht die armseligste Mühle. Diese adeligen jungen Herren sind ebenso unnütz und müßig, sie sind arm und nichts weiter als glänzendes Elend."

Darum hatte der Morgenländer an Ali, den Hirten, gedacht, der seine Tochter nur einem Manne mit sicherem Brot, nur dem Handwerker geben wollte. War ihm aber nicht Isidora die Königin des Erdballs, der man alles zu Füßen legen mußte, was ihr gefiel? Wie wäre es, wenn sie noch die Mittel gewinnen könnte, um ihre Hand dem Grafen zu reichen, der nach ihrem Geschmack war, auch wenn er nichts besaß?

Unaufhörlich grübelte er, wie dieses Problem zu lösen wäre, und als er sich dem Hause näherte und aus den offenen Fenstern Musik und Lachen vernahm, war es ihm, als müßte er sich in einer Höhle verkriechen. Er wollte aber einmal dem Grafen Sigismund recht in das Auge sehen und auch beobachten, ob Isidora in seiner Nähe glücklich war. Obgleich er sich niemals dahin bringen konnte, unter Gästen zu erscheinen, und trotz aller Bitten der Hausgenossen, die ihn achteten und liebten, seine Mahlzeiten stets in der Küche nahm, so überwand er sich doch diesmal und schlich in den erleuchteten Saal. Alle, die ins Haus kamen, kannten ihn oder wußten wenigstens etwas von einem seltsamen Zauber, der sich mit seiner Erscheinung verband. Man ließ ihn darum gewähren, ohne ihn mit einer Unterhaltung zu belästigen, auf die er nicht eingegangen war.

Man saß schon bei Tische und hätte glauben können, in einem Fürstenhause zu sein. Abdul Hassan kauerte in einem Winkel gesenkten Hauptes; er hatte einmal von einer biblischen Mahlzeit ver-

nommen, während welcher plötzlich drei schreckliche Worte an der Wand erschienen. Warum dachte er daran, als er diese brausende Fröhlichkeit vernahm und plötzlich ein nie gesehener fremder Mann an der Schwelle des Saales stand?

Der Mann verschwand sogleich wieder wie ein Gespenst, ohne daß ihn ein anderer als Abdul Hassan bemerkt hätte. Am Tische sprach man eifrig von der damals noch neuen und immer noch wie ein Wunder erscheinenden Einführung des Eisenbahnbetriebes in das Völkerleben. Vor wenigen Tagen erst war die von Wien ausgehende Südbahn, nach Vollendung der vier Meilen langen Strecke bis zum Kurort Baden, eröffnet worden. Zwar schien damals ihr äußerstes Ziel Gloggnitz, am Fuße des Semmerings, der ungeheuren Scheidewand, welche als Alpenvorsprung Niederösterreich von Steiermark und dadurch vom Süden Europas trennte; allein man zweifelte nicht, daß der Erfindungsgeist des Jahrhunderts auch dieses Hindernis überwinden und dadurch eine Bahn nach Italien schaffen werde. Daran knüpften nun die jungen Kavaliere übermütige Reisepläne, und es bereitete ihnen besondere Lust, Wendelin Schluck zu dem Versprechen hinzureißen, daß er in Gesellschaft von Schwester und Tochter das phantasievoll entworfene Programm, dessen Ausführung ein bedeutendes Vermögen verschlungen hätte, einst verwirklichen werde. Er, der die Dinge dieser Welt stets nur im Sinne ihrer materiellen Nützlichkeit und folglich mit äußerster Nüchternheit betrachtet hatte, der alles, was an Schwärmerei grenzte, stets in trockenem Ernst abgelehnt hatte, er befand sich jetzt in einer ihm selbst ganz neuen Stimmung. Es war der Schwindel, der einen Menschen ergreift, wenn er in die Tiefe eines Abgrunds blickt, mit dem Bewußtsein, daß ihn der nächste Augenblick hinunterstoßen kann. Er versprach, was man wollte, er stimmte jedem noch so ausgelassenen Vorschlag zu, mußte doch bis zur Zeit der Ausführung die Bedrängnis des gegenwärtigen Momentes bereits von ihm genommen sein.

Da näherte sich ihm ein Diener und sagte ihm ins Ohr, daß ein fremder Mann in das Haus getreten sei und den Herrn desselben, wenn möglich, noch an diesem Abend zu sprechen wünsche. In die mageren Wangen des Sattlermeisters schoß alles Blut und drängte dann wieder zum Herzen, so daß die Röte einer tödlichen Blässe wich. Er war während der letzten Woche wiederholt am Tabor beim Müller Urban Waldbrenner gewesen, um den rätselhaften Alten, den Graf Oldfred in Znaim einen Zauberer genannt hatte, zur halb und halb versprochenen Hilfe aufzubieten. Der Müller war verreist, man stellte aber seine Rückkehr immer schon für den nächsten Tag in Aussicht, und endlich ließ Wendelin nach wiederholter Enttäuschung einen Brief in der Mühle zurück, um Urban zu beschwören, sogleich nach seiner Ankunft in die Schönauer Gegend zu kommen oder Wendelin zu sich zu berufen.

War gerade jetzt, im Augenblick heißer, fieberhafter Bewegung, da er sich durch lügenhafte Selbsttäuschungen über die nächste Zukunft hinwegheben wollte, der Retter erschienen?

Wendelin Schluck erhob sich und bat seine Gäste, ungestört bei Tische zu bleiben. Dann schritt er hinaus und über einen langen Korridor nach der Stube, wohin man den Fremden gewiesen hatte. Er öffnete die Thür mit pochendem Herzen und sah, daß er nicht Urban Waldbrenner vor sich hatte.

Ein junger Mann stand vor ihm im steierischen Lodenrock, mit über die Knie hinaufreichenden Jagdstiefeln und Gemsbart auf dem Hute, den er in der Hand hielt.

„Herr Wendelin Schluck — verzeihen Sie, wenn ich nach österreichischer Art sagen sollte: Herr von Schluck, ich habe mir das auf deutschen Universitäten abgewöhnt — habe ich die Ehre?“

„Ich bin der Gutsbesitzer Wendelin Schluck,“ war die Antwort.

„Ich bin der Bauer Melchior aus Steiermark. Sie wissen, weshalb ich komme. Freilich, freilich ist es eine impertinente Stunde, zu der ich Sie aufsuche; Sie sind bei der Tafel, Sie haben Gäste, ich hab es selbst gesehen."

Diese Rede Melchiors fiel dem anderen auf, nicht gerade unangenehm, er mußte sich ja einem Käufer gegenüber möglichst in großen Verhältnissen zeigen, damit es diesem nicht einfalle, die Preise herabdrücken zu wollen. Dennoch wollte Wendelin wissen, auf welche Weise Melchior die Gesellschaft im Saale drin schon gesehen hätte.

Der junge Mann erzählte, daß er mit eigenem Fuhrwerk vor einer Stunde im Dorf Schönau angekommen und sodann zu Fuß herübergewandert war, weil ihn die Ungeduld nicht ruhen ließ, zu erfahren, ob Schluck anwesend sei oder am nächsten Tage in Wien aufzusuchen wäre. Im Hause hatte ihm keiner der vielbeschäftigten Diener nur einen Augenblick Rede stehen wollen, und so hatte er sich bis an die Schwelle des Saales gleichsam fortgetappt, war aber beim Anblick der Tafel erschrocken zurückgewichen und im Korridor geblieben, bis sich endlich ein Bedienter seiner angenommen hatte.

„Ich habe gedacht," ergänzte Melchior seinen Bericht, „daß wohl Ihre Leute nicht wissen werden, ob Sie morgen hier sind, und mich deshalb bei Ihnen melden lassen."

Bei den zwei brennenden Kerzen, die auf dem Tische standen, betrachtete der Sattler den Angekommenen höchst aufmerksam. Es war ihm seltsam, so ganz widersprechend seinem eigenen Wesen, daß sich der junge Mann mit besonderer Betonung einen Bauer genannt hatte, während er doch wegen eines Kaufes gekommen war, zu welchem mehr Geld gehörte, als in diesem Stande gewöhnlich vorhanden ist.

„Sie haben studiert, wie Sie selbst sagen; mir scheint, als ob Sie Ihren wahren Stand verbergen wollten, und etwas Zweideutiges ist keine gute Einleitung zu einem Geschäft, wobei alles klar sein muß," sagte Wendelin mit sehr ernstem Tone.

Der junge Mann lachte, wobei er zwei Reihen schöner weißer Zähne zeigte, und erwiderte:

„Ich bin halt doch nur ein Bauer. Freilich, weil ich draußen im ‚Reich' war und sogar Geschriebenes lesen kann, nennen mich die Leut in meiner Gegend den lateinischen Bauer. Es ist aber damit nicht weit her. Die Landwirtschaft ist mein Um und Auf. Bisher war ich nicht so recht mein eigener Herr. Wenn ich aber ganz selber auf einem Hof wirtschafte, dann will ich den Leuten zeigen, wie viel Neues in die Sachen hineinzubringen ist."

Sie kamen überein, daß Melchior bei Tagesanbruch sich wieder einfinden sollte, um mit Wendelin nach der Kreisstadt zu fahren. Dort war Einsicht zu nehmen in die Grundbücher und Steuerbogen, was gleich einen Überblick gewährte, wie der Komplex des Gutes und seine materielle Bewertung beschaffen sei. Nach der Rückkehr aus der Kreisstadt sollte Melchior die Feldwirtschaft und die Waldbestände selbst begehen, in die Verhältnisse der jetzigen Verpachtung Einsicht nehmen und sich so lange Zeit lassen, als er wollte, um zu einem reiflich erwogenen Entschluß zu kommen.

Als Wendelin zu seiner Gesellschaft zurückkehrte, war ihr seine Erscheinung wie eine stumme Mahnung, aufzubrechen; er sah offenbar nicht aus, als ob er eine längere Unterhaltung wünschte. Es war bald leer in dem großen Saal; die beiden Frauen, die erraten hatten, daß wohl der längst angekündigte Käufer gekommen sein müßte, verhielten sich schweigend. Ulrike empfand es noch immer als ein Unrecht, daß an dem Gut nicht um jeden Preis noch festgehalten wurde, wagte aber nicht, den Vorwurf, der auf ihrem Gesicht zu lesen war, laut werden zu lassen, sondern zog sich unwirsch zurück. Isidora wartete ihre Entfernung ab, um sich dem Vater an die Brust zu werfen.

„O, könnte ich dir helfen," flüsterte sie;

„wozu ist man auf der Welt, wenn man in solchen Lagen zu nichts nütze ist!“

„Ja, könntest du mir helfen!“ erwiderte er rauh. „Bis heute abend hab ich's selber geglaubt, und ich hätte dir's gesagt: Hilf mir, und wenn's dein Leben kostet. Jetzt ist's zu spät, die Hoffnung hat mich betrogen, und du kannst nichts mehr, als mit mir ins Elend ziehen.“

Er beantwortete ihre Frage nicht, auf welche Weise sie ihm hätte helfen können, und verließ sie mit einer abwehrenden Bewegung. In seiner Schlafstube ging er noch lange auf und nieder, still für sich fluchend und schimpfend, daß er auf den alten Betrüger Urban Waldbrenner nur einen Augenblick gehofft hatte.

Die Frauen saßen am nächsten Tage beim zweiten Frühstück, als die Männer bereits von der Fahrt nach der Kreisstadt zurückkehrten. Arnold Melchior, wie ihn Wendelin vorstellte, war städtischer gekleidet als bei seinem ersten Erscheinen unmittelbar nach der Reise, gab aber doch in seinem Auftreten und in jeder Bewegung den Landmann zu erkennen. Die auffallende Schönheit seines gebräunten Antlitzes und seine große Unbefangenheit bewirkten, daß man ihn nicht unfähig glaubte, die raffinierten Weltformen zu beobachten, sondern den Eindruck hatte, als ob er verachtungsvoll verschmähte, sie zu gebrauchen. Er erzählte von seinem Aufenthalt in Heidelberg, an dessen Umgebung ihn vieles hier mahnte, so daß er die zahme Kastanie vermißte, die dort in den Gärten anzutreffen war. Dabei hielt er die großen braunen Augen fast unausgesetzt auf Isidora gerichtet, weil er nicht Lust hatte, den herben Zug um die Lippen der trotzig schweigenden Ulrike durch an sie gerichtete Reden zu mildern. Als Wendelin sich vom Frühstückstisch wieder erhob, sprang Melchior wie erlöst auf; er erklärte, daß er es mit der Besichtigung des Gutes ernst nehmen müsse und daher keinen Augenblick verlieren wolle. Wendelin teilte den Frauen mit, daß er ins Geschäft nach Wien gehe und erst in zwei Tagen zurückkehren werde; Herr Arnold Melchior hätte versprochen, bis dahin schlüssig zu werden.

Tiefe Stille lag nun über dem Hause; Befehl wurde gegeben, während der Abwesenheit des Hausherrn keine Besuche vorzulassen; jede von den Frauen hing stumm ihren eigenen Empfindungen nach, und sie traten während des ganzen Tages nicht einmal in den Garten hinaus. Als die späte Dämmerung des Sommerabends anbrach, erinnerte sich Isidora, daß sie schon lange wieder einmal nach Morgel hatte sehen wollen. Es bangte ihr plötzlich und zum erstenmal in ihrem Leben, den so wohl vertrauten Waldweg, der zum gräflichen Schloß führte, allein zu gehen. War es das dunkle unbestimmte Gefühl, daß sie nicht mehr ihren eigenen Grund und Boden beschreite? Sie war schon wieder im Begriff, die Wanderung aufzugeben, als sie auf eine Erkundigung zu ihrem Vergnügen erfuhr, daß Abdul Hassan in der Nähe war. In seiner Begleitung machte sie sich gern auf den Weg.

Es war erquicklich im Walde, und die im Winde rauschenden Bäume schienen den Druck von ihrem Gemüt hinwegwehen zu wollen. Der orientalische Freund gab sich wieder der seltsamen Art hin, eine selbst erfundene Märchenwelt auf die Wirklichkeit und den eben herrschenden Augenblick zu übertragen. Er phantasierte, daß sie jetzt zusammen bettelnd durch die Welt gehen und daß sie, aus dem Walde heraustretend, nicht die Hütte des Invaliden, sondern den Eingang zu einer unterirdischen Höhle finden werden, wo große Schätze aufgehäuft seien, Säcke voll Gold und Edelsteine, die aber in nichts zerrannen, wenn man sie ergreifen wollte, ohne das Losungswort zu sprechen, das allein zum Besitz verhelfen konnte. Das Losungswort aber wäre ein Schwur, die unterirdische Kammer nicht mehr zu verlassen und für immer auf die Welt und ihre Güter zu verzichten. Wenn man dies ausspräche, dann höre man einen Donnerschlag wie den Knall eines Schusses —

In diesem Augenblicke fiel ein Schuß.

Isidora stieß einen leisen Schrei aus, und Abdul Hassan stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor sie hin, um sie mit seinem Leibe zu decken. Man vernahm aber nichts mehr als im dichten Baumgeflecht zur Seite das Knacken der Äste und das Knarren der aus dem Boden ragenden Wurzeln unter festen Tritten, die aus der Höhe des Bergwaldes niederstiegen. Das Dickicht teilte sich, und Melchior trat hervor, in der einen Hand eine auffallend kleine Schußwaffe, die nichts weniger als ein Jagdgewehr zu sein schien, und in der anderen Hand einen toten Habicht, dessen Blut noch herabtropfte.

„Verzeihung,“ sagte Melchior beim Anblick Isidoras, „ich habe Sie vielleicht erschreckt, aber es war ein guter Schuß, wie ich ihn von diesem dummen Spielzeug da“ (er hob die Waffe in die Höhe) „gar nicht erwartet hätte. Schade, daß ich mein Jagdgewehr nicht mitgetragen.“

Isidora betrachtete neugierig und mitleidig den toten Vogel, den ihr Melchior auf ihr Verlangen von allen Seiten unter die Augen hielt, während ihm der Orientale die Pistole aus der Hand nahm und sie mit großem Interesse untersuchte. Er erkannte an eingedrückten Signaturen und an der seltsamen Konstruktion eine neue englische Erfindung.

„Ich hasse und verabscheue den Jäger,“ sagte Abdul Hassan, indem er die Waffe zurückgab und seinen Weg fortsetzte, gefolgt von Isidora und dem sich anschließenden Melchior; „ich hasse und verabscheue den Jäger in diesen zahmen Ländern ohne Tiger und Schakale. Er tötet, ohne sich der Gefahr auszusetzen, getötet zu werden.“

„Die Welt ist ein beständiger Krieg,“ erwiderte Melchior, an Isidora gewendet; „es kommt nur darauf an, in welchem Lager man Aufstellung nimmt. Ich habe für die wilde Taube Partei ergriffen, auf welche der Habicht gerade losstürzte, um sie mit Hungerwut zu zerstücken, als ich ihn herunterschoß. Man hat also nur eine Wahl, und es ist ganz Sache des Geschmackes, ob man lieber die Taube zerrissen oder den Habicht erschossen sehen will.“

Ein Schweigen trat ein. Abdul Hassan war es, als läge ein tieferer Sinn in diesen Worten, und er dachte nach. Isidora war von ganz anderen Gedanken bewegt, sie betrachtete, ohne es selbst zu wissen, Melchior mit feindseligen Blicken.

„Übrigens,“ sagte dieser, „ein gutes Stück Wald, das! Müßte nur ganz anders beforstet werden. Das wird sich machen lassen.“

„Sie sind also hier schon Herr und Gebieter,“ sprach Isidora mit erzwungenem Lächeln.

„Ich weiß es noch nicht,“ erwiderte Melchior und versuchte, von dem klagenden Ton überrascht, der in des Mädchens Stimme lag, in das Gesicht der etwas von ihm abgewendet Dahinschreitenden zu blicken; „ich weiß es nicht; es ist mir, als erwartete ich erst etwas, um mich zu entscheiden. Das Schicksal ist **in** uns und selten, wie man glaubt, **außer** uns. Solche Betrachtungen aber sind Überbleibsel aus Heidelberg; ich bin nur ein Bauer, aber auch der Bauer weiß noch nicht genug.“

Junge Mädchen wohlhabender Stände gelangen nicht dahin, die harten und unbeugsamen Notwendigkeiten des Lebens vollständig einzusehen, und behalten lange die Regung des Kindes, das den Tisch schlägt, an welchem es sich verletzt hat; sie schreiben der Willkür eines Gefühles zu, was Natur der Sache ist. So sah Isidora in dem Manne, der in den Besitz der ihr so teuren Stätte ihres eigentlichen Heimwesens treten sollte, einen grausamen Räuber, und niemals früher hatte sie in ihrer Brust so leidenschaftlichen Haß entdeckt. Es drängte sie fast, ihm durch ihre Äußerungen Luft zu machen.

Mit fast ersticktер Stimme stieß sie die Worte hervor: „Ich beneide Sie. Ich möchte an Ihrer Stelle sein.“

Er äußerte sein Erstaunen, und ihrer

offenbar starken Erregung nachforschend, erfuhr er von ihr, wie heiß ihr Herz an diesen Aufenthalt geschmiedet war, wie sie sich vorgenommen hatte, gerade in diesem Jahre bis in den Winter hinein zu bleiben, um die Natur, die ihr ein unsäglich teures Besitztum, aber nur in der Form dieser Landschaft, war, auch als winterliche Öde kennen zu lernen. Er hörte ihr aufmerksam zu; durch kleine Fragen und Bemerkungen feuerte er sie an, Freude und Schmerz, die Lust an dieser Gegend, das Leid, sie für immer verlassen zu müssen, mit leidenschaftlicher Unumwundenheit auszudrücken.

Man war dabei endlich aus dem Walde herausgetreten; links schlängelte sich der Fußpfad, der zum gräflichen Schlosse führte, rechts ging es über unbebaute Strecken nach der Heerstraße und zum Dorf. Melchior fühlte, daß nur bis zu diesem Punkt der Weg ein gemeinsamer war, links aber gleichsam ein Privatweg wurde, den er ohne Einladung zu gehen nicht berechtigt war. Er empfahl sich kurz und ohne irgend ein gefälliges Wort über die Begegnung oder über ein Wiedersehen beizufügen.

* * *

Morgel, der Invalide, hätte sehr viel zu sagen gehabt, wenn er hätte sprechen können. Die Art, wie er beim Anblick Isidoras salutierte, indem er nicht lange ruhig stand, sondern, die Augen immer wieder zum Himmel hebend, das hölzerne Bein auf dem Boden tanzen zu lassen versuchte, drückte zunächst die Freude über das Wiedersehen aus. Dann folgte in abgebrochenen Worten der Dank für mancherlei Zusendungen, endlich begleitet von höchst wichtiger Miene die Nachricht, daß es im Schlosse lebendig würde, daß es den Anschein einer Wiederkehr der Herrschaft hätte. Der Orientale lief sogleich zur großen Eingangspforte, entdeckte aber nur die Anwesenheit des Intendanten und einiger Dienerschaft, die mit Herrichtungen in einem Seitenflügel beauftragt waren, konnte jedoch nichts Näheres erfahren.

Sehr schweigsam traten Isidora und ihr Begleiter den Rückweg durch den Wald an. Die Klänge aus Morgels Leierkasten, die ihnen nachfolgten, tönten dem jungen Mädchen wie die laut werdende eigene Verstimmung. Wie zum Abschied verzögerte sie die Wanderung, indem sie manchen kurzen Seitenpfad einschlug und wieder auf den großen Weg zurückkehrte, als wollte sie sich alle gangbaren Teile des Waldes noch einmal ins Gedächtnis prägen. Dabei sprach der Freund in seiner Weise unausgesetzt weiter, um sie zu erheitern, zu beruhigen, und ihr Schweigen entmutigte ihn nicht, weil ihre stummen Gebärden anzeigten, daß sie ihm gern zuhörte. Erst als man des Wohnhauses wieder ansichtig wurde, öffnete Isidora die Lippen:

„Der fremde Mann ist unser Feind, der Zerstörer unseres Glückes, und ich hasse ihn schon deshalb, weil er der erste ist, der mich zu einer häßlichen Empfindung gegen einen Mitmenschen aufregt, gegen ihn selbst. O, wäre ich schon weit draußen in der Welt und verdiente mein Brot am Küchenherd oder in der Gesindestube. Hier ist alles, was mich noch umgiebt, was ich noch genieße, Lüge und Falschheit und nicht mehr mein Eigentum, nur ein Gnadengeschenk aus verhaßter Hand."

Sie entschlüpfte dem Freund, ehe er antworten konnte, und wurde bis zur Rückkehr des Vaters selbst für Ulrike nicht mehr sichtbar. Diese ließ, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß nicht Krankheit die Ursache war, Isidora ungestört die Einsamkeit suchen. Auch der Vater verlangte nicht nach ihr, und erst am Tage nach seiner Wiederkehr trat er in ihre Stube und gab ihr Bericht über die letzten Entschließungen. Der Bericht konnte sich kurz fassen.

Arnold Melchior hatte sich damit einverstanden erklärt, das Gut unter den geforderten Bedingungen an sich zu bringen, nur mußte er sich früher noch nach

Wien begeben, um sich mit der Herrschaft, die einen Anteil an seinem Gut in Steiermark hatte, das er nun aufgeben wollte, über seine Loslösung auseinanderzusetzen. Zu einer bestimmten Stunde am nächsten Tage wollte er wiederkehren in Begleitung eines Notars, welcher sich mit dem Rechtsfreund Schlucks in der Kreisstadt über die abzufassenden Verträge verständigen sollte, so daß noch am Abend desselben Tages alles perfekt und in Ordnung sein konnte.

„Es ist nicht nötig," sagte Schluck zu seiner Tochter, „daß wir sogleich nach vollzogenem Verkauf dieses Haus verlassen, der Bauer kann erst im September als Herr auftreten. Bis dahin laß ich nach und nach alles in die Stadt bringen, was nicht mitverkauft ist, also das Möbelwerk und vieles andere. Indessen will ich dir und Ulrike keinen Zwang anthun, und wenn es euch hier nicht mehr behagt, so könnt ihr sogleich, nachdem die Verträge geschlossen sein werden, unsere alte Stadtwohnung in Wien wieder beziehen."

Isidora dankte für dieses Zugeständnis, von dem sie Gebrauch machen wollte, weil ihr der Aufenthalt unheimlich geworden war. Kein Laut wurde mehr im Hause gehört, der Besuch des Grafen Sigismund Oldfred wurde unter dem Vorwand eines Unwohlseins der Frauen abgewiesen. So nahte die Stunde heran, zu welcher Wendelin Schluck den Käufer und seinen Rechtsfreund zu erwarten hatte. Ein Zimmer war für diese Zusammenkunft besonders vorbereitet worden. Schluck weilte am Fenster und blickte nach der Seite aus, wo die von Baden aus kommenden Wagen sich nähern mußten, weil man von Wien bis zu diesem Orte schon allgemein die Eisenbahn benutzte.

Seltsame Vorgänge spielen sich in einem solchen Gemüt ab. Obgleich er den Verkauf unter so günstigen Bedingungen wie eine Rettung aus den ärgsten Wirren betrachten mußte und, wenn der Handel noch gescheitert wäre, Ursache zur äußersten Verzweiflung gehabt hätte, so war ihm doch andererseits das Aufgeben dieses Besitztums und der damit verbundenen äußeren Ehren ein so großer Schmerz, daß er heimlich wünschte, der Verkauf würde ihm durch ein Unglück auf der Eisenbahn, das den Käufer treffen könnte, noch im letzten Augenblick unmöglich gemacht. Der Himmel schien diesen frommen Wunsch nicht erhören zu wollen; er begnügte sich, einen starken Regen herabzusenden, und ein zum Schutz davor dicht verschlossener Wagen näherte sich auf der Straße, die Schluck im Auge hatte.

So sind denn die Würfel gefallen! sagte er sich, und es bleibt nichts übrig, als das Lied der Älpler in Raimunds „Menschenfeind" anzustimmen: „So leb denn wohl, du stilles Haus, wir ziehn betrübt von dir hinaus."

Er ging noch einigemal im Zimmer hin und her, dann trieb ihn die innere Unruhe zu der gedeckten Einfahrt hinab, wo eben der Wagen stille hielt. Man öffnete den Schlag, mühsam und ächzend wand sich eine beleibte Gestalt hervor; — Wendelin Schluck war in Gefahr, niederzustürzen, er erkannte seinen Reisegefährten Urban Waldbrenner.

„Jetzt kommt er, jetzt erst!" konnte sich Schluck nicht bezwingen, laut auszurufen, fügte aber in Gedanken hinzu, daß es vielleicht noch immer nicht zu spät war. Er begrüßte den Ankömmling mit tönenden Phrasen und reichte ihm den Arm, um ihn die Treppe hinaufzuführen. Zugleich gab Schluck Befehl, wenn Herr Melchior eintreffe, ihn und seinen Begleiter zu ersuchen, in der Stube, die er dafür bezeichnete, zu warten. In seinem eigenen Kabinett machte er es dem Gast behaglich, ließ Erfrischungen auftragen, bot ihm auch eine gute Pfeife, und es dauerte nicht lange, so waren sie in ein tiefes Gespräch versunken.

Mittlerweile hatte sich Graf Sigismund Oldfred wieder bei den Frauen melden lassen. Ulrike bestand darauf, daß er empfangen werde.

„Wir brauchen Erheiterung, Dorchen,

und wer weiß, wann wir wieder dazu kommen. Er ist lustig, wahrhaftig, ich wollt, ich hätte dein Alter, statt daß ich bloß — das Alter habe. Er wird Augen machen, wenn er uns nicht mehr hier findet, vielleicht morgen schon; hab ich nicht schon im Kloster gesungen: ‚Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen, eine kurze Spanne Zeit‘ — jawohl, wir wollen noch nach Rosen schauen.“

Der Graf trat ein, und Isidoras Blässe machte ihn glauben, daß es nicht ein Vorwand gewesen, wenn er tags früher wegen eines Leidens der jungen Dame nicht vorgelassen worden. Lustigkeit, meinte er, sei die beste Erholung; und so bemühte er sich, die jüngsten Vorgänge im Kreise der Aristokratie zu erzählen und zu heiterer Wirkung zu bringen. Ulrike wollte ihren Liebling nicht durch das Ausbleiben des Erfolges beschämen und sagte ihm daher geradezu, daß es nicht seine Schuld sei, wenn sie nicht zur Heiterkeit gestimmt würden, da ein Verhängnis auf dem Hause laste und sie möglicherweise diesen Ort, an dem sie so viele gute Stunden zusammen verlebten, für immer verlassen würden.

„In der Stadt,“ setzte sie hinzu, „empfangen wir nur die Geschäftsfreunde meines Bruders.“

Er war zu diskret, um nach den Ursachen zu forschen, auch überwog in der That seine Betroffenheit über die bevorstehende Trennung seine Neugier. In klagenden Worten, als ob man ihm persönlich ein Leid zufügen wollte, warf er Isidora vor, ihn nicht auf das Unglück vorbereitet, seinen Anteil, seine Thätigkeit nicht in Anspruch genommen zu haben. Er wurde so warm und wendete sich so ausschließlich an das junge Mädchen, daß Ulrike, die noch immer hoffte, mitten aus dem Elend heraus könnte sich ein Umschwung der Verhältnisse mindestens für Isidora ergeben, leise das Gemach verließ. Er hat zwar nichts — sagte sie sich still — aber er ist ein Graf Oldfred, und einen solchen läßt die Sippschaft doch nicht ganz im Stich — und am Ende besser im Elend eine Gräfin Oldfred als eines verkommenen Sattlermeisters ledige Tochter zu sein.

Kühl und besonnen antwortete indessen Isidora auf die dringenden Mahnungen des jungen Mannes, sich ihm ganz anzuvertrauen, ihm zu sagen, wie sie sich ihre Zukunft vorstelle und wie sie sich dieselbe wünschte. Sie wußte nicht, weshalb er ihr gerade in diesem Augenblick, welcher der letzte zwischen ihnen sein konnte, einen minder angenehmen Eindruck verursachte als während der ganzen Zeit, seit sie ihn kannte. Doch blieb sie auch diesmal für die Zartheit und Gefallsamkeit seines Wesens, wenn es auch in fast weiblichem Stile war, nicht ganz unempfänglich. Zwar fiel ihr der Mangel an Männlichkeit zum erstenmal auf, aber er war so unendlich liebenswürdig, sprach und bewegte sich in so feinen Formen, daß sie sich im Innersten selbst schalt, für die vielen durchaus schönen und fröhlichen Momente, die er in ihr Leben gebracht hatte, in der Stunde eines wahrscheinlichen Scheidens nicht dankbar genug zu sein. Als er daher mit einem ihm nicht gewöhnlichen Ernst beteuerte, er könne nicht leben, wenn sie ihm nicht, bevor sie das Gut verließ, eine geheime Zusammenkunft gewähre, um ihr ungestört alles sagen zu können, was sein eigenes Schicksal war und was sein Herz bedrückte — da schnitt sie ihm die Hoffnung nicht ab, seine Erklärung entgegenzunehmen, obgleich sie selbst im Innersten nicht wußte, wie sie sich zu einem Geständnis seiner Liebe verhalten würde.

Sie war weder tief bewegt noch sonderlich befangen, als er sie verlassen hatte, und war froh, daß gleich darauf Abdul Hassan bei ihr eintrat. Ohne Stocken und ohne Erröten erzählte sie ihm den Vorfall und fügte hinzu:

„Vielleicht wäre dies der Augenblick, glücklich zu werden, wenn der böse Räuber Arnold Melchior mir nicht alle Lust und Stimmung genommen hätte, auch nur daran zu denken.“

Inzwischen saßen Schluck und Waldbrenner noch immer in tiefem Gespräch.

Der erstere hatte umständlich seine Lage dargethan. Die Hypotheken waren ihm gekündigt worden, und wenn er nicht die Schande einer gerichtlichen Feilbietung seines Besitztums erleben wollte, so mußte er sich glücklich schätzen, einen Käufer gefunden zu haben, der so zu sagen den Zukunftswert des Gutes mitbezahlen wollte. Natürlich aber wäre er noch viel glücklicher, wenn er den Verkauf vermeiden könnte, wenn ihm im Vertrauen auf seine Thatkraft und sein gutes Glück ein einsichtiger Mann ein Kapital vorstreckte, wodurch noch alles sich zum besten wenden ließe.

Urban Waldbrenner hatte so lange geschwiegen, als seine Pfeife noch Rauch gegeben, denn er liebte es nicht, während des Rauchens zu sprechen. Jetzt legte er die Pfeife weg, leerte ein halb gefülltes Glas bis zur Neige und sagte:

„Was schon einmal im Poststellwagen meine Meinung war, daran hat sich nichts geändert. Die Leute, die Geld haben, sind nicht so dumm, was sie durch eigene Spekulation gewonnen haben, durch die Spekulation eines anderen verlieren zu wollen. Für nichts ist nichts; ich wundere mich, daß ich das einem alten Geschäftsmann erst sagen muß. Nichts also haben Sie mehr, wie ich sehe, wie Sie selber die Sachen ansehen. Dafür also, wie gesagt, ist nichts. Aber, sapperlot! Sie haben noch was, Sie haben noch was zum Versetzen, zum Verkaufen, zum Vertauschen, kurz, um ein Geschäft damit zu machen. Sie haben eine Tochter."

Er sah Schluck mit listigen Augen an, und diesem lief es kalt über den Rücken.

„Wie meinen Sie das, Urban Waldbrenner?" stammelte er und wollte doch eine gewisse Feierlichkeit in die Frage legen.

„Ich mein halt," erwiderte der letztere, „die Tochter müßten S' mir zu einer Heirat überlassen."

Wendelin war es, als müßte er sich aus dem Fenster stürzen — und dennoch! die Gier nach dem Wiederaufbau seiner Verhältnisse war so mächtig in ihm, daß ihm jeder Preis annehmbar erscheinen wollte.

„Wie alt sind Sie?" fragte er mit leiser Stimme, wie man spricht, wenn man zu einer verbrecherischen That den Anfang macht.

„Ich werde auf Martini neunundsechzig Jahre alt," erwiderte Urban gleichmütig und griff wieder zu der Pfeife, hielt sie mit den Zähnen und zog aus der Tasche Feuerstein und Schwamm, um sie anzubrennen.

„Und da denken Sie noch daran, um die Hand eines blutjungen Mädels zu werben!" rief Wendelin mit einem Zorn, der ihn plötzlich übermannt hatte.

Dem Müller vom Tabor fiel die Pfeife aus dem Munde, denn ein erschütterndes Lachen setzte seinen ganzen Körper in Bewegung. Nur abgebrochen, fast erstickend war er im stande, nach und nach die Worte hervorzustoßen:

„Ich — ich — könnt mir einfallen — ha, ha! — Mein Sohn!"

Wendelin atmete auf. Er mußte sich ein Glas Wein einschenken, so sehr hatte ihm bisher unnennbare Angst die Kehle zusammengepreßt.

„Ihr Sohn," sagte er. „Wer, was ist Ihr Sohn?"

„Sie haben ihn ja gesehen," erwiderte der Alte, Feuer schlagend; „Arnold Melchior Waldbrenner."

Er paffte, aber nicht lange, denn auf ihm ruhten die Augen Wendelins noch immer so fragend, daß sich Urban gedrängt fühlte, die Pfeife wieder abzulegen, um Aufklärung zu geben.

Was er in breiter Redeweise und mit umständlichen Nebenbeziehungen auseinandersetzte, läßt sich kürzer zusammenfassen.

Er war seit fünfundvierzig Jahren Müller am Tabor und hatte die großen Kriegsstürme, mit welchen die Franzosen im Anfang des Jahrhunderts wiederholt über Wien hereinbrachen, zu seinem großen Vorteil auszubeuten verstanden. Es gab Momente, in denen sein Mehl allein Armeen ernährte, die Folge der günstigen

Lage seines Anwesens. Als ausgezeichneter Lieferant war er den französischen wie den österreichischen Militärbehörden bekannt. Daraus entwickelten sich Verbindungen mit dem Offiziersstand, die weit in die Friedenszeit hinein fortdauerten. Der junge Adel im Heere braucht immer Geld, und die Art, wie Urban zu Hilfe kam, ohne geradezu Wucher zu treiben, machte ihn immer gesuchter und immer beliebter und brachte sein Vermögen auf eine ungewöhnliche Höhe, woran auch das fortwährend florierende Mahl- und Getreidegeschäft großen Anteil hatte.

Seine Frau war schon seit Jahren tot. Sie hatte ihm drei Söhne und zwei Töchter gebracht. Die letzteren waren gut verheiratet; von den Söhnen war ihm nur der jüngste am Leben geblieben. Ihn hätte er gern in eine dem Vermögen, das er ihm hinterlassen konnte, entsprechende Weltstellung gebracht. Die beiden früh Verstorbenen waren dazu ganz geneigt gewesen und hatten, als Kadetten in Militärinstituten erzogen, bald die Rolle von Kavalieren gespielt. Der jüngste Sohn, Arnold Melchior, war hingegen aus Feld und Mühle nicht hinwegzubringen gewesen. Er mußte zur Landwirtschaft bestimmt werden und arbeitete zu diesem Zweck auf dem entfernten Gut eines Schwagers wie ein gemeiner Knecht. Vom Militärdienst mußte ihn der Vater loskaufen, wie es damals den Wohlhabenden frei stand, denn zu diesem Dienst verspürte Melchior nicht die geringste Lust. Dafür war das Bedürfnis nach allgemeiner Bildung in ihm aufgegangen, was dem Vater, der gern mit ihm in irgend einer Richtung etwas Höheres erreicht hätte, äußerst willkommen war. So besuchte Melchior jahrelang deutsche Universitäten, hörte Vorlesungen in verschiedenen Fächern, natürlich ohne an ein Brotstudium zu denken, und bereitete, als er endlich zurückgekehrt war, seinem Vater große Enttäuschung. Denn dieser hatte geglaubt, die weiten Reisen, die Melchior auch nach Frankreich, England und der Schweiz ausgedehnt, würden in Verbindung mit den gelehrten Studien aus Melchior einen vollkommenen Mann von Welt machen, fähig und geneigt, sich in den elegantesten Kreisen der Hauptstadt mit Gewandtheit als ein Gleichberechtigter zu bewegen. Ob er nun die Fähigkeit dazu gehabt hätte, blieb unentschieden; seine fast leidenschaftliche Abneigung aber gegen gesellige Beziehungen solcher Art unterlag keinem Zweifel. Er wollte ein Bauer sein und für nichts anderes gelten.

So übernahm er denn den landwirtschaftlichen Betrieb eines Gutes in Steiermark, das eigentlich einer gräflichen Herrschaft gehörte, durch die darauf lastenden Schulden aber so gut wie Eigentum des alten Waldbrenner war. Die Thätigkeit Melchiors, zum Teil auf neuen Principien beruhend, machte Aufsehen in der Umgegend, und da man wußte, daß er ein „Studierter" war, so hieß er dort überall nur der „lateinische Bauer". Er hätte sich aber gern in Niederösterreich, seiner eigentlichen Heimat, angesiedelt, was ihm jedoch der Alte, sehr mürrisch gegen ihn gestimmt, vorläufig verweigerte.

Der hauptsächlichste Kummer des Vaters war die Schwierigkeit, den Sohn angemessen und seiner Neigung entsprechend zu verheiraten. Eine reiche Mitgift der zu Erwählenden wurde dabei schon nicht mehr in Betracht gezogen. Zwar hatte der Alte, wie diejenigen alle, die den Schwerpunkt des Lebenswertes im Gelde sehen, auch in dieser Beziehung anfangs und ungeachtet seines eigenen großen Reichtums goldene Berge geträumt, allein diese Rücksicht war längst in den Hintergrund getreten, nachdem sich eine Heirat überhaupt als nicht leicht zu verwirklichen herausgestellt hatte. Die Schwierigkeit lag darin, daß Melchior kaum zu bewegen war, den sogenannten gebildeten Kreisen in den Städten sich gesellig anzuschließen, und, wenn er sich mit Mühe dazu brachte, den jungen Mädchen fremdartig und fast wie ein Bauer erschien. Andererseits wieder war er zu nichts

weniger geneigt, als im Besitz einer wirklichen Bildung und geläuterten Denkungsweise, ein Mädchen vom Lande, eine Bauerndirne zu wählen. Da war dem Alten durch die Erzählung Wendelin Schlucks im Poststellwagen der Gedanke aufgestiegen, daß gerade ein Mädchen wie die Tochter des Sattlermeisters, von schlichter, bürgerlicher Herkunft und dennoch nach Erziehung und Umgang von vornehmer Art, wie geschaffen wäre für seinen Sohn, der ebenfalls in einer niederen und einer höheren Lebensrichtung zugleich steckte.

Darum war der Alte, kaum in Wien wieder angekommen, zu seinem Sohn nach Steiermark gereist. Dieser wollte anfangs wie gewöhnlich von einer Brautschau nichts wissen, allein durch die damit in Verbindung stehende Aussicht, ein Gut in Niederösterreich zu erwerben, gelang es dem Alten, Melchior gefügig zu machen. Sie kamen überein, daß vorerst der Familienname nicht genannt werden sollte, damit von allen Seiten die Unbefangenheit gewahrt bleibe. Nach den Andeutungen Waldbrenners gegenüber seinem Reisegefährten Schluck hätte dieser sonst sogleich erraten, um was es sich handelte.

Der Eindruck Isidoras auf Melchior schien ein nachhaltiger gewesen zu sein, denn er war zum Vater nach Wien geeilt, um ihm seine Bereitwilligkeit zur Heirat und zu dem sich daran schließenden Gutsankauf anzuzeigen. Nach alter Sitte sollte der Vater für den Sohn Brautwerber sein und dabei zugleich die materiellen Abmachungen besorgen. So war es gekommen, daß statt Melchior und seinem Rechtsfreund Urban Waldbrenner zu der anberaumten Zeit erschienen war.

Bis der Müller diese Auseinandersetzung der ganzen Sachlage fertig gebracht hatte, waren Stunden vergangen, und man rief zum Mittagessen. Schluck war es höchst willkommen, in den Verhandlungen zu einer Pause stiller Überlegung zu gelangen. Er führte seinen Gast, indem er ihm die Hoffnung aussprach, derselbe werde nicht früher scheiden, als bis alles ins reine gebracht sei, und müßte er deshalb über Nacht bleiben, zu den Frauen, und man setzte sich zu Tisch. Der Alte aß und trank mit unsäglichem Gleichmut, sprach kein Wort und that nichts anderes, als daß er zwischen den Gängen ein mächtiges Brillenfutteral herauszog, seine Augen bewaffnete und nach einigem Umhersehen im Saal fest auf Isidora blickte, bis ein neues Auftragen ihn veranlaßte, die Brille wieder ins Futteral und dieses in die Tasche zu schieben. Schluck hatte ihn den Frauen als den Vater Melchiors vorgestellt, was den Zwecken des letzteren nicht gerade Vorschub zu leisten geeignet war.

Die Stille bei Tische gab Schluck hinreichend Gelegenheit, seine Lage von neuem zu überdenken. Die Angst, Isidora einen Gatten in Gestalt Urban Waldbrenners vorschlagen zu müssen, war dem unglücklichen Mann abgenommen, und in dieser Erleichterung fand er es beinahe natürlich, daß seine Tochter jedem anderen Vorschlag zustimmen würde. Wenigstens fand er sich jetzt gewissermaßen berechtigt, mit strengster Energie auf seinem Willen zu bestehen. War doch Melchior jung und hübsch und auch sonst gewiß keine unangenehme Persönlichkeit. Freilich, ihm selbst, dem stolzen Sattlermeister, der von Aufnahme in die höchsten Sphären der Gesellschaft geträumt hatte, war eine solche Heirat eine nichts weniger als erfreuliche Aussicht. Was stand Isidora bevor bei diesem Manne, der ausschließlich der Feldarbeit leben wollte? Nichts weiter, als eine Bäuerin zu sein, vielleicht Kühe zu melken und Gras zu mähen. Es kam also darauf an, welche Vorteile dafür geboten wurden, welche Vorschläge Urban Waldbrenner zu machen hatte.

Man erhob sich vom Tische. Schluck sorgte für die Nachmittagsruhe seines Gastes und führte ihn nach seinem Schläfchen wieder in die Stube, in der sie anfangs verhandelt hatten. Bald war an

dem Müller die Reihe, zu sprechen, klaren Wein einzuschenken.

„Wissen Sie," sagte er, „ich war mein Leben lang ein ehrlicher Mann und möchte Sie nicht einmal durch Gesichterschneiden betrügen. Ich meine damit, wenn die Leut so gewiß Mäuler machen und mit den Augen zwinkern, damit man sich weiß Gott was einbildet, was sie später leisten oder zahlen werden. Mein Melchior ist im Grund ein armer Mann."

„Wie verstehen Sie das?" fragte Schluck mehr lächelnd als erstaunt.

„Das ist klar genug," war die Antwort. „Er hat mir in seinem Leben wenig Freude gemacht, ist leider Gottes mein einziger Sohn geworden und nicht in der Welt aufgestiegen, wie ich's gewollt hätt. Er ist ein Bauer, meinetwegen ein lateinischer. Dazu kommt noch, daß seine Schwestern auch schon erwachsene Kinder haben und zu großen Familien gehören, in denen viel Not und Sorge ist und wo's am Ende auch viel Geld brauchen wird, um auf allen Seiten auszuhelfen. Kurz und gut, nach meinem Tode ist er auf den Pflichtteil gesetzt, und davon wird noch abgezogen, was das Gut kostet."

Eine Pause trat ein. Schluck erwartete weitere Anträge und fragte endlich, als solche nicht erfolgten:

„Ja, wovon reden wir denn eigentlich? Sie haben vorhin etwas von meiner Tochter gesagt, vom Versetzen, Verkaufen oder vom Verheiraten — ich weiß nicht, was."

„Natürlich," erwiderte der Müller, „ich bin ja nur deswegen da, um für meinen Melchior anzuhalten."

„Ist mir eine Ehre," sagte Schluck mit kurzer Verbeugung, „und deshalb möcht ich doch wissen, wie es mit dem Heiratskontrakt aussehen müßte, wenn überhaupt davon die Rede sein soll."

Urban Waldbrenner sah auf Schluck, als ob er dessen Meinung aus seinem Gesicht herauslesen wollte, da sie ihm aus seinen Worten nicht deutlich zu werden schien. Endlich sagte er:

„Was giebt's denn da weiter für Kontrakte? Er kauft Ihnen das Gut ab und nimmt Ihnen das Mädel ohne Mitgift ab."

Schluck that, als ob er vor Lachen gar nicht zu Worte kommen könnte und sich nur mühsam zu der Erklärung brächte:

„Das Gut kann mir auch jeder andere abkaufen, ohne daß ich ihm dafür ein Geschenk mit meiner Tochter machen müßte. Was bleibt mir denn von dem Kaufschilling, wenn die Hypothekargläubiger abgefertigt sind? Nicht der Rede wert!"

„Und daß Sie die Tochter unter die Haube bringen, ohne einen Kreuzer mitzugeben, das rechnen Sie für gar nichts?"

Urban Waldbrenner hatte Gelegenheit, große Augen zu machen, als ihm jetzt Schluck eine Schilderung gab, wie seine Tochter umworben sei, wie sich bei ihrer Schönheit und ausgezeichneten Erziehung angeblich die ersten Kavaliere des Hofes bemühten, ihr ein Lächeln abzugewinnen, und kein Mann in der Welt wäre, der sich nicht glücklich schätzte, wenn sie ihm ihre Hand reichte, obgleich die Hand leer war. Da das Antlitz des alten Müllers durchaus nicht danach aussehen wollte, als ob er von dem hohen Glück, eine solche Schwiegertochter zu bekommen, gründlich zu überzeugen wäre, sah sich der Sattler genötigt, mit seinem Verlangen unumwunden herauszurücken. Schon im Postsstellwagen hatte er von einer Hilfe gesprochen, und daran erinnerte er jetzt den Müller.

„Was ich damals gesagt habe," versetzte dieser, „das sage ich noch heute. Geld? Bares Geld? Das giebt's nicht. Ich hab Ihnen aber damals schon gesagt, Sie könnten durch mich Ihren Talisman wieder beisammen haben, die Hexerei, die Ihnen Glück bringt. Wo ist denn der Türke, der zu Ihrem Haus gehört, wie heißt er nur?"

„Der läßt sich vor Fremden nicht sehen," erwiderte Schluck, scheinbar ganz gleichmütig, im Innersten aber sehr gespannt, auf welchem Wege der Müller dazu gelangt war, ein solches Anerbieten machen zu können.

„Also," setzte Waldbrenner fort, „ich will noch den goldenen Präsentierteller mit den Edelsteinen, den Schild, wie man's nennt, draufgeben, dann können Sie von vorn anfangen, ein reicher Mann zu werden, und das Pech, seit Sie das Ding nicht mehr haben, hat ein Ende."

Schluck zitterte in der That vor Begier nach der Wiedererlangung dieses Besitzes, was jedoch nicht hinderte, daß er mit dem Ausdruck der Verächtlichkeit äußerte:

„Das ist purer Aberglaube. Darauf kann man ja in einem Geschäft nichts geben. Ich könnt mir ebensogut eine geweihte Kerze oder ein ‚Sackerl' mit Kräutern von der Kartenaufschlagerin als einen großen Schatz aufbinden lassen; gehen S' weg!"

Der Müller schien in der That Miene zu machen, als ob er wegen Resultatlosigkeit der Verhandlung weggehen wollte.

„Übrigens," setzte Schluck, dies bemerkend, hinzu, „es wird mir schwer, zu glauben, daß Sie zu dem echten und rechten Schild gekommen wären. Wie ist's denn möglich? Der Graf Präuner hätt beinahe sein Schloß dafür gegeben, um nur so ein Stück in der Sammlung zu haben, und jetzt soll er's Ihnen verkauft haben, Ihnen, der Sie ja gar nichts Gescheites damit anfangen können?"

Urban Waldbrenner stand auf und ging ans Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Es regnete noch immer in Strömen, und kopfschüttelnd kehrte er zu dem bequemen Sofa zurück, um es sich noch eine Weile hier behaglich zu machen, weil er bei solchem Wetter die nichts weniger als glatte Straße nach Baden zum Bahnhof nicht befahren wollte.

Wie um sich die Zeit zu vertreiben, begann er die Geschichte zu erzählen, wie er zu dem Schmuckgegenstand gekommen war. Nichts konnte einfacher sein. Die Gräfin Präuner ergab sich dem damals auf dem Kontinent noch ziemlich neuen Vergnügen, Pferde zu ziehen, um damit auf den großen Rennen hohe Preise dafür zu erzielen und große Wetten zu gewinnen, mit außerordentlicher Leidenschaft. Große Summen gingen verloren. Nicht nur auf dem „Turf" selbst entschied sich dies, man wettete auch im geselligen Verkehr des Salons. Zu der Gesellschaft der Gräfin gehörte auch der älteste Sohn des tief verschuldeten Grafen Oldfred, welcher es nur einem gewissen Erbarmen seines hauptsächlichsten Gläubigers, Urban Waldbrenner, verdankte, daß die Verhältnisse nicht mit Skandal und Eclat zusammengebrochen waren. Der Müller übte dadurch eine Art von Dankbarkeit, denn seine beiden verstorbenen Söhne waren vom Grafen gefördert und beschützt worden.

Der älteste Sohn lebte seit langer Zeit in Paris und wußte dort anständig, seinem Range gemäß, aufzutreten. Die Gräfin Präuner sollte ihm eine große Wette bezahlen, die sie verloren hatte. Bereits war es zwischen ihr und ihrem Manne wegen des unverhältnismäßigen Geldverbrauchs zu bedeutenden Zerwürfnissen gekommen. Die zuletzt notwendig gewordene Zahlung zu leisten, weigerte sich Graf Präuner geradezu; selbst die Androhung eines Verzweiflungsschrittes der Gräfin rührte ihn nicht mehr, und erst als er erfuhr, daß der Gewinner Graf Oldfred war, wurde der erboste Gatte etwas gefügiger. Zu seinen vielen unklaren Ideen gehörte auch eine Verbindung mit dem finanziell so herabgekommenen Hause Oldfred; ihm schimmerte dabei eine diplomatische Beziehung vor, die bis in die österreichische Staatskanzlei und sogar bis hinauf zum Hof des Kaisers Ferdinand reichen sollte. Darum war auch das nächste Resultat seiner Unterredung mit dem Gläubiger seiner Frau, daß dieser seinem Bruder Sigismund in Wien dringend empfahl, mit dem Grafen Präuner und seiner Tochter nach der Rückkehr derselben in die Schönauer Gegend in näheren Verkehr zu treten.

Das zweite Ergebnis der Unterredung war, daß Graf Oldfred die mit Edelsteinen besetzte Goldplatte an Zahlungs-

statt annahm. Graf Präuner hatte sie nach Paris mitgenommen, weil er geglaubt, ebenfalls einen Talisman daran zu haben, auch ohne die dazu gehörige Hälfte in Gestalt eines orientalischen Sklaven. Nun war aber im Gegenteil in Paris Unglück ins Haus gekommen, was den Grafen Präuner nicht hinderte, sein Anerbieten dadurch zu verstärken, daß er den Gegenstand für ein höchst wirksames Glücksmittel ausgab. Graf Oldfred gab die Platte einem befreundeten Kavalier nach Österreich mit, um sie dem Vater zu überbringen, von dem er dafür Geld verlangte. Dieser versetzte das Objekt wie gewöhnlich bei Urban Waldbrenner, welcher wohl wußte, daß er es für eine entsprechende Nachzahlung als Eigentum hätte erwerben können.

Es war daher natürlich, daß ihn die Mitteilungen Schlucks im Poststellwagen über den Ursprung und die Bedeutung dieser orientalischen Kuriosität sehr in Anspruch nahmen. Was er von den äußeren Vorgängen, durch die sie in seinen Besitz gekommen war, in Erfahrung gebracht, erzählte er jetzt dem hoch aufhorchenden Sattlermeister und gab ihm von neuem zu bedenken, wie viel Wert er darauf legen sollte, den Schatz wieder in der Familie zu haben.

„Das Ding kann ein Brautgeschenk sein," sagte Urban, „am Tage des ersten Aufgebots kann's der Melchior bringen, und dann ist ja alles wieder gut."

Schluck blieb anscheinend sehr kalt, und es war deutlich zu erkennen, daß er eine Aufforderung erwartete, die Bedingungen, unter welchen er die Heirat zugeben wollte, selbst auszusprechen. Waldbrenner, dem davor graute, unverrichteter Sache zu seinem Sohn zurückkehren zu müssen, sah sich denn auch endlich gezwungen, gerade herauszusagen:

„Was verlangen Sie denn eigentlich? Ziehen S' vom Leder."

„Ich verlange nur, was billig ist," erwiderte Schluck, „ich verlange für mich selbst keinen Groschen Geld. Für mich selbst will ich mich mit dem Talisman begnügen. Melchior aber muß alles bezahlen, was auf dem Gut lastet, und es dann als schuldenfreies Eigentum auf den Namen meiner Tochter umschreiben lassen. Ihr Haus muß es sein, ihr Hab und Gut, ihr alleiniges Eigentum, ihr Witwensitz, wenn sie den Mann überlebt, ihr eigenes Wohnhaus im Fall einer Scheidung. Ja, im Fall einer Scheidung hätte er nicht auf einen Nagel im Haus Anspruch, muß davongehen und ihr alles allein überlassen. Das wär die Bedingung."

Urban Waldbrenner schien fast beleidigt zu sein.

„Sie denken weit voraus," sagte er, „sprechen schon vom Witwensitz und nun erst gar von einer Scheidung. Warum sollen denn die jungen Leut wieder auseinander gehen? Es schaut so aus, als ob Sie nicht auf eine Heirat, sondern auf eine Scheidung ausgingen."

„Man muß in solchen Fällen auf alles mögliche bedacht sein," fiel Schluck beschwichtigend ein, und der Müller ging langsam im Zimmer umher, sah wieder nach dem Wetter, das sich inzwischen gebessert hatte, und blieb endlich mit den Worten stehen: „Na, wissen Sie, die Dirn ist ein ganz sauberes Stück Weibsbild und mein Bub ist in sie verschossen. Wir wollen einig werden."

Es wurde nun zwischen den beiden Männern verabredet, daß an einem der nächsten Tage in Wien im Hause Schlucks auf Grund der eben von ihm ausgesprochenen Bedingungen alles fertig gemacht werden sollte. Noch immer ein wenig kopfschüttelnd stieg Urban Waldbrenner die Treppe hinab und in seinen Wagen. Für Wendelin Schluck aber war jetzt erst das Schwierigste zu überwinden — der vorauszusetzende Widerstand seiner Tochter.

(Schluß folgt.)



Robert Burns,
Schottlands unsterblicher Liederdichter.

Von

Otto Baisch.

O, gebt mir einen Funken nur
Vom edlen Feuer der Natur!
Muß ich dann auch auf karger Flur
Mit Mühsal ringen,
Mein Lied wird auf der Wahrheit Spur
Zum Herzen dringen.

Robert Burns: Epistel an J. Lapraik.

Es ist ein seltsames Ding um die Zwitterstellung, welche die Gesellschaft, soweit sie für Poesie empfänglich ist, der Erscheinung des großen Ayrshire-Barden gegenüber einzunehmen pflegt. Staunend schaut sie hinauf zu der Höhe des Kunstvermögens, das den schlichten Landmann befähigte, die tiefsten Empfindungen der Seele in die vollendete Melodie des Wortes zu fassen, und dennoch vermag sie es kaum über sich, anders als mit vornehmer Miene und bedauerndem Achselzucken über den Menschen hinwegzublicken, der doch nur ein Bauer gewesen, mit Landleuten als einer der Ihrigen gelebt, Bauerndirnen in seinen Liedern gefeiert und an des niederen Lebens Unzulänglichkeit elend zu Grunde gegangen. Dieser bis heute fortbestehende Zwiespalt der Meinung ein und derselben Beurteiler in Anschauung ein und derselben Persönlichkeit war bereits der gleiche zu den Zeiten, da der merkwürdige Mann auf Erden wandelte. Damals wie jetzt konnte man sich schwer entschließen, das Außerordentliche rückhaltlos anzuerkennen; damals wie jetzt ließ man es den Hüttensohn doppelt entgelten, daß man sich vor seinem kühn beschwingten Genius beugen mußte; damals wie jetzt pries man seinen Geist und bemängelte zugleich seine Persönlichkeit, und an solchen Klippen, armer Burns, mußte dein Lebensglück zerschellen!

Ein Bildnis des schottischen Dichters Fergusson war es, unter das Robert Burns die beredt sprechenden Verse schrieb:

Fluch der dankleeren Menschheit, die der Gaben
Sich freut, den Geber aber darben läßt!
Mein ältrer Bruder du im Mißgeschick,
Weitaus mein ältrer Bruder in der Dichtkunst,
Mit Thränen traur ich um dein trübes Los.
Warum vergißt des Dichters stets die Welt,
Der doch so innig glüht für ihre Schönheit?

Sein älterer Bruder in der Dichtkunst; wohl durfte Burns ihn in gewissem Sinne so nennen. Wie ein Shakespeare nicht ohne alle und jede pfadbereitende Vorgängerschaft zu dem gewaltigen Schauspieldichter geworden ist, den wir in ihm bewundern, so ist auch für Burns die Poesie nicht ohne ein vor seiner Zeit gelegtes Saatkorn aus der Ackerscholle emporgewachsen. Seit Jahrhunderten schon blühte im Hochland wie in den Niederungen des kaledonischen Reiches wild wuchernd eine urwüchsige Poesie, die in Gestalt kräftig betonter Volksgesänge von Mund zu Munde ging, von Geschlecht zu Ge-

schlecht sich vererbte. Die ersten, die diesen volkstümlichen Dichtungsschatz aufgriffen und in einem mehr kunstgemäßen Sinne weiterbildeten, waren Robert Fergusson und Allan Ramsay, einfache Männer aus dem Volke wie Burns selbst. Von diesem leuchtenden Meteor verdunkelt, blieben sie samt ihren Werken nach dem Auftreten des gefeierten Barden nahezu unbeachtet, ähnlich wie nach Shakespeares Auftreten John Lily, Robert Green, Christopher Marlowe lange Zeit völlig vergessen, aus den Verzeichnissen der Litteraturgeschichte gestrichen zu sein schienen. In der That haben Fergusson und Ramsay die Wege für Robert Burns nur insoweit geebnet, als es sich um die Formen von Episteln und ähnlichen breitspurigeren Dichtungsarten handelte. Hier knüpfte Burns, als er einmal den Dichterberuf in sich klar bewußt zu fühlen und zu hegen begonnen, an die erwähnten Vorbilder an, freilich auch auf diesen Gebieten sie binnen kurzem tief in den Schatten stellend. In erster Linie aber hatte er frisch und naiv aus derselben Quelle geschöpft, der jene beiden ihre Anregungen verdankten. Sein Lehrmeister war das schottische Volkslied, das, getragen von der weichen seelenvollen Stimme seiner Mutter, schon den Säugling in Schlummer gewiegt innerhalb jener anspruchslosen Hütte, die Vater Burneß aus Lehm und Stroh mit eigenen Händen errichtet hatte.

William Burneß — diese ursprüngliche Schreibweise des Familiennamens wurde von Robert kurz vor Veröffentlichung seiner ersten Gedichtsammlung auf die nunmehr weltberühmt gewordene Form abgekürzt — war Gärtner und Gutsaufseher auf Doonholm, dem nahe bei der Grafschaftshauptstadt Ayr gelegenen ländlichen Besitztum eines kleinen schottischen Gutsherrn. In dieser Stellung hatte er sich seinen bescheidenen Hausstand gegründet, und am 25. Januar 1759 wurde ihm sein erstes Kind — unser Robert — geboren. Der Knabe war wenige Tage alt, als ein orkanartiger Sturm das Dach des Hauses packte und in Trümmern zur Seite schleuderte. Durch Nacht und Unwetter mußten Mutter und Kind nach einer Nachbarhütte gebracht werden, wo sie Zuflucht fanden, bis der angerichtete Schaden wieder ausgebessert war.

In seinem sechsten Jahre wurde Robert in die unfern gelegene Dorfschule von Alloway Mill geschickt. Bald aber erzielte der dortige Schulmeister seine Versetzung auf eine bessere Stelle, und ein Nachfolger wurde von Amts und Gemeinde wegen nicht berufen. Vater Burneß, der inzwischen auch seinen zweiten Sohn Gilbert in ein lernbegieriges Alter hineinwachsen sah, schlug sich ins Mittel. Auf seine Anregung hin unternahmen es mit ihm gemeinsam vier umwohnende ländliche Familienväter, einen jungen Lehramtskandidaten bei sich reihum zu beherbergen und zu verköstigen, damit er ihre Kinder unterrichte, wofür ihm überdies eine kleine Geldentschädigung zugesichert sein sollte. Es war um Mitte März 1765, als Burneß selbst sich auf den Weg machte, um in Ayr den jungen John Murdoch, einen achtzehnjährigen Jüngling, der ihm für gedachtes Lehramt empfohlen war, zu sprechen und in seiner schlichten, aber praktisch einsichtsvollen Weise zu prüfen. Der junge Mensch gefiel ihm, das vorgelegte Schreibheft nicht minder, und wenige Wochen später trat unser Kandidat in die ihm zugedachte Stellung ein.

Schon durch diese umsichtige und thatkräftige Fürsorge für eine angemessene Schulung seiner Kinder zeigt sich William Burneß als der gediegene Hausvater, den sein berühmt gewordener Sohn zeitlebens in ihm verehrt hat. Mit einer wohlthätigen Verbindung von Liebe und Strenge zog er seine Kinder, deren Zahl sich im Laufe der Jahre auf sieben vermehrte, auf in Ordnung, Gottesfurcht und Arbeitsamkeit. Seine rastlosen Bemühungen für das äußere Wohl der heranwachsenden Familie waren leider nicht von entsprechendem Erfolge gekrönt. Alle Versuche, seine Lage im Verhältnis zu den gesteigerten Bedürfnissen des Hauswesens

zu verbessern, schlugen ins Gegenteil um. Kaum hat er, durch die Gewogenheit seines bisherigen Brotherrn unterstützt, ein Stückchen Ackerlandes zu eigenem Betriebe gepachtet, so sieht er durch die Ungunst der Witterung seine Ernteholffnungen verkümmert. Die ertrügnisarmen Jahre häufen sich. Er sucht Rettung auf einem anderen Pachtgut, das er für besser gehalten, das sich aber nachgerade als schlechter erweist. Die Not wächst. Sein Gönner ist gestorben. Ein hartherziger Verwalter bedrängt den armen Mann in grausamster Weise.

Unter solchen Verhältnissen ergab es sich von selbst, daß die Kinder des Hauses, sobald ihre Körperkräfte es irgend gestatteten, eifrig mit Hand anlegen mußten, wo und wie es nur immer ging. Mit vierzehn, fünfzehn Jahren verrichteten sowohl Robert als Gilbert schon das volle Tagewerk eines erwachsenen Mannes.

Um diese Zeit geschah es, daß Robert bei den Erntearbeiten sich nach schottischem Brauch eine kleine Handlangerin gesellt sah. „Es war" — so berichtet er selbst — „ein frisches, holdes, liebliches Kind, um ein Jahr jünger als ich. Ohne es zu ahnen, weihte mich das holdselige Geschöpf in jene entzückende Leidenschaft ein, die ich trotz aller herben Enttäuschungen, trotz aller bedächtig tastenden Vernunft und büchergelehrten Philosophie für das höchste Glück des menschlichen Herzens halte, für das köstlichste Geschenk, mit dem unsere Erdentage gesegnet sind. Zu ihren herzgewinnenden Gaben zählte die des anmutigen Gesanges; das reizte mich, ihrer Lieblingsmelodie einen entsprechenden Ausdruck in Versen zu unterlegen. Ich bildete mir nicht ein, Reime gleich den gedruckten machen zu können, deren Verfasser Griechisch und Latein gelernt haben; aber mein Mädchen sang ein Lied, das, wie man erzählte, der Sohn eines Kleinbauern auf eine von seines Vaters Dienstmägden, die er gern sah, gedichtet hatte. Warum sollte ich nicht Verse machen können so gut wie er? — Auf solche Weise nahmen bei mir Liebe und Poesie ihren Anfang, die für mich seither den schönsten, zeitweilig den einzigen Quell der Freude gebildet haben."

Diese niedliche Jugendgeschichte begreift in sich bereits den Kern des Burnsschen Wesens. Die Heimatmelodien klingen ihm entgegen, muten ihn doppelt sympathisch an, wenn sie von einer frischen, gemütvollen Stimme gesungen, von den rosigen Lippen eines munteren Mädchens ihm entgegengehaucht werden. Der Widerhall, den solche Klänge in seiner Seele finden, gestaltet sich zu dichterischen Strophen, die dem Rhythmus der betreffenden Melodien sich eng anschließen. Alles das vollzieht sich zunächst in ganz naiver Weise mit einer gewissen Naturnotwendigkeit. Der Keim dazu wurzelt im schottischen Wesen. Auch andere dortige Naturkinder haben bereits Ähnliches versucht. Nur kommen diese anderen kaum über das kindliche Stammeln des radebrechenden Reimschmieds hinaus; bei Burns dagegen gewinnt der unmittelbare Naturlaut ganz wie von selbst künstlerische Rundung und Schönheit; der schlichte Landmann ist ein Meister der poetischen Sprache, ein Dichter von Gottes Gnaden lange, bevor er selbst sich dessen bewußt wird. „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet." Kaum auf einen zweiten Dichter paßt das Goethesche Wort so vollständig und schlagend wie auf Burns. Woher nahm er die Künstlerschaft, während andere unter denselben Einflüssen bei ähnlichen Versuchen armselige Stümper blieben? — Hier stehen wir vor der genialen Begabung, deren Quellen unergründlich sind.

Soweit es sich um die Seele seiner Dichtungen handelt, kommt allerdings zunächst jene Gemütsvertiefung in Betracht, die ihm als elterliches Erbteil angeboren war und die in dem innigen Familienleben des Burneßschen Hauses tagtäglich neue Nahrung fand. In seinem vielgefeierten Gedicht „Samstag Abend in der Hütte", dessen charakteristische Züge Burns in den vier Wänden des Vaterhauses nach der Natur zeichnete, hat er diesem schönen

Familienleben ein dauerndes Denkmal gesetzt. Er schildert, wie am letzten Abend einer trüben Novemberwoche der müde Landmann vom Feld nach Hause kehrt; wie die daheim gebliebenen kleineren Kinder ihm vor die Thür entgegeneilen, das jüngste sich an seine Knie klammert, indes sein treues Weib vom Herd aus, an dem sie das bescheidene Abendessen bereitet, ihm einen traulichen Gruß entgegennickt. Die älteren Kinder, von denen das eine da, das andere dort einer ernsten Thätigkeit nachgegangen ist, um nach Kräften selbst für seinen Lebensunterhalt besorgt zu sein, kommen fröhlich nach Hause. Voll ungeheuchelter Herzlichkeit begrüßen sich Brüder und Schwestern und erkundigen sich gegenseitig teilnehmend nach ihren kleinen Erlebnissen. Mit stillem Glück ruhen die Blicke der Eltern auf ihren Kindern, denen der Vater Tugend und Pflichttreue zu lehren nicht müde wird. Nachdem alle sich um den häuslichen Tisch gesammelt haben, wird der rauhe, aber kräftige Haferbrei aufgetragen, der ähnlich wie in manchen Gegenden Süddeutschlands auch in Schottland das ländliche Hauptgericht bildet.

Die Mahlzeit ist vorbei. Des Herdes Glut
Wird zu des Kreises Mittelpunkt erlesen.
Der Vater bringt in treuem Glaubensmut
Die Bibel, die der Ahnen Stolz gewesen.
Sein Käppchen legt er ehrerbietig ab;
Schmal um den Scheitel prangt des Alters Krone.
Manch Sprüchlein, das einst Zion Stärke gab,
Erwählt er, daß auch ihn sein Segen lohne;
„Nun lobet Gott!“ spricht er in feierlichem Tone.

Sie singen ihre frommen Melodien,
Die — herzentsprungen — auch das Herz ergreifen,
Ob klagend sie beklommner Brust entfliehn,
Ob sie die Saiten hoher Freude streifen.
O! was ist neben diesem schlichten Chor
Italiens kunstvoll trillerreiche Weise?
Sie reizt die Sinne, kitzelt wohl das Ohr,
Doch unsre Seelen läßt sie ohne Speise;
Nichts, nichts hat sie gemein mit unsres Schöpfers Preise.

Der priestergleiche Vater liest das Wort,
Wie Abraham vertraut war seinem Gotte;
Wie Moses sich geschlagen fort und fort
Mit Amaleks betrügerischer Rotte;
Wie, von des Himmels Strafgericht bedroht,
Sich König David krümmte als Bereuer;
Wie Hiob klagt in seiner tiefen Not,
Jesaias prophezeit in hehrem Feuer
Und der Psalmist uns singt, was uns für ewig teuer.

Er liest wohl auch im Neuen Testament,
Wie schuldlos Blut gesühnt der Schuld'gen Wege;
Wie, den der Himmel seinen Zweiten nennt,
Hier nicht besaß, wo er sein Haupt hinlege;
Wie Christi erste Jünger manchem Land
Gelehrt die heil'ge Vorschrift und Geschichte;
Wie jener, den nach Patmos man verbannt,
Den mächt'gen Engel sah im Sonnenlichte
Und stumm den Spruch vernahm von Babels Strafgerichte.

Dann kniet der Prediger und Vater hin;
Zum Herrn in Himmelshallen steigt sein Flehen.
Und gläubig betet's nach der Seinen Sinn:
Daß einst sie alle dort sich wiedersehen,
Sich sonnend an dem Urquell alles Lichts,
Von Not und Weh für immerdar geschieden,
Den Schöpfer preisend sel'gen Angesichts,
Noch inniger verbunden als hienieden,
Indes der Zeiten Kreis sich schlingt in ew'gem Frieden.

Vor diesem Bilde — wie verblaßt, wie lau
Erscheint der Kirchendienst beim Glanz der Kerzen,
Wo der versammelten Gemein zur Schau
Die Demut allwärts herrscht — nur nicht im Herzen.
Den Höchsten täuscht kein leeres Wortgepräng;
Er kehrt sich zürnend ab vom hohlen Treiben,
Doch mag in einer Hütte klein und eng
Dem Gottesdienst der Seelen nahe bleiben
Und in sein Lebensbuch der Armen Namen schreiben.

So wurde im Burneßschen Hause der Grund zu einer echten Frömmigkeit gelegt, deren Nachklänge in Robert bis in die Zeiten seiner keckften Freigeisterei hinein deutlich wahrnehmbar bleiben. Den ersten Grund zu einer gelockerteren Lebensauffassung legte sein Aufenthalt in dem Küstenstädtchen Kirkoswald, wo er seinen neunzehnten oder zwanzigsten Sommer verbrachte, um das Feldmessen zu erlernen. „Ich machte darin“ — so meldet des Dichters eigener Bericht — „ziemlich gute Fortschritte. Bedeutender aber war die Menschenkenntnis, die ich mir bei dieser Gelegenheit erwarb. Der Schmuggel wurde damals in ziemlich erfolgreicher Weise betrieben, und nicht selten geriet ich in die Gesellschaft derer, die ihm oblagen. Bis dahin waren mir trotz meines Hanges für die Geselligkeit lärmende Gelage unbekannt geblieben. Hier lernte ich meinen Humpen leeren und mich unerschrocken unter trunkenen Zechern bewegen. Gleichwohl ging es mit meiner Mathematik recht gut voran, bis ein reizendes Mädchen, das unmittelbar neben der Schule wohnte, meine Trigonometrie

über den Haufen warf. Einige Tage lang vertiefte ich mich noch mit Selbstüberwindung in meinen Sinus und Kosinus; als ich aber eines schönen Nachmittags in den Garten trat, um die Höhe der Sonne zu messen, fand ich dort meine Angebetete ,Blumen pflückend wie Proserpina, sie selbst der Blumen schönste‘. Vergeblich alle Anstrengung, länger in der Schule gut zu thun! Die eine Woche, die ich noch daselbst verbrachte, ging damit hin, daß alle meine Gedanken bei der Holden verweilten oder daß ich mich hinaus stahl, um mit ihr zusammenzutreffen. Wäre in den beiden letzten Nächten meines dortigen Verweilens der Schlaf eine Todsünde gewesen, das vor meiner Seele schwebende Bild des bescheidenen, unschuldsvollen Mädchens hätte mich makellos erhalten.“ — Die Erntezeit rief den verliebten Jüngling nach Hause. Seine Gedanken aber kehrten zu der Schönen von Kirkoswald zurück, und dieser Erinnerung entsprang eines seiner hübschesten Jugendlieder. Es sind dies jene „Stanzas composed in August“, welche Freiligrath mit dem Anfang: „Nun kommt der Herbst, nun kommt die Jagd“ als Nr. 7 der dreizehn von ihm übersetzten Lieder unseres Dichters mitgeteilt hat und die sich in meiner eigenen, der Kollektion Spemann eingereihten Übersetzung der Burnsschen Lieder und Balladen unter dem Titel „Im August“ auf Seite 13 und 14 wiedergegeben finden.

Und nachts, allein im Mondenschein,
Gedenk ich dein, du Süße!

Die Ferne jedoch machte das Bild der flüchtigen Begegnung allgemach erbleichen. Andere Eindrücke gewannen in der beweglichen Poetenphantasie die Oberhand. Endlich schlug auch ihm die Stunde, da sein Herz sich in Banden fühlte, die zur Unlösbarkeit zu verknüpfen sein innigster Wunsch war. Er zählte zwei- bis dreiundzwanzig Jahre, als er solch tief gegründete Zuneigung zu einem holden Bauernkinde faßte und nährte. So oft er es nur ermöglichen konnte, schlug er zur Abendzeit den fast stundenweiten Weg nach der Wohnung seiner Erkorenen ein, um mit ihr unter der Thür ihres Hauses, wie es die ländlich schottische Sitte gestattete, ein süßes Stündchen zu verplaudern. Da wurden Liebesschwüre getauscht, Zukunftspläne geschmiedet. Würde sie nur erst sein trautes Weibchen sein, wie wollten sie alsdann mit vereinten Kräften des Lebens Last und Mühen tragen und sich dieselben gegenseitig versüßen!



Robert Burns.

O glücklich Lieben, wo man also liebt!
O Herzentzücken! Wonne sonder Gleichen!
Und zögest du, so weit es Menschen giebt,
Dies würdest du ersehn aus allen Zeichen:
Beut irgend noch ein Himmelsglück sich dar
Auf dieser Welt, die Kampf und Not durchwühlen,
So ist es, wo ein züchtig liebend Paar
Sich leis eröffnet sein geheimstes Fühlen,
Wenn Abendlüfte sanft die heißen Stirnen kühlen.

Die Geliebte baldmöglichst als sein Weib heimzuführen, war Roberts innigster Wunsch. Die äußeren Umstände freilich erschienen diesem Wunsche wenig günstig. Hatten doch die Unbilden, mit denen die Familie Burneß hinsichtlich ihrer Vermögenslage zu kämpfen hatte, sich von Jahr zu Jahr verschlimmert. Was nun beginnen? In jüngster Zeit hatte Robert auf einem kleinen Teil des väterlichen Pachtgrundes einen Versuch mit Flachsbau gemacht. Die Sache schien nicht übel einschlagen zu wollen. Da lag denn der Gedanke nicht allzufern, das Heil des neu zu gründenden Hausstandes von der besonderen Pflege jenes Zweiges zu erwarten. Um ihr nach jeder Richtung hin so gut als möglich vorstehen zu können, beschloß Robert, noch umfassendere Kenntnis und Übung auf diesem Sondergebiet zu erstreben. Dafür empfahl es sich denn, daß er den Betrieb an der Quelle, das heißt in einer den Flachsbau in hervorragender Weise pflegenden Gegend, studiere. Dieser Bedingung entsprach die kleine, eine gute Strecke nördlich von Ayr gelegene Küstenstadt Irvine. Dorthin gedachte nunmehr Robert sich für einige Zeit zu erwähntem Zweck zu begeben. Die nötigen Einleitungen wurden rasch ins Werk gesetzt. In wenigen Tagen bereits sollte die Abreise erfolgen, da — erhielt der heiratslustige Jüngling von der Erkorenen einen in aller Form verfaßten Absagebrief. Sie wünsche ihm, schrieb sie, alles Glück der Welt; aber bei genauer Prüfung ihrer selbst habe sie doch gefunden, daß sie die Seine nicht werden könne.

Robert war wie aus den Wolken gefallen. In seinem Herzen kämpfte das bittere Weh der getäuschten Hoffnung mit dem wegwerfenden Trotz des gekränkten Stolzes. Dem einen wie dem anderen Gefühl hat er in Versen beredten Ausdruck geliehen. Die Geliebte mit fingiertem Namen benennend, singt er das eine Mal:

O Mary, schaffst du Ungemach
Ihm, der dir weihte Leib und Leben!
Brichst du ein Herz, das nichts verbrach,
Als daß es wagt, nach dir zu streben!
Willst du nicht Lieb um Liebe geben,
Geh ohne Mitleid nicht davon!
Kein unzart Fühlen kann durchbeben
Die Brust der Mary Morison.

Aber kaum hat er in solchen melodischen Seufzern den ersten überwältigenden Schmerz ausgehaucht, so sträubt sich sein männlicher Stolz, sein kräftiger Jugendmut dagegen, einer Ungetreuen nachzuseufzen. Aus ganz anderem Tone klingt es nun:

Dein Wohlergehn, mein holdes Kind,
  Gut Nacht und Gott befohlen!
Nie komm ich mehr ans Pförtchen her,
  Zu plaudern süß verstohlen.

— — — — — — — —

Du warst so frei und sagtest mir,
  Du werdest nicht die Meine;
Ich bin so frei und sage dir:
  Dann wird's der andern eine!

— — — — — — — —

Gesund und stark an Mut und Mark
  Wag ich den Kampf des Lebens
Und hoffe kühn, ein redlich Mühn
  Entfalt ich nicht vergebens.

Getreu dem zuletzt ausgesprochenen Grundsatz begiebt sich Robert nun alsbald nach Irvine. Vorgängiger Verabredung gemäß tritt er dort mit Hilfe eines kleinen, mühsam aufgebrachten Sparpfennigs als Teilhaber in ein bescheidenes Flachsgeschäft ein. Aber nach so manchem harten Kampf mit des Lebens Fährten und Nöten hatten ihn die jüngsten Erfahrungen doch tiefer gepackt, als er sich selbst eingestand. Kein Ton der Klage zwar, kein Wort des aufflackernden Trotzes verrät hinfort einen Gedanken an diejenige, die ihn verschmähte. Er hat unter das Geschehene einen Strich gezogen; es scheint aus seinem Gedächtnis gelöscht. Die Nachwirkungen der Stürme aber, die seine Seele durchtobt haben, erkennen wir in seiner nervösen Erregbarkeit. Das unvermittelte heftige Überspringen von einer Stimmung in eine gegensätzliche wird bei ihm zur Regel. Während des Tages nimmt die angestrengte Arbeit jede Fiber seines Wesens in Anspruch; es bleibt kein Raum für irgendwelche Äußerung dessen, was in ihm vorgehen mag. In den Abendstunden, die er sonst mit

seltenen Ausnahmen im Kreise von Eltern und Geschwistern oder an der Pforte des Liebchens zu verplaudern gepflegt, flüchtet er sich jetzt, fern dem Vaterhause, aus seinen einsamen vier Pfählen nach irgendwelcher ländlichen Schankstätte. Da sitzt er bei seinem Kruge Bier — schweigsam, in sich gekehrt. Trübe Wolken lagern auf der sonst so offenen Stirn. Müd und schwer stützt sich das jugendliche Haupt auf die Hand, die sich in den schwarzen Haaren halb vergräbt. So kann er sitzen — stundenlang, nahezu unbeweglich. Um ihn herum gehen die einen, kommen die anderen; er achtet es nicht. Da tritt ein Bekannter an ihn heran. Ein freundlicher Gruß tönt ihm ins Ohr; eine Hand streckt sich ihm entgegen. Er schrickt aus seiner dumpfen Träumerei empor und erwidert die Begrüßung noch halb geistesabwesend. Will es nun aber der Zufall, daß der neue Ankömmling eine Saite anschlägt, die gerade jetzt in der Seele des stillen Träumers einen Wiederhall zu wecken geeignet ist, oder fügt es sich gar, daß eine junge Frau, ein rosiges Mädchen mit vorspricht (wie das in einer schottischen Schenke in keiner Weise auffällig erschien) und sich in das Geplauder der Männer mit hereinziehen läßt, dann leuchten wohl plötzlich die großen dunklen Augen des jungen Flachsbauern in lebhaftem Glanze; die kaum noch so schweigsamen Lippen entwickeln eine zündende Beredsamkeit; Schlag auf Schlag blitzen die Scherzworte in die Unterhaltung hinein; der Kreis der Teilnehmer und Teilnehmerinnen vergrößert sich; wer sich einmal hereingefunden, den läßt es so leicht nicht wieder los; bis tief in die Nacht hinein wird fortgeplaudert, fortgescherzt, und Robert ist der Mittelpunkt, die Seele des Ganzen.

Unter den Personen, mit denen der neue Aufenthaltsort Burns in Berührung brachte, befand sich auch ein junger Seemann mit Namen Richard Brown. Durch bewegte Lebensschicksale schon mit halbreifen Knabenjahren ganz auf sich selbst gestellt, hatte Brown im Kampf mit Sturm und Wogen, mit Schicksalstücken und Menschenbosheit seine körperlichen und seelischen Kräfte geübt und gestählt. Nunmehr im Besitz einer Zähigkeit und Abenteuerlust, die vor keiner Gefahr zurückschreckte, sah er mit dem ganzen kecken Frohmut des Matrosen in überlegenem Selbstbewußtsein über die minder beweglichen Verhältnisse des festen Landes hin. Eine solche Erscheinung konnte nicht verfehlen, auf den jungen Burns einen gewaltigen Eindruck zu machen. Er, gewohnt, unter der Jugend seinesgleichen mit guter Berechtigung sich auf den Ersten hinauszuspielen, sah sich jetzt plötzlich einem Altersgenossen gegenüber, an dessen kühner, fest auftretender Beherrschung der jeweiligen Lage er unwillkürlich mit einer gewissen schüchternen Bewunderung emporschaute. Die Stunde nehmen, wie sie sich bietet; die Freude, den Genuß im Flug erhaschen, unbekümmert um das, was etwa nachfolgen mag; mit keckem Zug den Becher bis zum Grunde leeren auch auf die Gefahr eines bitteren Bodensatzes hin — das waren die leicht geschürzten Lebensregeln, die Brown nach echter Seemannsweise sich zu eigen gemacht. Sie hatten für eine Natur wie die unseres Freundes zu viel bestechenden Reiz, als daß Robert in ihre rücksichtslose Befolgung sich nicht allzuleicht mit hineingerissen gefühlt haben sollte. Nur eines lernt sich nicht so rasch: nach leichthin durchschwelgten Nächten den Dämon des Gewissens zu bannen, der die erste Stunde äußerer Ruhe wahrnimmt, um in der Seele des nach strengeren Grundsätzen Erzogenen seine ernste, mahnende Stimme vorwurfsvoll zu erheben.

So traten die Gegensätze, zwischen denen Robert seinen inneren Menschen hin- und hergeworfen sah, in immer verschärfter Weise hervor.

Gleichwohl brachte die neue Freundschaft auch Stunden eines ruhigeren Genusses ohne herben Nachgeschmack. Wenn die Woche mit ihrer sechstägigen Arbeitslast vorübergegangen war, der Sonntag einige Zeit der Erholung gewährte, dann

wanderten die beiden Freunde gern gemeinsam hinaus auf die feiertäglich stillen Feldwege oder in die nahen Wälder von Eglinton. Da vertieften sie sich wohl in ernste Gespräche über dies und das, und wie von selbst ergab es sich bei solchen Gelegenheiten, daß Robert den Freund auch mit seinen dichterischen Versuchen bekannt machte. Nun war die Reihe des Bewunderns an Brown, der die vernommenen Verse für viel zu gut erklärte, als daß sie so in der Stille verhallen sollten.

In den Wäldern von Eglinton keimte in Robert der erste Gedanke, daß er mehr als ein Gelegenheitsreimer, daß er ein erwählter Dichter sei, der seine Begabung gewissenhaft zu hegen, künstlerisch zu entfalten habe.

Bevor jedoch dieser Gedanke festere Wurzel zu fassen vermochte, sollten noch heftige Stürme an ihm rütteln. Die äußeren und inneren Kämpfe der jüngsten Zeiten hatten Roberts wiewohl von Hause aus kerngesunde und kräftige Natur zu tief erschüttert, um spurlos vorüberzugehen. Einige Monate nach seiner Ankunft in Irvine wurde er von bedenklichen Nervenleiden befallen, die sich in den peinlichsten körperlichen Beklemmungen äußerten. Selbstverständlich übten diese wiederum ihren Rückschlag auf seine Seelenstimmung. Kein Wunder, wenn die wenigen dichterischen Erzeugnisse, die jenen Tagen ihren Ursprung verdanken, so schwermütig als möglich gefärbt sind. Hierher zählt die folgende Ergießung, die unter dem Titel „Winter, ein Trauergesang“ in den „Vermischten Gedichten“ der Originalausgaben eine Stelle gefunden hat:

Der Sturm fegt übers Stoppelfeld,
Bringt Schnee und Hagelschlag;
Es starrt von Eis die öde Welt,
So weit man schauen mag.
Mit braunen Fluten stürzt der Bach
Herab vom kahlen Hügel;
Das Wild enteilt ins Waldgemach,
Zum Neste das Geflügel.

Ob auch manch andern noch so sehr
Der Winter schaudern macht,
Sein düstres Wesen lieb ich mehr
Als alle Maienpracht.
In meine Seufzer stimmt der Wind
So klagend und so sehnlich,
Und die entlaubten Bäume sind
Mir selbst wie Brüder ähnlich.

Allmächtiger, der meine Pein
Verfügt mit strenger Hand,
Sie muß zu meinem Besten sein,
Da du sie mir gesandt.
Laß mich, der du die Güte bist,
Nur eine Bitte wagen:
Da mir Genuß verweigert ist,
O hilf mir, still entsagen!

Ähnliche Empfindungen gelangten in anderen Strophen aus jenen trüben Tagen zum Ausdruck. Mittlerweile steigerten sich die körperlichen Leiden, von denen Robert heimgesucht war, dergestalt, daß er sich schließlich auf ein Schmerzenslager geworfen sah. Sein Vater, dem die Kunde davon zugegangen, eilte besorgt herbei, nach dem erkrankten Sohne zu sehen. Die Krisis trat ein und ging glücklich vorüber. Der Vater konnte die Beruhigung mit nach Hause nehmen, daß sein Kind der Genesung entgegenschritt. Sehr rasch freilich ging dieselbe nicht von statten, und auch das kranke Gemüt erholte sich schwer von dem darauf lastenden Druck. „Ein wahres Entzücken,“ schrieb Robert an seinen Vater, nicht lange nachdem der letztere nach Hause zurückgekehrt war, „liegt für mich in dem Gedanken, daß ich über kurz oder lang, vielleicht schon recht bald, allen den Leiden, den rastlosen Mühen und Drangsalen dieses trüben Lebens, dessen ich herzlich müde bin, für immer fahrwohl sagen werde.“

So geschrieben am 27. Dezember 1781.

Vier Tage später versammelte die Sylvesterfeier in dem bescheidenen Anwesen des von Robert mitbetriebenen Flachsgeschäfts einen kleinen Kreis von Freunden, und plötzlich finden wir den kaum noch so Lebensmüden wieder mitten unter den lustigen Gesellen als einen der ausgelassensten Plauderer. Es ging toll her in jener Sylvesternacht. In der übermütigen Zecherlaune, die sich der Teilnehmer des häuslichen Gelages bemächtigt hatte, versäumte man die nötige Vorsicht in der Hantierung mit Lampe und Feuer. Ehe man sich dessen versah, ging

das Anwesen in Flammen auf. Die Insassen vermochten sich mit knapper Not noch zu retten; das leichte Gebäude aber brannte nieder bis auf den Grund.

„Da saß ich nun,“ sagt Burns, „als ein echter Poet, keine sechs Heller wert.“ Kleinlaut kehrte er nach Hause zurück, wo sich um das Haupt seines Vaters die Wolken des Mißgeschicks immer schwärzer zusammenzogen. Um das Maß des Elends voll zu machen, hatte den schwergeprüften alten Mann die Lungenschwindsucht ergriffen, deren erschreckende Anzeichen bereits in bedenklicher Weise zu Tage traten. Mühsam schleppte sich Vater Burneß noch ein paar Jahre lang hin, bis am 13. Februar 1784 der Tod ihn von allen Ängsten und Leiden des Lebens erlöste.

In so zerrütteten Vermögensverhältnissen er auch sein Haus hinterließ, immerhin gelang es seinen beiden ältesten Söhnen Robert und Gilbert, gemeinsam den Pacht des unweit ihrer bisherigen Niederlassung gelegenen Gutes Moßgiel nahe dem Städtchen Mauchline anzutreten. Robert begann das neue Unternehmen mit den besten Vorsätzen. Er wollte allem, selbst der geliebten Reimerei, entsagen und seine Gedanken wie seine Thatkraft lediglich dem Gedeihen der landwirtschaftlichen Unternehmung zuwenden. Als aber gleich die erste Ernte fehlschlug, weil, wie sich nachträglich herausstellte, der eingekaufte Same nichts getaugt, da waren auch zugleich alle seine Vorsätze der Selbstüberwindung über den Haufen geworfen. Da es ihm nicht gelingen wollte, Erfolg zu erzielen auf den Bahnen, bei deren Beschreitung er sich Zwang auferlegen mußte, gedachte er einmal — vorerst wenigstens nebenbei — sein Glück in einer Weise zu versuchen, die seinem innersten Drang entsprach. Alle die Zeit, die er seinem landwirtschaftlichen Berufe nur irgendwie abzumüßigen vermochte, wendete er fortan der Pflege der Poesie zu. So entstand denn auch in den anderthalb Jahren vom Herbst 1784 bis ins Frühjahr 1786 eine ansehnliche Reihe seiner namhaftesten Dichtungen. Unter anderem fällt in diese Zeit die Ausführung der bereits charakterisierten Idylle „Samstag Abend in der Hütte“. Als scharf betontes Gegenbild dazu schuf Burns fast gleichzeitig die übermütige Dichtung „Lustiges Bettelvolk“. Bedenken wir, daß dieser Ausbund eines über göttliche und menschliche Gebote sich mit gleicher Verwegenheit hinwegsetzenden Übermutes und der innig fromme „Samstag Abend“ unmittelbar nebeneinander entstanden sind, so zeigt es sich klar, mit welch zielbewußter künstlerischer Objektivität der Dichter seine Stoffe zu behandeln verstand.

Inzwischen war auch sein eigenstes unmittelbarstes Empfinden nicht ohne neue lebhafte Anregung geblieben. Es war gegen Ende April 1785, als in Mauchline die üblichen Frühjahrsrennen stattfanden. Am Abend des Renntages, der eines der bedeutsamsten bürgerlichen Feste des Städtchens bildete, wurde nach altem Brauch in eigens für diesen Zweck aufgeschlagenen leichten Bretterbuden dem Tanzvergnügen gehuldigt. Auch Robert, seit seinen frühen Jünglingsjahren ein flotter Tänzer, nahm an dieser volkstümlichen Belustigung teil. Plötzlich entstand ein buntes Gewirr. Roberts großer Schäferhund, dem das Warten draußen vor dem Eingang der Bude zu lang dünken mochte, kam hereingestürzt, seinen Herrn zu suchen. Verdutzt über das unaufhörliche Kreisen der Tanzenden, war er denselben hauptsächlich infolge der eigenen Verlegenheit zwischen die Beine geraten und hatte arge Verwirrung angerichtet. Eben schickte man sich an, ihn mit Püffen, Schlägen und Fußtritten hinauszubefördern, als sein Herr, aufmerksam geworden, sich ins Mittel legte. Er bekam hämische Bemerkungen zu hören, deren Spitze darauf hinauslief, ob es wohl der Mühe wert sei, um eines Köters willen viel Federlesens zu machen. „Wollte Gott, es hätte mich jemand so lieb wie das Tier da!“ entgegnete Robert und brachte seinen bedrängten vierfüßigen Freund in Sicherheit.

Einige Tage später führte ihn sein Weg abermals nach Mauchline. Als er in eine der äußeren Straßen des Städtchens einbog, kam er an einer der Schönen vorüber, mit denen er jüngst in der Tanzbude zusammengetroffen und die er jetzt im Garten vor ihrem väterlichen Hause mit den Tagesarbeiten beschäftigt sah. Er grüßte; sie dankte. „Nun, Mr. Burneß,“ fragte sie ihn im Verlauf des Gespräches, das er, seinen Gang unterbrechend, angeknüpft hatte, „ist es noch immer Euer Hund, der Euch am liebsten hat?“ Dabei mochte sie wohl ihre unschuldigen Mädchenaugen harmlos auf den Befragten richten und dort einem Blick begegnen, der an Stelle der Antwort etwas wie eine lebhafte Gegenfrage enthielt. Der weitere Verlauf des jedenfalls schon aus äußeren Gründen kurz abgebrochenen Gespräches ist uns nicht erhalten geblieben; wohl aber wissen wir, daß Johanna Armour — so hieß die Kleine — von Stunde ab in Roberts Herzen den ersten Platz einnahm und daß seine Liebe volle Erhörung fand. Rasch hatten die beiden sich gelobt, einander fürs Leben anzugehören. Hannchens Vater zwar wollte davon nichts wissen. Er fand wohl nicht mit Unrecht, daß die Lebensstellung des Liebhabers seiner Tochter keineswegs eine Gewähr für eine auch nur einigermaßen sorgenlose Zukunft biete. Die jungen Leute aber wollten nicht voneinander lassen. Als schließlich Verhältnisse eintraten, durch die nach unseren Begriffen der Vater sich die Einwilligung abgenötigt gesehen haben würde, geriet der alte Armour in die höchste Aufregung. Hannchen hatte von Robert die schriftliche Beurkundung erhalten, daß er sie als sein Weib erkläre. Nach damaligen schottischen Gesetzen genügte das bereits zum Bestand einer rechtsgültigen Ehe. Armour zwang seine Tochter, dieses Schriftstück zu vernichten und dem jungen Pächter von Moßgiel in bündigster Weise den Abschied zu geben.

Diese schmerzliche und demütigende Erfahrung traf für Robert zusammen mit neuen Schicksalsschlägen bezüglich seiner landwirtschaftlichen Bestrebungen. Immer und immer sich wiederholende Mißerfolge ließen ihn daran verzagen, daß es ihm gelingen werde, für seine Person jemals dem heimischen Boden ein auch nur entfernt befriedigendes Gedeihen abzuringen. So kam es, daß er sich mit dem Gedanken einer Auswanderung nach Jamaika vertraut machte. Aber wie das nötige Reisegeld auftreiben? Er sah nur einen Weg dazu — eine Herausgabe seiner Gedichte. Sollte sie ihm nicht so viel einbringen, daß er damit die Überfahrt nach Westindien bestreiten könne? Jedenfalls war die Sache des Versuches wert. Ein paar Freunde legten sich ins Mittel, und dank ihren Bemühungen fand sich ein Buchdrucker in Kilmarnok, der sich bereit erklärte, mit möglichst geringem Wagnis für ihn selbst eine Ausgabe der Gedichte des jungen Landmanns auf Subskription zu veranstalten. Lebhaft ergriff Robert diese Möglichkeit einer Errettung aus den schlimmsten Drangsalen. Voll Eifers verwendete er die Stunden, welche er seinem landwirtschaftlichen Beruf abmüßigen konnte, darauf, seine Gedichte zu sichten, zu feilen und zusammenzustellen.

Um diese Zeit des Schwebens zwischen einer blassen, fern abliegenden Hoffnung und den Schrecken der Auspfändung und des Schuldturms, die dem Ärmsten andererseits entgegengähnten, geschah es, daß er beim Bestellen seines Ackers im April 1786 jenes Bergmaßlieb niederpflügte, das die Veranlassung zu einem seiner bekanntesten Gedichte gab. Ich lasse die zartsinnigen Strophen in neuer Übersetzung hier folgen:

Weißblümchen mit dem Purpurmund,
Dich treuzt mein Weg zu böser Stund;
Mein Pflugschar richtete zu Grund
Dich zartes Wesen;
Da liegst du nun zum Tode wund,
Kannst nicht genesen.

Ach! nicht die kleine Freundin naht,
Die Lerche, durch betaute Saat,
Die gern auf deinen Stengel trat
Mit leichten Füßen,
Eh sie den Flug zur Höhe that,
Den Tag zu grüßen.

Kalt aus dem Norden blies der Wind
Auf dich, das hold erblühte Kind;
Doch sahst du froh, wie Kinder sind,
Des Sturmes Brausen;
Das Köpfchen senktest du geschwind,
Da mocht er sausen.

Der Flor, den man in Gärten hält,
Ist unter guten Schutz gestellt;
Doch du in dieser Schollenwelt
Warst ohne Pflege,
Du schmücktest still das Stoppelfeld
Am Wiesenwege.

Die weiße Brust erschloß allein
Sich für den lieben Sonnenschein;
Zu ihm hast du dein schlichtes Sein
Emporgerichtet;
Da greift das rauhe Eisen ein,
Das dich vernichtet.

So geht es mancher schlichten Maid,
Erblüht in stiller Einsamkeit;
Die Liebe lacht ihr kurze Zeit;
Sie wird betrogen;
Da liegt sie nun, in bittres Leid
Hinabgezogen.

So geht es manchem jungen Blut,
Das ausgeschifft mit frohem Mut;
Man sieht von fern es mit der Wut
Der Wogen ringen,
Bis triumphierend Sturm und Flut
Sein Grablied singen.

So geht es dem verkannten Wert,
Der lange kämpft und lang entbehrt,
Von andrer Stolz und List versehrt,
Verhöhnt, geschändet,
Bis er im Elend sich verzehrt
Und schmählich endet.

Du selbst, der um das Maßlieb klagt,
Wirst bald von gleichem Los erjagt;
Die Pflugschar der Vernichtung ragt
Dir scharf entgegen,
Und eh ein froher Morgen tagt,
Bist du erlegen.

Trotz alledem und alledem waren gerade diese Tage der gesteigerten Wirrsal und einer hochangespannten Körper- und Geistesthätigkeit dazu ausersehen, in dem bewegten Dichtergemüt jene Herzensneigung zu erwecken, der seine innigsten Lieder entkeimen sollten — die Liebe zu „Hochlandmarie“. Unter diesem Namen hat das bescheidene Milchmädchen von Montgomery einen dauernden Platz innerhalb der Geschichte der Weltlitteratur errungen. Dem schönen lebhaften Mädchen mit den großen dunkelblauen Augen und den sanften Zügen, die von einer Fülle rötlichen Haares umrahmt waren, schlug das Herz des jungen Dichters warm entgegen, und sie schenkte ihm das ihre voll unaussprechlicher Liebe. Kurze Zeit erst hatte die unter äußeren Stürmen erblühende innere Seligkeit gewährt, als Marie, die nur infolge ihrer dienenden Stellung nach Ayrshire gekommen war, sich veranlaßt sah, für kürzere Zeit nach Hause zu reisen. Möglich, daß es sich für das verwaiste Mädchen darum handelte, ein bescheidenes elterliches Erbteil in Empfang zu nehmen. Unmittelbar vorher, am Morgen des ersten Maisonntags, fanden sich Robert und Marie am Strande des Ayr zusammen, um noch einen Tag gemeinsam zu verbringen — einen süßen und wehmutsvollen Tag abschiednehmender Liebe.

Die Wellen küßten weich den Strand,
Von grünen Zweigen überhangen,
Die, wie von Leidenschaft entbrannt,
Sich zärtlich ineinander schlangen;
Die Knospen lechzten aufzublühn,
Die Vögel sangen liebestrunken,
Bis allzu früh des Westens Glühn
Bezeugte, daß der Tag versunken.

Unter bitterem Weh mußten sich die Liebenden voneinander losreißen — und sollten sich nie im Leben wiedersehen. Statt der Ersehnten empfing Robert nach Monaten langen Harrens die Trauerkunde, daß fern von ihm eine bösartige Krankheit die Geliebte dahingerafft.

Mittlerweile war die Gedichtsammlung ihrem Erscheinen entgegengereift. Sie gelangte zur Ausgabe, und der erste Erfolg übertraf des jungen Dichters kühnste Erwartungen. Die Auflage vergriff sich binnen kurzer Frist. Die Lieder des schlichten Landmanns fanden mit ihrer frischen Urwüchsigkeit, ihrer innigen Empfindung lebhaften Wiederhall in allen Kreisen der Bevölkerung. Der Verfasser selbst sah sich aufgefordert, nach Edinburg zu kommen, um dort eine zweite Ausgabe seiner Gedichte vorzubereiten, die der ersten auf dem Fuße folgen sollte. Die Seele von neuen Hoffnungen erfüllt, eilte er nach der Hauptstadt des Landes. Hier sollte er nunmehr auch persönliche Triumphe feiern. Alles drängte sich herbei, den merkwürdigen Mann zu sehen

und kennen zu lernen, der in ärmlichster Hütte aus sich selbst heraus zum künstlerisch vollendeten Lyriker geworden war. Alles riß sich um seine Gesellschaft. Dabei erstaunte man doppelt, den einfachen Hüttensohn, der bisher nur unter seinesgleichen gelebt, nur in ländlichen Schenken und Herbergen einer höchst zwanglosen Geselligkeit gepflegt hatte, sich nun in den erlesensten Kreisen der Hauptstadt rasch mit einer Leichtigkeit und Sicherheit bewegen zu sehen, als wäre er von jeher dort heimisch gewesen. Die Aristokratie des Geistes so wenig wie die der Geburt vermochte ihn, den kärglich Geschulten, in Verlegenheit zu setzen. Mit einer natürlichen Fassungskraft, die ans Wunderbare grenzte, erriet er hundert Dinge, deren Erkenntnis bei anderen jahrelange Studien vorauszusetzen pflegt. Wo er aber an eine schärfer ausgeprägte Grenze seiner Erkenntnis gelangte, da lauschte er mit liebenswürdiger Unbefangenheit den Worten der Unterrichteteren und wußte sich die im Verlauf der Gespräche zufällig erwachsende Belehrung trefflich zu nutze zu machen. Vermöge solcher Eigenschaften bildete er eine Zeit lang den Mittelpunkt des hauptstädtischen Interesses, den verhätschelten Liebling der Gesellschaft. Das dauerte so lange, als der Reiz der Neuheit vorhielt. Dann wendete man sich anderen Tagesgötzen zu und überließ das, wie man meinte, nunmehr zur Genüge angestaunte Wunderkind der ländlichen Natur seinem Schicksal.

Immerhin schien es noch während der nächsten Zeit, als wollte dieses Schicksal sich etwas freundlicher als zuvor gestalten. Der pekuniäre Erfolg der Veröffentlichung seiner Gedichte ermöglichte unserem Poeten zunächst die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches. Er durfte sich einige genußreiche Wanderzüge durch die schönsten Gegenden der näher gelegenen Gebiete des schottischen Hoch- und Niederlandes gestatten und gelegentlich auch eine Strecke weit über die Grenze auf altenglischen Grund und Boden hinüberschweifen. Als er schließlich nach einem zweiten mit mannigfachen Enttäuschungen verknüpften Aufenthalt in Edinburg Abrechnung hielt, verfügte er zuzüglich des neuerdings eingegangenen Ertrages für seine zweite Gedichtausgabe über eine runde Summe von fünfhundert Pfund Sterling. Zweihundert davon überließ er seinem Bruder Gilbert, damit dieser sich aus drückenden Verhältnissen befreien und nach Möglichkeit auf einen grünen Zweig schwingen könne. Den Rest verwendete er dazu, das in der Nähe von Dumfries gelegene Gut Ellisland zu pachten und instandzusetzen. Noch einmal für kurze Zeit nach Ayrshire zurückkehrend, um seine Übersiedelung aus der alten Heimat nach dem neuen Pachtgut zu bewerkstelligen, erwachte die frühere Herzensneigung zu Johanne Armour wieder, und er fand nunmehr deren Vater geneigt, dem von moralischen und finanziellen Erfolgen gekrönten Bewerber die Hand der Tochter nicht länger vorzuenthalten. So führte er denn sein Hannchen heim und ging daran, als redlicher Hausvater sein Gut zu bestellen. Aber auch jetzt vermochte er dem Ackergrund keine ergiebige Frucht abzuringen. Hatte schon früher seine nach den Sternen schweifende oder ein geknicktes Blümchen bemitleidende Dichterphantasie seine Gedanken von dem sorgsamen Erwägen landwirtschaftlicher Fragen mehr abgezogen, als für den Erfolg seines Feldbaues ersprießlich sein konnte, so mußte es ihm jetzt, nachdem er das Schwelgen des Geistes in einer seiner Veranlagung angemesseneren Sphäre eingehend kennen gelernt, doppelt schwer fallen, seine Gedanken auf alle die kleinen alltäglichen Dinge gerichtet halten zu sollen, deren fleißige Beobachtung den Erfolg des Ackerbaues wesentlich bedingen hilft. Mit rüstiger Körperkraft arbeitete er rastlos, unverdrossen; aber seiner angestrengten Mühe fehlte der Segen, den auch auf dem geringfügigsten Gebiete nur eine mit voller Liebe und freudiger Hingebung erfüllte Thätigkeit auf sich und ihre Ergebnisse herabzubeschwören vermag. Als er fand, wie

seiner mühevollen Aussaat auch am neuen Orte die entsprechende Ernte versagt blieb, sann er auf gründliche Abhilfe. Er sah sich nach irgend welcher Amtswaltung um. Innerhalb seiner ländlichen Umgebung, an die er nun doch einmal gebannt war und, wie er mit stillem Schmerz erkannte, gebannt bleiben sollte, gab es für ihn keine andere erreichbare Amtsthätigkeit als eine Stelle in der Steuerverwaltung. Notgedrungen strebte er nun diese an. Nachdem er die vorschriftsmäßigen Übungen durchgemacht, wurde ihm denn die Stelle eines „Aichmeisters“ übertragen, in der siebzig Pfund Jahresgehalt das Höchste war, auf das er es bringen sollte. Wohl gab es besser besoldete Stellen genug. Schon der Gehalt eines Steueraufsehers bezifferte sich merklich höher, und ein Steuereinnehmer stellte sich auf mehrere Hundert bis gegen tausend Pfund jährlich. Aber diese Stellen wurden an persönlich Begünstigte vergeben, und ihn begünstigte in solcher Weise keine einflußreiche Persönlichkeit, so viele deren auch sich seiner Geisteserzeugnisse erfreuten. Unter solchen Umständen war natürlich kein Gedanke daran, die Bedürfnisse der heranwachsenden Familie mit der kargen Amtsbesoldung allein bestreiten zu wollen. Obgleich Burns im November 1791 das seit annähernd vier Jahren bewirtschaftete Gut Ellisland aufgab und in das Weichbild von Dumfries selbst, das der Ausgangspunkt seiner Amtsthätigkeit war, übersiedelte, konnte man ihn doch bis ans Ende seiner Tage das Feld pflügen, den Samen auswerfen und jede ackersmännische Thätigkeit verrichten sehen. Das Ende sollte nicht lange auf sich warten lassen. Man sagt, Burns selbst habe durch verhängnisvolle Unregelmäßigkeiten seines Lebens einen frühen Tod herbeigeführt. In Gesellschaft lustiger, leichtlebiger Zechbrüder, so wird berichtet, durchschwärmte er gar manchmal halbe Nächte, und wohl auch darüber, anstatt diese Zeit der seinen Tagesanstrengungen entsprechenden Ruhe zu widmen. Dabei wurde dann wohl auch dem schottischen Bier, das Burns in so manchem seiner Lieder gepriesen hat, und anderen geistigen Getränken, namentlich dem beliebten Punsch, reichlicher zugesprochen, als der Gesundheit dienlich war. Hätte er doch ohne solches zeitweilige Aufatmen und Selbstvergessen der Melancholie erliegen müssen, die ihn womöglich früher aufgerieben hätte, als irgend etwas anderes dies zu thun im stande war. Und selbst angenommen, er habe in der That auf die geschilderte Weise seinen Tod beschleunigt — was bot ihm denn das Leben so überaus Schätzenswertes? Wäre es in einer Lage wie der seinigen in der That so sehr weise gewesen, sich die wenigen Stunden der Gemütserholung in zwangloser Geselligkeit zu versagen, um nur ja für Verlängerung der Tage erträgnisarmer Mühsal ängstlich besorgt zu sein? Allerdings wären die Pflichten zu betonen, die ihm die Sorge für seine Familie auferlegte. Ob er es ahnte, daß schließlich durch seinen Tod für die Seinen immerhin besser gesorgt sein werde, als es durch sein Leben unter den obwaltenden feindlichen Verhältnissen geschehen konnte? Wurde doch die Nation sich ihres Undankes gegen ihn nicht früher bewußt als in dem Augenblick, da er dahingegangen war und sie nur noch sich befleißigen konnte, an seinen Hinterbliebenen, seinem Weib und seinen Kindern, einigermaßen gut zu machen, was sie an ihm versäumt. Nicht um ein nationales Geschenk an ihn hätte es sich zu seinen Lebzeiten handeln können; er würde ein solches auch in der zartesten und ehrendsten Form kaum angenommen haben. War er doch in seinem Mannesstolze so weit gegangen, für die lange Reihe herrlicher Liederdichtungen, die er zu der von einem Mr. Thomson veranstalteten Sammlung und Herausgabe im Volksmunde lebender heimatlicher Melodien beisteuerte, kein Honorar beziehen zu wollen. Zwei Gründe waren ihm dafür maßgebend: die vaterländische Bedeutung des Unternehmens und die nichts weniger als glänzende Vermögenslage des Unternehmers. Warum aber

mußten die beherzigenswerten Worte, die der Edinburger Kritiker Mackenzie bereits an seine Besprechung der ersten Burns-schen Gedichtausgabe geknüpft, im Wind verhallen? „Ich vertraue darauf“ — hatte Mackenzie damals geschrieben — „daß sich Mittel und Wege finden werden, den Genius aus der Verborgenheit hervorzuziehen, in der er bisher auf eine seiner Bedeutung unwürdige Weise schmachten mußte, und ihn an einen Platz zu stellen, an dem er sein Wirken zum Nutzen und Genuß der Welt frei zu entfalten vermag. Die Macht, solches herbeizuführen, bildet ein beneidenswürdiges Vorrecht des Reichtums, einen rühmenswerten Stolz des hohen Ranges der Geburt und der bevorzugten Lebensstellung.“

Es war deutlich genug betont, an welche Klassen sich dieser Aufruf zunächst wendete; gleichwohl wurde er nicht gehört. Die Männer von Stand und Einfluß begnügten sich damit, den Dichter während seines Aufenthalts in Edinburg das eine und andere Mal zu sich geladen, an seinen überraschenden Geistesblitzen sich erquickt, ihre und ihrer Gäste Neugier befriedigt zu haben. Was weiter aus dem Genius wurde, der durch die Geburt an mißliche Stelle gepflanzt war, wen kümmerte das? So kam es, daß Burns in dem für ihn doppelt und dreifach harten Kampf ums Dasein sich frühzeitig aufreiben mußte. Schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1795 begann ein heftiges Gliederweh ihn heimzusuchen, das mit zeitweiligen Fieberausbrüchen einherging, bald ihn ans Lager fesselte, bald sich so weit mäßigte, um ihm die Wiederaufnahme seiner angestrengten Thätigkeit zu gestatten. Dieses Auf- und Niederschwanken zog sich hin bis über den ganzen Verlauf des nächsten Frühjahres. Auch der Beginn der sommerlichen Wärme brachte nicht die erhoffte Linderung. Gegen Ende Juni machte der Kranke sich auf, um an einem kleinen Küstenort sein Heil in Seebädern zu suchen, die in damaligen Zeiten dort zu Lande als ein gutes Mittel gegen alle möglichen Übel betrachtet wurden. Für Burns zogen sie nur eine Verschlimmerung seines Zustandes nach sich. Über die Zeit, in welcher er Krankheits halber keinen Dienst thun konnte, wurde ihm nach schottischem Amtsgebrauch nur die Hälfte seines ohnehin so dürftigen Gehaltes gewährt. Er bat um Bewilligung des vollen Gehaltes, da er sonst, sofern die Krankheit ihn nicht töte, Hungers sterben müsse. Sein Gesuch fand keine Genehmigung. Von der höchsten Not gezwungen, erbat er sich von Thomson, dem Herausgeber der schottischen Lieder, fünf Pfund Sterling. Um dieses Anliegen nicht vorbringen zu müssen, ohne den Reichtum seiner dichterischen Beiträge zu Thomsons Werk noch um ein kostbares Blatt zu vermehren, hatte er in diesen Tagen schwerster körperlicher Leiden einer weiteren schottischen Volksmelodie zum Zweck der Veröffentlichung in der erwähnten Sammlung geeignete Verse unterlegt, die er nunmehr seiner am 12. Juli abgeschickten brieflichen Bitte beifügte. Diese an eine Jugenderinnerung anknüpfenden Verse, beginnend: „Schönste Maid am Devonstrand“, waren seine letzten. Thomson sandte umgehend die gewünschten fünf Pfund. Sie wanderten zum größten Teil in die Tasche eines Schneiders, der dem todkranken Dichter gedroht hatte, ihn in den Schuldturm werfen zu lassen, falls eine Forderung für neuerdings gelieferte Kleidungsstücke nicht baldigst beglichen werde.

In solcher Lage verschied am 21. Juli 1796, nachdem er wenige Tage vorher aus dem Seebad nach Hause zurückgekehrt, Schottlands größter Dichter. Er hatte ein Alter von kaum siebenunddreißig und einem halben Jahr erreicht. An seinem Sarge trauerten eine Witwe und vier Kinder. In seiner Begräbnisstunde wurde diese Zahl um ein fünftes Kind vermehrt, das indes den Tag seiner Geburt nicht überlebte.

Läßt sich ein schmerzlicher ergreifendes Bild als dieses denken?

Es erübrigt uns noch, einen Blick zurückzuwerfen auf das dichterische Schaffen

unseres Poeten in dem zweiten Hauptabschnitt seines Lebens, der von dem Erscheinen seiner ersten Gedichtsammlung und von seiner, wie wir gesehen haben, damit ungefähr zusammenfallenden Wanderung nach Edinburg an zu rechnen ist. Alle die herben Enttäuschungen, die den hoffnungsvollen Tagen seines kurzen Hauptstadtlebens folgten, hatten den wunderbar ergiebigen Quell seiner Liederdichtung nicht zu berühren vermocht. Daß nach dem bezeichneten Markpunkt umfangreichere Gedichte gleich dem „Samstag Abend“, dem „Lustigen Bettelvolk“, der „Allerheiligennacht“ und ähnlichen ins Lyrisch-Epische hinüberstreifenden Poesien nicht mehr folgten, hatte seinen Hauptgrund darin, daß des Dichters Schaffen fortan nahezu ausschließlich ein mit den schottischen Volksweisen verwachsenes war. Sammlungen von solchen Melodien veranstalteten damals der Edinburger Notenstecher Johnson und der bereits mehrfach erwähnte Thomson. Beide wußten Burns zu ihrem Mitarbeiter zu gewinnen. Das Beibringen der Melodien geschah gemeinsam. Burns hat deren eine nicht geringe Zahl dem Volksmund abgelauscht und sie teils dem einen, teils dem anderen Unternehmen zur Verfügung gestellt. Ihre poetische Einkleidung war unter allen Umständen die Sache unseres Dichters. Die Urtexte bargen wohl in so manchem Fall schöne Keime, die Burns herrlich zu entwickeln verstand, aber es fehlte ihnen an künstlerischer Rundung. In zahlreichen anderen Fällen waren sie so ungeschlacht, daß sie die Melodien nur verunstalten konnten. Hier trat der Dichter ganz selbständig ein und schuf vollkommen Neues.

Nahezu die Hälfte der uns erhaltenen Burnsschen Lieder und Balladen verdankt ihren Ursprung jenen letzten vier bis fünf Jahren seines Lebens, während deren er nach dem Verkauf von Ellisland seinen Wohnsitz in Dumfries inne hatte — jenen schwersten, sorgenvollsten Jahren einer dornenreichen Erdenlaufbahn. Kein Ton des Weltschmerzes, kein Laut der Klage über sein trübes Los klingt in diesen Liedern an. Da und dort ein Liebesseufzer, eine Wehmutsthräne über das Scheiden, den Verlust der Auserwählten; daneben Klänge inniger Herzensfreude, kecker Lebenslust, überschäumender Laune — das ist der Inhalt dieser Lieder. Man muß zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, um zu erkennen, wie gerade hinter den tollsten Schwänken bisweilen der schweigend hinabgeschluckte Kummer sich verbirgt.

So besteht die Erscheinung dieses außerordentlichen Mannes aus einer Vereinigung von Gegensätzen der seltsamsten Art. Außen das Leben eines armen Pflügers, eines gemaßregelten Unterbeamten in mißliebiger Stellung — innen ein Geist von scharfer Fassungskraft, ein Herz voll unbegrenzter Menschenliebe; außen ein unablässiges Ringen mit Not und Elend — innen ein blühender Liederfrühling.

Und noch heute wirkt dieser unselige Zwiespalt nach. Während Altengland mit der engeren Heimat des schottischen Dichters in Vergötterung seiner Lieder wetteifert, hat man für den Menschen Burns vielfach kaum etwas mehr als ein mitleidiges Achselzucken. Freilich geht es in dieser letzteren Beziehung einem Byron, einem Shelley wenig besser. Dem nüchternen Engländer fehlt für die Person des dichterisch begabten Mannes der Maßstab. Dieser Zug wurzelt so tief in der britischen Natur, daß auch unter den berufeneren der dortigen Lebensbeschreiber nur wenige sich ganz von ihm zu befreien vermochten. Kein Wunder, wenn wir in Englands biographischer Litteratur so manchem Zerrbild begegnen. Möge der vorstehende kurze Lebensabriß seinen bescheidenen Teil dazu beitragen, das Gedächtnis des großen schottischen Volksdichters von unverdienter Kränkung frei zu erhalten.



Ein Ausflug nach Neuseeland.

Von

Franz Reuleaux.

Rotumahana.

Es war ein Sonntag, als wir in aller Frühe vor Grahams Hotel den abends vorher bestellten Wagen bestiegen, um die Fahrt nach den Geiserterrassen von Rotumahana (zu deutsch dem Warmen See) zu beginnen. Das Gefährt war ein Vierspänner, wie ich nicht ohne bedenkliches Aufblicken, betreffend die künftige Rechnung, beim Heraustreten bemerkte; Mr. Graham erläuterte, daß seine Maorileute nach Wairoa zur Kirche mitführen, was alle Sonntage geschehe. Was war zu machen! Frische Morgenkühle umfing uns, als unser vorn braun, hinten weiß beladener Wagen nach Südosten hinausfuhr, den See zur Linken lassend. Hatte man Lust, mit Weber anzustimmen: Die Thale dampfen, die Höhen glühn! so erwies sich der erste Teil dieser Schilderung keineswegs als Hyperbel. Denn es dampfte und schwalmte wirklich in dichten weißen Wolken rings umher empor. Dort vor und hinter den netten Häuserchen von Ohinemutu, aus dem großen Kochplatz am Wasser, aus den natürlichen Waschplätzen, aus den Badestellen, aus den Dampfgrotten, von denen die Eingeborenen für jede Art Krankheit eine andere als „most excellent“ bezeichnen, aus dem Garten des Hotels — überall dampfte es auf: hier dichter, da dünner, aber überall stärker als am Tage; auch nahe den breiten Felsensitzen, auf welchen die braunen Dorfmänner sich so gern bequem wie auf Sofas hinsletzen, um sich in angenehmer Durchwärmung ihrem Lieblingsgeschäft, dem Schwatzen, hinzugeben (vorn im Wagen schwatzte es um die Wette, trotz aller verschlafenen Frühe), dampfte dünner Nebel empor. Breit stieg die Dampfsäule drüben westlich hinter dem englischen Teil des Ortes auf, wo der große Geiser nahe dem Seeufer jetzt nur still brütend lag; denn er speit nur in unseren Wintermonaten, dann aber alle drittehalb Minuten pünktlich, wie der Kutscher wiederholte; jetzt wogten nur seine Dämpfe über die hohen Schilfdickichte herauf, echter richtiger Wasserdampf, der rasch von der

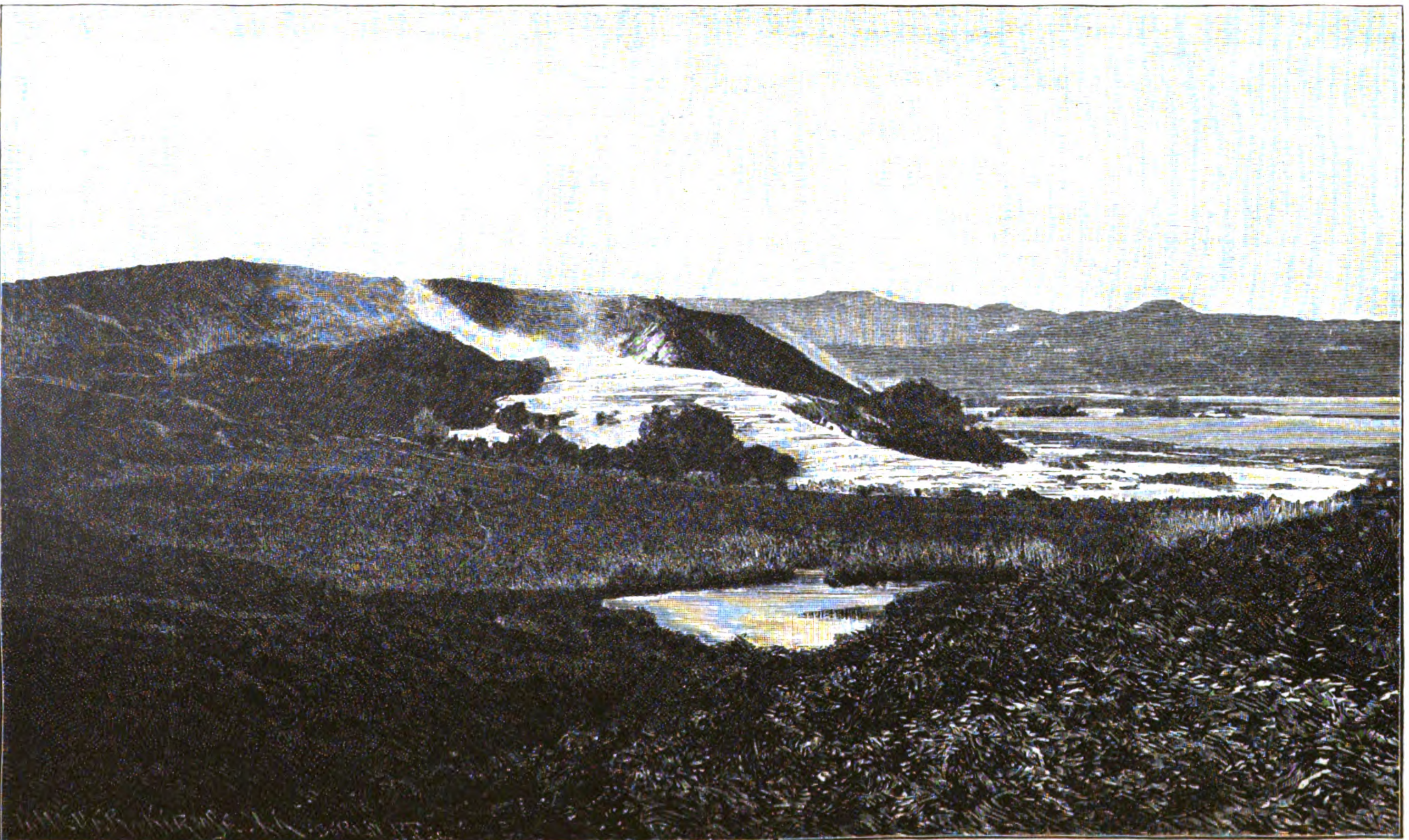
Luft verzehrt wurde, nicht etwa wie Rauch sich hinzog; und endlich da drüben vor uns, etwas links von der Straße, da war wiederum ein Dampfcentrum, die Schwefelspitze (sulphur point) genannt, wo die aufsteigenden Wolken, reichlich mit Schwefelwasserstoff gesättigt, aus dem Boden, aus Wassertümpeln, aus Schlamm hervorbrechen. Wallend strömte uns der bekannte Emser Wassergeruch mit dem leichten Morgenwind entgegen.

Unser Fuhrwerk lenkte bald in einen schönen Wald hinein, freilich nicht einen so mächtigen Urforst wie der Oropiwald von vorgestern, aber doch voll von fesselnder Schönheit an alten, prächtigen, stolzen Bäumen mit verschlungenem Unterholz und Farngewoge. Der Moerangi-Busch heiße der Wald, teilte uns ein mit aufgesessener Fremdenführer aus dem Gasthof auf Befragen mit, als wir eine Strecke gehen mußten wegen des scharfen Aufstiegs. Wieder ein Werk der schöpferischen Phantasie der Maoris, dieser Name, denn er bedeutet Himmelstraum oder Himmelsvision. Mehr als die Vokabel ohne weiteres Verständnis hatte unser Erklärer nicht in sich aufgenommen; ein Stück Urmythus mochte uns aber doch umweben nahe der Heimat Hinemoas in der kühlen Waldestiefe. Nach einiger Zeit öffnete sich diese zu einem freundlichen Bild, einem Ausblick auf einen tief blaugrünen, spiegelklaren Bergsee, zu dessen Ufer der Fahrweg sich jetzt hinwandte. Der Tikitapu-See sei es, meldete der gesprächiger werdende Führer, der diesmal eine Ortssage wußte. Anregend genug zu solcher war gewiß der Bergsee mit seiner Wald- und Höhenumgebung, die sich in dem stillen Spiegel beschaute. „Dem Gott (Tiki) geheiligt" bedeutet der Name des tiefklaren Wasserbeckens, das den schwefligen Höllendampf von Ohinemutu ganz vergessen ließ. Einst habe ein Ungeheuer, ein krokodilartiges, ein Taniwa, darin gehaust, erzählte er, das von den Umwohnern stets Menschenopfer verlangt habe, zuletzt auch ein schönes Mädchen, das der edle Jüngling Ta-ware-toa (zu deutsch etwa der Held der Halle) geliebt. Dieser maorische Perseus gewann seine Andromeda, indem er in furchtbarem Kampf den Taniwa bezwang, wenn auch nicht tötete, sondern nur mit Götterhilfe auf den Grund des Sees bannte. Man weiß nicht, ist es mehr Waldesschwermut als Kenntnis der Menschenbrust, was aus der weiteren Erzählung spricht, wenn diese berichtet, wie von Stund an das befreite Mädchen eine wachsende und unstillbare Sehnsucht nach dem früher gefürchteten ungeheuerlichen Bewerber empfunden und endlich ihm in den tiefen See nachgesprungen sei. Die Maoris werden vielleicht wissen, warum; sie erzählen sich noch immer von Taniwa, und wenn der sonst so stille See im Sturm weißkämmige Wellen wirft, dann sagen sie: der Taniwa wendet sich um auf dem Seegrund.

Es giebt noch eine ganze Reihe von Sagen bei den Maoris von anderen Taniwas, riesigen Echsen, gewaltigen, Menschen und sogar ganze Boote verschlingenden Sauriern, mit denen die alten Helden Kämpfe bestehen, Jungfrauen aus ihrer Haft befreien, sie aus ihren Höhlen locken und zu hundert und mehr Kämpfern überfallen und umbringen. Kurz, die ganze europäisch-asiatische Drachengesellschaft, aber stets ohne Feuerspeien, immer in Wasserumgebung, lebt in Überlieferungen. Haben noch zur Zeit der Einwanderung der Maoris oder ihrer in Sagennacht versunkenen Vorgänger einzelne Riesensaurier dort gelebt? Oder sind die Ungeheuer, die bis zu Walfischgröße gehabt hätten, phantastische Vergrößerungen der wenigen vorhandenen Echsenarten, unter denen die Tuatara mit ihrem stacheligen Rückenkamm* jetzt wohl die größte ist, aber nur anderthalb Fuß in der Länge mißt?**

* Je ein Exemplar für das Berliner und das Dresdener zoologische Museum habe ich in Weingeist konserviert mitgebracht. Die Tuatara (Hatteria punctata) ist fast überall vernichtet worden durch — die Schweine der europäischen Ansiedler, welche die leckeren Bissen überall auffraßen.

** Erzählt wird, aber bestätigt scheint es nicht, es gebe noch eine acht Fuß lange große Echse, der Moto genannt; er soll einen Laut geben wie „moto".



Ansicht der weißen Terrasse am Rotumahana auf Neuseeland

In der Ideenwelt der Maoris lebt das Taniwageschlecht noch weiter fort, halb göttlich, gleich gestürzten, aber nicht vernichteten Giganten. An grundlosen Stromwenden liegt unten in der Tiefe der Taniwa und zieht tückisch den Badenden hinab; anderwärts sind Felsen, ja ganze Berge auf ihn getürmt, die er erzittern macht im Erdbeben und beim Bergschlipf, indem er immer trachtet, sich loszuwinden, wie Goethes Seismos im Faust:

Einmal noch mit Kraft geschoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Im Jahre 1846 fand der noch heute gefeierte Maori-Häuptling Te-Heu-Heu* durch einen Bergschlipf seinen Tod zusammen mit sechzig Angehörigen, gerade als er dem Taniwa ein schon viel zu lange unterlassenes Opfer darbrachte. Daß dieser es war, der den tapferen Häuptling und sein Haus in einem Schlammberg begraben, leidet bei den Maoris keinen Zweifel, auch bei seinem Sohne und Namenserben nicht, den ich später noch antreffen sollte und den die Maoris jetzt als einen ihrer Ersten preisen.

Nach einiger Zeit erreichten wir auf unserer Fahrt über Höhen und Tiefen einen zweiten, landschaftlich sehr lieblichen See, den Rotu- oder Rotokakahi, zu deutsch Muschelsee. Seinen Namen hat er von den zahlreich in ihm vorkommenden Miesmuscheln, welche von den Eingeborenen gern verzehrt werden; ihr Geschmack soll aber rauh und scharf sein und hinter dem unserer europäischen Miesmuschel durchaus zurückstehen. Auf einer kleinen Insel im See konnte man Hütten von Eingeborenen sehen. Der See liegt neunzig Fuß tiefer als der Tikitapu-See — ein Zeichen von der vulkanischen Entstehung des gehobenen und zerklüfteten Rückens, welcher Ohinemutu von dem Seebecken trennt, dem wir zufuhren. Bachartig entfloß dem See nahe unserer Straße der Wairoa, das heißt Großes Wasser, nach welchem die kleine Niederlassung, die wir nun bald erreichten, ihren Namen hat. Kirchlein, Schule, Gasthof und Mühle europäischer Bauart und in respektvoller Entfernung eine kleine Anzahl maorischer Hüttenhäuser, davor eine neue saubere Ware, bildeten den Ort.

Unsere maorische Begleitung ging zu Kirche und Sonntagsunterricht, nachdem sie dem Kutscher hatte ausspannen helfen; wir bestellten eine Kleinigkeit in dem Gasthofe, welcher, wie sich ergab, Mr. Grahams Eigentum und an den jungen Gasthalter — Mr. Dawson hieß er — verpachtet war. Unser kundgegebenes Interesse belebte das seinige für die Geiserfelder, so daß er sich kurz entschloß, die Sonntagsfahrt mitzumachen, auf welcher er uns denn auch als wohlbewanderter Führer diente.

Zunächst wurden wir eingeladen, das schon erwähnte, vor einem Jahr etwa fertig gewordene maorische Versammlungshaus zu besichtigen. Die im letzten April-Heft (S. 64) gegebene Abbildung stellt dasselbe dar. Es ist ein merkwürdiges Zeichen von der erhaltenen Lebenskraft der Maoristämme um Ohinemutu, daß sie es noch heute vermögen, ganz getreu nach ihrer alten Sitte ihre Versammlungs- und Redehäuser zu bauen. Es waren Leute aus Ohinemutu oder vielmehr der ganze dort angesessene Stamm, der den Bau ausgeführt. Alle Skulpturen waren scharf und frisch, da sie erst kürzlich vom Mes-

Nur auf der wegen Unwirtlichkeit verlassenen Inselgruppe der „Henne mit den Küchlein" hat die Tuatara („Stacheln habend") sich gehalten und ist von dem schon erwähnten eifrigen Sammler Herrn Reischeck dort auf langer Robinson-Expedition genau beobachtet und für Sammlungszwecke erlegt worden.

Eine maorische Fabel möchte ich hier hinsetzen, welche die Anschauungen der Erzähler charakterisiert:

Tuatara und Kumukumu.

Tuatara: Kumukumu, laß uns ins Land gehen.

Kumukumu (ein Fisch): Nein, geh nur allein.

Tuatara: Komm, sonst wirst du getötet werden durch den Menschen.

Kumukumu: Nein. Nicht ich werde getötet werden, sondern du, durch den Menschen.

Tuatara: Mich wird er nicht töten! Ich werde meine Stacheln aufrichten, meine Klauen ausstrecken; der Mensch wird erschrecken und davonlaufen.

* e und u getrennt zu sprechen.

ser verlassen waren, ja wohl schärfer als die uralten gewesen, da das Messer aus Stahl an die Stelle der milder schneidenden Grünsteinklinge getreten war.


Stufengruppe aus der weißen Terrasse vom Rotumahana auf Neuseeland.

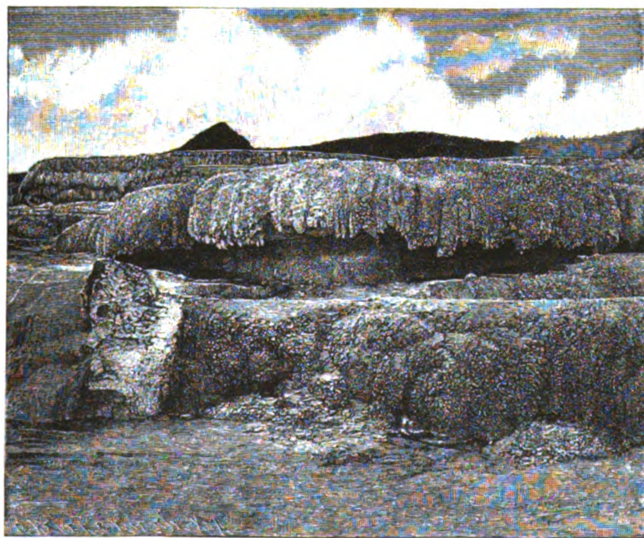
Die früher erwähnte Schwelle zeigte scheinbar nur eine Reihe von grotesken Köpfen und verknäueltem Linienwerk daneben; unter Mr. Dawsons Erläuterung entwickelten sich aber aus dem Chaos die Leiber und Arme und Beine zu den Köpfen. Das Ganze stellte eine Reihe zur Erde geworfener Gefangenen, Sklaven dar, über welche mit hohem Schritt der Maorimann zur runanga (Versammlung) hinweggeht. Die Thür, welche aus der luftigen Vorhalle in das Haus hineinführt, ist auf unserem Bilde deutlich sichtbar, nicht aber, daß sie eine Schiebethür ist, ähnlich dem Laden des stereotypen, rechts von der Thür angebrachten Fensters. Das seltsame aufgemalte Ornament ist meines Dafürhaltens eine Stilisierung aufgehefteter Riedstäbe, wie aus den Knickungen und den manchmal aufgemalten Knoten mir hervorzugehen scheint.

Innen war wieder nur ein einziger Raum, in der Mitte der die Dachfirst stützende Hauptpfosten. Er führt den Namen poutahou, wörtlich: Pfosten des Hausvaters, was auf einen Ehrensitz an seinem Fuß schließen läßt. Die mitgelaufenen Maoris beeilten sich, uns auf die reiche Schnitzerei des Poutahu aufmerksam zu machen. Es waren lauter menschliche Figuren, die in schwachem und doch scharfem Relief die Flächen verzierten bis oben hin. Mit ganz besonderem Stolz wiesen die braunen Bursche auf die Augensterne der grotesken ernsthaften Gesichter hin — und was waren dieselben? Münzen, mitten hineingenagelt! silberne für die kleineren, goldene und zwar Zehnschillingstücke für die großen Götter oder Helden. Das war also die Verwendung der Goldstücke, welche die Maoris für ihre Landverkäufe einnehmen; so verkennen sie die Kraft des Kapitals, dieses wunderbaren Arbeitsquells, aus welchem immer wieder nach erneuter Ansammlung schaffende, belebende, entwickelnde Thätigkeit hervorströmt, die erhält und stark macht. Nagelt sie nur an, ihr Thörichten, die goldenen Dinger, die ihr für euer schönes Land erhieltet; dieser euer Stolz wird euer Untergang sein!

Ringsum am Boden lagen dichte, festgewirkte Riedmatten, auf welche sich die ganze Versammlung niederläßt in der Sitzweise der Asiaten (mit untergeschlagenen Beinen), während der Redner am Mittelpfosten steht oder in dem freigelassenen Viereck vor- und rückwärtsschreitend spricht. Ich ließ mir auf unserer späteren Bootsfahrt von Mr. Dawson die von ihm öfter beobachteten Versammlungen in der Ware beschreiben, immer weiter

fragend, er immer berichtend. Der Redner, der parlamentarisch thätige Maori, bedient sich einer ganz eigentümlichen Form. Da sitzen sie in dichten Reihen am Boden, die Zuhörer, nach Stammesvorrechten und Herkommen geordnet; der älteste Häuptling oder ein erkorener Führer hat einem der Männer das Wort erteilt in einer Sache, für welche die Allgemeinheit wirken oder sich entscheiden soll. Der Redner ist an die Säule getreten und hebt zunächst mit einer Einleitung seiner Rede an. Nie darf diese fehlen — und worin besteht sie? In Gesang. Singend nach althergebrachten Weisen giebt er die Meinung an, in welcher er sprechen, seine Brüder überzeugen will. Ein kriegerisches, ein Kampflied (peruperu), eine Sage von mutigen Kämpfen der Väter ist es, wenn er zu Kampf und Widerstand auffordern will, ein Idyll, wenn er zum Frieden mahnen, ein Klagelied, wenn er von gezwungenem Nachgeben reden muß. So versetzt er seine Hörer durch sein musikalisches Programm alsbald in die ihm erwünschte Stimmung und beginnt dann die eigentliche Rede, die oft von sehr lebhaften Gesten begleitet ist. Rückwärts schreitet er, nach berühmter Redner Vorbild, bei Erwägungen, prüfender Nebeneinanderhaltung der verschiedenen Meinungen; er beugt sich, legt die Hand an das Herz, senkt die Stirn; aber seine Brust hebt sich, er wird eines Hauptes länger, wenn er dann zum festen mannhaften Entschluß rät. Vorwärts schreitet er, die Arme wie zum Kampf erhebend, ja nicht selten zu seiner Steinkeule greifend, in Kriegerstellung, wenn er sie entflammen will zur That. So durchmißt er oft vielmals die Rednerbahn, wie ich es nennen möchte, bald hierhin, bald dorthin seine besonderen Ermahnungen richtend, seine Beweise an den Mann bringend, seine Bitten vortragend, seine Ehrfurcht vor Alter und Weisheit an den Tag legend. Reicher Beifall lohnt die vorzüglichen Redner, ein succès d'estime hergebrachterweise auch selbst die schwächeren. Ist aber die oft sehr lange dauernde Verhandlung zu Ende und gut und erfreulich abgelaufen, dann eilen sie hinaus vor die Ware, wo die Weiber bereits warten, und dann wird von allen, die noch behend sind, die Haka getanzt, ein großer figurenreicher Tanz, zu dem die Melodie von den Tänzern selber gesungen wird.

Nach einer eingenommenen Stärkung unseres leiblichen Menschen zu der längeren Bootsfahrt ging es munter zu Fuß längs dem Wairoa, der jenseits der Mühle schneller und schneller in seinem felsigen Bett dahinmurmelte. Jetzt senkte sich der Weg, den uns voran fünf als Ruderer gemietete Maoris im Schnellschritt liefen, steil hinab in eine von herrlichem Wald eingefaßte Thalschlucht. Den Dr. S. fesselte das anstehende Felsgestein, aus



Aus der weißen Terrasse vom Rotumahana auf Neuseeland.

welchem er bald begeistert einige vorzügliche Stufen von Pechstein, der den einstigen vulkanischen Fluß bewies, herausgeklopft hatte mit seinem ihn nicht verlassenden Stufeisen. Mir fielen seltsame Axtschläge ins Ohr, welche aus dem dichten Prachtwald von der Höhe links herabschollen. „Unser Bildhauer," erklärte mit freudig-stolzem Nicken einer der braunen Männer auf mein Befragen, „holt sich Stamm von unserem Holz für neues Stück, zu schnitzen!" Die Maoris kennen ihren Waldbesitz sehr genau; großen schönen Bäumen geben sie besondere Namen; von denselben wird verhandelt in der Runanga wegen Benutzung zu Bauten oder Bildern, sehr selten wegen Verkaufs; dem Bildschnitzer war jüngst ein Stamm zugebilligt worden. Sein Axtschlag klang deutlich herab in der natürlichen Sonntagsstille; das war scharfer Stahl, nicht das maorische Steinbeil mit seiner stumpfen Schneide, was so spänebrechend in das Holz fuhr. Wie die Maoris vermochten, selbst die gewaltigsten Totarastämme niederzulegen ohne Eisenwerkzeuge, war mir erst gestern abend durch die von Mr. Jackson erhaltene ausführliche Mitteilung klar geworden: die Steinaxt half nur mit, die Hauptsache that das Feuer.

Wollen die Männer einen Baum fällen, so entrinden sie den Fuß des Stammes und umlegen ihn mit einer niedrigen Schicht dürren Reisigs, das sie entzünden, nachdem sie etwas oberhalb den Stamm mit einer schützenden Hülle feuchten Thons umgürtet. Das Feuer, stets niedrig gehalten und mit Fittichen nach dem Stammfuß hin gefacht, ergreift allmählich das Holz unterhalb des schützenden Thonschlages und verkohlt es daselbst mehr oder weniger tief. Sobald sich einigermaßen Kohle gebildet hat, wird sie mit der Steinaxt abgeschlagen, dann das Feuer wieder nach der freigelegten Holzfläche hingeschoben und neu entfacht. Es ist also wesentlich die weiche Kohle und das durch die Hitze zermürbte Holz, was die Steinaxt wegzunehmen hat. So wird fortgefahren und eine tiefer und tiefer werdende Auskehlung in den Stamm eingebrannt unter Feuchthaltung des Thonringes und gleichzeitiger Anfachung des hilfreichen Feuers — Negativ und Positiv dicht aneinander gedrängt —, bis der Gewaltige stürzt.

Soll ein Boot aus dem Stamm gemacht werden, so wird in ähnlicher Weise die Ausbrennung bewirkt, nämlich auf den hingestreckten und entästeten Stamm Feuer gelegt, das seinen Boden gleichsam unter sich wegfrißt, während die zu schonenden Teile sorglich durch Thonschlag geschützt bleiben. Jacksons Beschreibung erinnerte mich an das Wettspiel im Essen zwischen Loki und Logi, dem Wildfeuer, welches die Speise samt der hölzernen Mulde fraß.*

Rechts bot sich jetzt der prachtvolle Anblick eines Wasserfalles, in welchem der Wairoa von Stufe zu Stufe hinabsprang zum Tarawera-See. Unten am Ende einer völlig spitz zulaufenden Bucht des Sees stand ein Bootshaus in einem Gehege. Eines der drei dort ordentlich aufgestellten Boote englischen Baues schoben unsere Männer nun ins Wasser, und bald waren wir eingesessen.

Rotu tarawera übersetze ich: rauher warmer See, will indes nicht für die Richtigkeit einstehen, da auch ein Fisch den Namen Tarawera führt. Die Bucht, in der wir hinfuhren, erweiterte sich allmählich, um in das große Seebecken über-

* Vielleicht spielt die Edda-Erzählung hierbei auf das Ausbrennen der muldenförmigen Bootskörper an, das auch unsere Vorväter geübt haben mögen. Wenn Schrader in seiner „Sprachvergleichung und Urgeschichte" (Jena, 1883) neuerdings sagt: „Der Pfahlbauer der Steinzeit versteht mit der steinernen Axt die gewaltigen Baumstämme zu fällen," so werden wir das Verdienst der Steinaxt angesichts der oben geschilderten Verfahrungsweise doch nicht zu hoch anschlagen dürfen. Die ungeheure Zahl der Pfähle, welche die Pfahlbauer verwandten und auch an den Spitzen durch Verkohlung härteten, läßt darauf schließen, daß sie ein beschleunigtes Verfahren beim Baumfällen benutzt haben müssen. Denn bei bloßer Anwendung der Steinaxt braucht z. B., wie Wallace (A narrative of travels on the Amazone and Rio Negro) beobachtete, der südamerikanische Indianer einen Monat und mehr um einen schenkeldicken Baum niederzulegen.

zugehen, jenseits dessen sich ein gewaltiger vulkanischer Bergstock, der Tarawera-Berg, erhob; er ist zweitausend Fuß über Meer hoch und starrt mit seinen zerrissenen baumlosen Kuppen, welche von junger vulkanischer Thätigkeit weit hinaus erzählen, rauh und wild auf die uns umgebende köstliche Waldlandschaft herab. Zu beiden Seiten trat der malerische formen- und tintenreiche Wald bis an, ja bis in das Wasser hernieder, hier Hügel, dort Schluchten überwebend mit herrlichem Baumschlag. Wo aber das Grün den Durchblick gestattete, sah man, daß das steiler anstehende Gestein dennoch vulkanischen Ursprungs war, aber nicht Lava oder Basalt, sondern Traß, Travertin, oft in beinahe blendender Weiße zwischen den grünen Teppichfalten durchblickend: erstarrte ehemalige Ströme von Schlamm, mit welchen die meilenweit ringsum brodelnden, siedenden, feuerspeienden plutonischen Mächte das Land überfluteten. Eine üppige Flora hat jetzt die damalige Verwüstung zugedeckt und sie mit ihren milden Schönheiten ganz vergessen gemacht; nur drüben dem trotzigen, finsteren Berge hat sie nicht beikommen können, denn selbst die plebejischen Strauchfarn haben nur seine Vorhöhen mit ihrer dichten Decke zu überziehen vermocht, Bäume aber gar nicht auf ihm Wurzel fassen können.

Ganz nahe heran an das hügelige Waldufer kommt jetzt das Boot, indem wir nach Durchkreuzung des Seebeckens in eine andere Bucht scharf im Winkel einbiegen müssen. Man kann tief hineinblicken in den hier etwas lichteren Busch. Aus ihm enthüpfte und entflog jetzt gemächlich ein ganzer Flug prächtiger Fasanen; die Hand tastete unwillkürlich nach dem nicht mitgebrachten Gewehr, da man vom Boot aus mit Leichtigkeit hätte Jagd machen können. Die Engländer haben den chinesischen Fasan in Neuseeland mit Glück eingeführt; er verbreitet sich rasch im Wald und ist sehr beliebt in der Küche.

Jenseits der Wendung änderte sich die Gebirgsart; an die Stelle des weißen Travertins war grauschwarzer Trachit getreten, der in steilen Bänken und Pfeilern meist senkrecht aus dem Wasser emporstieg, das hier grundlos tief sein mußte. Unsere Rudermänner, die nicht eine Sekunde aufhörten zu schwatzen, sich zu necken, zu lachen, hatten schon einigemal abgesetzt, um zu trinken; vier tranken Himbeerwasser, aus Himbeersirup und dem Seewasser gemischt, einer dagegen „Brandy und Soda“; das Mitnehmen gewisser Quantitäten von beiden Stärkungsmitteln war in unseren Überfahrtsvertrag mit aufgenommen worden. Die Leute gehörten, erklärte Mr. Dawson, alle fünf demselben Stamme, dem Toarangi-Stamme (zu deutsch etwa „Kämpfer des Tages“), an; die vier mäßigen aber waren auf Zureden des Pfarrers und Mr. Grahams in den Mäßigkeitsverein, den good-templar-Orden, getreten und hielten treu ihr Gelübde; der fünfte, ein rotbärtiger Schlingel, aber verlachte die vier und trank seinen Schnaps. Merkwürdig war nun, wie dieser sonst sehr robuste Bursche allmählich an Kraft verlor und schließlich kaum noch zu rudern vermochte, während die vier Templer gleichsam zunahmen an Armeskraft und die schwere Arbeit schließlich fast ganz allein thun mußten. Murrten sie indessen darum mit dem Schlaffgewordenen? Zu meinem Erstaunen geschah nichts dergleichen. Sie lachten ihren Stammesgenossen aber lustig aus, und dieser schämte sich auch wirklich und suchte, obwohl vergeblich, nachzukommen. Das Ganze bot einen Einblick in die wirklich harmlose Gutmütigkeit, die dem Maori im allgemeinen, wenigstens im Kreise des Stammes, eigen sein soll, jedenfalls den Engländern das Herrschen ungemein erleichtert.

Es war halb elf Uhr, als wir an dem Ende der sich zuspitzenden breiten Bucht anlangten, wo sich in dieselbe der lauwarme breite Bach ergoß, der aus dem Rotu- oder Rotomahana in den Tarawera-See fließt. Die Ruderleute blieben dort in dem kleinen Maoridorf, welches

dicht bei der Bachmündung liegt; wir anderen schlugen einen Fußweg auf dem linken Bachufer ein, um uns eine besonders lohnende Aussicht, welche uns dort versprochen war, nicht entgehen zu lassen. Nach halbstündiger Wanderung hügelauf und -ab, auf schmalen Pfaden zwischen mannshohem, dicht wie Kornhalme stehendem Farnkräutich hin, dessen befiederte Wedel einem ins Gesicht schlugen, oder zwischen hohen Ti-Büschen hindurch mit ihrer hellgraugrünen stacheligen Bewachsung erstiegen wir endlich nahe dem Bach eine Anhöhe, auf welcher sich die wunderbare Ansicht darbot, die der Stichel nur unvollkommen in unserer Abbildung S. 542 wiederzugeben vermocht hat.

Im Vordergrund sieht man ein Stück des wogenden Farnwedelmeeres, aus welchem wir aufgetaucht, dahinter den Bach, an dessen Rand auch hellgraue Ti-Büsche zu bemerken sind, rechts den Rotumahana und oben in der Mitte die wie eine Treppenflucht aufsteigende Terrasse, an deren oberem und Ursprungsende der Dampf der Geisergewässer sich an der Berglehne in die Höhe zieht. Nach links hin beginnen die rauhen unwirtlichen Vorhöhen des Tarawera-Berges. „Te tarata! te tarata!“ rief unten am Bachrande ein Maori, der unsere Verwunderungsausrufe vernahm. Es war nur maorisiertes Englisch, der Name, den er rief; wegen des Mangels des s in ihrer Sprache haben sie „terrace“ in die obige Form umgesetzt.

Beim Hinabgehen zum Bachufer verloren wir einander in dem Farndickicht vollständig aus den Augen, so daß ich allein bei dem Rufer ankam, der sich denn erbot, mich als starker Ferge hinüberzutragen. Nach Festsetzung der nicht kleinen Gebühr von zwei Schilling nahm er mich hoch auf die Schultern, auf deren starkem Unterbau ich rittlings denn auch hinüberkam. Auf dem breiten Fußpfade, den man links von der Mitte des Bildes sich nach der Terrasse hinziehen sieht, fanden wir uns wieder zusammen und gingen der gelblich weiß schimmernden Stufenflucht zu, deren Farbe ihr ihren Namen verschafft hat. Bald hatten wir den Rand erreicht und die Stufen, die wie geflossene und dann fest gewordene Masse aussehen, dicht vor uns. Dem malerischen Interesse drängte sich mir das naturwissenschaftliche voran, so daß mich das Detail zu meinen Füßen vorerst mehr beschäftigte als der Eindruck des Ganzen. Die Sintermassen haben eine kräuselige Oberfläche und liegen vielfach stufenförmig in zahllosen nach vorn gerundeten Platten übereinander, wie unsere Abbildung einer Stufengruppe S. 544 deutlich erkennen läßt. Bildet sich überhaupt einmal eine Stufe — das sah man sofort ein —, so muß sie wagerecht ausfallen oder richtiger kurz „wasserrecht“, wegen der stehenden Wasserschicht, welche sie bedeckt und aus welcher die Kieselteilchen aus dem gelösten Zustand in den festen übergehen und sich niedersenken. Dies geschieht bei der Abkühlung des die Kieselsäure aus unterirdischen Räumen gelöst heraufbringenden heißen Wassers. Die Lösung der festen Kieselmassen kann nur in hoher Hitze vor sich gehen, in kühlem Zustand ist das Wasser chemisch unmächtig gegenüber dem Quarz und seinen Genossen. Kommt es nun heiß, mit aufgelöstem Kieselstoff beladen, nach oben, und gelangt zu den Stufenrändern, wo die Wasserschicht, sich verdünnend, herabrieselt, so muß es gerade da sich am meisten abkühlen und demnach einen Niederschlag abgeben. Deshalb entsteht an dem Rand der Stufe eine Art Saum, ein kleiner Wall. Dieser kann sich höher und höher aufbauen und hinter sich, namentlich wenn das Wasser sehr heiß zufließt, einen förmlichen Tümpel, ein Becken lassen, aus dem das heiße Wasser über den Rand fließt. Der Rand, einmal zum Walle erstarkt, giebt dann mehr und mehr Gelegenheit für das Absetzen der Kieselteilchen auf seiner runzelig werdenden Außenfläche, so daß diese bewächst und sich befranzt, oft auf merkwürdige Weise. Diese Bildungen ziehen das größere Besucherpublikum vornehmlich an — eine von ihm bevorzugte Stelle ist die in

unserer Abbildung S. 545 dargestellte, „am Bärenkopf“ genannte, wegen des wunderlichen zur Linken bemerkbaren Gebildes.

Die Masse des Sintergebildes ist porös und leicht. Ich schlug ein Handstück ab, welches ich auch bis heute bewahrt habe. Es zeigt deutlich die Schichtung der nacheinander, periodisch stattfindenden Absetzungen. Noch immer hat es einen beinahe einem Wohlgeruch zu vergleichenden Duft, in welchem Schwefel eine Rolle spielt; seine Schwefelkrystallchen liegen auch auf der Unterfläche des Stückes. Die Nase hat Gedächtnis; die von ihm ausgehende Erregung der Geruchsnerven führt mir die gesehene Scenerie so lebhaft vor die Seele, als seien es nicht so viele Wochen als Jahre, daß ich sie vor mir hatte.

Jetzt hieß es, die Stufen hinaufzusteigen nach dem eigentlichen Geiser, auf dessen Anblick wir begreiflicherweise besonders gespannt waren. Teils dem Rande folgend, teils hier und da die heißen Stufen benutzend, was auch nicht ohne nasse Füße abging, gelangten wir nach oben. Die erwähnten Becken hatten sich zu förmlichen Balkonen mit geschlossener Balustrade im Rokokogeschmack entwickelt, ein wulstiger Kissenrand oben und korbartige Erweiterung unten, jede Balkenreihe immer hinter die nächstvordere zurücktretend. Oben auf der Höhe des Spiegels des Geiserbeckens hatte man ein weites weißes Feld vor sich, fast wie beschneit scheinend, wäre nicht der leichte graugelbe Schimmer gewesen. Zwischen zwei Hügelvorsprüngen drang der Geiserbach vor, eine Hand vielleicht nur tief, unter Dampfwolken heranwellend, krystallklar. Durch den Dampf drangen wir auf einem der Seitenhügel vor, um in das Becken hineinsehen zu können, in welchem in heftigem Tosen die kochheißen Wogen emporwallten. Der Kessel maß etwa sechzig Fuß im Durchmesser und öffnete sich nach dem Thal zu auf etwa dreißig Fuß. Die heutige Ausbruchsform sei die gewöhnliche, wenn nicht Ebbe stattfinde, wurde uns erläutert, und daure meist monatelang. Wenn der Dampf ein wenig zur Seite wehte, konnte man die beinahe ohne Unterbrechung wie im Kochen aufwallende Wasser-Oberfläche sehen. Dann und wann, etwa alle drei viertel Minuten, wallte ein höherer Wasserberg in der Mitte oder auch an einer Seite oder auch vorn auf, nicht weit von ihm dann kleinere, auch der höchste nicht höher als etwa vier Fuß. Nur zehn bis zwölf Sekunden lang fand dann Ruhe statt unter dem zischenden Geräusch der zahllosen kleinen Dampfblasen, welche ohne Aufhören überall vorbrachen, dann begann sofort wieder das Tosen und Wallen und Wogenwerfen aufs neue.



Maorifrau mit Kind.

Zur Ebbezeit sehe man in einen runden Kessel, aus dem Terrassenstein aufgebaut, hinein und könne an den Rand hintreten; unten koche es dann nur leise, hieß es. Die Ausbruchzeiten seien nicht an die Jahreszeit gebunden, hätten oft längere, oft kürzere Dauer und hingen von der Windrichtung ab (!). Gewiß, so sei es, meinten unsere Beobachter, die indessen untereinander nicht einig waren über die Richtung des günstigen Windes.

Wir mußten nun über das Terrassenfeld hinüber nach dessen Westufer, was unter Springen und langschrittigem Waten durch ganz seichte Stellen auch gelang. Eine kurze Wanderung führte zum eigentlichen „großen Geiser", der nicht unbeträchtlich tiefer lag als der Scheitel der Terrasse, selbst aber auffallenderweise keine Terrasse bildete, also kieselsäurefreies Wasser führte. In einem tiefen Trichter war der Spiegel eines Beckens von etwa fünfundzwanzig Fuß Durchmesser im tosenden Kochen begriffen. Genau aus der Mitte erhob sich etwa alle Minuten ein Wasserkegel, so muß ich es nennen, von etwa zwanzig Fuß Höhe. Der sank dann wieder rasch hinab, und es kochten und rollten nun kleinere runde Wallungen auf, bald hier, bald da, bis der große Wasserberg wieder tosend aufsprang, alles unter heißem wallendem Dampf. Gleich neben dem großen Geiser, nur durch eine Wand von etwa achtzehn bis zwanzig Fuß Dicke getrennt, war wieder ein kleiner etwa zwölf Fuß messender Kessel, vielleicht sechs bis sieben Fuß tiefer mit seinem Spiegel liegend, welcher wiederum, ohne Sinter zu bilden, brodelte und wogte, aber nur wenige Fuß hoch seine Maulwurfshügel von Wasser aufwarf, sichtlich ganz ohne Zusammenhang mit seinem großen wilden Nachbar.

Wir wurden nun zum Seeufer hinunter geleitet einen Weg über felsigen Grund, auf dem es überall so heiß war, daß man nicht lange stehen bleiben konnte. Unten wurden wir von einer der angestellten Führerinnen — es sind deren mehrere da — empfangen, einer kräftigen Maorifrau, welche erträglich englisch sprach und alle Einzelheiten der „Terrassenwunder" genau kannte. Sophie hieß sie. Als Ohrschmuck trug sie ein reichlich fingerlanges Amulett aus Grünstein (vergl. das Häuptlingsbildnis S. 57 im letzten April-Heft) und um den Hals ein schwarzes Band mit einem Tiki aus Grünstein (vergl. S. 65 im letzten April-Heft) so schiefhalsig und o-beinig, wie nur gewünscht werden konnte. Meine Versuche, das seltene Stück zu erhandeln, die ich nach einiger Zeit Vorparlamentierens begann, schlugen leider fehl. Sie wollte den grünen Zauber wohl gern für das schöne verlockende Angebot geben, aber ihr Mann würde sie so prügeln, so sehr, versicherte sie, daß ich Abstand nehmen mußte.

Es ging nun etwas in die Höhe an der Berglehne, der Rückseite des Höhenzuges, an welcher der weiße Geiser entspringt. Der Boden bestand fast nur aus Kieselsinter und war beweglich, wie auf Schlamm liegend, oft auch brüchig, so daß man dringend angehalten wurde, nur dem Pfade, den die Führerin ging, zu folgen. Zwischen buschigen Bäumen lag da ein großer, mit grünen Moosen halb überzogener Pfuhl, der grüne Pfuhl genannt, und merkwürdig dadurch, daß er völlig kalt war. Nicht hundert Schritte davon ging es wieder sehr laut zu, am sogenannten Teufelsloch, einem Schacht, einem eingefallenen Brunnen ähnlich, aus welchem purer Dampf herausfauchte, genau wie aus dem Sicherheitsventil eines Dampfers vor der Abfahrt. Zum Nachbarn hatte das Sicherheitsventil des unterirdischen Dampfkessels wieder kleine Geiser, einen, der etwas sprang und brodelte, und nicht weit davon einen toten Geiser, das heißt einen solchen, der heißes Wasser entsandte, dasselbe aber nicht oder kaum aufwarf. Das Becken, von Kieselsinter ganz eingefaßt und auf dem Scheitel einer daraus gebildeten Terrasse liegend, hatte einen schmal zugehenden Ablauf, so angesetzt an das Schiefrund des Beckenran-

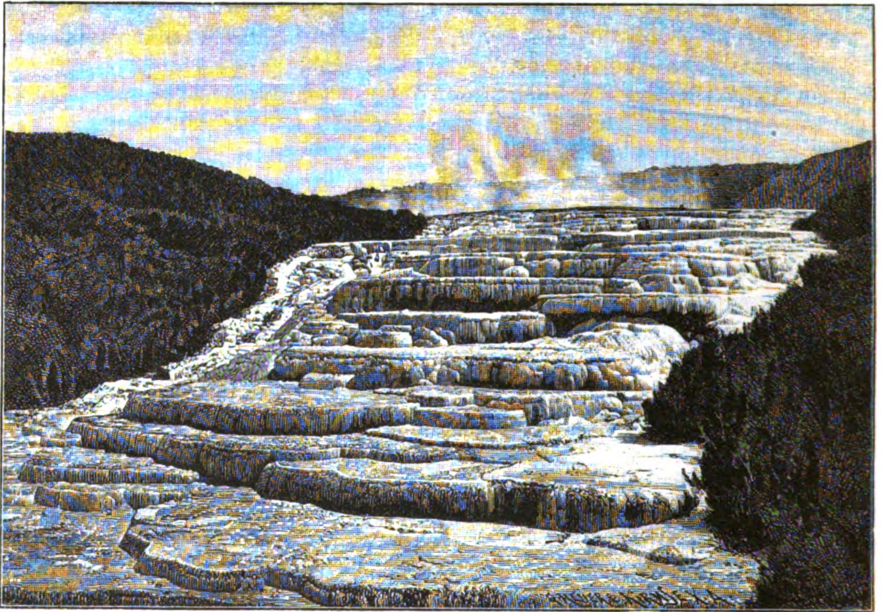
des, daß im Grundriß eine Ähnlichkeit mit einem Vogel herauskam. Die „Kiwi-Terrasse“ hatten demnach die Engländer die Stelle getauft nach dem flügellosen Laufvogel Kiwi, einem der letzten Repräsentanten des Laufvogelgeschlechtes, welches früher Neuseelands Wälder belebte. Beinahe siedend heiß entrann dem Kiwi-Becken der murmelnde und weiterhin in kleinem Wasserfall niederplätschernde Kochquell. An dem Becken schöpfen die Eingeborenen von dem klaren heißen Wasser. Einmal begegnete einer jungen Maorifrau daselbst ein furchtbares Unglück. Sie trug ihr Kind üblicherweise, wie unsere Abbildung S. 549 zeigt, in ein Tuch geschlagen auf dem Rücken und beugte sich nieder, eine Kalebasse mit dem heißen Wasser volllaufen zu lassen; da schoß das Kind ihr über Kopf und Schulter in das siedende Höllenbecken hinein zu augenblicklichem, aber fürchterlichem Tod.

Nicht fern von der Kiwi-Terrasse zeigte man uns nun die Schlammsprudel. Es sind kleine, ganz kleine Geiserquellen, welche unter weichem thonigem Boden ausbrechen, denselben zunächst in Schlamm verwandeln, den sie kegelförmig auftreiben und dann periodisch in die Höhe prusten, daß es weit umherpatscht. Manche plustern auch nur kleine teigige Massen aus der Breifläche in die Höhe. Den Schlamm einzelner dieser Brodler essen die Eingeborenen; „native porridge“ (Mehlbrei) nennen die englischen Namengeber solchen Schlamm; uku oder huku sagen die Maoris und nehmen es übel, wenn derselbe in ihrer Gegenwart palu palu — dies bedeutet nämlich wörtlich Schlamm — genannt wird. Sterbenskranke verlangen, daß man ihnen Huku von Rotumahana hole, davon würden sie genesen, der weiße Doktor könne doch nicht helfen. Eigentlich verbreitet und gewohnheitsmäßig ausgeübt schien mir das „Erdeessen“ nicht zu sein. Ich unterließ nicht, den Huku von der besten berühmtesten Brodelquelle zu probieren; der sehr fein geschlammte warme Thon schmeckte etwas süßlich und nicht unangenehm, wenn auch nicht „genau wie Fleischbrühe“, wie die Begleiter behaupteten.

Mit verhehltem Interesse beobachtete ich das Wesen der Eingeborenen gegenüber den Naturerscheinungen vor und um uns. Für die Größe oder Wunderbarkeit derselben hatten sie nichts, nicht das allermindeste übrig. Den Geiserterrassen haben sie kaum Namen gegeben, wenigstens den der weißen einfach dem fremden Wort nachgebildet, den der roten soviel wie vergessen, alles übrige unbenannt gelassen, ausgenommen den Thonschlamm, von dem sie gelegentlich verzehren. Heißes springendes Wasser waren sie auch anderswo gewohnt zu finden; besonders fruchtbar war die Gegend nicht, und so thaten sie nichts, um den landschaftlichen oder Naturwunderruf zu verbreiten, den heute die Quellen genießen. Ist doch die Natur dem ihr noch unmittelbar nahestehenden Menschen nicht schön, sondern entweder furchtbar oder nützlich — um diese Pole des Eigennutzes dreht sich ihm das Angeschaute; erst die Kultur hat die Bewunderung der Schöpfung in der Menschenseele erweckt. Es bedurfte Hochstetters förmlicher Neuentdeckung der Geiserterrassen in den fünfziger Jahren, um sie eigentlich bekannt und dann rasch berühmt zu machen. Es hat übrigens für mich den Anschein, als ob die beschriebene weiße Terrasse ihre jetzige Bedeutung noch nicht lange besitze. In der mir zur Hand liegenden Reisebeschreibung von Dr. E. Dieffenbach, welcher im Auftrag der „Neuseeland-Compagnie“ die Gegend 1840 besuchte und 1843 (englisch) beschrieb, berichtet derselbe ausführlich vom Rotumahana und ist von staunender Bewunderung für die rote Terrasse (s. unten) förmlich bewegt, erwähnt aber der ungleich großartigeren weißen Terrasse nur mit ein paar Worten als einer „Stufenflucht an den Hügeln“, während dieselbe heute breit und gewaltig wie ein Gletscher in das Thal tritt.

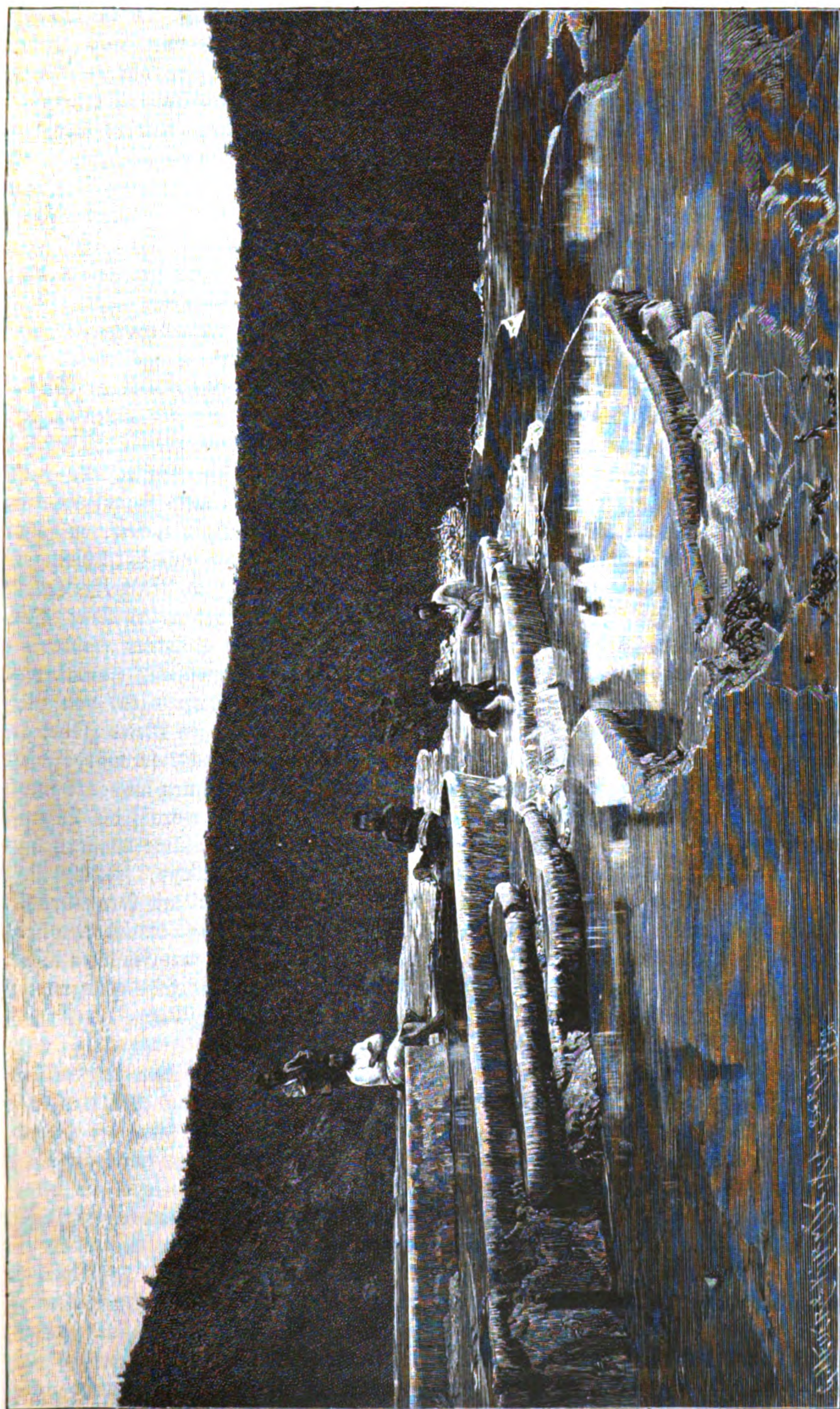
Wir stiegen zum Seeufer wieder hinab, um einen kleinen Imbiß zu nehmen. Man kochte uns zu dem Mitgebrachten noch

Kartoffeln in der Schale in einem Siedequell, der sein Wasser in den See unmittelbar ergoß. Zwei andere vor uns angelangt gewesene Gesellschaften hatten leider den ganzen Vorrat an Krebsen, den die Maoris herangebracht, verzehrt; die Reste der ebenfalls im Quell rot gekochten Schalen lagen noch umher. Die Felsensitze waren so heiß, daß wir nicht ohne eine Unterpolsterung von Farnstengeln, welche die Führerin Sophie lachend herbeiholte, es aushalten konnten.



Die rote Terrasse am Rotumahana auf Neuseeland.

Der See vor uns bot nichts Besonderes; die Berge und Höhen ringsum waren nicht stark bewaldet, ein Inselchen in der Seemitte eine klippige Felsmasse, weiterhin bemerkte man indes noch eine Reihe kleiner, hübsch begrünter Inselchen; von der „roten Terrasse“ am anderen Seeufer sah man nur den Dampf hinter der verdeckenden Vorhöhe aufwirbeln. Inzwischen war ein Kanoe zur Überfahrt angekommen, gerudert mit kleinen Streichrudern von zwei dunkelbraunen Gesellen. Es war ein echtes Maoriboot, aus einem Stamm gearbeitet, mit Aufsatzbrettern und aufgesetztem Vorderteil (aufgenäht, wie ich S. 64 im letzten April-Heft beschrieb). Das Hinterteil — zu dem der Zwirn nicht stark genug gewesen sein mochte — war aber heruntergebrochen, so daß das Fahrzeug nichts weniger als Vertrauen erweckte. Indessen der See, welchem so und so viele warme und heiße Quellen von unten zutreten, war völlig badewarm, 24 bis 26 Grad, und so konnte man es ja wagen. Durch meine Vorstellung: „Half canoe, half price!“ bekam ich zwar eine Menge Lacher auf meine Seite, erzielte aber leider keinen Erfolg in Bezug auf den Preis. Ungefähr auf der Mitte der Fahrt bekamen wir die rote Terrasse zu sehen, von der unsere vorstehende Abbildung eine hübsche Ansicht gewährt. In prachtvollem Aufbau stieg die Riesentreppe in die Thalschlucht hinauf, Balkon über Balkon, ein großartiges Amphitheater wie aus rosigem Marmor erbaut, aufsteigend aus der Arena der Wellen des Sees. Dunkelgrünes Gebüsch drängte von beiden Seiten dicht an die Stufen heran. Wir stiegen den zur



Die natürlichen Badewannen auf der roten Terrasse am Rotumahana auf Neuseeland.

Linken des Bildes erkennbaren Pfad hinan, wo man dann die Stufen sich in die schon erwähnten balkonförmigen Becken gestalten sah. Das tiefe Blaugrün des Wassers, welches die Becken alle bis zum Rande füllte, stach prächtig ab von der durch Eisenoxyd in wechselnden Tinten rot und rosig gefärbten Sintermasse. Aus den Becken rieselte es nieder in dünnen Wasserschleiern, und je höher wir stiegen, wobei wir auch quer über einzelne Stufen schreiten konnten, desto wärmer wurden die dampfenden Wasserfällchen; auf drei Viertel der Höhe war es badewarm. Man forderte uns auf, das herrliche, sehr „gesunde, heilvolle“ Bad zu benutzen; ich lehnte ab, die Maoris und unsere weißen Führer aber waren flugs dabei, sich zu entkleiden und von einem Becken ins andere zu klettern in immer größere Hitze hinein, bis die Steigerung nicht mehr zu ertragen war. Unsere Abbildung S. 553 zeigt das natürliche riesige Wannenbad in seiner ganzen Ausdehnung. Über dem Gejuchze und Gelache stiegen Dr. S. und ich bis auf die Ebene der Geiserquelle hinauf, welche in dem freundlich umgrünten Winkel zwischen den Hügeln lag, wo diese aus der Bergwand vortraten.

In der Mitte der Rundung war der Geiserquell, die runde obere Öffnung des in die Tiefe hinabgehenden Schachtes, aus welcher das heiße, tief blaugrüne Wasser emporstieg. Die Öffnung mochte dreißig Fuß Durchmesser haben. Die feinen Dampfbläschen, welche beim Heraufkommen platzten und die Dampfwolke bildeten, verursachten ein simmendes Geräusch, um es so zu nennen. Ich kniete am Rande des Schlundes hin, um mit hastigem Eintauchen des Fingers die Temperatur zu prüfen. Man konnte tief, tief hinabsehen und die Dampfblasen von ganz weit unten schon verfolgen, wie sie heraufschwebten und auseinander und zusammengingen. Die Temperatur schien die dicht vor dem Kochen zu sein; Wallungen aber warf das Wasser, welches bis auf einen halben Zoll am Bord stand, nicht. Nach vorn floß es in dünnem Strom ab. Daß es dort nicht Sinter niederlegte, sondern eine nur einen halben Zoll tiefere Abflußfläche überströmte, war darin zu suchen, daß es noch zu heiß war, um die gelöste Kieselsäure abgeben zu müssen. Das geschah weiter außen, wo die Abkühlung größer und größer wurde.

In der roten Terrasse hatten wir gleichsam den Abschluß der Geisererscheinungen vor uns. Sie ist ein toter Geiser und hat sich nämlich so hoch mittels der aus der Tiefe heraufgebrachten Kieselmassen aufgebaut, bis der unten in der Tiefe an unbekannten Wärmequellen sich bildende Dampf die Wassersäule nicht mehr zu heben, nicht mehr hinaufzupressen vermochte; nur Dampfbläschen von hoher Spannung vermögen sich durchzuringen. So ringt sich, dachte ich, das heiße Talent unter dem Druck der bestehenden Verhältnisse aus tiefen Schichten empor. — Vermöchte der Dampf nur einmal eine Wassermasse herauszudrängen, von vielleicht nur einem einzigen Meter Höhe, gemessen im Geiserschacht, so würde diese oben abfließen, also unten an der Dampfbildungssohle fehlen, worauf die Dampfgewalt eine mächtige Säule Wassers hinaufzuschleudern vermöchte, freilich nicht ohne daß auch Dampf mit herausbräche, wodurch die Spannung vermindert würde und der Springstrahl zum Einsinken käme. Hätte sich dann wieder Hitze genug unten gesammelt, so träte aufs neue der Strahl aus und so fort.

Diese Erscheinung hatten wir drüben am großen Geiser vor uns gehabt. Näher dem Gleichgewicht war schon der kleinere dicht neben dem großen, und derjenige der weißen Terrasse ihm wohl am allernächsten, so daß dort nur ein gewaltiges Kochen mit periodischem Aufwallen in dem Riesenkessel stattfand. Daß dem so ist, zeigt das Aufhören der Ausbrüche zu gewissen Zeiten, wahrscheinlich solchen, wo mehr kaltes Wasser unten zu- und durchfließt, also das wärmegebende Gestein oder andere Mineral abkühlt. Bun-

sen hätte hier die ganze Experimentenreihe vor sich! Die Kiwi-Terrasse hat sich ebenfalls so lange aufgehöht, bis ihr Geiser nicht mehr springen konnte; die weiße Terrasse verspricht, sich auch bald so weit aufzubauen. So wie die rote Terrasse jetzt quillt als toter Geiser — tot nur als aufbrausender Sprudeler, lebendig aber noch als segenspendender warmer Quell — wird auch sie ruhig werden und ihren Stufenbau nur in der Breite noch ausbauen, steigen nicht mehr; daß dieser Zustand sich rasch nähert, zeigt die Größe der Ebene vor der Quellmündung.

Beim Hinuntersteigen hatten wir noch verschiedenen Aberglauben bei unseren (weißen) Führern zu bekämpfen, der auch bei den Touristen von Neuseeland wie Australien Platz gegriffen hat, vor allem den Satz, daß das Wasser der Geiser völlig „rein" und absatzfrei sei und „etwas anderes" die Terrasse bauen müsse! Denn Bleistiftinschriften, welche man auf die vom Wasser überspülten Flächen der roten Terrasse schon vor zehn Jahren geschrieben, seien noch jetzt ganz leserlich, also doch nicht von Niederschlag überwachsen. Wir überzeugten uns wirklich von dem Vorhandensein solcher Namensschriften, die dem beigefügten Datum nach mehrere Jahre alt waren. Sie standen aber in ganz heißem Wasser, da, wo letzteres noch eine zu hohe Temperatur besaß, um die aufgelöste Kieselmasse schon hergeben zu müssen. Die große, durchweg bestätigte Beständigkeit der roten Terrasse bringt es mit sich, daß die Wassertemperatur an jenen Stellen nie unter den Grad sinkt, unterhalb dessen die Sinterbildung beginnt. Weiter unten aber, in den tiefer gelegenen, kühleren Becken und Wannen, halten sich jene Inschriften nicht. Die Schärfe der kleinen Krystallchen, in welchen die Kieselerde sich niederschlägt, unterschätzten wir. Beim versuchten Wegreiben von Bleistiftinschriften in den Wannen — es hieß, sie würden unauslöschbar durch das wunderbare Wasser — rieben Dr. S. und ich uns beinahe die Fingerspitzen durch, ehe wir's merkten; die Schrift ging freilich weg, aber auch die Haut.

Unten am Seeufer fanden wir ein besseres Kanoe bereit, um die Rückfahrt nach dem Tarawera-See zu machen. Bald glitten wir in den sehr rasch strömenden Bach hinein, dessen Temperatur die eines reichlich warmen Bades war. Wie heißt der Creek? „Kai waka" hieß es, das bedeute Bootverderber, weil die Kanoes so oft anstießen und leck würden. Ich hielt diese Namengebung für Scherz; indessen unser Fahrzeug stieß bald hier, bald dort auf den felsigen Grund in dem trotz vieler Windungen rasch dahinschießenden Wasser. Später fand ich denn auch wirklich den Namen bestätigt. Denjenigen der roten Terrasse gelang es mir nicht, von unserer braunen Gesellschaft zu erfahren; „pink terrace" sagten sie immer; später brachte ich heraus, daß der ältere Name Waka tara, das ist „Felsen bauend", sei, womit doch die Beobachtung der allmählichen Veränderung des merkwürdigen Naturgebildes festgestellt erscheint.

Unsere Bootsleute hatten sich gründlich ausgeruht, als wir am Tarawera-See ankamen. Sie mahnten zur Eile, da zwei andere Besuchergesellschaften in ebensovielen Booten schon vor einigen Minuten abgefahren seien, die Toarangi-Männer sich aber nicht gern schlagen ließen als Ruderer. Diese Eifersucht kam uns zu gute. Die Rivalen fingen allerdings an, sehr stark zu arbeiten, als sie die Anstrengung unserer Leute bemerkten; als ich diesen aber gar ein verlockendes Extrahonorar versprach, wenn sie die ersten sein würden, legten sie sich unter Jubeln und Lachen so in die Riemen, daß wir bald die anderen überholt hatten, überhaupt die neun englische Meilen lange Fahrt in $63^1/_2$ Minuten zurücklegten. Großer Jubel und „three cheers for Germany" brachen am Bootshause aus, als ich das verheißene Draufgeld wirklich zulegte.

In Wairoa fanden wir alles in ver-

gnügter Stimmung. Rasch war der Wagen angeschirrt. Unsere Braunen, Männer nämlich, die in Kirche und Schule gewesen, kletterten wieder vorn auf, und nun ging es im Trabe hinüber auf Ohinemutu zu. Ich ließ mir von einem der achtundzwanzig- bis dreißigjährigen Schulknaben sein außen marmoriertes Heft zeigen, das er mir halb mit Stolz, halb errötend gab. Es war Englisch und Rechnen geübt worden. In langer Kinderhandschrift zwischen Linien stand: „Der Apfel ist gut. Mein Bruder hat gegessen einen guten Apfel“ und so weiter. Ich lobte den Schreiber und Rechner und bekam deshalb auch die übrigen Hefte zu sehen und anzuerkennen.

Abendlicher sank es herab; die Farben fingen an zu erblassen. Als wir am Tikitapu-See in scharfem Trab dahinfuhren, war dessen Spiegel verschwunden; grünlich-graue Wellenzüge rollte der leichte aufkommende Abendwind darüber hin; oder war es der Taniwa, der im Halbschlaf eine Wendung machte, unruhig träumend davon, wie Zoll um Zoll, materiell wie geistig, das Maoriland, das Land der alten, einst so mächtigen Götter und Titanen, in die Herrschaft der fremden weißen Männer übergeht, die selbst den Taniwa nicht fürchten und an seine Existenz da unten sogar nicht einmal glauben wollen.

* * *

Noch zwei andere Wanderfahrten unternahmen wir, die eine nach dem Taupo-See und seiner interessanten, ebenfalls durch Geiserquellen merkwürdigen Umgegend, die andere von Auckland aus in den unfern gelegenen Urwald, wo Waldnatur das hervorragende Ziel der Beobachtungen war, das Gewehr der Begleiter. Nach dem Taupo führte die sehr spät am Abend endigende Tagereise fast nur über vulkanisches Gebiet, meist über hügeliges Flachland, das fast einzig und allein Bimssteinboden aufwies. Eine dreißig bis vierzig Fuß dicke Schwemmdecke von Bimsstein hatten die Vulkane meilen- und meilenweit über das Land gebreitet; ihre Dicke war meßbar da, wo ein Flüßchen sich eine tiefe, jähe Rinne eingerissen hatte bis auf den Felsengrund. Hebungen und gelegentlich auch Durchbrüche von Trachit und Basalt gaben der Bodenfläche ein bewegtes Profil; Farnkräutich bedeckte die Hügelwände, geringer Graswuchs den ebenen Grund; kleine Wasserläufe faßte neuseeländischer Flachs mit seinen Schwertblättern ein.

Am Taupo-See, dessen Längsachse über vier deutsche Meilen beträgt, war es wieder waldig und bergig; aus ihm fließt der reißende Fluß Waikato, den wir auf der Mitte unserer Fahrt überschritten hatten. Im tiefen Hintergrund sah man den noch thätigen Vulkan Tongariro kegelförmig emporsteigen, hier und da auch in den ziehenden Wolken den über neuntausend Fuß hohen schneebedeckten Ruapehu schimmern, an welchem der Oberlauf des Waikato entspringt, um sich nach zehn Meilen langem Lauf in den Taupo-See zu ergießen. Leider reichte die Zeit nicht aus, den schlammspeienden Tongariro zu besuchen, zu dessen Besteigung mir der gerade anwesende Häuptling Heu-Heu zunächst seine hoheitliche Erlaubnis und sodann auch Pferde und Mannschaften anbot, nachdem er gehört, wir seien von der Nation tapferer Krieger, „die den großen Häuptling Napoleon geschlagen“.

Ebensoviel als die seltsame Natur zogen mich die Menschen, die Maoris, an, die hier noch nicht völlig ihre Freiheiten verloren hatten.

„Vieles ist wunderbar, das Wunderbarste aber der Mensch!“ Es war gerade Gerichtstermin, wo die Landkäufe gesetzlich geregelt wurden. Ich bekam zuzusehen und zu hören, wie ihnen das Land gesetzlich abgekauft wurde, nachdem sie, nicht unähnlich Angeklagten, zeugenbeweislich dargethan, daß ihnen das Landstück, um welches es sich handelte, gehörte! Wie scharf wurde inquiriert, wie sah die stumm am Boden des weiten Saales

hockende Schar der Männer und Weiber erwartungsvoll und betroffen auf zu den weißen Richtern am Tisch! Es war der Vorgang des Abbröckelns, des Zergehens einer Nationalität, eines Volkes. Ich muß gestehen, daß mich das Miterleben der Einzelheiten dieses Prozesses der Desorganisation innerlich bewegte. Um so mehr, wenn ich nach dem Verlassen des in einem Fort gelegenen Gerichtssaales die belebte Menge der Maoris überschaute, die hin- und herliefen zwischen dem Fort und — dem großen Wirtshaus, wo sie johlten und spielten und tranken, denn sie hatten doch soeben Massen Geld bekommen; in manche Hunderte von Pfunden ging es ja öfter.

Aber auch allgemein historisch schien mir der Vorgang interessant. Man konnte die Parallele ziehen, welche in die Zeit des römischen Eindringens in das damalige Deutschland fällt: Ebenso überlegen in der Kultur wie die Engländer den Maoris waren die Römer unseren Vorvätern; auch damals ordnete das Gesetz, was Waffen, Klugheit und Gold von dem Besitz der weniger Kultivierten losgelöst. Auch damals stand hoch ausgebildete überlegene Kriegskunst der schlichten Tapferkeit und Leibesstärke gegenüber; auch damals wurden Gebietsabgrenzungen verabredet und gern von der überlegenen Seite bestritten und überschritten. Nur war die Ausdauer unserer Vorväter und ihre Masse groß genug, dem Vorschreiten des Eindringlings Grenzen zu setzen; auch stiegen sie mehr und mehr auf an Kultur und Kriegstüchtigkeit, während der Fremdling, der die Kultur gebracht, einem sinkenden Volk angehörte. Ein Spiegelbild bleibt aber deshalb dennoch der heutige politisch-ethnische Prozeß auf dem südlichen Inselland von Zuständen, welche die Entwickelung unserer Nation vor vielen Jahrhunderten so bestimmt beeinflußt haben, und deshalb schien mir das Ganze der dort sich abspielenden Erscheinungen in Natur und Leben besonders wert, auch dem deutschen Leser in den vorstehenden schlichten Beobachtungen vorgeführt zu werden.

Am neunzehnten Tage nach unserer Ankunft führte uns ein guter Dampfer wieder von Auckland weg nach dem schönen Sydney hinüber.





Chinin und Chinarinde.

Von

August Vogel.

Ein alter Naturforscher früherer Tage nennt die Pflanzen „treue Freunde des Menschen, in ihre oft unscheinbaren Blätter, Blüten, Wurzeln und Rinden hat die Natur alles Wohl und Wehe der Menschheit gelegt, was wäre die Welt ohne sie: ein großes Lazarett voll tausendfacher Leiden". Dieses Lob der Pflanze bezieht sich, wie man erkennt, nur auf die mannigfachen Heilmittel, welche uns die Pflanzenwelt freigebig darbietet. Der alte Ausspruch jenes dankerfüllten „Naturforschers früherer Tage" erscheint vollkommen gerechtfertigt und wahrhaft begründet, wollen wir auch nur als Heilmittelspenderin die Pflanze in Betracht ziehen und von der großen, unentbehrlichen Bedeutung der Vegetation auf das Wohl und Wehe der Menschheit nach vielen anderen Richtungen hin ganz absehen. Aber in der großen Reihe der Pflanzen, welche uns vegetabile Heilmittel liefern, steht obenan der Chinabaum, welchem wir die Chinarinde und beziehungsweise das im Arzeneischatz unentbehrliche Chinin verdanken. Unter allen Arzeneimitteln giebt es kaum eines, welches so entschieden specifisch günstige Heilwirkung auf gewisse Krankheitsformen, namentlich Wechselfieber, äußert. Wie wir so vieles Gute und Nützliche dem schönen Geschlecht zu verdanken haben, so ist auch die Heilkraft dieser bitteren Rinde zuerst durch eine Dame uns in Europa bekannt geworden und zwar schon im Jahre 1683. Die schöne Gräfin von Chinchon, so wird uns glaubwürdig berichtet, lag lange hoffnungslos danieder an einem bösartigen Fieber. Ihr edler Gemahl, Graf de Chinchon, spanischer Vicekönig von Lima, hatte sich in zärtlicher Besorgnis um seine Gattin an eine Unzahl einheimischer Ärzte vergeblich gewendet, bis endlich erwünschte Hilfe durch den spanischen Corregidor von Loxa, Don Juan Lopez de Canizares, verschafft wurde. Dieser hatte selbst einige Jahre vorher in eigener Krankheit die gute Wirkung einer bitteren Rinde erprobt. Und das von Don Juan Lopez de Canizares der Gräfin Chinchon übersendete Medikament, wodurch dieselbe alsbald glückliche Heilung fand, war das erste Muster von Chinarinde in Europa. Aus Dankbarkeit für diese glückliche Kur an der Gräfin Chinchon wurde später der Pflanzenfamilie, von welcher die bittere Fieberrinde stammt, der Name Chinchonen gegeben. Es ist erfreulich, zu konstatieren, daß der berühmte Botaniker Linné zu dieser Galanterie der Namensverleihung erste Veranlassung war.

Die Eingeborenen von Südamerika haben, wie es scheint, von der Chinarinde keinen medizinischen Gebrauch gemacht, und es schwebt daher über der ersten Erkenntnis ihrer Wirksamkeit immerhin ein gewisses Dunkel. Wir wissen nicht, wie der Jesuitengeneral Don Juan Lopez de Canizares auf dieses Heilmittel aufmerk-

sam geworden. Möglich, daß die Jesuiten in Peru schon länger im Besitz des Geheimnisses waren.

Durch die überaus glückliche Kur an der Gräfin Chinchon gelangte die Kenntnis der Fieberrinde nach Rom und von da an den Hof Ludwigs XIV. unter den Namen: Pulvis Comitissiæ, pulvis Jesuiticus, pulvis Cardinalis, pulvis Patrum; doch vergingen noch viele Jahre, ja nahezu ein Jahrhundert heftigster Kontroverse, bis etwa zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Chinarinde in allgemeinen Gebrauch überging. Erst 1783 lernte man die Stammpflanze durch den französischen Astronomen La Condamine kennen, welcher sie auf seiner Reise von Loxa nach Lima entdeckte und nach seiner Rückkehr eine Beschreibung und Abbildung seiner Quinquina (Chinchona Condaminea) veröffentlichte.

Ein Chinabaum von sechzig Fuß Höhe und fünf Fuß Durchmesser liefert ungefähr zehn Centner trockene Rinde. Die Einsammlung geschieht zu jeder Jahreszeit durch dazu von Handlungshäusern oder Compagnien aufgestellte Rindenschäler (Cascarileros). Man benutzt gewöhnlich nur die von der Borke größtenteils befreite Stammrinde sowie die der stärkeren Äste und trocknet sie in Schuppen über Feuer drei bis vier Wochen. Solcherweise erhält man durchschnittlich den dritten Teil des frischen Materials.

Obgleich nun schon längst die gepulverte Chinarinde selbst als wertvolles Medikament in großen Mengen verbraucht wurde, so begann doch ihre Hauptrolle als Handelsartikel erst im Jahre 1820, nachdem das Chinin als wirksamster Bestandteil der Chinarinde entdeckt worden war und nun zur Fabrikation des Chinins das Rohmaterial — die getrocknete Chinarinde — in ganz außerordentlich vermehrten Quantitäten Verwendung fand.

Das Chinin gehört in die merkwürdige Gruppe der Alkaloide, das heißt der organischen Salzbasen. Während die organischen Säuren: Citronensäure, Weinsteinsäure, Apfelsäure und andere, schon in den frühesten Zeiten bekannt waren — ein jeder frisch ausgepreßte Pflanzensaft zeigt saure Reaktion —, so gehört dagegen die Entdeckung des Gegensatzes der organischen Säuren — organische Salzbasen — einer weit späteren Zeit an. Als Ursache der sauren Reaktion der Pflanzensäfte sind bekanntlich vorzugsweise die Pflanzensäuren: Apfelsäure, Citronensäure, Weinsteinsäure, zu betrachten. Diese Säuren sind indes nicht zufällige Exkrete beim Stoffwechsel, sondern beteiligen sich aktiv an den Lebensvorgängen der Pflanzen. Dafür spricht vor allem der Umstand, daß die Säuremengen mit dem Alter der Pflanzen zunehmen, ja sogar daß die Säuremengen bei Tag und Nacht und an den verschiedenen Stellen ein und derselben Pflanze differieren.

Die eigentümlichen Pflanzenstoffe, Alkaloide, natürliche Pflanzenbasen, verhalten sich ähnlich den unorganischen, mineralischen Salzbasen: Kalk, Kali, Natron u. s. w., indem sie sich mit Säuren zu Salzen vereinigen können. Eine besondere physiologische Bedeutung, ähnlich den Pflanzensäuren, scheinen die Alkaloide für das Leben der Pflanze nicht zu haben; denn wenn sie auch in einer Pflanze, der in der Regel ein bestimmtes Alkaloid zukommt, fehlen, so können doch alle übrigen vegetabilen Lebensfunktionen ungestört stattfinden. Es giebt Chinabäume, die gar kein Chinin enthalten, es giebt Schierlingpflanzen ohne Coniingehalt, und doch sind diese Pflanzen mit den anderen ganz identisch, nicht zu unterscheiden botanisch von den Pflanzenexemplaren, welche reich an Alkaloiden sind. Einen Weinstock, der keine Weinsäure bildet, einen Citronenbaum, der keine Citronensäure erzeugt, giebt es nicht; bei solchem eventuellen Mangel an den genannten Säuren wäre wohl die Existenz der Pflanze überhaupt undenkbar. Bis jetzt ist schon eine bedeutende Menge von Pflanzenbasen in den verschiedensten Pflanzen nachgewiesen worden, und es dürfte nicht als unwahrscheinlich gelten, daß in den meisten Pflanzen derartige besondere eigentümliche Stoffe an-

zutreffen sind. Die Zahl der bis jetzt auf Erden bekannten Pflanzen übersteigt 100000; hierdurch eröffnet sich der chemischen Forschung ein weites Feld zu immer neuen Entdeckungen.

Die meisten der bis jetzt bekannten Alkaloide stammen von solchen Pflanzen her, die sich durch Giftigkeit oder doch durch eine besondere Heilkraft auszeichnen, und man darf annehmen, daß sie es vorzugsweise sind, welche diesen Pflanzen ihre giftigen und medizinischen Wirkungen erteilen. Viele derselben gehören zu den heftigsten und gefährlichsten Giften, Strychnin, Brucin, Coniin und andere, andere zu den kräftigsten Heilmitteln; unter letzteren steht obenan das Chinin. Die erste Entdeckung einer natürlichen Pflanzenbase fällt in das Jahr 1805, und zwar ist es das Morphin, welches im genannten Jahre aus dem Opium dargestellt wurde. Diesem folgte nach kurzem Zwischenraum das Strychnin aus der Nux vomica oder Faba St. Ignatii, das Brucin aus der Angusturarinde (Brucea antidisenterica), das Veratrin aus der weißen Nieswurz (Veratrum album) und in geringer Menge auch aus den Wurzeln der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), das Nikotin aus den Tabaksblättern (Nicotiana tabacum), weit später, wie schon oben bemerkt, das Chinin aus den Chinarinden. In den Pflanzen kommen alle diese Alkaloide mit Pflanzensäuren verbunden vor. Ihre Darstellung beruht im allgemeinen darauf, sie von den Pflanzensäuren zu trennen. Zu dem Ende pflegt man das Rohmaterial gewöhnlich mit einer Säure zu übergießen, die stärker ist als die Pflanzensäure: mit Salzsäure, Schwefelsäure, Essigsäure, und mit der Pflanzenbase ein leicht lösliches Salz bildet. Setzt man dann der sauren Lösung eine unorganische Basis (Kali, Natron, Kalk, Magnesia u. s. w.) hinzu, so wird die organische Basis gefällt. Dies ist im allgemeinen das Verfahren, wodurch sich die Alkaloide isoliert darstellen lassen. Selbstverständlich stehen diesem Verfahren zahlreiche andere Bereitungsmethoden je nach der Natur des Alkaloides zur Seite. Außerdem werden mit den Basen vielerlei andere Substanzen aus den betreffenden Pflanzenteilen ausgezogen, die sich häufig genug nur durch umständliche Reinigungsoperationen entfernen lassen.

Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß gegen das Einreihen dieser Pflanzenbildungsteile in die Klasse der Alkalien und gegen den Namen Pflanzenalkalien oder Alkaloide, den man ihnen demzufolge gegeben hat, zur Zeit ihrer Entdeckung und noch lange Jahre nachher von den Chemikern damaliger Zeit Einwendungen erhoben worden sind. Der Hauptgrund für die Einordnung in die Klasse der Alkalien und die Benennung Pflanzenalkalien wurde aus ihrer alkalischen Reaktion gegen einige Pflanzenpigmente, namentlich gegen geröteten Lackmus, dann aus ihrer Fähigkeit, Säuren zu binden und damit Salze zu bilden, entlehnt. Nun ist aber die alkalische Reaktion der Alkaloide allerdings äußerst schwach; das blaue Malvenpigment wird, wie bekannt, noch grünlich gefärbt durch Wasser, in welchem nur 0,000005 Kali enthalten ist. Könnte nun, so glaubten die Gegner der Pflanzenalkalien fragen zu dürfen, jene schwache alkalische Reaktion der Alkaloide nicht von einer Spur mineralischen Alkalis herzuleiten sein, die den Alkaloiden von der Bereitung anhängt, oder von einer Spur Ammoniak, welches sich, da sie sämtlich stickstoffhaltig sind, aus ihren entfernteren Bestandteilen gebildet haben kann. Die ätherischen Öle, sagte man, äußern alle auf Pflanzenpigmente eine schwach saure Reaktion; ist es jemandem deswegen jemals eingefallen, die ätherischen Öle als Säuren zu betrachten? Die Eigenschaft, sich mit Säuren zu verbinden, kommt mehreren Pflanzenbildungsteilen ebenso zu, wie andere die Fähigkeit besitzen, mit mehr basischen Substanzen salzartige Verbindungen einzugehen. Man wollte gefunden haben, daß alle stickstoffhaltigen, also der größte Teil der tierischen Substanzen, sich gegen Pflanzenpigmente und gegen Säuren gerade so

wie die sogenannten Pflanzenalkalien verhalten und schrieb diese Eigenschaft dem Vorhandensein von Stickstoff mit einer Mehrzahl von Wasserstoffatomen unter den entfernten Bestandteilen der Alkaloide zu. Wie man erkennt: der Widerstand gegen die armen Alkaloide war ein sehr eifriger; im Kampfe den jugendlichen Pflanzenalkalien gegenüber verschmähte man es nicht, alle Waffen der damaligen chemischen Kunst ins Feld zu führen. Heutzutage haben die Alkaloide, im Lichte der modernen Wissenschaft betrachtet, das volle Bürgerrecht einer eigenen Klasse organischer Substanzen erlangt, indem man ihre Krystallisierbarkeit, ihre Fähigkeit, die stärksten Säuren zu neutralisieren und mit letzteren krystallisierte Salze zu bilden, vollberechtigt anerkannt hat.

Der Chiningehalt der Chinarinden wechselt zwischen 0,2 und 9 Prozenten, letzterer Gehalt wohl nur sehr ausnahmsweise. Nehmen wir nach zahlreichen vorliegenden Angaben den durchschnittlichen Chiningehalt der Chinarinden zu 2 Prozenten an, so ergiebt sich daraus bei dem großen Bedarf an Chinin ein ganz außerordentlich großer Verbrauch von Chinarinde zur fabrikationsmäßigen Darstellung des Chinins. Die jährliche Produktion aller Chininfabriken soll nach einer ungefähren Berechnung der verbrauchten Rinden 70000 Kilogramm (1400 Centner) betragen. Welcher Rindenprozentgehalt dieser ungefähren Berechnung zu Grunde liegt, ist mir allerdings unbekannt.

Der enorme Verbrauch an Chinarinde, namentlich nachdem die bald nach Entdeckung des Chinins zahlreich errichteten Chininfabriken progressiv immer größere Mengen von Rohmaterial verschlangen, mußte mit der Zeit ein gänzliches Aussterben dieser wertvollen, unersetzlichen Medizinalpflanze befürchten lassen, ja in sichere Aussicht stellen. Unter den Gründen, welche zu solch dringender Besorgnis Veranlassung geben durften, ist vor allen das räuberische rücksichtslose Gewinnungssystem der Chinarinde in Südamerika, welches besonders nach Fehlschlagen des auf Schonung der Chinapflanzen berechneten bolivianischen Monopols hervortrat, zu erwähnen. Nicht minder ist hierher zu rechnen, daß jene Länder Südamerikas — die Heimat der Chinabäume — wiederholt und dauernd von politischen Wirren an der Entwickelung friedlicher Kultur verhindert waren und somit auch an systematische Kultur und rationelle Pflege der Chinabäume nicht gedacht werden konnte. Berechnete doch schon Humboldt den Ausfall der Chinabäume auf 25000 im Jahre. Die unsicheren Verhältnisse Südamerikas mußten alsbald auch den Gedanken nahelegen, Chinabäume in passende Lagen anderer Länder zu verpflanzen. Schon 1829 hatten niederländische Forscher ihrer Regierung Vorschläge, die Lösung der Chinarindenfrage betreffend, unterbreitet; aber erst nachdem 1850 die französische Regierung in Algier einen Versuch gemacht hatte, welcher indes leider ganz erfolglos geblieben, wurden niederländische Sachverständige nach Südamerika entsendet, um von da Samen und Pflanzen nach Java überzuführen. So entstanden 1854 die Chinchonenkulturen auf Java. Doch hatten diese Kultivationen jahrelang unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden, bis sie endlich auf den jetzigen erfreulichen Standpunkt angelangt waren. Der Bestand der Regierungspflanzungen auf Java ergiebt ungefähr zwei Millionen Exemplare, und schon nach wenigen Jahren gelangte die erste größere Sendung javanischer Chinarinden ins Mutterland. 1873 erschien in Holland eine sehr bedeutende Importation von Chinarinde, im Gewichte von 15000 Kilogramm, ausgezeichnet durch brillant entwickeltes Äußere. Die ganze Sendung gab redendes Zeugnis von der an Ort und Stelle auf Schälung und Verpackung verwendeten Sorgfalt. Nach den Holländern unternahmen die Engländer Anpflanzungen südamerikanischer Chinchonen in Britisch-Indien, teils an den Abhängen des Himalayagebirges, teils auf der Insel Ceylon. In vielen Fällen konnten sich die englischen Kultivationen die positiven und negativen

Erfahrungen ihrer Vorgänger mit Vorteil zu nutze machen, und so kam es denn, daß die englischen Chinakulturen alsbald die holländischen quantitativ wenigstens überholt hatten. Aus den durch die Analyse der englischen Chinarinden gewonnenen Zahlen geht hervor, daß der Gesamtalkaloidgehalt der Rinden im Laufe der Jahre sich in erfreulicher Weise vermehrt und selbst die ursprünglich geringeren Arten von Chinabäumen an Chiningehalt zugenommen haben.

Daß die Kultur der Chinchonen und die klimatischen Verhältnisse auf den Chiningehalt der Rinden von Einfluß seien, unterliegt keinem Zweifel. Da das Chinin eine stickstoffhaltige Substanz ist, so hat man mitunter von der Anwendung stickstoffreichen Düngers günstige Erfolge beobachtet. Auch das Licht darf als Faktor in der Alkaloidbildung lebender Pflanzen überhaupt betrachtet werden. Die festgestellte Thatsache, daß der Schierling, welcher in unseren Gegenden die Pflanzenbase Coniin enthält, in dem lichtarmen Schottland fast kein Coniin bildet, ließ nach der Analogie vermuten, daß auch in der Chininbildung Ähnliches stattfinde. Es war mir auffallend, durch den Vergleich der Angaben wahrzunehmen, daß unter Moosdecke, also unter Lichtabschluß, gezogene Chinarinden fast durchgängig geringeren Chiningehalt zeigten als Chinarinden, die unter voller Sonneneinwirkung gewachsen waren. Es hat sich in der Folge durch direkte Versuche ergeben, daß Chinchonenpflanzen, aus verschiedenen Gewächshäusern bezogen, durchaus keine Spur von Chinin enthielten. Hiernach kann es wohl kein Zweifel sein, daß der Mangel an Sonnenlicht in unseren warmen, aber verhältnismäßig lichtarmen Gewächshäusern das Fehlen des Chiningehaltes wesentlich mitbedingt.

Hier begegnen wir nun einer eigentümlichen Anomalie in der chemischen Wirkung des Lichtes. Während einerseits dem Sonnenlicht ein entschiedener Einfluß auf die Chininbildung in der lebenden Pflanze nicht abzusprechen ist, so übt dagegen das Sonnenlicht andererseits auf die geschälte, also aus dem Lebensverbande getrennte Rinde bezüglich ihres Chiningehaltes merkwürdigerweise einen unverkennbar nachteiligen Einfluß aus. Unter dem Einfluß von hellem Licht zersetzt sich nämlich das Chinin, wird dunkel gefärbt und unkrystallisierbar, indem es sich in gefärbte harzartige Substanz verwandelt. Die Chininfabrikanten wissen das recht wohl und empfehlen daher das Trocknen der frisch geschälten Rinde mit Ausschluß des direkten Sonnenlichtes, ja sogar das Schälen der Rinde möglichst im Dunklen vorzunehmen. Auch bei der Wertbestimmung der Chinarinde im kleineren Maßstabe, wobei gewöhnlich 25 Gramm nur 24 Stunden extrahiert werden, hat man vorgeschlagen, die Einwirkung des Sonnenlichtes zur Vermeidung von Verlusten sorgfältig abzuhalten.

Übrigens steht dieses eigentümliche Verhalten des Chinins zum Sonnenlicht keineswegs isoliert da, sondern hat ein Analogon im Verhalten des Blattgrüns zu den direkten Sonnenstrahlen. Bekanntlich bildet sich das Blattgrün in der Pflanze nur durch Lichteinwirkung. Im Dunklen gezogene Pflanzen ergrünen nicht, sondern bleiben weiß oder gelblich. Wir können das Blattgrün durch Behandeln grüner Pflanzenteile mit Alkohol und Äther auflösen, die so entstandene Blattgrünlösung charakterisiert sich als eine intensiv dunkelgrüne Flüssigkeit. Aber die grüne Farbe der Lösung verschwindet alsbald, wenn sie dem Licht ausgesetzt wird. Die ursprünglich tief dunkelgrüne Lösung ist nun in eine gelbbraune umgewandelt, das Blattgrün — dieses Kind des Lichtes —, nachdem es aus dem vegetabilen Lebensverbande getrennt, ist durch das Licht zerstört, ähnlich wie das Chinin in der geschälten Rinde, dem lebenden Baum entnommen, der Lichteinwirkung nicht zu widerstehen vermag. Es liegen Gründe zur Vermutung vor, daß auch die in der Technik so wichtige Gerbstoffbildung (Tannin) in der lebenden Pflanze einigermaßen wenigstens von dem Licht beein-

flußt werde. Hierfür spricht zunächst, daß der Gerbstoffgehalt der Buchen- und Lärchenrinden von unten nach oben, also von den weniger belichteten zu den mehr belichteten Stellen, entschieden zunimmt und zwar in dem Verhältnis von 4 : 5 : 6 und von 5 : 8 : 10. Die sonnigen Gebirgslagen liefern nach der Erfahrung durchschnittlich die gerbstoffreichsten Fichtenrinden. Am größten ist der Gerbstoffgehalt bei Niederwaldbetrieb in Lichtstellung, während Dunkelstellung für die Gerbstoffproduktion in der lebenden Pflanze ungünstig erscheint. Hierher gehört auch die Beobachtung, daß dem Licht vorzugsweise ausgesetzte Blätter verhältnismäßig reich an Gerbstoff sind, wie denn im allgemeinen auch der Gerbstoffgehalt der Eichenblätter in der Eichenzweigrinde ihrer bevorzugten Lichtstellung zufolge ein sehr großer ist. Doch über diese Vegetationsvorgänge muß erst eine weitere direkte Versuchsreihe endgültige Aufklärung liefern.

Als ganz auffallende Erscheinung verdient noch bemerkt zu werden, daß Chinarinde, welche doch so entschieden als specifisches Heilmittel bei Fieberkrankheiten längst anerkannt ist, zu Krankheitserscheinungen Veranlassung geben kann. Man hat beobachtet, daß in einzelnen Chininfabriken die Arbeiter von Gesundheitsstörungen befallen werden, wie solche in den Lokalitäten anderer Fabrikzweige nicht vorkommen, demnach den Chininfabriken eigentümlich zu sein scheinen. Nach glaubwürdigen Angaben werden mitunter Arbeiter, welche Chinarinde — Fieberrinde — stoßen, sogar von Fiebern eigener Art befallen. Die in Frankreich bei Arbeitern in Chininfabriken beobachtete Hautkrankheit läßt sich auf mechanische Einwirkung feinen Chinarindenstaubes zurückführen.

Ich kann diese kleine Notiz über Chinin und Chinarinde nicht schließen, ohne der Arbeiten wenigstens im Vorübergehen zu gedenken — der erfolgversprechenden Arbeiten, welche die moderne Chemie der künstlichen Erzeugung des Chinins seit Jahren widmet. Die Bildung der Alkaloide in den Pflanzen im allgemeinen beruht wahrscheinlich auf der Einwirkung von Ammoniak oder substituierten Ammoniaken auf die Pflanzensäuren oder deren Derivate. Nachdem es gelungen, Chininderivate künstlich zu erzeugen, so unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß wir in nicht zu ferner Zeit zum Wohl der Menschheit vollkommene Unabhängigkeit von der so wechselnden und oft gefährdeten Chinarindenernte erlangen dürften. Der alte Lucius Annäus Seneca, berühmter Gelehrter aus der Schule des Pythagoras, hat schon vor mehr als tausend Jahren gesagt: „Derjenige hat eine Sache schon halb erfunden, der die Erfindung für möglich hält." (Quæst. nat. B. VI, Cap. V.) Hiernach ist die Entdeckung schon halb gemacht, denn wir halten die Erfindung der Chinindarstellung auf künstlichem Wege nicht nur für sehr möglich, sondern sogar hoffentlich für nahestehend. Fiat ita!





Litterarische Mitteilungen.

Aus der Sprachwissenschaft.



Obgleich seit Bopp, Grimm und Wilhelm v. Humboldt die Sprachwissenschaft besonders in Deutschland einen ungeahnten und glänzenden Aufschwung genommen hat und ununterbrochen durch gründliche und scharfsinnige Gelehrte weitergeführt worden ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß sie seit einigen Jahren in eine neue Epoche eingetreten ist.

Die Grundlage aller Sprachwissenschaft bildet natürlich die Lautlehre. Gerade sie aber wird jetzt nach neuen Principien bearbeitet. Denn es hat sich die Anschauung festgesetzt, daß die Wandlungen der Laute bisher oft einer ausreichenden wissenschaftlichen Erkenntnis und Begründung entbehrten, um so mehr, je weiter abliegend in der Vergangenheit die Sprachdenkmäler sind, welche geschichtlich erklärt werden sollen und deren Verständnis auch für spätere und neueste Zeiten Licht verbreiten soll.

Lautwandel und Formenbildung nach neuen Grundsätzen begreifbar zu machen, ist jetzt das eifrige Bemühen einer Reihe von Gelehrten, welche man unter dem Namen der Junggrammatischen Schule zusammengefaßt hat. Einige Vertreter dieser Schule haben ausdrücklich hervorgehoben, daß die lautlichen Erscheinungen unterzuordnen sind unter den Begriff des psychologischen Geschehens: so H. Osthoff in Heidelberg und Karl Brugman in Freiburg, und sie haben somit, was sehr dankenswert ist, das theoretische Band wieder deutlich bezeichnet, welches alle Erscheinungen der Sprache verbindet: die Psychologie.

Doch soll hiermit nichts weiter gesagt sein, als daß die Sprache überall nicht sowohl ein physikalisches als ein geistiges Geschehen ist — eine Behauptung, welche, so selbstverständlich sie klingt, freilich nicht selten Verdunkelung erfahren hat. Kein Einsichtiger wird erwarten oder verlangen, daß überall, wo von Sprachwissenschaft, wo von Laut- und Formenerklärung die Rede ist, das Stichwort der Psychologie und des psychischen Prozesses immer und immer wieder aufdringlich geltend gemacht wird.

Für die geistige Seite der Sprache dagegen, für alles, was in ihr nicht bloß Laut und Form, sondern Inhalt, Bedeutung und Gefühl ist, wird schon längere Zeit die erklärende Hilfe der Psychologie nur von denjenigen abgewiesen, welchen gruselt, sobald sie von Psychologie oder von Philosophie überhaupt hören.

Es ist nun eine durchaus billige Erwartung, daß auch die geistige oder innere Erforschung der Sprachen seit jenem oben bezeichneten Zeitpunkt erheblich vorgeschritten ist, daß man den Gründen von der Verschiedenheit der Sprachen nach Form und Inhalt und dem Wandel der in ihnen niedergelegten Vorstellungen nachgeforscht hat, daß die Vorstellung vom Wesen einer Sprache besser begründet und tiefer erfaßt worden ist.

Diese Erwartung findet sich auch vollauf bestätigt. Es ist aber unsere Sache nicht, davon zu reden, sondern von einem neuesten Schritt, welcher in diese noch keineswegs ganz erforschten Gebiete gethan worden ist, wollen wir hier berichten.

Es liegt uns jetzt nämlich ein Band von Abhandlungen vor, welcher die eigentümliche Erweiterung des Horizontes der Sprachwissenschaft ebenso interessant zur Geltung bringt, wie er die Feinsinnigkeit des Verfassers kundgiebt: **Sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Von Karl Abel.** (Leipzig, W. Friedrich.) Ehe wir uns seinen Gedanken zuwenden, ist es nötig, die Titel der zwölf Abhandlungen anzugeben: 1) über Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise; 2) über den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen; 3) die englischen Verba des Befehls; 4) über die Unterscheidung sinnverwandter Wörter und das Werden des Sinnes; 5) philologische Me-

thoden; 6) über die Verbindung zwischen Lexikon und Grammatik; 7) über den Ursprung der Sprache; 8) über den Gegensinn der Urworte; 9) koptische Intensivierung; 10) über die Möglichkeit einer gemeinsamen Schriftsprache für alle Slaven; 11) über einige Grundzüge der lateinischen Wortstellung; 12) zur ägyptischen Kritik.

Daß die Sprachen sich voneinander unterscheiden, hat der behäbige Reisende schon oft mit Verdruß, selten mit Befriedigung empfunden. Wer von uns etwa in dem gesegneten bajuvarischen Teil unseres deutschen Vaterlandes die Wahrheit des hesiodeischen Spruches auf Bergtouren erprobt hat, daß man den Schweiß nicht scheuen darf, um das Treffliche zu erreichen, wird sich erinnern, daß z. B. die dort gebotene Wegweisung, obgleich im geliebten Deutsch erteilt, den rüstigen Fremden oft nur zum Seufzen gebracht hat, weil er sie nicht verstehen konnte. Nicht einmal dieses ganz Äußerliche, der Laut deutscher Idiome, ist überall gleich.

Wenn aber schon Laut und Bedeutung sogar innerhalb eines Landes wie Deutschland, innerhalb einer Sprache wie der deutschen verschieden sind, wie viel verschiedener sind erst die Sprachen untereinander! Es ist nur zu bekannt, daß sich fast nie genau aus einer Sprache in die andere übersetzen läßt; daß wir notgedrungen Fremdwörter brauchen, um einen Komplex von Vorstellungen durch ein einziges Wort wiederzugeben. Ja, für manche Vorstellungen der einen Sprache hat die andere gar kein Wort, wie für unser „Gemüt" ein englisches und französisches Äquivalent fehlt.

Fügen wir ein neuestes Beispiel hinzu. Bei Stanley (Durch den dunklen Weltteil II, S. 87) findet sich folgendes: „In Manyema nimmt die Natur den Charakter des Schrecklichen an und gebietet durch den Ausdruck ihrer Mächte Ehrfurcht. Die Swahili-Sprache hat Ausdrücke, um sie in jeder Stimmung zu malen. Das Englische erweist sich, so reich es auch ist, als dazu nicht ausreichend. Im Swahili hat man das Wort Pori für einen Wald oder eine Waldung, einen dicht mit Bäumen bestandenen Landstrich; aber für die Waldungen von Manyema hat sie vier besondere Wörter: Mohuro, Mwitu, Mtambani und Msitu. Mohuro würden wir etwa wiedergeben durch Wald voll dicker Gebüsche oder Dschungels; Mwitu ist dichte Waldung; aber für Msitu und Mtambani haben wir kein so einfaches Äquivalent und könnten ihre volle Bedeutung nur durch eine Reihe von Beiwörtern ausdrücken, welche enden würde mit: verwirrtes Gebüsch; es ist ein unwegsames, unzugängliches Unterholz in der Mitte eines dichten Waldes oder Forstes, denn das ist wirklich der Begriff eines Msitu in Manyema."

Doch zurück zum Verfasser.

Für eine Thätigkeit, z. B. werfen, ist in einer Sprache eine stattliche Reihe von sinnverwandten Wörtern entwickelt, während in der anderen nur drei da sind: werfen, schleudern, schmeißen. Der „praktische Engländer" hat ein besonderes Wort für den Hinterhals, „bei dem man jemanden bequem packen und hinauswerfen kann" — dem Polen fehlt dies, woraus man freilich nicht schließen darf, daß das Hinauswerfen eine ihm unbekannte Species des menschlichen Thuns ist, u. s. w.

Kurz, das Wörterbuch einer Sprache ist das Bild, welches in ihr von den Dingen und Kräften der Welt entworfen und überliefert ist; es bezeichnet die Form, in welcher wir die dauernden Wesen, Eigenschaften und Vorkommnisse des Universums erkennen.

Weil nun die Sprachen sehr verschieden sind, so ist daraus die große Verschiedenheit der Volksmassen zu erkennen, welche sie sprechen. Abel hat das Verdienst, für diese bekannte Wahrheit dadurch neue Beweisführungen erbracht zu haben, daß er vergleichende synonymische Untersuchungen angestellt hat. Überhaupt ist die Synonymik, das heißt die Vergleichung sinnverwandter Worte, der eine Grundzug seiner psychologischen Sprachwissenschaft. — Der andere ist die Verbindung von Lexikon und Grammatik. Von einem dritten reden wir zuletzt.

Doch verweilen wir zunächst noch bei dem ersten Punkt. Bezeichnen denn wirklich die verschiedenen Synonyma innerhalb einer Sprache, z. B. der deutschen, immer eine etwas verschiedene Färbung einer gewissen Grundanschauung oder ist das bloß die Einbildung des „eingefleischten" Philologen resp. Grammatikers oder Synonymikers?

Die für den ersten Teil dieser Disjunktion bejahende Antwort erteilt unser eigenes Bewußtsein, erteilt die triviale Erfahrung des täglichen Lebens. Man denke nur an die Äußerlichkeiten unseres Verkehrs. Wie sorgsam wird da abgewogen zwischen bitten, ersuchen und auffordern, zwischen gehorsamst, ergebenst, unterthänigst. Die gestrenge Behörde übermittelt etwas zur Kenntnisnahme, zur gefälligen Kenntnisnahme, sie stellt anheim, ersucht, veranlaßt u. s. w.

Wenn wir auch nicht im stande sind, die subtilen Unterschiede zwischen solchen Worten mit logischer Genauigkeit zu definieren, so empfinden wir sie doch gerade so gut, wie der gesunde Menschenverstand die Falschheit eines logischen Raisonnements sofort erkennt, wenn er auch nicht die Schulausdrücke der Logiker aufzählen kann, welche dabei ins Spiel kommen oder gegen welche ein Verstoß stattgefunden hat. Eine Sprache, welche durch fein abgeschliffene Synonyma dem Fremden viel

Schwierigkeit bereitet, ist z. B. die englische, deren Verba des Befehls der Verfasser einer sehr eingehenden und lehrreichen Betrachtung unterzieht.

Da hat man die Wahl (und die Qual) zwischen command, order, ordain, decree, enjoin, charge, dictate, prescribe, direct, appoint, bid. Obgleich alle diese Wörter sich in der Grundanschauung des Befehls vereinigen, so unterscheiden sie sich im einzelnen sehr bestimmt durch einen schwer definierbaren, aber deutlich empfundenen Zusatz von Gefühl; das Bewußtsein davon bewirkt eben, daß sie nicht beliebig, sondern mit Auswahl angewendet werden.

Ein anderer Gedankenkreis in den Untersuchungen des Verfassers umfaßt die Verbindung zwischen Lexikon und Grammatik.

Viele Vorstellungen erfahren nämlich durch die Sprache eine doppelte Behandlung, einmal so, daß sie in besonderen Wörtern verschiedener Art ausgedrückt werden, andererseits so, daß sie in der Flexion, besonders der Deklination und Konjugation, formal zur Erscheinung gelangen.

Will man also z. B. wissen, was ein Volk oder eine Sprache über die Zeit denkt, so genügt es nicht, das Lexikon z. B. der hebräischen Sprache über das Wort „Zeit" zu befragen, sondern es ist vielmehr eine ganze Reihe anderer Erscheinungen zur Aufhellung dieser Vorstellung zu untersuchen. Da sind aufzusuchen die substantivischen Vertreter, wie Zeit, Ewigkeit, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Dauer; sodann die ihnen entsprechenden Adjektiva; ferner die Konjunktionen als, während, nachdem, bevor, indem; endlich muß der Bau des Verbums Aufschluß geben, insofern sich darin eine gewisse Anschauung über Dauer und Einmaligkeit, Vollendung oder Nichtvollendung, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft von Handlungen ausspricht. Ja, auch die Präpositionen sind für diesen Zweck heranzuziehen.

Will man die deutsche Auffassung von Grund und Ursache verstehen, so ist es nötig, außer anderem auch die Partikeln: weil, warum, wodurch, wieso, die Präpositionen: durch, mit, von, die Verba: machen, schaffen, wirken, den Konjunktiv als Grundangabe u. s. w. zu berücksichtigen.

Doch möge es bei dieser Andeutung sein Bewenden haben.

Wir kommen jetzt zu dem oben schon angedeuteten dritten Punkt.

Abel will für gewisse Probleme der Sprachwissenschaft aus der Geschichte des Ägyptischen und Koptischen Aufklärung schaffen, besonders auch deswegen, weil die ägyptischen Sprachdenkmäler die ältesten uns erhaltenen sind. Sie zeigen einerseits gewisse eigentümliche Lautverhältnisse, wie eine ausgedehnte Reduplikation (rem — rerem; ner — nenert; sek — seksek; pek — pekpike) sowohl im Anlaut als auch im Auslaut, wie ferner Umkehrung von Lauten (ab und ba heißt Mauer; an und na Verzeichnis; as und sa armselig); andererseits eine merkwürdige, wie es scheint altertümliche Art, den Inhalt eines Wortes zu bezeichnen.

Wenn wir hier von den lautlichen Untersuchungen absehen, so muß doch die überraschende, unglaublich erscheinende Thatsache erwähnt werden, daß im Ägyptischen zuweilen ein Wort zugleich sein Gegenteil bezeichnet: qen heißt stark und schwach; ari heißt oben und unten u. s. w.

Besonders dieser „Gegensinn" erscheint Abel wichtig genug, um als psychologisches Mittel zu dienen für das Verständnis der früheren Zeiten, wo die Menschen mühsam daran arbeiteten, ihre Sprache zu bilden, welche damals noch keineswegs das fein ausgebildete Werkzeug des Gedankens gewesen ist wie heute.

Dazu kommt, daß Beispiele des Gegensinns nicht nur im Ägyptischen vorhanden sind, sondern daß sie auch anderwärts sich finden, ja sogar noch in Sprachen, welche gegenwärtig gesprochen werden.

Nachdem so in aller Kürze die Principien Abels dargestellt sind, gestatten wir uns noch, auf eine Einzelheit mit ein paar Worten einzugehen. Es ist dies die Abhandlung über die Möglichkeit einer gemeinsamen Schriftsprache für alle Slaven.

Die Frage, welches die gemeinsame Schriftsprache für die Slaven werden könnte, beantwortet Abel unbedingt damit, daß es nur das Russische sein könnte. Die Instanzen, welche bei dieser Entscheidung in Betracht kommen, sind das Alphabet, die Orthographie, das Lexikon, die Deklination und Konjugation. Andererseits natürlich auch die politische Macht und die litterarische Entwickelung desjenigen Volkes oder Reiches, dessen Sprache adoptiert werden soll. Außer Russisch kämen auf Grund der ganzen Entwickelung, des Wortvorrats, der Syntax, des Stils, der Litteratur noch Tschechisch und Polnisch in Frage, während Serbisch, Kroatisch, Slovenisch, Slovakisch, Wendisch, Ruthenisch und Bulgarisch gar nicht konkurrieren können.

Während die Polen und Tschechen, wie leicht begreiflich ist, der bezeichneten Vertauschung mehr oder weniger abgeneigt sein würden, würden die Südslaven linguistische, litterarische und politische Gründe für die Hegemonie der russischen Schriftsprache anführen können. Die Südslaven sind in dieser Beziehung wesentlich die Serben; denn Ruthenisch ist zu einem russischen Dialekt herabgedrückt, Bulgarisch so gut wie ohne Litteratur, Slovenisch dem Serbischen nahezu und Kroatisch mit ihm fast ganz

identisch. Nur Rußland könnte das Haupt des Panslavismus werden.

Der Leser sieht, daß Abel mit ausgebreiteter Sprachkenntnis eindringenden Scharfsinn verbindet, und wird die Empfindung haben, daß dies alles keine tote Gelehrsamkeit ist, sondern daß frisches Blut in diesen Untersuchungen pulsiert. Zudem können wir versichern, daß die Form der Darstellung überall höchst anziehend und gewandt ist.

Litterarische Notizen.

Zum Guten. Novelle von Hans Hopfen. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) — Wollte man sagen, ein pessimistischer Zug gehe durch diese Novelle, so wäre es richtig und würde doch nicht das Rechte treffen, denn dieser Zug ist poetisch verklärt, das Herz mit jener wehmütigen Empfindung ergreifend, wie sie der wahre Humor, jene höchste Blüte des menschlichen Geistes, hervorruft. Der Ehrgeiz, der so viel Großes und Schönes in der Welt schafft, greift oft zu verderblichen Mitteln und errichtet auf den Trümmern fremden Glückes sich selbst ein Denkmal, das von späteren Geschlechtern angestaunt wird, ohne daß diese ahnen, wie viele Thränen des Kummers daran kleben. Auf die einfachsten Verhältnisse hat Hans Hopfen in der vorliegenden Erzählung diese Betrachtung angewendet. Wir erleben in einem Tiroler Gebirgsdorfe die Begebenheit, daß ein Geistlicher, von falschem Ehrgeiz getrieben, Erbschaften zu erschleichen sucht, um sie „zum Guten", daß heißt zur Verschönerung und Renovierung seiner Kirche, zu verwenden, und wie er nun eine brave und arme Familie um alle ihre Hoffnungen betrügt, indem er das ihnen zustehende Erbteil an sich bringt. Mit welcher Anschaulichkeit und Frische die Vorgänge geschildert sind, wie kernig und greifbar die Gestalten erscheinen, wie tauig und duftig die Gebirgslandschaft gezeichnet ist, mit welcher psychologischen Feinheit die Fäden der Handlung aus den Charakteren sich entwickeln, alles dies mag der Leser selbst verfolgen, denn es handelt sich hier um ein Buch, dessen Inhalt so sehr aus dem vollen Leben gegriffen ist, daß es auch lebendig wirken und damit den Eindruck unmittelbarer Wahrheit hervorbringen muß.

Geld. Novelle von Karl Frenzel. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — In dieser Erzählung bietet der geistvolle und erfahrene Verfasser ein echtes Stück wirkliches Leben, und wenn man von einer realistischen Richtung in der belletristischen Litteratur reden will, so ist hier ein Beispiel geboten, wie es erschütternder und überzeugender nicht gefunden werden kann. Es handelt sich um die dämonische Macht des Geldes, der ein schönes, leichtsinniges und lebenslustiges Weib bis zu den äußersten Konsequenzen, soweit sie der Dichter ziehen kann, ohne den guten Geschmack zu verletzen und dem richtigen Takt zu entsagen, unterliegt. Wenn Goethes unsterbliches Wort: Greif nur hinein ins volle Menschenleben! als Maßstab für die neueste Richtung in der erzählenden Litteratur gelten soll, so möchten wir hinzusetzen, daß dieser Griff nicht blind geschehen darf und daß der Wert des Dichterwerkes sich eben danach richtet, ob der poetische Takt die greifende Hand geleitet hat. Das, was Frenzel in seiner Novelle „Geld" erzählt, ist ohne Übertreibung dem Leben der Weltstadt entnommen und wirkt deshalb ebenso unmittelbar wie die Wirklichkeit, aber in der Wahl der Vorkommnisse, in der Zeichnung und Gruppierung der Gestalten, im Abschluß und der Umrahmung des Bildes zeigt sich eben das große Talent und die richtige Einsicht des Dichters.

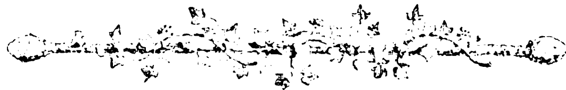
Coeurdamen. Zwei Novellen von Moritz v. Reichenbach. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Es ist ein offenes Geheimnis, daß sich unter dem Namen Moritz v. Reichenbach eine Dame der schlesischen Aristokratie verbirgt. Die beiden vorliegenden Novellen zeigen eine Eigentümlichkeit weiblicher Erfindungsgabe: die erste, „Loreley", behandelt die unwiderstehliche, die zweite, „Das verlorene Paradies", die unverstandene Frau; aber diese bei schriftstellernden Damen so häufig wiederkehrenden Typen sind sehr selten mit so viel echtem poetischem Takt, mit so viel Grazie und in so fesselnder Darstellungsweise geschildert wie hier. Namentlich möchten wir dies in Bezug auf die zweite Novelle hervorheben, während bei der ersten doch immer etwas auf den guten Willen des Lesers gezählt ist, der an die Unwiderstehlichkeit der seelenlosen modernen Loreley glauben soll. Was jedoch beide Novellen gemeinsam haben, ist die schriftstellerische Virtuosität, die elegante, liebenswürdige Manier der Behandlung und die Freiheit von überflüssigen Betrachtungen, welche außerhalb der Handlung liegen; Moritz v. Reichenbach bleibt immer bei der Sache und hält dadurch das Interesse des Lesers fortwährend in Atem.

Phädra. Ein Roman von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" (M. von

Meysenburg). Drei Bände. (Leipzig, Karl Reißner.) — Man muß den Mut bewundern, daß eine Dame es gewagt hat, ein so bedenkliches Thema zu behandeln, aber ihre Phädra hat auch nur einzelne Züge von ihrer antiken Namensschwester; sie ist nicht die richtige Stiefmutter des jungen Mannes, mit dem sie in einen Liebesroman verstrickt wird, sondern dieser ist nur der uneheliche Sohn ihres Gatten. Die beiden ersten Bände enthalten diese trotz mancher Verschrobenheiten fesselnde, geistvoll und stellenweise mit hinreißendem Schwung geschriebene Geschichte, aber im dritten Bande wird Frl. v. Meysenburg wieder ganz Idealistin. Nach der Katastrophe am Schlusse des zweiten Bandes hat sich nämlich der junge Mann seines Grams entladen, indem er eine Dichtung unter dem Titel „Phädra“ veröffentlicht, welche nicht nur seine Erlebnisse schildert, sondern worin er auch allerlei Phantasien über sociale Probleme, namentlich in Bezug auf das Recht der illegitimen Kinder, ausspricht. Ein junges schönes Mädchen verliebt sich in das Buch und verlobt sich innerlich dem Verfasser desselben; sie lernt ihn alsdann persönlich kennen, ohne zu ahnen, daß er es ist, und will ihre Liebe zu dem wirklichen Manne opfern, um dem unbekannten Verfasser der Phädra getreu zu bleiben. Es ist ein rechtes Glück, daß sie schließlich die Entdeckung macht, der bildschöne Jüngling und ihr nebelhafter Dichter seien ein und dieselbe Person. Ganz in ihrem Element ist die Idealistin, wenn sie für die Schönheit in Natur, Kunst und Menschen schwärmt; sie hat ihren Geist in Italien und Griechenland an den Urbildern künstlerischer Vollkommenheit herangebildet, und man folgt ihr gern auf diese Gebiete.

Harte Köpfe. Roman von Friedrich Lange. (Leipzig u. Berlin, Wilhelm Friedrich.) — Der Humor, welcher uns zeigt, daß alles irdische Wissen und Wollen Stückwerk ist und die Zufriedenheit des einen oft das Wohlsein des anderen unterwühlt, weil eben jeder seine eigene Ansicht für die allein richtige hält, hat gegenwärtig in unserer Litteratur durch Wilhelm Raabe ihren berufensten Vertreter gefunden, und daß seine Richtung Wurzel geschlagen hat, beweist der vorliegende Roman von Friedrich Lange, der offenbar unter dem Einfluß von Raabes Schriften entstanden ist, ohne daß man jedoch von einer Nachahmung reden darf. Die Geschichte spielt in der kleinen Stadt Blaßpingen, wo der freigeistige und streitlustige Apotheker dem strenggläubigen neuen Pastor Opposition macht, während die beiden jugendlich frischen Söhne aus der Apotheke sich in die sinnig lieblichen Töchter aus dem Pfarrhause verlieben. An den beiden harten Köpfen der Väter würde das Glück der Kinder unbarmherzig scheitern, ja sogar, nachdem der Tod den Apotheker aus dem Wege geräumt hat, würde der starre Sinn des Pastors noch immer den versöhnenden Schluß vereiteln, flößte nicht die Liebe der jüngeren Pfarrerstochter einen mutigen Gedanken ins Herz, der dann zum friedlichen Ausgleich führt. Wir wollen nicht verschweigen, daß unseren neuen deutschen Humoristen große Harmlosigkeit in Bezug auf die Erfindung der Konflikte eigen ist; bei Raabe wird dies durch die ungemein gedankenreiche Sprache und die Originalität einzelner Züge aufgewogen, während der Verfasser des vorliegenden Buches wohl danach trachten muß, etwas größere Mannigfaltigkeit der Ereignisse späteren Werken zu Grunde zu legen.

Ziele des Lebens. Roman von Wilhelm Berger. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Der Gegensatz von nüchtern-egoistischer Lebensführung zu einer auf allgemeine Ziele gerichteten Weltanschauung kommt hier in etwas schroffer, aber fesselnder und interessanter Weise zur Geltung. Die Gestalt der Heldin, welche einen körperlichen Makel hat, aber ein unerschöpflich reiches Gemütsleben besitzt, ist in ihrer Art ebenso wohl gelungen wie ihr starrsinnig egoistischer Vetter, der schließlich sich der höheren Gewalt fügen muß und nicht mehr ohne seine Meisterin leben kann.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Der lateinische Bauer.

Novelle

von

Hieronymus Lorm.

II.

till und unaufhaltsam waren die beiden Frauen mit dem thätigen Abschied vom Hause beschäftigt, der darin bestand, hundert liebgewordene Gegenstände, die man sonst immer beim Scheiden im Herbst zurückgelassen hatte und auf die zuerst der Blick gefallen, wenn man im Frühling wiedergekommen war, jetzt zusammenzulegen, zu verpacken, für immer nach der Stadt zurückzunehmen. Schluck sah dieser Emsigkeit am Abend nach Waldbrenners Entfernung ruhig zu, ohne Einhalt zu thun, obgleich er die Mühe bereits für unnötig hielt. Allein er war noch zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, als daß er sich durch Fragen und Gegenreden, vielleicht sogar durch heftige Auftritte in dem Bestreben hätte stören lassen wollen, seine Lage, wie sie sich nun gestaltet hatte und noch ferner gestalten sollte, klar zu überblicken.

Wenn der Plan zur Ausführung kam, so war vor allem erreicht, daß seine Tochter die Gutsbesitzerin blieb, selbständige Herrin eines nicht unbedeutenden Grundbesitzes, zu jeder Verfügung darüber allein berechtigt. Er selbst war dann freilich anscheinend nicht reicher geworden, allein die Befreiung von der Zinsenlast für die Hypotheken war schon an und für sich ein außerordentlicher Gewinn, ferner brauchte er an eine weitere Mitgift für die Tochter nicht mehr zu denken, und endlich gelangte er wieder in den Besitz des väterlichen Erbstückes — ein Gedanke, der ihn mehr, als er es irgend einem Menschen gestanden hätte, mit neuer Arbeitslust und mit neuen Glückshoffnungen erfüllte.

Es blieb also nichts mehr zu thun, als seiner Tochter zu gebieten, ihre Hand in die des lateinischen Bauers zum ewigen Bunde zu legen. Hätte er Isidora zu einem der Mädchen erzogen, wie sie in seiner Heimat und in den Kreisen seines Standes beschaffen waren, Geschöpfe von schlichter, kleinbürgerlicher Art, gewohnt,

in allen Fällen den Willen der Eltern zu thun, so würde er seinen Befehl für hinreichend gehalten und an keine Schwierigkeit geglaubt haben. Jetzt beschlich ihn in Anbetracht des Wesens und der Bildung seiner Tochter ein unbestimmtes Gefühl, daß sie sich nicht nur widersetzen, sondern ihren Ungehorsam sogar als ein Recht und eine Tugend zur Geltung zu bringen suchen werde.

Allein das Messer saß ihm an der Kehle. Hatte er sich doch sogar schon mit dem schauerlichen Gedanken vertraut gemacht, sein Kind mit dem alten Waldbrenner zu verbinden — nachdem dieses Schreckbild beseitigt war, konnte die Zumutung, einen hübschen und jungen Mann zu heiraten, nur ein billiges Verlangen sein. Widersprach doch auch seines Wissens keine Leidenschaft Isidoras für irgend einen anderen Mann der gehegten Absicht, und zuletzt — er war ein Bürgersmann von alter Zucht und Ordnung und wollte schon zeigen, was er vermochte.

Dies alles war ihm während der Nacht durch den Kopf gegangen. Obgleich er sonst dem ersten Frühstück nicht beiwohnte, schon weil es auch von den beiden Mädchen nicht gemeinsam eingenommen wurde, so ließ er doch am Morgen dieselben in das Zimmer bitten, wo die Mahlzeiten stattfanden.

Das Zeichen einer gewissen Beklommenheit war, daß er die Mitteilung des Sachverhaltes an seine Schwester richtete, ohne auch nur mit einem einzigen Blick die Wirkung auf Isidora zu beobachten. Als er jedoch, wie um alle Widerrede im voraus abzuschneiden, die Verbindung seiner Tochter mit Melchior Waldbrenner in der Form einer abgemachten Thatsache verkündete, zwang ihn das Aufstehen vom Stuhle, womit die Betroffene ihre Erregung zunächst kundgab, das Auge auf sie zu richten.

„Das kann nicht sein," sagte sie gelassen; „ich bin keine Ware, der es gleichgültig sein muß, in welche Hand sie fällt, wenn der Preis für sie bezahlt ist."

„Der Preis wird dem Eigentümer der Ware bezahlt," erwiderte Schluck, „hier aber wird er dir selbst bezahlt, und folglich bist du keine Ware."

„Welcher Preis?" fragte Isidora, welche auf die materiellen Auseinandersetzungen nicht geachtet hatte.

Er wiederholte ihr, daß sie in den selbständigen Besitz des ihr so teuren Landgutes treten werde, daß sie dadurch unter allen Umständen einer sorglosen Existenz sicher sei und selbst einer beneidenswerten Unabhängigkeit sowohl während der Ehe als wenn der Mann stürbe oder sie sich von ihm scheiden wollte.

Ehe Isidora noch antworten konnte, ließ Ulrike einen eigentümlichen Ruf vernehmen, und der Strahl ihrer Augen bezeugte, daß die auf die Scheidung bezügliche Bemerkung in ihr gezündet hatte. Sie erkannte, worauf ihr Bruder eigentlich hinauswollte, und hatte sie seine bisherigen Mitteilungen, wenn auch schweigend, doch durch ihre schroffe Haltung abgelehnt und mißbilligt, so wurde sie jetzt zum Bundesgenossen ihres Bruders in dem Bestreben, Isidora für die vorgeschlagene Heirat gefügig zu machen.

Das Mädchen setzte nur ein ruhiges, aber unüberwindlich scheinendes Nein entgegen. Den ihr vorgehaltenen materiellen Vorteil behauptete sie, durch irgend eine Arbeit oder Dienstleistung leichter erringen zu können als durch die Hinopferung ihres Herzens an einen ungeliebten Mann. Drohungen scheiterten wie Überredungen an ihrer gelassenen, aber festen Weigerung, und Schluck sah ein, daß er ihr von einer anderen Seite beizukommen suchen müsse. Hatte er bisher im Tone des gebietenden und zugleich weise Ratschläge erteilenden Vaters gesprochen, so ließ er jetzt, wozu es ihn ohnehin schon lange gedrängt hatte, seinem tiefverwundeten Gemüt, dem unendlich bitteren Gefühl seines Unglücks freien Lauf. Indem er das Elend schilderte, das ihn überall bedrohte, als Handwerker wie als Gutsbesitzer, wurde seine Sprache immer mehr die eines Flehenden, als ob das Kind die gewährende Autorität und der

Vater das hilfesuchende Kind wäre. Er erinnerte sie an den Abend, an welchem sie sich erschüttert an seine Brust geworfen, und wiederholte die Worte, die sie gesprochen hatte: „O, könnte ich dir helfen! Wozu ist man auf der Welt, wenn man in solchen Lagen zu nichts nütze ist!“

Isidora senkte das Haupt. Wie ein vergessener Mahner, der plötzlich mit einer furchtbaren Forderung vor sie trete, trafen ihr die eigenen Worte das Herz. In der That war es nicht von jeher die Eigentümlichkeit ihres Wesens, mit Gelassenheit zu entbehren, die Abwesenheit vieler Dinge, welche ihr Gewohnheit gewesen waren und die von anderen nur mit Schmerz vermißt werden, nicht zu bemerken, als ob sie für den Mangel völlig unempfindlich wäre. Freilich ist es etwas anderes um innere Entbehrungen, um den Mangel und das Vermissen von Besitztümern, die nur der Seele angehören können. Allein die Neigung zum Entsagen wird allmählich auch zu einem inneren Trieb — und es war ein Vater, der durch heroische Überwindung zu beglücken war. Einen noch tieferen Eindruck jedoch als sein Anblick übte auf sie seine Wiederholung ihres eigenen Ausspruches. Sie gehörte zu den vornehmen Naturen, die sich Sklaven des gegebenen oder behaupteten Wortes fühlen, die es nicht ertragen, daß, was sie vielleicht unbedacht in der Erregung eines Augenblicks gesagt haben, wenn der Moment der Bewährung kommt, von ihnen selbst zu einer bloßen Phrase herabgesetzt werden soll.

Allein sie hatte noch ein anderes Wort gegeben, sie hatte dem Grafen Sigismund Oldfred versprochen, ihm eine Stunde zu gönnen, in der er sich erklären sollte. Vor allem glaubte sie sich verpflichtet, diese Erklärung anzuhören, bevor sie in irgend einer Weise über sich selbst entschied, und darum bat sie ihren Vater, seine Angelegenheit bis zum Abend des nächsten Tages ruhen zu lassen.

Sie ging nach ihrem Zimmer. Auf dem Wege betrat sie einen Korridor, dessen großes bogenartiges Fenster ihr stets der liebste Punkt gewesen war, um an trüben, regnerischen Tagen einen weiten Ausblick in das Freie zu gewinnen. Sie blieb dort stehen, wenn auch bei dem Sturm ihrer Gefühle und Gedanken nicht mit bewußter Absicht. Da sah sie in der Ferne einen Reiter, der ihr gerade um diese Stunde stets der liebste Anblick gewesen war. Der Reiter war ein Diener des Hauses, der täglich vom Postamt der Kreisstadt die für das Haus angekommenen Briefe und Sendungen abholte. Zwar hatte sie an diesem Tage nichts zu erwarten, was ihr Sehnsucht erregt hätte, allein von trüben Vorstellungen umdüstert, streckt man unwillkürlich die Hand nach fremden, gleichgültigen Beziehungen aus. Sie ging die Treppe hinab, um sogleich in Empfang nehmen zu können, was der Reiter brachte.

Ein freudiger Ruf entrang sich ihrer Brust. Sie erkannte auf einem Brief die Handschrift der Komtesse Isidora. Noch immer lag das große Schreiben, das sie seit Monaten fortsetzte, auf ihrem Tische, ohne daß sie es in Ermangelung einer Adresse hätte absenden können. Jetzt flüchtete sie mit dem empfangenen Briefe wie mit einem gefundenen Schatz in ihr Stübchen. Der Brief war aus Ungarn datiert, von einer Pußta des Barons Kertményi, und schilderte zunächst mit drolligen Klagen den Aufenthalt wie eine Wildnis, in der alles nicht zu haben sei, was ein Mensch, der die üble Gewohnheit hätte, nicht auf Vieren zu gehen, für unentbehrlich halte, wofür ihm aber ungeheure Genüsse geboten seien, die nur das Üble hätten, daß derselbe Mensch, der auf zwei Füßen gehe, nichts damit anzufangen wisse.

„Wie lange wir noch in dieser Verbannung bleiben, Papa und ich,“ hieß es weiter, „davon habe ich, wie einst unsere sächsische Gouvernante sagte: kein Ideechen. Du mußt wissen, mein blondes Goldkind, daß wir gleich bei der Ankunft ein centnerschweres Verhängnis in unseren Koffern hatten. Leg das Papier einen

Augenblick weg, um dich auf ein Erschrecken vorzubereiten. Unser Schloß neben dir — ist Morgel gesund? — gehört, während ich dies schreibe, vielleicht schon gar nicht mehr uns. Papa muß es verkaufen, und der Käufer soll der Baron Kertményi sein, das heißt, nicht der Baron selbst, aber doch der Baron, ein Neffe mit demselben Namen, aber nicht mit derselben Liebenswürdigkeit. Den Alten könnte ich heiraten, wenn er darauf bestünde, was er auch gewiß thäte, wenn seine Frau nicht so abscheulich wäre, ihm's zu verbieten. Nun, ich tröste mich, aber nicht mit dem jungen Kertményi. Der hat tellergroße Augen und wichst mit einer Hand beständig seinen fuchsroten Schnurrbart. Wenn er mir die Kur machen will, dann besteht das darin, daß er den fuchsroten Schnurrbart mit beiden Händen wichst. Er spricht bloß ungarisch, stammelt aber deutsch, und wenn er die Luft auf eine ganz besondere Art durch die Nase quetscht, so behauptet sein Onkel, er spricht französisch. Ich war so lange freundlich mit ihm, bis er mir in allen drei Sprachen zu verstehen gegeben hat, daß er mich liebt; seitdem kann ich ihn nicht ausstehen und schneide ihm die schrecklichsten Gesichter, die ich vorher vor dem Spiegel einstudiere, und mit so einem Gesicht frage ich den Baron, ob er mich noch immer liebt. Er ist aber abgehärtet, er merkt's gar nicht, wenn man die Zunge herausstreckt. Ich hab ihm endlich gesagt, was auch wahr ist, daß ich eine halbe Braut bin.

„Denk dir, Papa hat mich in Paris ohne mein Wissen schon halb und halb verlobt. Die eine Hälfte der Verlobung hab ich noch nicht in meinem Herzen unterschrieben, weil ich den Mann in meinem Leben nicht gesehen habe, nicht einmal sein Porträt, und das macht große Schwierigkeiten beim Verlieben. Die andere Hälfte der Verlobung ist bei dem Manne, der mich auch in seinem Leben nicht gesehen hat, wenn er aber wüßte, daß er mein Porträt sehen könnte, gewiß zu dir käme. Vielleicht triffst du ihn einmal in Wien und forderst ihn dazu auf. Er ist der Graf Sigismund Oldfred."

Isidora legte bei diesem Namen das Blatt aus der Hand. Ein Gewirr von Empfindungen durchströmte ihr das Gemüt. Der Graf hatte von dieser Beziehung zu ihrer Freundin niemals gesprochen, obgleich er schon bei der ersten Begegnung nicht hatte verhehlen können, daß sein Erscheinen in dieser Gegend der Familie des Grafen Präuner gegolten hatte. Isidora nahm den Brief wieder auf, und es ward ihr eigentümlich zu Mute bei dem Ernst, womit die Komtesse trotz der skurillen Ausdrucksweise ihre Wünsche und ihre Hoffnungen beteuerte, in die Familie des Grafen Oldfred zu kommen. Teils hatte man ihr das Äußere des jungen Mannes als ein höchst vorteilhaftes geschildert, teils versprach sie sich von dieser Verbindung eine unmittelbare Berührung mit dem Hofadel; sie sah sich in ihrem Briefe schon als Palastdame der Kaiserin, für sie der höchste Gipfel irdischen Glanzes.

Mit einer Bewegung, als ob sie einen Gegenstand thatsächlich zerbrechen würde, legte Isidora den Brief weg — in ihrem Gemüt war von diesem Moment an jede fernere Beziehung zum Grafen Sigismund Oldfred gebrochen. Wie hätte sie es darauf ankommen lassen können, ihn nur durch ein einziges Wort, ihn nur eine Sekunde lang, ja nur durch die Bereitwilligkeit, eine Erklärung von ihm anzuhören, der Bestimmung abtrünnig zu machen, welche das Lebensglück ihrer intimsten Freundin zu bilden schien? Ihn niemals mehr wiederzusehen, solange er nicht der Gatte der Komtesse Isidora war, stand sogleich in ihr fest.

Mit diesem Entschluß trat aber auch sogleich das Verlangen ihres Vaters wieder in den Vordergrund ihrer Gedanken. Es sei ein grausames Schicksal, dachte sie, dem sie sich zu unterwerfen habe — aber seltsam! eine Art Erleichterung war plötzlich in ihrem Gemüt: das schwankende, unklare Verhältnis zu dem jungen Grafen, das sie mehr beunruhigt als erfreut

hatte, war zu Ende, somit aber auch eine Bewegung in ihrem Inneren, die sie niemals recht als Wunsch oder als Hoffnung, sondern immer als eine Art von Angst empfunden hatte. Wieder fiel ihr ein, daß sie erst bei der letzten Begegnung mit ihm sein Benehmen und seine Haltung als zu zart, zu weiblich erachtet, einen Mangel an Männlichkeit an ihm wahrgenommen hatte. Warum war ihr dies nicht früher aufgefallen? Wie dem auch sein mochte, sie seufzte erleichtert auf.

Es blieb ihr nur noch die Frage im Sinn, wie der junge Graf es aufnehmen werde, daß sie ihm die Stunde für seine Erklärung nicht gab. Darüber traf eine Entscheidung früher ein, als sie gedacht hatte. Während des Mittagstisches empfing Ulrike einen Brief, den sie sogleich laut vorlas. Er war vom Grafen, der mit freundlichen Worten von Tante und Nichte Abschied nahm, weil er von seinem Freunde, dem Baron Franz Haudeg, veranlaßt würde, den Landaufenthalt abzubrechen, um in Wien eine Carriere im diplomatischen Dienst anzutreten. Eine Erwähnung oder auch nur Anspielung auf die vereitelte Zusammenkunft mit Isidora war in den Zeilen nicht enthalten.

„Baron Franz Haudeg?" sagte Schluck, „das muß der Sohn des Präsidenten sein bei dem großen Institut, das mir die Hypotheken gekündigt hat. Ja, der Präsident ist immer genau von den Verhältnissen der Schuldner unterrichtet, und er ist vielleicht der einzige Mann in Wien, der genau weiß, wie's um mich bestellt ist."

Isidora hörte und verstand wenig von dieser Äußerung. Der Brief des Grafen beschäftigte das Nachdenken des Mädchens. Daß er der so heiß verlangten Unterredung nicht mehr gedachte, konnte ihr nur lieb sein, da dadurch der Anschein von ihr genommen wurde, eine gegebene Zusage nicht einzuhalten, aber es versetzte sie in Verwunderung. Erfreut dachte sie an den Beginn einer diplomatischen Carriere, deren letztes Ziel ohne Zweifel die große Schleppe sein sollte, welche damals noch niemand als die Palastdamen der Kaiserin trugen und wonach sich ihre Freundin so sehr sehnte. Inzwischen hatte Schluck wieder zu reden aufgehört, und sie bemerkte, wie seine Augen fragend auf ihr ruhten, zugleich mit dem Ausdruck von Sorge und tiefer Bekümmernis. Was hatte sie noch zu thun, weshalb noch zu zögern? In ihrem Herzen war das Opfer schon am Morgen dieses Tages gebracht worden, als sie nur in Rücksicht auf den Grafen eine Frist bis zur Entscheidung verlangt hatte. Der Graf war abgethan; diese Beziehung, die, wenn sie sich auch nicht tief in ihre Seele eingewurzelt, doch immerhin den Duft einer angenehmeren Lebensschichte um sie gebreitet hatte, als ihr seit einem Jahre zu teilen vergönnt gewesen, diese Beziehung war spurlos getilgt. Es war ihr auferlegt, in die kleinbürgerliche Lebenssphäre zurückzufallen, in welcher, selbst wenn Not und Sorge aufgehoben sind, so viel des Unschönen vorwaltet. Ein banger Seufzer stieg aus ihrer Brust, wie wenn man sich an der Schwelle eines düsteren Gefängnishofes befindet, die man zu überschreiten gezwungen ist, ohne zu wissen, ob sich die Pforte jemals wieder dazu öffnen werde, daß man ihn verlasse.

„Gehen wir nach der Stadt," sagte sie, indem sie vom Tische aufstand, bevor das Mahl noch zu Ende war.

Damit war das Losungswort ausgesprochen; Schluck wußte, daß es ihre Einwilligung zur Heirat bedeutete. Er selbst war darüber keineswegs in besonderem Maße erfreut, er sah darin nur die willkommene Schnelligkeit im Vollzug einer eisernen Notwendigkeit. Es wurde beschlossen, noch an demselben Abend nach Wien zurückzukehren, da man ja vorläufig alles im Landhaus zurücklassen konnte. Ehe Isidora das Zimmer verließ, zog Ulrike sie in eine Fensternische und sagte:

„Tröste dich, Kind! Man meint immer, und besonders hier zu Lande, eine Heirat wäre gleich das ganze Leben, ein Schicksal für alle Zeiten. In protestantischen Ländern denkt man eher daran, daß eine

Heirat am Ende auch nur ein Experiment sein kann. Wir am Rhein sind zwar katholisch, aber wir gehören zu Preußen und haben's oft genug vor Augen, wie eine Ehe geschieden und doch wieder eine neue geknüpft wird."

An Isidora gingen diese Worte wie ein leeres Geräusch vorüber. Sie hatte über einen solchen Gegenstand niemals nachgedacht und war sich nur bewußt, daß, wenn sie eine Pflicht einging, sie derselben auch mit der ganzen Kraft ihrer Seele gerecht wurde. Jetzt lag ihr nur noch ob, von allem, was zu diesem Aufenthalt gehörte, wär's auch nur durch stumme Blicke gewesen, für immer Abschied zu nehmen. Denn wie sich die Dinge auch immer gestalten sollten — mit demselben kindlich frohen Gemüt, mit dem sie hier gelebt, so lange sie zurückdenken konnte, würde sie unter keinen Umständen das Haus und die Gegend wiedersehen. War es ihr beschieden, zurückzukehren, so kehrte sie sicher als ein gänzlich verwandeltes Wesen zurück.

Sie nahm den Hut und einen leichten Umwurf, um noch einmal den Weg nach dem gräflichen Schlosse zu gehen und auch Morgel lebewohl zu sagen. Am Saume des Waldes kauerte Abdul Hassan, wie auf sie wartend.

„O, ich bin unendlich traurig," sagte sie zu ihm, „man hat dich Sklave genannt, aber du warst immer nur der Sklave von Menschen; ich bin der Sklave des Schicksals, das kein Ohr und kein Auge hat, um den Ruf nach Erbarmen zu hören und das Leiden zu sehen. Das Schicksal geht wie das Rad einer Maschine über einen Menschen hinweg — aber lasse mich, begleite mich nicht, ich will allein sein."

Abdul Hassan senkte tief das Haupt, er wollte nicht sehen lassen, daß er weinte. Bei ihm stand die Überzeugung fest, daß sie, in den Grafen Oldfred sterbensverliebt, ihm nur, um den Vater zu retten, entsage und im unsäglichen Schmerz darüber vielleicht zu Grunde gehen werde.

Isidora schritt rasch durch den Wald. Das Scheiden war ihr jetzt eine Operation, die nicht schnell genug abgethan werden konnte. In die Nähe des Schlosses gelangt, bemerkte sie mit Erstaunen, daß einiges Leben an der kleinen Pforte herrschte, die sonst in Abwesenheit der Herrschaft immer geschlossen war und die Morgel höchst überflüssigerweise zu bewachen hatte, bloß um sich einbilden zu können, daß er ein Amt ausübte. Sie hielt sich nicht lange bei dem Invaliden auf, von dessen abgebrochenen Lauten sie nicht hoffen konnte, genügenden Aufschluß über die Bewegung im Schlosse zu erhalten. Das Pförtchen war geöffnet, Diener und Arbeiter schritten aus und ein, und Isidora, fast zu dem Glauben gebracht, ihre Freundin wäre zurückgekehrt, betrat den Park. Schon als sie das letzte Mal hier gewesen, hatte Abdul Hassan die Anwesenheit des Intendanten erkundet. Er war bald aufgefunden: ein alter Mann, Typus des herrschaftlichen Kastellans, gutmütig und redselig und der Herrschaft, bei der er bereits die dritte Generation erlebte, mit jedem Blutstropfen zugethan.

Nicht um die Rückkehr des Grafen Präuner handelte es sich, sondern um eine kleine Restaurierung in den Zimmern und im Garten, weil alles der Besichtigung eines neuen Käufers unterworfen werden sollte, wie der Intendant mit Thränen in den Augen dem Mädchen erzählte. Er kannte Isidora sehr wohl, er hatte sie oft genug in Gesellschaft seiner „gnädigen Komtesse" gesehen und gab, auf Mitgefühl rechnend, dem Leid darüber Ausdruck, daß die schöne Besitzung in fremde Hände übergehen sollte.

„Der junge Baron Kertményi," sagte Isidora, die sich an den Brief ihrer Freundin erinnerte.

„Jawohl," erwiderte der Alte. „Wer hätt's geglaubt, daß es einmal so kommen würd. Die Grafen Präuner haben's bisher nicht nötig gehabt, in Verlegenheit zu sein."

Isidora hatte nicht Lust, sich über die Angelegenheiten einer ihr so eng befreun-

deten Familie aus dem Munde eines Bediensteten berichten zu lassen. Sie nahm den ihr angewiesenen Sitz auf der Moosbank nicht ein, sondern wendete sich wieder dem Ausgang zu, indem sie sagte, daß sie nur gekommen, um, wenn es nötig sei, für den Invaliden zu sorgen. Der Intendant begleitete sie zu diesem zurück und mußte ihr die Zusicherung geben, daß man auf die Bedürfnisse des verkrüppelten Greises auch unter einem neuen Besitzer des Schlosses achten werde und daß man ihm wie immer beim Eintritt der rauhen Jahreszeit die Unterkunft im Dorfe sicherstellen werde.

Morgel drückte nach gewohnter Art seine Genugthuung über das Wiedersehen aus, empfand aber wohl, daß seine Gönnerin zerstreut war und ihm nicht so huldvoll wie sonst zulächelte. Sie nahm, über sein Schicksal beruhigt, rasch von ihm Abschied; aber diesmal klang ihr der traurige Ländler nicht nach, Morgel war nicht entzückt darüber, daß sie sich mehr für ihn als mit ihm beschäftigt hatte. Der Intendant bat, da der Abend anbrach, sie durch den düstersten Teil des Waldes begleiten zu dürfen, und sie konnte nicht hindern, daß er seine Klagen über den Verfall des Hauses Präuner wieder anhob.

Der Grund zu dem Verderben war in der Leidenschaft der Gräfin für den Marstall und alles, was damit zusammenhängt, zu suchen. Ihr Ideal war der Graf Moriz Sandor, der mit seinen Reiterstückchen und Kutschierkünsten, mit seinen Wetten und mit dem Vorführen von Pferden aller erdenklichen Rassen um jene Zeit zwei Städte zugleich, Wien und Pest, in Atem hielt. Er machte sich kein Bedenken daraus, über eine Obstfrau und ihr sogenanntes „Standl" (ihre offene Bude) mit seinem Araber in einem gewaltigen Sprung hinwegzusetzen, überhaupt Menschen, die so gemein waren, zu Fuße zu gehen, als willkommene „Hindernisse" zu betrachten, die er pflichtschuldigst „nehmen" mußte. In Pest war er eine breite öffentliche Treppe hinauf- und hinabgeritten; in Wien hatte er mit einem Bauer, der sich auf Pferde verstand, die Wette gewagt, mit einem Renner an seinem Wagen eine vier Meilen lange Strecke in siebenundfünfzig Minuten zurückzulegen.

Der Bauer gewann mit einem simplen Schecken vaterländischen Gestütes den Preis dieser rasenden Wettfahrt, worauf der Graf für den Schecken tausend Gulden gab, zugleich aber seinen Araber, der sich um eine „Nase" hatte schlagen lassen, mit eigener Hand erschoß.

In Österreich gab es damals keine öffentlichen Angelegenheiten, und solche Geschichten waren fähig, die untersten wie die obersten Schichten der Gesellschaft ausschließlich zu beschäftigen. Dem Schnellfahren wendeten sich die müßigen Geister mit besonderer Aufmerksamkeit zu. Die Wiener Fiaker erlangten damals einen Weltruhm, und die Praterfahrten am Ostermontag und am 1. Mai wurden förmlich zu glänzenden Ausstellungen der seltensten und kostspieligsten Equipagen und Pferde, während sich doch zugleich der solide und bürgerliche Reichtum in Gestalt hergebrachter Fahrzeuge darunter mischte. Man sah da char à bancs in den abenteuerlichsten Gestalten und elegante Viktorias und ernsthafte Landauer und lichte Kaleschen. Mit sechs prachtvollen Schimmeln am Galawagen fuhr der Kaiser auf freigehaltener Bahn neben der stockenden, nur Schritt für Schritt sich fortbewegenden Wagenreihe vorüber, hinter ihm viele Erzherzöge, von denen jeder das Viergespann seines Phaethons mit eigener Hand lenkte. Nicht minder aber war die Werkeltagsarbeit des Gewerbfleißes vertreten: da war eine Fleischhauerfamilie, der Kutscher livriert, den Veilchenstrauß im Knopfloch, tadellos; dort zeigte sich in schwerer Karosse die Familie des Fabrikanten vom „Brillanten-Grund", wie die Vorstadt Schottenfeld, reich an Fabriken und Werkstätten, bis zum heutigen Tage genannt wird.

Waren solche Praterfahrten der Ehrgeiz der Bevölkerung, auf dessen Befriedigung das ganze Jahr hindurch gesonnen

und gearbeitet wurde, so dienten die Reiterkunststücke und die Fahrgeschicklichkeit einzelner Kavaliere in den Kreisen des Adels dazu, die Phantasie der Jünglinge und selbst begabter Frauen gefangen zu nehmen. Wohin wendet sich nicht die Regsamkeit des menschlichen Geistes, in welchen Dingen erblickt er nicht ein erstrebenswertes Ziel, wenn ihm die normalen Bahnen öffentlicher Bethätigung, Politik und Litteratur, abgeschnitten sind!

Der Intendant brauchte auf dem Wege durch den Wald der so ernst gestimmten Isidora bloß einige Begegnungen mitzuteilen, welche die Gräfin Präuner schon als Mädchen mit dem Grafen Sandor gehabt hatte, um seiner Begleiterin vollkommen begreiflich zu machen, wie die Leidenschaft für Pferde in der Seele der Gräfin Feuer fing und endlich zu so verderblicher Verschwendung führen mußte. Auch im Schloß bricht also ein friedliches Glück zusammen wie in meinem eigenen Hause, dachte Isidora traurig, als sie den Intendanten verabschiedete.

Noch an demselben Abend traf der Sattlermeister Wendelin Schluck mit seiner Schwester und seiner Tochter zu einer ernsten Lebensentscheidung in seinem Hause in Wien ein. Ein scharfer Kontrast hatte sich mit der Zeit zwischen den beiden Aufenthaltsorten gebildet. Draußen auf dem Gute in der Schönauer Gegend war seit Jahren nichts verändert worden. Da funkelte und lebte noch alles in den Einrichtungen und Gewohnheiten der aristokratischen Nachbarschaft. Denn von jeher hatte es das bürgerliche Landgut dem gräflichen Schlosse gleich gethan. Hier in der Stadt war allmählich in dem Maße, als der Wohlstand ins Schwinden kam, die armselige Beschränktheit eines gewöhnlichen Handwerkerdaseins eingezogen. Die Wohnung war klein, Werkführer, Altgeselle und ständige Arbeiter nahmen an den Mahlzeiten teil; Veronika, welche die Wirtschaft leitete, erhob sich nach jedem Gange, um der Magd im Auftragen behilflich zu sein.

Schon am nächsten Vormittag versammelte in dieser Wohnung der Vater Isidoras die Männer um sich, welche die künftige Lebensgestaltung seiner Tochter durch rechtliche Verträge zu ordnen hatten. Urban Waldbrenner und sein Sohn Arnold Melchior brachten ihren Advokaten mit, der von seinem Schreiber begleitet war, und fanden bereits neben Schluck seinen Advokaten und dessen Gehilfen anwesend. Dieser große juridische Apparat deutete darauf hin, daß ein ziemlich starker Widerstreit der Interessen zu schlichten war.

Gewöhnlich wird dieser geschäftliche Teil einer ehelichen Verbindung erst geordnet, nachdem das Einverständnis der Nächstbeteiligten, die Gefühlssache, vorhergegangen und die Verlobung vollzogen ist. Schluck aber, der zu dieser Heirat ein so widerstrebendes Herz mitbrachte und dem es bitter leid that, seine Tochter zu einer Handlung zwingen zu müssen, die er unter anderen Umständen selbst nicht gewünscht hätte, fürchtete die Gefahr, Isidora umsonst gequält zu haben, wenn etwa die bereits geschehene Verlobung nachträglich an der Unmöglichkeit scheitern müßte, die materiellen Interessen zu einigen.

Er war schlau genug, um in Arnold Melchior eine ideale Seite zu erkennen und sich auf dieselbe zu stützen, damit er sein Vorhaben durchzusetzen und den Austausch der Geschäfte dem Austausch der Empfindungen vorhergehen lassen könne.

„Meine Dora soll nichts von solchen Sachen hören," sagte er zu dem jungen Manne, „und wenn sie einmal Braut ist, dann kann man ihr nicht mehr verbergen, daß alle die schönen Sachen wie Liebe und Heirat auch Advokaten und Rechnungen brauchen."

Arnold Melchior nickte einverstanden, und sein Vater, der den orientalischen Talisman, die mit Edelsteinen besetzte Platte, in einem mächtigen Futteral mitgebracht hatte, legte dasselbe auf den Tisch, gleichsam um Schluck zu mahnen, daß er um dieses kostbaren Gutes willen sich nachgiebig zeigen müßte. In der

That, die Augen des Sattlermeisters funkelten, als er die Umhüllung aufschloß und den Schatz wiedersah, dem er insgeheim die Macht zuschrieb, ein verlorenes Glück wiederzubringen.

Die Verhandlung ging auch ziemlich glatt, bis man zu einem Punkte kam, welchen Schluck hartnäckig in den Vertrag mit aufnehmen wollte: die Verhältnisse im Falle einer Scheidung.

„Der Fall ist ganz unmöglich," sagte Arnold Melchior, „denn eine Scheidung kann nur bei Übereinstimmung beider Teile stattfinden. Ich halte sie unter allen Umständen für eine Schlechtigkeit, für eine Unsittlichkeit, und ehe ich dazu meine Bereitwilligkeit erklärte, würde ich mir lieber den Tod geben."

Schluck sagte sich insgeheim: Um so besser! und bestand auf dem Paragraphen. Melchior fügte sich, weil er ihn für überflüssig hielt, und so war man endlich dahin gelangt, daß nichts mehr fehlte als die Unterschrift der Beteiligten. Jetzt sprach Melchior den festen Entschluß aus, bevor weitergegangen wurde, sich erst mit der ihm zugedachten Frau ins Einvernehmen setzen zu wollen.

* * *

Isidora, nicht ahnend, daß ihr die erste entscheidende Begegnung schon für diese Stunde aufbehalten war, saß im Hauskleide bei einer Näharbeit, während ihre beiden Tanten sich wie zufällig in demselben Zimmer zu schaffen machten. Schluck öffnete dem jungen Manne die Thür und trat mit ihm ein. Isidora wurde purpurrot; sie wollte sich erheben, schon des Vaters wegen, aber sie mußte sich mit der Hand auf den Nähtisch stützen, und diese Hand zitterte; unwillkürlich ließ sie sich wieder auf ihren Sitz fallen. Die außerordentliche Bewegung verschwand aber sogleich, als sich ihr Melchior mit der größten Unbefangenheit näherte und sein Vergnügen aussprach, sie an dieser bürgerlichen Wohnstätte und bei einer häuslichen Arbeit wiederzufinden.

„Glauben Sie mir, mein Fräulein," sagte er, „Ihr Schönauer Haus, worin Sie bisher gelebt haben, war viel zu adelig gehalten. Ich weiß von Ihnen selbst, daß Sie eine echte und rechte Naturfreundin sind, wie ich selbst von frühester Jugend an nichts Höheres gekannt habe als so zu sagen den Naturdienst, die Landwirtschaft. Ich wette aber, was man will, daß Sie von dieser eigentlichen Freude des Landlebens noch gar nichts genossen haben."

„Das ist wahr," erwiderte Isidora, „und besonders seit der Vater Feld und Wald und Weinberg verpachtet hat; früher aber war es mir von strengen Gouvernanten verboten, mich auch nur im Gras herumzuwälzen. Dieses Amusement hab ich leider noch bis zum heutigen Tage nicht gehabt."

Beide lachten; sie zählte nach und nach alles auf, was sie von jeher gern in einer Bauernwirtschaft mitgemacht hätte und was ihr doch immer verboten war, und er, als ob er ihr mit schelmischer Bosheit die Entbehrung recht empfindlich machen wollte, schilderte die Freuden, die sie davon hätte haben können. Als die Umstehenden die beiden jungen Leute in so eifriges Gespräch geraten sahen, fanden sie es passend, aus dem Zimmer zu schleichen.

Melchior stand auf, und der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich. Seine Lippen bebten ein wenig, als er sprach:

„Man sagt mir, daß Sie Ihre Einwilligung geben, meine Frau zu sein. Ich habe mich des Glückes rasch versichern wollen und Sie deshalb nicht veranlaßt, wozu ich auch ganz unfähig wäre, vorher einen Roman mit mir zu spielen. Seit dem Augenblick, als ich Sie im Walde klagen hörte, daß Sie das Landhaus verlassen müßten, und Sie mich schier wie einen Räuber betrachteten — seit diesem Augenblick liebe ich Sie. Das Haus gehört wieder Ihnen, wenn Sie einwilligen, daß ich in diesem Hause der Pächter und zugleich der Herr sein soll."

Er hielt die Hand ausgestreckt dem Mädchen entgegen. Isidora wurde bleich

und trat zurück. Einen Augenblick sprang in ihr, wie ein Dämon, der Gedanke auf: noch wäre es Zeit, alles zu zerreißen. Es kostete nichts, als ihr Leben lang Verräterin und Lügnerin zu sein — sie legte ihre Hand in die des jungen Mannes.

Werde ich nicht auch auf diese Weise Verräterin und Lügnerin sein? dachte sie jetzt; aber diese Reflexion schoß nur wie ein Blitz durch ihre Seele. Gleich darauf erhob sich in ihr mit der Stärke des Gefühls, daß eine Wendung für das ganze Leben vollzogen war, das Bewußtsein, eine Pflicht übernommen zu haben und sie unverbrüchlich erfüllen zu müssen.

Arnold Melchior hatte sich auf seinen Reisen genugsam in der großen Welt bewegt, um einen glühenden Haß gegen leere Formen mit heimzutragen. Mit Stolz hörte er sich den lateinischen Bauer nennen, obgleich das Wort spottweise bei den betitelten Gutsbesitzern der Nachbarschaft aufgekommen war, die ihm die Bildung nicht verziehen, deren Schein sie annahmen, deren Wesen aber nach ihrer Meinung einem Manne nicht zukam, der nur Bauer war und nichts anderes sein wollte. Er aber legte in den Spottnamen die Bedeutung, daß sich die höchsten Ergebnisse des Denkens und Forschens mit der Einfachheit, Natürlichkeit und vor allem mit der Wahrhaftigkeit eines Bauernlebens verbinden lassen, welches alle hohlen Formen und sinnlosen Gebräuche ausschloß.

Nur um nicht durch eine unerwartete Unterlassung zu erschrecken, streifte er mit seinen Lippen den Scheitel Isidoras, nachdem sie ihm ihre Hand zum Bunde gereicht hatte. Ihn schon zu lieben, konnte er ihr nicht deshalb zumuten, weil sie der Form nach seine Braut geworden war; ihn zu lieben, sollte sie erst lernen, und sie hätte es nach seiner Ansicht nicht gelernt, wenn er monatelang mit schönen Worten um sie geworben hätte. Ihn zu lieben, sollte das Leben sie lehren, das war sein festester Vorsatz und seine süßeste Hoffnung. Er entfernte sich rasch, um den harrenden Männern zu sagen, daß die Unterschriften unter den Vertrag gesetzt werden konnten.

Getreu seiner Art, wollte er auf ein Hinausdehnen des Brautstandes, bloß um einer leeren Förmlichkeit zu genügen, nicht eingehen. Binnen vier Wochen konnte er sich von allen Verhältnissen, die ihn noch an das Gut in Steiermark banden, völlig loslösen und in derselben Zeit zugleich alle Personen und Sachen, die er in seine neue landwirtschaftliche Thätigkeit mit einbeziehen wollte, nach der Schönauer Gegend übersiedeln lassen. Demgemäß wurde der Akt der Vermählung auf einen der letzten Tage des Monats August festgesetzt. Unmittelbar nach dieser Abmachung verließ er Wien.

In der Zwischenzeit fühlte sich Isidora in der eigentümlichen Stimmung, die ein großes bevorstehendes Ereignis erweckt, wenn man sich ihm für alle Zukunft unterworfen weiß und gleichwohl noch nicht fähig ist, dasselbe nach allen Richtungen zu übersehen. Der Zustand gleicht dem eines von einer Stromflut Getragenen, der, ohnmächtig, sie zu beherrschen, willenlos abwarten muß, ob er dem Untergang oder einem rettenden Ufer zugetrieben wird.

In solcher Stimmung übten die Lobeserhebungen, welche Veronika dem Bräutigam ihrer Nichte zollte, auf diese nur einen geringen Einfluß. Veronika fand in ihrer dem einfachen bürgerlichen Stillleben zugewendeten Natur ebenso viele sympathische Berührungspunkte mit Melchior Waldbrenner wie früher Ulrike in ihrem hochfliegenden Ehrgeiz und ihrer Neigung zu vornehmer Lebensgestaltung mit dem Grafen Sigismund Oldsfred. Derselbe herbe Zug, der in ihrem Antlitz unterdrückte Abneigung verraten hatte, wenn sie sich dem lateinischen Bauer gegenüber befunden, erschien jetzt auf dem Antlitz Veronikas, so oft diese von ihrer Schwester das Lob des jungen Grafen vernehmen mußte.

Unsägliche Traurigkeit, eine, wie es schien, tiefere und nachhaltigere, als man an Isidora selbst gewahrte, ließ Abdul

Hassan erkennen. Er streifte wie bisher vom Morgen bis zum Abend umher, aber er vermied es, mit dem von ihm wie ein eigenes Kind geliebten Mädchen auch nur Augenblicke lang allein zu sein. Denn er fürchtete, der Ausbruch seines Schmerzes über das ungeheure Opfer, das nach seiner Überzeugung Isidora brachte, könnte ihr die Bitterkeit desselben erst recht fühlbar machen. Ebensowenig wollte er in ihrer Gegenwart dem tiefen leidenschaftlichen Haß Worte geben, den er in seiner Unkenntnis des bürgerlichen Lebens und der daraus hervorgehenden Notwendigkeiten auf Melchior Waldbrenner übertragen hatte, als ob dieser das Glück des Hauses durch eigene grausame Willkür zerstört hätte.

In der Karmeliter-Kirche fand die Trauung statt, und nach einem Hochzeitsmahl, das ziemlich schweigsam verlaufen war, fuhr der Wagen vor, welcher die Neuvermählten nach Isidoras Besitztum in der Schönauer Gegend zu bringen hatte. Sie hatte von Anfang an darauf bestanden, daß der Mann, der ihr Lehrer und Freund gewesen, so lange sie zurückdenken konnte, daß Abdul Hassan auch ferner ihr Hausgenosse bleiben müsse. Er hatte zuerst die heftigste Weigerung entgegengesetzt, aber sogleich freudig eingewilligt, als es gelungen war, ihm klar zu machen, daß das Gut trotz der Vermählung Isidoras ihr alleiniges Eigentum blieb. Wendelin Schluck gab seine Beistimmung, daß der Sklave fortan seiner Tochter gehöre, denn die Wirksamkeit des Talismans bedingte nur, daß Schild und Mann im Bereich seines Schaltens und Waltens, im Besitz von Personen seines Blutes blieben.

Der ehemals so reiche Sattlermeister wollte sich, wie man zu sagen pflegt, nicht spotten lassen, und konnte er nicht mehr über Schätze verfügen, so sollte doch ein prachtvolles Geschenk den Schwiegersohn begleiten, wenn er als solcher zum erstenmal das Haus des Brautvaters verließ. Der vorgefahrene prächtige Wagen mit den zwei feurigen jungen Pferden, deren Köpfe so hoch ragten und deren Hufe ungeduldig auf das Pflaster klopften, war ein Geschenk des Wagners und Sattlers Wendelin Schluck. Der Wagen war mit Benutzung aller einschlägigen englischen Erfindungen erbaut, wodurch er jede Bequemlichkeit für eine Reise und jede Eleganz für eine Spazierfahrt bot. Auf dem Bock saß Wendelins alter Kutscher, welchem allein die Beherrschung der beiden feurigen Rappen zugetraut wurde. Der rückwärtige Bedientensitz war breit und konnte sogar mit einem Dach versehen werden.

Melchior bot Abdul Hassan einen Platz im Inneren des Wagens an, was der Orientale mit einem Blick verschmähte, der dem jungen Mann auffiel. Verwunderung, Trotz und Verachtung zugleich lagen in diesem Blick. Den Bedientensitz einzunehmen, obgleich er der bequemste für ihn gewesen wäre, war Abdul Hassan zu stolz, er schwang sich auf den Bock; der alte Kutscher kam ihm durch seine lange Dienstzeit wie ein Bestandteil des Hauses vor.

Es war ein trüber, schwüler Abend angebrochen, und noch immer wurde durch die Umstände bei solchen Gelegenheiten die Abfahrt verzögert. Alle Bewohner der Straße standen neugierig umher, teils um die Braut einsteigen zu sehen, teils um das prächtige Fuhrwerk zu bewundern. Dem Spender war es auch hauptsächlich nur um diese Bewunderung der Freunde und Nachbarn und keineswegs um eine Liebesgabe zu thun gewesen. Isidora wurde in den Wagen gehoben, und lange noch standen verwandte und befreundete Frauen bei ihr, um zu erkunden, ob sie nur ganz und gar mit allem versehen sei, was auf der nächtlichen Fahrt nötig werden konnte. Während dieser Zeit besichtigte Melchior noch einmal das Gespann. Er hatte die Pferde gelenkt, als sie tags vorher zum letztenmal „eingefahren" worden, und ein großer Tierfreund, der namentlich Pferde und Hunde liebte und sachkundig zu behandeln verstand, freute er sich des Besitzes der Rappen, obgleich

er sie für die bevorstehende Fahrt nicht gerade als tauglich ansah. Er tauschte darüber Bemerkungen mit dem Kutscher aus, war aber nicht völlig beruhigt, als dieser seine Methode im Lenken erklärte.

Melchior sprang in den Wagen, und gemäßigten Schrittes ging es über die Brücke und durch das Gewimmel der inneren Stadt. Rascher wurde der Trab, als man durch das alte Kärntnerthor und die Vorstadt Wieden nach der Matzleinsdorfer Linie fuhr, und wohlig wiegte sich das junge Paar auf den weichen Kissen, die jede Erschütterung des Wagens auf dem Pflaster angenehm empfinden ließen. Nun war man auf der Landstraße vor dem sogenannten Wiener Berge, einer beträchtlichen Anhöhe, welche von den prächtigen Pferden ohne Ermäßigung des Trabes so gleichmäßig zurückgelegt wurde, als ob es auf ebenem Boden weiter gegangen wäre.

„Gute Pferde müssen einen Berg hinauf rasch, einen Berg hinab langsam gehen,“ sagte Melchior, „und diese Langsamkeit ist eine noch größere Probe ihrer Kraft und ihres Wertes als das geschwinde Hinaufsteigen.“

Gleichgültig wie diese Worte waren die Gespräche überhaupt, die Melchior im Wagen anknüpfte. Sie betrafen hauptsächlich die bevorstehenden Arbeiten im Felde und in den Weinbergen, und als Isidoras Fragen mehr Interesse dafür kund gaben, wie er erwartet hatte, wurde er weitläufig in seinen Erklärungen, legte aber in die technischen Ausdrücke eine solche Wärme des Tones, daß seine Stimme zuweilen zitterte.

„Wir werden zusammen auf der Höhe stehen und dem Winzervolk zusehen, wie es den Segen in die Fässer bringt, und — Isidora — wir werden fühlen, daß wir selbst von Segen überströmt sind; nicht wahr, Dora?“

Er hatte ihre Hand ergriffen und diese an sein Herz gedrückt. Er lauschte auf ein Wort von ihr, er wartete auf einen Druck ihrer Hand. Isidora aber machte eine Bewegung des Erschreckens, indem sie zugleich bebend sagte: „Wir fahren zu schnell.“

Er hatte nicht darauf geachtet, in der That aber war der Wagen in furchtbares Rollen gekommen. Die Nacht war kohlschwarz, die Luft schwül und still, kein Tropfen fiel, aber in ziemlicher Ferne zuckten am Horizont grelle Blitze auf. Bei solchem Aufzucken griffen die Pferde schneller aus, es war zu fürchten, daß sie bald des zurückhaltenden Zaumes spotten würden. Melchior sprach dies aus und versuchte zuerst, vom Inneren des geschlossenen Wagens aus sich mit dem Kutscher zu verständigen. Dies konnte jedoch nicht geschehen, ohne den letzteren in der Führung der Pferde irre zu machen. Melchior machte sich bereit, trotz der rasenden Schnelligkeit des Gefährtes herauszuspringen, um den Pferden in die Zügel zu fallen und den Wagen zum Stehen zu bringen. Isidora, welche die Gefahr kannte, die mit einem derartigen Sprung verbunden ist, bat ihn, sich derselben nicht auszusetzen, was ihm als Wohlgefühl ins Herz drang. Dennoch war er im Begriff, der Gefahr zu spotten, als der Wagen plötzlich eine Biegung machte und mit großer Gewalt an einen Steinhaufen schlug. Der solide Bau des Wagens verhinderte seinen Sturz, und die Pferde waren zitternd stehen geblieben.

Im Nu war Melchior bei den Pferden, legte seine Hände auf ihre Nüstern, sprach zu ihnen und blieb so lange stehen, bis sie beruhigt waren, denn die Tiere sind in solchem Falle sanfter Behandlung ebenso zugänglich als bedürftig. Langsam führte er sie, ohne die Hand von ihnen zu lassen, auf die Landstraße zurück und gebot jetzt dem Kutscher, den Bock zu verlassen und sich rückwärts zu setzen. Seine junge Frau verständigte Melchior, daß er selbst die Lenkung der Pferde übernehme und sich daher für ein sicheres Fahren und gutes Ankommen verbürgen könne.

So blieb denn Isidora allein im Wagen zurück, dessen Schaukeln auch ihre Gedanken in verschiedene Richtungen zu wiegen schien, ohne daß sie einen einzigen dauernd

hätte festhalten können. Draußen rückte das Ungewitter näher, der Donner wurde vernehmbar, nachdem die Blitze bald links, bald rechts in die Kirchtürme der Dörfer eingeschlagen zu haben schienen. Unter der Hand Melchiors hielten sich die Pferde so weit gut, daß sie zwar scheuten und ausgriffen, aber bald wieder in geregelten Lauf zu bringen waren.

„Warum, o Mann des Glückes und des Unglücks," begann Abdul Hassan in einem eigentümlichen Klageton, der fast wie Gesang lautete, zu Melchior zu sprechen, „soll das Schicksal nicht seinen Lauf haben? Es führt den Abgründen zu, in denen man zerschmettert liegen bleibt, mögen wir alle in den Abgrund fallen!"

Immer angestrengt in die Finsternis hinausblickend, die Zügel mit beiden Händen umfassend, erwiderte Melchior, manchmal die Rede unterbrechend, um mit ganzer Aufmerksamkeit das Leitseil zu führen:

„Mein Mann! ich liebe nicht die Sprache der Komödianten — pathetisch und sonderbar — aber immerzu! Hier, weiß ich, ist es alte Gewohnheit, orientalische Abstammung. Zu Blumen und Schwulst gehört notwendig das erhabene ‚Du'; wir wollen uns also duzen, mein Lieber, obgleich wir einander nicht leiden können, wie ich glaube."

„Wahr gesprochen!" sagte Abdul Hassan, „warum also dem Schicksal entgegenkämpfen? Es sind hier Bergschlünde, ich kenne sie wohl; ein Ruck an den Zügeln, und wir wären hart daran. Mein erstes Du lautet: Ich hasse dich, ich möchte dich allein hinabschleudern! ich möchte dich töten."

Melchior dachte an den Blick, den ihm der orientalische Fremdling vor der Abfahrt zugeworfen, und in dem jungen Mann erwachte der seltsame, ihm sogar etwas komisch vorkommende Gedanke, dieser türkische Derwisch, wie er ihn bei sich nannte, wäre gegen ihn in Eifersucht entbrannt. Mitleidig fragte Melchior, ob ein schweres Leiden in der Brust des Unglücklichen wühle und ob derselbe nicht vielleicht viel jünger sei, als es den Anschein hätte.

„Ich bin um zwei Jahre älter als Isidoras Vater," erwiderte Abdul Hassan, „ich bin also ein alter Mann. Das Kind habe ich immer wie mein Kind betrachtet, wie eine Entschädigung für alles, was in mir, einem Fremdling unter euch Christen, in den Landen, wo das Kreuz gebietet und nicht der Halbmond, versagt worden ist. Sie war mir wie das Licht im Osten, wohin ich mein Gebet wende; sie war mir — Allah möge mir verzeihen — wie Moschee und Mekka. Ich hätte aber nicht so alt werden sollen, bloß um ihr Unglück zu erleben."

Melchior riß die Zügel heftig an sich, er wollte alle Gewalt daran setzen, die Pferde, die durchzugehen drohten, zum Stehen zu bringen. Ihn verlangte nach einer ruhig anzuhörenden Erklärung der letzten Worte. Er erzwang aber nur so viel, daß er das Gespann in der Kraft seiner Faust behielt.

„Unglück?" sagte er, fortwährend in die Finsternis hinausstarrend; „Unglück? Heraus mit der Sprache!"

„So ahnst du nicht, Abscheulicher," sprach Abdul Hassan, den Wind überschreiend, der sich in den Bergschlünden verfangen hatte und furchtbar zu heulen begann, „daß du ihr Unglück bist, der Wurm, welcher sich auf diese Rose von Schiras wirft, um sie langsam zu zerfressen. Denn nur edle Tiere töten mit einem einzigen Biß, Vampyre und Schlangen nach und nach mit immer sich erneuernder Wollust des Zerstörens. Erst hast du ihr Hab und Gut genommen, und ehe du dich in den Besitz von ihr selbst gebracht, hast du ihr den Geliebten genommen, den Mann, dem sie allein hätte angehören wollen, wenn du zwischen die Hände der beiden, die sich fassen wollten, nicht deine verruchte Hand gelegt hättest."

„Das glaube ich nicht," war Melchiors erste unwillkürliche Antwort; „du lügst, du sprichst im Traum; wenn du die Wahrheit redest, wenn du nicht ein verleumderischer Schurke bist, so nenne den Mann."

„Graf Sigismund Oldfred," sagte Abdul Hassan, dem es eine grausame Lust

gewährte, Dolchstöße in die Seele des Feindes zu bohren, „ist ein schöner junger Edelmann; herrlich ist seine Gestalt und lieblich seine Rede. Seine Locken duften und seine Worte fallen wie Duftkörner auf das Herz. O, ich wußte schon, daß du der Teufel bist, als sie noch mit ihm und mit den Kavalieren, die ihn begleiteten, beim Mahle saß und du plötzlich an der Schwelle des Saales auftauchtest, wie ein Gespenst, von keinem als von mir gesehen! Damals dachte ich an das jüdische Gastmahl, bei welchem die Worte des Verderbens an der Wand erschienen. Und weißt du noch, wie du sie und mich im Walde trafst und uns durch den Schuß erschreckt hast? Den Habicht hast du rasch getötet, die Taube hast du dir langsam zu töten aufbehalten. Kein Wort mehr sprach sie auf dem Heimweg; aber als wir schieden, bebten ihre Lippen von dem Worte ‚Räuber‘ und ihre Augen forschten nach dem jungen Grafen. O, hättest du ihre Traurigkeit gesehen an dem letzten Tage, ehe sie das Haus verließ, in welchem sie Kind und Jungfrau gewesen war und das sie erst als Weib wiedersehen soll!“

„Warum hast du mir dies alles nicht um einen Tag früher gesagt?“ fragte Melchior.

„Weil die Heirat nicht gewesen wäre und sie mir nie verziehen hätte,“ erwiderte Abdul Hassan.

„Warum hätte sie dir nie verziehen, da sie doch einen anderen liebt?“ fragte wieder Melchior.

„Weil sie ihren Vater retten wollte,“ war die Antwort.

Melchior fragte nicht wieder und sprach überhaupt kein Wort mehr auf der langen Fahrt. Zuweilen fühlte er wie einen Schwindel eine rasende Wut, verbunden mit der kaum zu beherrschenden Lust, in der That das ganze Gefährt in einen Abgrund stürzen zu lassen. Die Kraft des Mannesbewußtseins einem plötzlich aufgetauchten schweren Verhängnis gegenüber war jedoch mächtiger in ihm als die Leidenschaft. Er hatte wie ein glaubensseliges Kind gehandelt, sagte er sich in seiner Selbstbetrachtung, unbekannt mit den schrecklichen Möglichkeiten der Verhältnisse und noch unbekannter mit den Verzerrungen, zu welchen menschliche Charaktere durch eben diese Verhältnisse gebracht werden. War er aber in eine Mausefalle geraten, so wollte er doch nicht sterben wie eine Maus.

Er versuchte, sich zu vergegenwärtigen, von welcher Art die Empfindungen Isidoras in diesem Augenblicke sein mochten. O lügenhafte Welt — jammerte es in ihm — wie sollte ein Mann, schlicht und einfach, eine Ahnung davon gewinnen, daß ein junges Weib, schön und gottgefällig, wie ein ordinärer Krämer, listig und verschlagen, seine Existenz zu bestmöglichem Preise verhandelt! Ich habe nicht verlangt, daß sie mich wie eine Romanheldin auf den ersten Blick liebe, ich wollte ihr Zeit gewähren, ich wollte mich nach und nach in ihr Herz einwurzeln. Daß aber dieses Herz frei sei, das durfte ich glauben, weil sie mir das Schalten und Walten darüber einräumte, weil sie mir ihre Hand gab. Mit Schweigen und Gewährenlassen hat sie mich höllischer betrogen als eine Dirne, die mit erlogenen Schwüren täuscht.

Ja, sie ist schuldbeladen — fuhr er in seinen Gedanken fort — aber sie hat es auch zu büßen. Sie hat nicht ein Opfer gebracht wie einer, der sein Leben hingiebt, und mit einem einzigen Schlag ist es abgethan. Ihr Opfer wiederholt sich von Tag zu Tag durch die lange Zeit einer unglücklichen Ehe hindurch bis zur Erlösung durch den späten Tod.

Plötzlich fiel ihm ein, wie es bei der Vertragsschließung zugegangen war. Hat nicht der alte Schuft, der sein Kind verhandelte, mit Händen und Füßen an die Möglichkeit der Scheidung sich geklammert? Um keinen Preis wollte er davon abgehen. Ich ahnte nicht, was es bedeuten soll. Darauf also hat man hingearbeitet? Das war der verruchte Plan? Man wird sich täuschen, das schwöre ich!

Er lachte höhnisch auf, mit einem Klang, daß selbst Abdul Hassan davor erschrak.

Einen Augenblick versank der junge Mann in gedankenloses Hinbrüten. Noch zuckten die Blitze, noch scheuten die Pferde, noch bedurfte die Führung der größten Aufmerksamkeit. Unwillkürlich und unbewußt gab sich Melchior dieser Art von Erholung hin, wenn durch Anspannung der Sinne und der körperlichen Kraft das Wogen und das Brausen des Gemütes weniger empfunden wird. Zugleich dröhnte das Heulen des Sturmes, als ob es die Natur übernommen hätte, die Schmerzensrufe seines eigenen Herzens laut werden zu lassen. Der innere Sturm aber wollte wieder sein Recht, und bald war Melchior wieder im Entwerfen der düsteren Bilder, nach welchen sich die Zukunft gestalten sollte.

Ihre Buße — sagte er sich — muß sie durchmachen, muß sie aushalten bis zum letzten Moment. Scheidung? Soll ich mit Fingern auf mich zeigen lassen: Der dumme Bauer hat es mit all seinem Latein nicht verstanden, das vornehm erzogene Mädchen an sich zu fesseln!? Sollen die adeligen Gesponsen der bürgerlichen Sattlerstochter mit hochmütiger Verachtung mich verhöhnen und bedauernd sagen: Sie war wie zu uns gehörig und paßte nicht für einen Mann aus dem gemeinen Volk!? Lieber will ich euch den roten Hahn auf das Dach setzen. Scheidung? Nicht für alle Güter dieser Erde. Sie muß die Buße tragen bis ans Ende. Ich preise das Gesetz, das dem Weibe nicht gestattet, ohne Einwilligung des Mannes sich von ihm zu trennen.

Wohl werde ich leiden — arbeiteten die Gedanken rastlos in ihm weiter — nicht nur die Hoffnungen sind zerstört, die ich auf das Eheglück gesetzt habe, auch der gemeine Gang des Lebens, wie ich es in Steiermark führte, des Lebens zwischen angestrengter Arbeit und süßer Ruhe, auch diese Alltäglichkeit ist nicht mehr herzustellen. Der Arbeit fehlt mit der Lebensfreude auch der Lebenszweck, und selbst Ermüdung und Erschöpfung bringen den nagenden Wurm in der Seele nicht mehr zur Ruhe. Dennoch muß es getragen werden.

Lange noch schwankten seine Betrachtungen zwischen der Notwendigkeit, ein verödetes Dasein, das sich vor ihm aufthat, ruhig zu erdulden und der Möglichkeit einer gewaltsamen Befreiung. Immer sicherer und unbeugsamer aber wurde er in dem Entschluß, daß vor der Welt ein ewiges Geheimnis den Bruch zwischen beiden Gemütern, der sich unter der falschen Maske ihrer Vereinigung vollzogen hatte, zu verschleiern hatte.

Sie büßt — sagte er sich wieder — schon dadurch, daß ihr der Zutritt zu einem besser gestalteten Leben für immer verschlossen ist. Nicht durch üble Behandlung von mir soll die Buße bis zum Schmerzensschrei getrieben werden, auf den die Welt so gierig hört. Wir wollen still nebeneinander hingehen, vielleicht erlöst sie ein früher Tod von mir, vielleicht erlöst mich — nein! ich liebe sie zu sehr, ich will sie leben sehen, so lang ich lebe, und um diesen Preis den Lebensinhalt, den sie mir bereitet hat, nicht zu hart finden.

Das Gewitter hatte sich endlich verzogen, der Wagen rollte mit mäßiger Geschwindigkeit, und Melchior brachte ihn vollends in langsamen Schritt. Er meinte, die edlen Tiere müßten sich nach der ungeheuren Anstrengung erholen, verbarg sich aber dabei, daß er ein Grauen davor hatte, das Haus, das seine künftige Existenz umschließen sollte, zu erreichen.

Es war eine halbe Stunde vor Mitternacht, als man dort anlangte. Das frühere Dienstpersonal war entfernt worden mit Ausnahme einer alten Kammerfrau, an die Isidora gewöhnt war. Die Knechte und Mägde aus Steiermark umstanden mit ländlicher Unbefangenheit und Neugier die Angekommenen. Melchior machte sich mit dem Abschirren, Abkühlen und Unterbringen der prächtigen Rappen zu schaffen. Abdul Hassan versah sich mit Mundvorrat und eilte in die Bodenkammer, die immer sein liebster Aufenthalt im Hause gewesen war.

In dem engen Gemach neben dem großen Speisesaal war ein Abendessen für

zwei Personen vorbereitet. Melchior ließ sich entschuldigen, daß er an dem Mahl nicht teilnehmen könne. Isidora erhob sich bald und betrat das geliebte Stübchen, in welchem sie den größten Teil ihrer Mädchenzeit verlebt hatte. Hier war nichts geändert worden, nur dem Eingang gegenüber die Thür, die zu Ulrikes früherem Schlafzimmer führte, war jetzt verschlossen. Isidora ließ sich von der alten Dienerin entkleiden und sank ermüdet und abgespannt sogleich in einen tiefen Schlaf, aus welchem erst das helle Tageslicht am späten Morgen sie erwecken konnte.

* *
*

Die Tage, die Wochen vergingen; man war bereits in der zweiten Hälfte des Oktobers, und die Zeit verfloß mit einer Gleichmäßigkeit, in welcher Isidora, als der Landsitz noch das Haus ihres Vaters gewesen war, ein Ziel ihrer Sehnsucht gefunden hätte. Beglückend wäre ihr vor allem die gesicherte, umfriedete Sorglosigkeit gewesen, nachdem sich in der letzten Epoche vor ihrer Verheiratung so oft die schwarzen Wolken der Lebensnot, der Sorge, aus der Stadt her auf das Gut gewälzt hatten. Jede Art von Bedrängnis war verschwunden. Sie hatte Muße, ihren Büchern, ihren Noten und ihren Gedanken, so viel ihr beliebte, nachzuhängen. Und selbst diese Befriedigung hatte sie mit einer ihr noch erfreulicheren vertauscht, die ihr früher ganz fremd geblieben war. Nachdem sie dem landwirtschaftlichen Walten ihres Mannes erst nur wie einem fremden Schauspiel neugierig zugesehen hatte, war der Eindruck später immer mächtiger geworden, daß solches Arbeiten dem Werk eines Schöpfers gleiche. Ging auch alles Anordnen und Befehlen, aus welchem dann das Fertige überraschend hervorsprang, nach uralten Erfahrungen und Gewohnheiten vor sich, so kam ihr das Ergebnis, das mit solcher Sicherheit und Klugheit herbeigeführt wurde, doch immer wie ein Wunder und der Mann, der es bewirkte, als ein Gegenstand der Bewunderung vor. Bald konnte sie sich nicht mehr mit müßigem Zuschauen begnügen, sie mußte thätig eingreifen, und Melchior, der sie niemals dazu aufgefordert hatte, wies ihr bei dem ersten Wunsch dieser Art die Leute zu, die sie über das Erforderliche verständigten. Zwar lernte sie nicht die eigenen Hände gebrauchen und wurde so wenig zur Magd wie Melchior zum Knecht, aber das Beaufsichtigen, Leiten und Anordnen, das Verstehen der Mühen und das Würdigen ihrer Resultate waren geeignet, zu nie geahnten Lebensfreuden zu werden.

Sie war nicht froh, eine Beklemmung lag auf ihrem Gemüt, der sie keinen Namen zu geben wußte.

Eine immer größere Hingebung an den neuen Beruf sollte sie, wie sie meinte, vom Unerklärlichen befreien. Schon hatte sie ihre städtische Kleidung abgeworfen und die Tracht gewählt, die nicht zufällig zu den ländlichen Arbeiten sich schickte, sondern notwendig dazu gehörte. Als Melchior sie zum erstenmal in der geeigneten Kleidung gesehen, hatte er sie auch zum erstenmal, seit er ihr Mann war, mit treuherzigen Blicken aus seinen großen braunen Augen betrachtet.

„Ich bin der Bauer,“ sagte er, „und jetzt bist du die Bäuerin.“

„Aber ich kann nicht lateinisch,“ hatte sie mit einem schelmischen Lächeln erwidert.

Auch er lächelte und trat ihr einen Schritt näher. Es war aber nur ein Augenblick, seine Züge verdüsterten sich rasch, und als hätte er einen Grund dafür angeben wollen, ließ er einen Knecht, der in der Nähe arbeitete, mit harten Worten an.

So vergingen die Tage, die Wochen, und die Gleichmäßigkeit des Lebens spiegelte sich auch in der Gleichmäßigkeit des Verhaltens, das Melchior beobachtete. Er war gegen Isidora von einer herben Freundlichkeit, der nicht durch irgend einen Vorwurf beizukommen war; er war erfinderisch in der Erfüllung eines jeden

noch so launenhaften Wunsches, aber es hatte immer den Anschein, als fände sich die Erfüllung von selbst ein, ohne die geringste Beteiligung seiner Person. Im Grunde — sagte sie sich — ist ja alles recht und gut; er hat mich nie gefragt, ob ich ihn liebe, und ich habe ihn ja auch nicht aus Liebe geheiratet. Vielleicht wäre es anders — vielleicht wäre es mit einem anderen anders gewesen."

Sie zwang sich, das Bild des Grafen Sigismund Oldfred in ihrer Erinnerung hervorzurufen. Ja, das war ein feiner Mann: wie er sich bewegte, wie schön er sang, ich glaube sogar Sopran wie ein Mädchen, und die hübschen Komplimente, die er mir machte! Wie hätte er sich zwischen den beiden großen Ochsen ausgenommen, die so bedächtig den schweren, mit Waldstreu belasteten Wagen ziehen! Sie brach in ein helles Gelächter aus, doch zwang sie sich noch immer, an den Grafen zu denken, sie meinte sogar im Ernst, eine seiner warmgefühlten Reden thäte ihr wohl.

Warum kommt auch niemand zu mir, sagte sie sich. In der That, weder der Vater noch Ulrike war zu Besuch gekommen, seit sie vermählt war. Ulrike hatte geradezu geschrieben, sie wolle mit dem lateinischen Bauer nicht auf vertraulichem Fuße stehen, und im Namen ihres Bruders beigefügt, er sei jetzt daran, sein Geschäft von Grund aus umzugestalten, und könne keine müßigen Fahrten auf das Land mehr machen.

Isidora fragte sich, ob es diese Entbehrung war, die sie beklommen machte, und sie fand, daß sie im Gegenteil eher damit zufrieden war. Denn man hätte doch wahrgenommen, daß Melchior seine eigenen Wege ging, und sie würde sich der Kälte seines Benehmens vor ihren Verwandten geschämt haben. Sollte sie zu den Beschäftigungen ihrer Mädchenzeit zurückkehren, um die ganz neue Lage der Dinge zu vergessen? Zu jenen Beschäftigungen gehörten auch die Spaziergänge. Jetzt fuhr sie täglich allein auf Wunsch ihres Mannes in der prächtigen Equipage, die der Vater geschenkt hatte, nach verschiedenen Orten der Umgebung und besorgte und bestellte mancherlei Gegenstände für die Wirtschaft. Diese Fahrten waren aber nicht zu vergleichen mit dem träumerischen Dahinwandeln durch den Wald nach dem gräflichen Schlosse. Der Gang dahin war ihr verleidet, weil das Schloß einen neuen Besitzer hatte, dem sie möglichst fern bleiben wollte. Baron Kertményi János war der neue Herr und machte durch sein seltsames Wesen viel von sich reden. Selbst Melchior hatte ihr in der einzigen Stunde, in der sie täglich einigermaßen vertraulich beisammen waren, bei Tische nämlich, erzählt, daß jetzt auf dem Schlosse große Gelage gehalten wurden. Der Baron war unvermählt und empfing die Offiziere der Garnison aus der Kreisstadt und zahlreiche Juraten und Edelleute aus Preßburg und Eisenstadt.

Was überhaupt der Zweck seines Aufenthaltes war, erfuhr man häufig genug von ihm selbst: seine Verwandten hatten ihn dahin gesendet, um die weicheren deutschen Sitten und die zierlicheren Umgangsformen diesseits der Leitha zu erlernen; er selbst hatte sich vorgenommen, echt magyarische Manier und Lebensweise im „Schwabenland" einzubürgern.

Sothaner Einbürgerung ging jedermann gern aus dem Wege, der nicht sein „Bruderherz" war. Isidora dachte an andere Waldpartien, die sie einsam hätte wandeln können, und die Einsamkeit wäre nicht gestört gewesen, wenn sie sich zu ihrem Schutz von Abdul Hassan hätte begleiten lassen. Die Lust dazu wollte nicht in ihr aufkommen, und plötzlich tauchte die Frage in ihr auf wie ein schauerliches unlösbares Rätsel: Warum hat mich Melchior geheiratet?

Sie rief sich jedes der Worte zurück, die er vor der Vermählung mit ihr gesprochen hatte; es war, als sinne sie auf irgend ein von ihm gegebenes Versprechen, das er nicht gehalten hätte. Nichts von dieser Art kam ihr in Erinnerung, aber bei der ersten näheren Begegnung, damals

im Walde, als er den wilden Vogel geschossen hatte — hatte sie ihm da nicht gesagt, daß sie ihn um den Aufenthalt auch im Winter beneide und daß sie gern die wilden Bergschluchten besuchte, wenn sie sich durch Reif und Schnee von der Menschenwelt abgeschlossen haben? Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, diesem Wunsch so treulich entgegenzukommen, wie man ein gegebenes Versprechen erfüllt? Es war freilich erst Spätherbst, aber schon hatten die Anzeichen einer früh anbrechenden rauhen Zeit sich gemehrt. Sie nahm sich vor, ihn daran zu erinnern; ja, es kam ihr als etwas sehr Wichtiges vor, ihn darüber zu sprechen; das Blut stieg ihr in die Wangen, denn sie faßte den Vorsatz, ihn noch an demselben Nachmittag nach Besorgung der Milchwirtschaft, die ihr zumeist oblag, zum Erkerfenster rufen zu lassen, wo man wie in einer abgeschlossenen Stube war. Einen so kühnen Schritt hatte sie bisher noch niemals gewagt, und das Herz zitterte ihr ein wenig und die Röte wich nicht von ihren Wangen, aber die Frage wegen der Bergschluchten war zu wichtig.

Die Milchwirtschaft war ihr die liebste Beschäftigung. So viele Jahre war sie auf dem Gute heimisch gewesen, und erst durch Melchior hatte sie gelernt, daß eine wirkliche und ernsthafte, oft von Plagen begleitete Sorge für die Tiere, welche die größten Wohlthäter der Menschen sind, eine ganz andere Lebensfreude bietet, als das vornehme Fräulein empfindet, wenn es zuweilen neugierig den Kuhstall besucht und der Arbeit in der Butterkammer zusieht. Nun war für heute alles abgethan, und Melchior, der sich in der Nähe des Hauses auf freiem Felde befand, erstaunte nicht wenig, als ihm die Botschaft ward, daß seine Frau nach ihm verlangte.

Sie glaubte das Erstaunen vom Erkerfenster aus wahrzunehmen. Dieses ging auf die Stoppelfelder hinaus, die jetzt so weit ausgedehnt schienen. Da sie herbstlich leer waren, so konnte man über sie hinweg bis zum Saum jenes Waldteiles sehen, durch den die Fahrstraße ging. Der Schimmer eines frühen Sonnenuntergangs lag über der herbstlichen Landschaft, und wenn man sie betrachtete, wie sie sich noch mit den letzten warmen Sonnenblicken und nach gänzlich verwittertem Grün mit roten und gelben Blättern schmückte, so kam Wehmut und Sehnsucht in das Gemüt.

Melchior erschien vor seiner Frau wie immer, wenn er sie einige Stunden nicht gesehen hatte, mit einer höflichen Verbeugung, die der jungen Frau, ohne daß sie den Grund wußte, unendlich weh that. Darum klang ihre Stimme unwillkürlich etwas herb, als sie ihn daran mahnte, wie sie einmal von einem winterlichen Ausflug gesprochen hatte. Er setzte sich in einiger Entfernung von ihr nieder und sagte mit gewohnter Ruhe:

„Ja, meine Liebe, das Haus ist keine Villa mehr, es ist jetzt ein Bauernhof, und Bauern machen keine Landpartie.“

Sie schwieg betreten, und der Ausdruck ihres Gesichtes that ihm leid.

„Ich will gar nicht behaupten,“ fuhr er deshalb fort, „daß wir nicht auch einmal so mitunter, wenn sich's gerade schickt, herrschaftlich leben könnten. Mein Streben, mein Ziel ist ohnehin die Arbeit mit der Bildung, die Mühen um das tägliche Leben mit dem Genuß an Natur und Kunst in eine Einheit zu bringen. Nur müssen wir nicht auf Grund solcher Unwahrheiten genießen wie die Leute, die nicht arbeiten, die nicht wissen —“

Er unterbrach sich, denn es fiel ihm plötzlich ein sonderbarer Gegenstand in die Augen, der sich langsam aus dem Walde heraus auf die Fahrstraße wälzte. Isidora, die den Blicken ihres Mannes folgte, konnte ebenfalls nicht unterscheiden, ob ein fremdartiges Tier sich bewegte oder eine Maschine von unsichtbarer Hand bewegt wurde. In der Dämmerung des Abends schien die Gestalt zu wachsen, und als sie die Mitte der Stoppelfelder erreicht hatte, rief Isidora halb erschreckt, halb lachend:

„Morgel, der Invalide!“

Sie eilte hinab in den großen Scheu-

nenhof, wo nach der Ernte gedroschen wurde und dessen Eingang man zuerst erreichte, wenn man von jener Seite des Waldes, nach welcher sie eben ausgeschaut hatte, auf das Haus zukam. Unten schickte sie dem mühsam heranwackelnden Greise einen Knecht zur Unterstützung entgegen, und als Melchior zu ihr trat, humpelte eben der Invalide durch das Thor herein.

„Gekommen — Abschied nehmen — Freundin Isidora — alter Soldat — nicht dulden Schimpf — geh nach Wien — wieder Leierkastenmann — von Haus zu Haus.“

Er machte eine rührend komische Figur. Sein Haupt bedeckte ein schmaler und hoher Hut von weiß gewesener Farbe; der einzige Rock, den er besaß, glich einem Uniformrock, war aber durch keinen anderen Schneider als durch die zerstörende Zeit allmählich zu einem Frack geworden. Morgel behauptete, in Parade zu sein, weil er an dem Rock das „Kanonen-Kreuz“ befestigt hatte, das Wahrzeichen der Tapferkeit in der Schlacht bei Leipzig. Auf seinem Rücken trug er an Riemen die Drehorgel, unter dem steifen Arm ein Päckchen mit seiner Habe und in der gesunden Hand einen langen Wanderstab.

Aus seiner abgebrochenen Redeweise ging hervor, daß der neue Besitzer, Baron Kertményi, der auch den Invaliden mit dem übrigen Inventar übernommen hatte, „gröber als Hauptmann“ mit dem Alten gewesen und, nachdem der Ungar aus Bosheit oder Dummheit durchaus noch ein anderes Musikstück hatte hören wollen, als die einzige Walze des Kastens von sich zu geben vermochte, sich sogar erfrecht hatte, gegen den ehrwürdigen Greis, den Inhaber des Kanonen-Kreuzes, den Stock zu erheben.

„Kann nicht mehr schießen — wär sonst tot — will gehenkt werden — lieber als Schimpf tragen —“

So war denn der gute Alte zu nichts Geringerem entschlossen, als auf seinem Stelzfuß von Dorf zu Dorf nach Wien zu wandern, und hatte nur vorher noch seine Gönnerin sehen wollen. Sie sagte ihm sogleich, daß sie ihn nicht mehr von sich lasse, daß es auch hier ein Parkthor gebe, welches wohl bewacht werden müßte, und daß sie schon lange eifersüchtig auf des Nachbars guten Wächter gewesen wäre. Voranschreitend, um den Weg zu zeigen nach dem Orte, den sie für den Alten im Sinne hatte, blieb Isidora immer wieder stehen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht zu rasch für den Alten dahinschreite, und Melchior sah mit Wohlgefallen der Scene zu, bis die Beteiligten verschwunden waren.

Sogleich aber fesselte ein anderer Gegenstand seine Aufmerksamkeit. Auf demselben Wege, den der Invalide eben gekommen war, sprengte ein Reiter daher, hielt vor dem Hofe und befahl einem der Knechte, als ob dieser in seinen Diensten stände, das Pferd zu halten. Dann stieg der Reiter ab, trat in die Mitte des Hofes, wo Melchior, alle überragend, stumm und neugierig stand, und blieb vor ihm stehen. Die Lippen des fremden Mannes bebten, seine Fäuste ballten sich und mit dem Ausdruck des wildesten Zornes schrie er:

„Bin ich Herr und bist du Bauer! Lateinischer Bauer! Ha! ha! Weiß ich auch lateinisch: extra Hungariam non est vita! Will ich zeigen, was zu machen ist, wie man macht in Ungarn mit Bauer, wenn er ist Räuber! Hast mir meinen Musikanten gestohlen! Heraus mit ihm, teremtete! Oder schlag dich gleich tot!“

Melchior hatte große Lust, zu lachen, sah aber doch ein, daß er gegen eine Insultierung auf seiner Hut sein mußte. Gelassen, aber mit imponierendem Blick fragte er um eine Erklärung des Auftritts. Der andere nannte sich, er war der Baron Kertményi János, und ließ schreiend und polternd vernehmen, daß er Morgel, den Invaliden, als sein wohlerkauftes Eigentum betrachte, wie einen Leibeigenen, und nicht gewillt sei, sich den Deserteur rauben zu lassen. Er schrie und polterte noch immer, als Isidora, nachdem sie ihren Schützling untergebracht hatte, zu ihrem Manne zurückkehrte.

Augenblicklich erkannte sie aus der Schilderung ihrer Freundin, der Komtesse Isidora, den Baron Kertményi mit den tellergroßen Augen. Er aber, als er dieser weiblichen Erscheinung plötzlich ansichtig wurde, veränderte den Ausdruck seines Gesichtes; lächelnd, grinsend sogar sagte er:

„Bäuerin? Ist schöne Bäuerin, sehr schöne Bäuerin! In Ungarn küßt Herr, jeder Herr, was bloß ist wie Tier, jede Bäuerin."

Er hatte die Worte noch kaum ausgesprochen und schon mit einem Sprung die etwas entfernt stehende Isidora erreicht und die tödlich Erschrockene, die aufschrie und ihr Gesicht mit den Händen verhüllte, an sich gedrückt. Nur eine Sekunde lang! Denn die Fäuste Melchiors hatten ihn bereits gepackt und schleppten ihn mit riesiger Gewalt nach einer der offenen Scheunenthüren. Während Isidora entfloh, hörte man Melchior schreien:

„Du mußt mit dem Dreschflegel totgeschlagen werden, du toller Hund!"

Eine einzige Hand genügte Melchior, den Gepackten widerstandslos zu machen, mit der anderen Hand schloß er die Scheunenthür hinter sich zu. Die Knechte draußen hörten zuerst wechselseitiges Schreien, dann wurden die Stimmen leiser, endlich verstummten sie so ganz, daß die draußen Stehenden Angst bekamen, es wäre bereits ein Mord geschehen. Zu ihrer Überraschung öffnete sich die Thür und der Baron kam unbeschädigt heraus, ging zu seinem Pferde und ritt von dannen. Auch Melchior trat mit völliger Gelassenheit wieder in den Hof und suchte Isidora auf.

Sie war noch heftig erschüttert. Der an sich keineswegs bedeutende Vorfall war doch durch seine Roheit und Plötzlichkeit etwas Neues, Nieerlebtes und unklar schwebte ihr vor, als ob er nur durch die Verwandlung ihrer gesellschaftlichen Stellung überhaupt möglich geworden wäre. Dieser Gedanke löste ihre Entrüstung in Traurigkeit auf, und ohne es zu wissen, empfing sie Melchior mit einem Blick, den er als einen stummen Vorwurf deuten mußte.

Er sprach sogleich seine tiefe Ergriffenheit aus, daß ihr solches in seinem Hause, unter seinem Schutze hatte widerfahren müssen, und eine Weichheit im Klang seiner Stimme, seit dem Tage ihrer Verlobung nicht mehr vernommen, that ihr so wohl, daß sie kein Wort sprach und ihre Haltung nicht veränderte, um diesen Ton nicht zu stören, um ihn fortwährend auf sich wirken zu lassen. Freilich hatte sie noch einen anderen Klang der Stimme in Erinnerung; sie dachte an seine Reden, unmittelbar nach der Trauung, als sie neben ihm im Wagen gesessen, und es war, als ob sie nur geschwiegen hätte, um die Wiederkehr dieses von Leidenschaft zitternden Klanges zu erwarten. Vergebens!

„Es kann nicht mehr vorkommen," sagte Melchior, „denn kein zweiter Mann solcher Art ist in unserer Umgebung. In Ungarn, wie es heute noch beschaffen ist, regiert das Mittelalter; es giebt keinen Bürgerstand, nur Edelleute und Bauern. Den einen ist alles erlaubt, die anderen haben alles zu ertragen. Es wird gut sein, ein Exempel —"

Er unterbrach sich und blickte forschend in Isidoras unverändert trauriges Antlitz. Im Bestreben, ihr etwas Liebes und Gutes zur Entschädigung für den erlittenen Schrecken zu erweisen, fiel ihm der Wunsch ein, den sie unmittelbar vor dem Erscheinen des Invaliden geäußert hatte. Er hatte schon vor Jahren, als er kaum dem Knabenalter entwachsen war, diese Gegend genau kennen gelernt und sprach jetzt von einem Ausflug nach dem Lindkogl, einem merkwürdigen Berge, der isoliert steht, zu keiner Gebirgskette gehört, eine ungewöhnliche Höhe hat und zu derselben auf wunderbar schönen Waldwegen emporlockt.

„Es ist freilich spät im Jahre," fügte er hinzu, „morgens und abends herrschen die Nebel, und in dieser Woche ist noch besonders schlimmes Wetter. Ich weiß aber, daß wir am Ende des Monats

beim ersten Mondesviertel klare Tage haben werden. Bis dahin wäre ohnehin keine Zeit. Ich bekomme Besuch von Freunden aus Steiermark. Ich will auch früher noch allein auf den Lindkogl, ich will mir seine abgelegensten Punkte noch einmal genau ansehen. Da sind Schlünde und Abgründe, die du sehen sollst und über die ich dich doch sicher führen will."

Der unbewußt ausgesprochene Doppelsinn in den letzten Worten machte ihn nachträglich selbst betroffen. Gerade brachte die alte Dienerin die Lampe in das Stübchen Isidoras. Sie saß halb liegend im Sofa zurückgelehnt und hatte das Haupt lauschend gesenkt. Er schwieg, bis die Dienerin sich wieder entfernt hatte, dann wiederholte er die letzten Worte mit einem Ton, als ob sie eine tiefere Bedeutung hätten. Sie hob hierauf die Augen verwundert zu ihm auf.

„Es ist ein gemeinsamer Gang, eine gemeinsame Gefahr," fügte er hinzu, „und während ich dich an einem Abgrund vorüberführe und festhalte, bin ich ja selbst nicht sicher, droht mir ja derselbe Abgrund. Ich kenne einen solchen Schlund auf dem Lindkogl. Er ist bodenlos, man schaut hinunter wie in die finstere Hoffnungslosigkeit. Manche treibt eine besondere Lust bis an seinen Rand — Lust? nein! Qual — die Qual zum Beispiel, zu lieben, ohne geliebt zu werden, und darüber etwas ganz anderes verfehlt zu haben als den richtigen Weg über den Berg — darüber das ganze Leben verfehlt zu haben."

Er konnte nach diesen Worten den Blick ihrer Augen nicht mehr ertragen und ging aus dem Zimmer. Hastig gab er Befehl, Lichter in seine Stube zu bringen, und setzte sich dort an den Schreibtisch. Nach mehr als einer Stunde hatte er einige Bogen vollgeschrieben, die er im Kasten verschloß, und außerdem zwei Briefe abgefaßt, die er zu sich steckte. Er wollte sie noch an diesem Abend absenden und ließ ein Pferd satteln, um sie selbst nach dem entfernten Postamt zu bringen.

In den nächsten zwei Tagen war das Wetter schlecht und die Hausarbeiten gingen still und geregelt vor sich. Seit dem letzten Gespräch mit seiner Frau war Melchior noch ablehnender gegen sie geworden, immer die gleiche Höflichkeit bewahrend. Am dritten Tage kamen die Freunde aus Steiermark, die jedoch Isidora gar nicht vorgestellt wurden. Sie hatten während des Tages viel mit Melchior verhandelt, waren dann mit seinem Wagen ausgefahren und schliefen nachts im Hause. In derselben Nacht hatte sich Melchior mit seinem Oberknecht, Namens Kaltschlag, auf den er großes Vertrauen setzte und der mehr das Amt eines Verwalters als eines Knechtes hatte, in seiner Stube eingeschlossen und lange mit ihm verhandelt. Am frühesten Morgen entfernte sich Melchior mit den Freunden zu Fuße und kehrte erst spät abends ohne dieselben zurück.

Zum erstenmal seit seiner Verheiratung hatte sich Melchior für einen ganzen Tag aus dem Hause entfernt, so daß es Isidora ebenso auffiel wie ein gewisses geheimnisvolles Treiben am vorhergegangenen Tage. Ihr Herz war jedoch so eingenommen von der Vorstellung, die ihr das letzte Gespräch mit ihrem Manne zurückgelassen, von der Vorstellung eines über ihrem ganzen Leben brütenden Geheimnisses, daß sie auf nebensächliche Umstände wenig achtete.

Während dieser Abwesenheit Melchiors ging sie rastlos im Hause umher, und wenn sie an diese oder jene Stelle gekommen war, so wußte sie oft selbst nicht mehr, welcher Zweck sie dahin geleitet hatte. Die äußere Bewegung war nur die Folge einer unbeschreiblichen und seltsamen Unruhe des Gemütes. Sie verweilte endlich, um ihrer selbst Herr zu werden, auf einer Ruhebank unter den Eichen, die schon zum Waldweg gehörten. Wenn sie sich genau prüfte, so war ihre Empfindung für Melchior jetzt dieselbe zwischen Furcht und Haß geteilte, wie da er zum erstenmal mit dem Entschluß, das Gut zu kaufen, in das Haus ihres Vaters getreten war. Sie hatte ihn damals einen Räuber genannt; und verfuhr er nicht in

der That räuberisch und gewaltsam gegen ihre ganze Existenz? Die Freuden ihrer Mädchenzeit waren durch ihn zerstört, Fröhlichkeit und Freiheit geraubt, denn sie fühlte sich wie von einem geheimnisvollen Kerker umschlossen, dessen einengende Mauern sie nicht zu nennen und nicht zu bezeichnen wußte. Er gestaltete sich für sie zu einem Rätsel, und die Unmöglichkeit der Lösung peinigte ihre Seele. Mehrmals war sie mit dem Vorsatz an ihn herangetreten, eine Erklärung zu fordern, aber dann lag schon in seinem Blick eine so herbe und kalte Zurückweisung, daß sie, wie zu Eis erstarrt, verstummte. Sie war sich in diesem Augenblick gewiß, daß sie ihn bitter haßte, und als jetzt Abdul Hassan nach langer Zeit wieder einmal sich ihr näherte, war es ihr willkommen, einigermaßen ihrer Bedrängnis durch Worte Luft zu machen.

Er hatte seit ihrer Vermählung sie kaum mehr gesprochen und wiederholte sich täglich den Grund dafür: er fürchtete, der Ausbruch seines Schmerzes über das ungeheure Opfer, das nach seiner Überzeugung Isidora gebracht hatte, könnte ihr die Bitterkeit desselben erst recht fühlbar machen; ebensowenig wollte er in ihrer Gegenwart dem tiefen leidenschaftlichen Haß Worte geben, den er auf Melchior geworfen hatte. Als er jetzt die Melancholie in ihren Zügen gewahrte, kauerte er sich teilnamvoll zu ihren Füßen nieder, und sie stieß im heftigen Drang, ihr Herz zu erleichtern, die Äußerungen hervor, wie sehr sie im Recht gewesen, sich gleich anfangs feindselig von dem Manne zu wenden, den man ihr aufgedrängt, und daß sie sich ihre Zukunft trotzdem nicht so freudenlos gedacht, wie sie wirklich geworden war. Er senkte schweigend das Haupt; dann erhob er sich plötzlich, und als könnte er die hilflose Klage nicht länger anhören, floh er in den Wald.

In ihr aber tauchte sogleich ein Gefühl der Reue auf, so hart über Melchior gesprochen zu haben. Sie bereute jetzt auch ihre in ähnlichem Sinne an Ulrike gerichteten Briefe. Als sie spät am Abend von ihrem Stübchen aus Melchiors Heimkehr vernahm, da war es fast ein Freudenschrei, was sich ihr entrang. Im Laufe des nächsten Tages verbreitete sich sonderbare Kunde im Hause und in der ganzen Gegend. Der neue Gutsbesitzer Baron Kertményi Janós war am Morgen des vorhergegangenen Tages mit zwei Freunden aus Ungarn, die kurz vorher eingetroffen, aus dem Schlosse geritten und nicht mehr zurückgekehrt. Zwei Reitknechte hatten die Gesellschaft bis zum Fuße des Lindkogl begleitet, dort die Pferde der drei Freunde übernommen und zurückgebracht, von den Herren selbst aber war keiner mehr sichtbar geworden. Später erfuhr man, daß die zwei Begleiter des Barons noch an demselben Tage in der Stadt Baden gesehen worden, von wo aus sie nach Wiener-Neustadt gefahren. Hier hatten sie einen Wagen nach Ödenburg in Ungarn gemietet und die Reise sogleich angetreten.

Der Baron mußte also offenbar auf dem Lindkogl verunglückt sein. Bei dem Umstande, daß ihn so viele Offiziere und auch angesehene Civilpersonen aus der Kreisstadt häufig besuchten, erregte sein Verschwinden natürlich das größte Aufsehen. Ein Tag und eine Nacht wurden an die Durchsuchung des Berges und seiner Abhänge und Schluchten gewendet, um den Baron tot oder lebendig aufzufinden, aber es war keine Spur von ihm zu erkunden gewesen. Große Aufregung herrschte darüber; so wenig die Person des Gesuchten beliebt oder geschätzt war, mußte doch die Möglichkeit eines so spurlosen Verschwindens die Gemüter beunruhigen. Die Behörden ordneten eingehende Untersuchungen an.

„Willst du nicht auch den Lindkogl untersuchen?“ sagte Melchior zu seiner Frau, in ungewohnter Weise scherzend: „das Wetter macht sich gut, morgen wird ein prächtiger Tag anbrechen und wir entgehen der Unannehmlichkeit, fortwährend den Namen des absonderlichen Barons zu hören, wenn wir uns mit dem

Frühesten auf den Weg machen. Wir fahren nach Merkenstein; von dort aus ist der Aufstieg so bequem, daß man ihn den Frauenweg nennt; auf dem Rückweg aber kommen wir gegen Baden zu in die Ebene, in das schöne Helenenthal. Da erwartet uns wieder der Wagen. Auf dem Abstieg aber will ich erproben, ob du dich nicht einer zu großen Liebe zur Natur gerühmt hast; sie fordert kräftige Beweise dafür, daß man sie wirklich liebt, Mut und Ausdauer des Wanderns."

Isidora errötete vor Vergnügen, ohne sich selbst zu sagen, daß mehr der heitere Ton ihres Mannes als die in Aussicht gestellte Wanderung sie erfreute. Der Morgen war frostig, aber ein ungetrübt blauer Himmel lockte ins Freie. Auf der Fahrt nach Merkenstein gab sich Melchior so heiter wie am Abend zuvor. Er behauptete, seine glückliche Jünglingszeit steige wieder vor ihm auf, weil er seit damals nicht mehr zu seinem Vergnügen ausgefahren wäre. Isidora verstand und teilte diese Empfindung, so daß er sie halb ernst, halb scherzend bat, was zwischen jenen Mädchentagen und dem gegenwärtigen Moment lag, sowohl Personen als Ereignisse, gänzlich zu vergessen.

„Laß uns zwei Neugeborene sein, die keine Vergangenheit haben und hauptsächlich voneinander selbst nichts wissen."

Mit diesen Worten leitete er eine Unterhaltung ein, durch die er hoffte, sie in fröhlicher, dem sonnenhellen Tage entsprechender Stimmung zu erhalten. Noch immer fühlte er die Beleidigung, die ihr widerfahren war, wie ein von ihm begangenes Unrecht und wollte sie durch nichts daran erinnern, nicht einmal durch die Mitteilung, welche Sühne bereits darüber schwebte.

Von Merkenstein aus traten sie den Fußweg an, begünstigt durch den klaren Himmel und den erfrischenden Herbstwind. Das Scheiden der schönen Jahreszeit hat Tage, die das Gemüt halb mit Wehmut, halb mit Freude ergreifen; die Vergänglichkeit, die sich sonst nur nach geschehenen Verlusten fühlbar macht, wird in dem sich zum Ende neigenden Zauber des Naturschönen den leiblichen Augen sichtbar, und was noch für kurze Zeit übrigblieb, gereicht um so mehr zur Erquickung.

Nach einer Wanderung, die mehrere Stunden gedauert, nahe der Höhe, auf einem von Tannen und Birken eingefaßten Plateau, fand Isidora das Märchen vom „Tischlein, deck dich" verwirklicht. Melchior hatte Leute heraufgeschickt, die ein Mittagessen bereit hielten, und sogar eine Moosbank war errichtet, auf der Isidora nach der Mahlzeit ruhte, indes Melchior, immer im Bereich ihrer Stimme bleibend, dem durch wildverwachsene dunkle Fichten unzugänglichen Höhepunkt näher zu kommen versuchte.

Nun begann schon die Sonne sich zu neigen, und sie traten den Rückweg an. Er führte sie auf schmalen, mühsam zu durchschreitenden Pfaden durch Gestrüpp und Gerölle abwärts, und dabei mußte zuweilen noch eine Höhe erstiegen werden. Es war schon Dämmerung, als sie sich auf einem steinigen, von Wurzeln durchzogenen Terrain befanden, zu dessen beiden Seiten tiefe Schluchten sich hinabzogen, denen man nicht bis auf den Grund sehen konnte. Melchior führte sie an den Rand eines solchen Abgrundes und sagte:

„Es giebt auch Abgründe des Glückes, in die sich zu stürzen überirdischer Mut oder wenigstens ein wildes, rücksichtsloses Naturell gehört. So hätte ich mit dir glücklich sein können, schonungslos, rücksichtslos, aber wie lange? Auch für das Glück ist der Sturz in den Abgrund nur ein rascher Tod."

Er hörte ihre Fragen hierauf nicht an, er warf sich platt auf die Erde und schob sich mit der Brust an den Rand des entgegengesetzten Schlundes vor, den Kopf so tief als möglich hinabgebeugt, so daß Isidora furchtsam aufschrie. Bald jedoch sprang er in die Höhe.

„Keine Spur," sagte er, „für ewig vorüber! Hier hat sich Schreckliches zugetragen, aber dir sei es erspart, davon zu hören."

Inzwischen war es immer dunkler geworden, und er nahm Isidora an der Hand, um ihr den Schritt über die abschüssigen Wege zu erleichtern. Mit einemmal wurde es sonderbar hell und eine scharfe, schneidende Feuchtigkeit durchzog die Luft. Der erste Schnee fiel auf dieser Höhe, und Isidora konnte kaum glauben, daß die Strecken, die sie vor sich sah, von Menschen zu überschreiten sein würden. Er führte sie aber mit einer Ruhe und Sicherheit, die sie in Erstaunen setzte; nach rückwärts gehend, so daß er mit dem Gesicht ihr zugewendet blieb, hielt er ihre beiden Hände gefaßt, bezeichnete ihr zuweilen die Stellen, auf die sie treten sollte, und sie fühlte sich getragen und schwebend, so daß sie dachte, ähnlich müsse jenem Kaiser zu Mute gewesen sein, den ein Engel über ungehbare Gletscherpfade zu der Menschen Wohnungen hinabgeleitete.

Er ist ein Mann, sagte sie sich, und ein Gefühl der Bewunderung schien ihren eigenen Stolz zu wecken; sie war überzeugt, daß diese äußere Kraft und gelassene Überwindung der Schwierigkeiten symbolisch war für die moralische Kraft, für die innere Hoheit des Mannes.

Welcher Dämon hatte noch zwischen ihnen Raum? Sie wußte es nicht, aber sie empfand um so schmerzlicher, daß der Dämon vorhanden war.

* *
*

Völlige Nacht war angebrochen, als sie bei der sogenannten „Krainerhütte" ihren Wagen erreichten. Die Ermüdung vor innerer Erregtheit kaum fühlend, lehnte sich Isidora in die Kissen zurück, und Melchior, der bemerkte, daß sie eher aufgeweckt als erschöpft war, äußerte sein Vergnügen darüber mit den Worten:

„Wer uns heute sähe, der würde uns für ein glückliches Paar halten."

„Warum sind wir es nicht?" fragte sie mit solcher Trauer in der Stimme, daß auch augenblicklich sein ganzes Wesen wie verwandelt war. Lange blieb er in sich versunken, fast wußte er im Anfang nichts davon, daß seine Empfindungen laut wurden:

„Warum sind wir nicht glücklich? Sprechen wir heute nicht mehr davon. Beschließen wir den Tag so friedlich, wie er verlaufen ist, lassen wir ihm bis zum Ende die falsche Maske eines beglückten Friedens. Ich will dich auch hierin schonen. Ich habe dich vom ersten Tage an geschont, und wenn du auch Grund hast, mir für diese Schonung dankbar zu sein — ich rechne mir sie nicht zum Verdienst an. Es ist kein Verdienst, Grauen zu empfinden vor einer Toten. Wer hätte Lust, eine Leiche zu umschlingen, nachdem ihm ihr früheres volles und lebendiges Leben leider entgangen ist?"

Sie machte eine heftige Bewegung, sie wollte ein so schreckliches Bild nicht auf sich bezogen wissen.

„Nein, sprich nicht," fuhr er fort, „ich bin ja nicht dein alter Freund Abdul Hassan, mir kannst du nicht anvertrauen, was du ihm gestanden hast. Auch macht ein Weib nicht zum zweitenmal ein solches Geständnis."

„Abdul Hassan?" glitt es langsam von ihren Lippen, denn sie sammelte alle Kraft ihrer Gedanken, um sich auf jedes Wort zu besinnen, das sie mit dem alten Freund über Melchior gewechselt hatte.

„Ja," erwiderte er rauh, „und er ist zur unrechten Zeit, zu spät zum Verräter geworden. Immer aber noch besser, als er hätte geschwiegen. Von dir mein Unglück zu hören — es ist mir lieber, daß es der Fremde ausgesprochen hat."

Vor dem inneren Auge Isidoras schien ein Vorhang in die Höhe zu gehen. Was hatte sie dem Orientalen gestanden? Vor einigen Tagen erst, daß sie den Mann haßte, der ihr aufgezwungen war. Nein, das konnte er nicht wiedergesagt haben, die Entfremdung Melchiors stammte ja aus früheren Tagen. Sie mußte in dem Augenblick entstanden sein, als er die scheuen jungen Pferde auf der nächtlichen Hochzeitsfahrt lenkte. Plötzlich leuchtete es wie ein Blitz in ihrer Seele auf: die

Erscheinung des jungen Grafen Oldfred hatte eine Zeit lang ihre Phantasie, beinahe ihr Herz gefangen genommen, und wiederholt hatte sie Abdul Hassan zum Vertrauten dieser Gemütserregung gemacht. Er mußte glauben, daß sie den Grafen liebte, er mußte beabsichtigt haben, durch diese Mitteilung einen Giftpfeil in die Brust des ihm so verhaßten Mannes zu jagen.

Der Nebel war zerflossen, eine beglückende Wahrheit brach sonnenklar hervor. Die ganze Seele von Freude durchströmt, vermochte Isidora kaum einen Jubelschrei zurückzuhalten. Er liebte sie, und die entsetzliche Kälte und Fremdheit seines Wesens war nichts als die Bitterkeit, der Grimm einer zum Schweigen sich verurteilenden Eifersucht. Ein Wort von ihr, und das chimärische Ungeheuer dieser Eifersucht war in nichts zerstoben. Nein, ein Wort genügte nicht, sie mußte alles sagen können, alles, was in ihr vorgegangen war seit der ersten Begegnung mit dem Grafen bis zu diesem Augenblick. Der Wagen rollte schon dem Hause zu, jetzt war nicht die Zeit, nicht der Ort, aber die Sonne sollte nicht noch einmal untergehen, ohne die Wahrheit an den Tag gebracht zu haben. Um nur einen Ausdruck für ihre freudige Erregung zu gewinnen, lehnte Isidora ihr Haupt sanft an die Schulter ihres Mannes. Er zuckte zusammen, im nächsten Moment schon erklärte er sich das Unerwartete als eine Folge ihrer Ermüdung; eine Minute noch, und er spiegelte sich die Illusion einer inneren Annäherung vor, und bei dieser Illusion standen dem starken Manne Thränen in den Augen.

Der Oberknecht Kaltschlag harrte ungeduldig seines Herrn und trat mit demselben zur Seite, sobald er aus dem Wagen gesprungen war. Beide verschlossen sich hierauf für mehrere Stunden im Schreibgemach Melchiors. Isidora fand auf ihrem Tische einen während des Tages angelangten Brief. Er war aus Paris und trug die Handschrift der Komtesse Isidora. Diese hatte ihre Freundin noch nicht beglückwünscht, weder zur Verlobung noch zur Verheiratung, obgleich die Komtesse schon vor drei Monaten von der neuen Schicksalswendung in Kenntnis gesetzt worden war. Nach ihrer Art und Weise war die Komtesse dadurch nicht gehindert, den vor wenigen Tagen geschriebenen Brief mit der Versicherung zu beginnen, sie beeile sich, zu der soeben in Erfahrung gebrachten Verlobung zu gratulieren, und wäre noch besonders dadurch erfreut, daß sie soeben auch die einen Monat später vollzogene Vermählung in Erfahrung gebracht habe.

„Seit du Braut warst,“ hieß es weiter, „hab ich dir jeden Tag in Gedanken einen großmächtigen Brief geschrieben, und seit du Frau bist, hab ich ihn jeden Abend fortgesetzt. Du weißt, liebe ehrwürdige Matrone — ich muß dich's doch büßen lassen, daß du mir vorgeheiratet hast —, mich ergreift nichts leicht, ich aber ergreife ebenso schwer die Feder. Jetzt aber giebt es kein Halten mehr, denn ich habe soeben den jungen Grafen Sigismund Oldfred vom rechten Turm der Notre-Dame-Kirche auf das Pflaster herabgestürzt. Da liegt er und ist spurlos vernichtet. Du wirst also nicht glauben, daß ich mit einem spurlos vernichteten Mann zum Altar treten werde. Glaube kein Wort mehr von allem, was ich dir aus Ungarn geschrieben habe. Denk dir, der Baron Franz Haudeg ist auf die Pußta gekommen. Er hat mit Onkel Kertményi Geschäfte gehabt. Der Franz steckt bis über die Ohren in der Finanz. Da sollte kein Platz sein, sich bis über die Ohren zu verlieben. Ich habe wohl gemerkt, daß ich das Wunder zu stande gebracht, aber ich habe mir nichts merken lassen. Wir sind bald darauf nach Paris gereist, nachdem wir den Onkel und den Franz unter einem Stoß Rechnungen zurückgelassen. Wie ich vor dem Hotel Mamas in Paris aus dem Wagen steige, ist mir einer behilflich. Wer? der Franz. Er gehört seitdem zur Familie, und wie wir zusammen heute die Notre-Dame-Kirche beschauen — der Papa war auch dabei —,

erzählt der Franz gerad heraus, sein teurer Freund, der Graf Sigismund Oldfred, mit dem er ein Herz und eine Seele, wäre der größte Schuft dieser Erde. Er ziehe sich überall zurück, wo er spüre, daß kein Geld zu fischen sei. Papa hat zustimmend genickt. Der Oldfred soll sogar, wie Franz sagt, eine Sattlermeisterstochter — am Ende bist du's, mein Schatz — haben heiraten wollen und hat sich im Augenblick zurückgezogen, als ihm der Franz bewies, daß Papa Sattler zwar die Pferde satteln kann, aber selbst nicht gut beschlagen ist."

Isidora las den Brief vorläufig nicht zu Ende; sie war nicht entrüstet, aber angewidert. Einen Augenblick konnte ich glauben, diesen Menschen zu lieben, dachte sie — mir graut; aber die Freundin hat recht, er ist auch für mich „spurlos verschwunden".

Es giebt Momente, in denen man ein duftendes Bouquet in der Seele zu tragen wähnt. Es kann eine Erinnerung oder eine Hoffnung, eine That oder auch nur ein Vorsatz sein — immer kehrt man von anderen Dingen mit Verlangen nach dem Duft dieses einzigen Gedankens zurück. So schwelgte Isidoras Gemüt in dem Entschluß, zu welchem ihre Einbildungskraft immer wiederkehrte, am nächsten Morgen eine befriedigende Erklärung mit Melchior herbeizuführen. Die Vorstellung, was sie sagen wollte und wie er es aufnehmen würde, hielt sie den größten Teil der Nacht wach. Schon vernahm sie allerlei Geräusch, das den anbrechenden Tag verkündete, obgleich es der Jahreszeit entsprechend noch völlig dunkel war. Mit einem Lächeln der Befriedigung schlummerte sie ein, um bald darauf durch ein seltsames Getöse geweckt zu werden. Schwere Tritte schallten und das Klirren von Waffen wurde vernehmbar. Isidora klingelte, aber man schien dafür im Hause kein Ohr mehr zu haben. Sie warf sich in ihr Morgengewand und öffnete ihre Thür. Auf dem Korridor begegnete ihr zuerst der Oberknecht Kaltschlag, welcher ihre Fragen nicht beantwortete und sie am Weiterschreiten verhindern wollte. Sie entschlüpfte ihm und eilte wie gejagt den Gang hinauf und wieder zurück, dem Lärm nachgehend, bis sie ihn am deutlichsten aus dem Gemach hörte, dessen zweite Thür in ihr eigenes Stübchen führte, aber bisher immer verschlossen war. Es war das Schlafzimmer ihres Mannes. Er stand aufrecht und völlig angekleidet an einem Schrank neben einem Mann in Civil, welcher ein Gerichtsbeamter sein mußte, denn drei Polizeisoldaten, deren Gewehre zuweilen auf den Boden stießen, leisteten ihm Assistenz. Hinter dieser Gruppe standen einige Knechte und Mägde des Hauses.

Man ließ der todblassen Isidora den Weg zu ihrem Manne frei, der eben mit dem Einpacken der Dinge, die er in seinen Taschen mitnehmen wollte, fertig zu sein schien.

„Was ist geschehen? was hast du gethan, Melchior?" rief sie, in Schluchzen ausbrechend.

Er wendete sich zu ihr und suchte nur ihr selbst vernehmbar zu bleiben, als er sagte:

„Man wird mich eines Verbrechens anklagen. Jetzt kannst du dich von mir befreien und den Grafen aufsuchen. Lebe wohl auf ewig."

Man ließ ihr nicht Zeit zu einer Antwort. Der Beamte und die Soldaten nahmen Melchior in ihre Mitte und bestiegen mit ihm die unten harrende Landkutsche.

Isidora verlangte mit Heftigkeit, daß ihr Kaltschlag den schrecklichen Vorfall erkläre. Der Oberknecht konnte sich vor Verwunderung kaum fassen, daß ein Verdacht auf seinen Herrn gefallen war, da ja Kertményi weder tot noch lebendig gefunden worden wäre Kaltschlag behauptete, die Hauptsache durchaus verschweigen zu müssen, solange er nicht gerichtlich vernommen würde, weil er nicht wissen könne, ob man nicht auch Isidora vorladen und sie zwingen würde, seine jetzigen Aussagen zu wiederholen. Er könne ihr nur mitteilen, daß er schon am vori-

gen Abend Wind von der Verhaftung hatte und dem Herrn geraten, noch rasch über die ungarische Grenze zu fliehen, was er aber bestimmt zurückgewiesen. Kaltschlag sagte noch, daß er Auftrag habe, sogleich nach Wien zu eilen und den Vater Isidoras von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen, damit sie nicht allein und verlassen bleibe.

Allein und verlassen blieb sie jedoch an diesem Tage, ihren Vermutungen und ihrem Schmerz hingegeben. Selbst Abdul Hassan fehlte. Spät am Abend erschien Wendelin Schluck mit seinen beiden Schwestern; Veronika hatte sich von ihren Hausgeschäften nicht zurückhalten lassen, in der Voraussetzung, daß ihre Nichte eines herzlichen Trostes bedürftig sein werde, während der Vater und Ulrike die Sache überaus leicht und fast heiter aufgenommen hatten. Schluck hatte sogar die Reise um mehrere Stunden verschoben, weil er vorher seine Verbindung mit vielen gewichtigen Personen benutzen wollte, um über die Ursache der Verhaftung seines Schwiegersohnes genügende Aufklärung zu erhalten.

Man war im großen Saal versammelt. Wendelin Schluck und seine Schwestern umgaben Isidora, und plötzlich hatte sich auch Abdul Hassan eingefunden, der wie gewöhnlich mit gekreuzten Beinen in einem Winkel kauerte. Kaltschlag ging ab und zu, verweilte manchmal im Saale, verschwand und erschien wieder und wurde vom Sattler nach der Gewohnheit vieler Leute gegenüber ihrer Dienerschaft als ein gleichgültiges Individuum betrachtet, vor dem man sich in nichts zurückzuhalten brauchte.

„Gott hat es wunderbar gefügt," begann Schluck, „meine geheimen Absichten sind früher in Erfüllung gegangen, als ich mich zu hoffen getraut hätte. Weißt du, was dein Mann begangen hat?"

„Nein!" erwiderte sie trocken, indem sie den Vater mit einer Art von Mißtrauen ansah.

Dieser fuhr fort:

„Arnold Melchior Waldbrenner wird des Mordes angeklagt werden. Er hat Streit gehabt mit dem Gutsnachbar, mit dem Baron Kertményi Janós, und hat ihn ums Leben gebracht. Darauf steht der Tod am Galgen. Nun kann's aber sein, daß sie sich duelliert haben. Das möchte die Sache so weit ändern, daß die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus verwandelt wird. Denn der Duellant war kein Offizier und kein Edelmann, ja nicht einmal recht ein Bürgerlicher, sondern nur ein Bauer. Der Getötete aber war ein Baron."

Wendelin Schluck machte eine Pause, und Ulrike richtete stechende Augen auf Isidora, der man die Anstrengung ansah, ihre Thränen zurückzuhalten.

„Ich hab es gewußt," nahm der Vater wieder das Wort, „ich hab's von Anfang an gewußt, daß etwas geschehen wird, daß eine solche Ehe nicht von Dauer sein kann. Drum hab ich gleich beim Vertrag alles für eine Scheidung ins reine gebracht. Er hätte nie von dir gelassen, das weiß ich. Nun haben wir aber ein bürgerliches Gesetzbuch, und darin giebt's einen Paragraphen 109, und in diesem Paragraphen steht zu lesen, daß einem Weib die verlangte Scheidung nicht verweigert werden kann, die Scheidung von ihrem Manne, wenn er wegen eines Verbrechens rechtskräftig verurteilt worden ist."

Isidora blickte auf den Vater, als hätte sie ihn nicht verstanden und er müßte das Gesagte wiederholen. Er aber fuhr in seinem leidenschaftlichen Eifer fort:

„Wir wollen zu Gott hoffen, daß es kein Mord gewesen ist. Denn das Weib eines Gehenkten hat keine Zukunft mehr. In Österreich ist aber auch das Duell ein schweres Verbrechen, und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß Melchior Waldbrenner verurteilt wird. Da müssen wir schon vorbereitet sein. Da müssen die Akten, die zur Scheidung gehören, schon beim Advokaten liegen, damit sie gleich zu Gericht kommen können. Drum hab ich die nötige Schrift schon mitgebracht; du hast keine Plagen, keine Geschichten; du hast

weiter nichts damit zu thun, als zu unterschreiben, daß du von Arnold Melchior Waldbrenner geschieden sein willst."

„Aber ich liebe ihn," sagte sie anfangs ganz kindlich und naiv, dann brach es von ihren Lippen los: „Das ist ja nicht möglich, geschieden von Melchior? Aber ich liebe ihn, ich liebe ihn als meinen Geliebten, als meinen Gatten, als mein höchstes Gut auf dieser Welt."

Eine nicht zu beschreibende Bewegung gab sich unter den Anwesenden kund. Der Vater blickte erstaunt auf seine Tochter; Ulrike lachte laut; Abdul Hassan in seinem Winkel schlug die Hände über dem Kopf zusammen; Kaltschlag an der Thür blickte mit entzückten Augen auf seine Herrin; Veronika aber erhob sich und schloß Isidora in die Arme.

„Deine Briefe an uns," sagte Schluck, „waren nicht die eines liebenden und beglückten Eheweibes. Wir haben darin studiert, die Schwestern und ich, und wir haben gefunden, daß wir ein Mittel aussinnen müßten, dich wieder von ihm fortzunehmen. Nun hat Gott das Mittel gesendet und du willst dich kaprizieren —"

„Bedenke, Kind," unterbrach Ulrike den Bruder, „du kannst nicht das Weib eines Sträflings sein, eines Zuchthausmenschen. Wir haben unsere schönsten Hoffnungen auf dich gesetzt, du sollst noch hoch hinaus, du sollst neben den Bräuners, den Oldfreds und wie sie alle heißen über Sammet und Seide dahinschreiten, und du wolltest angebunden bleiben an den Pfahl, an den Pranger, wo man den Verbrecher dem Volk zur Schau stellt!"

„Und ist er ein Verbrecher, so bin ich, sein Weib, dazu vorhanden, die Hand des Verurteilten zu küssen, dieselbe Hand, die nichts Gemeines gethan haben kann."

Diese Entschlossenheit schien Schluck ganz außer Fassung zu bringen. Er schrie eine Weile, dann stellte er ihr mit mehr Sammlung vor:

„Ich hab wieder angefangen, Glück zu haben. Es ist auch nicht unmöglich, daß ich kraft des uralten Adelsbriefes zu Ansehen und Wappen gelange. Wozu habe ich gearbeitet? Ein undankbares Kind will mir alles aus Händen reißen, woran ich mit Leib und Seele hänge, um es in den Schlamm zu werfen. Du willst mich zum Schwiegervater eines Zuchthäuslers machen."

Isidora hatte schon nach ihrer letzten Rede angefangen, voll namenloser Aufregung im Zimmer auf- und abzuschreiten. Nach den letzten Worten ihres Vaters blieb sie vor ihm stehen und rief mit durchbohrenden Blicken:

„Ein undankbares Kind? Ich habe mein Widerstreben, meine Scheu, meine Angst und meine Scham für nichts geachtet, um dem damals noch ungeliebten, fremden Mann mich antrauen zu lassen. Ein Vater kann seine einzige Tochter dem ungeliebten Manne opfern; aber zu verlangen, daß sie den geliebten Mann verlasse, das geht über alle väterlichen Rechte hinaus. Ich bin das Weib des Arnold Melchior Waldbrenner, des Verbrechers, des Zuchthäuslers, und werde freiwillig nie von ihm weichen."

Sie verließ das Zimmer.

Die Anwesenden blieben betroffen zurück. Niemand sprach ein Wort, bis Veronika ihre Stimme erhob, um den Bibelspruch anzuführen:

„Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen."

Isidora befahl der alten Dienerin, für alle Bedürfnisse der Angehörigen während der Nacht zu sorgen. Dann blieb die unglückliche Frau stundenlang bei der Lampe wach und allein. Sie wurde nicht müde, sich zu vergegenwärtigen, wie alles gekommen war und wie es hätte kommen können, wenn das Unglück nicht dazwischen getreten wäre. Die Stunden rückten vor, im Hause war es totenstill und die Lampe im Erlöschen, als plötzlich an die Thür gepocht wurde.

Auf ihr Befragen erkannte Isidora die Stimme Abdul Hassans. Sie löschte die Lampe vollends und zog die Vorhänge an den Fenstern auf, so daß das Licht des Vollmonds die Stube fast taghell er-

leuchtete. Dann ließ sie den Freund eintreten.

„Verzeihe mir," sagte er, „versprich mir bei allen Heiligen deines Glaubens, daß du mir verzeihst. Denn ich gehe, um mich selbst zu bestrafen."

„Lasse die Rätsel und die Bilder, mein Freund," erwiderte Isidora, „mein Kopf ist heute nicht mehr fähig, zu deuten und zu erraten."

Sie warf sich auf den Fauteuil, erwartend, daß Abdul Hassan, wie er es gewohnt war, zu ihren Füßen kauern werde. Er blieb aber vor ihr stehen, und es war ihr nicht unlieb, daß dadurch selbst der äußere Anschein der Vertraulichkeit vermieden war. Denn in ihrem Herzen regte sich ein halb erstickter Groll gegen den alten Freund, der einen unseligen Verrat begangen hatte. Nur vor dem größeren Schmerz, infolge der Verhaftung, war jenes Übelwollen zurückgedrängt worden.

„Du selbst bist das Rätsel, das unverständliche Bild," sagte der Orientale; „erinnerst du dich nicht mehr des Tages — die glänzenden Kavaliere waren im Hause — ich fragte dich, ob du dich keinem von ihnen zur Rettung in die Arme stürzen wolltest, und du gestandest mir, daß Graf Sigismund Oldfred der einzige war, der dir wohlgefiel. Und als dann der Augenblick kam, aus diesem Hause zu scheiden, klagtest du da nicht, daß du eine Sklavin des Schicksals, daß es wie ein Rad über dich hinweggehe; mußte ich nicht überzeugt sein, daß du dich mit unendlichem Kummer vom Herzen des Grafen losrissest, um die Wege zu gehen, die dir dein Vater vorschrieb?"

Isidora senkte das Haupt; wie hätte sie den verwickelten Gang eines Seelenprozesses in wenige Worte fassen können! Er aber nahm ihr Schweigen für eine Bestätigung und fuhr fort:

„O, die Herzen der Frauen sind wandelbar, und wer ihnen nachfolgen will, der gerät zu Untiefen und Irrwegen! Noch nicht siebenmal ist die Sonne untergegangen, seit du vor mir deinem Haß gegen Arnold Melchior Waldbrenner Luft gemacht hast. Ich floh in den Wald, weil ich nicht länger hören wollte, wo ich keine Hilfe wußte. Und heute, heute? Da hat sich derselbe Haß in glühende Liebe verwandelt und —"

„Störst du mir die Nachtruhe, um mir Vorwürfe zu machen wegen einer Wandelbarkeit, die du nicht verstehst? Es wäre besser, du schontest mich in meinem namenlosen Unglück!"

Und Isidora wendete sich bei diesen Worten von ihm ab und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Nein, nein," rief er, „ich habe dich nicht anzuklagen, nur mich selbst, und ich bin nur gekommen, weil ich dann niemals wiederkommen werde! Ich floh in den Wald, weil ich keine Hilfe wußte — plötzlich aber wußte ich eine Hilfe, und sie hat uns allen zum Untergang verholfen."

Er erzählte nun, wie ihm vor einigen Tagen, als man voll Staunen war über das unerklärliche Verschwinden des Barons Kertményi, bei einem zufälligen Blick auf Melchiors Züge der Verdacht aufgestiegen war, daß dieser den Baron ermordet und die Leiche in einen der bodenlosen Schlünde des Lindkogls geworfen hätte. Abdul Hassan, mit allen Wegen und Stegen vertraut, die niemand sonst betreten konnte, stellte sich die Aufgabe, die Leiche zu finden, dadurch vielleicht den verhaßten Mörder den Gerichten zu überliefern und Isidora für immer von ihm zu befreien. Er fand die Leiche, und als hätte der Himmel sein Vorhaben begünstigen wollen, lag hart neben der Leiche dieselbe Pistole, mit der Melchior im Sommer den Habicht geschossen und deren sonderbare Konstruktion Abdul Hassan sich damals schon eingeprägt hatte ohne anderen Beweggrund als die Neugier.

Er ließ die Leiche liegen und trug die Pistole zum Gericht in der Kreisstadt, wo er beschwören konnte, daß die Mordwaffe das Eigentum des Melchior Waldbrenner war. Hierauf war die Verhaftung erfolgt.

„Kein Mensch außer mir," rief der Erzähler im Ton der Verzweiflung, „hätte jemals die Leiche gefunden und den Beweis gegen deinen Mann liefern können! Mit Freudensprüngen wollte ich zu dir eilen, um dir deine Erlösung anzukündigen! Das Gericht aber hielt mich der Zeugenschaft wegen bis zum heutigen Abend fest; und was hab ich vernehmen müssen statt der Freude, die ich dir ins Haus zu bringen geglaubt? Daß ich dich zum unglücklichsten Weib der Welt gemacht, weil du den Mann liebst, den ich dir entrissen habe. Wie soll ich das Leben ertragen, das ich jeden Augenblick für dein Wohl hingegeben hätte, nachdem ich dein entsetzliches Los verschuldet habe! Kein zweiter Abdul Hassan wird meine Leiche finden, wenn sie im tiefsten Abgrund des Gebirges liegt!"

Ehe sie sich dessen versah, war er verschwunden; ihr Rufen, ihr Nacheilen, das Aufbieten der Knechte, daß sie ihn um jeden Preis zurückbrächten, fruchteten nichts mehr. Isidora lag bis zum hellen Morgen wie in halber Ohnmacht angekleidet auf ihrem Bette.

Die erste Person, welcher sie wieder Aufmerksamkeit schenkte, war Veronika. Der Vater und Ulrike traten die Rückfahrt nach Wien an, ohne Isidora wiederzusehen, um jede fernere nutzlose Aufregung zu vermeiden. Veronika war entschlossen, in keinem Falle von ihrer Nichte zu weichen, solange diese allein und verlassen bleiben sollte. Die unglückliche junge Frau empfand diese Annäherung dankbar; war doch Veronika die einzige gewesen, die Billigung und Zustimmung gezeigt hatte.

Das Nächste für Isidora war der Versuch, ihren Mann in der Haft sehen zu können. Sie fuhr zu diesem Zweck mit Veronika und Kaltschlag nach der Kreisstadt, wo der letztere sich sogleich mit diesem Anliegen an die Untersuchungsbehörde wendete. Ihm selbst wurde dasselbe insoweit nicht abgeschlagen, daß er nach abgelegtem Gelöbnis, kein Wort von der That zu sprechen, welche die Gefangennahme veranlaßt hatte, in der Kanzlei des Gerichtsbeamten, der zugleich Ohrenzeuge der Unterredung blieb, mit seinem Herrn zusammentreffen durfte. Isidora jedoch wurde auf die Zeit verwiesen, in welcher die Untersuchung geschlossen und das Urteil gefällt sein würde.

Untersuchung und Urteil hätten rasch erfolgen können, wenn es dabei nur auf eine genaue Kenntnis des Vorgefallenen angekommen wäre, denn Melchior hatte gleich im ersten Verhör eine Darstellung gegeben, deren Richtigkeit nicht bezweifelt werden konnte.

Als er nach der Beleidigung, die seiner Frau widerfahren, den Baron in die Scheune geschleppt hatte, in so hohem Grade vom Zorn bemeistert, daß er in der That daran gedacht, sich mit dem Dreschflegel in der Hand zu rächen, waren ihm aus dem Geschrei des zu Tode erschrockenen und wehrlosen Barons einige Worte deutlich geworden, die den jungen Mann abgehalten, weiterzugehen. Gemahnt, dem Edelmann gegenüber nicht wie ein gemeiner Bauer zu handeln, und die Beteuerung anhörend, daß alle Bedingungen eines Streites zwischen Gentlemen eingehalten werden sollten, war Melchior rasch zu einer Verständigung mit dem Gegner gelangt. Der Ort des Zusammentreffens, auch dem viel umherstreifenden Baron wohl bekannt, bürgte dafür, nicht ungebetene Zuseher zu finden, und die Zeit war in der Art bemessen worden, daß die beiderseitigen Zeugen sich hatten einfinden können, die Melchiors aus Steiermark, die des Barons aus Ungarn.

Die Sekundanten hatten im Auftrag der Gegner die schärfsten Bestimmungen eines Kampfes auf Tod und Leben festzustellen. Die Kugel des Barons, der auf dem Wege seiner Feldflasche fleißig zugesprochen, war in die gegenüberliegende Wand des Bergschlundes gefahren; die Kugel Melchiors hatte den Gegner mitten ins Herz getroffen.

Die Ungarn hatten sich ruhig entfernt, im Bewußtsein, daß für sie nichts zu fürchten; die beiden Steiermärker, ob-

gleich Militärs in Civil, waren zu mehr Vorsicht geneigt gewesen. Ihr dringender Rat hatte gelautet, und zwar zum Besten Melchiors, wie sie gesagt, die Leiche in den Abgrund zu schleudern. Denn wo ein corpus delicti fehlt, da ist auch keine Untersuchung möglich. Bei der Anstrengung, die Leiche über den Rand des Abgrundes zu drängen, war die Pistole Melchiors, die auf dem Boden gelegen, mit hinabgeschleudert worden. Das war alles.

Nach den Angaben Abdul Hassans wurde die Leiche aufgefunden und vor Gericht gebracht. Die Ärzte bestätigten, daß infolge der mitten durchs Herz gedrungenen Kugel der Tod augenblicklich hatte erfolgen müssen.

Die Strafe für den Zweikampf mit tödlichem Ausgang war schwer genug. Allein es mußte noch immer die Anklage auf Mord aufrecht erhalten werden, solange die Zeugen des Getöteten nicht vernommen waren. Mit ungarischen Gerichtsbehörden war jedoch damals der Verkehr überaus schleppend und zeitraubend. Der Winter ging dahin, ohne die Sachlage im geringsten zu verändern.

Zweimal war der alte Urban Waldbrenner nach Znaim gereist, zweimal hatte er von dort den Grafen Oldfred nach Wien gebracht. Dieser war trotz der Zurückgezogenheit, zu der ihn die Zerrüttung seines Vermögens gezwungen, in den Kreisen der Regierung und selbst des Hofes von mächtigem Einfluß geblieben. Urban Waldbrenners großartige Mittel bewirkten, daß dieser Einfluß nach allen Seiten hin spielte. Allein es wurde immer entgegnet, daß dem Verfahren der Gerichte nicht vorgegriffen werden dürfe und daß erst nach Fällung des Urteils an die Möglichkeit eines Gnadenaktes zu denken wäre.

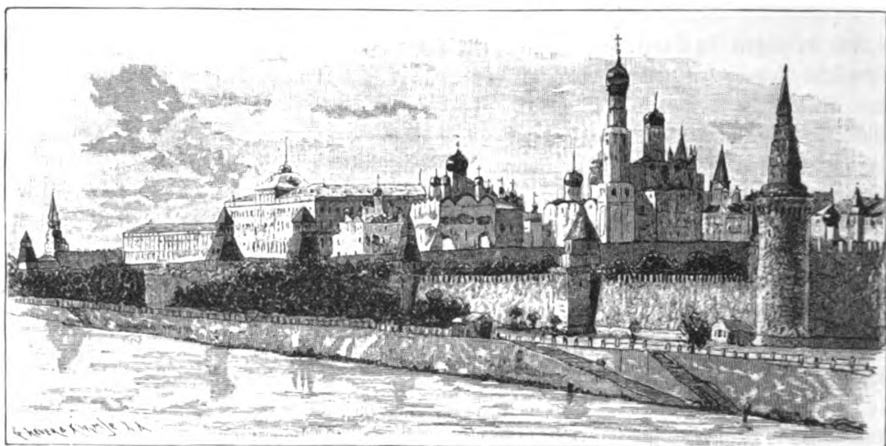
Darüber verging auch der nächste Sommer. Isidora lebte an der Seite Veronikas still auf ihrer Besitzung, deren landwirtschaftlicher Betrieb von Kaltschlag nach allen von Melchior vorausgetroffenen Anordnungen in geregeltem Gang erhalten wurde. Isidora gehörte zu den Frauen, die der Schmerz noch verschönert, und er war so tief, daß selbst ein Umstand ihn nicht mildern konnte, der sonst Freude gebracht hätte: das gräfliche Schloß war von Baron Franz Haudeg angekauft worden, der es im Sommer mit seiner Gemahlin bezog, der geborenen Komtesse Isidora Präuner.

Die Hälfte des Monats November war vorüber, als im Nebelgrau eines Nachmittags vor dem Hause Isidoras ein Reiter sein schaumbedecktes Roß anhielt. Ein Schrei schallte durch das Haus — der Reiter blieb auf seinem Pferde. Da trat Isidora aus dem Stiegenhause. Zugleich sprang der Reiter vom Pferde: Arnold Melchior Waldbrenner und seine Frau lagen sich zum erstenmal in den Armen.

Er bedurfte keiner Erklärung, er wußte alles; Kaltschlag, bei seinem ersten und einzigen Besuche im Gefängnis seines Herrn, hatte diesem die Unterredung Isidoras mit ihren Angehörigen getreulich mitgeteilt. Seitdem war hinter der eisernen Thür in der düsteren Zelle ein volles großes Herzensglück eingekerkert gewesen, welches mit heißer Ungeduld die Möglichkeit seines ersten Flügelschlages erwartet hatte.

Die jungen Eheleute lebten in Abgeschiedenheit, bis sie gezwungen wurden, ihr Haus Verwandten und Freunden zu öffnen, weil an einem der letzten Augusttage, genau zwei Jahre nach seiner Vermählung, Arnold Melchior Waldbrenner einen Sohn in seinen Armen hielt.





Der Kreml von der Südostseite gesehen.

Moskau.

Von

Ludwig Pietsch.

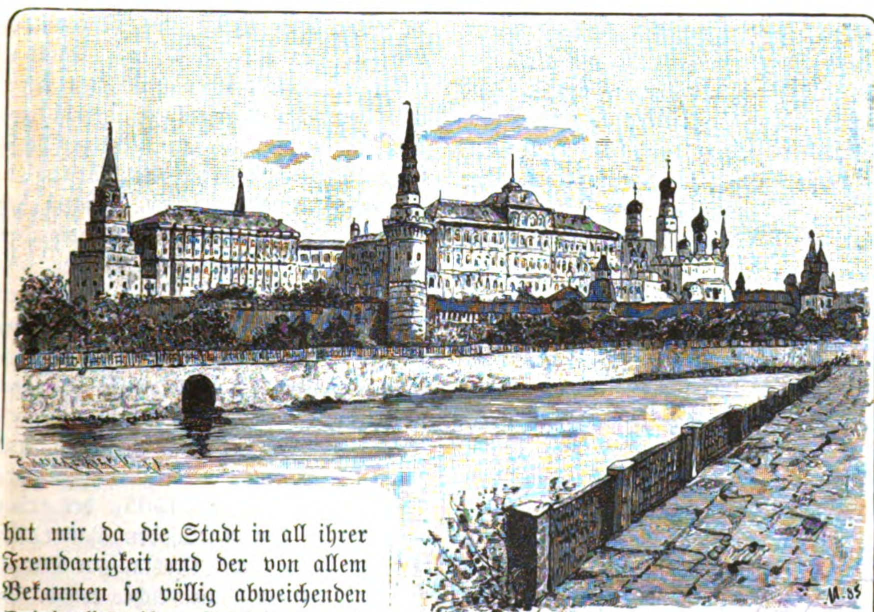
Ein Herrschergenie von der Größe, der Kühnheit und der Kraft des Willens wie Peter I., der Schöpfer des neuen Rußland, vermag viel scheinbar Unmögliches zu verwirklichen. Er konnte, altgeheiligten Vorurteilen zum Trotz, sein Volk zwingen, sich äußerlich den Lebensformen des westlichen Europa anzubequemen. Er konnte den Widerstand der Bojaren und der Prätorianer in Strömen Blutes ersticken und den trotzigen Nacken der Strelitzen unter das Joch beugen. Er konnte die Sümpfe der Newamündungen austrocknen und mit dem Opfer des Lebens von Hunderttausenden auf der Stelle der öden, traurigen, verderbenhauchenden Wildnis eine große, prachtvolle Residenzstadt erstehen lassen, mit Menschen füllen und dekretieren, daß sie fortan die Hauptstadt des ungeheuren Reiches sei. Aber eins vermochte auch Peter nicht: die große Masse seines Volkes zu dem Glauben zu zwingen, daß das Herz Rußlands gleichsam verlegt worden wäre, daß es künftig da an der Newamündung, in St. Petersburg, und nicht mehr, wie alle Zeit zuvor, im heiligen Moskau schlage.

Nein, auch des gewaltigsten Mannes Macht, ja auch die stille, langsam wirkende der Jahrhunderte reicht nicht aus, „Mütterchen Moskau" seiner uralten Strahlenkrone zu entkleiden. Die großen Heiligtümer der Nation werden heute wie in den alten Zeiten von Moskaus Mauern umschlossen; und nur der Zar ist ein rechter Zar, der in Moskaus Uspenskij-Kathedrale mit dem heiligen Chrisma gesalbt wurde und dort sein Haupt mit dem Diadem schmückte. Wohl hat auch, zumal nach der Ausführung der großen Eisenbahnlinien, welche dieses Herz Rußlands mit den Ländern der westlichen „Heiden" verbinden, europäisches Wesen mehr und mehr Zugang zu der heiligen Stadt gefunden, manche Wandlungen in ihrer Erscheinung hervorgerufen, einen unverkennbaren Einfluß auf die Art des Lebens der gebildeteren Klassen in ihr

geübt; aber der Kern blieb noch immer ziemlich unberührt der alte, und die Gesamtphysiognomie der Stadt bewahrte treulich ihren echt nationalen Charakter bis diesen Tag. Ja, seit die altrussische Partei gleiche Macht bei dem Zaren wie bei dem Volk gewonnen hat und es Mode geworden ist, den Gegensatz zu den Westlichen, zum sogenannten „kranken Europa", wieder möglichst scharf zu betonen, gefällt man sich darin, allem nicht echt Russischen in Moskau das Terrain einzuschränken, die Entfaltung abzuschneiden und zu verkümmern und jeder öffentlichen und privaten Neuschöpfung den Stempel des unverfälschten Moskowitentums wenigstens äußerlich aufzuprägen.

Ich habe das gute Glück gehabt, Moskau dreimal und immer in einer anderen Jahreszeit zu besuchen: im Hochsommer, im Winter und im Frühling; und immer bei besonders festlichen Anlässen. Stets hat mir da die Stadt in all ihrer Fremdartigkeit und der von allem Bekannten so völlig abweichenden Originalität ihrer Erscheinung und des Lebens in ihr einen Eindruck gemacht, der mich mit innigem Wohlbehagen und mit dem Verlangen des Wiedersehens an sie zurückdenken läßt. Allerdings kehrte sie, zumal während der Februartage des Jahres 1874 und während der Maitage von 1883, als ich sie zuletzt sah, geflissentlich alle ihre schönsten Seiten und Eigenschaften heraus, und jeder Bewohner, Russe wie Deutscher, mit dem wir zusammentrafen, entwickelte alle Liebenswürdigkeit, deren er fähig war. Nichts natürlicher, als daß man eine Stadt, in welcher es uns so wohl wurde, mit freundlicheren Augen anschaut als eine andere, in welcher man nichts Liebes erfuhr und aus der man nur gleichgültige oder gar unerquickliche Erinnerungen mit heim nahm.

Um meinem Gewissen als Zeuge zu genügen, der über diese in ihrer Art einzige Stadt aussagen soll, beantworte ich zunächst die Generalfragen in Bezug auf dieselbe, indem ich aus den zuverlässigsten Mitteilungen über sie folgende unanfechtbare Angaben citiere: „Moskau liegt unter dem 55,45 Grad nördlicher Breite und 55,14 Grad östlicher Länge von Ferro, 167 m über dem Meere im Centrum des Reiches in einer hügeligen, fruchtbaren, reich angebauten Gegend an der Moskwa, hat 43 km im Umfang, die Gestalt eines



Der Kreml von der Südwestseite gesehen.

verschobenen Vierecks von 15 und 10 km Durchmesser und bedeckt ein Areal von 75 qkm.

An räumlicher Ausdehnung dürfte Moskau somit zu den größten Städten der Erde gehören, trotzdem seine Einwohnerzahl nach der Zählung von 1882 nicht über 750000 beträgt. Der Grund dieses enormen Umfanges der Stadt liegt in ihrer Bauart, in der Raumverschwendung, in der Masse niedriger Wohngebäude und der sich zwischen ihnen ausdehnenden Gärten. Trotz der Menge seiner monumentalen Kirchen und Paläste, trotz des üppigen fürstlichen und kirchlichen Luxus, welcher in deren äußerer und innerer Erscheinung entfaltet ist, trotz der grandiosen Handelsetablissements und einiger im europäischen Sinne eleganter Straßen ist Moskau immer noch unverloren viel vom Gesamtcharakter einer Landstadt geblieben. In dem unvermittelten Aneinandergrenzen und dem steten Wechsel von halb europäischer, halb asiatischer hochgesteigerter Pracht, von provinzialer Armseligkeit, Geschmacklosigkeit und Vernachlässigung und von anmutiger Ländlichkeit liegt die Eigentümlichkeit dieser russischen Metropole, welche sie mit keiner anderen mir bekannten Groß- und Hauptstadt teilt. Moskau, dies Rom der slavisch-griechischen, der „orthodoxen" Kirche, blickt auf eine siebenhundertfünfzigjährige Geschichte zurück. Damals soll der Bojar Jurij Dolgorukij die an der Moskwa gelegene Besitzung seines dem Tode überlieferten Lehnsmannes Stefan Kutschko sich zu eigen gemacht, einen mit Pallisaden, Wall und Graben geschützten festen Platz auf dem Waldberge am rechten Ufer gegründet und diesen mit Bewohnern besiedelt haben. Von diesen sei dann auf jenem „Borowizkij Golm" (Waldhügel) die Kirche Spass na ború (zum „Erlöser im Walde") erbaut und so der Grund zur künftigen Hauptstadt des russischen Reiches gelegt worden.

Wie fremd und uraltertümlich uns indes heute auch so vieles in Moskau anmutet — wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß kein architektonisches Denkmal der Stadt in seiner jetzigen Gestalt über das fünfzehnte Jahrhundert zurückreicht; daß die immer wiederholten ungeheuren Feuersbrünste, welche fast in jedem Jahrhundert einmal den größten Teil der Stadt verzehrten, selbst von den Bauten aus jenem und den zwei folgenden Jahrhunderten nur wenige verschont haben. Ich will hier nicht die ganze blut- und schreckenreiche Geschichte Moskaus rekapitulieren, in der die Flammen, welche die Stadt immer wieder von neuem zerstörten, noch keineswegs die fürchterlichste Rolle gespielt haben — die menschlichen Leidenschaften, Hab- und Raubsucht, Grausamkeit, Blutgier, finsterer Fanatismus und die natürlichen Geißeln unseres Geschlechtes: Seuchen und Hungersnöte, haben während dieser Jahrhunderte noch grauenvoller in dieser Stadt gewütet als das Feuer. Dreißig Jahre, nachdem ihr Name zum erstenmal in der Geschichte genannt wird, zerstört der Fürst von Rjäsan 1176 die junge Ansiedelung. Die wilden Horden der Mongolen und Tataren, später die nicht minder grausamen Heere des polnischen Erbfeindes, verwüsteten stets von neuem den seit 1330 zur Residenz der moskowitischen Großfürsten erhobenen Ort. Nicht immer brachen sich die wilden Wogen dieser heranbrandenden Völkerfluten an den Mauern der von Iwan Kalita, dem ersten hier thronenden Großfürsten, am Norduser der Moskwa erbauten festen Burg, dem Kreml. Aber auch Moskaus Geschichte erzählt von einer goldenen Zeit der Stadt zwischen all den greuelvollen, die ihr vorangingen und folgten. Das war die Regierungsperiode Iwans III. (1462 bis 1505), des ersten Großfürsten, der sich selbst den „Zaren aller Russen" nannte und Moskau zur Hauptstadt des ganzen Russenreiches erhob. Er wendete ihr zuerst die Segnungen westeuropäischer Kultur zu, indem er Meister der Wissenschaften, der Künste, der Gewerbe aus Deutschland und Italien hierher zog, großartige Bauwerke errichten ließ, die abermals vom Feuer vernichtete Holzstadt in neuer schönerer Gestalt wie-

der aufführte, Druckereien ins Leben rief, durch Verträge mit den europäischen Kulturstaaten in Verbindung trat, deren Gesandte an seinem Hof erschienen. Bald nach diesem eigentlichen Begründer der Herrlichkeit Moskaus, dem der Kreml seine edelsten Prachtbauten, die Blagowestschenskij-, die Archangelskij- und die Uspenskij-Kathedrale, und manche seiner stolzesten Mauerthore und Türme verdankt, brachen wieder die Zeiten des Unheils über die Stadt und das Reich herein: das furchtbare Halbjahrhundert der Regierung Iwans des Schrecklichen (1533 bis 1584), die Hungerjahre während des unseligen Regiments des Boris Godunow, die Zeiten der heillosen Verwirrung des Reiches durch den falschen Demetrius und die polnische Occupation, welcher endlich 1612 die vom Fleischer Kosma Minin und vom Fürsten Poscharskij erregte und geleitete nationale Erhebung ein blutiges Ende bereitete.

Unter dem zweiten der Romanows — deren Dynastie 1613, im Jahre nach jener Befreiung, auf den russischen Thron gelangte — Alexei Michailowitsch (1645 bis 1676) beginnt das Elend abermals. Zarentyrannei, blutige Aufstände, grausamere Reaktion gegen dieselben; und wieder Feuersbrünste und Seuchen — immer der gleiche Jammer! Aber Städte und Bevölkerungen beweisen oft eine erstaunliche Lebenskraft, die allen tödlichen Mächten zu trotzen scheint. Aus allen seinen Heimsuchungen ging Moskau immer größer und stattlicher hervor, entwickelte sich mehr und mehr zu einem der reichsten und mächtigsten Emporien des östlichen Handels. Da, auf der Höhe seines Glückes und Glanzes unter Peter I., der mit gewaltiger Hand und schonungsloser Energie die inneren Feinde seines Regimentes zerschmettert hatte und sein Reich zu neuer Größe und neuem Ruhm zu führen sich anschickte, sah Moskau sich seiner Würde als politische Hauptstadt durch denselben Fürsten entkleidet. Das bewegte geschichtliche Leben der alten Metropole schien für immer abgeschlossen. Aber noch einmal, über ein Jahrhundert später, wiesen die Geschicke des Reiches Moskau die wichtigste und entscheidendste Rolle zu. Napoleon würdigte die der Stadt gebliebene, unverlierbare Bedeutung ganz richtig. Er glaubte den tödlichen Stoß auf Rußlands Herz zu führen, indem er den Marsch seiner Armeen gegen Moskau richtete. Doch der vermeintliche große Menschenkenner und — Menschenverächter hatte einen Faktor nicht mit in seine Rechnung gezogen: den nationalen und religiösen Fanatismus des russischen Volkes und die Opferfreudigkeit, zu welcher beide dasselbe zu begeistern vermögen. Moskaus Bevölkerung hat ihm bewiesen, wessen dieser Fanatismus fähig sei. Noch einmal ist ein neues Moskau aus jenen freiwillig entzündeten „heiligen Flammen“, die freilich die großen Heiligtümer nicht verzehrt haben, entstanden. Diese neue Stadt aber hat sich seitdem in zweiundsiebzig Jahren der inneren Ruhe und der großen Reformen auf allen Gebieten besonders auch — dank den durch die großen Schienenwege herbeigeführten Verbindungen mit allen Teilen des ungeheuren Reiches, mit dem Innern von Asien, mit dem Schwarzen Meer und der Ostsee, wie mit allen Ländern und Städten Europas — zu einer immer großartigeren Bedeutung als Handels- und auch als Fabrikstadt entwickelt. Sie gleicht in nichts einer jener Fürstenresidenzen, die veröden, weil der Sitz der einst in ihnen thronenden Herrscher an einen anderen Ort des Reiches verlegt wurde.

Auch ihr Charakter als „heilige Stadt“ äußert sich keineswegs in weihevoller Stille und der Stagnation des werkthätigen Lebens. Im Gegenteil, dies Leben pulsiert mit der ganzen Energie, die es in anderen großen Handels- und Fabrikstädten entfaltet. Aber es verträgt sich merkwürdig gut mit dem frommen Respekt vor den zahllosen Heiligtümern, welche nicht nur auf der Höhe des Kreml zusammengedrängt, sondern überall hin durch die große Stadt verstreut sind.

Der Kreml bildet gleichsam die Keim-

zelle des riesigen Organismus Moskaus. Von ihm aus ist die Stadt geworden. Zu ihm wird es jeden zuerst hinziehen, der sie zum erstenmal betritt; und nicht minder jeden, dem sie bekannt und vertraut ist. Das grandiose und wunderseltsame, phantastisch-reizende Bild, welches Moskau von dieser Burghöhe her gesehen und welches deren Plateau selbst gewährt, prägt sich unauslöschlich unserer Vorstellung ein, und das Verlangen, es wieder zu erneuern, bleibt immer lebendig und frisch. In jeder Tages- und Jahreszeit und jeder Beleuchtung gewinnt es neue Reize, und immer ist seine Wirkung gleich mächtig.



Der Rote Platz.

Die ungeheure Stadt breitet sich gleichsam in einer sanft ausgehöhlten weiten Mulde aus, welche vom Rücken der umsäumenden Höhenzüge sich zu der ihren Boden in einer großen Schlangenwindung von annähernd Hufeisenform umfassenden Moskwa hinabsenkt. Gerade aber aus diesem Boden der „Schüssel", hart am Nordufer des Flusses, erhebt sich in Dreieckgestalt jener Burgberg des Kreml, welcher, wie der der Akropolis zu Athen, die höchsten kirchlichen Heiligtümer des Volkes trägt. Aber hier zugleich auch die größten und merkwürdigsten Monumente der weltlichen Macht des Zarentums aus alten und neueren Zeiten: die Paläste der moskowitischen Großfürsten und der modernen russischen Kaiser mit ihren Schatzkammern und Reichsmuseen, Kasernen, Arsenalen und Gouvernementsgebäuden. Weit und überall hin sichtbar mit den von goldenen, silbernen, blauen und grünen Zwiebelkuppeln gekrönten Kathedralen, Klosterkirchen und Glockentürmen seines Hochplateaus; mit den in einem phantastischen russifiziert-gotischen Stil erbauten, bald kegel-, bald pyramidenförmigen Dächern der Thortürme und den mit grünglasierten Ziegeln gedeckten Wachttürmen über den Zinnen seiner Mauern ragt dieser Burgberg hoch über die Dächer, Schornsteine und Kuppeln der Stadt empor. Besonders von der West- und Südseite gesehen gruppieren sich jene Gebäude auf seinem Plateau oberhalb der betürmten Zinnenmauer, die vom Moskwaufer am Fuß des Berges aufsteigt, in der interessantesten und imponierendsten Weise.

Einst, bis zum sechzehnten Jahrhundert,

umschloß die alte Kremlmauer so ziemlich alles, was Moskau war und hieß, die Wohnungen der Bojaren, der Kaufleute und Handwerker so gut wie der Kathedralen und Paläste.

Dann aber zwang die Zunahme der Bevölkerung zur Ansiedelung außerhalb dieser Mauern am Fuß der Höhe. Zunächst im Nordosten derselben bildete sich allmählich eine Außenstadt, welche

blieben ist. Um ihr einigermaßen Schutz gegen feindliche Überfälle zu geben, ließ die Mutter Iwans des Schrecklichen eine krenelierte Mauer um diese Außenstadt aufführen. Wie der ziemlich rätselhafte Name „Kitaigorod“, das heißt die Chinesenstadt, ist auch diese weiße Mauer, welche sie im Nordwesten, Nordosten, Osten und Süden umgiebt und nahe der Nord- und der Südostecke der Kremlmauer



Iberische Pforte.

zum Hauptsitz des Moskauer Handels, der großen stehenden Warenmärkte und Bazare, wurde und es bis diesen Tag geendet, dem damaligen Neu-Moskau auch heute noch erhalten. Aber auch ihr Umfang erwies sich bald genug wieder zu

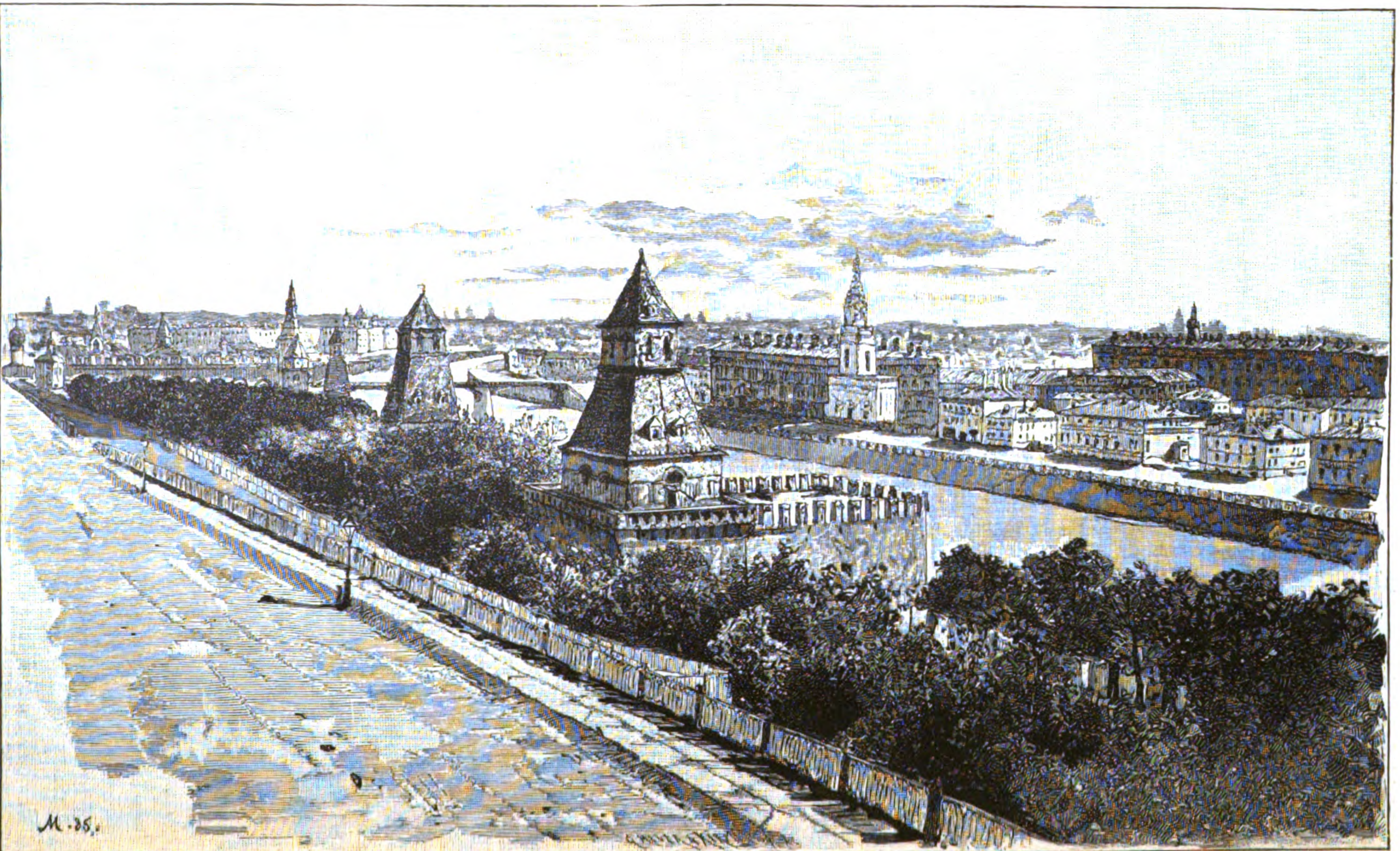
gering. Schon 1587 hatte sich außerhalb dieser Mauer im Westen, Norden und Osten des Kreml und Kitaigorods auf dem nördlichen Ufer der Moskwa eine so zahlreiche Volksmenge angesiedelt, daß man auch diese neuesten Stadtteile wieder mit einer Mauer schützen zu müssen glaubte. Sie bildete einen weiten Dreiviertelskreis, als dessen Sehne der Fluß mit seinen Quais gelten kann. Der von jener Mauer umgebene äußerste Stadtteil aber erhielt den Namen Bjeloigorod. — Und nochmals wiederholte sich derselbe Prozeß. Anfangs eine bis auf das Südufer der Moskwa herüberreichende hölzerne Mauer (1592), dann unter Michael Feodorowitsch an deren Stelle ein Erdwall wurde in noch viel weiterem Kreise um die jenseits der dritten Mauer entstandenen neuesten Stadtteile gezogen, welche davon den Namen der Semljanoigorod führten. Längst ist dieser Kreis von Wällen, welche das eigentliche Moskau von den ganz ländlichen Vorstädten sonderten, durch die Außenboulevards der Sadowaja, die wie die Pariser ihre Namen vielfach wechseln (Kudrinskaja Sadowaja, Bolschaja Sadowaja, Triumfalnaja Sadowaja 2c.), ersetzt worden. Ebenso hat die Mauer, welche sich um die Quartiere von Bjeloigorod zog, den inneren Boulevards, breiten, stattlichen, mit Baumreihen bepflanzten Promenaden, weichen müssen. Mit dieser freundlichen, offenen, in die freie Landschaft allmählich übergehenden gartenreichen Stadt kontrastiert nur um so schärfer jener von den betürmten Mauern umschlossene innere Kern der Altstadt, Kreml und Kitaigorod, die noch so wenig verwischt den Stempel des finsteren und barbarisch-prächtigen, alten Herrschersitzes der moskowitischen Großfürsten tragen.

Wer mit der ersteren der beiden, Moskau mit dem westlichen Europa verbindenden Hauptbahnen, der Petersburger Nikolai- und der Smolensk-Warschauer Bahn, eingetroffen ist, durchfährt, wenn er sich zum Kreml begeben will, alle drei „Städte" Moskaus, durchschneidet die Linien der ehemaligen Wälle der beiden jüngeren und zieht durch das Thor der noch bestehenden Mauer der älteren, Kitaigorods, ein. Bis er zu dieser gelangt, meint er sich in einer, wenn auch sehr ausgedehnten Landstadt zu befinden, welche nur durch die zahlreichen, überall aufragenden Kirchen und Kapellen mit ihren Zwiebelkuppeln ein ganz eigentümliches Aussehen erhält und freilich auch statt der Stille und Verlassenheit einer solchen überall ein lebhaft bewegtes Volkstreiben in ihren Gassen zeigt. Vor der weißen Mauer Kitaigorods dehnt sich ein weiter, unregelmäßiger, schlecht gepflasterter, von niedrigen Häuschen umgebener Platz, der Lubjankaplatz, mit einem Brunnen mit großem Wasserbassin in seiner Mitte, aus, um welches es von bäuerlichen Gefährten aller Art wimmelt. Hat er jenes Wladimirthor passiert, an dessen innerer Seite, dicht an die Mauer herangebaut, sich eine große Kapelle von ganz phantastischen Formen mit grünen Dachspitzen und Zwiebelkuppeln, die Wladimirkirche, zeigt, so befindet er sich in der wieder ganz westeuropäisch dreinschauenden, äußerst belebten Nikolskajastraße, in welcher zwischen eleganten Läden und Magazinen das erste und beste Hotel Moskaus, der „Slavenskij-Bazar", liegt, jedem Fremden als Quartier wie als Restaurant bestens zu empfehlen. Diese Straße aber mündet mit ihrem südöstlichen Ende auf den berühmtesten Platz der Stadt, die Kraßnaja Plostschad, das heißt den „Roten Platz", welcher sich am Fuß der langen nordöstlichen Kremlmauer in einer Breite von 160 m zu 288 m Länge zwischen ihr und den ausgedehnten Gebäuden des Gostinij Dwor oder der „Reihen", das heißt des großen Bazars, in der Richtung von Nordwesten gegen Südosten hin erstreckt. Hier empfängt man den vollen Eindruck, daß man sich in einer fremden Welt befindet, deren innerstes Wesen, wie das Fühlen und Denken des Volkes, das sie sich geschaffen hat, grundverschieden ist von allem uns Vertrauten, Eigenen und Heimischen. Dieser Platz hat in den alt-

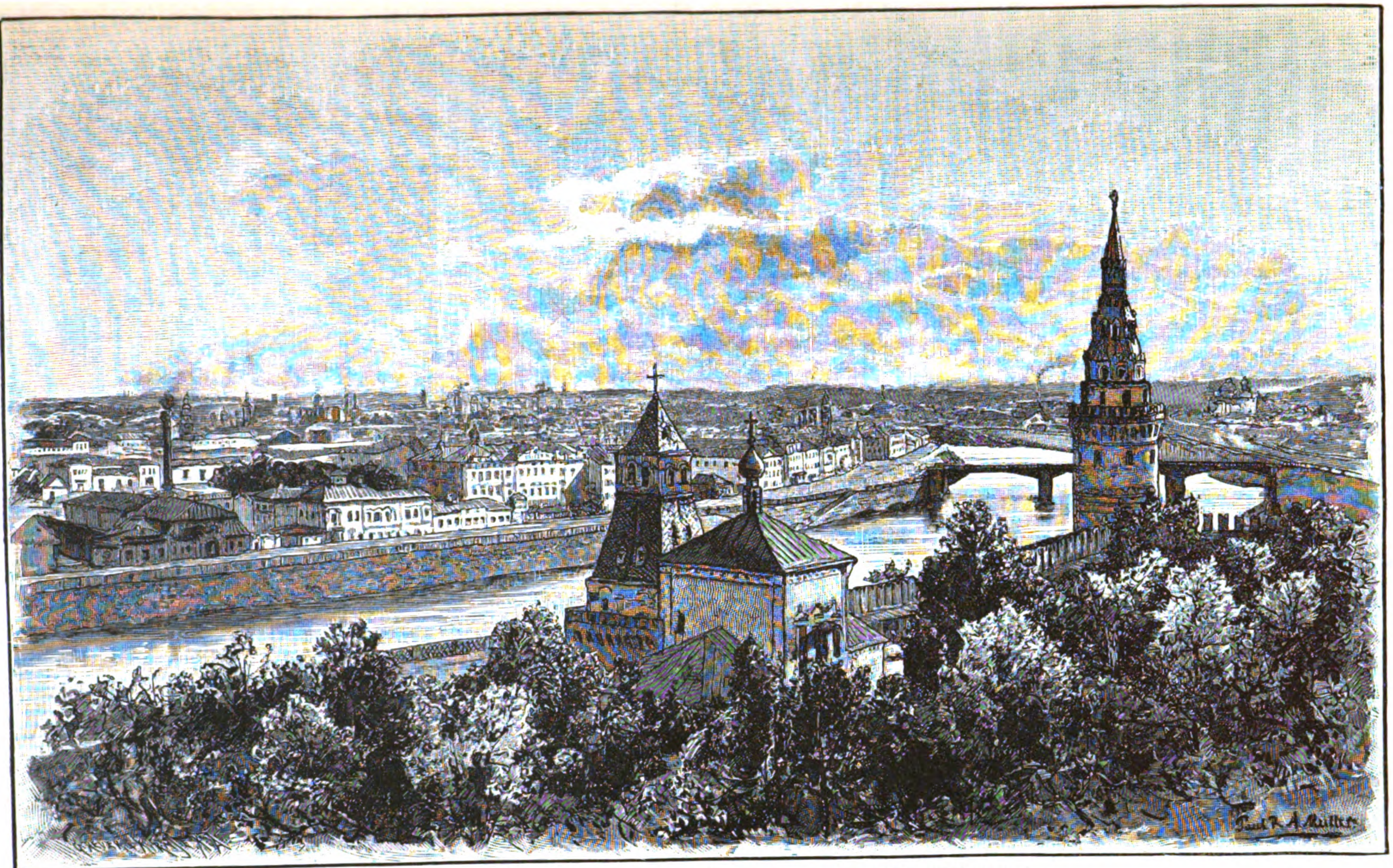
moskowitischen Zeiten das Blut zahlloser Opfer der Grausamkeit und der tyrannischen Willkür russischer Herrscher getrunken. Er war Hinrichtungs- und Festplatz. Auf ihm ließ Peter der Große die bezwungenen Strelitzen Mann für Mann unter seiner Aufsicht an die in Reihen längs der Kremlmauer aufgerichteten Galgen knüpfen. Hier wurden Zaren proklamiert und Zaren ihrer Würde entkleidet, dem versammelten Volk Dekrete der Reichsregierung vorgelesen, der Segen von seinen Patriarchen erteilt. Über diesen Platz ritt wieder im Mai 1883 Kaiser Alexander III. in prachtvollem Reiter- und Wagenzuge mit ungeheurem glänzendem Geleit, umgeben von den Fürsten und Gesandten des europäischen Westens und des asiatischen Ostens zum Kreml ein, um sich dort krönen und mit dem heiligen Öl zum rechten Herrscher des rechtgläubigen Rußland salben zu lassen.

Von den Spuren seiner blutigen Vergangenheit ist der Rote Platz längst gereinigt. Aber außer der Kremlmauer blickt noch immer ein steinerner Zeuge der Schrecken, deren Schauplatz jener einst gewesen, auf ihn herab. Das ist an seiner südöstlichen Schmalseite eine Kirche, derengleichen nicht mehr auf Erden ist: die Kathedrale Wassilij Blashennij, ein Meisterwerk toll gewordener Architektur, wie es nie von dem Hirn eines Baumeisters einer anderen Nation concipiert werden könnte, und doch in seiner Tollheit nicht ohne den Reiz einer grandiosen Phantastik. Das Innere ist ein Labyrinth enger, niedriger, troglodytischer, barbarisch, roh, ja kindisch dekorierter Kapellen. Das Äußere zeigt über niedrigem, wunderlichem, krausem, labyrinthischem, bunt dekoriertem Unterbau eine Kombination von höheren und niedrigeren pyramiden- und kegelförmigen Türmen, gekrönt von zwölf Zwiebelkuppeln in allen Farben, die einen mit geriffelter, mit schrägen Windungen überzogener Oberfläche, die anderen teils mit keilförmigen Buckeln, teils aber mit Schuppen bedeckt; auf allen hohe vergoldete griechische Kreuze aufgerichtet, von denen Ketten herniedergehen; die Außenflächen des Unterbaues und der Türme mit Giebeln und Zieraten belebt, die bald an gotische, bald an byzantinische, bald an tatarische Formen anklingen. Es wirkt wie ein Produkt architektonischen Wahnsinns, der allerdings — Methode hat. Und dennoch: wenn sich die phantastische Silhouette dieses Gebäudes, von der Abendsonne vergoldet oder gar vom Mondesglanz überflutet, auf dem freien Himmel profiliert, so möchte man nichts daran anders gestaltet zu sehen wünschen und überredet sich leicht, daß kein anders stilisiertes Gebäude so gut an diese Stelle passen und ein so würdiges, so wohl entsprechendes Monument der scheußlichen Thaten und Ereignisse moskowitischer Volks- und Herrschergeschichte, die sich auf diesem blutroten Platz vollzogen haben, abgeben könnte als diese Wassilij Blashennij-Kathedrale. Dort weiter nach Süden hin führt der Weg an ihr vorbei längs der Kremlmauer niederwärts zum Moskwa-Ufer, wo an letzterer einer der originellsten alten Ecktürme mit hohem wunderlichem grünglänzendem Kegeldach hervortritt.

Während des letzten Jahrzehnts hat man jener Kathedrale an der entgegengesetzten, der nordwestlichen, Schmalseite des Roten Platzes ein architektonisches Gegenüber geschaffen, das sich in seinem Stil wenigstens so weit als möglich dem jener Architektur anschmiegen sollte. Der Architekt Sherwood ist der Autor des Planes dieses im Jahre 1873 begonnenen mächtigen Gebäudes, welches dem historischen russischen Museum zum Hause dienen soll. Es ist ein Ziegelbau von jenem Formencharakter, welchen die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Moskau thätig gewesenen italienischen Architekten hier vielfach gewählt und ausgebildet haben und den man als ins Russische übersetzte italienische Gotik bezeichnen könnte. — Seine andere, die nordwestliche, Fassade wendet dies moskowitische Museumsgebäude dem tiefer ge-



Blick von der südlichen Kremlterrasse auf die Südhälfte von Moskau.



Blick von der südlichen Kremlterrasse nach dem südwestlichen Teil von Moskau.

legenen großen, unregelmäßigen Woßkressenskij-Platz zu. Dort, sich unmittelbar an die Langseite des Museums anschließend, zwischen ihr und dem dieser parallelen Gebäude, öffnet sich das hier ehemals die nordwestliche Kitaigorod-Mauer durchbrechende Doppelthor, die sogenannte Woßkressenskij- oder Iberische Pforte. Durch sie hindurch führt der sanft ansteigende Weg vom Woßkressenskij-Platz in der Fortsetzung der großen nordwestlichen, völlig europäischen Verkehrsader Moskaus, der Twerskajastraße, zur Höhe des Roten Platzes hinauf. Kein Russe aber wird diesen Weg hinan- oder hinabgehen oder -fahren, ohne an der der Twerskaja zugekehrten äußeren Seite der Heiligkeit des Ortes eine längere oder kürzere Huldigung darzubringen. Ist doch an der breiten Zwischenwand, welche die beiden Thorbogen trennt, die kleine goldstrahlende Kapelle angeschmiegt, welche eins der größten wunderthätigen Heiligtümer des rechtgläubigen russischen Volkes einschließt, das wahre Palladium Moskaus, das Bild der Iberischen Mutter Gottes, richtiger eine Kopie des verehrten Wunderbildes im Iberischen Kloster auf dem Berge Athos. Die geheimnisvolle Kraft ist nach der Meinung der Priester und der Gläubigen unabgeschwächt auch auf diese Kopie übergegangen. Jeder Russe, der höchste wie der geringste, welcher an dieser Kapelle vorbeikommt, zieht zum mindesten, sich demütig verneigend und das Kreuz schlagend, Hut oder Mütze, wenn er nicht die Stufen zur offenen Kapellenthür hinaufsteigt, um in das Innere einzutreten, das heilige Bild zu küssen, ein paar Kopeken zu opfern, oder nicht schon auf den Stufen selbst niederkniet und seine Lippen andächtig auf die schmutzigen geweihten Steine dieses Vorraumes des Allerheiligsten drückt. Als Kaiser Alexander III. durch diese Iberische Pforte auf den Roten Platz und zum Kreml einzog, stieg er mit allen Großfürsten und Generalen hier vom Pferde ab; die Kaiserin, die Prinzessinnen und die Damen des Gefolges verließen die vergoldeten Wagen. Das kaiserliche Paar aber trat in die Kapelle selbst hinein, beugte das Knie vor dem Muttergottesbilde, küßte dasselbe und empfing den Segen der dort versammelten, in ihre goldstoffenen Prunkgewänder gekleideten Priesterschaft. Dann erst saß der Zar und sein Gefolge wieder auf, die anderen nahmen ihre Plätze wieder in den Wagen ein und der Zug setzte sich von neuem in Bewegung.

Er hatte noch eine zweite „heilige Pforte" zu passieren, ehe er auf das Plateau der Kremlhöhe gelangte. Zwei große und tiefe, von hohen Turmdächern gekrönte Thore von den fünfen, welche alles in allem die Burgbergmauer durchbrechen und zu ihm hinaufführen, öffnen sich in dem nordöstlichen Teil der letzteren am Roten Platz: die eine, die Nikolskija Worota, nahe dem nördlichsten Ende der Mauer, eine kurze Strecke aufwärts hinter der Museumsfassade; die andere, die Spaßkij Worota, das heißt die Erlöserpforte, nahe der Wassilij Blashennij-Kathedrale im Süden des Platzes. Diese letztere ist das heilige Thor. Wehe dem, der es durchschreiten, durchfahren oder durchreiten wollte mit bedecktem Haupt! Der mailändische Architekt Pietro Solario hatte dieses Thor, laut der Inschrift über dessen Bogen, 1491 für Iwan III. Wassili erbaut. Das sich jetzt darüber erhebende reichgestaltete Turmdach, in welchem sich eine Uhr mit Glockenspiel befindet, ist erst anderthalb Jahrhunderte später unter dem Zaren Michael Feodorowitsch aufgeführt. Seine Heiligkeit aber empfängt dies Thor durch ein 1647 aus Smolensk hierher versetztes und oberhalb des Eingangs angebrachtes wunderthätiges Bild des Erlösers, unter welchem ein ewiges Lämpchen brennt. Eine kleine Kapelle ist zu Ehren des Bildes unmittelbar vor der Pforte errichtet. Von dem Zaren Alexei Michailowitsch, der es hier placieren ließ, stammt der strenge Befehl, welcher jedem die Pforte Passierenden jene Ehrfurchtbezeugungen einschärft.

Vergebens haben die französischen „Hei-

den" bei ihrem Abzug aus dem brennenden Moskau versucht, diesen Thorbau freventlich in die Luft zu sprengen. Besser gelang ihnen das mit jener benachbarten Nikolskij-Pforte, die später in einer der ursprünglichen möglichst angenäherten Gestalt wieder aufgerichtet worden ist.

Von den Gebäuden auf der Kremlhöhe ragt nach dem Roten Platz hin über die betürmte, mit Zinnen bewehrte weiße Mauer nur der oberste Teil der langgestreckten Giebelseite des nüchternen gelblich getünchten Senatsgebäudes. Die pittoresken, historisch und künstlerisch gleich merkwürdigen architektonischen Monumente gruppieren sich ausschließlich auf dem südlichsten Teil des großen Dreiecks, welches das Plateau des Burgberges bildet. Haben wir dasselbe durch die heilige Spaßkij-Pforte erreicht, so bietet sich uns in der Nähe und Ferne ein Bild von der eigenartigsten Schönheit und Großartigkeit. Zur Linken nach Süden hin breitet ein weiter freier Platz, der „Zarskij Ploschtschad", bis zum Rande des Berges sich aus, dessen südlicher Abhang sich dort, von baumreichen Anlagen bedeckt, zum Moskwa-Quai senkt. Von der an seinem Fuß aufsteigenden Mauer ragen fast nur die Zinnen und die mit grünglasierten Ziegeln gedeckten hohen Dächer und Spitzen ihrer alten Wachttürme über jenen Höhenrand hinaus. Unten aber liegt vor uns ausgebreitet die südliche Stadt jenseits der Moskwa, die sich, von großen Brücken überspannt, wie ein glänzendes Silberband in weitem Bogen mit nach Süden gerichteten Schenkeln am Fuß der Mauer hinzieht und mit dem letzteren diese Südstadt zur Rechten und zur Linken umspannt hält. Der zunächst jenseits der Moskwa liegende Teil dieser Südstadt liegt auf einer langen, bogenförmig gekrümmten Insel, welche von dem nördlichsten Teil des Flusses und dem Ableitungskanal umfaßt wird. Die jenseits des letzteren sich ausbreitenden, die von den Schenkeln des Flußlaufes umschlossene große Halbinsel bedeckenden Stadtteile führen den Namen der „Samoskwaretschje". Hier war ehemals das von den Tataren-Kaufleuten bewohnte Viertel; hier wurden so manche blutige Kämpfe mit den den Kreml von Süden her bestürmenden Mongolen und Polen ausgefochten. Heute sind die gartenreichen Straßen, von welchen der Lärm des städtischen Lebens fern bleibt, die mit Vorliebe von den altrussischen Kaufleuten bewohnten Gegenden Moskaus, in welchen jene, unbekümmert um die Wandlungen der Sitten und Moden, ihr Leben in altmoskowitisch-patriarchalischer Weise auch heute noch fortführen. Die lange Hauptstraße, vielfach den Namen wechselnd, durchschneidet diesen Stadtteil vom Kanalufer her von Nord nach Süd, um hier als Semljanaja Uliza durch das Sserpuchowskij-Thor hinauszuführen zu dem berühmten sechs Jahrhunderte alten Danilowskij-Kloster hart am linken Ufer des Ostschenkels des von der Moskwa beschriebenen großen Bogens. Ein anderes nicht minder berühmtes Kloster ragt mit seinen Mauertürmen und Kuppeln näher dem westlichen Flußschenkel auf, das auf der Walstatt des 1591 hier durch Boris Godunow erfochtenen Sieges über die Tataren errichtete Donskoi-Kloster mit seinen wunderthätigen Bildern und seiner reichen Schatzkammer. Aus dem Meer von Dächern und Baumkuppen, das sich weithin bis zu den blauduftigen Hügelketten zieht, welche (der Rand der Riesenschüssel) nach dorthin als Horizont das große Bild schließen, erheben sich zahllos die vielgestaltigen Türme und die meist zwiebelförmigen Kuppeln, in welchen dieselben endigen, wenn letztere nicht nur von kürzeren Tambours auf den Kirchendächern getragen werden, und die hohen Essen der Fabriken ziemlich häufig. Manche dieser Kuppeln sind grün, andere blau, hier mit gelben Buckeln oder Sternen bedeckt, dort mit Silber- oder Goldblech bekleidet, welches die auffallenden Sonnenstrahlen noch aus weitester Ferne blitzend und blendend zurückwirft. Ein zarter Dunstschleier liegt darüber hingebreitet, indes die Wachttürme der Kreml-

mauer im nahen Vordergrund scharf beleuchtet, in energischen Tönen und derber Körperlichkeit sich von diesem überreichen und doch so weich, ruhig und einheitlich verschmolzenen Hintergrund lösend, das ganze Stadtbild nur um so weiter zurückdrängen und zu um so feiner gestimmter Wirkung bringen.

Vielleicht noch zauberischer dünkte mir der Anblick derselben Scenerie am mondhellen Winterabend, wo die flimmernde Schneedecke über die erstarrte Moskwa, die Dächer, die Quais und Gassen da unten und den Zarenplatz hier oben ausgebreitet lag und die feste Wirklichkeit sich im Schein des die Wolken durchbrechenden Mondes zu märchenhaften Phantasiegebilden zu wandeln schien. Und wieder anders, neu, seltsam bei immer gleicher Großartigkeit zeigte sich mir das unvergleichliche Bild in der geheimnisvollen schattenlosen Helligkeit der nordischen Juninacht, wenn die schlummernd schweigende Welt in einer Art von krankem Tageslicht klar und deutlich daliegt und all die phantastisch geformten Türme und Kirchen hier oben ihre dunklen, nur vom Schimmer der goldenen Kuppeln durchglühten Silhouetten auf den hellen Himmel zeichnen.

Doch wenden wir uns von der Betrachtung der Stadt in der Tiefe und Ferne wieder den launisch gruppierten Monumentalbauten zu, die uns hier oben umgeben. Sie bilden ein wunderliches Gemisch von Architekturen der verschiedensten Bestimmungen, Entstehungszeiten und Baustile, dem es trotz alles Widersprechenden und Widerstrebenden, Disharmonischen und den feineren ästhetischen Sinn geradezu Beleidigenden nicht an einem ganz eigentümlichen grotesken und packenden Reiz gebricht.

Da erhebt sich zur Rechten unseres Weges, wenn wir durch die heilige Spaßkij-Pforte zum Plateau gekommen sind, mit der von fünf blauen Zwiebelkuppeln gekrönten neueren Kirche in seinem Hof, das ältere Woßnessenskij-Kloster, ein Nonnenkloster, in welchem die irdischen Reste zahlreicher Zarinnen aus früheren Jahrhunderten bis zur Mutter Peters des Großen ruhen. Daran schließt sich das kleine Nikolai-Palais, in welchem Alexander II. geboren wurde, ein außen und innen architektonisch wenig bemerkenswerter Bau. Es folgt weiter nach Westen hin das Tschudow-Kloster, das „Kloster der Wunder“, das bereits 1365 vom Metropoliten Alexius gegründet ist und zwei Kirchen, die St. Alexiuskirche (von 1483) und die „Zum Wunder des Erzengels Michael“ einschließt. Eine offene von Arkaden überwölbte Halle vor seiner Fassade, zu welcher eine mehrstufige Stiege in ihrer ganzen Breite hinaufführt, sah ich zu effektvollen priesterlichen Schaustellungen benutzt werden. Manche bedeutende historische Erinnerungen knüpfen sich an dies Kloster und seine Kirchen. Der falsche Demetrius ist aus ihm hervorgegangen, in welchem er als Mönch Namens Grischka Otrepjew gelebt hatte. Alexis Michailowitsch, Peter der Große und Alexander II. sind hier getauft worden. Während der französischen Occupation war in dies Kloster der Sitz des Generalstabes der napoleonischen Armee verlegt. Gegenüber der Nordseite des Tschudow-Klosters, welche nach dorthin das kleine Nikolai-Palais völlig umfaßt, liegt die Südfront des auf dreieckigem Grundriß 1776 bis 1787 von Kasakow im Auftrage Katharinas II. erbaute große Palais des Senats, das seine zweite Hauptfront nach Westen dem großen Senatsplatz und der östlichen Fassade des Arsenals, seine dritte nach Osten dem Roten Platz zukehrt, von dem aus wir sie die Kremlmauer überragen sahen.

Von den kleinen Kirchen, Kapellen, tatarischen Beamtenwohnungen, welche sich in den Zeiten der altmoskowitischen Großfürsten auf dem Platz um das Tschudow-Kloster erhoben haben, ist heute nichts mehr vorhanden. Seit zweihundert Jahren sind auch Schafott und Galgen von hier entfernt, und das ehemalige geschäftliche Treiben der Makler und Gerichtsbeamten, welches diese Teile des Kremlplateaus belebte, ist für immer von da

verbannt. Dagegen verblieben an ihren Stellen die großen Hauptkathedralen, der Patriarchen- und Zarenpalast, wenn letzterer auch durch die breit davor gelagerten Massen des neuen, unter Nikolaus erbauten Kaiserschlosses halb verdeckt und in seiner ursprünglichen Gestalt vielfach geschädigt ist. Südlich vom Tschudow-

66 000 kg Gewicht. Der Turm erhebt sich in cylindrischer Gestalt über den vier unteren achteckig geformten Stockwerken in einer Gesamthöhe von 82 m. Seine 10 m im Durchmesser weite, mit Goldplatten belegte Zwiebelkuppel trägt zudem noch ein 16 m hohes goldenes Kreuz. Von ziemlich roher formloser Architektur



Platz auf der Südostseite des Kreml.

Kloster steigt das eine jener Monumente der alten Zeit, das am höchsten ragende Wahrzeichen des Kreml, der Turm Iwan Weliki, der „große Hans", mit seiner gewaltigen Goldkuppel auf seiner Höhe empor, zur Seite seines niedrigeren, ebenso wie er weißgetünchten, kuppelturmgekrönten „Anbaues", in welchem eine Gesellschaft von dreiunddreißig der gewaltigsten Glocken hängt, darunter eine von

ist das wunderliche Ungetüm im Jahre 1600 von Boris Godunow während einer großen Hungersnot errichtet worden, gleichzeitig um den Notleidenden und Arbeitslosen Beschäftigung und Verdienst zu geben und als das vermeintlich beste Mittel, den Zorn des strengen und eifrigen Gottes durch diese baukünstlerische Leistung zu versöhnen. Die Glocken des langen Iwan spielen im kirchlichen Leben

der frommen Moskauer eine große und wichtige Rolle. Der Klang der größten jener dreiunddreißig giebt das Zeichen zur Eröffnung des Geläutes von allen Glocken der Hunderte von Kirchen bei den hohen Feiertagen. Während der Kaiserkrönung im Jahre 1883, bei welcher das dröhnende Geläut des Iwan alles Kanonengebrüll und das vieltausendstimmige Jubelgeschrei der dort zusammengedrängten Volksmassen übertönte, zeigte sich der Kuppelturm in einem nie gesehenen Glanze. Während dreier Abende strahlte er in seiner ganzen Ausdehnung vom Boden bis zum Kreuz im Licht der elektrischen Glühlampen, welche, den Hauptlinien seiner Architektur folgend und die Kuppel wie mit ruhig leuchtenden Sternen übersäend, ihn wie ein Lichtgebilde vor dem nächtlichen Himmel heraustreten ließen.

Von wie gewaltiger Größe seine Hauptglocken auch seien, sie erreichen noch nicht entfernt das Maß der „Zar-Kolokol" der Kaiserin, welche — freilich gänzlich außer Thätigkeit gesetzt — nahe dem Fuß des großen Iwan auf einem aus Quadersteinen aufgeführten Sockel am Boden steht, mit klaffender Seitenwunde, einer mannshohen Lücke, welche beim Niedersturz aus dem für sie errichteten Glockenstuhl im Jahre 1737 herausgesprengt wurde; das betreffende Stück liegt daneben. Ihr Umfang ist nahe an 18 m, ihre Höhe 6 m, ihr Gewicht 200000 kg, ihr Lebensalter 240 Jahre. Sie ist das Staunen und der Stolz des russischen Mujik, als die „größte Glocke der Welt".

Daß die nahe benachbarte Mariä-Himmelfahrts-Kathedrale Uspenskij Sobor die „erste der Welt" sei, ist dem Moskauer ebensowenig fraglich. Sie ist schon dadurch vor allen anderen dieser Erde geweiht, daß (seit Iwan dem Schrecklichen) jeder russische Zar in ihr gekrönt und gesalbt wird.

In ihrer Innenarchitektur ist unbestreitbar, auch rein künstlerisch betrachtet, ein Werk von ungewöhnlicher Erhabenheit und von wundersamer Poesie der Stimmung geschaffen. Die durch Strebepfeiler, welche unter sich durch Rundbogen verbunden sind, gegliederten weißen, kahlen Außenmauern des Gebäudes, das an der Ostseite mit drei Apsiden abschließt und in den beiden Lünetten oberhalb der Portale an der Nord- und Südseite durch Malereien altbyzantinischen Stils dekoriert wird, läßt die feierliche Pracht des von mystischer, goldig durchleuchteter Dämmerung erfüllten Inneren nicht ahnen. Die fünf cylindrischen niedrigen Türme bilden nur die Tambours der enormen goldbedeckten Zwiebelkuppeln, deren mittelste und mächtigste den Ring der anderen hoch überragt. Die Wölbungen des Inneren ruhen auf wenigen kolossalen Rundsäulen. Wie die von vereinzelten schmalen rundbogigen Fenstern durchbrochenen Wandflächen und die Gewölbe sind sie in ganzer Ausdehnung mit Malereien, großen Heiligengestalten auf Goldgrund, in Etagen übereinander bedeckt. Wie in jedem russischen Kircheninterieur wird auch in diesem die konsequente Durchführung des architektonischen Gedankens unmöglich gemacht und brutal abgeschnitten durch die goldgleißende Ikonostase, welche sich unmittelbar östlich hinter den beiden einander gegenüber befindlichen Portalen quer durch die Breite der ganzen Kirchenhalle zieht, bis fast zum Gewölbe hinaufgeführt ist und den der Gemeinde zugänglichen, ihr einzig sichtbaren Raum auf wenig mehr als die Hälfte der ganzen Länge der Schiffe reduziert. Hinter dieser Heiligenbilderwand liegt das nur von den Priestern und bei der Krönung von dem kaiserlichen Paar betretene Allerheiligste.

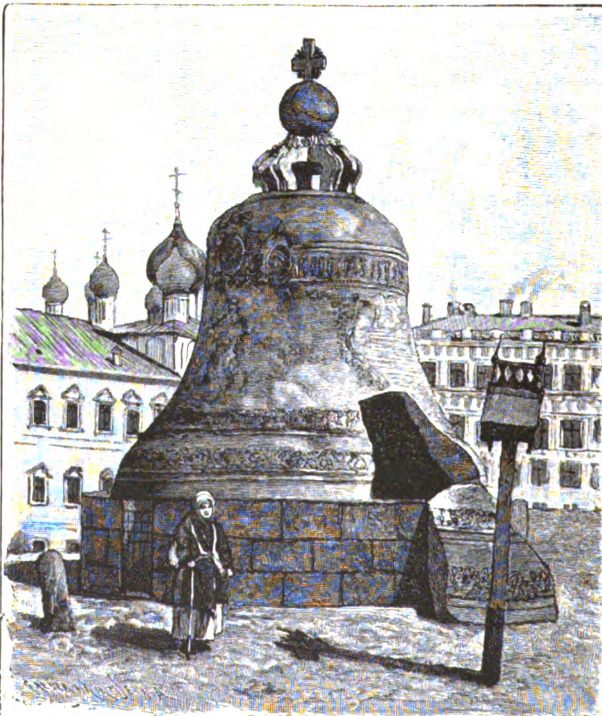
Die ungeheure Kostbarkeit der Einfassungen und den größten Teil der Bildflächen bedeckenden, juwelenbesetzten Gold- und Silbereinfassungen der Gemälde und die wunderthätige Kraft so vieler von ihnen kann so wenig wie das Genie des Baumeisters über diesen streng vorgeschriebenen, nie zu umgehenden Grundfehler jeder russisch-griechischen inneren Kirchenarchitektur hinwegtäuschen. Ein großer und genialer Meister aber ist er

zweifellos gewesen, jener Aristoteles Fioro-vanti von Bologna, welcher, von Iwan III. durch Vermittelung des venetianischen Dogen eingeladen, 1475 nach Moskau kam und, sich dem vorgeschriebenen Muster der altgeheiligten Kathedrale zu Wladimir anschließend, schon nach vier Jahren diese Uspenskij Sobor in ihrer jetzigen Gestalt vollendet hatte. Spätere Restaurationen und Übermalungen der Wand- und Säulenbilder haben des Italieners ursprüngliches Werk jedenfalls nicht verschönert. Diese barbarischen Übertüncher im siebzehnten und achtzehnten und auch noch im neunzehnten Jahrhundert haben, wie sich gegenwärtig erst völlig herausgestellt, noch schlimmere Sünden gegen die edlen Werke der ornamentalen Bildhauerkunst und der Wandmalerei der italienischen Frührenaissance verübt, mit welchen das Innere der zweiten dieser nahe benachbarten großen alten Kreml-Kathedralen, der Blagowestschenskij Sobor (Mariä Verkündigung), südwestlich von der Uspenskij, unmittelbar an der Ostseite des großen neuen Palastes gelegen, vielfach geschmückt ist. Auch dieses ehrwürdige Heiligtum ist unter Iwan III. an Stelle der alten hölzernen Kirche gleichen Titels und ebenfalls von einem italienischen Meister, Aloisio, um 1480 erbaut worden. Später hat es wiederholte Zerstörungen durch Feuer und Plünderer und die nicht am wenigsten traurigen durch Restauratoren von altrussischer Gattung zu erdulden gehabt. Manche Besonderheiten der Anlage unterscheiden diese Kathedrale nicht unwesentlich von ihren Nachbarinnen. Über ihrem Dach erheben sich wie eine Pilzpflanzung auf neun gedrängten cylindrischen Tambours ebensoviele vergoldete Kuppeln. Zu dem Haupteingang an der Ostecke seiner Südfront steigt man eine äußere Freitreppe herauf. Das Innere ist nicht mit Tonnengewölben, sondern mit spitzbogigen Kreuzgewölben überdeckt, und an drei Seiten des Raumes ziehen sich für die Gemeinde äußere Vorhallen hin, aus denen rundbogige Pforten nahe der hier besonders prachtvollen und kostbaren Ikonostase führen. In der Reliefdekoration dieser Pfortenbogen und Pfeiler ist die Anbequemung der italienischen Künstler an die den Russen vertrauten nationalen Schmuckformen sehr interessant zu beobachten. Seltsam und überraschend erscheinen daneben einige Pilasterfüllungen mit reliefierten Renaissance-Ornamenten von so feiner klassischer Anmut und Grazie wie die, welche uns an denen der Pforten des Marmordomes zu Como oder den Pilastern an der Fassade der Certosa bei Pavia entzücken. Nur sind diese ornamentalen Skulpturen in der Moskauer Kirche mit einer roh und dick aufgetragenen Schicht von Farben und Vergoldungen bedeckt, welche die Schönheit der Arbeit fast bis zur Unkenntlichkeit verhüllt. — Von einer ähnlich entstellenden Decke später darüber gepinselter Tünche hat man vor kaum zwei Jahren erst mehrere Freskogemälde, große Einzelgestalten und figurenreiche Kompositionen italienischen Ursprungs, befreit, mit denen einzelne Flächen der den umgebenden Hallen zugekehrten Wände des Innenraumes geschmückt waren. An zarter verklärter Schönheit stehen die Köpfe und Gestalten der weiblichen und männlichen Heiligen, zumal der einen großen Komposition, der himmlischen Krönung Mariä, denen eines Fra Angelico da Fiesole nicht nach, dessen ganzem Stil der dieses Bildes aufs genaueste gleicht.

Nahe östlich von dieser Kathedrale gelegen ist die dritte der großen Kremlkirchen, die dem Erzengel Michael geweihte Archangelskij Sobor, ebenfalls im Auftrage Iwans III. von Meister Aloisio von Mailand erbaut, der sie bis 1508 vollendete. Von Verwüstungen durch zerstörungs- und plünderungslustige Feinde und durch Brände ist sie so wenig verschont gewesen wie alle Pracht des Kreml. Ihre in fünf Kuppeln gipfelnden Gewölbe werden nicht wie die der Uspenskij-Kathedrale durch runde Säulen, sondern durch vierseitige Pfeiler gestützt. Die heiligen Malereien, welche auch deren Flächen wie die der Wände bedecken, sind hier

nicht auf Goldgrund ausgeführt, wodurch der Gesamteindruck des Inneren viel prachtärmer wird. Ihre besondere Bedeutung und Weihe erhält diese Kathedrale dadurch, daß in ihrem Raum die Särge mit den Resten aller russischen Zare von 1340 bis 1696, die von Iwan Kalita bis zu Peters des Großen unglücklichem Bruder Iwan, aufgestellt sind; außer ihnen der Peters II., des 1730 gestorbenen, und mehrerer nationaler Märtyrer. Sie erfreuen sich andächtiger Verehrung, und zu ihnen begiebt sich der Kaiser zunächst nach der Krönung, wenn er im Ornat in feierlich pomphaftem Zuge die Uspenskij-Kathedrale verlassen hat, um bei den Särgen seiner Ahnen zu beten.

Mit allen den hier genannten Kathedralen, Kirchen und Kapellen ist die Zahl der Gotteshäuser auf dem Kreml noch keineswegs erschöpft. Nur daß sich die übrigen, ähnlich wie die des Tschudow-Klosters, mehr im Inneren der Gebäude verstecken. So verbirgt jetzt der innere Hofraum des großen, 1838 bis 1848 von dem Architekten Thon für Nikolaus I. erbauten Kremlpalastes jene freilich längst in eine steinerne Kirche verwandelte, bereits früher hier erwähnte, urälteste, kleine, ehemals hölzerne Kirche Spass no ború, zum „Erlöser im Walde", welche die ersten Besiedler des Kremlberges auf dieser Stelle erbauten. Außerdem soll dieses Riesenpalais noch gegen acht andere Kirchen in sich bergen! Gesehen habe ich sie nicht. Auch das gegenwärtige Synodalgebäude, nahe gegenüber der nördlichen Pforte der Uspenskij-Kathedrale, welches, 1655 erbaut, ehemals den Patriarchen zur Residenz diente, bis das Patriarchat 1772 in die Synode umgewandelt wurde, schließt eine alte Kirche, die der zwölf Apostel, in sich ein. Dies Gebäude bewahrt in seiner Bibliothek, in seiner Schatzkammer, kirchliche Altertümer und besonders eine große Zahl altslavischer Manuskripte von außerordentlicher Kostbarkeit. Auf jenen umgitterten, mit Granitplatten belegten Hof, der sich zwischen den drei großen Kathedralen und dem Iwan Weliki ausbreitet, mündet eines der interessantesten Denkmale der Geschichte des russischen Zarentums, die sogenannte „Rote Treppe". Noch heute ist sie der Schauplatz der größten Staatsceremonien. Der gekrönte Kaiser steigt, aus den Kathedralen kommend, ihre Stufen hinauf, um sich von der obersten noch einmal in der ganzen gold- und edelsteinfunkelnden Pracht seines Ornates dem Volke zu zeigen, ehe er in die



Die Glocke Zar-Kolokol auf dem Kreml.



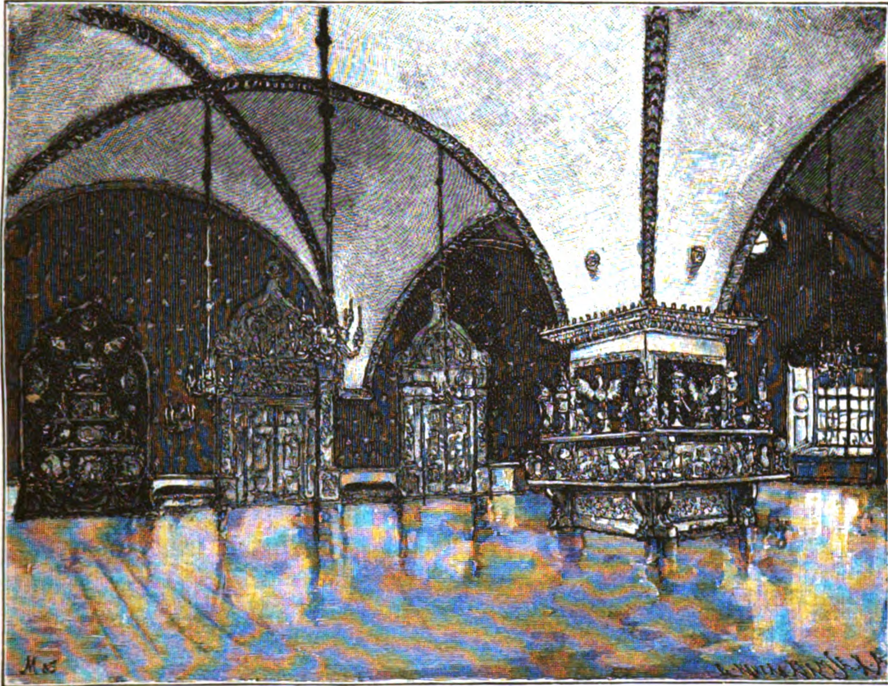
Südterrasse des Großen Palastes auf dem Kreml.

Säle des alten Palastteiles eintritt. In diesem Palast, der 1491 von Iwan III. erbaut wurde, befindet sich das interessanteste Gemach von allen Räumen des großen Schlosses: die „Granowitaja Palata“, der alte Audienzsaal der Zaren, in welchem der Kaiser unmittelbar nach der Krönung nach altem Herkommen den fremden Gesandten und den höchsten Würdenträgern des Hofes das erste Bankett zu geben hat. Die Wölbungen des originellen Saales ruhen auf einem gewaltigen Mittelpfeiler, um welchen ringsumher etagenweise auf offenen Schenken die stattlichsten Silber- und Goldgeschirre, köstliche Arbeiten besonders der alten Nürnberger und Augsburger Goldschmiedekunst, aufgestellt sind. Der altertümliche Thron des Kaisers, auf dem er während dieses Banketts sitzt, steht in der Nähe des auf den heiligen Hof hinausgehenden Fensters. Der ganze Raum hatte zur letzten Krönung wieder seine ursprüngliche Dekoration mit Gemälden altslavisch-byzantinischen Stils auf Goldgrund erhalten und damit einen eigentümlich düster-prächtigen Charakter, der so gut zu dem Wesen und den Thaten der Herrscher stimmt, welche in diesem Palast in früheren Jahrhunderten residiert und gehaust, banketiert und in der blutigen Befriedigung aller grausamen Gelüste geschwelgt haben. Dieser Teil des alten Palastes steht mit dem sogenannten „Belvederepalast“, „Teremnij Dworetz“, in Verbindung, der 1636 vom Zaren Michael Feodorowitsch erbaut wurde. Seine Gemächer und Säle stellen interessante, wohlkonservierte Proben der stark

von italienischen Reminiscenzen beeinflußten altrussischen Bau- und Dekorationsweise dar. In einem Hof dieses Palastes steht die 1616 erbaute kleine Kirche des Zaren, welche nach dem kupfervergoldeten, barocken Gitter des Treppenpodestes den Namen „Erlöserkirche zum goldenen Gitter“ — „Spass sa solotoi reschotkoi“ — führt. In gleichem Niveau aber mit der „Granowitaja Palata“ schließt sich an diese und ihre Vorräume die lange Flucht der großen Paradesäle des neuen, unter Nikolaus gebauten Kremlpalastes, „Bolschoi Dworetz“.

Er kehrt seine herzlich nüchterne, lange Hauptfassade mit der Arkadenhalle vor dem Erdgeschoß der Südseite der Kremlhöhe und somit der Moskwa und der jenseitigen Südstadt zu. Zu dem Hauptportal in seinem höheren, kuppelgekrönten Mittelbau führt vom Quai her der Aufgang durch die betürmte Tainitzkij-Pforte und auf Fußwegen durch die Gartenanlagen des Abhangs. Über eine pompöse marmorne Paradetreppe steigt man zu den großen Sälen des ersten Geschosses: dem Georgensaal, dem Alexandersaal, dem Andreas-Thronsaal, dessen Plafond auf ganz mit vergoldetem Schnitzwerk bedeckten hohen Pfeilern ruht, dem Katharinen- und Chevaliergardesaal, an welchen sich die inneren kaiserlichen Gemächer schließen. An der anderen Seite vom Eingang führt die Belvederegalerie zu dem kleinen „Goldenen Gemach“, zu dem großen Wladimirsaal und durch den sogenannten „Heiligen Flur“ zur Granowitaja Palata und zur „Roten Treppe“. Jene modernen Säle können die Nüchternheit und den wenig entwickelten Geschmack der Zeit der dreißiger und vierziger Jahre, in welchen sie ausgeführt sind, nicht verleugnen. Aber als Ball- und Festsäle sind sie durch ihre riesenhafte Ausdehnung vorzüglich geeignet, wie wir uns bei den Kaiserfesten und Kaiserempfängen während der letzten Krönungsfestzeit täglich überzeugen konnten. Einen wahrhaft einzigen Reiz aber giebt den nach Süden hinausgehenden Sälen die in der ganzen Länge der Fassade davorliegende Balkonterrasse, auf welche man durch die großen Glasthüren hinaustreten kann, und jenes oben geschilderte herrliche Bild der Stadt in der Tiefe. Nirgends zeigt es sich schöner und grandioser, als von diesem Standpunkt aus gesehen. Von dem westlichen Flügel dieses großen Palastvierecks ist ein Verbindungsgang im ersten Stockwerk hinübergeführt zu dem langen, hart an der westlichen Mauer des Kreml gelegenen Gebäude des Museums und der Schatzkammer, der „Orujeinaja Palata“. Auf die unter diesem Verbindungsgang hindurchführende sogenannte „Kommandantenstraße“ mündet der von der südwestlichen Ecke des Kreml von dem Alexandergarten am Fuß dieser Mauer durch die betürmte Boronitzkij-Pforte hinaufführende Zugang. Die fünfte und letzte dieser mit krausen Turmdächern russisch-italienisch-gotischen Stils gekrönten Pforten öffnet sich am nördlichen Ende des langen Gebäudekomplexes, welcher jenes Waffen- und Schatzmuseum und das kleine charakteristisch altertümlich gebaute, buntgefärbte, jetzige Haus des Kommandanten, das sogenannte „Palais der Vergnügungen“, Proteschnoi Dworetz, enthält. Unter der Zarin Sophie fanden hier die ersten Hofbälle und theatralischen Aufführungen statt. Jene fünfte Pforte ist die „Troizkij Worota“. Der Weg zu ihr ist auf einer Brücke über den tiefer liegenden Alexandergarten geführt. Er mündet oben auf den großen Senatsplatz, ebenso wie an der Nordostecke des Kreml der durch die schon erwähnte Nikolkij-Pforte vom Roten Platz her heraufkommende. Zwischen beiden, ebenfalls hart an der Westmauer des Kreml, erhebt sich noch das langgestreckte Arsenalgebäude. Südlich ihm gegenüber aber begrenzt diesen Platz — mit ihrem rechten Flügel bis nahe vor das Tschudow-Kloster tretend — die Kremlkaserne, vor welcher eine Reihe von historisch merkwürdigen alten Kanonen aufgestellt steht. Vor der Front des Arsenals hat man nicht weniger als 875 verhältnismäßig neuere Geschütze,

Trophäen der Kriege von 1812 und 1813, aufgefahren. Der rechte Flügelmann der Geschützreihe vor der Kaserne ist der sogenannte „Zar Kuschka“, der König der Kanonen, ein russisches Monstregeschütz aus dem Jahre 1586 von 5,3 m Länge und 40000 kg Gewicht. Ich muß mir eine Schilderung oder auch nur Aufzählung der enormen Menge historischer und künstlerischer Schätze, welche die Orujeinaja Palata enthält — Schätze, die außer jenem Doppelwert auch den der größten materiellen Kostbarkeit besitzen —, hier versagen. Ich fände kein Ende, wenn ich diese altslavischen und orientalischen Waffen aller Art und Form, diese Trophäen der russischen Kriegsgeschichte, diese Prunkgeräte und Geschirre, diese geschichtlichen Reliquien, Zarenkronen, Scepter, Herrscherinsignien, Thronsessel, Geschmeide 2c. nach Gebühr, auf ihre Gestalt, Namen und Art eingehend, beschreiben wollte. Mag es an dieser Skizzierung der Gebäude des Kremlplateaus und der Wege, welche zu ihm führen, genügen. Der Kreml ist zwar der Kern und die Krone von Moskau, aber die Stadt, die sich ringsum am Fuß seines Berges ausbreitet, führt ihr selbständiges Leben. Der Lärm und die Regsamkeit desselben bilden den stärksten Kontrast zu der nur vom nie stockenden Glockengeläut und -Gebimmel und jeweiligen militärischen Signalen und Trommelklang unterbrochenen, heilig-schläfrigen Stille, welche für gewöhnlich, das heißt wenn den Kaiser und den Hof nicht gerade außerordentliche Ursachen zum Aufenthalt in Moskau und zum Residieren im großen Kremlpalais veranlaßten, hier oben dauernd herrscht. Immer war Moskau nicht nur die Stadt der Priester und der Kirchen, sondern auch die der Kaufleute. Der ehemals fast ganz in der altorientalischen Weise betriebene Handel hat seit der Eröffnung der großen Eisenbahnen mehr und mehr die in Europa gültigen Formen des Verkehrs angenommen. Aber immer



Der Audienzsaal im alten Palast auf dem Kreml.

noch blieb der Stadt jener ganz und gar an die Bazare der großen Städte des mohammedanischen Orients erinnernde, riesige Warenmarkt, der Gostinij Dwor oder „die Reihen“, erhalten, der an der Ostseite des Roten Platzes, hinter dem Denkmal der Befreier Minin und Proscharskij, sich ausdehnt, anscheinend unberührt von allem Wechsel der Zeiten. Da halten stockrussische Händler, in dunklen, eng aneinander gereihten Buden sitzend, fast nur russische und asiatische Natur- und Gewerksprodukte feil, eine mit den unerhörtesten Dünsten und Gerüchen erfüllte Atmosphäre einatmend, die westeuropäische Geruchs- und Atmungsorgane kaum zu ertragen vermögen. Dort werden noch genau wie in den Bazaren von Konstantinopel, Kairo oder Fez lächerliche Preise seitens des Händlers gefordert, der nach langem Feilschen seine Ware für den dritten oder vierten Teil dahingiebt und doch noch über den dummen Fremden lacht, den er selbst bei diesem Preise noch gehörig übers Ohr gehauen hat. National-russische und asiatische Erzeugnisse anzutreffen und zu erwerben dürfte man freilich in diesen „Reihen“ noch immer gewisser sein als in den bevorzugten modernen, europäisch eingerichteten Magazinen und Läden der eleganten Straßen der Nordweststadt, der Twerskaja und des „Kusnezkij Most“, das heißt der Schmiedebrücke; überall außerhalb der „Reihen“ ist den rein russischen Kaufleuten eine scharfe Konkurrenz von deutschen, französischen und englischen gemacht. Nicht minder auf dem Gebiet der Fabrik-

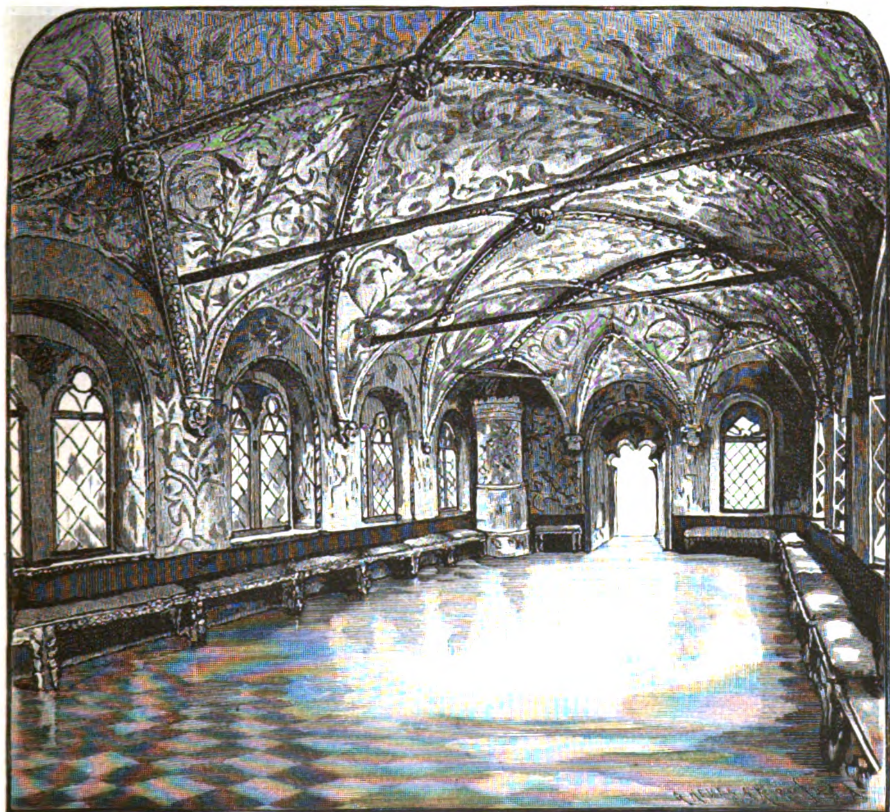


Saal im alten Palast auf dem Kreml.

thätigkeit, welche gegenwärtig sich zu einer ehemals nie geahnten Blüte und Ausdehnung entwickelt hat.

Seit Peter dem Großen sind die Deutschen die zumeist bevorzugten unter den westeuropäischen Einwanderern, wie ganz Rußlands, so auch Moskaus gewesen. Die in der letzten Zeit geflissentlich großgezogene russische Antipathie gegen diese nun plötzlich als Eindringlinge gescholtenen Mitbewohner und allerdings auch eifrigen und tüchtigen Mitbewerber um die hier durch Handel und Gewerbe zu erobernden Güter hat übrigens die Stellung unserer Landsleute nicht entfernt so ernstlich und schädigend beeinflußt, wie es manchen Journalnachrichten zufolge trägt nicht wenig dazu bei, dasselbe den die Stadt besuchenden Kompatrioten durch Annehmlichkeiten aller Art noch zu würzen und behaglicher zu machen, als es so schon ist.

Fremd und mit einiger Verwunderung werden wir immer den seltsamen Äußerungen des religiösen Empfindens, des dumpfen, kindlichen Glaubens gegenüberstehen, denen wir auf Tritt und Schritt in jeder Straße Moskaus begegnen. Ist doch keine unter ihnen, die nicht eine oder mehrere Kirchen und Kapellen aufwiese, welchen der vorübergehende Russe, der wohlhabende Bürger ebenso wie der gewöhnlichste Mann aus dem Volk, der Bettler, der Pilger, der Kutscher auf dem Bock seines Wägelchens,



Saal im alten Palast auf dem Kreml.

zuweilen den Anschein hatte. Das deutsche Element bildet nach wie vor einen hochwichtigen Faktor im Leben Moskaus und nicht im Vorübergehen oder -fahren seine Huldigungen darbrächte. — In der Bauart dieser großen und kleinen Kirchen und

Kapellen feiert die russische architektonische Phantasie nicht selten kaum minder wilde Orgien als in der oben geschilderten Wassili Blashennij-Kathedrale, wenn auch keine sie völlig erreicht. Die ungeheure Zahl der Moskauer Gotteshäuser ist durch die in den letzten Tagen der Krönungswoche erfolgte feierliche Einweihung der endlich vollendeten großen Erlöserkirche, „Chram Christa Sspassitelja“, um eine der stolzesten, großartigsten und prachtvollsten Kathedralen vermehrt worden. Unmittelbar an dem rechten Ufer des wieder nach Süden abbiegenden westlichen Moskwalaufes ragt dieser weiße Koloß, gekrönt von den fünf gewaltigen, goldstrahlenden Zwiebelkuppeln, deren größte mittelste auf dem höchsten Tambour aus dem Kranz der vier kleineren sich erhebt, in einer Höhe von 105 m auf.



Hauptfassade des Großen Palastes auf dem Kreml.

Die Kathedrale ist die Erfüllung des Gelöbnisses Kaiser Alexanders I., einen Tempel zum Dank gegen die Vorsehung für die glückliche Erlösung des Reiches von der französischen Occupation zu errichten. Ursprünglich sollte der Platz der Kathedrale auf den „Sperlingsbergen“ im Süden vor Moskau sein, von deren vielbesuchter waldiger Höhe man eine weite herrliche Aussicht über die etwa eine Meile davon entlegene Stadt genießt. Nachdem man vergeblich auf die Fundamentierungsarbeiten mehrere Millionen verschwendet hatte, wurde dieser Plan, zu dessen Annahme der Maler Wittberg den Zaren bestimmt gehabt hatte, nach dessen Tode wieder aufgegeben. Vierzehn Jahre später wählte Nikolaus I. (1839) den heute von der Erlöserkirche eingenommenen Platz in der westlichen Stadt hoch über dem Moskwa-Ufer zur Baustelle, auf welcher das gewaltige Werk dann auch nach den Entwürfen des Architekten K. Thon, des Erbauers des großen Kremlpalais, ausgeführt worden ist. In dem 72 m hohen, 68 m langen, 47 m breiten Innen-

raum, dessen mittlere Hauptkuppel von vier kolossalen Pfeilern getragen wird, ist zugleich ein verschwenderischer Luxus in Bezug auf die dazu verwendeten Materialien, Gold, Marmor, Jaspis, wie auf die künstlerische Ausschmückung durch kirchliche und historische Wandgemälde der berühmtesten russischen Meister entfaltet. Die Ikonostase bildet hier nicht eine starre Wand, sondern eine architektonisch durchgebildete achteckige Kapelle aus weißem Marmor, in vergoldeter Spitze gipfelnd. Die enormen Mauerflächen des verhältnismäßig einfach gehaltenen Äußeren werden durch Skulpturen geschmückt und durch die sechsunddreißig marmornen Halbsäulen gegliedert, welche die das Hauptgesims stützenden Rundbogen tragen. Vier mächtige Bronzeportale öffnen sich in den vier Armen des kreuzförmigen Baues. Eine pompöse Treppe von fünfzehn Granitstufen führt von seinem von Granitwandungen gestützten Plateau zum Fluß hinab.



Die Erlöserkirche.

Der fromme Sinn der moskauischen Bevölkerung offenbart sich übrigens keineswegs nur in der strengen eifrigen Befolgung der kirchlichen Gebräuche, in Andachtsübungen, Bilderverehrung und Feiertagheiligen. Er bethätigt sich in sehr erfreulicher Weise auch praktisch in zahlreichen wohlthätigen Stiftungen: Kranken-, Armen-, Findel- und Erziehungshäusern. Das Moskauer

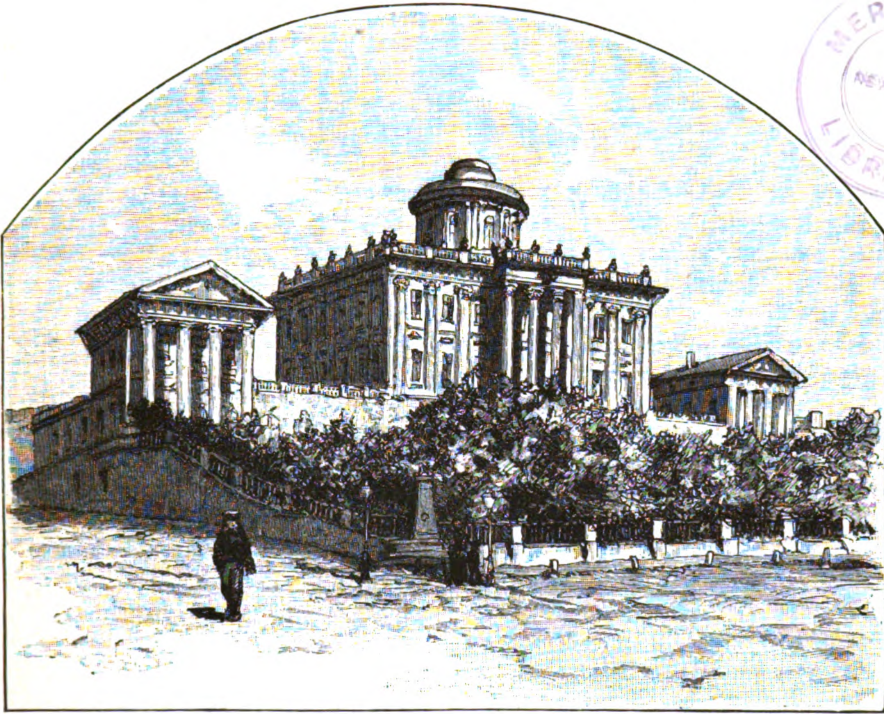
Findelhaus ist in jeder Hinsicht eines der großartigsten und vollkommensten Musterinstitute dieser Gattung unter allen existierenden.

Und auch die anderen idealen geistigen Interessen finden neben den kirchlich-religiösen in diesem Centralpunkt des russischen Lebens reichliche Pflege. Der Moskauer Universität, deren 1786 errichtetes neues Gebäude in der westlichen Stadt an der Straße Mochowaja liegt, ihrer Lehrstühle, ihrer Bibliothek, ihrer Altertums- und zoologischen Sammlungen kann ich hier nur kurz erwähnen. Ihre Bedeutung als höhere Bildungsanstalt für die russische Jugend zu würdigen, liegt, wenn ich es selbst vermöchte, nicht innerhalb der Grenzen meiner Aufgabe. Vertrauter sind mir die öffentlichen Kunstinstitute und manche private Kunstsammlungen von höchstem Interesse. Vier Theater besitzt die Stadt. Das größte und wichtigste derselben, ein Gebäude herkömmlichen antikisierenden Stils, am großen Theaterplatz nordwestlich vom Woßkressenskij-Platz vor der Nordwestmauer von Kitaigorod gelegen (1855 von Cavos erbaut), nach dem San Carlo-Theater zu Neapel wohl das größte der Erde, mit einer Bühne von gewaltiger Ausdehnung und einem viertausend Besucher fassenden Zuschauerraum, ist ausschließlich den Opern- und Ballettaufführungen vorbehalten. Unter den ersteren ist die nationale russische Oper besonders bevorzugt. Große



Das kaiserliche Theater.

Sorgfalt ist auf die Ausstattung und Inscenierung verwendet. Darin thut es die Moskauer Bühne jeder anderen westeuropäischen zum mindesten gleich. Berühmte Gäste treten hier mit Vorliebe auf. Sie kennen die außerordentliche Enthusiasmusfähigkeit dieses Publikums den großen virtuosen Leistungen des dramatischen Gesanges und des Tanzes gegenüber. Das recitierende russische Drama hat seine Stätte im kaiserlichen Klein-Theater, dem „großen" gegenüber. Es fehlt ihm nicht an ganz eminenten Künstlern, denen zumal in der Darstellung der dem (russischen) Leben abgelauschten Figuren und Scenen, in Bezug auf überzeugende Naturwahrheit nur die vorzüglichsten Pariser Meister der täuschenden Kunst des Schauspiels an die Seite zu stellen sind. Ein deutsches Theater ist wenigstens während der Sommermonate in einem Gartenlokal des mit Vergnügungsetablissements aller Art reichlichst ausgestatteten Petrowskijparkes, eine halbe Meile nördlich vor der Stadt, eröffnet. Die Leistungen der Truppe desselben und der dort auftretenden Gäste aus der Heimat finden nirgends ein dankbareres Publikum als hier.



Das Museum.

Das große Moskauer Museum, an der Snamenka in der Weststadt unweit der Erlöserkirche gelegen, ist der Stadt erst seit 1861 geschenkt, nachdem es seit seiner Gründung zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Reichskanzler Nikolai Rumjanzow in Petersburg bestanden hatte. Weithin sichtbar ragt sein von achtseitigem mittlerem Aufsatz mit flacher Kuppel gekrönter würfelförmiger, von korinthischen Säulen und Halbsäulen rings umgebener Bau auf seinem unteren, von zwei Eckpavillons in der Form griechischer Tempelchen flankierten Rustikageschoß aus den umgebenden Gartenanlagen hoch über alle anderen Gebäude jener Gegend mit Ausnahme der Erlöserkirche empor. Dies imposante Haus ist ursprünglich nicht

dafür gebaut gewesen. Es war ehemals das Hotel des reichen Moskauers Paschkow. In seinen weiten, aber doch kaum genügenden Räumen sind die durch kaiserliche Schenkungen und patriotische Legate bedeutend vermehrten Sammlungen untergebracht und zur täglichen Benutzung gestellt: die Bibliothek von 200 000 Bänden mit 3900 kostbaren Manuskripten; die Gemäldesammlung, zu welcher die Galerie der Eremitage in Petersburg zweihundert Bilder beisteuerte; das sehr interessante und reiche Daschkowsche Museum der russischen Völkerkunde, in welchem sämtliche Volksstämme, die das ungeheure Reich bewohnen, durch lebensgroße Figuren in den ihnen eigentümlichen echten Kostümen repräsentiert sind; eine Sammlung von Gemälden russischer Maler, darunter Hauptwerke des vielbewunderten genialen und seltsamen Iwanow, und eine Sammlung von Altertümern. Gleichfalls nahe der Erlöserkirche, nördlich gegenüber derselben, befindet sich ein zweites, ein privates und doch dem Publikum mit großer Liberalität an zwei Tagen jeder Woche ohne Eintrittsgeld geöffnetes Museum: das vom Fürsten Golizyn in seinem Palais etablierte. Auch hier finden wir eine kostbare Bibliothek, reich an alten Manuskripten und frühen seltenen Drucken, vereinigt mit einer Gemälde- und Antikensammlung und einem Kabinett älterer und fremdländischer, europäischer und ostasiatischer kunstgewerblicher Erzeugnisse, viele von auserlesener Schönheit. Das herrlichste Juwel der Kunst besitzt dies Golizyn-Museum in der kleinen Bronzestatue eines trunkenen Dionysos mit Weintraube und Schale in den Händen — eine wohlerhaltene griechische Arbeit der schönsten Zeit, gleichwertig dem Narziß und dem tanzenden Faun aus Pompeji.

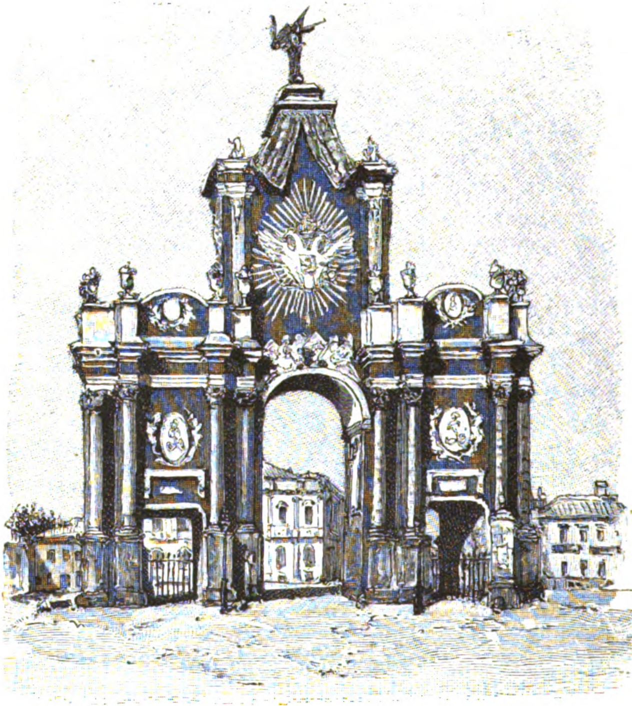
Daß jene alte Meinung, es fehle Rußland völlig der tüchtige, unabhängige, auf seiner eigenen Kraft ruhende, wohlhabende Bürgerstand, in welchem eine Hauptkraft Deutschlands und Frankreichs beruht, irrtümlich ist, davon kann man sich in Moskau in so manchen bürgerlichen Patricierhäusern überzeugen. Durch eigene Arbeit emporgekommen und zu großem Vermögen gelangt, haben die Väter ihren Söhnen eine Erziehung und Bildung gegeben, welche sie von ihrem Erbe den trefflichsten, segensreichsten Gebrauch zum allgemeinen Besten und zur Förderung der Kultur und aller höheren geistigen Interessen in ihrer Heimat machen läßt. Solche Moskauer Patricierhäuser sind z. B. die der beiden Brüder Tretjakow, von denen der eine einmal das Bürgermeisteramt der Stadt bekleidet hat, und das der Familie Bodkin, zu deren Söhnen auch der berühmte kaiserliche Leibarzt gehört.

Das Haus der Bodkins, mit dem edlen Luxus und vollendetem künstlerischem Geschmack im Stil eines alten deutschreichsstädtischen Patricierhauses eingerichtet, enthält eine Sammlung von Meisterwerken moderner Malerei, der deutschen, französischen, spanischen und russischen, wie kein Liebhaber von der höheren Ordnung in westeuropäischen Städten eine an ausgewählten Perlen der Kunst reichere besitzt. Von den Brüdern Tretjakow hat der eine seine Sammlerlust in ähnlicher Richtung bethätigt und in den Salons seines palastartigen Hauses ebenfalls eine Galerie von trefflichen Gemälden aller modernen Schulen zusammengebracht. Der andere Bruder hat in einem, seinem Hotel eigens dazu angebauten großen, mehrstöckigen Galeriegebäude ein Museum von Bildern ausschließlich russischer Künstler gegründet, das viele hundert Nummern zählt und uns die Entwickelung dieser nationalen Malerei von ihren Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart an den besten Werken aller hervorragenderen Meister verfolgen und studieren läßt, wie es nirgends sonst möglich wird. Ein Studium übrigens, das uns gar manche Überraschung bringt und mit aufrichtiger Bewunderung für ein Kunstschaffen erfüllt, von dem wir in Deutschland gänzlich unklare und ungenügende Vorstellungen haben.

Daß die Liebe zu den sinnlichen und materiellen Genüssen des Lebens in den reichen wie in den armen Klassen der Moskauer Bevölkerung, trotz solcher Beispiele einer schönen, opferfrohen Hingabe an die ideellen Interessen, weit stärker und allgemeiner verbreitet ist als die für die rein geistigen — wer wollte es bestreiten! Wenn aber jemals in irgend einer Stadt für die Befriedigung dieser stärksten und verbreitetsten menschlichen Neigungen, der harmlosesten wie der lasterhaftesten, ausgiebig für den raffiniertesten wie für den naivsten und brutalsten Geschmack, gesorgt war, so ist es im heiligen Moskau. Es dürfte den Preis darin mit Paris teilen und sogar manches bieten, was auch diese altberühmte Stadt des Vergnügens nicht zu geben hat. Etablissements wie den Eremitagegarten, in welchem Theater, Cafés chantants, Orchesterkonzerte, Restaurants von jeder Art vereinigt sind und in denen die besser situierte Herrenwelt völlig ungeniert den intimen Verkehr mit den dort allabendlich unter den Bäumen des von den mächtigen elektrischen Bogenlampen mondhell erleuchteten schönen Parkes in Scharen zusammenströmenden, gefälligen „verlorenen schönen Kindern mit gemalten Wangen" öffentlich betreibt und sich kaum versagt „heimlicher Freuden vor den Augen des Volks übermütiges Offenbarsein" — solche Institute „zum Vergnügen der Einwohner" haben auch andere Großstädte, wenn auch sicher nicht von großartigerem Maßstab der Anlagen, aufzuweisen. Nur würden sich die Offiziere aller Grade in Uniform anderswo doch scheuen, sich öffentlich in solchem Verkehr zu zeigen. Was man aber in anderen Orten vergebens suchen würde, sind Etablissements wie die hauptsächlich draußen im Park von Petrowsk gelegenen: Alhambra, Marokko und andere, mit ihren dort allabendlich stationierten Bataillonen von Zigeunersängerinnen, -Sängern und -Guitarristen und von national uniformierten hübschen schwedischen, österreichischen, russischen Sängerinnen. Diese produzieren ihre Künste nicht etwa öffentlich vor dem in den großen Sälen und Gärten der brillant ausgestatteten Lokale massenhaft versammelten trinkenden und tafelnden Publikum. Man muß einen ganzen Chor dieser Damen engagieren, welche der dafür teuer zahlenden Gesellschaft in einem der besonders für diesen Zweck zu mietenden großen Kabinetts ein Privatkonzert geben, wobei der Champagner nicht geschont zu werden pflegt, um — die Stimmen frisch zu erhalten. Auch hohe Offiziere, junge Großfürsten sogar, haben wir während der Krönungszeit dort ohne die mindeste Scheu sich diesen — musikalischen Genüssen, von zwanzig bis dreißig meist jungen, oft sehr hübschen und freisinnigen Sängerinnen bereitet, mit Leidenschaft hingeben sehen, ohne daß sie es auch nur für nötig erachtet hätten, die großen Fensterflügel der dazu benutzten Kabinetts zu schließen.

Andere durchaus eigentümlich und russisch-national geartete Etablissements in Moskau sind jene großen und kleinen, eleganten und schäbigen „Traktirs", in welchen der in ungeheuren Massen konsumierte Thee wie alle Getränke und Speisen von Kellnern serviert werden, die statt im mehr oder weniger befleckten schwarzen Frack, wie ihre westeuropäischen Kollegen, ganz in sauberen weißen Kostümen russischen Schnitts, dem kurzen rotumgürteten hemdartigen Kittel über den Hosen, erscheinen. Der Thee ist durchweg von einer Vortrefflichkeit, wie man ihn außer in Holland und Schleswig in keinem Lande Europas erhält; die Speisen sehr gut und sehr schmackhaft zubereitet (mir persönlich dünkt die russische Küche die erste der Welt). Die „Sakuska", dem „Bramwin-Smörgasbord" der Schweden entsprechend, verdoppelt den Reiz jeder Mahlzeit, wenn sie auch zuweilen den Appetit durch die Fülle seiner köstlichsten Befriedigungen verdirbt. Kurz, ein solcher Traktir der höheren Rangordnung wäre der vollkommenste aller Restaurants, wenn das Behagen des Westeuropäers darin nicht gar zu unerbittlich gestört würde

durch das immerwährende lärmende Spiel der großen kostbaren mechanischen Orchestrions, die in keinem derartigen Lokal Moskaus fehlen und mit ganz geringen Ruhepausen unausgesetzt ihr Programm von Märschen, Ouverturen, Finales, Walzern und Quadrillen aus klassischen Opern und tollen Operetten mit gleich tosendem Aufgebot von Pauken und Trompeten herunterorgeln.



Die Rote Pforte.

Ebensowenig wie diese weißen Kellner der russischen Traktirs und Theehäuser danken auch die „Istwoschtniks", die Kutscher, erst der modischen Bevorzugung alles National-Russischen, welcher zuliebe die Uniformierung des Heeres und der Polizeimacht eine so gründliche Umgestaltung erfahren hat, ihre russische Tracht: den langen dunklen Kaftan, den niederen Hut und die Pelzmütze im Winter. Sie war ihnen von je zu eigen. Gewiß auch seit langer Zeit schon bewahren die öffentlichen einspännigen Wägelchen, die Droschkys, ihre eigentümliche Form, welche ihre Benutzung durch zwei Personen nur dann gestattet, wenn jede von diesen den einen Arm um die Taille des Fahrgenossen legt, um sich und ihn zu halten. In der äußeren allgemeinen Form der St. Petersburger ganz gleich, sind sie in Bezug auf Sauberkeit, guten Zustand der Polster und des Lederzeugs, wie auf das Aussehen und die Leistungsfähigkeit der Pferde himmelweit von jenen verschieden. In allen diesen Hinsichten ist die elendeste Alt-Berliner Droschke zweiter Klasse noch ein Muster der Eleganz und Nettigkeit mit den Moskauer Straßendroschkys verglichen. Dafür aber sind die Kutscher in der großen Mehrheit wahrhaft liebenswürdige Burschen. Ihre Zuthunlichkeit, ihre immer gute Laune, ihre Naivetät in den Versuchen, den Fahrgast zu übervorteilen, der Humor, mit dem sie sich darein finden, auf einen Gescheiteren getroffen zu sein, der sich von ihnen nicht prellen läßt, der komische Eifer, womit sie sich zu unserem Dienst drängen, sich gegenseitig unterbieten und sich den Fahrgast wie eine köstliche Beute streitig machen — das alles macht es wahrhaft amüsant, sich mit ihnen einzulassen. — Bei den enormen Entfernungen innerhalb der Stadt erweisen sich die sie nach allen Richtungen durchschneidenden und zu den benachbarten Lieblingsvergnügungsorten, wie dem Walde von Ssokolniki und dem Park von Petrowskij, hinausführenden, völlig westeuropäisch organisierten Pferde-

bahnen als ein wahrer Segen für die Bevölkerung.

Es wäre unbillig, zu verschweigen, daß Moskau freilich die elendesten Droschkys, aber auch die „menschenwürdigsten" Fuhrwerke und Gespanne uns zur Verfügung zu stellen hat, die ich in allen Städten Europas gefunden habe. Das sind die echten Moskauer Troikas mit ihren Drei- und Fünfgespannen, wie sie jeder reichere und vornehmere Einwohner zu eigen hat und wie man sie zu Ausfahrten, allerdings für sehr teure Preise, mieten kann. Ich kenne keine Art und keine Maschine oder Instrument der künstlichen Fortbewegung, deren Anblick und deren Benutzung so nervenerregend, so elektrisierend, so den Sinn berauschend wirkte wie die im vollen Rosseslauf dahinstürmende Moskauer Troika der vornehmen Gattung, mit dem im pfeilschnellen Jagen doch nie aus dem Trabe fallenden Mittelpferde unter dem in hohem Bogen über ihm geschwungenen, reichverzierten Joch, dem Krummholz, und den im Galopp neben ihm wirbelnden Seitenpferden, mit dem nachwehenden, mit Silber oder Messing beschlagenen, mit Kaurimuscheln besetzten Riemenzeug, dies Gespann von dem Kutscher — im langen dunkelblauen, wenig unterhalb der Achseln gegürteten Kaftan, in mit Pfauenfedern geschmückter Mütze auf dem bärtigen Kopf — fast nur durch Zurufe gelenkt und zum rasenden Laufe angetrieben. Der Reiz, den das Fahren darin und das Fahrensehen gewährt, ist gleich packend und fesselnd im Winter wie im Sommer, ob die Troika die Form des kleinen Schlittens oder des offenen Wagens von Droschkyform annimmt. Der schönste und beliebteste Schauplatz des eleganten Moskauer Wagenkorsos und des Paradierens der glücklicher situierten Minderheit sind die Wege und Plätze des dortigen „Bois", des großen öffentlichen Parkes, welcher sich eine halbe Stunde vor dem Triumphthor, am nordwestlichen Ende der Fortsetzung der Twerskajastraße beginnend, rings um das und hinter dem nahe der Petersburger Chaussee gelegenen kaiserlichen Schloß Petrowskij ausdehnt. Dies in rotem Backstein mit weißen Kanten, Fensterumrahmungen u. s. w. in einer Art von lombardisch-gotischem Palaststil erbaute, ursprünglich von Katharina II. gegründete, von Napoleon I. bewohnte, von den Franzosen bei ihrem Abzuge von Moskau verbrannte und später wieder in alter Gestalt erbaute Lustschloß bewohnte Kaiser Alexander III. wie seine letzten Vorgänger während der Tage zwischen seiner Ankunft zur Krönungsfeier und seinem feierlichen Einzuge in den Kreml. Der Park enthält reizende Villen, Vergnügungsetablissements und Traktirs aller Art, das Lokal des deutschen Klubs, das Sommertheater und eine Menge anmutiger Promenaden zwischen den Birken- und Fichtendickichten und wohlgehaltenen Gartenanlagen. Seine Wege werden allerdings an üppiger und kunstloser natürlicher Schönheit der sie einhegenden Partien durch die verschiedenen radienförmigen „Proßjeki" oder Durchhaue des prächtigen Laub- und Nadelholzwaldes Ssokolniki im Nordosten nahe vor Moskau, dem zweiten volkstümlichsten Lieblingsziel aller Ausflüge und Promenaden, noch überboten.

Er möge die Grenze dieser Wanderungen durch Moskau machen. Zwar ließen dieselben noch so manchen wichtigen Punkt des Inneren und der Umgebung unberührt, aber meinen Lesern werden sie dennoch hoffentlich von der charakteristischen Eigenart dieser merkwürdigen Stadt eine genügende Anschauung verschafft haben, um sie es verstehen zu machen, wie dies Herz Rußlands trotz alles Fremden, Feindlichen, Widerstrebenden in seiner Erscheinung, seinem Wesen und seinen Lebensäußerungen auch das des Nichtrussen für sich erobern kann.





Das Räuberleben der Säugetiere und Vögel.

Von

Adolf Müller.

Die Raubsäuger und -vögel — dort die reißenden Fleischfresser, carnivora, feroces, hier die raptatores der Wissenschaft — kennzeichnen sich schon in ihrem Äußeren. Sie tragen beide die sichtlichen scharfen Waffen und Wehren, die Krallen oder „Fänge" an den Füßen, sie besitzen die Reiß- und Fangzähne, beziehentlich die scharfen hakigen Schnäbel, mit welchen sie den Raub oder die Beute packen, festhalten und zerfleischen. Zudem haben ihnen die Eigenschaften der Stärke und Gewandtheit, die scharfen Sinne des Gesichts, Gehörs und Geruchs das Wesen der Selbständigkeit, des Selbstbewußtseins verliehen, und kraft dieser hat ihnen der beständige Siegeskampf mit ihren Opfern das Siegel der Gewalt und Herrschaft unverkennbar aufgedrückt. Das Bild und Wesen des Löwen entdeckt auch dem unkundigsten Auge den „König der Tiere", und aus Blick und Haltung des Adlers spricht die beredteste Sprache des Herrschers der Lüfte.

Es ist also der Charakter, der Geist, welcher diesen Tieren innewohnt und dessen Wesen uns beschäftigt.

Fürs erste ist hervorzuheben das Temperament, jene seelische Stimmung, die Gemütsverfassung unserer Räuber. Auch wenn wir bei den Raubsäugern die Grenzen erweitern und die sogenannten Insektenfresser, die Nager — deren Ausläufer, die Raubbeutler Neuhollands, sich ja enge an die eigentliche Raubhorde der Säuger anschließen — mit betrachten: sie alle von den großen reißenden Katzen bis zum Maulwurf und der Spitzmaus, bis zu unserem Eichhörnchen, den Ratten und Mäusen und anderen Nagern hin sind lebhafte, erregte Naturen. Ihre große Lebensspannung wendet sich der räuberischen Laufbahn zu. Aber in dem Raubmorde gipfelt sich das entschieden heiße Temperament der Räuber par excellence zum Ingrimm der Mordlust, zur Gier des Blutdurstes. Auf diesem Höhenpunkte der Temperamentsäußerung entdeckt sich ein merkwürdiger Zug der wahren Räuber: die Leidenschaft kreist bis zur Grenze der Tollheit, und in diesem äußersten Taumel der Gemütsüberspannung giebt sich das Tier dem Trunk des Blutes von seinem Opfer hin. Welchen Eingeweihten hätte noch nicht der Blutdurst eines Marders oder Hermelins in Erstaunen gesetzt, wenn dieselben in dem Massenmorde eines Hühnerhauses sich wutberauschen; welcher Kundige war nicht schon Zeuge von dem rasenden Beginnen eines kleinen Wiesels, das die Todesjagd unter Mäusen in den Wirbel der Raserei reißt!? Aber selbst der Anblick oder der Geschmack des Blutes von dem Opfer weckt auch schon die Mordlust. Wir haben Beispiele, daß von der Stachelzunge des Löwen aus der Haut gelockte Blutstropfen den Mordsinn des gewaltigen Raubtieres wecken können. Das sind sprechende Bei-

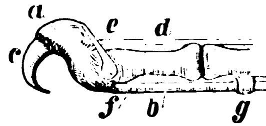
chen der Hoch- und Heißlebigkeit, eines leicht erregten, stürmischen Temperamentes.

Auch in den Raubvögeln haust das heiße Blut in vollem Maße, noch hochgradiger als in den Raubsäugern. Kennzeichnet den Vogel überhaupt schon eine empfindliche, reizbare Organisation, so spricht sich die Sensibilität in erhöhtem Grade noch bei den Raubvögeln aus. Schon in einigen Übergangsformen anderer Vogelfamilien zu diesen, wie z. B. den Würgern, den Rabenvögeln, den Kuckucken und selbst in unserem Mauersegler, beobachtet man diese Steigerung des Temperamentes. Die Heißblütigkeit, die Reizbarkeit des Nervensystems führt hier sichtbar wesentliche Kerffresser hinüber auf die Bahn der Fleischfresser, der wahren Räuber.

In ungleich höherem Grade aber ergreift die stürmische Begierde, die exaltierte Gemütsstimmung die Falken, die Adler und die Habichte bei der Todesjagd auf andere Tiere. Das Herabstoßen auf die Beute und deren Verfolgung geschieht stets in der rapidesten Weise; den Habicht und Sperber nimmt das Raubfieber so gefangen, daß sie, aller sonstigen Vorsicht bar, blindlings auf die Beute stürzen, kein Hindernis achten, also daß sie oft Fensterscheiben zertrümmern und andere Hindernisse durchstoßen und beim Verfolgen solchermaßen entweder den Kopf einrennen oder in Räumlichkeiten dringen oder sich in Hemmnisse verstricken, die ihnen Gefangenschaft oder Tod bereiten.

Dieser hohen Gemütsspannung stehen bei den wahren Räubern die entsprechendsten Sinne und Gliedmaßen, überhaupt der geeignetste Körperbau zu Gebote. Wir haben schon mehrmals bei Besprechung von Lebensäußerungen im Tierreich darauf hingewiesen, daß da, wo ein Naturtrieb, eine zwingende Notwendigkeit herrscht und ein lebendes Wesen leitet, auch Mittel und Werkzeuge vorhanden sind, diesem Triebe dienstbar zu sein. Auch dem seelischen Triebe im Raubtier gesellt sich die leibliche Hilfe zu dessen Ausführung. Es ist angedeutet, daß das Raubwesen des Raubsäugers von dem Gebiß und den bewehrten Zehen, sowie der ganzen Körperbeschaffenheit vollkommen unterstützt wird. Diese Thatsache erhält sprechende Gewähr in der merkwürdigen Zehengliederung der vollendetsten Raubsäuger, der Katzen, durch die Einziehbarkeit und Streckung ihrer Klauen vermittels der Einrichtung der Zehen in Form doppelter Hebel, die das Entrinnen der gefaßten Beute naturgesetzlich verhindert. Das vorderste Zehenglied der Pfote mit den Krallen wird durch einen starken Beugemuskel vorgeschoben, während es in der Ruhe zwei sehr elastische Bänder, in der Pfote zurückgeschlagen oder eingezogen, aufrecht erhalten, wie dies die der Figur 1 beigegebene Erklärung darthut. Die Fang- oder Eckzähne der

Figur 1.



Krallenglied der Katze mit Muskelvorrichtung.
(Nach Leunis' „Synopsis des Tierreichs".)

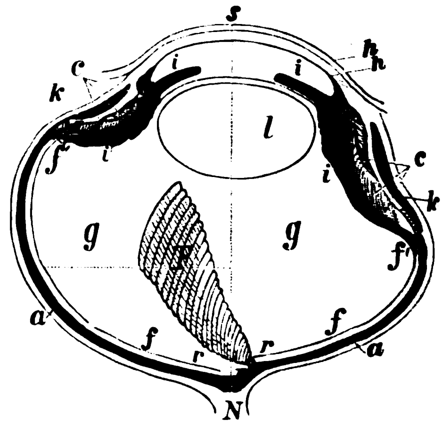
a letztes, b vorletztes Zehenglied, c Kralle, d Sehne des Streckmuskels der Zehe, e schiefes elastisches Band, das der Sehne d hilft, das letzte Zehenglied a mit der Kralle c zurückzuziehen. f Sehne des Beugemuskels, der a mit c bei dem Ausrecken des Fußes herabzieht, so daß die Kralle hervortritt.

hundeartigen Räuber sind gleichfalls ein Beweis für unsere Behauptung. Hier ersetzen die hervortretenden starken Waffen des Gebisses die mangelnden Krallen an den Zehen. Und in der That! was die Katze mit den Fängen ihrer Pfote beim Raubsprung vollführt, das bewerkstelligt der tapfere Hund und seine Gattungsverwandten glänzend durch ihr gewaltiges Packen oder Fassen mit dem Gebiß. Die Saurüden und Doggen packen und halten den stärksten, wüstesten „Keiler" (Eber) der Wälder; der Bullenbeißer erringt seinem Namen bewundernswerte Anerkennung, wenn er den wütenden Bullen mit seiner natürlichen Zange im Gebiß an der Nase faßt und den Tierkoloß im Verein mit der Sehnenkraft seines Körpers an die Stelle bannt.

Dem Raubvogel gehen freilich die scharfen Waffen eines Gebisses ab; aber dieser Mangel — wenn man auch ganz von dem hakigen, scharfbekanteten Schnabel absieht — ersetzt sich durch die erstaunliche Flugfertigkeit des Vogels und durch die verhältnismäßig noch viel furchtbareren Waffen der bekrallten Füße, die vorzugsweise und mit Recht als Fänge bezeichnet werden. Wie erwähnt, stoßen mit Blitzesschnelle Räuber, wie Adler und Falken, auf die Beute und schlagen die Fänge tief in die Opfer. Genau berechnende Ermittelungen haben das große Übergewicht der Flüchtigkeit der gefiederten Räuber über diejenige der schnellsten Säugetiere dargethan. Was ist die Geschwindigkeit eines englischen Renners und eines Windhundes, die im Maximum 12 bis 15 m in einer Sekunde betragen kann, gegen diejenige eines Edelfalken, welcher 72 m in einer Sekunde durchmißt!

Noch ist ein merkwürdiges Organ der Raubvögel näher zu betrachten, was wir namentlich bei den Adlern und Falken im höchsten Grade ausgebildet finden und was diesen Tieren beim Raub außerordentlich förderlich wird. Es ist das große, herrlich glänzende Auge, der edelste Sinn dieser Könige der Lüfte. Auf diesen so entwickelten Sinn sind sie wesentlich angewiesen. Er ist ihr Späh- und Leitorgan. Der Augapfel an sich ist weniger bewegungsfähig, ein Mangel des Vogelauges gegenüber dem der Säugetiere, welcher aber durch die große Wendbarkeit des Halses größtenteils aufgehoben wird. Der Raum- und Gewichtsersparnis halber entfernt sich die Gestalt des Vogelauges von der Kugelform und nimmt eine kegel- oder birnförmige Rundung an, die nach hinten plötzlich auseinander geht. Hierdurch wird die Sehachse (s r, Fig. 2) eine lange, sowie die bildaufnehmende Schirmfläche (f f) möglichst breit, zwei Vorzüge des Vogelauges. In der äußeren weißen Haut (Lederhaut, sclerotica) teilen sich zwei platte Äste, die einen Knochenring aufnehmen (k k), der aus zehn bis dreißig ziegelförmig ineinander geschobenen Knochenplättchen (p p, Figur 4) besteht und dem Auge Halt und Form verleiht. Bei den Raubvögeln, besonders aber — wie wir weiter unten sehen werden — im Auge der Nachtvögel ist dieser Ring sehr ausgebildet, so daß der Augapfel von diesem Gebilde wie von einer vorn und hinten offenen Kapsel eingeschlossen erscheint. Eine äußerste vordere Wölbung erhält der Augapfel schon durch seine Hornhaut (cornea), die den vorderen Teil der sonst undurchsichtigen Lederhaut bildet und so für die Lichtstrahlen den ersten durchsichtigen Raum, das „Fen-

Figur 2.



Horizontal-Durchschnitt des Auges vom Hühnerhabicht, 1,75 mal vergrößert. (Teilweise nach Dr. Fr. Hoich aus XVII. Jahrgang der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“.)

ster“, die Pupille, herstellt. Die Ansichten über die Bedeutung der Hornhaut gehen auseinander. Einerseits wird behauptet, sie sei unveränderlich, andererseits wird auf die feinen, nur dem Vogelauge eigentümlichen Muskelfasern an der inneren Fläche dieses Hautgebildes verwiesen (die sogenannte Cramptonsche Muskelvorrichtung), welche durch Anziehen die gewölbte Oberfläche der Hornhaut abflachen und so die Sehachse verkürzen könnte. Hinter der Hornhaut ist ein weiteres Hautsystem entwickelt, das man uvea oder Traubenhaut nennt, die, in ihrer Gesamtheit abgelöst, einer Traubenbeere gleicht. In

dieser sondern sich ab: die Ader- oder Gefäßhaut (chorioidea, a a), welche sich an die innere Fläche der Hornhaut anschließt und nach der dem Inneren des Augapfels zugekehrten Fläche mit einem Farbstoff bedeckt ist, eine natürliche camera obscura herstellend; ferner der mit der Aderhaut durch Übergangsfasern verbundene Ciliar- oder Strahlenkörper (corpus ciliare, c c); endlich die Iris oder Regenbogenhaut (i i). Der Strahlenkörper besteht aus einem die Linsenkapsel oder Linsenhülle umgebenden Ring strahliger Muskelfasern, Ciliarmuskeln mit ihren Ciliarfortsätzen (f′ f′). Diese Muskelvorrichtung, welche nach Hosch „gleich einem Kautschukring das ganze Auge umgiebt", besteht aus sogenannten quergestreiften Muskeln, welche den im Tierkörper der Willenskraft unterworfenen Sinneswerkzeugen angehören, während die den Säugetieren zukommenden betreffenden Muskeln glatte Muskelfasern sind, welche den dem Willen entzogenen vegetativen Organen unterstehen, also nur unwillkürlichen Einwirkungen folgen. Die in einer durchsichtigen Kapsel eingeschlossene Linse (l) und der Glaskörper (g) sind mit der Netzhaut (retina, r) die Hauptgebilde des Auges. Durch die konvex-konvexe Linse werden die durch die Hornhaut gehenden Strahlen eines Bildes gebrochen und dringen durch den Glaskörper, den mit farbloser, salziger, krystallheller Flüssigkeit angefüllten Raum, bis auf die im Augengrunde befindliche Membran, die Netzhaut. Hier empfängt der Sehnerv (N), der sich, die sclerotica und cornea durchbrechend, rechts und links bis an den Ciliarkörper über die Pigmentzellengebilde der Gefäßhaut verzweigt, das Bild und bringt dessen Eindruck zum Bewußtsein. Noch ist eines Gebildes zu erwähnen, das auch angedeutet bei einigen Fischen und Mollusken vorkommt, aber im Vogelauge erst in vollkommener Ausbildung besteht: der Fächer oder Kamm (F), eine faltige, von Blutgefäßen durchzogene Membran, welche am Eingang des Sehnervs aus der Gefäßhaut entspringt und oft bis zur hinteren Linsenfläche frei in den Glaskörper hineinreicht, bei den Eulen im Gegensatz zu den Tagraubvögeln aber weniger ausgebildet erscheint. Die Funktionen dieses Organs sind bis jetzt noch nicht klar erkannt. Es soll zur teilweisen Brechung oder Ablenkung gewisser Lichtstrahlen dienen — eine Annahme, die im Hinblick auf die zurücktretende Ausbildung desselben im Eulenauge Wahrscheinlichkeit erhält. Auch über die Verrichtungen der anderen beschriebenen Organe ist man geteilter Ansicht, selbst noch unsicher. Die am meisten vertretenen Annahmen sind wesentlich folgende. Der Ciliarmuskel mit seiner Faserverbreitung — der sich, wie wir wissen, als ein elastisches Band um die Linsenkapsel schlingt — bewirkt nach Helmholtz durch seine Zusammenziehung ein Erschlaffen oder Nachlassen des Bandes, worin die Linse aufgehängt ist, zufolgedessen dieselbe „eine ihrem normalen Elasticitätsgrad entsprechendere, nämlich konvexe Form bekommt; umgekehrt, wenn der Ciliarmuskel beim Nachlaß der Accommodation in seine Ruhestellung zurückkehrt, wird zugleich das Aufhängeband der Linse straffer, und diese nimmt infolge des Zuges an ihren Rändern flachere Form an". Neben dieser Hauptvorrichtung bei der Accommodation oder der anbequemenden Stellung des Auges zum Erkennen näher oder entfernter rückender Gegenstände macht sich aber auch noch eine durch Versuche erprobte geltend. Die Übergangsfasern des Ciliarmuskels stehen, wie oben gesagt, mit der Aderhaut in Verbindung; sobald sich nun die Fasern zusammenziehen oder verkürzen, wird die Aderhaut und mit ihr die Netzhaut etwas nach vorn gezogen, zugleich aber auch zufolge des hierdurch entstehenden Druckes im Augengrund der Glaskörper und die Linse noch mehr nach vorn gerückt. Nach diesen Vorgängen begreift sich die flachere Wölbung der vorderen Linsenfläche bei den Adlern u. a., die in großer Höhe eine konvexe Einstellung für die Nähe nicht brauchen, wie umgekehrt die stark gewölbte Fläche der Linse bei den Nachtvögeln, die viel grö-

ßere, angestrengtere und öftere Accommodation der Sehkraft in der Nähe bedürfen.

Es treten nach dem Vorausgegangenen also unter Direktion des ausgezeichnetsten Organes, des Gesichtes, Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke während der räuberischen Handlungen im Gebrauch vorzüglicher Naturwaffen in Aktion, um mit Meisterschaft den Erfolg zu krönen. Aber wenn auch alle diese Eigenschaften und Funktionen geweckt und getragen werden von dem gewaltigen Naturhange, dem herrschenden hitzigen Temperament, so tritt doch bei der Ausführung des Raubwesens der intellektuelle Leiter in den Vordergrund. Alle vollendeten Räuber zeichnen sich durch geistige Eigenschaften aus, viele beweisen Vorsicht, Klugheit, Überlegung im Handeln, in ihren Unternehmungen, wie wir sogleich sehen werden.

Neben den blinden und tollen Äußerungen, in die sich das Temperament der Räuber verirrt, äußert sich noch ein ganz besonderer Zug dieser bevorzugten Wesen. Es ist dies eine Aufgeräumtheit, eine Hochlaunigkeit, wenn wir so sagen dürfen, eine tierische Genialität, welche sich dem Tieferblickenden entdeckt und welche eben wohl ihren Ursprung hat in dem Gemütszustand dieser Tiere. Diese Hochlaunigkeit, sie ist vergleichbar der Jagdlust, dem Sport des Menschen. Wenn auch im allgemeinen das Raubwesen im Tierreich sich als eine Folge des Ernährungstriebes darstellt, so liefern uns doch unzählige Beispiele unter den Säugern und Vögeln Beweise, daß sie ihre Jagd auch nach vollkommener Sättigung fortsetzen, ja verstärkt, erhöht fortsetzen. Gerade manche unserer heimischen Raubsäuger beweisen uns glänzend diesen aufgeräumten Jagdeifer, diesen Sportsinn.

Unter den Raubvögeln treffen wir auf anders nuancierte interessante Seelenzüge dieser Art in dem Verhalten der Edelfalken. Unter diesen besonders der Wanderfalke läßt häufig seine eben erhaschte Beute fahren, um sie lauernden und andrängenden Bussarden und Milanen zu überlassen. Der Falke ist viel kühner und starkbewehrter als diese Räuber zweiten Grades, er giebt seinen Raub nicht preis etwa aus Mangel an Mut. Freilich ist er unvermögend, sich gegen die frechen Aufdringlinge auf plattem Boden zu wehren, und geht gern skandal- und lärmerregenden Scenen aus dem Wege.

Alle wahren Räuber besitzen eine staunenswerte Geduld und Ausdauer im Lauern auf Beute. Stundenlang haben wir Wander- und Baumfalke, den Habicht und Sperber beobachtet, den ersteren frei auf einem Stumpf, Pfahl, einem Grenzstein oder einer sonstigen Erhöhung des Bodens, die anderen im Dämmer des Baumlaubes verborgen, Ausluge haltend in die Umgegend. Unter noch so scheinbar in sich gekehrter, nachlässig aufgeblähter Haltung sitzt der Vogel auf der Warte, immer wach mit dem fernrohrartigen Auge. Jetzt plötzlich entdeckt das scharfe Gesicht einen Flug Tauben oder anderer Vögel in der Ferne. Wie glänzt das sich bald verengernde, bald erweiternde Auge, wie reckt sich der Vogel glatt und glätter zum Abflug, den er endlich mit vollkommenem Überblick der Terrainverhältnisse und Planmäßigkeit ausführt, hier verdeckt durch Baumgruppen, dort geschützt durch einen bebuschten Rain, hier wieder durch das Wachstum des Feldes oder auch nur durch eine Erhöhung des Bodens, tief an demselben hinstreichend, um urplötzlich mit staunenswerter Geschicklichkeit die Höhe zu gewinnen über den überraschten und aufstiebenden Flug der Tauben. Wehe derjenigen, die sich von dem gewöhnlich eng zusammendrängenden Trupp durch das jähe Dazwischenstürmen des Räubers trennt! Sie ist im nächsten Augenblick die Beute des herabstoßenden Feindes.

Bei diesen Angriffen verfahren übrigens die erwähnten hervorragenden Räuber verschieden. Während der Baumfalke, der Habicht und Sperber ihre Beute nicht bloß durch den Stoß zu erhaschen oder zu „schlagen“ suchen, sondern das ausersehene Opfer auch durch Dick und Dünn in Baum und Strauch, sowie auf der

Erde ungestüm verfolgen, vermag der Wanderfalke trotz seiner großen Flüchtigkeit den Raub bloß durch den Stoß in der Luft zu erhaschen. Keinen sitzenden oder schwimmenden Vogel kann dieser Falke rauben. Die merkwürdige Naturgabe der Vögel läßt sie diesen Vorteil auch gebrauchen bei dem Nahen dieses furchtbaren Feindes. Entweder die Überraschten drücken sich wie leblos an die Erde und sonstige Gegenstände oder verkriechen sich in Erdlöcher und Spalten, in das Gezweig von Baum und Strauch und sind vor dem Dränger sicher. Die Wildenten retten sich womöglich kraft dieses instinktiven oder aus der Erfahrung geschöpften Gebarens vor der wilden Jagd dieses Falken durch jähen Sturz auf irgend eine Wasserfläche oder auch zuweilen in äußerster Not durch Einfallen in Gräben oder an Raine. Mit laut hörbarem Rauschen saust der in der oben beschriebenen Weise gedeckt und niedrig ankommende und sich jählings schief erhebende Räuber den Überraschten nach zur Tiefe mit einer Schnelligkeit, die nur einen dem Auge erkennbaren Schattenstreif von dem Stoßenden zurückläßt. Mißlingt der Angriff dem Falken, so läßt er, seines Unvermögens sich bewußt, eine Beute auf platter Erde oder von dem Wasserspiegel aufzunehmen, meist von weiteren Angriffen ab und strebt in die Ferne zu neuen räuberischen Abenteuern. Im übrigen ist sein „Kröpfen" (Verschlingen, Fressen) von kleineren Vögeln in der Luft als ihm ganz eigentümlich zu erwähnen und stimmt mit seinem flüchtigen, hastigen Wesen überein.

Ganz anders das Verhalten des Baumfalken und noch viel mehr das des Habichts und Sperbers. Des Baumfalken Raubmethode ist zwar sehr häufig ebenfalls der Stoß in der Luft; allein seine Erbeutung erstreckt sich namentlich bei Baumvögeln, wie Meisen, Drosseln, Finken, Ammern und Sperlingen, auch auf den queren oder horizontalen Fang durch Einholen und mittels Verfolgung in das Innere der Baumverzweigungen. Er stößt die sich mit ihresgleichen jagende oder langsam mit Gesang aufsteigende oder niederschwebende Lerche durch geschickten Aufschwung und meisterhaft ausgeführten Niederstoß oft knapp über der Saat und selbst noch in den Halmen derselben. Ebenso gewandt hingegen erjagt dieser Schrecken des Kleingeflügels auch die genannten Vögel im Gezweig der Bäume wie in Hecken und Sträuchern. Erstaunlich ist dabei seine Geschicklichkeit, im Fluge sich durch die dichtesten Baumkronen den Verfolgten nachzuwinden und diese zu schlagen. Der Habicht und Sperber endlich sind diesem speciellen Verfolgen noch mehr hingegeben als der Baumfalke. Wir haben den Habicht Eichhörnchen ringelförmig an Stamm und Geäste anhaltend verfolgen sehen, welche Jagd von der erstaunlichen Gewandtheit und Ausdauer dieses Raubvogels zeugte. Zwar auch in plötzlichen listigen Überfällen Meister, steht doch die Fluggewandtheit des Habichts und Sperbers derjenigen der beiden geschilderten Falken nach. Dagegen ersetzt die ungestüme Wildheit und die oft jedes Hindernis verachtende Beharrlichkeit in den Raubangriffen dieser frechsten unserer Raubvögel dasjenige, was ihnen an dem höchsten Grade der Schnelligkeit abgehen mag. Was wir oben von der blinden Leidenschaft und der tollen Verfolgung der gefiederten Unholde erwähnten, ist das charakteristische Merkmal der Raubmanier von Sperber und Habicht.

Der Gewandtheit, getragen und gelenkt durch Berechnung in kluger Benutzung örtlicher Deckungen und Vorteile, folgt nunmehr die Ausübung körperlicher Kraft, mit welcher die oft schwere Beute davongetragen wird auf einen sicheren Platz. In der Regel ist dies bei den genannten Raubvögeln die Erde, entweder eine von Wachstum oder sonstiger Deckung verborgene Stelle oder aber ganz entgegengesetzt ein freier Hügel. Doch vom Habicht und zuweilen auch vom Baumfalken wird auch der Baum zum Kröpfen erkürt. Hier wird die geschlagene Beute durch den überhakigen Schnabel gerupft, zer-

fleischt und in großen Brocken verschlungen. Öfters ist dem Kundigen bei den gewöhnlich stürmischen Raubüberfällen Gelegenheit geboten zur Wahrnehmung der Zurückhaltung und des Sichselbstbekämpfens der Stößer. Diese vermeiden alle lärmenden Scenen, alles Aufsehenerregende während ihrer Angriffe, sogleich von denselben ablassend, sobald ihr Scharfblick störende Dazwischenkunft bemerkt. So ist ihnen neben dem oben angeführten Unvermögen, auf dem Boden entschieden sich zur Wehre zu setzen, das alarmierende Eingreifen der Rabenvögel verhaßt, und sie fliehen diese gefiederten Wächter der Fluren wie nur eine Diebs- und Räuberbande die Polizeimannschaft der menschlichen Stätten. Auch warnen die Schwalben und Bachstelzen die anderen Vögel vor den ankommenden Räubern in Schelt- und Zankstrophen. Der Wanderfalk aber wird als der gefährlichste in der Luft, der selbst die Rauchschwalbe bisweilen schlägt, von dieser in dem eigentümlichen Todesangstton „flüh flüh" angezeigt.

Wie die Edelfalken geschildertermaßen ihren klaren Blick beim Lauern in alle Ferne senden, so gebrauchen die hoch im Äther kreisenden, wie auf hoher Warte fußenden Adler das mächtige Sehorgan zum Erspähen der Tiefe. In weiten Bogen nähern sich die Kreisenden dem entdeckten Opfer; die Lauernden, indem sie sich über dasselbe erheben, um es plötzlich in gewaltigem, meteorartigem Niederrauschen zu erbeuten. Ihr Raubwesen hält sich — verglichen mit dem der Falken und Habichte — mehr in großen Verhältnissen. Angemessen ihrer körperlichen Größe und Mächtigkeit, zeichnet es mehr Stärke und Gewalt aus als Behendigkeit. Ihre Jagd erfolgt, wie erwähnt, mit rauschender, jäher Energie; die Verfolgung verliert sich aber nicht mit so großer Geschicklichkeit und Gewandtheit ins Detail wie bei den Falken und kleineren Raubvögeln. Der kleine Vogel, selbst der Sperling, ist dem Adler zu flink; das Großgeflügel und das langsamere Säugetier bis zur Gemse, sowie der Fisch und Lurch bilden seine Jagd, deren Beute, und sei sie verhältnismäßig die größeste und schwerste, seine Kühnheit und Kraft bewältigt, seine Stärke davonträgt.

Unter den unechten Falken gewahren wir eine andere Raubmanier als bei den echten. Man hat die Sippen Rüttelfalken genannt. Sie setzen in ihrem gewöhnlichen Fluge plötzlich ab und stehen auf einer Stelle, mit schnellen Flügelschlägen ein Rütteln oder mit den Flügelspitzen auf- und niedergehendes Zittern bewirkend. Dieses flatternde Stehen in der Luft geschieht bald in mäßiger, bald in beträchtlicher Höhe, gewöhnlich aber nicht über 10 bis 12 m über dem Boden, in der Absicht, gewisse Plätze auf der Erde schärfer zu beobachten, an welchen Beute zu erwarten ist, um bei deren Entdeckung auf dieselbe niederzustoßen. Auf dem Boden zeigen sie viel mehr Gewandtheit und Sicherheit im Raube als selbst die Habichte, was auch ihrer Ernährungsweise entspricht, die hauptsächlich Kerfen, Lurchen, seltener Mäusen und Kleinvögeln zugewandt ist.

Eigentümlich und ganz verschieden von der Raubmethode der geschilderten Raubvögel ist die Fangart einzelner Weihen. Diese fast ausschließlichen Kerfjäger erhaschen ihre Beute nach Art der Fliegenfänger oder Schwalben. Andere dieser artenreichen Familie kreisen in der Höhe und beherrschen mit ihrem vorzüglichen Gesicht einen weiten Raum, um beim Erspähen einer Beute in Bogen sich herniederzulassen und des Raubes mit raschem Griff sich zu versichern. So unsere beiden Gabelweihen oder Milane, von welchen vornehmlich der schwarze den Fischen in Teichen durch seine List, Beharrlichkeit und Ausdauer gefährlich wird. Beide Milane wissen bei ihren Räubereien die Zeit abzuwarten, in welcher der Fisch ruhig im seichten Wasser der Teiche steht, und greifen selbst schwere Karpfen mit kaum geahnter Fertigkeit, dieselben mit großer Kraft davontragend. In ähnlicher Weise bemächtigen sie sich des jungen

Hausgeflügels, verraten aber auch neben der List, Verschlagenheit und Beharrlichkeit bei diesen Diebereien feiges Wesen. Ein tapferer Haushahn, eine fauchende Ente, geschweige ein selbstbewußter Gänserich vermögen den andrängenden Weih sogleich in die Flucht zu jagen.

Den Flug aller unedlen Falken, sowohl der Rüttelfalken als der Milane, zeichnet ein ruhiges, ebenmäßiges, leichtes Schweben aus. Kaum bemerkt man einen leisen Flügelschlag. Er sticht sehr ab von dem unruhigen, durch zitternd-lebendige Flügelschläge unterbrochenen, unsteten Flug der echten Falken und Habichte. An die stürmische Schnelligkeit und die gewandte Beweglichkeit dieser reicht jener Flugvermögen jedoch nicht entfernt. Charakteristisch wird der Flug der Weihen noch dadurch, daß sie die Flügelenden hoch über den Rücken erheben. Viele beweisen Geschicklichkeit in ihren Bewegungen auf dem Boden. Auch kennzeichnet viele mit den Rüttelfalken noch ein heiteres, belebtes Wesen; alle stehen jedoch in geistiger Hinsicht merklich unter den echten Falken und Adlern. List, Schlauheit, gepaart mit scheuem Wesen, aber auch Neugier stempelt sie wohl zu frechen, lüsternen Dieben; zum Aufschwung eines mutigen Raubes der Falken und Habichte erheben sie sich nicht.

Noch ist ein Wort übrig für die ungeschicktesten, wenn nicht trägsten unserer Raubvögel, die Bussarde. Ihrer ziemlich plumpen Gestaltung und den verhältnismäßig schwachen Fängen sowie dem phlegmatischen, friedlichen Temperament gemäß erhebt sich ihr Raubwesen und auch ihr geistiges Niveau nicht viel über das der Weihen oder ist demselben gleich. Bei Ausführung ihres Raubes gehen sie ziemlich unbehilflich zu Werke. Einen Vogel in der Luft vermögen sie nicht zu stoßen. Sie erhaschen höchstens einmal durch Jagen und Verfolgen auf der Erde einen schlecht flugbaren jungen Vogel oder ein halbverhungertes, mattes Feldhuhn bei hohem Schnee. Selbstverständlich sind sie Nest und Brut von Vögeln ebenfalls gefährlich. Einmal gesättigt, übergeben sie sich stundenlang der Ruhe und Verdauung. An ein Weiterrauben aus frischem Räubermut und belebter Jagdlust ist nicht zu denken. Ausgenommen hiervon ist die Zeit der Jungenpflege des Vogels, in welcher der Bussard naturgemäß zu größerer Ausbeute getrieben wird. Hingegen ist ihre Jagd auf Nager und andere schädliche Tiere nicht unbedeutend, und verdienen die Bussarde volle Schonung.

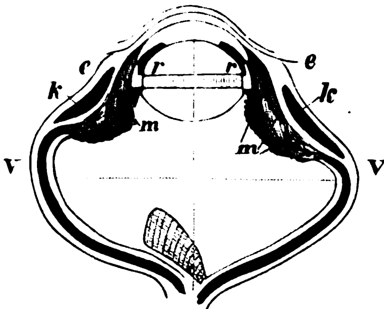
Der undeutliche Federkranz in der Ohrengegend und das Raubwesen der Weihen in der Dämmerung führt uns von den Tagraubvögeln zu den Räubern der Nacht, den Eulen.

Diese Gruppe oder Familie giebt durch ihr nächtliches, geheimnisvolles Hausen dem Forscher besonderen Antrieb zur Ergründung ihres Wesens. Schon der Körper der Eulen verleiht uns einen ganz eigentümlichen Anblick: er drückt denselben das Siegel der Absonderlichkeit unter den gefiederten Wesen auf. Und in der That! wie der helle Tag von der düsteren Nacht sich scheidet, so sticht das Aussehen dieser Wesen von denen des Tages ab. Hauptsächlich fällt die Größe des Kopfes und die Bildung seiner Front, des Gesichtes, auf. Wir erblicken im Haupt der Eule einen dicken, der Katze ähnlichen Kopf mit nach vorn gerichteten Augen, die ein Kranz strahliger Federn umgiebt. Ferner erweist sich der Körper — ganz entgegen dem ballartig aufgeblasenen losen Federkleide — schlank und sehr leicht. An diesem entdecken sich muldenförmige, lang- und breitgestaltete Flügel, welche den kurzen Schwanz fast ganz bedecken, und bis zu den scharf zugespitzten Krallen befiederte Füße, an welchen, wie bei den meisten Tagraubvögeln, die äußersten Zehen sehr beweglich sich nach vorn und hinten wenden können. An den Kranz um die Augen reiht sich ein merkwürdiges, aus mehreren Reihen bestehendes halbmondförmiges Gebilde von kleinen steifen Federn, unter welchen sich die weite Ohröffnung versteckt, die mit einer muskulösen

Falte oder Klappe versehen ist und, aufgeschlossen, den Gehörgang in Form einer Muschel zum Auffangen des leisesten Geräusches erweitert. Vor dieser Gehöreinrichtung stehen die großen Augen. Der Federkranz um dieselben und um die Ohren bildet den sogenannten „Schleier“. Außer diesen eigentümlichen Federgebilden am Kopfe entdeckt man andere auffallende an den Flügeln. Deren Schwingen sind muldenförmig nach innen gerichtet, die drei ersten auf der Außenseite sichtlich gezähnelt oder gefranzt, auf der inneren Seite der Fasern aber wollig, so daß sie sich dicht an die benachbarten darüber anschließen. In dieser Einrichtung offenbart sich schon teilweise ein Bild von dem Wandel dieser Räuber.

Vor allem ist das große, die spärlichsten Lichtstrahlen sammelnde Auge mit seinem dehnbaren Stern und der beweglichen Iris die nächtliche Leuchte, mittels welcher die Eulen ihr räuberisches Thun und Treiben ausführen. Insbesondere bei den echten Nachtvögeln, wie dem Uhu, der Waldohreule, dem Wald- und Rauhfußkauz gestaltet sich zufolge der bedeutenden Wölbung eine Verengerung (e e, Fig. 3) der vorderen Abteilung des Augapfels,

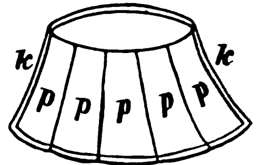
Figur 3.



Durchschnitt des Auges vom Uhu in natürlicher Größe.

die einen scharfen Vorsprung bildet an der Übergangsstelle zur zweiten sehr erweiterten kugeligen Abteilung im Grunde des Auges (v v, Fig. 3). Diese charakteristische Form unterstützt eine noch mehr als bei den Adlern und Falken entwickelte Knochenringkapsel um den Augapfel (k k, Fig. 3 u. 4). Die Linsenkapsel umfassen in der Runde drei sehr starke strahlige Muskelfasern (m m, Fig. 3), die — wie bei den Tagraubvögeln schon hervorgehoben ist — bewirken, daß die Linse sich mehr nach vorn wölbt. In einem ganz besonderen Grade kann dies das Auge der Nachteulen kraft der so sehr hervortretenden Ciliarmuskulatur. Diese vermag

Figur 4.



Der Knochenring aus dem Auge des Uhu, etwas vergrößert.

durch ihre Zusammenziehung der an und für sich schon bedeutend mehr als bei den Tagraubvögeln gewölbten Linse zum scharfen Sehen naher Gegenstände in der Dämmerung eine große Konvexität zu geben, überhaupt sich dem augenblicklichen Bedürfnis der Sehweite bestens zu accommodieren. Die Ohrvorrichtung mit der Klappe erscheint bei den Nachteulen ebenfalls sehr ausgebildet, während sie an den Tageulen höchstens angedeutet ist oder verschwindet. Ein Zeichen, daß das Gehör der Nachtkäuze sehr verschärft ist. Was dem nur für die Nähe scharfen Auge im Dämmer der Nacht entgeht, gewahrt das feine Ohr. Neben diesen Sinnen sind die eigentümlich konstruierten Schwingen diesen Wesen fördernd, indem die gefranzten Kanten und die hohle Form der Flügel den unhörbaren Flug bewirken. Der Uhu und die Nachtkäuze kommen gespenstisch auf den Wellen der Nachtluft über ihre Opfer her. Dagegen fehlt diese gezähnelte Einrichtung der Schwingen den echten Tageulen, gewiß ein sprechendes Merkmal für die Thatsache, daß der ausnehmend leise Flug der Nachträuber diesen auch bei hellem Tage und höchstens in der Dämmerung oder in mondhellen Nächten jagenden Eulen nicht unbedingt notwendig ist. Ihr Flug erscheint auch in einer ganz anderen Form als derjenige

der Nachteulen: er geht in auf- und abwärts sich bewegenden Bogen, ähnlich dem der Spechte, vor sich und erweist sich als nicht anhaltend, nur in kurzen Strecken sich bewegend.

Der Gesamtheit unserer Eulen übrigens eigen ist ihr räuberisches Treiben im Dämmer der Nacht. Hier entfalten sie ihre ganze Charakteristik, ihr eigenstes Wesen. Schon der Flug der meisten ist eine Folge ihrer abweichend von allen anderen Vögeln gestalteten Flügel, ihrer ausnehmend weichen Befiederung, die im Verhältnis zu ihrem schmalen Körper eine reiche, leichte Masse darstellt. Ihre Fortbewegung erweist sich wie ein Tauchen durch die Luft, sie geht langsam von statten, ist erwähntermaßen unhörbar, aber dennoch rascher Wendungen fähig und namentlich besonders geschickt im Durchdringen des Waldgeästes. Am Boden nimmt dies behende Wesen jedoch bedeutend ab, und nur die langbeinigen echten Tageulen bewegen sich frei und geschickt auf der Erde.

Alle Nachteulen kennzeichnet ein boshaftes, in sich gekehrtes, die Tageulen aber ein munteres, unterhaltendes Wesen. In allen herrscht jedoch, wie bei den Räubern überhaupt, ein reizbares Temperament. Aber sämtliche Eulen stehen geistig unter den Tagraubvögeln. Mit diesen vermögen sie nicht zu rivalisieren, weder in der Schnelligkeit des Fluges, noch in der Vielseitigkeit des Raubwesens. Der Einförmigkeit der Nacht gemäß ist ihre Jagd keiner großen Abwechselung fähig; sie erweist sich einseitig. Alle rauben, dem düsteren Medium angemessen und der kurzen Tragweite ihres Gesichtes zufolge, im niederen Fluge oder in mäßig hoher Warte von Baum, Fels und Gemäuer herab. Aber ihr Fang ist nichtsdestoweniger in dieser eng begrenzten Sphäre sicher. Einige verfolgen auch die aufgescheuchte Beute in der Luft oder stoßend und hüpfend auf dem Boden. So der Uhu, indem er schlafende Vögel mittels Flügelschlages weckt und im Aufflug geschickt schlägt; so der Steinkauz, indem er bei seinem tief über die Kreszenz der Fluren gehenden Strich die flatternden Lerchen und andere mehr schlägt, oder den summenden Maikäfer im Abenddämmer fängt. Übrigens vermögen unsere sämtlichen Eulen nicht die Fledermäuse in der Luft zu fangen, wenigstens gewiß nicht die schnelleren Arten der Flatterer. Wir haben den Schleierkauz bei seinen Ausflügen so oft beobachtet, nie aber bemerkt, daß er zum Beispiel eine spätfliegende oder eine langohrige oder die gemeine Fledermaus verfolgte, oder auch diese und andere den Kauz fürchteten und flohen. Diese nützlichen Flattertiere erbeuten unsere Eulen vielmehr an ihren Schlafplätzen oder in dem Augenblicke, wo sie aus den Schlupfwinkeln kriechen und das scharfe Auge der Lauernden sie gewahrt.

Der Raub unserer heimischen Eulen gilt erfahrungsmäßig hauptsächlich nur der Kleintierwelt. Vornehmlich erstreckt er sich über das Kontingent der Mäuse und aller unserer Nager; einzelne sind auch Kerbtierjäger, und in diesen Richtungen äußert sich die Raubtüchtigkeit der Eulen als den menschlichen Verhältnissen vorwiegend dienstbar und nützlich. Hingegen unterliegen auch die nützlichen Spitzmäuse, der Maulwurf, die Kleinvögel, und, was den Uhu anlangt, auch sämtliches Jagdgeflügel, selbst das Mittelwild, wie unter anderem junge Rehe, dem Mord der nächtlich Hausenden. Gerade in der Nacht, in welcher sich das zahlreiche Volk der verwüstenden Nager regbar zeigt, beginnt und äußert sich aber auch wiederum mit segensreichem Erfolge die Jagd des wilden Heeres der Wälder. Was die Waldkäuze und Ohreulen im Walde, das sind dann der Schleierkauz, die Sperlingseule und der Steinkauz in ihrer überwiegend wohlthätigen Wirksamkeit im Feld und in den menschlichen Wohnstätten.

Zur Schilderung des Raubwesens unter unseren Säugetieren übergehend, führen wir die hervorragendsten aus den einzelnen Familien vor.

Der Luchs — diese hochbegabte, vielseitige Großkatze — liegt halbe Tage lang

auf der Lauer, um aus irgend einem Hinterhalt, von dem Ast eines Baumes oder von einem Felsen herab das Wild auf seinem Wechsel (gewohnten Gange) zu erwarten und dem vorbeiziehenden Opfer in den Nacken zu springen. Tief schlägt er seine Krallen ein in das erhaschte und wird — wenn dasselbe stark und wehrhaft ist wie das Wildschwein oder der Hirsch — in rasendem Ritt durch Dick und Dünn des Gehölzes getragen, bis endlich das tödliche Gebiß den Mord des Opfers vollbringt. Anderwärts schleicht der Luchs sich meisterhaft unhörbar unter Wind (dem Wind entgegen) auf sich äsendes Wild und andere Tiere, die sein treffliches Gesicht erspäht, oder er folgt solchen Entdeckten unmerklich auf dem Gange, bis er in ihrer Nähe, oft nach langem geduldigem Abwarten, den Sprung oder mehrere hintereinander ausführt, um die flüchtige Beute mit vorgereckten Pfoten zu schlagen. Unglaublichen Raum durchmißt dieser mordsüchtige Großräuber mit seinen Sprüngen. Wir erfahren aus Berichten Kundiger von dem Sprung eines Luchses auf einen Hasen, der in einer Länge von zwanzig Schritten erfolgte. Ein anderer Luchs führte bei Erbeutung eines Hasen eine wahre Hetze aus durch neun $3^1/_4$ m weite Sätze, eine Jagd, die dem gewandten Jäger trotz der im Schnee sichtbaren Zeichen des Hakenschlagens (Zickzackwendungen) des Hasen dennoch glückte. Nicht selten schlagen sich mehrere Luchse zusammen, um gemeinschaftlich zu jagen. Die hinteren treten dann auf ihren Schleichwegen genau in die Spur des vordersten, erfahrensten und stärksten, der auch gewöhnlich den ersten Raubangriff unternimmt. Wählerisch und mäßig wie alle Feinschmecker, begnügt sich dieser Räuber nach der Tötung seines Opfers mit dem Blut und einigen Lieblingsstücken. Hierdurch wird er besonders dem Wildstande sehr gefährlich, der übrigens nicht den alleinigen Gegenstand seiner Jagd bildet, die vielmehr dem Hirsch wie der Maus, dem Auerhahn wie dem kleinsten Vogel gilt.

Des Luchses Seitenstück en miniature ist unsere Wildkatze. Sie betreibt ihre Jagd in ganz ähnlicher Weise wie ihr großer Verwandter und wagt sich von ihrem Hauptraube auf kleine Säugetiere und Vögel bis zum Raubmord an jungen und alten Rehen. Nur betreibt die Katze mehr ihre Jagd vermittels Schleichens und Sprunges auf dem Boden, weniger mittels Lauerns und Absprunges von der Höhe.

In dem Wolf tritt ein Raubmörder aus der Familie der Hunde auf die natürliche Schaubühne, dem alle scharfen Sinne und die entsprechenden Raubwaffen dienstbar sind, so daß sein verwüstendes Hausen sprichwörtlich geworden ist. Die vorgeschrittene Kultur hat diesen gefährlichen, verschlagenen Kämpen in sehr gelichteten Reihen an die äußersten Marken Deutschlands gedrängt und längst schon mit dem Luchs in den Bann der gemeinschädlichen Tiere gethan, denen keine Schonung und kein Erbarmen gewährt wird. Reißt schon der Luchs bei Überfällen in den Schafhürden über Bedarf, so richtet der Wolf wahre Verheerung durch Massenmord an. Seine Mordlust kennt keine Grenzen, sowie denn auch sein Heißhunger sprichwörtlich geworden ist. Er zeigt sich in seinem „Reißen“ als der scheußlichste unserer Raubsäuger, dem das Aas, wie allen Vertretern des sonst so bevorzugten Hundegeschlechtes, willkommen ist.

In den Mardern begegnen wir unstreitig ausgezeichneten, vielseitigen Raubnaturen. Es sind Jäger, tüchtig nach allen Seiten, kundig in allen Schlupf- und Diebsstreichen, ebenso mutig und kühn in Unternehmungen als stürmisch in ihren Überfällen, jedoch unbändig, unberechenbar und blindwütig in der Mordlust und dem Blutdurst. Der Baummarder der Wälder erkürt sich von der Maus bis zum Rehkitzchen, vom Auerwild bis zum Goldhähnchen seine Jagdbeute und drückt seinen Raubmorden das Siegel der Vollendung durch alle Stadien der Meisterschaft auf. Im Beschleichen und Überfallen mittels sicheren Sprunges

bemächtigt er sich hier der Beute; dort führt er eine Jagd auf sein Lieblingswild, das Eichhörnchen, aus, die von ganz erstaunenswerter Kletter- und Sprungfähigkeit wie Ausdauer zeugt. Große Kraft und Meisterschaft beweist sein Vetter Hausmarder beim Einbrechen in Hühnerställe und Taubenschläge. Ziegel, Steine und Fallthüren hebt er mit Gewalt und Fertigkeit auf, dünne alte Lehmwände drückt er ein und schlüpft — wie sein Waldbruder in die Ritzen und Löcher der Bäume und Felsen — in enge Löcher der Behausungen und Mauern. Hier, unter dem Volk des Hausgeflügels, verfallen beide Marder aber auch in das Extrem ihrer Mordsucht. Alles niederwürgend, geraten sie in Raserei, in der sie sich vom Blut der Erwürgten wahrhaft berauschen. Von diesem Zustande befallen, aller Vorsicht bar, findet sie der Bauer und Gutsbesitzer nicht selten mitten im Schauplatz ihrer Verwüstungen, und ein derber Schlag der Entdecker macht dem Räuberleben der Unersättlichen ein Ende.

Was unsere Marder auf der Erde, in der Höhe und Tiefe, das vollbringt der Fischotter, dieser Marder der Gewässer, im flüssigen Element. Dieser rüstige Schwimmer und Taucher ist im stande, in kurzer Zeit einen Bach oder große Strecken eines Flusses von allen edlen Fischen zu entvölkern. Seine Gewandtheit im Wasser ist erstaunlich und der Umfang seiner Raubthaten groß, weil er, ein Feinschmecker, nur das Beste an den Edelfischen verzehrt. Sein Jagdrevier ist ausgedehnt, denn er wandert in einer Nacht oft weite Stunden Wegs über Berg und Thal von einem Gewässer zum anderen.

Wir führen jetzt die drei aufgewecktesten Acteure des Räuberwesens unter unseren heimischen Säugetieren auf die Bühne ihrer Thätigkeiten, die beiden Wiesel und den Fuchs. Jeder dieser Matadore mag sich mit seinem eigensten Thun und Treiben in aus der Natur genommenen Scenen der Jagd und des Raubmordes selbst entfalten.

Das große Wiesel oder Hermelin und sein Vetterchen das kleine Wiesel oder Heermännchen, beide sind die vorzüglichsten Kleinräuber. „Freilich," sagen wir in unserem Werke „Tiere der Heimat", „eins fehlt ihnen, was vorzüglich den Baum- und Steinmarder auszeichnet: die Kletterfähigkeit in ausgedehntem und ausgebildetem Maßstabe. Dafür aber sind sie desto bessere Schwimmer, und übertreffen sie die beiden Marder an Vielseitigkeit der Lebensbethätigungen. Zunächst erscheint ihr Körperbau als urbildliches Muster. Ihre Gestalt ist die gestreckteste, biegsamste, geschmeidigste, so daß man sie fügsam aalartig nennen darf, welche Vergleichung denn auch durch die Bewegungen der Tiere als besonders zutreffend bestätigt wird. Der kleine Kopf mit den kurzen, muschelartigen Ohren ist nicht viel dicker als der muskulöse Hals, und wenn jener durch eine Ritze, Spalte oder ein Loch gezwängt wird, schiebt sich auch der ganze Leib hindurch, wodurch eine große Meisterschaft im Schlüpfen gegeben ist. Eine ausnehmende Kraft drückt sich in dem breiten Rücken und Nacken aus, und die verhältnismäßig sehr kurzen Beine vermögen durch ihre Schnellkraft das Tier, bedeutende Sprünge auszuführen. Eine bewundernswürdige Eigentümlichkeit bekundet sich ferner in der Einrichtung des Wieselrachens, der so weit von dem Tiere geöffnet werden kann, daß Ober- und Unterkiefer rechtwinkelig voneinander abstehen. Dieses Vermögen befähigt das Hermelin, den Raub weit und tief in den Rachen zum Fortschleppen zu nehmen und unsere Hühner- und Enteneier, trotz ihrer Größe im Verhältnis zu dem kleinen Räuber, nicht etwa zwischen Unterkiefer und Kehle, sondern ebenfalls im Rachen zwischen den nadelspitzen, in die körnige Kalkschale sich eindrückenden Eckzähnen wegzutragen."

Ihre Jagd- und Raubart ist die abwechselndste, vielseitigste. Zwerge von Gestalt, sind sie Riesen in der That. Wer hat nicht die Kunde von dem kühnen Ritt vernommen, den das Hermelin auf dem

Nacken des Hasen oder das Heermännchen zuweilen auf dem des Kaninchens vollbringt? In weiten Bogen rennt Lampe in Todesangst laut klagend in die Flur, bis er zusammenstürzt durch den tiefen Riß seines Drängers auf ihm, der ihm das Blut aus der Kopfschlagader saugt. Hier und beim Morde im Geflügelstall bewältigt das Hermelin der Rausch des Mordsinns und Blutdurstes so sehr, daß man es oft überraschen und töten kann. Diesem Raubritt ebenbürtig zur Seite steht seine Bravour auf der Jagd nach der Wasserratte.

Wir könnten die öfteren und meist siegreichen Duelle des Hermelins mit bissigen größeren Hamstern als einen Beweis seines heldenhaften Mutes, seiner erstaunlichen Gewandtheit, Kraft und Ausdauer anführen, jedoch die Schranken des uns zur Verfügung stehenden Raumes verwehren uns ein Weiteres.

Dem Hermelin steht das kleine Wiesel nicht viel nach an Vielseitigkeit und Gewandtheit, ganz gewiß aber gleich an Mut und Todesverachtung; es übertrifft aber den Vetter an unvergleichlicher Geistesgegenwart bei Verfolgung und Gefahr. Ein drastischer Fall bestätigt dies sprechend: Ein von einem Weih gestoßenes und emporgetragenes Heermännchen biß, an den Fängen seines Räubers sich emporwindend, diesem die Halsschlagader entzwei, so daß der Raubvogel allmählich zur Erde sich senkte und dort verendete, wo alsdann das entfesselte Wiesel wohlbehalten davonsprang. Von dem Todesmut des Zwerges haben wir eine glänzende Scene erlebt: Unser Hühnerhund kam einmal in die Nähe eines Gehecks Heermännchen, als ihm die beherzte Alte an die Nase sprang und sich in dieser so fest biß, daß der Hund nur mit Mühe sich des kleinen Drängers entledigen konnte und das Abgeschüttelte in Frieden ließ. Von ähnlichem Mut zeugen seine Kämpfe mit dem viel größeren und stärkeren Hamster, die es auch zuweilen besteht, aber manchmal mit Aufopferung seines Lebens.

Der Fuchs, dieser Mephisto der Wälder, wie wir ihn tauften, mag mit seiner merkwürdigen Eigenschaft als Gauner, Dieb, Strolch und Wegelagerer, aber nichtsdestoweniger auch mit dem hochlaunigen Räubersinn diese Schilderungen beschließen.

Sein Wesen ist so vielseitig, so geistig entwickelt, daß es eigentlich schwer fällt, es in kurzen Zügen zu schildern. Allen ihn umgebenden Tieren der verschiedensten Klassen bis hin zu den Individuen, die noch seine Kraft bewältigen kann, strebt dieses Faktotum eines Raubritters nach. Sein Wandel ist an keine Zeit gebunden, seine Thätigkeit erstreckt sich, seinen tiefen Schlaf abgerechnet, fast gleichmäßig über Nacht und Tag. Sein Raubplan dehnt sich über alle Örtlichkeiten, über Wald und Feld, Gärten und Gehöfte, über See, Bach, Fluß und Teich. Der heiße Sommertag wie der wüste des Winters findet den Unermüdlichen, Zähen, nie Verzagenden gerüstet zu Diebereien und Abenteuern aller Art und dem kühnsten Raubmord. Er weiß die Zeit, wann der Hofhund an der Kette den tiefsten Schlaf schläft nach Mitternacht, er hat sich die Lücke gemerkt, die ihn in das unbewachte Gehöfte führt, und er bricht ein in das umfriedigte menschliche Besitztum, gewiß seines Erfolges und jede Nachlässigkeit bestrafend durch Dieberei und Mord. Der letzte Schrei des gewürgten Federviehes dringt zu spät zu den Schläfern. Alles Lebende ist von dem Eindringling erwürgt und das meiste fortgeschleppt, ja der Listige und Wohlerfahrene lauert auch noch im Hinterhalt, um bei wiedergekehrter Sicherheit den Rest des Raubes zu stehlen und in seinen Bau zu tragen.

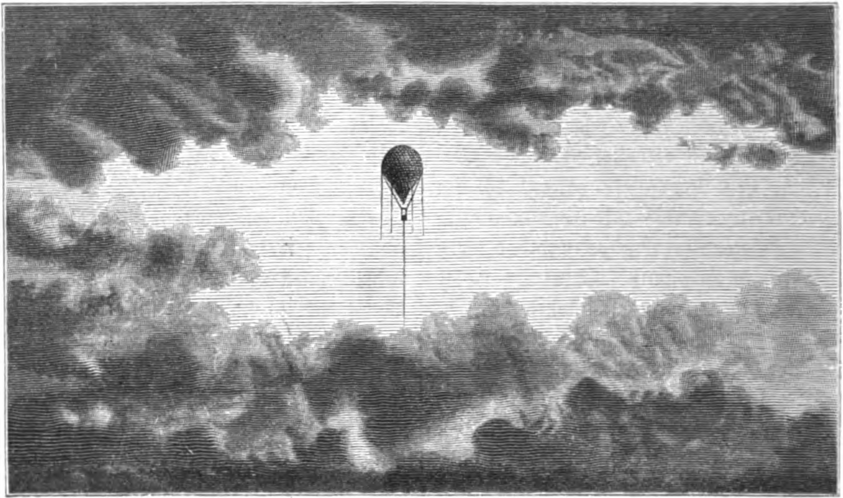
In hundert Fällen variieren diese seine von Überlegung zeugenden Raubthaten. Bald ist er der behutsame Schleicher, bald der geduldige, ausdauernde Lauerer. Fest sieht er dem aufstiebenden Volk der Feldhühner nach, um darauf die in der Ferne wieder in das Wachstum eingefallenen wie der beste Hühnerhund auszuwittern und ein Stück des Volkes durch einen Meistersprung zu erhaschen. Im

Wald revidiert er in der Frühe die Dohnenschmeißen nach gefangenen Drosseln und anderen Vögeln, oft zum Verdruß der Vogelsteller. Im Walde ist's, wo er vereint mit seinesgleichen das Kitzchen von der Rehmutter raubt, die im verzweifelten Kampfe mit den unablässig Drängenden endlich ermüdet und das teure Junge preisgeben muß. Dort im Holze folgt er auch dem angeschossenen kranken Hirsch mit der untrüglichen Kenntnis von dessen baldigem Verenden und dem gedankenmäßigen Schluß, daß ihm dann eine reichliche Plünderung an dem „zu Holz Gefallenen" werde. Tiefer Schnee und strenge Kälte läßt den Bedrängten manchmal das Notgebell mit der heulenden Schlußstrophe ausstoßen. Aber unser Vielerfahrener verzagt nicht leicht. Resolut schlägt er sich mit Helfershelfern zusammen und wandert aus in ergiebigere Jagdgründe, in diesem Eldorado sich den Zehnten an allem Erreichbaren nehmend, sich aber auch beim ersten Raub mit den Genossen entzweiend. In den Nottagen trabt der rote Freibeuter denn auch zu jeder Tageszeit über die Schneefelder auf die vielgepflegte Mäusejagd. Seine häufigen Luftsprünge, die er die Äcker entlang ausführt, zeugen von dem untrüglichen Witterungs- und Gehörsinn und der Geschicklichkeit des Mäusefängers, der nach manchem Sprung eine Maus unter der Schneedecke herauszieht und mit ein paar Bissen dem hungernden Magen übergiebt. Und wie diese Jagd im Winter ihn aus Not und Mangel fördert, so betreibt er sie aus reinem Vergnügen im Sommer noch nach der Sättigung wie die beste Hauskatze. Da ist auch die vielgeschäftige Fuchsmutter emsig bemüht, dem „Geheck" (Jungen) diese beliebte Nahrung zu verschaffen, und hier sühnt dann Reinecke seine vielfachen Beeinträchtigungen und Sünden an fremdem Eigentum und Leben durch die fördernde, den ganzen Sommer unablässig geübte Jagd auf die schädlichen Nager.

Das große Feld seiner Raubthätigkeit macht den Begabten zuletzt zu einem geriebenen Räuber, so zu sagen zu einem vielgewanderten Fuchs-Odysseus, den kein „Eisen" (Falle) mehr berücken kann, der aber in seinem erfahrenen Kopfe den gefahrbringenden Raub von dem sicheren Gaunerstreich wohl zu unterscheiden vermag und hiernach dem im dichten Unterholz anstehenden Jäger die Tauben wegstiehlt, die dieser eben von den Eichenoberständern heruntergeschossen hat, oder hinter der Schützenlinie den beim Treiben angeschossenen Hasen außer Schußweite siegesbewußt raubt.

Ein Überblick über das geschilderte Raubwesen vergegenwärtigt die Totalsumme aller jener schlimmen Vergewaltigungen der Räuber an überwiegend vielen nützlichen Tieren, an den Schädigungen menschlichen Eigentums, und es ist leicht begreiflich, daß die menschliche Gesellschaft von jeher auf Mittel gesonnen hat, den Kampf zu kämpfen gegen diese Beeinträchtiger an Hab und Gut und an den friedfertigen Wesen der Natur, ihren Freunden, zur Dämpfung dieser Raub- und Mordthaten. Aber wir stehen trotz unserer vermehrten Mittel der verbesserten Schießwaffen und der vielfältigen Fang- und Vernichtungsapparate dennoch rat- und erfolglos da gegenüber der List, Vorsicht, Beharrlichkeit und Lebensfähigkeit der Räuber im Tierreich, deren Reihen sich mit wenig Ausnahmen im wesentlichen nicht vermindern, sondern vieler Orten sogar vermehren. Dennoch darf der menschliche Geist nicht verzagen, noch viel weniger säumig sein in dem Ringen mit den Räubern der Natur, das mit der Menschheit steht und fällt, bei welchem Ringen aber die allwaltende gütige Mutter Natur immer und immer wieder ausgleichend hilft.





Luftballon zwischen zwei Wolkenschichten schwebend.

Die Luftschiffahrt und ihre Aussichten.

Von
Gustav van Muyden.

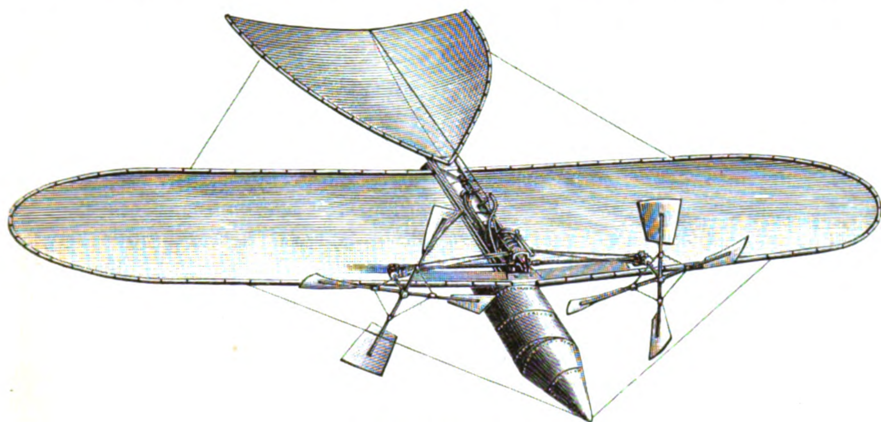
in verhängnisvolles Thema, an welches ein nüchterner Mensch nur mit Zagen herantritt! Die Luftschiffahrt bildet, wie kein anderes Gebiet der Technik, den Tummelplatz für abenteuerliche Projekte, für gänzlich unreife Entwürfe müßiger Köpfe. Dazu tritt als erschwerendes Moment für den Schriftsteller hinzu, daß die Errungenschaften im Felde der Luftreisen im Grunde genommen kaum merklich sind, nichts Packendes darbieten. Während die Chemie, die Elektrotechnik, die Schiffsbaukunst, das Geschützwesen, die graphischen Künste mit Riesenschritten den vorgesteckten Zielen entgegeneilen, müssen die Herren Aeronauten mit verhältnismäßig winzigen Erfolgen vorlieb nehmen, und sie sehen sich infolgedessen bisweilen genötigt, um das Interesse des Publikums zu erregen, Vorgänge zu Ereignissen aufzubauschen, die auf anderen Gebieten kaum als einer weiteren Öffentlichkeit würdig erachtet worden wären. Den Leser bitten wir deshalb um Entschuldigung, wenn wir ihm im Grunde genommen wenig Neues bieten und ihn auf die Zukunft vertrösten müssen, welche vielleicht manches der Reife entgegenbringt, was uns heute äußerst nebelhaft erscheint.

* * *

Zuvörderst eine Bemerkung allgemeiner Natur: Der Laie pflegt die nunmehr hundertjährigen Bestrebungen des Menschen, dem irdischen Jammerthal auf kurze Zeit zu entfliegen und reinere Luftgefilde aufzusuchen — wenn der Ausdruck gestattet ist —, in einen Topf zu werfen, wodurch die Luftschiffahrt an sich mit Unrecht vielfach in Mißkredit geraten ist. Man muß vielmehr hierbei dreierlei sorgfältig unterscheiden:

Zunächst die ursprüngliche Aeronautik oder das eigentliche Luftballonwesen. Wir verstehen darunter das Aufsteigen mittels

eines kugel- oder birnenförmigen Ballons zur Erreichung einer größeren oder geringeren Höhe und schließlich das Herabsteigen unter bisweilen sehr erschwerenden Umständen. Diese Kunst ist eine sehr ausgebildete, und es dürften auf diesem Gebiete wesentliche Fortschritte kaum zu erwarten sein. Es hängt hier von der Geschicklichkeit des Führers des Luftballons sehr viel ab. Das richtige Füllen des Ballons, das rechtzeitige Auswerfen des Ballastes und Entweichenlassen des Gases, das Landungsmanöver, erfordern eine große Umsicht, eine bedeutende Übung und vor allen Dingen Kaltblütigkeit, weil der Ballonfahrer hier der elementaren Gewalt des Windes willenlos preisgegeben ist und sich etwa in der Lage eines Segelschiffskapitäns befindet, dem der Sturm Segel und Masten weggeblasen hat. Dieser Zweig der Luftschiffahrt diente bisher im großen und ganzen nur der Befriedigung der Schaulust des Publikums, und es sind unter den unzähligen Auffahrten nur wenige zu verzeichnen, welche für die Wissenschaft brauchbare Resultate lieferten. Am bekanntesten sind die Reisen von Gay-Lussac und Glaisher, sowie die verhängnisvolle Luftreise von Fonvielle, Croce-Spinelli und Sivel, bei welcher die beiden letzten kühnen Aeronauten das Leben einbüßten und eine Höhe erreicht wurde, die derjenigen des höchsten Gebirges der Erde etwa gleichkommt. Großes Aufsehen erregten auch während der Belagerung von Paris die vielen Auffahrten, welche den Zweck hatten, die Verbindung zwischen dem „Gehirn der Welt“ und den nicht eingeschlossenen Franzosen herzustellen. Es gelangten auf diesem denn doch etwas ungewöhnlichen Wege in der That manche Menschen, darunter Gambetta, sowie viele Briefe aus der belagerten Stadt heraus. Die Besuche der Pariser wurden indessen nicht erwidert, weil das lenkbare Luftschiff noch immer nicht erfunden ist, und wenn die Belagerten mit der Außenwelt einigermaßen in Fühlung blieben, so haben sie sich wohl hauptsächlich bei den Brieftauben dafür zu bedanken.

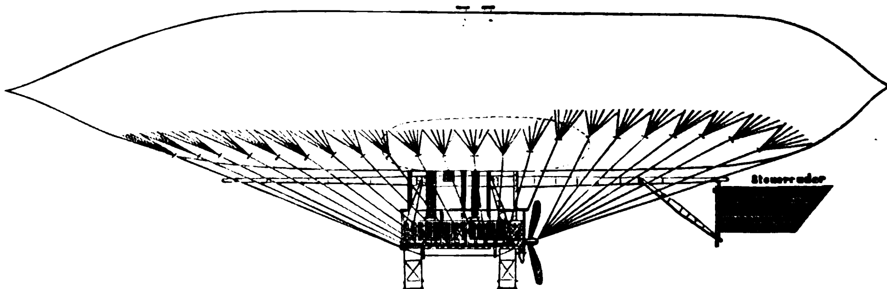


Tatins Aeroplan.

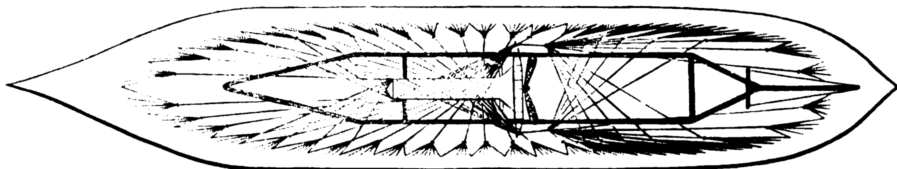
Abgesehen von dem augenblicklichen Nutzen haben die Auffahrten der Pariser Aeronauten das Gute geleistet, daß sie die Aufmerksamkeit der Generalstäbe auf die etwaige Anwendung der Luftschiffahrt für Kriegszwecke hinlenkten. Es wurden namentlich in Meudon bei Paris, sowie neuerdings auf dem freigewordenen Ostbahnhof zu Berlin militärische Ballonwerkstätten eröffnet, über deren Thätigkeit, abgesehen von den weiter unten zu erörternden Fahrten von Renard und Krebs, bisher strenges Geheimnis bewahrt wird. Man darf aber wohl annehmen, daß die Studien der Militäraeronautiker in der Hauptsache auf die Benutzung des

kugelförmigen, einfachen Ballons zu Rekognoszierungszwecken gerichtet sind.

In allerneuester Zeit hat man für den Ballon zwei Verwendungen herausgefunden, auf welche indessen nicht allzuviel zu geben sein dürfte. Die erste beruht auf den ungeheuren Fortschritten der Photographie, welche die Aufnahmezeit eines Bildes auf einen ganz kleinen Bruchteil einer Sekunde reduzierten. Da lag der Gedanke nahe, von einem in mäßiger Höhe bei nicht zu scharfem Winde dahinstreichenden Ballon aus die Landschaft aus der Vogelperspektive aufzunehmen und diese Aufnahme beim Kartenzeichnen als Hilfsmittel zu verwenden. Bisher sind indessen die erzielten Aufnahmen mehr als Spielereien zu betrachten. Die wir sahen, erscheinen denn doch viel zu undeutlich, als daß der Kartograph daraus Belehrung schöpfen könnte. Auch steht der Verwendung der Photographie zu Landesaufnahmezwecken der Umstand entgegen, daß man nie weiß, wohin der Ballon geraten wird, und daß die Bilder stets nur einzelne zusammenhangslose Fleckchen Erde darstellen.



Hänleins Luftschiff. Längenansicht.


Hänleins Luftschiff. Ansicht von unten.

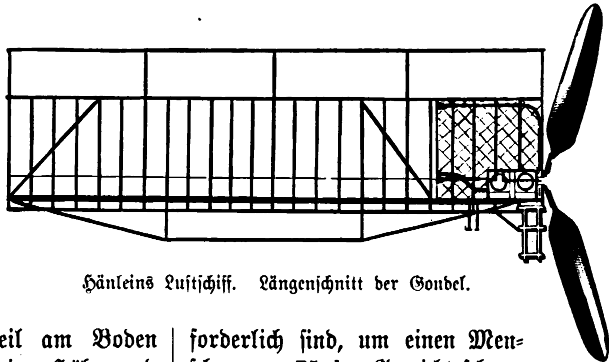
Embryonenhaft ist gleichfalls der sogenannte Signalballon. Der bekannte Luftschiffer Mangin hat den Vorschlag gemacht, beispielsweise aus einer belagerten Festung, mit der Erde durch ein Kabel und eine elektrische Leitung verbundene Luftbälle aufsteigen zu lassen, die im Inneren eine mächtige elektrische Glühlichtlampe bergen. Durch längere oder kürzere Unterbrechungen des Stromes, welche eine Verfinsterung des sonst als Mond am Himmel erscheinenden, innen beleuchteten Ballons herbeiführen, ließe sich eine Verständigung etwa mit einem Entsatzheer erzielen. Das Morsesche Telegraphenalphabet bietet hierzu eine passende Grundlage. Bisher ist es indessen nach dieser Richtung nur zu wenig beweiskräftigen Versuchen mit kleinen Luftbällen gekommen.

Wir kommen nun zu dem zweiten Zweige der Aeronautik. Wenn der alte ehrliche Montgolfiersche Luftballon, wie wir eben sahen, hier und da praktischen Zwecken gedient hat und uns in die Verhältnisse der höheren Luftschichten manchen Einblick gewährte, so haben die eigentlichen Flugmaschinen, von denen übrigens die meisten nur auf dem stets geduldigen Papier der illustrierten Zeitungen das

Leben fristen, ihren Erfindern bisher nur Enttäuschungen gebracht, es sei denn, daß sie in der Hand geschickter Hochstapler Zwecken des höheren Bauernfangs dienten. Aus der überaus großen Zahl solcher Flugapparate, welche sich bald an den Vogel, bald an den Drachen, bald an die Schraube mit senkrechter Achse anlehnen, wollen wir zunächst nur den sogenannten Aeroplan von Tatin erwähnen, welcher in demselben Park von Meudon den ersten und einzigen Flugversuch machte, von welchem aus sich die Hauptleute Renard und Krebs neuerdings in die Luft erhoben. Wie aus unserer Abbild. S. 645 ersichtlich, besteht die Flugmaschine von Tatin aus drei Flügeln, zwei Schrauben, die sich in umgekehrter Richtung drehen, sowie aus einer kleinen Luftkompressionsmaschine, welche die Schrauben in Thätigkeit versetzt und aus dem ersichtlichen cylinderförmigen Behälter gespeist wird. Das Ganze wiegt nur 1750 Gramm. Bei dem erwähnten Versuch, welcher im Jahre 1879 stattfand, erhob sich allerdings der mit einem Seil am Boden befestigte Aeroplan in einige Höhe und drehte sich eine Zeit lang im Kreise um die Achse. Das war aber alles, und der Apparat verschwand nach diesem ersten, wenig beweiskräftigen Auftreten wohl für immer von der Bühne.

Es sei sodann, mehr des Namens seines Urhebers als seiner Bedeutung wegen, das nur auf dem Papier sein Dasein fristende Luftschiff des berühmten Erfinders der elektrischen Glühlichtlampe erwähnt. Edison verschmähte es nicht, im Jahre 1880 mit einem auf dem Flugprincip beruhenden Luftfahrzeug aufzutreten, welches zur Aufnahme einer großen Anzahl Passagiere bestimmt war und gleich die Reise um die Welt machen sollte. Das Ding hat eine bedeutende Größe und macht in der Abbildung den Eindruck eines wohleingerichteten Seeschiffs. Es läuft vermittels einer Anzahl Räder auf dem Boden so lange fort, bis die sechs Flügel die genügende Geschwindigkeit erlangt haben, um es durch die Lüfte zu tragen. Über die Maschine, der das Bewegen der Flügel oblag, beobachtete Edison ein vorsichtiges Schweigen. Wahrscheinlich mutete er einer durch einen Gasmotor getriebenen dynamo-elektrischen Maschine die Kraftleistung zu.

Wie kommt es nun, daß die Fliegeapparate sämtlich jammervoll scheiterten und daß der Mensch es, trotz aller Errungenschaften der Technik, dem plumpsten Vogel nicht einmal nachmachen kann? Einmal, weil ein kräftiger Mann nur etwa $^1/_7$ Pferdekraft leistet — der Adler dagegen 7,7 — und acht Pferdekräfte erforderlich sind, um einen Menschen von 75 kg Gewicht schwebend zu erhalten. Sodann aber, weil es nicht bloß gilt, irgend einen Gegenstand in die Luft zu erheben, sondern auch sich nach beliebigen Richtungen, auch gegen den Wind, fortzubewegen. Motoren aber, welche beides leisten, giebt es nicht, und wir sind nach hundertjährigen Versuchen, wie wir gleich sehen werden, erst jetzt so weit gekommen, daß wir daran denken können, mit einem durch Gas, also nicht durch Flügelkraft, schwebend erhaltenen Körper unter günstigen Verhältnissen gegen einen mäßigen Wind anzukämpfen.

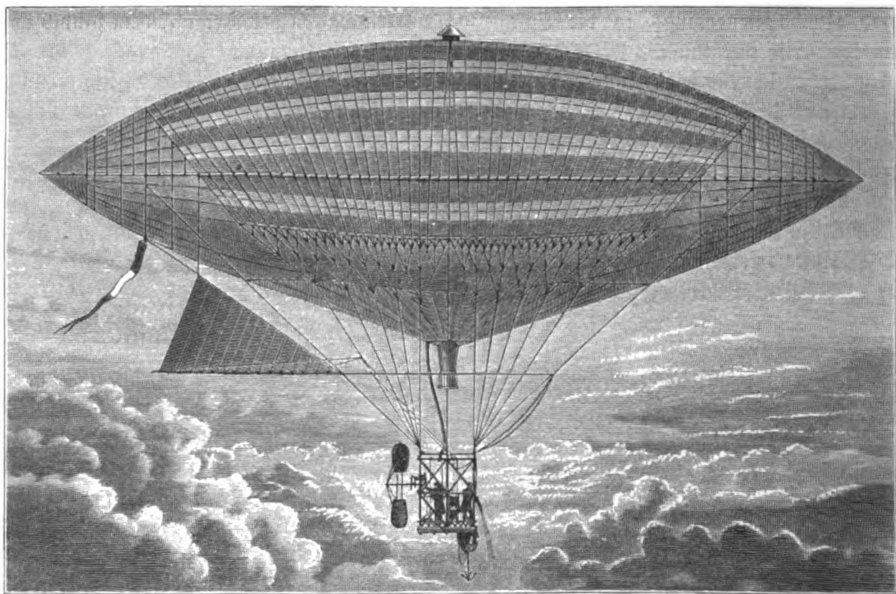

Hänleins Luftschiff. Längenschnitt der Gondel.

Wir gelangen endlich zur eigentlichen Luftschiffahrt, auf welche sich seit einigen Jahren die Bestrebungen der Fachmänner und, wie bemerkt, vielfach auch der Militärbehörden konzentrieren. Unter Luftschiff-

fahrt ist die Kunst zu verstehen, mit einem gasgefüllten leichten Körper nicht bloß aufzusteigen, sondern auch in beliebigen Richtungen, wie mit einem Dampfschiff, zu fahren und diesen Körper, ebenfalls wie ein Schiff, zu steuern.

Der Gedanke ist eigentlich sehr alt, beinahe so alt wie der Ballon an sich, und es reichte bereits Ende des achtzehnten Jahrhunderts der französische General Meusnier bei der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift ein, in welcher er die zur Lösung des Problems zu erfüllenden Bedingungen kurz und bündig auseinandersetzte. Meusnier hatte sehr richtig erkannt, daß die Kugelform des Ballons für den Zweck der Fortbewegung gegen den Wind eine ganz ungeeignete sei und seinem allerdings nur auf dem Papier vorhandenen Luftschiff die Form eines Fisches gegeben. Ferner hatte er lange vor Nessel und Sauvage erkannt, daß die Schraube das beste Fortbewegungsmittel für Luftschiffe sei; endlich hat er zuerst den genialen Gedanken gefaßt, in dem Ballon einen Luftbehälter anzuordnen, dem die Verrichtung der Blase bei dem Fisch obliegt und der, sobald der Gasdruck im Ballon nachläßt, mit Luft gefüllt wird, wodurch die Ballonhülle ihre Steifigkeit bewahrt.

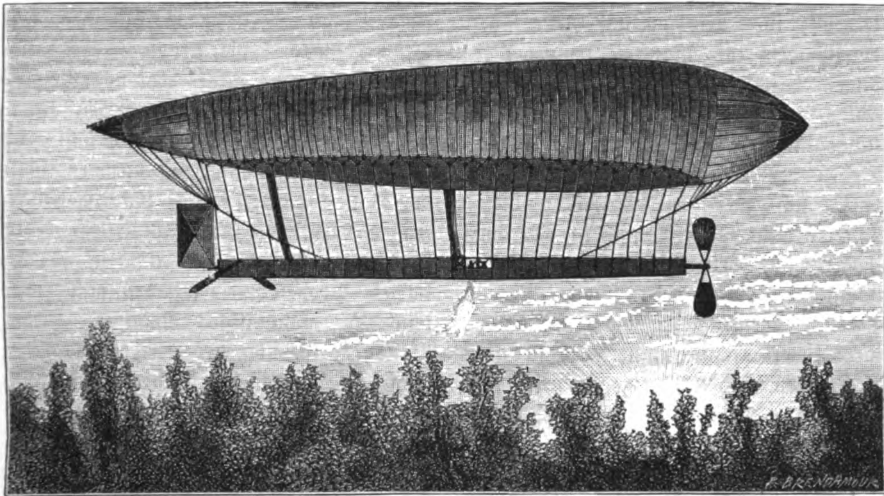
Es haben in der That die späteren Aeronauten sämtlich auf diesen Grundlagen weiter gebaut, und ihre Luftschiffe weichen im wesentlichen nur in der Form der Gashülle und der Schraube sowie in der Wahl des Motors als Triebkraft für die Schraube voneinander ab.



Das Tissandiersche Luftschiff.

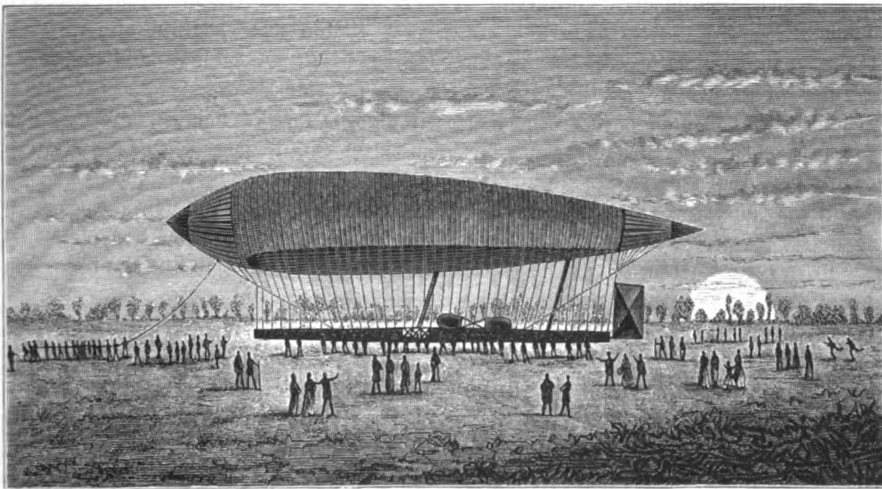
Ob Henry Giffard, der berühmte Erfinder des Dampfinjektors, von dem Meusnierschen Projekt Kenntnis hatte oder als selbständiger Erfinder zu betrachten sei, ist nicht recht aufgeklärt, thut auch wenig zur Sache. Fest steht es, daß er 1851 ein Patent auf ein durch Dampfkraft zu treibendes Luftschiff erhielt, welches im Jahre darauf wirklich ausgeführt wurde und am 24. September 1852 zum erstenmal aufstieg. Leider war der Tag ein schlecht gewählter. Es wehte sehr heftig, so daß Giffard sich nur mit Mühe und Not einige Minuten lang gegen den Wind behaupten konnte. Er kam jedoch glücklich wieder zur Erde, nachdem er unter großen An-

strengungen das Feuer in seinem Kessel mit Sand erstickt hatte, wohl weil er befürchten mußte, es könnte bei der Landung das aus dem Ballon herausströmende Gas in Brand stecken. Ein zweiter Versuch mit einem größeren Luftschiff schlug ebenfalls fehl.



Das Luftschiff von Renard und Krebs.

Nicht glücklicher war der berühmte französische Schiffsbau-Ingenieur Dupuy de Lôme. Dessen Luftschiff verdankte der Pariser Belagerung, dem begreiflichen Wunsch der von aller Welt Abgeschlossenen, mit den angeblich zum Entsatz anrückenden Provinzialheeren in Verbindung zu treten, seine Entstehung. Der Ballon von Dupuy de Lôme, welcher mit reinem Wasserstoffgas gefüllt wurde, war als der erste mit der oben erwähnten Luftblase (ballonnet) versehen, welche den zehnten Teil des Inhalts des eigentlichen Ballons besaß und durch eine Röhre mit dem Ventilator in der Gondel in Ver-



Das Luftschiff von Renard und Krebs wird nach dem Aufsteigeplatz zurückgeschleppt.

bindung stand. Bei der Abfahrt war die Blase zusammengedrückt: sie wurde in dem Verhältnis mit Luft gefüllt, als der Ballon beim Aufstieg Gas verlor, so daß die Hülle ihre ursprüngliche Gestalt beibehielt. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger hatte Dupuy de Lôme keinen Motor in der Gondel, vielmehr acht Mann an Bord genommen, denen das Drehen der Schraube oblag. Er verhehlte sich zwar die Nachteile dieses Systems nicht. Der Mensch ist, wie oben bemerkt, im Verhältnis zu der von ihm zu leistenden Arbeit viel zu schwer. Dupuy de Lôme scheute indessen die Mitnahme einer Feuermaschine und hätte sie gern durch einen Gasmotor ersetzt; dieser war ihm aber noch nicht vollkommen genug, auch bietet er Unzuträglichkeiten, auf die wir zurückkommen.

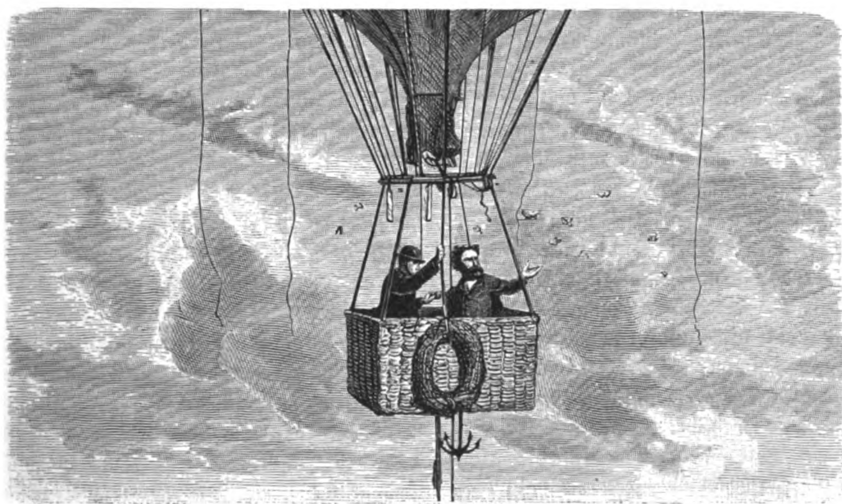
Dupuy de Lôme stieg am 2. Februar 1872 auf. Zwar konnte er sich gegen den heftigen Wind eine Zeit lang behaupten, sogar zeitweise gegen denselben erfolgreich ankämpfen und den Ballon steuern; schließlich ermattete indessen die Mannschaft, und das stolze Luftschiff wurde gleich seinen Vorgängern fortgerissen. Dupuy de Lôme landete 10 km von der Abfahrtsstelle und hatte anscheinend von der einen Fahrt genug; man hat seitdem von seinem Ballon nicht wieder gehört.

Neue Bahnen beschritt bald darauf der österreichische Luftschiffer Hänlein in Bezug auf die Triebkraft eines Ballons, von dem unsere Abbild. S. 646 u. 647 einen ungefähren Begriff geben. Er gedachte nämlich, im Gegensatz zu seinem unmittelbaren Vorgänger, die Gasmaschine zum Drehen der hinter der Gondel sichtbaren Schraube zu benutzen. Die Gasmaschine ist an sich nicht feuergefährlich und besitzt den Vorzug, daß sie nicht wie der Dampfmotor Kohle und Wasser verbraucht, wodurch der Ballon allmählich erleichtert wird. Der Hauptvorteil der Gasmaschine liegt aber darin, daß die Füllung des Ballons selbst — hierzu wird meist Leuchtgas verwendet — als kraftgebender Stoff benutzt werden kann. Der Ballon speist die Maschine freilich auf eigene Kosten, und das verbrannte Gas wird im Verhältnis durch Luft ersetzt, damit die Form des Ballons erhalten bleibe und derselbe nicht etwa einfalle. Dieses Verbrauchen des Stoffes, welches die Tragkraft des Luftschiffes ausmacht, bildet aber andererseits trotz der geringen Höhe desselben einen schweren Nachteil. Reisen von längerer Dauer lassen sich nicht unternehmen, weil der Ballon bald die Last nicht mehr zu tragen vermöchte und unsanft zur Erde fiele. In Brünn von Hänlein veranstaltete Probefahrten ergaben nun zwar kein ganz ungünstiges Resultat — der Ballon legte, von Arbeitern an Stricken festgehalten, eine Strecke von 600 m auch gegen den freilich leichten Wind zurück und gehorchte dem Steuerruder —, doch ruht seitdem das Hänleinsche Luftschiff von den Strapazen aus und dürfte schwerlich je auferstehen. Es ist bereits zu viel Gras darüber gewachsen. Auch ist das Luftgefährt in vielfacher Beziehung, wie wir sehen werden, inzwischen überholt.

Hier verlief die Sache wenigstens noch ohne Unfall. Nicht so glücklich waren aber die Herren Baumgarten und Wölfert, deren Ballon wir eigentlich hier nur anführen, damit Deutschland nicht ganz leer ausgeht. Das Luftfahrzeug der Genannten unterscheidet sich von den vorerwähnten in einem Punkte sehr wesentlich. Baumgarten und Wölfert verschmähen die Hilfe eines leichten Gases zum Aufsteigen gänzlich, beziehungsweise nehmen nur so viel Gas ein, daß der Ballon sich im Gleichgewicht mit der Luft befindet, also weder steigt noch fällt. Die Bewegung in die Höhe beziehungsweise in die Tiefe bewirkt eine Schraube, während Schaufelräder für die horizontale Fortbewegung sorgen. Beide Triebwerke wurden bei den Versuchen in Grüna bei Chemnitz und in Berlin durch Menschenhände bewegt. In Grüna stieg indessen nur ein nicht bemanntes Modell auf, welches sich allerdings ganz gut fortbewegte. In Berlin am 6. März 1882 handelte es sich aber um eine wirkliche Fahrt mit dem inzwi-

schen fertig gewordenen eigentlichen Ballon. Diese Fahrt verlief sehr unglücklich, und es hätte der Oberförster Baumgarten um ein Haar das Leben dabei eingebüßt. Nachdem die sächsische Regierung demselben hierauf unter Androhung der Entlassung aus seiner Stelle alle weiteren Experimente untersagt hatte, wurde der Baumgarten-Wölfertsche Ballon zu seinen Vätern versammelt, und man hat nicht wieder davon gehört. Dessen Vorzüge bestehen hauptsächlich in der festen Verbindung der Hülle mit der Gondel, sowie in dem Umstande, daß man zur Niederwärtsbewegung das kostbare Gas nicht braucht entweichen zu lassen.

Die vielen fehlgeschlagenen Versuche haben indessen die Gläubigen des lenkbaren Luftschiffes keineswegs entmutigt, und sie verfolgen ihren Weg mit einer Beharrlichkeit, welcher nur die Ausdauer der Alchimisten bei der Suche nach dem Stein der Weisen an die Seite zu setzen ist. Bei den gewaltigen Fortschritten in Bau und Betrieb der dynamo-elektrischen Maschinen und in der Erkenntnis der Bedingungen der elektrischen Kraftübertragung konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Mode gewordene elektrische Kraft in den Dienst der Luftschiffahrt herangezogen wurde, und es läßt sich nicht leugnen, daß das Vorgehen in dieser Richtung vielversprechend ist. Jedoch anscheinend vorerst nur auf dem Papier. Sollte es dem Menschen je gelingen, durch ein einfaches Verfahren mittels leicht zu handhabender und vor allen Dingen wenig wiegender Apparate der Atmosphäre die Elektricität gleichsam direkt zu entlocken — Edison lebt der Überzeugung, daß dies nur eine Frage der Zeit sei —, so wäre damit die Möglichkeit einer nahezu unermeßlichen Kraftentwickelung an Bord von Luftschiffen und damit die sichere Aussicht gegeben, daß diese nicht bloß zu kurzen Spazierfahrten allenfalls gegen einen schwachen Wind dienen, sondern eine ebenbürtige Stellung neben Dampfschiff und Eisenbahn einnehmen und zu regelmäßigen Reisen zwischen zwei gegebenen Punkten Verwendung finden. Einstweilen ist dies jedoch nur ein frommer Wunsch. Zur Erzeugung von Elektricität unerläßlich sind, falls man nicht zur Dampf- oder Gasmaschine, das heißt zu Mitteln seine Zuflucht nimmt, die an Bord eines Ballons schon ihres Gewichtes wegen wenig angebracht sind, entweder sogenannte Accumulatoren oder galvanische Batterien. Erstere sind aber bis jetzt zu schwer und



Schmetterlinge umfliegen die Gondel eines Luftballons.

leisten nicht genug, während letztere zu teuer zu stehen kommen und überdies nicht lange vorhalten. Einstweilen hat die Verwendung der Elektricität als Triebkraft für die Schraube eines Luftschiffes nur die Abwesenheit von Feuersgefahr und das unveränderliche Gewicht der Maschinerie für sich, und wenn die Herren Tissandier und später die Hauptleute Renard und Krebs etwas günstigere Resultate erzielten als ihre Vorgänger, so haben sie es wohl weniger diesem Agens wie günstigen äußeren Umständen zu verdanken.

Die ersten beiden Auffahrten der Gebrüder Tissandier am 8. Oktober 1883 haben wir in den „Monatsheften" seiner Zeit kurz beschrieben (Bd. LVI, S. 66), und wir wollen daher jetzt nur noch der dritten Reise der kühnen Luftschiffer gedenken, sowie unsere Angaben über deren Fahrzeug ergänzen. Diese Reise erfolgte am 26. September 1884 bald nach der ersten Auffahrt der Hauptleute Renard und Krebs und war insofern etwas erfolgreicher, als es den Aeronauten dreimal gelang, sich nicht nur gegen den Wind zu behaupten, sondern ihm sogar auf wenige Augenblicke entgegenzufahren. Bald wurde indessen die Maschine abgestellt — warum? das verschweigen die Gebrüder Tissandier —, und die weitere Fahrt nahm den sattsam bekannten Verlauf, das heißt der Ballon fiel auf irgend einem Felde in der Nähe von Paris nieder, und es kehrten dessen Insassen mit der Eisenbahn heim.

Wie aus dem Gesamtbilde S. 648 ersichtlich, hat der Tissandiersche Ballon wie sein nächster Vorgänger eine spindelförmige Gestalt und ist hinten mit einem als Steuer wirkenden Segel versehen. Leider haben indessen dessen Besitzer als echte Franzosen versäumt, sich nach den Vorgängen außerhalb Paris umzusehen, und die Erfahrungen Hänleins und Baumgartens nicht verwertet. Wie Freiherr v. Hagen in der Zeitschrift für Luftschiffahrt treffend bemerkt, werden fernere Versuche schon deshalb keinen Erfolg haben, weil die Tissandiersche Gondel mit dem Ballon nicht fest verbunden ist: „Wollte ein Schiffskapitän auf hoher See sein Schiff durch Ruderboote vorwärts ziehen lassen, so würde man denselben für mindestens gesagt sehr wunderlich halten. Ganz ähnlich ist der nun bereits sehr oft gescheiterte Versuch anzusehen, eine mit Propeller ausgerüstete Gondel den kolossalen Körper des Ballons gewissermaßen ins Schlepptau nehmen zu lassen." Daß aber außerdem Motor und Schraube im Vergleich zu der Riesenmasse des Ballons zu klein sind, springt auch dem Laien sofort in die Augen. Das Tissandiersche Luftschiff ruht seit dem 26. September unter seinen Lorbeeren aus.

Wir kommen nun zu den von unseren etwas überschwenglichen westlichen Nachbarn zu Ereignissen ersten Ranges aufgebauschten beiden Auffahrten von Renard und Krebs.

Der geneigte Leser, welcher die Mühe nicht scheut, das S. 649 abgebildete Luftschiff der eben genannten französischen Offiziere mit dem Tissandierschen zu vergleichen, wird zwei bedeutsame Verbesserungen konstatieren. Der Ballon selbst erinnert in der äußeren Gestalt mehr an einen Fisch oder an ein Schiff und ist dadurch offenbar besser befähigt, dem Winde entgegenzufahren. Die Schraube ist vorn angebracht — eine Anordnung, welche das Steuern wie auch die Fortbewegung selbst erleichtern muß. Waltete doch ursprünglich die Absicht ob, bei Schiffen ebenso zu verfahren. Man kam aber davon ab, weil eine vorn angeordnete Schraube Beschädigungen zu sehr ausgesetzt war. Auch wird an dem Ballon von Renard und Krebs die Trefflichkeit der aus einer Batterie gespeisten Dynamomaschine sowie die zweckmäßige Anlage der in der Abbildung sichtbaren beiden Röhren gerühmt, deren eine zum Füllen des inneren kleineren Ballons, die andere aber wahrscheinlich zur Abführung des überschüssigen Gases dient. Dagegen ist von Tissandier der Fehler der nicht festen Verbindung zwischen Ballon und Gondel überkommen; auch ist nicht recht einzusehen, weshalb die Gondel so lang ist, da das Luftfahr-

zeug doch nur wenige Personen mitzunehmen vermag. Die Gondel ist übrigens überdacht, so daß die Luftfahrer nicht wie sonst frei sitzen. In der Mitte sind indessen an den Seiten und im Fußboden Öffnungen angebracht, damit sie sehen können, wo sie sich befinden und ob sie vorwärts kommen. Über den Zweck der beiden ruderartigen Fortsätze hinten beim Steuer zerbricht man sich heute noch den Kopf; ebenso darüber, wie Renard und Krebs das Landen ermöglichen, ohne die Schraube zu beschädigen. Wahrscheinlich besitzen sie ein Mittel, dieselbe so fest zu halten, daß die Flügel horizontal liegen.

Die beiden ersten Auffahrten mit dem neuen Ballon haben streng genommen wenig bewiesen. Bei der ersten herrschte nahezu Windstille, und da war es freilich keine Kunst, die Landungsstelle wieder zu erreichen, während bei der zweiten das Fahrzeug unhöflicherweise vom Winde abgetrieben wurde, angeblich infolge eines Unfalls an der Maschine. Dagegen war die dritte Reise am 8. November 1884 von Erfolg begleitet, wenn auch der ungeheure Unterschied in der Geschwindigkeit, je nachdem der Ballon gegen oder mit dem Winde fuhr, an sich schon jeden Gedanken an eine Verwendbarkeit im praktischen Leben ausschließt. Mit dem Wind erreichten nämlich die Luftschiffer eine Schnelligkeit von 31 km, gegen den Wind aber von 15½ km in der Stunde, woraus folgt, daß die Luftströmung etwa 8 km betrug, also eine sehr geringe war. Legt doch der stärkste mit Nr. 12 bezeichnete Wind 144 km in sechzig Minuten zurück. Seitdem ruht der mit erheblichem Aufwand auf Kosten des Staates gebaute Ballon von Renard und Krebs in seinem Schuppen zu Meudon, und man hat von einer Fortsetzung der Versuche nichts gehört.

Wir befürchten, es werde dem Herrn A. Runge ebenso ergehen, falls es ihm gelingt, ein Luftschiff seines Systems zu bauen. Nach der Abbildung zu urteilen, liegt bei dessen Ballon der hauptsächliche Fortschritt darin, daß die Gondel dem Luftschiff näher liegt und daher mit diesem fester verbunden werden kann.

* * *

Versetzen wir uns einmal in folgenden Zustand der Dinge: Wir besitzen zwar die Lokomotive. Dieselbe vermag jedoch nur beim schönsten Wetter auf kurze Zeit auszufahren, jede Fahrt kostet einige Tausend Mark, das Dampfroß kann hierbei nur einige Personen schleppen, und die Zeit der Ankunft ist eine so unsichere, daß ein Segelschiff dagegen als ein Muster von Pünktlichkeit hingestellt werden darf.

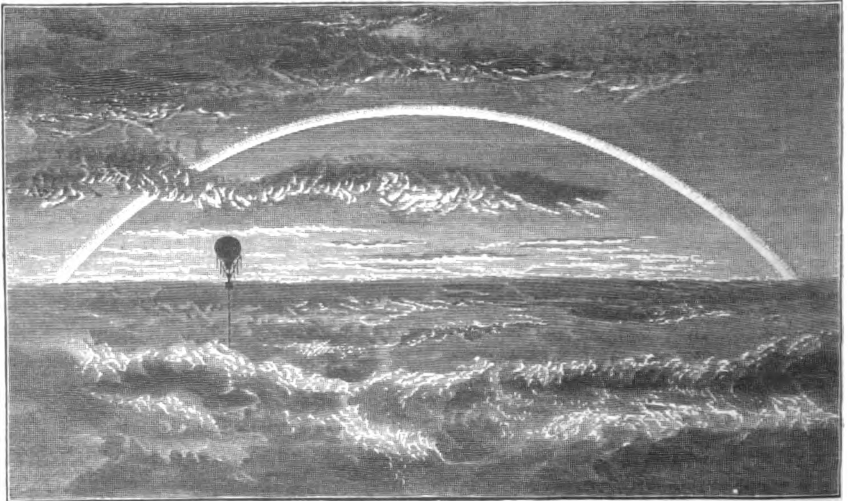
So steht es augenblicklich mit der eigentlichen Luftschiffahrt, das heißt mit der Verwendung des Ballons zu regelmäßigen Reisen zwischen zwei Punkten. Unter diesen Umständen muß man sich billig wundern, wie sonst verständige Leute das Luftschiffahrtsproblem bereits als gelöst betrachten und Fahrpläne für künftige Luftballonlinien zu entwerfen wagen. Man hat die etwas überschwengliche Phantasie mancher Elektriker verspottet, welche bereits die Zeit kommen sehen, wo wir sogar Nahrungsmittel auf elektrischem Wege konstruieren. Gegen die Träume mancher Aeronauten erscheinen jedoch solche Phantastereien als nüchtern. Wir sehen natürlich hier von den geradezu wahnsinnigen Projekten ab, wie sie zum Beispiel neuerdings von einem Herrn Sauswindt ausgeheckt wurden. Derselbe ist seiner Sache so sicher, sein nur auf dem Papier stehender Ballon arbeitet so vorzüglich, daß er sogar eine detaillierte Rentabilitätsberechnung für die Luftfahrten aufstellte. Der Ballon legt jeden Tag in fünfzehn Stunden hundert Meilen zurück und befördert hierbei für die Kleinigkeit von dreißig Mark jedesmal tausend Personen. Da nun die Fahrt nur zwölfhundert Mark kostet und das Anlagekapital bloß anderthalb Millionen beträgt, so wirft der Ballon 696 Prozent Dividende ab! Weiter nichts! Wer damit nicht zufrieden ist, mag ein noch besseres Luftschiff bauen.

Wir sehen, wie gesagt, von solchen Ausgeburten ab und haben hier vorzugs-

weise Auslassungen von sonst ruhigen und nüchternen Fachleuten wie die des Herrn Broszus in seinem Aufsatze: „Die Luftschiffahrt im Weltverkehr“ (Zeitschrift für Luftschiffahrt Bd. I, 1882) im Auge.

Der Verfasser erhofft von dem lenkbaren Luftschiff in naher Zukunft allerlei schöne Dinge, zu denen aber nicht einmal die Uranfänge vorliegen. Es soll vor allen Dingen in die Dienste der Post treten und den internationalen Briefverkehr vermitteln. „Ein lenkbares Luftschiff,“ heißt es dort wörtlich, „kann ohne besondere Anforderungen die Strecke von Berlin bis New-York in dreißig Stunden zurücklegen... Die direkte Luftreise von Berlin nach Sidney mit Einschluß der Landung zum Beispiel in Suez, auf Ceylon und anderen wichtigen Hafenplätzen der Welt, welche in der Nähe dieser Luftlinie liegen, würde die Zeitdauer von cirka achtzig Stunden beanspruchen.“ Herr Broszus erblickt ferner im Geiste bereits eine ganze Flotte von Luftschiffen, welche in der Richtung von Ost nach West und umgekehrt die Welt umfahren, und prophezeit die Bildung von Luftballon-Weltringen, welche dem Weltverkehr einen ungeahnten Aufschwung verleihen, während eine andere Linie, die afrikanische Küsten-Flugbahn, die Post aus und nach Angra Pequena und Kamerun befördern soll. Sogar Ballon-Schnellzüge, die nirgends halten, sind in Aussicht genommen. So die Eil-Luftzüge nach Rio-Janeiro, Kapstadt, Panama!

Der phantasielose Verstandesmensch wird sich hingegen glücklich schätzen, wenn es in absehbarer Zeit auch nur gelingt, das lenkbare Luftschiff Kriegszwecken dienstbar zu machen. Rekognoszierungen im Felde, allenfalls das Entfliehen aus belagerten Festungen und das Hineinbefördern wichtiger Nachrichten in dieselben, das heißt Umstände, wo die Größe des zu erreichenden Zieles jeden Geldaufwand rechtfertigt und über jede Gefahr hinwegsehen läßt, das sind einstweilen die Aufgaben der Luftschiffahrt. Wer darüber hinausgreift, betritt einen Boden, auf welchem ihm nüchterne Sterbliche nicht zu folgen vermögen.



Regenbogen von einem Luftballon aus gesehen.



Aus den
Erzählungen aus den Bädern von Lucca.

Von

G. Dur.

Die nachfolgende Erzählung ging der Redaktion von unserem gefeierten Mitarbeiter Theodor Storm zu; wir glauben, es wird für unsere Leser von Interesse sein, das Urteil Storms kennen zu lernen: „Die ‚Erzählungen aus den Bädern von Lucca‘, deren erste hier zum Abdruck gebracht wird," so schreibt er, „haben mir beim Lesen des Manuskripts eine eigentümliche Freude gewährt; schon deshalb vielleicht, weil sie so ganz abseits des litterarischen Heerweges liegen. Man fühlt sogleich, es ist kein Schriftsteller von Fach, aber eine bedeutend ausgeprägte Persönlichkeit, die uns hier erzählt; in keuscher, aber oft etwas herber Weise, fast unpersönlich und oft die intimsten Dinge; aber mit seltener Ausnahme steht der Verfasser denselben kühl, nur als Beobachter gegenüber. Das Interesse an der Erzählung wird dadurch gesteigert, daß wir es hier nicht etwa mit einer Dichtung, sondern mit der Niederschrift von Erlebtem zu thun haben. Der Verfasser, ein in einer anderen als der Schreibekunst weithin namhafter Mann, hat viele Jahre in Italien im genauen Verkehr mit der ersten Gesellschaft gelebt; die Mitteilungen, welche er hier aus seinem reichen Leben giebt, dürfte nach meiner Ansicht eine so festbegründete Zeitschrift, wie die ‚Monatshefte‘, ihren Lesern nicht entziehen.

Hademarschen, 8. Dezember 1884.

Theodor Storm."

Geschichte eines faux ménage.

Es war am 9. Januar des Jahres 1878, daß ich mit einigen Freunden in einem niederen gewölbten Zimmer im Erdgeschoß eines alten Palastes am Lung' Arno von Florenz um ein helles Feuer saß, welches auf einem Kamin von monumentaler Größe brannte. Das bleiche Abendlicht, welches durch das große eisenvergitterte Fenster fiel, gab den Gegenständen in der Nähe desselben einen bläulichen Schein, während der Hintergrund des Raumes grell und gelb von der Herdflamme beschienen war. Altertümliche Möbel von kunstvoller Arbeit, alte Bilder und Waffen, welche durch das Zimmer und an den Wänden verteilt waren, erzeugten den Eindruck künstlerischen Behagens, und der türkische Teppich, welcher den Boden bedeckte, nebst dem lodernden Feuer, den einer wohlthuenden Wärme.

Dieses Gemach lag hinter einem größeren Raum, welcher dem Bewohner desselben, einem Maler, als Studio diente. Dieser, der den Namen Oleander nach Italien mitgebracht hatte, war dort doch

nur als Ser Leandro bekannt, nachdem zuerst seine Hausleute sich seinen Namen in dieser Form mundgerecht gemacht hatten.

Außer ihm und mir saßen auf den hohen Armsesseln, die den Kamin umstanden, noch ein Landsmann, den ich Lothar nennen will, ein ernster, stiller Mann, und Filippo, ein junger italienischer Arzt, den wir um seines guten Herzens willen hochschätzten.

Wir alle lauschten den dumpfen Klängen der großen Glocke des Palazzo vecchio, welche in regelmäßigen Intervallen mit gewaltigen Schlägen von jenseit des Arno herüber feierlich durch die schwere feuchte Luft ertönten und wie bei allen bedeutenden Anlässen seit den Zeiten der Republik die Gemüter erschütterten. Heute verkündeten sie der trauernden Stadt den Tod Viktor Emanuels, des großen Königs, der für die endlich errungene Einheit des Vaterlandes mehr als alle gethan und gelitten hatte.

Unsere Unterhaltung stand unter dem Einfluß dieses Ereignisses, welches jedes andere Interesse verdrängt hatte, und vieles war schon über den Verstorbenen geredet, als Lothar sagte, daß er sich sehr lebhaft des Königs aus einer früheren Zeit erinnere, da er zu demselben in einer Art freundschaftlichen Verhältnisses gestanden habe — freilich nur stillschweigend und par distance. Auf unsere Frage nach den Umständen, unter denen dies geschehen, sagte er nach einigem Besinnen: „Es ist eine lange Geschichte, die ich euch, um dies zu erklären, erzählen muß, aber wenn ihr sie hören wollt, mag es sein:

„Mein erster Aufenthalt in Florenz fällt in die glänzendsten Tage jener Zeit, als Viktor Emanuel im Palazzo Pitti residierte und alles, was in Italien durch Rang und Reichtum, durch Geist und Schönheit ausgezeichnet war, hierher zusammenströmte. Ein gewaltiges Leben durchwogte damals die sonst so stillen Straßen der Arnostadt, welche plötzlich Sitz der Regierung und des Parlaments eines großen Reiches geworden war. Das toskanische Element trat fast zurück gegen das aus allen Teilen des geeinigten Königreiches einwandernde, und die Gesellschaft, welche an Glanz und Bedeutung durch keine andere in der Welt übertroffen wurde, zeigte, indem Fremde in großer Anzahl nach Florenz kamen, ein internationales Gepräge. Die Stadt wuchs und veränderte ihr Aussehen rasch; unter der genialen Leitung ihres Gonfaloniere Peruzzi entstanden neue Stadtteile und herrliche Anlagen; die täglich zunehmende Bevölkerung drängte sich in den vorhandenen Räumen enge zusammen und besetzte bis weit ins Land hinein Villen und Dörfer. Es war nicht leicht damals, ein Unterkommen zu finden.

„Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen sich auch eine Menge von zweifelhaften und abenteuerlichen Persönlichkeiten einfand, welche je irgendwo eine Rolle gespielt hatten oder jetzt zu spielen hofften, und daß eine gewisse Vorsicht in der Anknüpfung von Bekanntschaften ratsam war.

„Meine erste Unterkunft fand ich in einer der zahlreichen Fremdenpensionen, welche in jener Zeit in dem gegen die Cascinen sich erstreckenden neuen Stadtteil entstanden waren. Das Haus war voll von Engländern, und da ich deren Sprache nicht verstand, fühlte ich mich in solcher Umgebung bei den Mahlzeiten sehr vereinsamt. Neben mir saß ein junges Mädchen von auffallender Schönheit, deren blonde Locken in üppiger Fülle auf Nacken und Schultern niederfielen. Sie unterhielt sich mit den neben ihr Sitzenden, und ich glaubte, daß sie zu ihnen gehöre. Doch war am folgenden Tage die betreffende Familie abgereist und sie war allein; ihre jetzigen Nachbarn schien sie nicht zu kennen. Gegen Ende der Mahlzeit redete sie mich französisch an, und es entspann sich eine Unterhaltung, welche ihrerseits in einer gewandten und vornehmen Weise geführt wurde, indem sie mich mit ihren klaren blauen Augen offen anblickte. Als wir bald über Gegenstände eines ernsten Interesses eingehend sprachen, schien sie ein lebhaftes Gefallen daran zu finden, und von jetzt an begann sie jedesmal, sobald ich meinen Platz neben ihr einnahm, mit mir zu reden. Ich bemerkte,

daß sie mich mit Ungeduld erwartete, und schloß daraus, daß sie sich sehr einsam fühlen müsse. In der That schien sie außer der Eigentümerin der Pension, einer korpulenten Dame von unangenehmem Wesen, niemand zu kennen.

„Es war im Monat Februar, und das Wetter war kalt und regnerisch. Da ich noch keine Beziehungen angeknüpft hatte, so fehlte mir jeder Anlaß, abends nach dem Essen auszugehen, und ich setzte mich, um Zeitungen zu lesen, in den gemeinsamen Salon vor das Kaminfeuer. Einige Engländerinnen pflegten hier mit großer Ausdauer auf dem Klavier ihre musikalischen Fertigkeiten, was der Grund davon sein mochte, daß das Zimmer übrigens wenig besucht war. Ich suchte mein Ohr gegen dies musikalische Geräusch zu verschließen, indem ich eifrig las; doch wurde am dritten Tage meine Aufmerksamkeit unwillkürlich durch ein Spiel gefesselt, welches von dem gewohnten durchaus verschieden war. Ich sah auf und bemerkte meine Tischnachbarin, welche ein Präludium von Bach vortrefflich spielte. Erstaunt und aufmerksam hörte ich ihr zu; als sie sah, daß ich nicht las, sondern sie anblickte, stand sie auf und setzte sich unbefangen zu mir an den Kamin, um mit mir zu plaudern. Als sie erfuhr, daß ich Deutscher sei, fing sie an, sehr gut deutsch zu sprechen. Auf mein Befragen sagte sie, sie sei Engländerin und in Deutschland erzogen.

„Von diesem Tage an kam sie immer nach dem Essen in den Salon und setzte sich zu mir an das Feuer, um die eben erst abgebrochene Unterhaltung fortzusetzen; auch ging sie nie früher, als bis ich, weil es spät geworden war, aufbrach. Offenbar hatte sie auf niemanden Rücksicht zu nehmen.

„Obgleich ihr feiner Anstand und das vollendet Schickliche in ihrem Wesen und in allen ihren Äußerungen nicht nur deutlich zeigte, daß sie eine sehr gute Erziehung erhalten und immer in der besten Gesellschaft gelebt haben mußte, sondern auch von einer vorzüglichen Bildung ihres Geistes und Herzens Kunde gab, so konnte ich mich doch wegen des scheinbaren Mangels an Zurückhaltung, mit dem sie sich mir näherte, eines ungünstigen Vorurteils nicht erwehren. Zwar sagte ich mir, daß ihr Benehmen sich durch das ihrem Alter natürliche und durch ihre Vereinsamung zurückgedrängte Bedürfnis nach Mitteilung und geistiger Anregung genügend erkläre, ich konnte aber für das Ungewöhnliche ihrer Lage keinen Grund finden, der mich befriedigt hätte. Weil ich auch dadurch, daß sie mich beständig in Anspruch nahm, meine Freiheit beengt fühlte, und da mir überdies das Haus mißfiel, so suchte ich ein anderes Unterkommen zu finden, und es gelang mir mit einiger Mühe, in einem neu eröffneten Hotel des Borgo Ognisanti eine sehr schöne Wohnung zu erhalten. Ich sagte beim Frühstück meiner Nachbarin, daß ich künftig das Vergnügen ihrer Unterhaltung entbehren müsse, da ich am Nachmittag das Haus verlassen würde, und bemerkte, daß sie darüber sehr bestürzt war; sie wurde blaß und dann sehr rot und sah aus wie ein Kind, welches gewaltsam das Weinen unterdrücken möchte; auch blieb sie schweigsam und traurig. Als wir aufstanden, zögerte sie ein wenig, trat dann schnell auf mich zu, gab mir die Hand, dankte mir in kurzen Worten für die guten Stunden, die ich ihr bereitet hätte, und eilte rasch aus dem Zimmer.

„Indem ich während der folgenden Tage durch Empfehlungsschreiben, welche ich mitgebracht hatte, manche Bekanntschaften machte, auch das Neue und Schöne, was mich umgab, mich lebhaft beschäftigte, war ich durch so vieles in Anspruch genommen, daß ich kaum wieder Zeit hatte, meiner Engländerin zu gedenken. Als ich eines Abends in mein Hotel zurückkehrte, sagte mir der Portier, eine Dame habe wiederholt nach mir gefragt und das letzte Mal ein Billet für mich zurückgelassen, welches er mir einhändigte. Durch dieses Billet wurde ich von der Schreiberin, welche sich Bianka nannte, um Gottes willen gebeten, sie so bald als

möglich in der Pension, die ich verlassen hatte, aufzusuchen und ihr in einer großen Not beizustehen; obgleich sie mich kaum kenne, sei ich doch der einzige, an den sie sich wenden könne, und sie habe zu mir das Vertrauen, daß ich ihr meine Hilfe nicht versagen werde.

„Ich zweifelte nicht, daß es die Engländerin sein müsse, welche dies geschrieben, obgleich ich ihren Namen vorher nicht gehört hatte. Ebensowenig war es mir im ersten Augenblick zweifelhaft, daß ich dieser Aufforderung keine Folge geben dürfe, denn ich hatte Erfahrung genug, um zu wünschen, alles zu vermeiden, was den Schein des Abenteuerlichen haben konnte. Aber es klang etwas wie Wahrheit aus ihren Worten, und der Gedanke, daß sie wirklich in Not oder Gefahr sein könne, ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Obgleich ich meine Zeit und Kräfte durch die Aufgabe, welche ein erster Aufenthalt in Italien mir stellte, völlig in Anspruch genommen wußte und alles, was mich ablenken und verwirren konnte, fürchtete, so empfand ich es doch als eine Feigheit, wenn ich den verlangten Beistand, falls ein solcher nötig war, verweigerte, und ich kam am anderen Morgen zum Entschluß, mir davon die Überzeugung zu verschaffen. Ich ging also in die Pension und ließ Bianka melden, daß ich sie im Salon erwarte. Als sie kam, trat sie nahe an mich heran, und hastig und leise redend, dankte sie mir, daß ich gekommen, sagte, daß sie meiner dringend bedürfe, da sie in einer sehr bedrängten Lage sei, und bat mich, sie auf einem Ausgang zu begleiten, damit sie mir alles sagen könne. Ich war dazu bereit, und indem wir gingen, erzählte sie mir folgendes: sie sei seit fast drei Monaten in dieser Pension; da sie allein und ohne Bekanntschaft in Florenz gewesen, so habe sie sich an die Wirtin, welche sehr freundlich gethan, angeschlossen, auch diese anfangs zu einigen derselben befreundeten Familien begleitet und Einladungen dahin angenommen, wobei sie dann die Bekanntschaft verschiedener junger Leute gemacht habe; die Gesellschaft sei ihr harmlos und fröhlich erschienen und sie habe nichts Unrechtes bemerkt; seit einiger Zeit aber sei ein junger Mann, den sie dort zuerst gesehen, sehr häufig in die Pension gekommen und habe sich zudringlich gegen sie benommen; die Wirtin sei mit ihm im Einverständnis, denn sie bringe ihn stets in ihre Nähe und suche ihn mit ihr allein zu lassen, so daß sie schon seit längerer Zeit sich meist in ihrem Zimmer eingeschlossen halte; während ich in der Pension gewesen, habe sie nicht davon zu leiden gehabt, weil ich durch meine Gegenwart ihr, ohne es zu wissen, Schutz gewährt habe, doch nachdem ich das Haus verlassen, sei es schlimmer als früher, und die Wirtin, welche wisse, wie allein und schutzlos sie sei, habe ein so insolentes und brutales Benehmen gegen sie angenommen, daß es ihr unmöglich sei, einen Tag länger in jenem Hause zu bleiben; sie bitte mich dringend, ihr behilflich zu sein, sogleich ein anderes Unterkommen zu finden.

„Die Art, in welcher sie dies erzählte, gab mir zwar die Überzeugung von der Wahrhaftigkeit ihrer Angaben, und ich sagte mir, daß es unter diesen Umständen unmöglich sei, sie in der Pension zu lassen, doch konnte ich nicht umhin, ihr mein Erstaunen darüber auszudrücken, daß sie sich allein und in dieser Lage befände, und gleichzeitig die Befürchtung, daß sich kaum ein Mittel finden möchte, sie in einer geeigneten Weise unterzubringen, welche jede Gefahr ähnlicher übler Erfahrungen ausschloß; ich fügte hinzu, es sei vielleicht in England und Deutschland, aber nicht in Italien möglich, daß ein junges Mädchen außerhalb der Familie lebe, und es dürfe wohl das beste für sie sein, sich irgend einer befreundeten Familie anzuschließen, sonst aber nach England zurückzukehren.

„Sie sah mich traurig an und sagte: ‚Sie müssen mir schon glauben, daß es für mich unmöglich ist, Italien zu verlassen; ich habe niemand, an den ich mich wenden, und kein befreundetes Haus, in welchem ich Aufnahme erbitten könnte, denn ich stehe völlig allein in der Welt.

Auch sind meine Mittel beinahe erschöpft, und ich werde für meine Existenz arbeiten müssen; aber ich habe Mut und Vertrauen und den festen Willen, mir selbst weiter zu helfen; nur jetzt zum Beginn bedarf ich Ihres Beistandes, um mir eine sichere Unterkunft zu suchen.‘

„Und dann entwickelte sie mir ihren Plan, sich durch Erteilung von Unterricht ihren Lebensbedarf und allmählich eine Stellung in Florenz zu erwerben. Sie wollte zuerst ein bescheidenes Zimmer mieten und die wenige Nahrung, deren sie bedurfte, sich selbst bereiten oder bringen lassen; sobald sie ihren Unterhalt gesichert sähe, wollte sie dann eine bessere Wohnung und eine Dienerin nehmen.

„Ich teilte durchaus nicht ihr Vertrauen, daß dies Vorhaben ausführbar sein würde, denn die Sitte gestattete einem jungen Mädchen derzeit nicht einmal, ohne Begleitung über die Straße zu gehen, und ich sagte ihr, daß sie besser thun würde, eine Stellung als Lehrerin in einer Familie zu suchen. Sie antwortete, daß sie das gern thun würde, daß sie aber ohne Empfehlungen und Zeugnisse keine Hoffnung habe, eine solche Stellung zu finden; ‚jedenfalls heute nicht,‘ sagte sie, ‚und doch ist es notwendig, daß ich heute noch eine Wohnung finde.‘

„Da ich ihren Entschluß und auch sonst keinen Ausweg sah, blieb mir nur übrig, ihr beim Aufsuchen einer Wohnung behilflich zu sein. Es war sehr schwer, etwas ihren Wünschen Entsprechendes aufzufinden, weil ich selbst mit den örtlichen Verhältnissen ganz unbekannt war und sie nur eine billige Miete bezahlen konnte. Wir gingen durch viele Straßen und sahen die zum Vermieten angezeigten Räume, aber immer waren die Preise zu hoch. Endlich fand sich in einer Seitenstraße in einem großen Hause ein sehr kleines Zimmer, welches mit einem gewissen Luxus ausgestattet und mit einem Alkoven versehen war, für einen geringen Mietpreis. Bianka meinte, daß ihr dies genüge, und sie beschloß, dort zu bleiben, obgleich ich ihr sagte, daß der Ort mir verdächtig schiene. Ich war ihr dann behilflich, ihre Sachen in die neue Wohnung überzuführen, und verabschiedete mich, indem ich sie bat, über mich zu verfügen, wenn sie meiner bedürfen sollte. Sie bat mich, sie am folgenden Tage in das Bureau einer Zeitung zu begleiten, durch welche sie sich als Lehrerin empfehlen wollte.

„Als ich gegen Abend in mein Hotel trat, sah ich auf dem Hausflur Bianka, welche, mit verstörtem Antlitz auf ihrem Gepäck sitzend, mich erwartete. Sie war sehr niedergeschlagen und berichtete, daß, nachdem sie kaum in ihrer Wohnung gewesen, der Vermieter derselben erschienen sei und ein so dreistes und unverschämtes Benehmen gezeigt habe, daß sie unmöglich hätte bleiben können; sie habe sich nun unter meinen Schutz geflüchtet. Im Hotel hatte sie ein Zimmer verlangt, man hatte ihr aber gesagt, daß keines frei sei. Sie bat mich mit so angstvollem Blick, ihr Aufnahme zu verschaffen, daß ich nicht den Mut hatte, es zu verweigern, obgleich mir diese Entwickelung sehr unerwünscht war, und auf mein Verlangen überließ man ihr eine enge und dunkle Kammer. Bei Tisch saß sie dann wieder neben mir, und nach dem Essen führte ich sie in mein Zimmer, da das ihrige ein zu trauriger und kalter Aufenthalt war. Wir setzten uns vor das Feuer, und ich redete mit ihr über ihre Lage, ihr nochmals wiederholend, daß sie nur in einer Familie sicher leben könne, und sagte, daß ich versuchen wolle, einen angemessenen Platz für sie zu finden. Sie war sehr mutlos und flehte mich an, sie einstweilen im Hotel zu lassen, da sie sich sonst überall fürchte. Als ich ihr die Unzuträglichkeiten ihres Verbleibens vorstellte, fing sie an heftig zu weinen.

„In den nächsten Tagen besuchte ich mehrere Familien, an die ich empfohlen war, und erzählte meine Verlegenheit, indem ich hoffte, daß man meine Bemühungen für Bianka unterstützen würde. Ich begegnete aber überall dem entschiedensten Mißtrauen; man glaubte nicht, daß ein anständiges Mädchen sich in sol-

cher Lage befinden könne, und sagte, daß man keinem raten könne, sie ins Haus aufzunehmen. Ich sah ein, daß ich besser thun würde, nicht wieder von der Sache zu reden, weil ich mich dadurch selbst einer falschen Beurteilung aussetzte.

„Inzwischen sah ich meinen Schützling täglich während der Mahlzeiten. Sie war stiller und blasser geworden; ich bemerkte wohl, daß sie von Sorge erfüllt war, denn oft blickte sie mich ängstlich und fragend an; ich hatte nicht wieder über ihre Zukunft mit ihr gesprochen, sondern suchte sie vielmehr durch heitere Gespräche zu zerstreuen. Ihr Benehmen war stets untadelhaft; sie offenbarte so viel Herzensgüte, weibliche Würde und echte Frömmigkeit, daß meine Achtung für sie mit jedem Tage stieg.

„Da sie mir sagte, daß sie versuchen wolle, Beschäftigung zu finden, so veranlaßte ich eine darauf bezügliche Anzeige in den Zeitungen. Tags darauf hatte sich ein junger Mann bei ihr gemeldet, welcher englischen Unterricht zu nehmen wünschte. Sie fragte mich um Rat und sagte, daß sie kein Bedenken tragen würde, diesen Unterricht zu übernehmen, denn sie sei überzeugt, daß sie sich durch ihr Benehmen bei jedem Achtung verschaffen werde, wenn nur ihr Zimmer für diesen Zweck geeignet sei. Um ihr den Anfang ihres neuen Berufes zu erleichtern, bot ich ihr an, während des Vormittags mein Wohnzimmer für ihre Unterrichtsstunden zu benutzen, was sie mit großer Freude annahm. Es kamen bald noch andere Schüler hinzu, und sie widmete sich mit Eifer ihrer Beschäftigung; es war unverkennbar, daß diese Thätigkeit einen sehr günstigen Einfluß auf ihr Gemüt ausübte: sie wurde heiterer und berichtete mir täglich von den Fortschritten, den sowohl sie als ihre Schüler machten; sie war überglücklich, als ihre tägliche Einnahme so weit reichte, um die nötigsten Ausgaben damit zu bestreiten. Ihr Befinden wurde aber ersichtlich schlechter, sie sah sehr blaß aus und klagte oft über große Müdigkeit. Eines Morgens ließ sie mich bitten, auf ihr Zimmer zu kommen, da sie krank sei. Ich fand sie im Bette liegend und war erschreckt durch den Mangel an Luft und Licht in diesem Zimmer. Sie war sehr bekümmert, daß sie mir Sorge und Mühe mache und wieder meiner Hilfe bedürfe. Ich bat einen Arzt, den ich kennen gelernt hatte, sie zu besuchen; dieser erklärte den Mangel an Luft und Bewegung für den Grund ihres Leidens und verordnete außer stärkenden Mitteln tägliche Spaziergänge. Ich wußte, daß es unmöglich für sie war, allein auszugehen; ihr schöner hoher Wuchs und die Fülle ihres blonden Haares machten ihre Erscheinung zu auffallend, um nicht die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Es blieb mir also nichts übrig, als sie zu begleiten, und ich ging jeden Abend in der Dämmerung mit ihr am Lung' Arno hin zu den Cascinen, denn ich wünschte nicht, Bekannten zu begegnen, was aber doch nicht ganz zu vermeiden war. Ich fühlte, daß ich, wenn ich gesehen wurde, einer ungünstigen Deutung unterlag, und diese Empfindung sowohl als die Beschränkung, die mir durch Bianka auferlegt war, machten mir das Verhältnis zu ihr drückend. In ihrem Wesen war nichts, was hätte Argwohn erregen können, alles in ihr war rein und klar, und doch konnte ich eine gewisse Abneigung nicht unterdrücken, deren Ursache das Dunkel war, in welches ihre Vergangenheit sich hüllte. Mein Betragen gegen sie blieb deshalb kalt, wenn auch sehr rücksichtsvoll, und vielleicht entstand daraus das Vertrauen, welches sie mir bewies. Ihr Benehmen gegen mich war das einer Schwester; sie teilte mir alle ihre kleinen Erlebnisse, ihre Eindrücke und Gedanken mit und plauderte kindlich und unbefangen, wenn wir nebeneinander gingen; in der zartesten und rührendsten Weise äußerte sich ihre Dankbarkeit. Sie war so glücklich auf unseren Spaziergängen! Von Natur heiter und fröhlich, freute sie sich an allem, was uns begegnete: an der schönen Beleuchtung, wenn die Hügel um Florenz im Licht der unter-

gehenden Sonne erglänzten, an jeder Blume und jedem Insekt.

„In jener Zeit brachte eine mir befreundete Familie einige Tage in Florenz zu. Ich erzählte von der ungewöhnlichen Lage, in welche ich mich gegen meine Neigung und trotz aller Vorsicht mehr und mehr verstrickt und dadurch vielfach behindert sah. Da die Neugierde meiner Freunde, das Mädchen kennen zu lernen, erweckt wurde, so bat ich sie, am Abend den Thee bei mir zu nehmen, und ersuchte Bianka, die Wirtin zu machen. Sie that dies mit so viel Würde, mit so sicherem Anstand und gewinnender Freundlichkeit und zeigte sich in der Unterhaltung so unterrichtet und sinnig und mit feinem Verständnis begabt, daß alle von ihr entzückt waren. Meine Freunde wollten sie, solange sie hier waren, beständig um sich haben, und sie lernte in ihrer Gesellschaft zuerst Florenz und seine Umgebung kennen. Es war rührend, die Freude zu beobachten, welche sie an allem Schönen und Erhabenen empfand, und den Genuß, welchen alles Neue und Lehrreiche ihr gewährte. Unter dem Einfluß eines heiteren geselligen Verkehrs und geistiger Anregung blühte sie ersichtlich auf und wurde täglich schöner und lebhafter. Die Frau meines Freundes, eine kluge und wohlmeinende Frau, sagte mir beim Abschied, sie zweifle nicht, daß ich mir einen solchen Schatz zu bewahren wissen werde, daß ich aber, wenn dies nicht meine Absicht sei, nicht säumen dürfe, mich von ihr zu trennen.

„Ich wurde durch diese Äußerung peinlich berührt, denn es war mir noch nie eingefallen, in diesem Sinne ihrer zu gedenken; ich empfand widerwillig den Zauber ihres Wesens, aber ein Vorurteil, welches ich nicht besiegen konnte, hielt mich ab, demselben nachzugeben. Da ich dennoch einsah, daß die Freundin recht hatte, so beschloß ich, mich sogleich aus Biankas Nähe zu entfernen. Es war im April, und es gelang mir nur, bis zum ersten Mai eine zufällig leer stehende Wohnung zu finden. Als ich ihr, der ich den Grund nicht sagen konnte, meine Absicht kurz mitteilte, mochte ihr das unfreundlich erscheinen; sie war sehr erschreckt, mehr, weil sie fürchtete, mich erzürnt zu haben, als wegen der Trennung; sie suchte ihre Bewegung zu unterdrücken und wagte kaum, mit mir zu reden. Ich sagte ihr, daß der Wirt ihr ein Zimmer einräumen wolle, wo sie unterrichten könne, und daß ich zuweilen nachfragen würde, ob sie meiner bedürfe.

„Als ich allein war, fühlte ich trotz der vielen Interessen und Zerstreuungen, welche meine Zeit erfüllten, eine Leere, da die Sorge um Bianka und ihre Gesellschaft mir genommen war. Schon am folgenden Tage, zur Zeit unseres gewöhnlichen Spazierganges, trieb es mich zu ihr, und sie war froh, desselben nicht entbehren zu müssen. Sie war schüchterner und stiller als sonst; als wir schon auf dem Rückwege waren, fragte sie mich, ob ich ihr irgend etwas vorzuwerfen habe, und war glücklich, als ich es verneinte und einen anderen Grund für meine Entfernung vorgab.

„Es verging jetzt selten ein Tag, an welchem ich sie nicht sah. Noch war es mir nicht gelungen, eine andere Wohnung zu finden, und sie wußte von meinen vergeblichen Bemühungen. Nachdem ich sie eines Tages nicht aufgesucht hatte, kam sie am folgenden Morgen zu mir und entschuldigte dies durch eine wichtige Mitteilung, die sie mir zu machen habe; sie habe durch einen Schüler erfahren, daß eine sehr hübsche Wohnung frei sei, und habe sich dort hinführen lassen; dieselbe sei geräumig und gut eingerichtet, dicht an den Cascinen belegen und habe sogar einen Garten. ‚Ach!' sagte sie, ‚welch ein Glück müßte es sein, dort zu leben!' Und errötend und mit einiger Verlegenheit machte sie mir den Vorschlag, ich solle diese Wohnung nehmen und ihr einen Teil derselben überlassen, dann wolle sie mit einer Magd die häuslichen Obliegenheiten besorgen und durch ihre Fürsorge mir das Leben bequem und behaglich zu machen trachten.

„Ich dankte ihr für ihren guten Willen, lehnte aber den Vorschlag ab, was sie sehr herabstimmte. Sie kam in den nächsten Tagen wiederholt auf diesen Plan zurück und schien meine Abweisung nicht zu begreifen; auch sagte sie, daß das veränderte Benehmen des Wirtes und ihrer Schüler sie überzeugt habe, daß sie meines Schutzes gar nicht entbehren könne. Inzwischen näherte sich das Ende des Monats, und ich hatte noch keine Wohnung gefunden; teils diese Verlegenheit, teils das verlockende Bild einer sorgsam gepflegten Häuslichkeit unter Biankas Leitung bestimmten mich, trotz meiner besseren Einsicht, mit ihr das Haus anzusehen, welches sie vorgeschlagen hatte. Dasselbe gefiel mir sehr wohl, und als ich einige Tage darauf noch keine Aussicht hatte, ein anderes Unterkommen zu finden, entschloß ich mich, zu dem Plane des Mädchens meine Zustimmung zu geben. Sie war sehr froh und traf sogleich die nötigen Vorbereitungen. Als ich am ersten Mai gegen Abend unsere gemeinschaftliche Wohnung bezog, war Bianka schon dort; sie hatte alles schön geordnet und die Möbel so gestellt, daß der unwohnliche Eindruck möblierter Mietswohnungen verschwunden war; die Zimmer waren mit Blumen geschmückt, die Fenster standen geöffnet und ein ruhiges Behagen lag über alles gebreitet. Unsere Wohnung lag im Erdgeschoß und war durch einen Korridor geteilt; meine Zimmer lagen nach dem Garten hinaus, deren eines als gemeinsames Eßzimmer diente; meine Genossin hatte ihre Zimmer, deren Fenster der Straße zugewandt waren, auf der anderen Seite des Ganges. Das Haus lag sehr ruhig am Ende einer stillen Straße, die durch die Barriere abgeschlossen war, welche die Stadt von den Cascinen trennt.

„Als Bianka hörte, daß ich zufrieden war und ihre Einrichtung lobte, schien sie vollkommen glücklich zu sein; zuletzt führte sie mich in das Eßzimmer, wo der Tisch zierlich hergerichtet war, und wir setzten uns, indem die Dienerin aufwartete. Ich bewunderte aufs neue ihre ruhige Würde und die sichere Art, mit der sie alles anordnete; auch wie sie mit wenig Mitteln alles gut und schicklich herzustellen wußte. Ihr Wesen schien gehoben durch das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit und Bedeutung als Hausfrau; als ich sie scherzend darob neckte, sagte sie: ‚Ich bin so froh, etwas für Sie thun zu können.‘

„Nach dem Essen gingen wir in den Garten und setzten uns plaudernd auf eine Steinbank unter den Lorbeerbüschen. Als es kühl wurde, gingen wir ins Haus, und auf meine Einladung folgte sie mir in mein Arbeitszimmer, wo sie sich, nachdem sie hatte Licht bringen lassen, mit einer Handarbeit auf das Sofa setzte, während ich am Schreibtisch blieb.

„Allmählich überkam mich eine höchst unbehagliche Stimmung. Das Trugbild einer glücklichen und friedlichen Häuslichkeit, welches ich in so reizender Weise vor Augen sah, quälte mich durch das Bewußtsein, daß es keinen Bestand haben könne und daß es um so besser sein würde, je früher es ende; ich fragte mich, welches das Ende sein werde.

„Als Bianka mich in finsteren Gedanken sah, legte sie ihre Arbeit nieder und sagte: ‚Ich glaube, daß ich Ihnen schuldig bin, alles zu sagen, worüber ich bisher geschwiegen habe. Wollen Sie meine Geschichte hören?‘ Da ich sie darum bat, erzählte sie folgendes:

„Ihr Vater war Offizier in Indien, und dort verlor sie, als sie sechs Jahre alt war, ihre Mutter; der Vater brachte sie nach Europa und übergab sie einem Kloster in Deutschland zur Erziehung, worauf er nach Indien zurückkehrte. In diesem Kloster verlebte sie zehn glückliche Jahre; unter dem Einfluß der Frömmigkeit und Herzensgüte der Klosterfrauen, von denen sie mit der größten Verehrung sprach, und gleichzeitig eines sehr sorgfältigen Unterrichts wurden ihr Geist und ihr Gemüt ausgebildet. Sie hoffte damals, ihr ganzes Leben im Kloster zuzubringen. Eines Tages aber erschien eine Frau, die sich ihre Tante nannte,

teilte ihr mit, daß ihr Vater gestorben sei und sie selbst ganz ohne Mittel zurückgelassen habe, und zwang sie, innerhalb zwei Stunden das Kloster zu verlassen und ihr nach London zu folgen. Im Hause ihres Onkels, welcher Baronet und sehr reich war, hatte sie dann ein Jahr lang eine lieblose und unwürdige Behandlung von seiten der Tante und deren Tochter erlitten; sie wurde wie eine Magd gehalten, und der Onkel, welcher ganz unter der Herrschaft der Tante stand, vermochte nichts zu ihren gunsten, obschon er es versuchte. Endlich kündigte die Tante ihr an, eine Dame ihrer Bekanntschaft habe sich erboten, sie mit sich nach Rom zu nehmen, und am folgenden Tage kam dieselbe, um sie zu holen. Es war eine Engländerin, welche mit einem römischen Prinzen verheiratet gewesen war und als Witwe auf einer schönen Villa bei Rom lebte. Sie hatte bald so sehr Gefallen an Bianka gefunden, daß sie dieselbe ganz wie ihre Tochter hielt, ihr auch die Leitung des großen Hauswesens überließ und sie zum Mittelpunkt der glänzenden Geselligkeit machte, welche sich um sie versammelte. So vergingen einige heitere und sorglose Jahre, bis der Sohn jener Dame, welcher in England erzogen war, zurückkehrte. Dieser faßte eine heftige Leidenschaft für das junge Mädchen, und sie erwiderte dieselbe durch eine tiefe Neigung, welche ihr ganzes Wesen erfüllte. Sobald die Mutter dies bemerkte, handelte sie rasch und entschlossen: sie setzte sich mit Bianka auf die Eisenbahn, brachte sie nach Florenz in das Haus, in welchem ich sie getroffen, bezahlte dort ihre Pension für drei Monate, ließ ihr außerdem eine Anweisung an den Banquier auf eine kleine Summe, empfahl ihr einen Beichtvater und verbot ihr, je wieder von sich hören zu lassen.

„Bianka hatte leise gesprochen, und ich sah jetzt ihre Augen voll Thränen. In mir aber war, während sie erzählte, eine große Veränderung eingetreten. Indem das Dunkel, welches auf ihrer Vergangenheit lag, sich lichtete und jeder Zweifel schwand, war die Liebe zu diesem Mädchen, die längst in mir geschlummert, plötzlich und mit gewaltiger Kraft in mein Bewußtsein gedrungen; es schien mir unmöglich, mich je wieder von ihr zu trennen. Und gleichzeitig fühlte ich mit ungeheurem Schmerz, daß sie für mich verloren war. Der Ausdruck ihrer tiefen und stillen Liebe war so innig, so wahr und überzeugend gewesen, daß ich erkennen mußte, wie hoffnungslos mein Lieben war. Die Eifersucht entflammte mein Gefühl bis zur höchsten Leidenschaft und machte mich ungerecht gegen Bianka, deren Liebe ich wie einen Verrat gegen mich und wie Undank empfand. Ich war in so großer Aufregung, daß ich, anstatt ihr für ihr Vertrauen zu danken und ihr teilnehmende und tröstende Worte zu sagen, aufsprang und aus dem Zimmer rannte. Es trieb mich ins Freie, und ich lief stundenlang durch die Straßen, bis ich, durch Ermüdung beruhigt, spät ins Haus zurückkam. Ich fand Bianka, die auf mich gewartet hatte, im Eßzimmer. Sie hatte sich in einen Shawl gehüllt, war bleich und fröstelte; sie sprach kein Wort zu mir, sondern reichte mir die Hand zur guten Nacht und sah mich traurig und fragend an. Ich fühlte mich sehr elend, denn ich empfand mein Unrecht und sagte ihr, ich sei unwohl, sie möge Nachsicht mit mir haben. Am nächsten Morgen ging ich frühzeitig aus und ließ Bianka melden, daß ich an dem Tage nicht zurückkehren würde; es war mir unmöglich, sie jetzt zu sehen, ich mußte erst versuchen, über mich selbst und mein Verhältnis zu ihr klar zu werden. Ich brachte den Vormittag in den langen Gängen der Bildergalerie in den Uffizien zu, umherwandelnd und sinnend, was werden solle. Nachmittags fuhr ich auf eine entfernte Villa zu einer befreundeten Familie und blieb dort die Nacht; von hier ging ich am folgenden Morgen in die Stadt zurück. Es war mir klar geworden, daß es unedel sein würde, Biankas Gemüt zu beunruhigen und das Vertrauen, welches sie in mich setzte, zu er-

schüttern; ich mußte unbefangen und heiter erscheinen und durfte meine Empfindungen nicht verraten. Ich nahm mir vor, mich über ihr Verhältnis zu jener römischen Familie genauer zu unterrichten.

„Nach Hause gekommen, erfuhr ich, daß Bianka krank sei, doch ließ sie mir sagen, daß sie durch die Dienerin gut verpflegt werde und morgen wieder aufzustehen hoffe. Ich war sehr unruhig und konnte den Augenblick, da ich sie wiedersehen würde, nicht erwarten. Um ihr eine Freude zu machen, ließ ich ein gutes Klavier in unser Eßzimmer stellen; auch stand ein Bouquet schöner Rosen auf ihrem Platz, als sie am anderen Morgen kam; sie sah, daß ich froh war, sie wiederzusehen, und so kehrte auch ihre Heiterkeit zurück.

„Für mich begann jetzt eine Zeit der Wonne zugleich und der bittersten Qual. Wenn es mir gelang, jeden Gedanken an die Zukunft und an das, was uns trennte, zu entfernen und nur die schöne Gegenwart zu empfinden, dann genoß ich eines so reinen und vollkommenen Glückes, daß ich es gegen keins in der Welt vertauscht hätte: der beständige Verkehr mit ihr, die mir keine Regung ihres Herzens verbarg und jede Sorge und Freude mit mir teilte, ihr Vertrauen, ihre Teilnahme und zarte Aufmerksamkeit für mich und das Gefühl, für sie sorgen zu müssen und ihr notwendig zu sein, gaben meinem Dasein einen erhöhten Wert und zeigten mir von ferne ein Bild irdischer Glückseligkeit, welche nur zu vollkommen war, um je einem Sterblichen zu teil zu werden.

„Obgleich meine Beschäftigungen und geselligen Beziehungen dadurch sehr beeinträchtigt wurden, brachte ich den größten Teil meiner Zeit in ihrer Nähe zu. Nur während des Vormittags, wenn sie unterrichtete, ging ich aus. Da die Tage länger wurden, machten wir unsere Spaziergänge nach dem Essen, denn ich wählte lieber die Stunde der Dämmerung, wenn schon die zahlreichen Wagen und Spaziergänger aus den Cascinen in die Stadt zurückgekehrt waren. Kamen wir dann nach Hause, so pflegte sie mir, ehe das Licht gebracht wurde, einiges, was ich gern hörte, auf dem Klavier zu spielen, und dann setzte sie sich mit ihrer Arbeit zu mir in mein Zimmer, und ich las ihr aus Dantes Göttlicher Komödie vor. Als ich die Geschichte der Francesca von Rimini vortrug, war sie sehr davon ergriffen, und nach den Worten: ‚quel giorno piu non vi leggemmo avanti‘ bat sie mich, nicht weiter zu lesen.

„Es wurden in einem Sommertheater in unserer Nähe damals Vorstellungen gegeben, und sie war sehr dankbar und fröhlich, wenn ich sie dorthin begleitete. Kam sie dann an meinem Arm aus dem Gedränge in unsere stille Wohnung zurück, sagte sie: ‚Am schönsten ist's doch in unserem eigenen Heim.‘

„Sonntags, da sie dann frei war, führte ich sie morgens hinaus aufs Land, und wir gingen stundenweit über die Hügel und durch die Felder, nahmen in irgend einer ländlichen Trattorie unser Frühstück und kehrten beladen mit Blumen, welche sie am Wege gepflückt, heim. Sie war stets einfach, aber sehr zierlich gekleidet; wenn sie nun in ihrem hellen Gewande, auf den blonden Locken einen breitrandigen Strohhut, das Gesicht von der Bewegung gerötet und vor Freude strahlend, in jeder Hand einen großen Blumenstrauß haltend, rasch einherschritt, dann sah sie ganz aus wie ein Bild des Frühlings selber, und jeder, der ihr begegnete, blieb stehen und schaute ihr nach.

„In jener Zeit war es, daß sich das stille Verhältnis zum jetzt verstorbenen König anknüpfte, welches den Anlaß zu meiner Erzählung gegeben hat. Viktor Emanuel hatte die Gewohnheit, abends, wenn die Menge sich verlaufen hatte, den Palazzo Pitti zu verlassen und in einem einfachen offenen Wagen nur mit einem Begleiter eine Fahrt durch die Cascinen zu machen. Da wir um die nämliche Zeit von unserem Spaziergange heimkehrten auf dem Wege, welcher am Arno herführt, so traf es sich, daß wir immer fast an demselben Platz dem Könige be-

gegneten und ihn grüßten. Auch ihm mochte die liebliche Erscheinung meiner Begleiterin aufgefallen sein, denn er fing an, stets schon von weitem uns freundlich zu begrüßen und zuzuwinken; das wiederholte sich fast täglich während mehrerer Wochen, und Bianka hatte an dieser stummen Freundschaft eine kindliche Freude.

„Wenn ich mich auch stets bestrebte, meiner Gefährtin gegenüber ein ruhiges und gleichmäßiges Verhalten zu beobachten, so gelang mir dies doch nur teilweise. Sobald ich daran dachte, daß das Glück jener Tage nicht dauern werde, ja nicht dauern dürfe, überfiel mich ein so durchbohrender Schmerz und ein solcher Aufruhr der Empfindungen, daß ich ihr reizbar und launenhaft und oft unfreundlich erscheinen mußte. Ich vermied dann zuweilen tagelang, ihr zu begegnen, und es machte mich noch unbehaglicher, wenn ich bemerkte, daß sie darunter litt und daß sie geweint hatte, weil mein Betragen sie schmerzte und ihr unverständlich war. Sie selbst begegnete mir stets mit derselben ruhigen Freundlichkeit, und hatte ich mich gefaßt, so kehrte auch die gewohnte heitere Stimmung bald zurück. Wenn wir recht froh waren, pflegte sie mich ‚mon oncle‘ anzureden; sie hatte mir erzählt, daß sie, um ihren Schülern mehr Respekt einzuflößen, häufig von mir als ihrem Onkel rede, und da sie zu bemerken glaubte, daß mich dies ein wenig verdroß, hatte sie, um mich zu necken, mich wiederholt so angeredet, und daraus war eine Gewohnheit geworden.

„Ich hatte inzwischen erfahren, daß eine Schwester jener römischen Dame, bei welcher Bianka gewohnt hatte, in Florenz lebte, und Gelegenheit gefunden, bei derselben Erkundigungen einziehen zu lassen. Auch hatte ich den Banquier, an welchen sie empfohlen war, befragt. Von beiden wurden die Mitteilungen, welche jene mir gemacht hatte, vollkommen bestätigt. Über den jungen Mann, welchen sie so treu liebte, lauteten die Nachrichten sehr ungünstig; es war gewiß, daß er an das Mädchen nicht mehr dachte.

„Eines Tages fragte ich sie, ob sie nie Nachricht von ihrem Geliebten erhalten oder nie versucht habe, ihm zu schreiben. Sie antwortete, daß er unrecht thun würde, gegen den Willen seiner Mutter an sie zu schreiben, und daß ihr Beichtvater auch ihr jede Mitteilung an den jungen Mann untersagt habe.

„Dann fragte ich, ob sie sicher sei, daß jener ihr dieselbe Treue bewahren werde, mit welcher sie sich ihm verbunden fühle. Sie blickte mich erstaunt an und sagte: ‚Können Sie denn daran zweifeln? Wie wäre es möglich, daß er sein Wort brechen sollte?‘

„Ich bemerkte darauf, daß ja der Wille der Mutter ihn zwingen könne, sich einer anderen zu verbinden.

„‚In diesem Falle,‘ sagte sie, ‚würde er schuldlos sein, und ich wäre nicht minder verpflichtet, ihm auch dann die Treue zu bewahren, die ich ihm gelobt habe.‘

„‚Und haben Sie irgend Hoffnung, daß die Mutter einst ihre Einwilligung geben wird?‘

„‚Ich hoffe es,‘ sagte sie, ‚denn mein Beichtvater hat mir versprochen, sich für mich an den heiligen Vater zu wenden, und auch versichert, daß derselbe mir seine Hilfe nicht versagen werde, wenn ich mich ihm zu Füßen werfe. Er selbst wird mir die geeignete Stunde hierfür bezeichnen.‘

„Ich sah, daß alles, was Bianka sagte, sehr ernst gemeint war, und wußte, daß jeder Versuch, ihre Überzeugung zu ändern, vergeblich sein würde. Ich kannte die aufrichtige Frömmigkeit ihres Gemüts und begriff, daß die Liebe in ihr die Stärke und Tiefe eines religiösen Gefühls gewonnen hatte und daß sie eher zu Grunde gehen als von ihr lassen würde. Es war eine schmerzliche Gewißheit, daß ich auf keine Sinnesänderung ihrerseits hoffen durfte.

„Ich wußte, daß sie jeden Morgen in einer benachbarten Kirche die Messe hörte und daß sie oft ihren Beichtvater besuchte. Die Äußerungen desselben, auf welche sie ihre Hoffnungen baute, hatten mir sehr mißfallen, da ich nicht glaubte, daß

sie begründet sein konnten. Ich beschloß, um mich dessen zu versichern, mit dem geistlichen Herrn zu reden. Es war ein kleiner lebhafter Mann, welcher beständig Tabak schnupfte und zu jedem Wort, das er sprach, laut lachte. ‚Die Ärmste,‘ sagte er, ‚man muß Mitleid mit ihr haben; ich tröste sie, so gut ich kann, verstehen Sie? Sie kommt, um getröstet zu sein; dann sage ich, der heilige Vater werde ihr helfen. Der Arme! der hat wohl anderes zu thun, als an sie zu denken; was wollen Sie, daß ich thun soll?‘

„Ich sah, daß er nach dem Grundsatze der Charlatans: ‚mundus vult decipi‘, handelte, und ging, wenig erbaut von der Art seiner Seelsorge, hatte aber nicht den Mut, Bianka vor seinen Tröstungen zu warnen.

„Obgleich ich es von einem Tage zum anderen und von Woche zu Woche hinausschob, war ich doch, so sehr ich auch darunter litt, entschlossen, mich von ihr, die ich über alles liebte, zu trennen. Die Überzeugung, daß dies unabweislich geschehen müsse, wurde durch die Andeutungen bestärkt, welche mir von Bekannten, die mich hier und da mit Bianka gesehen hatten, gemacht wurden und welche mir bewiesen, daß wir in Florenz schon zu bekannt waren, um unbemerkt zu bleiben; ich durfte sie nicht länger einer ungerechten Beurteilung aussetzen. Ich nahm mir vor, meinen Aufenthalt in Italien abzubrechen und ihr nur zu sagen, daß zwingende Umstände meine baldige Abreise erforderten. Indem ich noch zögerte, gab ein unbedeutender Vorfall mir Anlaß, mit ihr zu reden.

„Es war um die Mitte des Juni. Ich hatte die Nacht auf dem Lande bei Freunden zugebracht und wurde von denselben am Morgen in ihrem Wagen bis an meine Wohnung begleitet. Während ich, aus dem Wagen gestiegen, noch mit ihnen sprach, trat Bianka an das geöffnete Fenster und schaute unbefangen aus nächster Nähe auf uns. Ihre schöne Erscheinung mußte meinen Begleitern, welche wußten, daß dort meine Wohnung war, auffallen, und obgleich sie sich den Anschein gaben, es nicht zu beachten, bemerkte ich doch ihr Erstaunen. Die Frau meines Freundes brach sogleich die Unterhaltung ab und gab das Zeichen zur Abfahrt.

„Ich konnte mich nicht enthalten, Bianka in der schonendsten Weise darauf aufmerksam zu machen, wie leicht sie Mißdeutungen ausgesetzt sein würde, wenn wir nicht mit der äußersten Vorsicht unser Benehmen einrichteten. Sie erschrak heftig und wurde sehr rot; nach einer Pause sagte sie: ‚Sie haben recht; ich habe nie daran gedacht; — wie grausam ist doch die Welt, daß sie mir meinen Frieden hier nicht gönnt! — Also müssen wir uns trennen?‘

„Ich erwiderte ihr, daß es mein Wunsch sei, sie nie zu verlassen, daß dies aber nur dann möglich sein würde, wenn sie mein Weib wäre; da ich wisse, daß sie einem anderen Treue bewahre, sei es mir nicht gestattet, ihr einen solchen Vorschlag zu machen, und es sei meine Pflicht, um ihretwillen mich von ihr zu trennen. Ich sagte, daß ich bald genötigt sein würde, nach Deutschland zurückzukehren, und bat sie, ernstlich zu überlegen, ob nicht, so unwahrscheinlich ihr dies auch jetzt erscheinen möge, eine Zeit kommen könne, wenn etwa der Mann, den sie liebe, sich einer anderen verbunden habe, da sie sich entschließen werde, fernerhin mit mir zu leben; wenn auch noch Jahre darüber vergehen würden, so genüge mir doch die Hoffnung. Ich bat sie, mir zu gestatten, einstweilen für ihre Bedürfnisse zu sorgen, und fragte, ob ich ihr in Deutschland ein sicheres Unterkommen verschaffen dürfe.

„Sie blieb eine Weile in Gedanken versunken, dann sagte sie: ‚Sie haben mir sehr wehe gethan, ich bitte Sie, nie wieder davon zu sprechen. Sie wissen, warum ich Italien nicht verlassen und daß ich keinem anderen angehören kann.‘ Dann reichte sie mir beide Hände und sagte: ‚Glauben Sie nicht, daß ich undankbar bin.‘

„Sie schluchzte und konnte nicht weiter reden; rasch eilte sie aus dem Zimmer.

„Später war sie ruhig und gefaßt. Als wir abends am offenen Fenster saßen und auf die Leuchtkäfer schauten, welche wie tausend Funken durch die dunklen Büsche des Gartens schwirrten, sagte sie: ‚Ich habe mir überlegt, daß, wenn Sie fortgehen, auch ich nicht in Florenz bleiben kann; ich würde es nicht ertragen können, hier allein zu sein. Ich bin entschlossen, nach Mailand zu gehen und dort so wie hier zu arbeiten.'

„Ich wußte von Bianka, daß ihr Onkel in London gestorben war und daß sie von der Tante keinen Beistand zu erwarten hatte. Ich sah für mich keine Möglichkeit, ihr den Weg, den zu gehen sie entschlossen war, zu erleichtern, doch bat ich sie, wenn sich irgend dazu eine Gelegenheit böte, innerhalb einer Familie eine Stellung zu suchen, und sie versprach, daß sie es thun würde.

„Bis zum Ende des Monats blieben wir noch in unserer Wohnung, und diese Tage sind für mich eine Erinnerung des reinsten Glückes. Ich hatte die Absicht, vor meiner Abreise die Bäder von Lucca zu besuchen, und da ich die Trennung um einen Tag zu verzögern und Bianka eine Freude zu machen wünschte, forderte ich sie auf, mich zu begleiten. Sie war sogleich dazu bereit, und nachdem wir ihr Gepäck nach Mailand abgeschickt hatten, fuhren wir eines Nachmittags auf der Eisenbahn bis Pistoja und bestiegen dort ein offenes Wägelchen, welches uns in die Berge hinaufführte. Wir bestrebten uns, heiter zu sein und jeden kleinen Anlaß zu benutzen, um unsere gute Laune zu erhöhen; die Landschaft, die uns umgab, war so schön im Abendlicht, daß wir bald den Kummer, der auf uns lastete, vergaßen und nur das Glück des Augenblicks empfanden. Indem die Straße aufwärts stieg, öffnete sich rückwarts ein herrlicher weiter Ausblick bis zu den Kuppeln und Türmen von Florenz, dann führte der Weg durch enge Thäler an rauschenden Strömen hin; die roten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten die schön bewaldeten Abhänge der Berge, jede Biegung des Weges brachte neue und immer schönere Bilder. Allmählich sank die Sonne, und der Mond erschien eben über den Berggipfeln, als wir in San Marcello anlangten. Bianka bestand darauf, noch einen Spaziergang zu machen und eine Höhe zu erklimmen; dann hielten wir, vergnügt wie zwei Kinder, unsere Mahlzeit und begaben uns zur Ruhe; an der Thür meines Zimmers trennten wir uns, sie aber kehrte nochmals zurück, trat nahe vor mich, und ihre Hände auf meine Schultern legend, sagte sie: ‚Ich muß Ihnen doch sagen, mon oncle, wie dankbar ich Ihnen bin,' worauf sie meinen Mund mit ihren Lippen berührte und aus dem Zimmer eilte.

„Als ich um Sonnenaufgang ins Freie trat, fand ich Bianka schon bereit. Wir bestiegen unser Gefährt und fuhren in schnellem Trab im Thale der Lima abwärts den Bädern von Lucca zu, selbst noch im kühlen Schatten, während die Höhen im Sonnenschein erglänzten. Es war eine köstliche Fahrt; Bianka saß bald stumm im Anschauen versunken, bald jubelte sie laut über das Schöne, was sie umgab; häufig bat sie, anzuhalten, um eine besonders schöne Blume oder blühende Myrtenzweige, die von den Felsen herabhingen, zu pflücken. Es war noch früh am Morgen, als wir zu den Bädern kamen; abwechselnd ruhend und umherwandernd, brachten wir den Tag in der glücklichsten Stimmung hin, selbstvergessen der schönen Welt uns freuend; wir wußten, daß es für lange der letzte gute Tag sein würde. Gegen Abend setzten wir unsere Reise fort; nie habe ich Italien so schön gesehen wie an jenem Abend im Thale des Serchio, und viele Jahre blieb mir die Sehnsucht im Herzen. Ich war nicht wieder dort, denn es schien mir, ich dürfe jenes Thal ohne Bianka nicht wieder betreten.

„Unser Gespräch war allmählich verstummt, und als wir auf den Bahnhof in Lucca kamen und den Zug erwarteten, der sie nach Mailand führen sollte, standen wir nebeneinander, ohne Worte zu

finden. Als dann der Zug kam und ich sie in den Wagen hob, reichte sie mir die Hand, die ich heftig küßte. „Ich werde Ihnen bald schreiben,‘ sagte sie schluchzend. Dann habe ich sie nicht mehr gesehen.

„Ich fuhr über Pisa nach Florenz und zwei Tage später nach Deutschland. Zu meiner Freude erfuhr ich bald darauf von Bianka, daß sie Aufnahme in einer Schweizer Familie als Erzieherin der Kinder gefunden habe. Im Laufe der nächsten zwei Jahre schrieb sie mir häufig über ihre Stellung in diesem Hause, daß ihr allein die Pflege von zehn Kindern obliege und daß sie oft über ihre Kräfte arbeiten müsse, aber zufrieden sei, diese Zufluchtstätte zu besitzen. Dann, im Frühjahr, berichtete sie mir von einer plötzlich eingetretenen günstigen Veränderung ihrer Lage. Ein altes Ehepaar hatte Gefallen an ihr gefunden und sie mit dem Versprechen, für ihre Zukunft sorgen zu wollen, ins Haus aufgenommen; augenblicklich befand sie sich mit den alten Leuten auf deren Villa am Comer See.

„Wenige Monate später bekam ich einen Brief von ihr aus Genua. Sie schrieb, daß sie in jenem Hause, in welchem sie es nur zu gut gehabt, von Beginn ihres Aufenthalts an der Feindschaft eines Kreises von Verwandten, der die alten Leute umgab, ausgesetzt gewesen sei; man habe getrachtet, sie in ein Netz von Verdächtigungen und Verleumdungen zu verstricken, und sie habe dem keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen können, weil sie es sich zur Pflicht gemacht habe, niemals von ihrer Vergangenheit zu reden. Obgleich nun das Benehmen ihrer Beschützer gegen sie stets unverändert geblieben, so habe sie doch gefühlt, daß dieselben auf die Dauer nicht den Einflüssen und Einflüsterungen ihrer Verwandten widerstehen würden, auch sei es ihr unerträglich gewesen, unter Menschen zu leben, welche irgend einen Zweifel in sie setzten. Da habe sie denn einen schnellen Entschluß gefaßt und das Haus, welches ihr eine Heimat hätte werden sollen, verlassen; in Mailand habe sie nach diesem Erlebnis nicht bleiben mögen, und so sei sie nach Genua gegangen, wo sie jetzt den Kampf mit dem Leben neu beginnen müsse.

„Ich war über diese Wendung ihres Schicksals sehr bestürzt. Es war kurz nach Beginn des französischen Krieges, und ich war durch ernste Pflichten so völlig in Anspruch genommen, daß ich erst nach einigen Tagen Zeit fand, Biankas Brief zu beantworten; inzwischen war dieser aber, in welchem sie ihre Wohnung bezeichnet hatte, verloren, und es gelang nicht, ihn wieder aufzufinden. Ich schrieb nun freilich nach Genua, aber sie wird meinen Brief nicht erhalten haben, vielleicht hat auch ein anderer von ihr mich nicht erreicht, denn ich wechselte in jenen Tagen oft meinen Aufenthalt. Als ruhigere Zeiten kamen, ließ ich durch ein dortiges Geschäftshaus Nachforschungen anstellen, und ein Jahr später bin ich selbst in Genua gewesen, aber alles war vergeblich. Ich habe nie wieder von ihr gehört.“

Lothar schwieg jetzt, und nachdem er aus seiner Brieftasche ein sorgfältig verwahrtes Bildchen genommen hatte, zeigte er es uns: es war ein schöner Kopf mit reichen blonden Locken, bedeutenden Zügen und kindlich frohen Mienen.

Schon während Lothar erzählte, war Filippo unruhig geworden und, nachdem er das Bild gesehen, in großer Erregung im Zimmer auf und ab geschritten. Jetzt nahm er seinen Hut und entfernte sich nach kurzem Abschied.

Am anderen Morgen kam Filippo zu mir, und indem er sagte, daß er uns das traurige Ende von Lothars Erzählung hätte mitteilen können, wenn er nicht den Eindruck, den es auf denselben machen würde, gefürchtet hätte, bat er mich, Lothar davon Kunde zu geben. Ich forderte ihn auf, uns seine Mitteilungen selbst am Abend in Ser Leandros Wohnung zu machen, indem ich versprach, Lothar darauf vorzubereiten, und als wir dort beisammen waren, erzählte er, wie folgt:

„Während des Sommers 1870 hatte ich als junger Arzt eine Anstellung in

Genua und pflegte eine Trattorie der Via Balbi, welche einen Garten besaß, zu besuchen; eine Glycine war so gezogen, daß sie den ganzen Garten beschattete, indem sie ein dichtes grünes Dach über ihm bildete, unter welchem an kleinen Tischen die Gäste saßen. Seit einiger Zeit hatte ich ein schönes junges Frauenzimmer mit langem blondem Haar bemerkt, welches um dieselbe Stunde wie ich in einem Winkel des Gartens ihr bescheidenes Mahl verzehrte. Der Aufwärter, den ich befragte, sagte, es sei eine Fremde, welche Unterricht im Englischen erteile. Da dies meinen Absichten entsprach, redete ich sie eines Tages an, indem ich sie in höflicher Weise ersuchte, mich als Schüler anzunehmen. Sie nannte mir ihre Wohnung und forderte mich auf, sie zu besuchen. Ich brauche nicht zu sagen, daß sie es war, von welcher Lothar uns erzählt hat. Ich fand sie in einer dürftigen Umgebung, wie es schien, bei wackeren, aber armen Leuten. Während mehrerer Monate habe ich dann bei ihr Unterricht genommen, und da ich ihr achtungsvoll begegnete, gestattete sie mir, wenn ich sie in jenem Garten traf, mich an ihren Tisch zu setzen. So bildete sich eine Art kameradschaftlichen Verhältnisses zwischen uns, ohne daß eine größere Annäherung stattgefunden hätte. Sie hatte etwas Herbes und Ablehnendes in ihrem Wesen und schien mir von Sorgen gedrückt; nur selten habe ich ihr fröhliches Lachen gehört. Über sich selbst redete sie nie; nur das erfuhr ich, daß sie erst vor kurzer Zeit nach Genua gekommen und daß sie gleich in den ersten Tagen gänzlich ausgeraubt worden war, indem man in ihrer Abwesenheit ihr Zimmer erbrochen und Geld, Kleider und was sie sonst besaß genommen hatte. Sie schien außer mir nur einmal auf kurze Zeit Schüler zu haben, schien auch oft Not zu leiden und war sehr dürftig gekleidet. Ihre Hauswirtin sagte mir gelegentlich: ‚Das arme Fräulein! sie ist eine so brave Person, lieber hungert sie, als daß sie uns nicht die Miete bezahlte.' Sie hatte mir gleichwohl nie erlaubt, statt ihrer zu bezahlen, wenn wir gemeinschaftlich unsere Mahlzeit einnahmen. Im Herbst traf es sich, daß ich einige Wochen von Genua entfernt war. Als ich zurückkehrte, suchte ich Bianka auf und bemerkte, daß sie sehr blaß und leidend aussah. Da der Tag schön war, forderte ich sie zu einem Spaziergange auf, und sie ging mit mir. Am Hafen ließ ich sie in einen Nachen steigen, und wir fuhren hinüber bis an die Spitze des alten Hafendammes. Der schöne Anblick, dessen man vom Hafen aus genießt, schien sie zu erfreuen: sie saß stumm mit gefalteten Händen und schaute über das Wasser. Als wir am Molo ausstiegen, blieb sie dort lange stehen und blickte sinnend auf die langsam heranrollenden Wogen; dann gingen wir auf dem Damme zur Stadt zurück. Ich lenkte unsere Schritte zu der gewohnten Trattorie; nachdem wir gegessen hatten, bat sie mich, für sie zu zahlen; sie sagte es verlegen und hastig und errötete, indem sie die Bitte aussprach. Dann trennten wir uns.

„Am folgenden Tage wurde ich beauftragt, in amtlicher Eigenschaft eine Leiche zu besichtigen, welche man am Molo aus dem Wasser gezogen hatte. Sie können denken, wie furchtbar ich erschrak, als ich Bianka erkannte.

„Es scheint, daß sie gänzlich mittellos war und schon mehrere Tage der Nahrung entbehrt hatte. Wahrscheinlich ist sie, nachdem wir uns getrennt hatten, zum Hafendamm an den Punkt zurückgekehrt, wo sie am Tage neben mir gestanden hatte.

„Ich sorgte, daß sie in einen einfachen Sarg gelegt wurde und ein eigenes Grab bekam. Mehr zu thun, stand nicht in meiner Macht. Als sie im Sarge lag, kam ich noch einmal zurück und legte einen Strauß frischer Rosen auf ihre Brust."



Die Markgräfin von Baireuth.

Ein historisches Lebensbild

von

Max Ring.

Eine der bedeutendsten Frauen des an hervorragenden Geistern so reichen achtzehnten Jahrhunderts war die Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Baireuth, die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen, die Freundin Voltaires und die Verfasserin der berühmten, für die Kulturgeschichte ihrer Zeit höchst wichtigen Memoiren.

Sie war die älteste Tochter des damaligen Kronprinzen und späteren Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen und wurde am 3. Juli 1709 geboren. Drei Könige und eine Königin wohnten ihrer Taufe bei, und das Sonderbarste war, daß die drei Fürsten Friedrich hießen und sich zu drei verschiedenen Religionen bekannten. Dieses zufällige Zusammentreffen gab zu verschiedenen Prophezeiungen Veranlassung, und man versprach der Neugeborenen so viele Kronen, als Könige zugegen waren; ja, ein hessischer Edelmann, Herr v. Massenbach, trieb die Schmeichelei in einem schwülstigen, abgeschmackten Gedicht so weit, die drei Könige mit den Weisen aus dem Morgenlande und die kleine Prinzessin mit dem Kinde Jesu zu vergleichen, wofür er von dem verschwenderischen Großvater Friedrich I. tausend Dukaten zur Belohnung erhielt.

„Mit achtzehn Monaten," erzählt die Markgräfin von sich selbst, „schwatzte ich schon recht artig und war viel entwickelter, als Kinder in diesem Alter gewöhnlich sind; mit zwei Jahren ging ich ganz allein und trieb tausend Possen, die meine Eltern belustigten; kurz, ich war ihr und des ganzen Hofes Abgott." — Am 24. Januar 1712 wurde Friedrich der Große geboren, „dieser Bruder, der mit mir erzogen ward, den mir tausend Ursachen teuer machten und den ich den Trost habe, von ganz Europa bewundert zu sehen." — Frau v. Kameke, die würdige Gemahlin des grand maitre de la garderobe, erhielt die Oberaufsicht über die königlichen Kinder; Frau v. Rocoules wurde die Hofmeisterin des Kronprinzen, und eine Tochter des Historikers Leti, eines zum Protestantismus übergetretenen Mönches, die Erzieherin der Prinzessin Wilhelmine.

Schon lange kränklich und hinfällig, starb Friedrich I. am 25. Februar 1713. Sein Nachfolger war der bekannte Soldatenfreund Friedrich Wilhelm I. Gleich nach seiner Thronbesteigung entließ der sparsame, nüchterne König die überflüssigen Diener und teuren Günstlinge seines verschwenderischen Vaters und führte das strenge, pflichttreue Leben eines deutschen christlichen Hausvaters. Statt des früheren Luxus herrschte jetzt eine spartanische Einfachheit, eiserne Disciplin und finstere Frömmigkeit. Alles leichte Wesen war ihm verhaßt und besonders die französische Bildung und Sittenlosigkeit zuwider.

„Wer des Königs Gunst erlangen wollte, mußte Sturmhaube oder Küraß anlegen, alles war Offizier oder Soldat, von dem alten Hofe blieb keine Spur mehr übrig. Generalmajor v. Grumbkow kam an die Spitze der Geschäfte und teilte mit dem Fürsten von Anhalt das ganze Vertrauen des neuen Königs."

„Dieser selbst hatte," nach dem Urteil seiner Tochter, „ein erhabenes Genie, war der größten Dinge fähig, einen durchdringenden Geist, eine leichte Fassungsgabe, kurz alles, was einen großen Mann bilden kann. Alle diese Eigenschaften wurden durch ein zu lebhaftes aufbrausendes Temperament, das ihn nur zu oft zu dem größten Jähzorn hinriß, verdunkelt. Bei wenig Mitleid hörte er nur auf die strengste Gerechtigkeit und zog sie der Güte vor. Dieses abgerechnet, sah man ihn nie einen Menschen verlassen, dem er einmal seine Gunst geschenkt hatte, und ungeachtet seines Geizes war er wohlwollend und mildthätig gegen die Armen; die verschiedenen wohlthätigen Stiftungen, welche er in seinem Reich gemacht hat, können dies beweisen."

Dagegen war seine Gemahlin, die Königin Sophia Dorothea, eine Tochter des Kurfürsten von Hannover und späteren Königs Georg von England, stolz auf diese hohe Verwandtschaft, ehrgeizig und keineswegs mit den soldatischen Neigungen und der übergroßen Sparsamkeit des Königs einverstanden. Obgleich er sie aufrichtig liebte und sie seine Liebe ebenso erwiderte, konnten bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere und Anschauungen kleinere und größere Zwistigkeiten nicht ausbleiben, unter denen auch die königlichen Kinder litten.

„Wir führten," schreibt die Markgräfin, „das traurigste Leben von der Welt. Früh, sowie es sieben schlug, weckte uns die Übung von dem Regiment des Königs auf; sie fand vor unseren Fenstern, die zu ebenem Boden waren, statt. Das ging unaufhörlich piff, puff, und den ganzen Morgen hörte das Schießen nicht auf. Um zehn Uhr gingen wir zu meiner Mutter und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mußten. Endlich kam die Tafelstunde. Das Essen bestand aus sechs kleinen, übel zubereiteten Schüsseln, die für vierundzwanzig Personen hinreichen mußten. Den ganzen Tisch durch sprach man von nichts als Sparsamkeit und Soldaten. Die Königin und wir, unwürdig, den Mund aufzuthun, hörten den Orakelsprüchen mit demütigem Stillschweigen zu. Nach aufgehobener Tafel setzte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl, der so hart wie ein Esel war, und schlief zwei Stunden. Solange der König schlief, arbeitete ich, sobald er aufwachte, ging er fort; die Königin begab sich dann in ihr Zimmer zurück, wo ich ihr bis zu des Königs Rückkehr vorlesen mußte. Er blieb nur einige Augenblicke und ging dann in die Tabagie. Diese Zeit war zu meiner Erholung bestimmt; ich liebte die Musik sehr, übte mich und machte Fortschritte in ihr. Um acht Uhr speiste man zu Abend; der König wohnte der Tafel bei, von der man meist hungrig wieder aufstand. Bis vier Uhr des Morgens kam der König selten aus der Tabagie zurück, und so lange mußten wir ihn erwarten. Die Königin spielte mit ihrer und meiner Hofmeisterin, welches die einzigen Damen waren, die uns umgaben, Karten, und ich blieb mit meiner Schwester allein. Da ihr Alter mit dem meinigen in gar keinem passenden Verhältnis stand, blieb mir kein anderer Zeitvertreib über als meine Bücher. Ich hatte eine kleine Bibliothek, die in allen Betten und unter den Tischen versteckt war; denn der König, der alle Wissenschaften verabscheute, wollte durchaus nicht, daß ich mit etwas anderem als weiblichen Arbeiten und Haushalt mich beschäftigen sollte."

Dieser Drang nach Bildung und Belehrung wurde wesentlich durch die neue Gouvernante der Prinzessin, Fräulein v. Sonnsfeld, unterstützt, der ehemaligen Hofdame der genialen Sophie Charlotte, der bekannten philosophischen Königin und

Gemahlin Friedrichs I. „Die Sonnsfeld," schreibt die Markgräfin, „besprach mit mir tägliche Dinge, die am Ende von keiner großen Bedeutung waren, durch die sie aber dennoch, indem sie auf alles, was vorging, mich aufmerksam machte, mir selbständige Ansichten beizubringen suchte. Ich befleißigte mich der Lektüre, welche bald meine Lieblingsbeschäftigung wurde. Durch den Nacheifer, den sie mir einflößte, gewann ich Geschmack an meinen übrigen Studien. Ich lernte Englisch, Italienisch, Geschichte, Geographie, ich legte mich auf Philosophie und Musik und machte in kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte. Eine wahre Leidenschaft ergriff mich für das Lernen, so daß man sich genötigt sah, meinen zu großen Eifer einzuschränken."

Von seiner älteren Schwester angeregt, nahm auch bald der um einige Jahre jüngere Kronprinz an diesen wissenschaftlichen Bestrebungen den lebhaftesten Anteil. „In meiner Jugend," sagte Friedrich der Große zu seinem Vorleser de Catt, „wollte ich nichts thun; ich lief immer müßig umher. Da sagte meine Schwester von Baireuth zu mir: Schämst du dich nicht, deine Talente so zu vernachlässigen? Und darauf machte ich mich an die Lektüre." — So weckte die Prinzessin den Wissenstrieb ihres großen Bruders und legte den ersten Keim zu seiner wunderbaren Bildung. „Er kam," schreibt die Markgräfin, „täglich zu mir, und wir beschäftigten uns mit Lesen und Schreiben. Ich erinnere mich, wie wir Scarrons komischen Roman lasen und Satiren daraus zogen. Grumbkow nannten wir: La Rancune; den Markgrafen von Schwedt: Saldagne; Seckendorf: La Rapinière; sogar der König war in diesem feinen Machwerk nicht geschont, und ich darf gar nicht sagen, welche Rolle er darin spielte. Wir zeigten es der Königin, die sich sehr daran ergötzte. Sicherlich hätten wir viel mehr einen derben Verweis verdient; Kinder sollen die ihren Eltern schuldige Ehrfurcht nie aus den Augen setzen, und ich habe es mir tausendmal vorgeworfen, damals so gegen diesen Grundsatz gefehlt zu haben."

Unter solchen Verhältnissen mußten sich die Gegensätze zwischen dem strengen, despotischen König und seiner unterdrückten Familie immer mehr verschärfen. Die daraus entstandenen Zerwürfnisse wurden noch durch das Doppelheiratsprojekt der Königin gesteigert, welche ihre Tochter mit ihrem Neffen, dem nachmaligen Prinzen von Wales, und Friedrich mit dessen Schwester, der englischen Prinzessin Amalie, vermählen wollte, womit anfänglich auch der König einverstanden war. Da aber das Haus Habsburg, welches mit eifersüchtigen Augen die wachsende Macht der Hohenzollern überwachte, von einer derartigen Verbindung zweier protestantischer Regierungen eine neue Gefahr für seine Interessen und den Katholicismus befürchtete, so bot der österreichische Hof seinen ganzen Einfluß auf, um die beabsichtigten Heiraten zu hintertreiben. Bald gelang es auch dem österreichischen Gesandten, Grafen Seckendorf in Berlin, einem schlauen Diplomaten, den preußischen Minister v. Grumbkow, der das volle Vertrauen seines Herrn besaß, sowie den Fürsten von Anhalt für seine Pläne zu gewinnen und mit deren Hilfe einen Bruch zwischen den nahe verwandten protestantischen Höfen herbeizuführen.

Infolge dieser politischen Intriguen kam es zu den heftigsten Zwistigkeiten und furchtbarsten Familienscenen. Besonders war der König gegen den Kronprinzen aufgebracht, dessen freiere Richtung, französische Bildung und jugendliche Verirrungen dem sittenstrengen und frommen Vater unverzeihlich erschienen. Er sah bereits seinen Sohn von den Krallen des Teufels erfaßt, verweichlicht durch den Hang für litterarische Beschäftigungen, voll Widerwillen gegen seine militärischen Einrichtungen und seine liebsten Pläne. Er überhäufte ihn mit Vorwürfen, nannte ihn einen Hasenfuß, einen französischen Windbeutel und drang in ihn, der Thronfolge zu gunsten seines Lieblings, des Prinzen August Wilhelm, zu entsagen,

den er für fähiger zum Regieren hielt. „Der Königin," erzählt die Markgräfin in ihren Memoiren, „warf er die üble Erziehung vor, die sie ihren Kindern gäbe, und meinem Bruder sagte er: Du sollst deiner Mutter fluchen, sie ist schuld daran, daß du ein Taugenichts bist. — Nun stand er auf oder vielmehr er ließ sich auf einem Stuhl fortziehen; wie wir aber, mein Bruder und ich, an ihm vorbeigehen wollten, versetzte er uns mit seiner Krücke einen Schlag, der uns, hätten wir ihn nicht abgewehrt, niedergestreckt hätte."

So zum Äußersten getrieben, faßte Friedrich den verhängnisvollen Entschluß, sich durch heimliche Flucht den Mißhandlungen und Beschimpfungen seines harten Vaters zu entziehen. Er vertraute seiner Schwester, die zugleich seine beste Freundin war, seinen Vorsatz an. Vergebens warnte sie ihn mit Thränen in den Augen vor den schrecklichen Folgen eines so gewagten Schrittes. Mit Hilfe des Lieutenants v. Katte, eines Sohnes des Feldmarschalls v. Katte und Enkels des Grafen v. Wartensleben, traf Friedrich die nötigen Vorbereitungen zur Flucht. „Ich bin in Verzweiflung!" schrieb er kurz vorher an seine Schwester. „Der König hat seine Mißhandlungen gegen mich verdoppelt. Ich kann dieses traurige Leben nicht länger ertragen."



Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Baireuth.

Sowohl die Königin wie die Prinzessin waren durch Katte in das Geheimnis eingeweiht und standen mit Hilfe desselben in fortwährendem Briefwechsel mit dem Kronprinzen, der sich nach England zu seinen Verwandten begeben wollte. Aber Katte, von welchem die Markgräfin in ihren Memoiren ein sehr interessantes Bild giebt, prahlte mit der Gunst seines fürstlichen Freundes und zeigte öffentlich ein von ihm selbst gemaltes Bild der Prinzessin, als ob er dasselbe von ihr zum Geschenk erhalten hätte. Durch seinen Leichtsinn und seine Unvorsichtigkeit erfuhren Grumbkow und Seckendorf das Vorhaben Friedrichs und warnten den König, der in Begleitung seines Sohnes über Dresden und Ansbach an den Rhein ging. Unterwegs, in dem

Dorfe Steinsfurth zwischen Heilbronn und Heidelberg, versuchte der Kronprinz mit Hilfe des ihm ergebenen Pagen Keith des Nachts zu entfliehen. Seine Begleiter, der Oberst v. Rochow und der Kammerdiener Gummersbach, eilten ihm unbekleidet nach und zwangen ihn, mit ihnen zurückzukehren. Zugleich fiel durch einen Zufall ein Brief Kattes in die Hände des Königs, welcher nicht länger an der Schuld seines Sohnes zweifeln konnte.

Es folgte jene bekannte historische Familientragödie, in der die Prinzessin eine hervorragende Rolle spielte. Mit Recht wütete der erzürnte König gegen den Sohn und seine Mitschuldigen, fest entschlossen, den Kronprinzen als Deserteur vor ein Kriegsgericht zu stellen und ihn hinrichten zu lassen. „Ich habe,“ schrieb er der Königin, „den Schurken festsetzen lassen und werde ihn, so wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdient, behandeln. Ich erkenne ihn nicht mehr für meinen Sohn, er hat sowohl mich wie meine ganze Familie entehrt. — So ein Elender verdient nicht zu leben.“ — Vorläufig wurde Friedrich nach der Festung Küstrin gebracht, wo er sein Urteil erwarten sollte, während der König nach Berlin zurückeilte. „Sobald der König angelangt war,“ berichtet die Markgräfin, „begab sich meine Mutter zu ihm in sein Kabinett. Bei ihrem ersten Anblick sagte er ihr mit wütendem Ton: Ihr Sohn ist tot! Die Königin brach sogleich in ein lautes Geschrei aus und fragte, wie es möglich sei, daß er seinen Sohn seiner barbarischen Wut aufgeopfert habe? — Er ist tot! wiederholte der König. Er war nicht mein Sohn, sondern ein Deserteur, der den Tod verdiente.“

Mit gebrochenem Herzen sank die unglückliche Mutter in Ohnmacht; als sie daraus erwachte, schwankte sie in ihr Zimmer zu ihren Kindern, gefolgt von dem König. „In der Ungewißheit über das Schicksal meines Bruders,“ fährt die Markgräfin fort, „wußte ich nicht, was ich thun sollte — ich nahte mich ihm mit meinen Geschwistern, um ihm die Hand zu küssen; allein kaum erblickte er mich, so wurde er ganz schwarz vor Wut und versetzte mir drei ungeheure Faustschläge ins Gesicht, von denen einer meine Schläfe traf, so daß ich sinnlos niederfiel. — Der König war halb erstickt von Zorn, sein Blick war wild, sein Gesicht aufgedunsen und der Schaum lag auf seinen Lippen; die Königin rang die Hände und stieß das kläglichste Geschrei aus. Meine Geschwister lagen vor dem König auf den Knien, selbst das kleinste, das nur drei Jahre alt war, und weinten und schluchzten. Frau v. Kameke und die Sonnsfeld, blaß wie der Tod und unfähig, eine Silbe zu sprechen — und ich ... ich glaube nicht, daß je eine Verzweiflung der meinigen gleich kam. Ein schreckliches Zittern schüttelte meinen ganzen Körper, und kalter Schweiß floß mein Gesicht herab. Der König hatte endlich seine erste Behauptung aufgegeben, und statt zu sagen: mein Bruder sei tot, schwur er bei allen Engeln und Teufeln, daß er ihn umbringen lassen wolle. Diese so oft wiederholten Worte erweckten mich endlich aus meiner Todesschwäche, und ich sagte laut: Schenken Sie mir meines Bruders Leben und ich heirate sogleich den Herzog von Weißenfels.“

Wie Antigone war die Prinzessin bereit, sich für den teuren Bruder zu opfern, für die Ruhe und den Frieden ihrer Familie auf alle ihre Ansprüche zu verzichten und statt eines künftigen Königs von England einen der kleinen deutschen Fürsten, die sich um ihre Hand bewarben, auf den Wunsch ihres Vaters zu heiraten. Trotzdem wütete der König fort und drohte auch seiner Tochter, daß sie als Mitschuldige ihres Bruders wie dieser ihr Verbrechen mit dem Tode büßen sollte. Sie wagte nicht, sich zu verteidigen; auch die Königin schwieg; da erhob die würdige Oberhofmeisterin, Frau v. Kameke, ihre Stimme und redete mutiger als alle Männer dem König ins Gewissen. „Bis jetzt,“ sagte die unerschrockene Dame, „thaten Sie sich etwas darauf zu gut, ein gerechter frommer König zu sein, und dafür

segnete Sie Gott, nun wollen Sie ein Tyrann werden. — Fürchten Sie sich vor Gottes Zorn! Opfern Sie Ihren Sohn Ihrer Wut, aber seien Sie auch dann der göttlichen Strafe gewiß. Denken Sie Peters des Großen und Philipps des Zweiten; sie starben ohne Nachkommenschaft, und ihr Andenken ist den Menschen ein Greuel. — Der König sah sie an: Sie sind sehr keck, mir solche Dinge zu sagen, sprach er, aber Sie sind eine wackere Frau und meinen es gut. Gehen Sie und beruhigen Sie meine Frau!"

Ungerührt von allen Bitten und Vorstellungen, ließ der König den unglücklichen Katte hinrichten und den „Deserteur Fritz", der in Küstrin auf der Festung gefangen saß, von einem besonderen Kriegsgericht zum Tode verurteilen. Erst nach langen und schweren Kämpfen begnadigte der König seinen Sohn auf Verwendung der angesehensten Fürsten und besonders des österreichischen Hofes, der seinen Zweck erreicht hatte, da das englische Heiratsprojekt aufgegeben war und die Prinzessin, um ihren Bruder zu retten, in ihre Verlobung mit dem Erbprinzen von Baireuth einwilligte. „Dieser Prinz," schreibt die Markgräfin, „war groß, schön gewachsen, er hatte eine edle offene Physiognomie; obschon seine Züge nicht regelmäßig noch schön waren, bildeten sie doch im ganzen einen schönen Mann. — Er war sehr lebhaft, ungezwungen und seine Unterhaltung sehr angenehm; er hat einen vortrefflichen Kopf, viel Scharfsinn und eine Herzensgüte, die ihm aller Welt Ergebenheit erwirbt. Großmütig, mitleidig, höflich, zuvorkommend, gleichgelaunt — kurz, man kann von ihm sagen, daß er alle Tugenden ohne die Beimischung eines einzigen Lasters besitze."

Unter diesen Umständen söhnte sich die Prinzessin mit ihrem Schicksal aus und lernte den ihr aufgezwungenen Bräutigam mit der Zeit lieben. Der König war mit ihr zufrieden und verzieh seiner Tochter; dagegen zürnte ihr die Königin, welche bis zum letzten Augenblick die Heirat zu hintertreiben suchte und noch immer nicht ihre Hoffnung auf die Verbindung mit dem Prinzen von Wales aufgab. Dennoch fand die Vermählung mit den üblichen Feierlichkeiten statt. — „Ich behauptete," schreibt die Markgräfin, „das obere Ende der Tafel, der König saß neben dem Prinzen und der Markgraf neben mir. Der König fand seine Freude daran, den Prinzen betrunken zu machen, er mußte ihm mit aller Gewalt Bescheid thun. — Nach der Tafel, die zwei Stunden dauerte, begaben wir uns in den großen Saal zurück, wo der Fackeltanz begonnen ward. Dieser Tanz wird mit Gepränge aufgeführt. Alle Hofmarschälle gehen mit ihren großen Stäben voraus, die Generallieutenants folgen mit den Fackeln, dann kommen die Brautleute; man macht zweimal einen Kreis durch das Zimmer, dann nimmt die Braut jeden Prinzen allzeit nach seinem Range; hat sie mit der ganzen Reihe getanzt, so nimmt der Bräutigam ihren Platz und tanzt ebenso mit den Prinzessinnen. — Sobald der Tanz beendigt war, kleidete man mich dem Ceremoniell gemäß aus. Die Königin gab mir das Hemd, obgleich sie mich ganz aus und wieder hätte ankleiden müssen. Darauf legte man mich auf ein karmesinrotes, mit Perlen gesticktes Bett. Alle Herrschaften, außer denen von Ansbach und Braunschweig, nahmen dann Abschied von mir. Die Königin konnte sich nicht enthalten, mir im Vorbeigehen noch einige harte Worte zu sagen. Sie war ganz in Verzweiflung, denn an dem heutigen Tage war ein Kurier von England mit so vorteilhaften Vorschlägen angelangt, daß meine Heirat, wäre er nur um vierundzwanzig Stunden früher eingetroffen, gewiß rückgängig geworden wäre."

„Drei Tage nach der Trauung," fährt die Markgräfin fort, „gab der König in den Prunkzimmern des Schlosses einen großen Ball. Da ich den Tanz sehr liebte, that ich mir recht etwas zu gute, so daß Grumbkow, mit dem ich tanzte, mir verschiedenemal sagte: Ihre Königliche Hoheit ist dergestalt mit dem Ball beschäf-

tigt, daß sie gar nicht sieht, was um sie vorgeht. — Ich fragte ihn endlich, was denn zu sehen sei. — Mein Gott, antwortete er, endigen Sie doch den Tanz. Sie scheinen heute von der Tarantel gestochen — umarmen Sie doch Ihren Bruder, der dort steht! — Ich geriet vor Freuden so außer mir, daß ich ohne seine Unterstützung der Länge nach hingestürzt wäre. Endlich fand ich diesen teuren Bruder neben dem Spiel der Königin und schloß ihn in meine Arme. Ich war wie närrisch, weinte, lachte, schwatzte das verworrenste Zeug. Sobald dieser erste Augenblick vorüber war, warf ich mich dem Könige zu Füßen und sagte ihm in meiner Dankbarkeit so viele rührende und zärtliche Dinge, daß er anfing zu weinen. Dieses gab der ganzen Gesellschaft das Zeichen; man sah nichts mehr wie Schnupftücher, so daß es ein vollständiges Trauerspiel ward."

Nach einem zärtlichen Abschied von ihren Angehörigen reiste die Prinzessin mit ihrem Gemahl nach Baireuth, wo sie ein stilles und zufriedenes Leben führte und sich hauptsächlich mit ihrer geistigen Ausbildung beschäftigte. Obgleich ihr anfänglich die kleinlichen Verhältnisse an dem markgräflichen Hofe nicht besonders zusagten, fand sie in der Liebe des Erbprinzen und in dem Verkehr mit einigen bedeutenden Männern, zu denen vor allen ihr Leibarzt Superville zählte, eine hinreichende Entschädigung für die gebrachten Opfer. Nach dem Tode ihres Schwiegervaters schenkte ihr der Markgraf ein Lustschloß, „Eremitage" genannt, das sie in ein kleines Paradies verwandelte. Eine halbe Meile von Baireuth entfernt erhob sich auf einem grünen, von einem sanften Flusse umschlungenen Hügel ein einstöckiger Bau im Rustikastil, mit hohen kühlen Sälen aus dem schönen Marmor des nahen Fichtelgebirges. Außerdem enthielt das kleine Schloß ein japanisches Gemach, ein Musikzimmer, mit musikalischen Emblemen und den Bildnissen der schönsten fürstlichen Frauen jener Zeit geschmückt, ein stilles Arbeitskabinett mit Blumenstücken, wie gemacht zum Dichten und Denken. „Hier ist es," bemerkt sie „wo ich diese Memoiren schreibe und viele Stunden in meinen Betrachtungen verbringe." Unter schattigen Bäumen versteckt lag die Einsiedelei, in welcher sich ein Gemach mit Majoliken und ein anderes mit den Bildnissen der berühmtesten Philosophen, Descartes, Newton, Leibnitz, Locke, Bayle und — Voltaire, befand. Dazu kam noch ein großes Theater, auf dem zuweilen Aufführungen stattfanden, Grotten, künstliche Wasserwerke, Felsen und Anlagen im Geschmack der Rokokozeit, mit der Aussicht auf die blauen Höhen des Fichtelgebirges.

In diesen Räumen führte die hohe Frau ein beschauliches Leben, das hauptsächlich ihren Studien und den Erinnerungen an die Vergangenheit gewidmet war. Mit ihrem Bruder unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel und interessanten Gedankenaustausch. Nach wie vor war sie seine beste Freundin, seine geistige Schwester, und teilte mit ihm seine Freuden und Leiden, seine Wünsche und Neigungen, besonders seine Vorliebe und Begeisterung für den berühmten Voltaire. So flossen mehrere Jahre für sie ruhig hin, bis das welterschütternde Ereignis: der Tod des Königs und die Thronbesteigung Friedrich des Großen, eintrat und die Teilnahme der mit ihrem Bruder innig verbundenen Markgräfin erregte. Kurze Zeit darauf reiste sie nach Rheinsberg, wo Friedrich unter heiteren Festen und Vergnügungen bereits die Eroberung Schlesiens plante. Um den jungen König scharten sich seine Freunde, die Ritter einer neuen Tafelrunde: der gewandte chevalereske Chazot, der geistreiche Knobelsdorf, Maler, Baumeister und Ästhetiker, der liebenswürdige Jordan, früher Prediger in Prenzlau und jetzt der Vertraute des Königs, Friedrichs Liebling, sein „Cäsarion", der Baron v. Keyserling, ein Kurländer, der mit siebzehn Jahren bei seinem Abgang zur Universität seinen Lehrern Griechisch, Lateinisch, Französisch und Deutsch danken konnte, der vorzüg-

liche Maler Pesne, die Musiker Graun und Benda; dazu eine Anzahl hervorragender Offiziere, v. Willich, v. Buddenbrock, v. Kleist, v. Rathenow, v. Schenkendorf, der Major v. Senning, Friedrichs alter Lehrer in der Mathematik, und der treffliche Hofmarschall v. Wolden. Auch an anmutigen Damen im Gefolge der Königin fehlte es damals in Rheinsberg nicht, an reizenden Frauen, welche die Gesellschaft belebten.

In diesem auserwählten Kreise herrschte eine zwanglose Heiterkeit. „Eine königliche Tafel," berichtet Herr v. Bielefeld als Augenzeuge, „ein Götterwein, himmlische Musik, köstliche Spaziergänge, sowohl im Garten als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung: alles vereinigt sich in diesem feenhaften Palast, um das Leben zu verschönern." Hier empfing Friedrich seine Schwester und Voltaire, welche ihn fast zu gleicher Zeit besuchten. Beide befreundeten sich schnell miteinander und verlebten wahrhaft entzückende Tage in solcher Umgebung. Mit heiteren Scherzen wechselten ernste Gespräche über Kunst und Wissenschaft, über die Entdeckungen Newtons, über die Philosophie eines Descartes und Leibnitz, über die neuesten Erscheinungen in der Litteratur und über Theater. Des Abends führte der König, der den Tag über sich mit ernsten Entwürfen gegen das Haus Habsburg beschäftigte, die Markgräfin zum Klavier; er selbst griff zur Flöte und blies eines jener schmelzenden Adagios, mit denen er seine Hörer entzückte. Bis spät nach Mitternacht wurde gescherzt, gelacht, gesungen und getanzt, entfaltete der König allen Zauber der Unterhaltung, Voltaire seinen brillanten Witz und die Markgräfin ihre hinreißende Liebenswürdigkeit.

Nur zu schnell schwanden die schönen Tage in Rheinsberg dahin: Voltaire reiste; mit Ehren überhäuft, nach Brüssel zu der ihn sehnsüchtig erwartenden Marquise du Chatelet zurück; der König rückte in Schlesien ein, und die Markgräfin blieb so lange in Berlin, bis der erste schlesische Krieg beendet war. Nachdem sie ihren Bruder als Sieger begrüßt, ging sie wieder nach Baireuth, voll Bewunderung für Voltaire und ihren großen Bruder. Leider wurden diese herrlichen Eindrücke und Erlebnisse durch eine schmerzliche Erfahrung getrübt. Ihre Ehe war nicht mehr glücklich, der Markgraf ihr untreu. Eine ihrer Hofdamen, der sie gerade das größte Vertrauen geschenkt, hatte ihr das Herz des Gatten geraubt und sie in ihren heiligsten Gefühlen tief verletzt. Um so inniger schloß sie sich an ihren Bruder und Voltaire an, mit denen sie einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Groß war daher ihre Freude, als Friedrich sie in Begleitung seines Freundes in Baireuth besuchte. Selbstverständlich bot sie alles auf, um ihren geehrten Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, Feste, Theater und Konzerte. Voltaire war entzückt von der schmeichelhaften Aufnahme und der anmutigen Gegend. „Baireuth," schrieb er an Maupertuis, „ist ein wunderlieblicher, stiller Ort; man kann da alle Annehmlichkeiten eines Hofes ohne die Unbequemlichkeit der großen Welt genießen."

Die Freundschaft zwischen dem Dichter und der Markgräfin wurde durch diesen Besuch nur noch inniger, ihre Korrespondenz immer vertraulicher, wozu eine neue Begegnung beider in Berlin beitrug, nachdem Voltaire bekanntlich im Jahre 1750 eine feste Stellung in der Umgebung des Königs angenommen hatte. Während ihres dreimonatlichen Aufenthaltes daselbst rückten sie sich noch näher und knüpften einen festen Seelenbund, der den Tod überdauerte und den selbst das Zerwürfnis zwischen dem Dichter und dem König nicht zu zerstören vermochte. Die Markgräfin vertraute Voltaire ihre geheimsten Gedanken, ihren häuslichen Kummer und ihre geistigen Kämpfe an. So sehr sie aber auch den genialen Schriftsteller verehrte, ließ sie sich durch seine Angriffe auf das Christentum in ihrem Glauben doch nicht irre machen: „Ich beklage

Ihre Verblendung," schreibt sie ihm, „daß Sie nur an Gott glauben und Christus leugnen." Dagegen bewies ihr Voltaire die höchste Verehrung; er schickte ihr auch nach dem Bruch mit dem König seine neuesten Werke und widmete ihr sein Gedicht „Sur la loi naturelle". „Sie gehören," schreibt er bei einer ähnlichen Gelegenheit, „zu den höheren Wesen, welche nur dazu da sind, um Glück und Freude um sich zu verbreiten."

Leider war die Markgräfin infolge schwerer Gemütsbewegungen erkrankt und so angegriffen, daß ihr von ihren Ärzten der Aufenthalt in einem südlichen Klima verordnet wurde. Auf ihrer Reise nach der Provence wünschte sie Voltaire, der sich damals in Kolmar aufhielt, zu sehen. Er eilte sogleich zu ihr und blieb bei ihr zum Souper. „Das Wiedersehen war sehr rührend"; beide erinnerten sich der schönen Zeiten in Rheinsberg, Sanssouci und Baireuth. „Alles das," rief der Dichter in einem Brief über diese Begegnung, „erschien mir wie ein Traum! Kommen wir darin überein, daß die Frauen mehr wert sind als die Männer." Zu den körperlichen Leiden der Markgräfin kam noch die Sorge um ihren Bruder, der durch den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges sich fast von ganz Europa bedroht sah, und der Verlust ihrer Mutter. „Eure Königliche Hoheit," schrieb damals Voltaire, „haben eine Mutter verloren. Sie müssen unaufhörlich Ihre Brüder den größten Gefahren ausgesetzt sehen, die Flamme des Krieges wütet an den Grenzen Ihres Landes — ach, Madame, um wieviel schöner waren jene Tage, als Sie auf Ihrem Schloßtheater die Roxane so vortrefflich darstellten und ich die Ehre hatte, mich in der Rolle des Acomat zu versuchen; als ich mich im chinesischen Kostüm präsentierte und Zeuge der schönen Feste war, welche Sie Ihrem Königlichen Bruder gaben. Ich war damals sehr glücklich; täglich war ich in der Nähe Eurer Königlichen Hoheit, versunken in Ihren Anblick, lauschend dem Ton Ihrer Stimme, in Bewunderung Ihrer Talente und Ihrer bezaubernden Art. Ich weiß zwar nicht, wohin dieser grausame Krieg, der ganz Deutschland in Bestürzung versetzt, noch führen soll; aber dessen bin ich sicher und gewiß, daß es nichts Verehrungswürdigeres, nichts Liebenswürdigeres giebt als die Frau Markgräfin von Baireuth. Feind und Freund sind darüber einig; das ist ein Glaubenssatz, den niemand antastet.*

Immer schrecklicher wütete der Krieg, immer besorgter wurde die Markgräfin um den geliebten Bruder, welcher der Übermacht seiner Feinde zu erliegen drohte, immer heller aber strahlte zugleich in dieser Zeit der höchsten Not ihre Liebe für Friedrich, der ihre Treue durch folgende Verse verewigte:

Wie könnt ich deiner Freundschaft je vergessen!
Du standest fest, dein Herz an meiner Seite,
Du sahst nach Hilfe aus, zur That entschlossen;
Du warst mein Trost in meinem tiefen Leide,
Die einz'ge Zuflucht und der Port, wo Ruh
Und Hoffnung winkte, mein Asyl warst du!

In ihrem Herzenskummer wandte sich die Markgräfin an Voltaire, der sich erbot, durch Vermittelung des Marschalls Richelieu der französischen Regierung Friedensvorschläge zu machen, welche jedoch erfolglos blieben. „Nur im Unglück," schreibt sie, „erkennt man seine Freunde. Der Brief, welchen Sie mir geschrieben haben, macht Ihrer Denkungsweise alle Ehre. Wie soll ich Ihnen meine Erkenntlichkeit für Ihr Vorgehen an den Tag legen! Ich bin in einem erbarmenswürdigen Zustande, ich werde den Untergang meines Hauses und meiner Familie nicht überleben; das ist der einzige Trost, der mir bleibt." Und in einem folgenden Briefe klagt sie: „Mein Zustand ist schlimmer als der Tod. Ich sehe den größten Menschen des Jahrhunderts, meinen Bruder, meinen Freund, in die äußerste, entsetzlichste Lage gebracht. Ich sehe meine ganze Familie Gefahren und Leiden ausgesetzt, mein Vaterland von unbarmherzigen Feinden zerrissen, mein Land Baireuth

* Voltaire und die Markgräfin von Baireuth. Von Georg Horn.

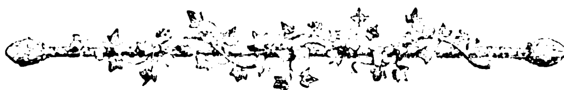
vielleicht von gleichem Unheil bedroht. Hätte mich doch der Himmel ganz allein mit all dem Mißgeschick, was ich Ihnen eben geschildert habe, beladen! Ich würde es tragen ohne Murren und Schwäche."

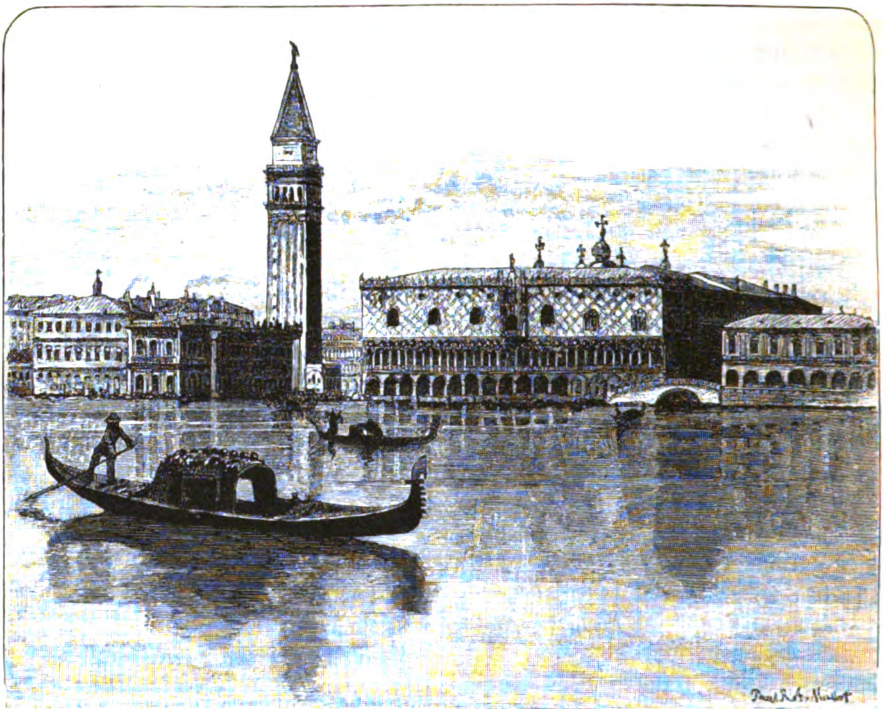
Noch einmal lebte die schwer kranke Markgräfin wieder auf, als sie die Nachricht von dem Siege Friedrichs bei Roßbach über die Franzosen und bei Leuthen über die Österreicher erhielt. Sie schöpfte neue Hoffnung, aber sie konnte sich nicht die keineswegs beseitigten Gefahren verschweigen. Zugleich schreckte ihre hohe Seele vor den blutigen Greueln des Krieges zurück. „Wenn irgend etwas in der Welt," schrieb sie damals an Voltaire, „mich vollkommen zufrieden machen würde, so ist es nur der Friede; ich denke über den Krieg wie Sie. Wir haben auch noch einen dritten, welcher dieselben Gedanken wie wir beide darüber hat; aber kann man immer seiner Denkungsweise folgen? Muß man sich nicht einer Masse von Vorurteilen unterwerfen, die im Schwunge sind, solange die Welt existiert? Der Mensch hascht nach dem falschen Schein des Ruhmes; jeder sucht denselben in seinem Beruf, in seinen Talenten, man will sich unsterblich machen. Muß man nicht vielmehr diesen chimärischen Ruhm in den wahren und falschen Ideen suchen, die der menschliche Geist sich davon macht? Demokrit hatte sehr recht, wenn er über die Thorheiten der Menschen nur lachte."

So vielen Leiden, Sorgen und Aufregungen vermochte die hohe Frau nicht länger zu widerstehen. Ihre Schwäche hatte so sehr zugenommen, daß sie ihrem Bruder nicht mehr zu seinem neuen Siege bei Zorndorf ihre Glückwünsche zu senden vermochte. In derselben Nacht und zu derselben Stunde, in der Friedrich durch den Überfall bei Hochkirch eine der schwersten Niederlagen erlitt, starb die Markgräfin, am 14. Oktober 1758. Ihre letzten Gedanken beschäftigten sich mit dem geliebten Bruder, und bereits im Sterben sprach sie den Wunsch aus, daß seine Briefe mit ihr begraben werden sollten. Auch ordnete sie an, daß an ihrem Sarge nicht von ihrer Person, sondern von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge gesprochen und das Leichenbegängnis ohne jeden Prunk in tiefster Stille stattfinden möchte. Ihr Wille geschah; nur die Briefe Friedrichs wurden zum Glück in Anbetracht ihrer Wichtigkeit vor der Zerstörung bewahrt. Erst lange Zeit nach ihrem Tode erschienen ihre Memoiren, die wegen ihrer scharfen, aber wahren Sprache ein ungewöhnliches Aufsehen erregten und der Verfasserin, wenn auch mit Unrecht, den Vorwurf der Lieblosigkeit und des Pietätmangels zuzogen. „Es sind," sagt der Historiker Pertz, „Erinnerungen einer scharfsinnigen, geistvollen, durch Lesen, Nachdenken und reiche Erfahrung hochgebildeten, wahr und tieffühlenden, im Herzen wohlwollenden, aber dabei äußerst lebhaften, reizbaren und ihren Gefühlen den freiesten Lauf lassenden, ihre Eindrücke in ganzer Stärke der Feder anvertrauenden Dame, einer im Dulden geübten, aber in ihrem innersten Leben tief verwundeten Fürstin."

Daß es ihr an wahrer Liebe nicht gefehlt, bezeugt das Verhältnis zu ihrem Bruder und ihre Freundschaft mit Voltaire, der in einem seiner schönsten und reinsten Gedichte ihr und auch sich ein unvergängliches Denkmal errichtete:

Mich bedrückt des Alters Schwäche,
Daß ich bebend, was ich spreche,
Auszudrücken kaum vermag.
Zitternd hab ich nur geschrieben:
„Die hier ruht, verstand zu lieben!"
Dir auf deinen Sarkophag.





Die Piazzetta in Venedig.

Alte Geschichten.

Von

Woldemar Kaden.

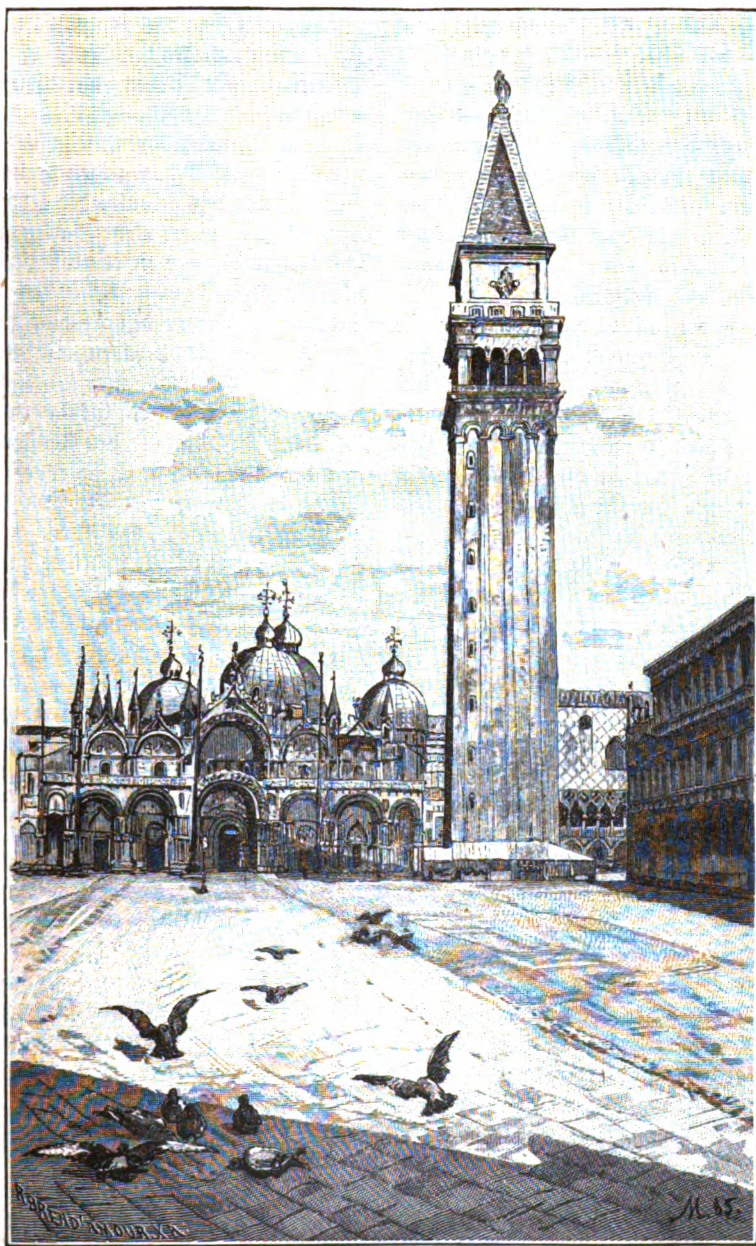


Zwischen den Garben der Weltgeschichte, den fruchtreichen Garben, welche die Forscher bis jetzt gebunden haben, sind noch eine Menge Ähren liegen geblieben, und wer sich an die Nachlese giebt, darf sicher sein, gar bald eine große Hand voll davon zusammenzubringen. Mit den Ähren sind aber auch die blauen und roten Blumen des Feldes, die dem Schnitter gleichgültigen, abgeschnitten worden, und wer keine Ähren liest, sammelt einen Strauß jener, sich und anderen zur Freude.

Die so fleißig durchforschten, immerhin aber unerschöpflichen Archive der großen und kleinen Städte des so eminent geschichtlichen Italiens bergen noch unter dem grauen Staube der Zeit eine Menge solcher Ähren und Blumen, von jenen sicher noch eine ganze zerstreute Ernte, und wer Zeit und Gelegenheit hat, die vergessenen ans Licht zu ziehen, darf sicher sein, willkommene Spende darzubieten.

P. G. Molmenti hat es jüngst mit den Archiven von Venedig versucht, und seine „Vecchie Storie“ (Venezia, Ferd. Ongania Edit.) sind so ein Ährenbüschel, vermischt mit Blumen aller Art, die jedem Freude machen werden, der geneigt ist, von der breiten Völkerstraße der Weltgeschichte einmal abzuweichen und einen noch unbekannten Nebenweg zu gehen.

Es stimmt uns fast immer zur Trauer, wehmütige Gedanken wenigstens beschlei- eigenes Verschulden oder Ungunst des Schicksals herabgekommen, gezwungen ist,



Markusplatz mit Campanile in Venedig.

chen uns fast jedesmal, wenn wir in die Behausung einer Familie treten, die einst „bessere Zeiten“ gesehen, nun aber, durch in äußerster Beschränkung, ja Dürftigkeit zu leben und doch, dem überkommenen Namen, den Traditionen des Geschlechtes

zu Ehren, noch einen Schein einstiger Größe festhalten muß und ängstlich festhält. Das hüllt sich in den verschossenen Prachtmantel ein, aber bei jeder Bewegung, bei jeder Lebensäußerung lüftet sich dieser, und Armut, Bedürftigkeit und hagere Glieder kommen dabei zum Vorschein, und der Adelsstolz, ein vielleicht berechtigtes Gut in der Vergangenheit, wird zum Bettelstolz inmitten der armseligen Reste einstigen Reichtums, unter den Blicken der vornehmen Ahnenbilder in Waffen und Goldschmuck.

Dies ist der Fall bei Venedig. Venezia la bella, die stolze, übermütige Königin, ist zu Fall gekommen, ihre Krone liegt tief versunken im Schlamm der Lagunen, ihr königlicher Purpur zerriß und verflatterte in Fetzen in alle Winde. Ein Schatten, ein bleicher Schatten nur von alter Pracht ist ihr geblieben, und so steht sie in dem still und stiller gewordenen Küstenwinkel der Adria, vergangene Größe träumend, selbst „ein Traum von Stein".

Die Denkmäler einstiger Größe und die herzoglichen Paläste, die mit verblichenem Gold geschmückten weiten Räume der Prokuratien, die byzantinische S. Marco, die Riesenkuppel des Tempels della Salute werden hervorgekramt wie verblichene Gewänder, die niemand mehr auf den hager gewordenen Leib passen; wie verschossene Gobelins, vergilbte Spitzen und zerbrochene Nippes kommen zum Vorschein die altersgrauen Marmorfriese, verschnörkelte Arabesken, geschwärzte Arkaden, verwitterte, zerbröckelnde Fresken, alte Majoliken und Terracotten —

Du aber, Herz, das weinen
Will bei versunknen Steinen,
Bei schöner Vorzeit Runen,
Bei alter Helden Schrein —
Komm, eh mit Morgenwinden
Die Träume alle schwinden ...

Denn wenn die Sonne kommt, die helle, alles durchdringende Morgensonne der fortschreitenden Welt, so wird das, was uns das Mondscheinmärchen als Gold in die Hände spielte, zu einem Häufchen ausgebrannter Asche, wird wertlos, unscheinbar, oder erscheint geflickt, bedeckt mit den Spuren des schnödesten Verfalls.

Wir schauen der Königin ins Gesicht: alte, faltenreiche, verlebte und vergrämte Züge. Die meisten der einst so reichen Patricierpaläste stehen unbewohnt und leer. Auf den verwitterten Marmorstufen, die zum Wasser führen, wachsen Moose und Algen, die Wände zeigen breite Risse, viele Säulen sind geknickt oder zerbrochen. Wo es gar nicht mehr halten wollte, wo die Armut gar zu deutlich zum Vorschein kam, hat man nicht den teuren Architekten, sondern den Tischler zu Hilfe gerufen, der die Schäden mit Brettern vernagelte, und was man im Licht des Mondscheins und der Gaslaternen für Teppiche hielt, die aus den Fenstern, von den Balkonen hingen, ist schlechte Wäsche, welche die Armut zum Trocknen heraushängt.

Das Geschlecht von heute hätte die Fähigkeit und Zähigkeit nicht mehr, eine Stadt aus einem bodenlosen Grund, aus Pfahlresten herauswachsen zu lassen, über hundert schwebende Inseln und Inselchen durch mehrere hundert Brücken untereinander wie durch ein festes Netz von Ketten in Verbindung zu setzen, die etwa anderthalb hundert Kanäle in Straßen umzuformen, dem Meere und dem Feinde durch gewaltige Dünen Schranken zu setzen, um dann zur Eroberung einer Welt auszuziehen und diese auch wirklich zu erobern.

Das war vor drei, vier Jahrhunderten, und damals lebten hier über 200000 Menschen, deren jeder einzelne da draußen geachtet und gefürchtet war als Kind der neben Genua rücksichtslosesten aller Republiken.

Was ist heute ein Venetianer? Welche Namen nennt man uns, wenn wir nach Männern fragen, die in der Welt etwas bedeuten könnten, vor denen wir den Hut abziehen müßten?

O Tag der Lorbeerreiser,
Wo noch der Papst, der Kaiser
An Falieris Seite
Hinschritten stolz und stark ...

Auch hierin berührt es uns wie Wehmut, wenn wir an den Stätten vorüberkommen, an welchen die Namen berühmter Männer haften, welche dereinst Venedig zu Ansehen und Ruhm verhalfen. In diesem Hause, bei S. Giovanni Grisostomo, wohnte der große Reisende Marco Polo; an der Riva del Carbone Enrico Dandolo, Doge und Feldherr, Eroberer Konstantinopels; der Kirche S. Silvestre gegenüber der Maler Giorgione; der Maler Tizian an S. Tomà, Calle Galligoli; der Dichter Petrarca an der Riva degli Schiavoni; an der Brücke della Calcine der Gelehrte Apostolo Zeno; auch Carlo Goldoni, den Dichter des bereits niedergehenden Venedigs, wollen wir nicht vergessen. Und das ist nur ein halbes Dutzend von Namen, zufällig herausgegriffen aus der langen Reihe illustrer Personen, welche im Glanze der Stadt lebten und ihn erhöhten.



Markuskirche in Venedig.

Wie eine Sage aus griechischer Blütezeit dringt durch das Getöse der Völkerwanderung die Geschichte der Gründung Venedigs zu uns herüber. Wie Aphrodite (die Horen, die alles zur schönsten Blüte bringen, im Geleit) stieg sie aus dem Schaum der Adria ans Land. Attila, der König der Hunnen, belagerte Aquilèja; Aquileja, jene stolze, den Schlüssel zu Italien bildende Römerstadt an der Via Ämilia und dem Flüßchen Natiso. Die Einwohner derselben verteidigten sich lange und tapfer, mußten aber endlich, an ihrer Rettung verzweifelnd, sich samt ihren Habseligkeiten auf mehrere unbewohnte Klippen in einem Winkel des Adriatischen Meeres flüchten. Die Paduaner, da der Sturm auch ihre Stadt bedrohte, folgten den Vorausgegangenen nach und

schafften Frauen und Kinder und alle Güter nach Rivo alto in die nämliche Meeresgegend. Gleichermaßen retteten sich die Einwohner von Monselice und der nahen Hügel auf diese sichernden Klippen. Attila nahm Padua ein, zerstörte Monselice, Vicenza und Verona, und die Flüchtlinge machten sich im Gebiet der Sümpfe um Rivo alto her sässig. Viele Bewohner der Provinz, die schon im Altertum den Namen Venetia führte, gesellten sich zu ihnen. Durch die Not also waren sie gezwungen worden, anmutige und fruchtreiche Gegenden zu verlassen, um in unfruchtbaren, unschönen und aller Bequemlichkeit baren zu wohnen; da aber das Bedürfnis vorhanden war und die Kräfte ausreichten, machten sie diese Gegenden nicht nur bewohnbar und wohnlich, sondern genossen hier, nachdem sie unter sich wuchsen gar bald an Kraft und Ansehen. — In dieser Weise ungefähr erzählt Macchiavelli die Gründung der Stadt.

So wurde in jenen, die alten Kulturen zu Fall bringenden Zeiten die Saat der Civilisation auf den Boden der wogenumrauschten Lidi, wie die der Küste vorlagernden flachen Landstreifen heißen, gestreut; sie faßte Wurzel und wuchs. In armen Fischerbarken bestand anfänglich der ganze Reichtum, und eine strenge Arbeit schaffte das Brot. Neben der Arbeit aber wuchs das Volk, wuchs der Wohlstand, wurde dieser zum Reichtum, die Familie zum Volk, zu einem Reich, das eines Führers, eines Dux oder Doge, bedurfte. Längst schon waren die Fischerhütten verschwunden, und die Steine der fernen Berge lieferten das Material zu einer wohlgegründeten Stadt. Den rohen



Canale grande in Venedig.

durch Gesetze Ordnung geschaffen, mitten unter dem Verfall des übrigen Italiens, ihres Lebens in Sicherheit und Ruhe und Stein verdrängte der glatte orientalische Marmor, die rauhen Sitten die byzantinische Geschliffenheit und Weichlichkeit.





Rialto-Brücke in Venedig.

Von den Zinnen stolzer Paläste blickte man auf eine stattliche Flotte mächtiger Schiffe, die aus den kleinen Fischernachen entstanden war; und diese Schiffe brachten aus dem fernen Griechenland die Kunst in leuchtenden Marmorstatuen, den Luxus von den Küsten Asiens, reiche Schätze nach Hause und trugen den venetianischen Ruhm in alle Meere.

Zu Hause aber wetteiferten seine besten Söhne in Kunst und Wissenschaften.

Mit den glänzenden Schätzen des Morgenlandes war auch dessen Üppigkeit, dessen Trägheit eingeführt, mit dem Reichtum die Uneinigkeit, die Überhebung, der Dünkel, die — Inquisition gemein geworden. Und wie nun die Zeit kam, daß Amerika, der Seeweg nach Indien entdeckt wurden, dem Handel neue Bahnen sich aufthaten, da fiel eine Perle nach der anderen aus der mächtigen Krone. Die Herrscherin steckte das Schwert in die Scheide, schwelgte an wohlbesetzten Tafeln im Traum alter Größe und sah ruhig zu, wie die neue Welt wuchs, fortschritt und höher stieg. Ein kalter freudeloser Abend folgte dem schwülen Spätnachmittag, und fröstelnd und schweigend hüllte sie sich in den verbleichenden Purpur oder zog voll übersprudelnden Galgenhumors die bunte Narrenjacke ihres Karnevals an, noch immer begehrend, noch immer die Bewunderung der Welt herausfordernd, die ihrer einstigen Schöne gedachte. Die Stadt vertraute nicht mehr dem starken Arm, dem zweischneidigen Schwert, das ja längst verrostet lag, nicht mehr der Kraft ihres Löwen, dessen Siegesgebrüll, einst donnernd über die Wellen und selbst Kaiser im Schlaf störend, in klägliches Katzengeschrei sich verwandelt hatte.

Als sie endlich sich ermunterte, lag das Scepter zerbrochen zu ihren Füßen, um die Krone stritten sich fremde Streiter, die Blumengewinde hatten sich in Ketten der Sklaverei verwandelt und der Löwe von S. Marco lag, das fremde Schwert im Herzen, verendend am Boden. Venezia la bella mußte Magddienste antreten.

Der Besuch, den Goethe im Jahre 1786 der Stadt Neptuns machte, mag als ein Abschiedsbesuch gelten, trotzdem er in Venedig den ersten Italientraum seiner schwärmerischen Jugend erfüllt sah.

„So stand es denn,“ schreibt er seinen vaterländischen Freunden, „im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786, den achtundzwanzigsten September, abends Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, die Biberrepublik, betreten und besuchen sollte.“

Aus den staubigen Dokumenten der Republik hat Molmenti ein Buch zusammengestellt, das seines Stoffes wie der leichten fließenden Weise des Erzählers wegen durchaus lesbar und lesenswert ist und verdient, wie es in Italien Aufsehen erregte, auch außerhalb seines Vaterlandes bekannt zu werden.

Aus den von ihm gesammelten Partikularitäten stellt der Autor mit geschickter Hand ein Bild zusammen und wirft helle Schlaglichter auf Partien, die bisher im Dunkel lagen. In der Einleitung „An den Leser“ sagt er: „Die Kleinigkeiten in der Geschichte sollten nicht verachtet werden, da man mit ihrer Hilfe Zeiten und Menschen mit größerer Sicherheit beurteilen lernt. Die klassische Geschichte wird immer eine hohe Belehrung bieten, aber das lebendige Gemälde der vergangenen Jahrhunderte entspricht einzig den Partikularitäten. Um mich eines rhetorischen Bildes zu bedienen, sage ich, daß man zu dem großen glänzenden Tempel der Geschichte nur durch die engen Wege der Anekdote gelangt. Wenn die Romanschriftsteller die Untersuchungsrichter der Menschen sind, wie viel mehr sind dies die geduldigen Forscher, die aus den vermoderten Pergamenten das Licht schöpfen, Leidenschaften und Gefühle einer anderen Epoche zu erhellen? Der Historiker muß die Geschichte erforschen, wie der Chemiker Grund und Wesen der anorganischen Welt, der Physiolog die der organischen erforscht. Wie oft hört man durch den Kanzleistil eines Prozesses hindurch die Stimme der vergangenen Generationen, und auf dem vergilbten und staubigen Papier sieht man wie in einem klaren Spiegel den Wiederschein der Leidenschaften von Menschen, die seit Jahrhunderten unter der Erde schlafen. Und die Krieger mit den eisernen Rüstungen, die bedächtigen Ratsherren, die parfümierten Herren und Damen stehen auf, nicht mehr wie dichterische konventionelle Figuren, sondern wie lebende und wirkliche Wesen, denen gleich, unter welchen wir wandeln.

Nicht alle diese „Alten Geschichten“ Molmentis, es kann ja kaum sein, sind gleichwertig. Die Mehrzahl aber ist interessant und muß alle interessieren, auf welche die Stadt in den Lagunen, dieser „Traum von Stein“, schon einmal ihre Anziehungskraft ausgeübt hat.

Von der Erzählungsweise des Verfassers möge hier zunächst im Auszuge ein Teil der Geschichte „Eine Rache im sechzehnten Jahrhundert“ eine Probe geben.

Vor noch nicht vier Jahrhunderten steht unter dem Fenster eines Feudalpalastes im Veronesischen mit gespannten Ohren in stummem Schrecken lauschend eine Schar Neugieriger ... sie haben in verzweifeltem Tone schreien hören: „Jesus! Jesus!“ gleichzeitig im wütendsten Zornestone eine Frauenstimme, dann einen Fall, ein geräuschvolles Zusammenlaufen, ein lautes Ruhegebieten, das Aufheben einer schweren Bürde, ein Todesächzen, ein ungeordnetes nach und nach verhallendes Trampeln verschiedener Personen, die etwas fortschleppten. Was giebt's? Was ist los? Ein Waffenknecht von seiner Schloßherrin ermordet! Und warum? Weil er sie zur Liebe mit einem mächtigen Herrn angetrieben, jene selbst begünstigt hat.

Und wie war das zugegangen?

Die Gräfin hatte sich des Morgens sehr früh vom Lager erhoben, hatte den Dolch des Gatten ergriffen, ihm denselben überreicht und gesagt: „Mein Herr Graf von Illasi, töten Sie mich, denn ich habe Ihnen absichtslos die Ehre ge-

raubt; ich erwarte den Tod." Es kam zu Erörterungen, und der Graf von Illasi geht nach dem Hause des Gregorio Griso, eines Waffenknechtes, der eben in dieser Liebesaffaire eine schlechte Rolle gespielt hatte. Er hatte nämlich den Gouverneur Virginio Orsini in das Schloß des Grafen eingeführt und ihn der Gräfin ganz unerwartet vorgestellt. Eines Samstag abends, da die Gräfin, nachdem sie ihr Nachtessen eingenommen und ihre Gebete verrichtet, einsam vor dem Kaminfeuer saß, erschien plötzlich in der Thür Gregorio Griso, hinter ihm Orsini. Sie sprang auf und fragte letzteren, was er wolle.

„Meine Dame," antwortete der Gouverneur, indem er dicht an sie herantrat, „da Sie nie die Güte hatten, meine Boten und Briefe zu empfangen, so habe ich mich entschlossen, Ihnen persönlich zu sagen, daß, wenn Sie sich noch länger weigern, mir Ihre Gnade zu schenken, Sie Grund meines Todes werden, des Todes eines Kavaliers, der sich ganz Ihrem Dienste gewidmet hat."

„In solchen Ausdrücken," erwiderte Ginevra, „bewegt man sich nicht einer Dame gegenüber wie meinesgleichen, und Sie, Herr Virginio, brechen die Treue einem Edelmann, wie mein Gatte einer ist, von dem ich nur Proben der Liebe und Achtung empfangen habe."

Nun mischte sich Griso in das Gespräch und suchte die Gräfin zu überreden, daß der Orsini ein nicht zu verachtender Kavalier sei und daß es keine Dame gäbe ohne einen Geliebten — einen „cavalier confederato" ...

An jenem Morgen also erschien der Gatte der Dame in dem Hause des Griso, der, Unheil ahnend, in seinem Bette versteckt lag.

„Gevatter, du mußt aufstehen!"

„Ich kann nicht."

„Aber du mußt!"

Der „alte, aber unwürdige Diener des Hauses" stand auf und folgte dem Grafen nach dem Schloß. Was da geschah, berichtet die Gräfin selbst: „Ich sagte zu ihm: ‚Nicht wahr, Messer Gregorio, Ihr seid derjenige gewesen, der den Herrn Virginio ohne mein Wissen in meine Kammer eingeführt hat?' — Er antwortete mir: ‚Signora, Gott soll mich behüten, daß ich jemals etwas Ähnliches gethan.' Da faßte ich den Dolch des Grafen, ohne daß mich der Graf gesehen hätte, und sagte: ‚Ich will, daß du die Wahrheit gestehst im Beisein des Herrn Grafen.' — Hierauf wandte er das Gesicht gegen ein Kruzifix und sagte: ‚Gott verzeihe mir, es ist wahr, ich bin derjenige gewesen, der Herrn Virginio ohne Euer Wissen in Eure Kammer eingeführt.' Da übernahm mich der Zorn, und ich begann mit dem Dolche nach ihm zu stoßen, während er gegen die äußere Thür lief. Hier aber stand Gottardo, ein alter Diener unseres Hauses, der, wie er sah, daß jener fliehen wollte, ein Pistolese ergriff und ihm ich weiß nicht wie viel Stiche beibrachte, daß er zur Erde fiel. Dann warf ich mich mit dem Dolch auf ihn und verwundete ihn noch weiter, bis er tot war."

Für den Orsini (vielleicht für alle zusammen) hat er die Rechnung bezahlt; dieser erlitt auch keinerlei Privatrache, denn sein Duell mit dem Grafen Illasi kam durch irgend ein Hindernis nicht zu stande. Und die Gerichte und die öffentliche Meinung? Es existiert ein Dokument vom August 1595, wo der Senat an die Rektoren von Verona schrieb: „wie denn die Herren Virginio Orsini und Don Antonio Medici durch diese Stadt passieren würden, möchten sie in einer Weise empfangen werden, die sie vergewisserte, welche hohe Achtung und Verehrung die Republik gerade für ihre Personen hege. Ihr werdet ihnen Erfrischungen im Werte von fünfzig Dukaten für beide zusammen offerieren." So geachtet mußte der Graf Illasi seinen gehaßtesten Feind behandelt sehen.

Über das Ende der Gräfin Ginevra giebt es nur eine Mutmaßung: als in diesem Jahrhundert an jenem Schlosse eine mit Einsturz drohende Mauer nieder-

gerissen wurde, stürzte mit den Steinen zugleich unter Kettengerassel ein weibliches Skelett herab. War das vielleicht Ginevra?

Und nun zu einer anderen venetianischen Erinnerung.

Shakespeare ist ein unerschöpflicher Stoff, dessen so leicht niemand müde wird. Die Ähnlichkeiten der italienischen Novelle und der englischen Tragödie sind zu deutlich, als daß man annehmen könnte, Shakespeare habe den Giraldi nicht gelesen. Bei dem italienischen Novellisten hat Shakespeare die Figuren, denen er ein ewiges Leben gegeben, zwar nicht gefunden, aber die Intrigue und die berühmte Episode mit dem Taschentuch ist da. Viele haben sich



Dogenpalast in Venedig.

Über den „Othello" bildete man sich die seltsamsten Hypothesen und Vermutungen. Wir finden die Geschichte des Othello zuerst in der sechsten Novelle der dritten Dekade der „Ecatommiti" des Giovanni Battista Giraldi Cintio. White ist der Ansicht, daß der englische Dichter die Fabel erfunden habe; aber die Ähnlichkeiten — mit Ausnahme der Lösung — zwischen der italienischen Novelle und der

gefragt, ob an der Legende des Cintio und der Tragödie Shakespeares etwas Wahres sei. Reed, einer der fleißigsten Kritiker des großen Tragikers, verbreitet sich mit besonderer Vorliebe über die im Othello erzählte Handlung. „Ich habe mich überzeugt," sagt er, „und zwar erst nach reiflichen Studien, langen und ausdauernden Forschungen, daß die Periode der Handlung im ‚Othello' durch folgende

Umstände festgestellt werden kann: Selim II. entwarf seinen Plan gegen Cypern im



Seufzerbrücke in Venedig.

Jahre 1569 und führte ihn aus 1571. Es war dies der einzige Eroberungsversuch, den die Türken gegen die Insel machten, nachdem diese in die Hände der Venetianer gefallen war, also nach 1473." Aus der Tragödie „Othello" — Akt I, Scene 3 — ersehen wir, daß ein Teil der Flotte in Rhodus war mit dem Befehl, gegen Cypern vorzugehen, daß die Flotte erst direkt nach Cypern segelte,

dann sich bei Rhodus barg, wo sie mit einem anderen Geschwader zusammentraf, um dann ihren Weg nach Cypern fortzusetzen. Dies geschah aber in Wirklichkeit, als Mustapha, der Feldherr Selims II., Cypern im Mai 1570 angriff. Damals war Shakespeare sieben Jahre alt. In die erste Folioausgabe seiner Werke setzt er die Worte: „Period 1570“, das heißt die Handlung hat statt im Jahre 1570. Die historische Genauigkeit der Jahreszahl und der Bewegungen der Flotte beweist, das Shakespeare oft von jenem Ereignis habe müssen sprechen hören. Ausgemacht nun ist, daß er oft in den Palast des venetianischen Gesandten ging und die italienische Sprache verstand, so gut, um nicht bloß die Novellen des Giraldi, Bandello, Da Porto und des Ser Giovanni Fiorentino, sondern auch Ariost und Berni lesen zu können. In den „beiden Edelleuten von Verona“ finden sich zwei Verse, die ihrer Merkwürdigkeit wegen verdienen, hervorgehoben zu werden:

Venecia, Venecia,
Chi non te vede non te precia.

Wenn aber Shakespeare von der Türkenflotte und von Cypern sprechen hörte, wenn Cintio 1565 seine Novellen verfaßte, wenn der englische Dichter, indem er seine Tragödie concipierte, die Belagerung Cyperns mit der eifersüchtigen Leidenschaft Othellos verband, so muß auch etwas Historisches an der Sache sein. Wirklich sieht Rawdon Brown in den „Diarien“ des Sanudo den Fall des Othello angedeutet. Marin Sanudo spricht von einem gewissen Cristofal Moro, Statthalter auf Cypern, der die Insel gegen einen vermuteten Angriff der Türken verteidigen sollte. Nach einer Hypothese Browns soll dieser Cristofal der Protagonist der Shakespeareschen Tragödie sein, und dieser hätte aus gewissen Rücksichten die Färbung seines Othello von dem Namen des Geschlechtes der „Moro“ hergenommen. Brown aber will zu weit sehen und übersieht dabei das Nächste. Er behauptet, daß der „Moro“ des Giraldi Shakespeare nicht genügen konnte, der seinem „Othello“ gewisse Eigentümlichkeiten venetianischen Lebens einverleibte, Eigentümlichkeiten, die in der Novelle des Cintio fehlen und die der Tragiker also von den am Hofe König Jakobs weilenden venetianischen Gesandten haben mußte. Diese Gesandten waren: Nicolo Molin, ordentlicher Gesandter von 1603 bis 1605; Piero Duodo, außerordentlicher, 1603; Zorzi Giustinian, ordentlicher, 1605 bis 1607; M. Ant. Correr, 1607 bis 1610; Francesco Contarini, außerordentlicher, 1609; Antonio Foscarini, ordentlicher, 1610 bis 1613; Gregorio Barbarigo, 1613 bis 1616. Alle die Genannten waren Gesandte in London nach der Vorstellung des „Othello“, der im Jahr 1602 geschrieben und gespielt wurde, wie aus einem noch zu Stratford existierenden Dokument erhellt, in welchem zu lesen:

	Hallamas day being
	The first of November 1602
By the kings	A play withe Banketinge
Ma. tis plaiers.	House at Whitall
	Called the Moor of
	Venise.

Brown, indem er fortfährt, die Thatsachen zu entstellen, die Daten zu ändern, behauptet, daß die Fabel der Tragödie „Othello“ weniger dem Ferraresen Giraldi zuzuschreiben sei, als vielmehr einem venetianischen Gesandten und möglicherweise einem Barbarigo („Brabanzio“), einem Verwandten der schönen Desdemona. Doch ist nicht anzunehmen, daß der Name Brabanzios eine Umgestaltung des Namens Barbarigo sei, welcher Familie der Gesandte zu London im Jahre 1613 angehörte, zunächst weil „Othello“ schon 1602 geschrieben und dargestellt worden war mit dem Namen Brabanzio, und dann, weil Shakespeare, der seit 1608 bis zu seinem Tode 1616 fern von allem im Schoße seiner Familie zu Stratford lebte, keine Beziehungen mehr zu dem Gesandten haben konnte. Es scheint demnach, daß Brown auch die einfachsten Fragen unbeantwortet gelassen. Dennoch fährt er unerschrocken in seinen

Hypothesen fort. In der Tragödie, sagt er, spricht Shakespeare von „einer gegen die Insel Cypern dirigierten türkischen Flotte, von einem türkischen Geschwader, das Rhodus bedroht, und läßt den Dogen zu dem ‚tapferen Mohren‘ sagen, daß die Republik sich seines mächtigen Armes gegen den Türkenfeind bedienen müsse.“ Marin Sanudo spricht 1508 von Cristofal Moro, Statthalter auf Cypern und Kapitän von Kandia, welcher, nach Venedig zurückgekommen, sich dem Senat „mit Bart“ vorstellte, als ein damals allgemein geltendes Zeichen der Trauer, weil ihm die Frau, von Cypern kommend, gestorben war. Marin Sanudo erwähnt dieses Todes ausdrücklich, weil, wie Brown will, Desdemona eine Verwandte des großen Chronisten war. So hätte man aus dem unglücklichen Ende der Desdemona Barbarigo — „Brabanzio“ — einen Roman gemacht, der, nach einigen Jahren in England bekannt geworden, auch Shakespeare zu Ohren gekommen sei, der daraus den Stoff zu seiner Tragödie geschöpft. Und so versteht Brown die Personen Shakespeares in folgender Weise:

Herzog von Venedig — Leonardo Loredano.
Brabanzio — einer aus dem Hause Barbarigo.
Gratiano — Bruder Brabanzios (vielleicht Schwager).
Lodovico — Vetter Othellos, einer aus dem Hause Moro.
Othello — Cristoforo Moro, Statthalter von Cypern.
Montano — einer aus dem Hause Mocenigo.
Desdemona — Tochter Brabanzios oder Barbarigos und Verwandte von Cecilia Priuli, der Frau Marin Sanudos.

Es ist unmöglich, diese Argumentationen anzunehmen und sie in Einklang zu bringen, sie lösen die Fragen nicht, sie ändern sie bloß. Die Geschichte muß ausgelegt, nichts darf in sie hineingelegt werden.

Und da sei noch einer letzten sonderbaren Hypothese Erwähnung gethan.

Der Kavalier Stefani, ein gelehrter Forscher venetianischer Dinge, besitzt einen autographischen Brief, durch die Zeit halb zerstört, den der Bischof Domenico Bollani, ein berühmter Theolog, an Ser Vincenzo Dandolo geschrieben. Bollani endet mit diesen bestimmten Worten: „Ein Sanudo, welcher in Rio della Croce auf der Giudecca wohnt, ließ vorgestern seine Frau, eine Cappello, beichten und stieß ihr die Nacht darauf, gegen fünf Uhr, ein Stilett in die Kehle und tötete sie, angeblich weil sie ihm nicht treu war; aber in dem Stadtviertel hält man sie für eine Heilige.“

Dieses Ereignis mußte in Venedig viel Lärm machen, und das Gerücht mußte schnell auch die Gesandtschaftskreise der Republik in London erreichen, um so mehr, da es sich um zwei erlauchte Familien wie die Sanudo und die Cappelli handelte. Der Brief Bollanis nun trägt das Datum des 1. Juni 1602; Shakespeare beendete seinen „Othello“ im November desselben Jahres, daher mußte er, als er Kunde von jenem unglücklichen Vorfall erhielt, gerade an seiner Tragödie schreiben, in welcher er der Novelle Cintio Giraldis folgte. Der englische Dichter hat von der italienischen Novelle nichts weggenommen, nichts hinzugefügt, er hat nur den Schluß geändert, denn bei Giraldi ist der Tod Desdemonas grausam, aber nicht dramatisch. Hier bringt der Fähnrich sie um durch Schläge mit Sandsäcken. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Ende der Edeldame Sanudo jenes Desdemonas inspiriert habe. Der Gedanke, die Frau vor dem Sterben beichten zu lassen, ist erschreckend neu, er könnte wiederklingen in der Frage Othellos an Desdemona, ob sie ihre Gebete gesprochen und sich mit Gott versöhnt habe. Jedenfalls scheint es, daß zwischen so vielen Vermutungen auch diese stehen könnte, um so mehr, da einzig unsterblich fortlebt die Desdemona des Dichters, die unglückliche Venetianerin, deren Name dazu dient, eine treue und unglückliche Liebe zu bezeichnen.

Bis hierher für die Shakespeare-Forscher; den Freunden von Geschichtsanekdoten, die Näheres über den Tod der Sanudo wissen möchten, diene zur Antwort, daß die Memoiren jener Zeit nichts darüber andeuten, obschon die Thatsache

wegen der Autorität Bollanis nicht in Zweifel zu setzen ist. Die in jenem Briefe erwähnte Sanudo könnte eine Lucrezia des Carlo Cavalier Cappello, Gemahlin 1583 des Alvise von Leonardo Sanudo sein. So hätte sie Sanudo nach einer fünfzehnjährigen Ehe umgebracht; das ist einigermaßen unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß nach fünfzehn Jahren Verheiratung die Leidenschaft der Eifersucht selten so schrecklich auftritt. Auf der anderen Seite aber giebt es in jener Zeit keine anderen Sanudo, die mit Frauen aus dem Hause Cappello verheiratet gewesen wären; eingetragen in die Listen der „Avazoria“ sind wenigstens keine derartigen Verbindungen.

Die Nobili, welche einst die Geschichte Venedigs machten, deren Namen in dem goldenen Buche der Republik prangten, haben die Stadt aus dem Buche des Lebens ausgestrichen; in der neuesten Zeit macht die verarmte Stadt alle Anstrengungen, edle Bürgernamen zu sammeln in das eiserne Buch erwachenden Gewerbfleißes.

Das historische Venedig ist tot, das industrielle und handelsthätige führt ein Scheinleben, dem Fremden aber ist das poetische Venedig geblieben. Und dieses ist eine schöne Fundgrube für den Maler, der mit Entzücken durch die in glänzendes Licht getauchte alternde Pracht wandelt und uns immer und immer wieder mit Motiven aus der Lagunenstadt erfreut. Wer würde je müde, den Marcusplatz mit seinen prachtvollen Bauten zu schauen: den Procuratie vecchie, der Kirche S. Marco, dem Campanile mit den charakteristischen Taubenscharen, der Piazzetta mit dem Palazzo Ducale; ferner die Kirchen S. Giorgio Maggiore, den Redentore, La Salute, S. Zaccaria, S. Stefano, die Riva Schiavoni, die reiche Accademia di Belle Arti, die Brükken, die prangenden, wie geheimnisvolle Lotosblumen auf der Flut schwimmenden Inseln. Wie traumhaft schön ist die Fahrt auf dem Canale grande, den die herrlichsten Paläste säumen.

Welchen reichen Stoff findet auch der Dichter! Keiner der modernen hat die Stadt unbesungen gelassen, aber die Wehmut klingt aus allen Liedern heraus.





Weltzeit.

Von

Gustav Weisbrodt.

Die Lage eines Punktes auf der Erde wird — wir sprechen damit nur etwas aus, was jedermann geläufig ist — durch die Angabe seiner Länge und Breite bestimmt; während aber für die Zählung der Breite ein natürlicher Ausgangspunkt vorhanden ist: der Äquator, fehlt es an einem solchen zur Zählung der Länge, und es hat die daraus resultierende Willkürlichkeit zu einer Vielheit von ersten Meridianen geführt, die sich als in hohem Grade störend und lästig erweisen mußte. Schon Richelieu rief (im Jahre 1630) eine internationale Kommission zusammen, um einen einheitlichen ersten Meridian zu fixieren, und diese Kommission brachte dafür den durch die Insel Ferro gehenden in Vorschlag; aber bei seiner Unbestimmtheit schwankte seine Länge ein ganzes Jahrhundert hindurch um mehr als fünfundzwanzig Minuten. Die Frage wurde, statt sie als eine rein wissenschaftliche zu behandeln, zu einer Frage der nationalen Eitelkeit gemacht: jeder Staat wollte seinen Nationalmeridian, seinen Specialausgangspunkt haben, und so wurde die Verwirrung vollständig. Allerdings hat sich die Zahl dieser national angehauchten Meridiane neuestens schon wesentlich vermindert, aber man braucht nur unsere heutigen Karten zur Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß die Methode, nach welcher die Längen sich hier auf diesen, dort auf jenen Meridian beziehen, die größten Nachteile mit sich bringt. Mehr als ein wissenschaftlicher Kongreß regte seitdem die Notwendigkeit einer Vereinheitlichung der Längenzählung wieder an, und im Jahre 1882 wandte sich der Senat der freien Stadt Hamburg an die permanente Kommission der europäischen Gradmessung mit dem Ersuchen, die Frage der definitiven Annahme eines einzigen ersten Meridians auf die Tagesordnung der siebenten allgemeinen Gradmessungskonferenz, die im Herbst 1883 in Rom zusammentreten sollte, setzen zu wollen. Davon wurden auch die Regierungen der bei der Gradmessung nicht beteiligten Staaten (England und Nordamerika) verständigt, und bei diesem Anlaß regte Amerika, da auf seinen kolossal ausgedehnten Eisenbahnlinien die bis zu vier Stunden ansteigenden Verschiedenheiten der Ortszeiten sich besonders fühlbar machten, die Einführung einer einheitlichen Zeitzählung, die Fixierung einer universalen Weltzeit an, für welche gleichfalls der erste Meridian als Ausgangspunkt zu gelten hätte. Über die Notwendigkeit einer solchen Reform, welche der unnützen Arbeit der Umwandlung der verschiedenen Längensysteme ein Ziel setzen würde, herrschte keinerlei Meinungsverschiedenheit, aber wiederum gingen die Meinungen weit auseinander, als es sich um die Fixierung eines einheitlichen ersten Meridians handelte, der unerläßlichen Voraussetzung einer einheitlichen Zeitbestim-

mung. Frankreich war es in erster Reihe, welches den aus wissenschaftlichen und praktischen Gründen in den Vordergrund gestellten Meridian von Greenwich perhorreszierte und fort und fort einen „neutralen" Meridian forderte, trotzdem bei der Schärfe, mit welcher die heutige Wissenschaft die Festlegung des Ausgangspunktes verlangt, eine sogenannte Neutralität als vollständig ausgeschlossen erscheinen muß. Denn entweder müßte ein solcher Meridian, der auf der Grundlage der bereits überwundenen Hypothese eines dreiachsigen Erdellipsoides durch die kleine oder die große Achse des Äquators führen sollte, ein reiner Rechnungsmeridian sein, der als das Resultat komplizierter Beobachtungen und Reduktion sich einesteils niemals mit voller Genauigkeit bestimmen ließe und anderenteils bei dem beständigen Fortschreiten der wissenschaftlichen Forschung, weil er immer nur das Resultat der neuesten Forschung darzustellen vermöchte, fortwährenden Veränderungen unterworfen sein würde; oder aber man wäre, um einen neutralen Meridian zu schaffen, nach den Worten des Berichterstatters der Rom-Konferenz genötigt, „bloß um gewisse unberechtigte nationale Empfindlichkeiten zu schonen, auf eine jener glücklichen, im Ocean verloren gegangenen Inseln zurückzugreifen und dort auf gemeinschaftliche Kosten ein Observatorium aufzurichten und durch telegraphische Kabel mit den benachbarten Kontinenten zu verbinden, bloß zu dem Zweck, einen Ausgangsmeridian zu schaffen, der weder französisch noch englisch, weder deutsch noch amerikanisch wäre". Es war also nur die Wahl zwischen den vier großen Sternwarten möglich, welche die hervorragendsten nautischen und astronomischen Jahrbücher veröffentlichen, das heißt zwischen den Sternwarten von Greenwich, Paris, Berlin und Washington. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus kann es gleichgültig sein, welchen dieser vier Meridiane man zum Ausgangspunkt der Zählung nehmen würde; aber Gründe praktischer Natur sprachen so zwingend für Greenwich — seine allgemeine Annahme würde auch die geringsten Änderungen in den Landkarten sowohl als in den astronomischen und nautischen Jahrbüchern bedingen —, daß man schon von Anfang an keinen Zweifel hegen durfte, alle Kulturstaaten würden sich schließlich für Greenwich entscheiden. Die Konferenz in Rom, nur unter Widerspruch Frankreichs, hat sich denn auch einhellig dafür ausgesprochen, und die im Oktober vorigen Jahres in Washington zusammengetretene und von nicht weniger als fünfundzwanzig Staaten beschickte internationale Meridian-Konferenz hat ihre Entscheidung sanktioniert und vom Greenwicher Meridian als Ausgangspunkt der Zählung aus die östlichen Längen mit dem Vorzeichen plus, die westlichen mit dem Vorzeichen minus zu zählen beschlossen.

Die Frage des ersten Meridians ist somit ihrer Lösung entgegengebracht, und es kann jetzt die Lösung der ungleich wichtigeren Frage, der Einführung einer vom Standpunkt des Beobachtens unabhängigen Zeitzählung, einer Weltzeit, in Angriff genommen werden. Die Rotation der Erde um ihre Achse bietet uns das erste und das natürlichste Zeitmaß, den Tag. Wir sehen die Sonne am Horizont aufsteigen und sich höher und höher erheben, bis sie beim Durchgang durch den Ortsmeridian ihren höchsten Stand erreicht und sich dann zum Untergehen senkt, um anderen Ländern ihr Licht zu spenden. Wenn wir Mittag haben, beginnt in Amerika erst der Morgen, ist es in Australien schon spät am Abend und auf den Hawaii-Inseln Mitternacht.

Als man noch nicht wußte, daß die Erde eine Kugel sei, konnte man auch nicht wissen, daß jeder Schritt nach Ost oder nach West eine Veränderung der Ortszeit mit sich bringe und daß, wenn man den Mittag überall mit 12 Uhr bezeichne, damit kein allgemein gültiges Zeitmaß gegeben sei. Waren doch die ersten Weltumsegler erstaunt, als sie bei ihrer Rückkehr die Wahrnehmung machen

mußten, sie seien in ihrer Rechnung um einen ganzen Tag zurückgeblieben und sie zählten auf ihrem Schiffe einen anderen Wochentag als ihre Landsleute im heimatlichen Hafen! Aber selbst als man sich des Einflusses bewußt geworden, welchen die Längendifferenz auf die Zeitrechnung nehme, wenn man allerorten dieselbe Phase des sichtbaren Sonnenlaufes mit derselben Stundenzahl benenne, war man noch weit davon entfernt, diese Thatsache störend zu empfinden; die geringe Genauigkeit in den Zeitangaben und der schwache und langsame Verkehr zwischen den verschiedenen Ländern ließ die Übelstände einer von Ort zu Ort variierenden Zeit kaum erkennen. Aber seit die Eisenbahnen in wenigen Stunden weite Strecken durchfliegen und Abfahrt und Ankunft der Züge auf die Minute festgesetzt ist, hat das anders werden müssen. Ist der Fahrplan nach der Ortszeit entworfen, so hört unsere Uhr in dem Augenblick, wo wir den Zug besteigen, auf, uns die richtige Zeit zu zeigen. Orte, die nur einen einzigen Kilometer voneinander entfernt liegen, weisen schon eine Zeitdifferenz von drei Sekunden auf; nach einer Fahrt von zwanzig Kilometern, die ein Eilzug in einer Viertelstunde zurücklegt, beträgt die Differenz schon eine ganze Minute; nach einer vier- bis fünfstündigen Fahrt ist sie bis zu einer Viertelstunde gestiegen, und der Fahrplan nützt uns nichts mehr, weil wir eben nicht wissen, wie viel Uhr es dort ist, wo wir uns augenblicklich befinden. Man hat daher für den Bahnverkehr eine einheitlichere Zeit, die Bahnzeit, eingeführt. Aber auch diese Abhilfe hat ihre Unbequemlichkeit. Denn wenn sie auch den Vorteil gewährt, daß sie innerhalb eines gewissen Ländergebietes den Fahrplan mit der Uhr des Reisenden in Verbindung bringt, so sind doch alsdann an den Grenzen dieses Gebietes die Sprünge nur um so ärger. Fahren wir beispielsweise aus Italien durch den Mont Cenis nach Frankreich, so sollen wir, laut des „Eisenbahnkuriers", um 12 Uhr 16 Minuten in der Grenzstation Modane ankommen; wir erfahren aber, daß der Zug von dort schon um 12 Uhr 8 Minuten weitergeht und begreifen nicht, daß wir fahrplanmäßig in Modane auch noch einen Aufenthalt von vierzig Minuten haben: das eine ist eben römische, das andere Pariser Zeit. Indes noch lästiger macht sich die Zeitverschiedenheit bei dem ungleich schnelleren Verkehrsmittel, bei dem Telegraphen, fühlbar, denn hier hat die Zeitangabe absolut gar keine Bedeutung, wenn man den Ort nicht kennt, an welchem sie gemacht wird. Der Wiener Telegraph wendet sich z. B. um zwölf Uhr mittags mit einer Anfrage nach London, und der Londoner Telegraph giebt nach einer oder zwei Minuten eine Antwort, die das Datum drei Minuten vor elf Uhr trägt; hätte sich der Telegraph um dieselbe Zeit nach New-York gewendet, so würde die Antwort, selbst eine verzögerte Antwort, schon einige Minuten nach sechs Uhr morgens expediert, also die Antwort sechs Stunden früher angelangt sein, als die Frage gestellt worden. Die Geschwindigkeit des elektrischen Stromes ist eben so groß, daß so ziemlich in demselben Augenblick, in welchem in London ein Zeichen gegeben wird, es auch schon nach New-York gelangt ist; aber ein und derselbe absolute Zeitmoment entspricht in New-York einer um sechs Stunden kleineren Lokalzeit als in London, und so ist es denn thatsächlich schon vorgekommen, daß ein Eisenbahnunfall, der sich am 21. Juli zwei Uhr morgens in England zutrug, den amerikanischen Zeitungen bereits in den Abendstunden des 20. Juli bekannt war. Wenn nun unsere Zeitbezeichnung solche Widersprüche ermöglicht, so muß notwendig sie selbst einen inneren Widerspruch enthalten; wenn wir eine Depesche einige Stunden früher erhalten, als sie aufgegeben worden, so muß unsere Bezeichnung des Früher oder Später eine falsche sein.

Diese Überzeugung fand denn auch auf der internationalen Gradmessungs-Konferenz in Rom ihren Ausdruck: die Konferenz beschloß, den Regierungen die An-

nahme der Greenwicher Zeit als die allgemein gültige, als die Weltzeit, zu empfehlen, und das war für die Mehrzahl der Regierungen ein Anlaß, der Einladung der Vereinigten Staaten zu einer Konferenz in Washington Folge zu geben. Am 1. Oktober 1884 trat die internationale Meridian-Konferenz zusammen, von fünfundzwanzig Staaten beschickt, von fast ganz Europa und Amerika und außerdem von Japan, Hawaii und Liberia. Sie sanktionierte den in Rom gefaßten Beschluß und empfahl die Annahme der von der mittleren Mitternacht an gezählten Greenwicher Zeit als Weltzeit, deren Stunden von 0 bis 24 zu zählen. Nur Frankreich und Brasilien enthielten sich der Abstimmung, San Domingo verwarf die Weltzeit ganz.

Der Welttag fängt an, wenn die Länge Null, also Greenwich selbst Mitternacht hat, und er rückt für die Bewohner der weiter östlich liegenden Länder immer tiefer in den Morgen hinein, ohne sich indes für Europa allzuweit von dem jetzigen Tagesanfang zu entfernen. Erst in Indien beginnt er, ganz entsprechend der Zählweise der Inder, die ihren Tag mit dem Sonnenaufgang anfangen, am frühen Morgen. In Amerika dagegen fängt er, ähnlich wie bei den Juden, gegen Abend an.

Der Tag — schließen wir mit dieser Betrachtung — ist das einfachste und natürlichste Zeitmaß; der Wechsel zwischen Licht und Dunkelheit wird immer der Regulator des bürgerlichen Lebens bleiben: das ist ein Naturgesetz. Aber es ist sicher kein Naturgesetz, daß wir den Augenblick, wo die Sonne sich über den Horizont erhebt, unter allen Umständen 4, 5 oder 6 Uhr früh nennen müssen, und es kann kein Grund vorhanden sein, warum nicht die Weltzeit, die sich genau so wie die Ortszeit durch den täglichen Lauf der Sonne regelt, ebensogut wie diese das bürgerliche Leben sollte regeln können. Es wird doch am Ende so schwer nicht sein, sich für die alten Stunden die neuen Namen zu merken; es geschieht schwerlich jemandem ein Unrecht, wenn die Amerikaner beispielsweise den Sonnenaufgang um 6 Uhr morgens mit 12 Uhr und den Mittag mit 18 Uhr bezeichnen, und es erscheint, von der Macht der Gewöhnung abgesehen, einfacher und praktischer, die Stunden von 0 bis 24 zu zählen, als den Tag wie bisher in zwei Teile zu zerlegen und dann in jedem Teil von 0 bis 12 vorzugehen.





Litterarische Mitteilungen.

Diltheys Einleitung in die Geisteswissenschaften.

Während die gelehrte Welt von Dilthey die Vollendung seiner ausgezeichnet begonnenen Biographie Schleiermachers erwartet, erscheint er mit einem neuen, groß angelegten philosophischen Werke auf dem Plan: **Einleitung in die Geisteswissenschaften.** Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte. Von Wilhelm Dilthey. Erster Band. (Leipzig, Duncker und Humblot.) Auch wer sich von der Notwendigkeit nicht überzeugen kann, welche die Vorrede behauptet: zuerst auf tausend Seiten die letzten Fragen der Weltweisheit erörtern zu müssen, ehe der ältere Plan zur Ausführung gelangen konnte — wird den weittragenden Darlegungen des Verfassers mit der angeregtesten Teilnahme folgen.

Gleich seinem Genossen von der Berliner Universität, Eduard Zeller, ist Dilthey ursprünglich von der Theologie ausgegangen und hat sich, als er zur Philosophie übertrat, mehr der historischen als der systematischen Seite seiner Wissenschaft zugewendet. In der Geschichte der Philosophie, der alten und der neuen, ist er genau zu Hause; er hat überall aus den Quellen geschöpft und ist Herr der philologischen Methode, welche auch hier gegenwärtig die maßgebende ist. Historische Untersuchungen machen demnach den größten und wichtigsten Teil auch des vorliegenden Buches aus; die Metaphysik, als eine Grundlage der Geisteswissenschaften, wird in ihrer Herrschaft und in ihrem Verfall geschildert, und auf den führenden Geistern in dieser Entwickelung verweilt die Betrachtung mit kräftiger Gestaltungsgabe. Anaxagoras, der erhabene Monotheist des griechischen Altertums, der sich in der einfachen Größe seiner Weltanschauung neben die Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments stellt, Augustin, der gewaltige Philosoph des christlichen Selbstbewußtseins, der vor der Genialität seines glühenden Lebensgefühles zu Gott sich flüchtet, sie werden in ihrer Wesenheit scharf erfaßt; und die mittelalterliche Philosophie hat noch keinen so klaren, das Große vom Kleinen so bestimmt absondernden Darsteller gefunden wie hier in Dilthey.

Aber wie tief der Verfasser auch in die Geschichte der Metaphysik uns einführt — historische Entwickelung ist ihm doch nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Seine gesamte Untersuchung, so erklärt er, fließt von dem einen Grundgedanken aus: daß Philosophie eine Anleitung ist, die Realität, die Wirklichkeit in reiner Erfahrung zu erfassen und in den Grenzen, welche die Kritik des Erkennens vorschreibt, zu zergliedern. Ein unersättliches Verlangen nach Realität erfüllt nach seiner Anschauung die gewaltige Seele der gegenwärtigen Wissenschaft; ein Verlangen, welches sich, nachdem es die Naturwissenschaften umgestaltet hat, nunmehr der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt bemächtigen will, um, wenn möglich, das Ganze dieser Welt zu umfassen und die Mittel zu gewinnen, in den Gang der menschlichen Gesellschaft einzugreifen.

Allein diese ganze, volle, unverstümmelte Erfahrung ist bisher noch niemals dem Philosophieren zu Grunde gelegt worden. Zwischen zwei Extremen schwankt die gesamte Geisteswissenschaft: der transcendentalen und der empiristischen Auffassung, derjenigen, welche von der Metaphysik herkommt, und derjenigen, welche die Methode der Naturwissenschaften in ein fremdes Gebiet hineinträgt. In ein fremdes Gebiet: denn auch die Geisteswissenschaften sind ein selbständiges Ganzes, neben das Reich der Natur stellt sich das Reich der Geschichte, in welchem, mitten in dem Zusammenhang einer objektiven Notwendigkeit, die Natur ist, Freiheit an unzähligen Punkten dieses Ganzen aufblitzt. Das große Problem von Naturnotwendigkeit und Freiheit des Willens, das hier angerührt wird, ist das entscheidende für diese ganze Reihe von Betrachtungen, und

der Autor versucht sich nach verschiedenen Seiten an seiner Lösung.

Näher betrachtet, bestimmt sich nun aber Diltheys Aufgabe dahin: für dieses ganze ungeheure Reich der Geisteswissenschaften die philosophische Grundlegung zu liefern und, nachdem die einzelnen Disciplinen, dem Wahlspruch: Teile und herrsche! folgend, ihre glänzenden Eroberungen gemacht haben, das einigende Band um die auseinander strebenden Glieder zu knüpfen. Allen will der Autor den Blick für das Ganze aufschließen: dem Juristen, Politiker, Historiker (einschließlich des Theologen), dem Schriftsteller und Künstler. Von praktischen Antrieben und inneren Nötigungen aus treten diese an ihre Wissenschaft und ihre Kunst heran, ohne die Wirklichkeit der menschlichen Gesellschaft, in welche sie eingreifen wollen, umfassend zu erkennen; sie gleichen dem Arbeiter in einer großen Fabrik, der ein langes Leben hindurch an einem Punkt des vielverschlungenen Betriebes beschäftigt ist, ohne die Kräfte zu kennen, welche ihn in Bewegung setzen, ja, ohne von den anderen Teilen und ihrem Zusammenwirken zu dem Zweck des Ganzen eine Vorstellung zu haben. Der erst, welcher das Ganze anschauend erkennt, wird das Höchste erreichen können: er ist nicht ein dienendes Werkzeug der Gesellschaft, sondern ihr bewußt gestaltendes Organ. Dieses Ganze aber erkennen wir, indem wir den Thatbestand der Geisteswissenschaften weder zu dem luftigen Bau aufsteigen lassen, den kühne Architekten vorgezeichnet haben, noch ihn in die Enge einer Erkenntnis von Gleichförmigkeiten nach Analogie der Naturwissenschaft zusammendrängen und solchergestalt verstümmeln, sondern indem wir ihn, wie er gewachsen ist, begreifen und begründen.

Immer wieder wird der Verfasser dazu geführt, die Geisteswissenschaft gegen die Herrschgelüste der Metaphysik auf der einen Seite, der Naturwissenschaft auf der anderen zu verteidigen. Bis in die Terminologie hinein ist die Macht der letzten seiner Wissenschaft eingeprägt, und bis in die Terminologie hinein wünscht er sie abzuschütteln. Was die Comte, John Stuart Mill und Buckle durch Übertragung der Methoden der Naturwissenschaft in die Betrachtung der geschichtlichen Welt geleistet haben, erkennt er zwar bis zu einem gewissen Punkt unbefangen an, aber er weist die ungestümen Verallgemeinerungen der französischen und englischen Positivisten, das „Papsttum der naturwissenschaftlichen Intelligenz", mit überzeugender Schärfe ab. Beredt verkündet er die Ursprünglichkeit und Selbständigkeit des inneren Erlebnisses, der Thatsachen des Bewußtseins und daß uns Geist näher ist als Natur: „Die Bestände in der Gesellschaft sind uns von innen verständlich, wir können sie in uns, auf Grund der Wahrnehmung unserer eigenen Zustände, nachbilden, und mit Liebe und Haß, mit leidenschaftlicher Freude, mit dem ganzen Spiel unserer Affekte begleiten wir die Vorstellung der geschichtlichen Welt. Die Natur ist uns stumm. Nur die Macht unserer Imagination ergießt einen Schimmer von Leben und Innerlichkeit über sie. Denn sofern wir ein mit ihr in Wechselwirkung stehendes System körperlicher Elemente sind, begleitet kein inneres Gewahrwerden das Spiel dieser Wechselwirkung. Die Natur ist uns fremd. Denn sie ist uns nur ein Außen, kein Inneres. Die Gesellschaft ist unsere Welt."

Gesellschaft ist die Welt, welche der Verfasser uns aufschließt; allein die Stellung des Menschen zur Gesellschaft — wie begreift er sie? Seit den Zeiten der Griechen her ist der Widerstreit der Meinungen nicht verstummt zwischen jenen, welche das Naturrecht des einzelnen verteidigen und den Staat als eine mechanische Zusammensetzung von Menschen betrachten, wie es die Sophisten thaten, und zwischen den Nachfolgern des Plato, welche die Gesellschaft als den Menschen im großen ansehen und die Unterordnung des Individuums unter das Interesse der Gesamtheit lehren. Wie atomistische und dynamische Weltanschauung stehen diese beiden Theorien sich entgegen: das achtzehnte Jahrhundert, mit seiner Anbetung des souveränen Gefühls, neigte zu jenem, das neunzehnte Jahrhundert, das an die siegreiche Macht der Nationalitäten und der Rassen glaubt und den socialistischen Ideen Raum giebt, neigt zu diesem. Aber Theorien glauben beide, und anstatt die Dinge unbefangen zu betrachten, konstruieren sie und geben Hypothesen: der Mensch, als eine Thatsache **vor** der Geschichte und Gesellschaft, ist eine bloße Fiktion; derjenige Mensch, den gesunde analytische Wissenschaft zum Objekt hat, ist das Individuum in der Gesellschaft, deren einen Bestandteil er ausmacht; seine Eigenschaften in aller Vollständigkeit zu beschreiben, nicht zu erklären, ist Aufgabe der Psychologie.

Der ganze äußere Bau der Gesellschaft, ihre rechtliche und ihre ethische Organisation entfaltet sich von hier aus dem Verfasser. Ihre Organisation, nicht ihr Organismus: mystische Begriffe wie diesen weist er ab und erklärt die Vorstellungen von „Volksseele" und „Volksgeist" so unbrauchbar für die Geschichte, wie es die von einer geheimnisvollen „Lebenskraft" für die Physiologie ist. Aber die natürliche Gliederung der Menschheit zu Verbänden aller Art betrachtet er: von der Lebensgemeinschaft der Familie bis zu der gegenseitigen Versicherungsgesellschaft gegen Hagelschaden, von den Despotenstaaten im Herzen

Afrikas, in welchen das Leben des einzelnen souveräner Willkür untersteht, bis zu der modernen Aktiengesellschaft, in welcher jeder Teilnehmer seine Einzelpersönlichkeit voll behauptet und nur einen vertragsmäßig genau begrenzten Teil seines Vermögens dem gemeinsamen Zwecke widmet.

Die Bedingung aber für alles folgerichtige Thun des einzelnen in dem lebendigen Zweckzusammenhang der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt ist die eine große Thatsache: das Recht. Durchaus erscheint dem Autor, im Verfolg seiner konsequent durchgeführten Anschauung, das Recht gegründet auf Thatsachen des Bewußtseins; das Rechtsgefühl ist ihm eine beständig wirkende, psychologische Erfahrung; das Recht, in gewisser Rücksicht, ist nicht gemacht, sondern gefunden, und wenn es das ist, kommt ihm die Bezeichnung Naturrecht zu. Wie einer der scharfsinnigsten Juristen dazu gedrängt wurde, auf seinem Gebiet Philosophie zu treiben und den „Zweck im Recht" nachzuweisen, zeigt er und sucht auch von hier aus die Notwendigkeit einer psychologischen Grundlegung für die einzelne Geisteswissenschaft zu erweisen. Wo aber der Zwang des Rechts versagt, führt Dilthey aus, tritt eine andere Nötigung ein: die moralische. Wieder sind es Thatsachen des Bewußtseins, welche zu Grunde liegen: das moralische Gefühl, das sich in der Gesellschaft ausgebreitet hat, wirkt als ein Druck auf den einzelnen im Augenblick entscheidender Handlungen. „Sklaven gleich, dienen gezwungen dieser Macht des sittlichen Systems auch die niedrigsten Motive. Die öffentliche Meinung, das Urteil der anderen Menschen, die Ehre; diese sind die starken Bänder, welche die Gesellschaft da zusammenhalten, wo der Zwang, den das Recht übt, versagt. Alles, was das Leben für den Menschen lebenswert macht, ruht auf dem Grunde des Gewissens; denn wer Gefühl seiner Würde hat und darum dem, was sonst sich wandeln kann, gefaßt ins Auge blickt, bedarf doch dieses Fundamentes nicht nur bei sich, sondern auch bei denen, die er liebt, um leben zu können." Die stilistischen Vorzüge des Buches, seine klare, präcise Darstellung, der oft glückliche Bilder Schmuck und plastische Kraft verleihen, treten an Stellen wie dieser lebhaft hervor, und nur selten stößt man auf jene nebelhafte, das Ziel auf Umwegen suchende Sprache, welche noch von Hegels Zeiten her metaphysischen Untersuchungen anhaftet.

Aber gerade der Metaphysik erklärt unser Verfasser den Kampf, und von allen Seiten unternimmt er den Nachweis, daß ihre Uhr unweigerlich abgelaufen sei. Als ein notwendiges Stadium in der geistigen Entwickelung der europäischen Völker erscheint sie ihm, aber als eines, das durchschritten worden ist; und nur, um diese große geistige Thatsache völlig zu überwinden, die ihre Tradition noch immer mit sich fortschleppt, wird es für ihn nötig, sie in ausführlicher historischer Betrachtung zu begreifen. Seine eigene Stellung zu den Systemen der Weltweisheit, die in unserer Zeit noch entwickelt werden können, von der Philosophie des Unbewußten bis zum Monismus (denn auch dieser ist Metaphysik), bezeichnet er durch die Worte des zweiten „Faust", welche von den „Müttern" handeln: „Von ihnen sprechen ist Verlegenheit. Kein Weg! Ins Unbetretene, nicht zu Betretende." Treffend definiert er mit Herbart Metaphysik als die Ergänzung des erfahrungsmäßig Gegebenen durch einen objektiven und allgemeinen inneren Zusammenhang, welcher nur in der Bearbeitung der Erfahrung unter den Bedingungen des Bewußtseins entsteht; und er zeigt, wie durch die Folge der Zeiten die philosophischen Systeme sich abgelöst haben nach Maßgabe der wechselnden Erfahrung und der wechselnden Individuen. Seit dem Auftreten der ersten modernen Menschen, Petrarcas, Luthers, war eine tiefere Grundlage dem Bewußtsein erwachsen: die Selbstgewißheit der inneren Erfahrung; und wenn schon in Augustin die Selbstbesinnung ihrer Macht inne geworden war und nur die Gebundenheit der hierarchischen Lebensform ihr Erstarken noch hintangehalten hatte, so ward jetzt je länger desto mehr die Bedingtheit der Metaphysik erkannt, und am Ende der Entwickelung erblicken wir eine freie Mannigfaltigkeit von Systemen, die einander bekämpfen und den Garaus machen. Nur Bilder des eigenen Selbst sind es, die den Metaphysiker geleitet haben, als er über Denkbarkeit entschied; deren insgeheim wirkende Macht war es, die ihm die Welt umwandelte in eine ungeheure Spiegelung seines eigenen Selbst: der metaphysische Geist gewahrt sich selber in einem zweiten Gesicht, in phantastischer Vergrößerung. Geistreich vergleicht Dilthey diese fruchtlosen Bemühungen neuester Weltweisen mit dem Märchen des Novalis: von dem Jüngling, den die Sehnsucht nach den Geheimnissen der Natur ergreift, der die Geliebte verläßt, um die große Göttin zu finden, und dem, als er endlich von dem wunderbaren Bild der Isis den leichten Schleier hebt — die Geliebte in die Arme sinkt. So bleibt zuletzt, nachdem die metaphysische Beweisführung von Grund aus zerstört ist, nur eine metaphysische Stimmung noch zurück, jenes Grundgefühl des Menschen, welches ihn durch die lange Zeit seiner Geschichte begleitet hat, von der Epoche ab, da die Hirtenvölker des Ostens zu den Sternen aufblickten, da die Priester auf den Sternwarten der Tempel des Orients den Dienst der Gestirne und ihre Betrachtung verbanden.

„Die Metaphysik verstummt. Aber von den Sternen her klingt, wenn die Stille der Nacht kommt, auch zu uns noch jene Harmonie der Sphären, von welcher die Pythagoreer sagten, daß nur das Geräusch der Welt sie übertäube."

In allen diesen Auseinandersetzungen (denen wir hier mehr in freier Anordnung referierend als systematisch kritisierend gefolgt sind) geht der Verfasser so besonnen wie entschieden vor: er blickt behutsam nach allen Seiten um, legt das Fundament für seinen Bau breit und sorgsam an und scheidet kräftig nach rechts und links ab, was ihm nicht taugt. Sein Standpunkt ist ein moderner im besten Sinne, und zu dem großen Werke Kants, zu der „Kritik der reinen Vernunft", will er etwas gesellen, das man eine Kritik der historischen Vernunft soll nennen können. In der Anlage seiner Untersuchung ist es gegeben, daß er in dem vorliegenden Teil vorerst mehr in der Negation verbleibt, wenn auch seine entscheidenden, positiven Gedanken bereits zum Ausdruck kommen: es ist die Analyse des Selbstbewußtseins, auf welche er die gesamte Geisteswissenschaft aufbauen will. Wie das im einzelnen geschehen soll, wird der zweite Teil lehren, dem wir mit gespanntem Interesse entgegensehen; erst dann wird sich eine definitive Stellung zu dem Buch gewinnen lassen, denn erst dann wird sich zeigen, ob durch dieses breit geöffnete Thor des Selbstbewußtseins nicht etwa die große Masse desjenigen wieder einziehen soll, das zu der Pforte Metaphysik glücklich ausgetrieben worden ist.

Litterarische Notizen.

Die Scholastik des späteren Mittelalters. Von Karl Werner. Band 1 bis 3. (Wien, Wilhelm Braumüller.) — Das geistige Leben Europas während der langen Jahrhunderte des Mittelalters war geleitet von einer Wissenschaft, die als Theologie und Philosophie zugleich sich darstellte und durch die Organe der Kirche entwickelt wurde. Diese Wissenschaft hat durch die Macht der Kirche die Überzeugungen von ganz Europa so beherrscht, wie dies nie vordem oder nachher dem wissenschaftlichen Denken gelungen ist. Man bezeichnet dieselbe als Scholastik. Erst in unserem Jahrhundert ist eine tiefere Erkenntnis dieser Scholastik nach und nach gewonnen worden.

Die allmähliche Ausbildung und Blüte dieser Wissenschaft ist erforscht worden von einer Reihe französischer Gelehrter. Katholiken, sind sie doch von der kirchlichen Autorität innerlich frei gewesen. Der Begründer dieser Untersuchungen in Frankreich war Cousin, und der Mittelpunkt des Interesses der Franzosen an dieser Entwickelung ist immer Abélard gewesen.

Die andere große Aufgabe ist die Darstellung der allmählichen Zersetzung des mittelalterlichen Lehrsystems und der allmählichen Befreiung des Geistes von dem Druck dieser nunmehr nicht mehr befriedigenden Metaphysik, der allmählichen Entfaltung neuer geistiger Kräfte. Von der Metaphysik und Theologie des Thomas zu der Wiedererweckung des klassischen Altertums und der Reformation führt dieser Weg. Ein Weg voll von Schwierigkeiten, Schriften, insbesondere Kommentare von einer heute fabelhaft erscheinenden Ausdehnung, eine wüste und formlose Schriftstellerei, die zu durchwaten ein hartes Geschäft ist und eine rücksichtslose Arbeitskraft erfordert. Vieles ist noch ungedruckt und muß in Manuskripten durchgearbeitet werden. Widerwärtige und störrige Formate und Arten des Druckes vermehren auch bei dem Gedruckten die Schwere der Forschung. Und doch liegt hier eine der merkwürdigsten Arbeiten des europäischen Geistes.

So ist man schwer darangegangen, diese auszuführen. Und welche auch die Mängel sind, die an dem vorliegenden Werke von Karl Werner herausgehoben werden müssen: wir sind sehr dankbar, daß es begonnen worden ist. Er hatte vor sich in Deutschland die immer noch sehr schätzbare, weil von echt historischem Geist getragene Arbeit von Ritter, alsdann Prantls bewundernswürdiges Werk. Dasselbe ist zwar höchst einseitig. Es erkennt den Fortschritt nicht, der im Mittelalter wirklich stattfand. Es findet infolge hiervon nicht den Gesichtspunkt für die logischen Leistungen dieser Zeit. Dennoch ist hier wenigstens mit der Frage Ernst gemacht, was dieser Zeitraum für uns Heutige geleistet habe. Wir möchten nun, Karl Werner hätte sich diese Frage auch vorgelegt. Wir möchten, er stände auf dem Boden der Errungenschaften der modernen Wissenschaft und suchte sich die Frage zu beantworten: Was können einem modernen Menschen diese Arbeiten sein und welcher war ihr Wert in dem großen Prozeß des Denkens, der die europäische moderne Wissenschaft begründet hat? Alsdann würde die höchst achtbare Gelehrsamkeit Karl Werners und sein eindringender Geist volle Ergebnisse ermöglicht haben. Leider ist er jedoch nicht von der geistigen Freiheit, welche andere katholische Forscher auf diesem Gebiete, wie ein Cousin,

ein Hauréau, ein Prantl, zeigen. Aber er zeigt, daß ernstliches Ringen mit dem Stoff auch von seinem Standpunkt aus nützliche, ja bedeutende Ergebnisse ermöglicht. Hierdurch beschämt er einen anderen streng katholischen Schriftsteller, Stöckl, welcher in Bezug auf denselben Stoff in einer äußerlichen Betrachtungsweise stecken geblieben ist. Der erste Band seines Werkes hat Duns Scotus zum Gegenstande, mit welchem die Auflösung der thomistischen mittelalterlichen Glaubenswissenschaft beginnt. Der zweite Band erörtert die von Scotus aus in seiner Richtung fortschreitende Bewegung und behandelt auch Occam. Der dritte hat die Erneuerung des Augustinismus zum Gegenstande. Ein vierter Band wird das Werk schließen, indem er den Thomismus im Gegensatz zum Augustinismus zeigt und so die Kämpfe der Reformation heraustreten läßt.

* * *

Vorträge und Reden. Von Hermann von Helmholtz. Zwei Bände. (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.) — Wir haben unsere Leser seiner Zeit auf die zwei nacheinander erschienenen Hefte der populären wissenschaftlichen Vorträge von Helmholtz aufmerksam gemacht. Wir haben hervorgehoben, daß sie Muster und Vorbilder edelster Behandlung wissenschaftlicher Fragen für den weiteren Kreis von wissenschaftlich Gebildeten, der dem Specialgebiet des Verfassers ferner steht, für uns sind. Freudig begrüßen wir die Sammlung der Aufsätze dieser Hefte zu zwei Bänden. Einiges ist hinzugetreten zu der Hauptmasse, die jene Hefte füllte. So mischen sich alte werteste Bekannte mit neuen Erscheinungen in diesen beiden Bänden.

Ganz verschieden sind die Gebiete der Naturforschung, welcher diese Aufsätze angehören. Sie umfassen das weite Reich derselben von den großen Sätzen, welche als Princip der Erhaltung der Kraft von Helmholtz bezeichnet worden sind, zu physikalischen Aufsätzen über Elektricität, über Eis und Gletscher, über Wirbelstürme und Gewitter; von diesen physikalischen Aufsätzen zu denen, welche die große Hypothese von Entstehung und Ausbildung des Weltalls entwickeln; dann weiter zu den berühmten Aufsätzen über die Leistungen der Sinnesorgane, insbesondere des Auges und des Ohres.

Alle diese verschiedenen Aufsätze werden durch eine einheitliche Grundansicht zusammengehalten — man kann doch schließlich nicht anders sagen als: sie sind in philosophischem Geiste zu der Einheit des Naturerkennens verbunden. Den leitenden Faden für die Verbindung wird man am besten in dem Aufsatz „Die Thatsachen in der Wahrnehmung" gewahr werden. Helmholtz geht von dem Kant-Fichteschen Idealismus aus. Die Existenz einer Wirklichkeit außer uns ist ihm nur eine Hypothese. Aber das Gesetzliche in den Erscheinungen ist uns unzweideutig gegeben. Von dem ersten Schritt an, wo wir vor uns weilende Objekte im Raum verteilt wahrnehmen, ist diese Wahrnehmung das Anerkennen einer gesetzlichen Verbindung zwischen unseren Bewegungen und den dabei auftretenden Empfindungen. Schon die ersten elementaren Vorstellungen enthalten also in sich ein Denken und gehen nach den Gesetzen des Denkens vor sich. Alles, was in der Anschauung zu dem rohen Material der Empfindung hinzukommt, kann in Denken aufgelöst werden. Wir vertrauen, daß die Welt vollkommen begreiflich sei. Das Kausalgesetz, welches dies Vertrauen ausspricht, ist das regulative Princip unseres Denkens und als solches unserem Bewußtsein ursprünglich einwohnend; denn es ist die Voraussetzung aller Erfahrung, daher kann es nicht selber aus der Erfahrung abgeleitet werden. Diesem Princip unseres Denkens hat sich bisher die Wirklichkeit in weitem Umfang unterwerfen lassen. Daß dies überall der Fall sein werde, dafür haben wir keine andere Bürgschaft als den Erfolg. Das, was in der Wirklichkeit diesem Princip entspricht, nennen wir die Gesetzmäßigkeit desselben.

Man überblickt von diesem Grundgedanken aus den großartigen Zusammenhang, in welchem die genialen Arbeiten von Helmholtz miteinander stehen. Entsprechend bildet er auch den Mittelpunkt dieser Aufsätze, welche in edelster Form den Ertrag dieser genialen Arbeiten darbieten. Einerseits stehen die Arbeiten mit ihm in Verbindung, welche die Erhaltung der Kraft betreffen, insbesondere die zwei berühmten und so tief eingreifenden Abhandlungen über die „Wechselwirkung der Naturkräfte" und über die „Erhaltung der Kraft". Andererseits ist von hier aus der leitende Gesichtspunkt seiner Arbeiten über Sinneswahrnehmungen bedingt, welche so mit einfach vollendeter Klarheit einem größeren Publikum nahe gebracht werden.

* * *

Schiller als Historiker und Philosoph. Von Friedrich Überweg. Herausgegeben von Moritz Brasch. (Leipzig, Karl Reißner.) — Im Jahre 1859 stellte die Wiener Akademie die Preisaufgabe: Schillers Verhältnis zur Wissenschaft. Drei hervorragende Schriftsteller haben damals diese Frage zu bearbeiten unternommen: Tomaschek, welcher nachmals in Wien Vertreter der Ästhetik gewesen ist; Twesten, dessen politische Interessen dann bald seine litterarhistorischen verdrängten; Überweg, der dann nachmals durch seinen Grundriß der Geschichte der Philosophie in sehr weiten Kreisen

bekannt geworden ist. Die Arbeiten der zwei ersteren Schriftsteller sind längst veröffentlicht. Tomaschek erhielt den Preis, und diese seine Schrift nimmt eine geachtete Stellung unter unseren litterarhistorischen Arbeiten ein. Die viel kürzere Bearbeitung der Frage von Twesten ist ebenfalls veröffentlicht. Jetzt hat der auch sonst verdienstvolle Herausgeber Moritz Brasch Überwegs Schrift veröffentlicht.

Überweg war, als er sie schrieb, ein junger Mann noch. Er hatte aber mit seiner wertvollen Schrift über die platonischen Untersuchungen einen älteren Preis der Wiener Akademie gewonnen. Er fand sich nun nicht durch ein inneres Bedürfnis hingetrieben, diese Frage zu behandeln. Vielmehr bestimmte ihn ein gewisses Selbstgefühl des umfassenden Gelehrten und Forschers, sich auch an dieser Frage zu versuchen. Was so entstand, zeigt doch erhebliche Vorzüge vor der Arbeit von Tomaschek, wenn auch der Wahrspruch der Wiener Akademie nicht angefochten werden soll.

Tomaschek hat gerade die Art Schillers, auf dem Gebiet der Geschichte zu arbeiten, einer eindringenden Analyse unterworfen. Überweg ließ diesen Teil der Frage zurücktreten. Ja, er hat bei einer Überarbeitung seines Manuskriptes, für welche er schon Tomaschek vor sich hatte und die es befähigen sollte, neben Tomaschek einen selbständigen Wert zu behaupten, diesen Teil seiner Arbeit getilgt und vorgezogen, sich einfach auf Tomaschek zu beziehen. Andererseits war Überweg durch seine Kenntnisse ganz anders als Tomaschek befähigt, die philosophischen Arbeiten Schillers gründlich zu würdigen. Er beschäftigte sich in selbständigem Nachdenken mit den Problemen der Poetik. Er kannte Kant, auf dessen Arbeiten die Schillers beruhen, vortrefflich. Und ihm waren sehr wohl all jene philosophischen Werke bekannt, die sonst während der Arbeit seines Lebens Schiller durch die Hand gegangen sind.

So findet der Leser in dem Buche etwas weniger, als der Titel verspricht. Der Historiker Schiller ist ungenügend erörtert. Aber der Philosoph, auch der Geschichtsphilosoph, ist so ausgezeichnet behandelt, daß wir nicht anstehen, diese Arbeit überhaupt für die beste zu erklären, die wir über Schillers Philosophie besitzen.

Überweg unterscheidet im Bildungsgange Schillers drei Perioden, die von Sturm und Drang, in welcher der Gegensatz der Freiheitsideale gegen die bestehende unhaltbare Gesellschaftsordnung im Mittelpunkt steht. Seine Philosophie ist in diesem Zeitraum dichterisch. Dann folgt die Zeit der philosophischen Besinnung und des historischen Umblickes, Schillers wissenschaftliche Zeit. In dieser hat er einen selbständigen Anteil an der philosophischen Bewegung, und ihr gehört die Begründung unserer Ästhetik durch Schiller an oder wenigstens ihr feinerer Ausbau. Dann erst folgt die rein poetisch produktive Epoche. Überweg hat die philosophischen Arbeiten der beiden ersten Zeiträume mustergültig analysiert. Ein Etwas fehlt seinen Analysen, das logischer Scharfsinn nicht zu geben vermag. Überweg hatte nichts von dem göttlichen Enthusiasmus an sich, der in Schillers großer Seele glühte.

* * *

In der „Sammlung von Litteraturgeschichten der europäischen Völker“, die in Berlin bei Robert Oppenheim erscheint, ist der erste Band der **Geschichte der italienischen Litteratur** von **Adolf Gaspary** erschienen. Ein vortreffliches Buch, in welchem völlige gelehrte Beherrschung des umfassenden Materials von Litteratur und insbesondere von litterarischen Forschungen sich vereinigt mit echtem historischem Geist und schöner Darstellung. Der erste Abschnitt der Erzählung reicht bis auf Dante. Diesem Anfangsstadium der italienischen Litteratur hat sich gerade in Italien selber das lebhafteste Interesse neuerdings zugewandt, wie man zu einer gewissen Zeit die vorrafaelische Epoche zuerst wieder in der Empfindung nacherlebte. In der Abhängigkeit von ausländischen Mustern sieht man die Lyrik bei den Sicilianern entstehen und allmählich sich von dem fremden Einfluß befreien. So bereitete sich Dantes und Petrarcas Lyrik vor. Daneben fesselte die bunte und glänzende Welt der Rittersagen auch in Italien das große Publikum, und so bereitete sich das romantische Epos Ariostos vor. Novellen wurden gesammelt, und war auch ihre Erzählung noch ohne den Reiz des Boccaccio: es war doch nun für dessen vollendete Novellenprosa der Weg gebahnt. In dem Mittelpunkt dieser vordanteschen Zeit steht jedoch die religiöse, die Ergebnisse der Philosophie verwertende Litteratur: Lyrik, primitives Drama, Didaktik. Wir finden in dem Buche Gasparys am wichtigsten und eigentümlichsten die Abschnitte über religiöse und moralische Poesie in Unteritalien, über die religiöse Lyrik in Umbrien, über die Prosa im dreizehnten Jahrhundert und die philosophische Lyrik der neuen Florentinischen Schule. Nun erscheint Dante, diese tiefsten Tendenzen des italienisch-mittelalterlichen Geistes zusammenzufassen. Die Art, wie Gaspary inmitten der überwitzigen Hypothesen zur Auslegung insbesondere seiner lyrischen Werke gesund und scharfsinnig eine natürliche Betrachtungsweise durchführt, sagt uns durchaus zu. Petrarca schließt den Band ab; über ihn war nach Jakob Burckhardt und Voigt nichts Erhebliches mehr zu sagen.

Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in ihrem Verhältnis zum modernen Denken

und Wissen. Von Charles Beard. Übersetzt von Fritz Halverscheid. (Berlin, G. Reimer.) — Gut geschrieben, in den lebhaften Farben, welche die Landesgenossen Macaulays zu ihrer Verfügung haben. Alsdann mit einer kräftigen Beredsamkeit in Bezug auf die Frage nach dem dauernden Wahrheitsgehalt der von Luther eingeführten Glaubensweise. Gern begegnet man unter den Schriften zum vierhundertjährigen Jubiläum der Geburt Luthers einer solchen, die sich ehrlich diese Frage vorlegt, was sein Glaube, sein Christentum einem heutigen Menschen noch sein können, und mit geradem Herzen und Geist dieselbe beantwortet. Vielleicht giebt es eine tiefsinnigere Antwort. Jedenfalls können gelehrtere Antworten gedacht werden. Doch diese kommt aus dem Herzen und ist mit einer schönen natürlichen Beredsamkeit vorgetragen.

Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Von August Koberstein. Sechste umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Erster Band. (Leipzig, F. C. W. Vogel.) — So erscheint denn dieses vortreffliche Buch zum sechstenmal, leider lange nach des verehrungswürdigen Verfassers Tode. Seine Form war immer mehr durch die Art und Richtung der Studien und Interessen des Verfassers bedingt. Die Litteratur der Zeit Schillers und Goethes sowie der darauf folgenden Epoche der Romantik nimmt den weitaus größten Raum ein. Alles andere ist mehr eine ausführliche Einleitung. So führt uns dieser erste Band bereits bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Auch in der neuen Auflage ist Mühe aufgewandt, den Text vollständiger für zusammenhängende Lektüre zu gestalten. Größere Mühe noch wurde darauf verwandt, dem Buch seinen Charakter zu bewahren und es diesem entsprechend zu erneuern: nämlich ein vollständiges Repertorium des litterargeschichtlichen Materials zu sein. Als solches ist es eines der Hauptbücher, die keiner Bibliothek fehlen dürfen. Denn in Bezug auf Schillers, Goethes oder der Romantiker Zeit findet man hier für jede billige Frage in Bezug auf Einzelheiten eine zureichende und wohlfundierte Antwort.

* * *

Wir haben in den letzten Jahren zwei Werke erhalten, welche beide die Geschichte der neueren Theologie enthalten und sich in glücklicher Weise ergänzen. Ob sie gleich sehr verschieden in ihrer Art sind, mögen sie doch hier einträchtig nebeneinander stehen: **Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation.** Von G. Ch. B. Pünjer. Zwei Bände. (Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn.) — **Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage.** Von O. Pfleiderer. Erster Band: Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart. (Berlin, G. Reimer.) — Zuerst ist von diesen Werken das von Pfleiderer, der Professor der Theologie an der Berliner Universität ist, in erster Auflage hervorgetreten. Damals hob es mit Lessing an; jetzt ist richtig der Ausgangspunkt der kritischen Theologie in dem Zeitalter des Spinoza und Leibnitz erkannt worden, und so beginnt die Darstellung mit Spinoza.

Die Art der Behandlung in Pfleiderers Werk ist Verbindung von Darstellung und kritischer Diskussion. Zumal, je näher er der Gegenwart kommt: desto mehr mischt sich Erörterung in die geschichtlichen Bilder. Einer Erscheinung gegenüber, wie der theologische Neukantianismus von Ritschl, Hermann Kaftan ist, verdrängt vielleicht zu sehr das scharfsinnig zergliedernde Urteil das unbefangene Gewahren und Hinstellen. Hier ist der Geschichtschreiber Partei und nicht Richter. Darf er das sein?

Denn Pfleiderer gehört zu der immer mehr zusammenschmelzenden Schar spekulativer Theologen, die, sie mögen es anerkennen oder nicht, in Hegel ihren Meister verehren. Er findet sich am meisten von Lotze unter den Philosophen der letzten Generation angezogen.

Ganz anders Pünjer. Er verfährt als ganz unbefangener Historiker, der nur sehen will, was geschehen ist. Dabei muß doch zugestanden werden, daß Pfleiderer der schärfere Kopf ist und der bessere Stilist. Dennoch wird man bei Pünjer eine mehr ruhig sich ausbreitende Darstellung finden.

* * *

Die Seele des Kindes. Von W. Preyer. Zweite Auflage. (Leipzig, Th. Griebens Verlag.) — Die Untersuchungen von Kußmaul haben zuerst experimentell das geistige Leben des Neugeborenen aufzuhellen begonnen. Der bekannte Physiolog in Jena, Professor Preyer, hat ein Tagebuch über die ersten Lebensjahre eines Kindes geführt, und auf Grund desselben ist das vorliegende Buch entstanden, das Eltern von einiger wissenschaftlicher Bildung gewiß mit Interesse lesen werden, das aber einen hierüber hinausreichenden Wert hat, als einer der ersten Versuche auf einem Gebiet, das ein Zusammenwirken vieler Beobachter fordert und ihnen allen auf lange hin neue Ergebnisse in Aussicht stellt.

Phonetik. Zur vergleichenden Physiologie der Stimme und Sprache. Von F. Techmer. Zwei Bände. (Leipzig, W. Engelmann.) — Das Buch ist auf den Grenzen der Biologie und der Sprachwissenschaft erwachsen. Der Verfasser, ein Naturforscher, war eine Reihe von Jahren mit Vergleichung der Sprachen beschäftigt; die

Probleme, die sich ihm hierbei aufdrängten, führten zu dieser Behandlung der Artikulation in ihren Beziehungen zur menschlichen Sprache. Alles, was der mit Sprachen Beschäftigte aus den Gebieten der vergleichenden Anatomie und Physiologie benutzen kann, ist hier als Grundlage gegeben; auf derselben baut sich die Theorie auf. Sorgfältige Abbildungen erläutern den Text.

Die Illusionen. Eine psychologische Untersuchung von James Sully. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — Es ist ein Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" und behandelt ein Problem, das seit Joh. Purkinjes und Joh. Müllers Arbeiten über subjektive Sinneserscheinungen für die ganze Theorie der Wahrnehmung, des Traumes, der Poesie eine immer wachsende Bedeutung erlangt hat. In diesem Sinne hatte noch zuletzt Taine in seiner Schrift über den Verstand den Gegenstand behandelt, und in demselben rein empirischen Geiste bearbeitet Sully ihn in interessanter Weise.

* * *

Aus gärender Zeit. Roman von Viktor Blüthgen. Zwei Bände. (Groß-Lichterfelde bei Berlin, Wilhelm Wicke.) — Gewiß waren die Jahre, welche der Revolution von 1848 vorhergingen, eine gärende Zeit; aber wenn der Historiker auch das Recht hat, die unklaren Schwärmereien, welche damals in den Köpfen wogten, mit Achselzucken zu behandeln — der Dichter sollte nie vergessen, welch eine schwungvolle, an künstlerischen und poetischen Keimen reiche Zeit es war. Davon merkt man in dem vorliegenden Roman nicht gar viel, und obgleich derselbe eine Fülle von Gestalten bringt, ist doch eigentlich keine einzige darunter, in welcher so recht der frisch frei frohe Stimmungsgehalt der zu Grunde gelegten Periode charakterisiert wäre. Die glutvolle Begeisterung der Jugend, welche sich in den Turnvereinen und Sängerbünden aussprach, der Aufschwung im geistigen Leben, der inzwischen ganz ernüchtert ist, alles dies wird kaum gestreift, während die weniger erfreulichen Zeichen der Bewegung stark betont sind. Viktor Blüthgen hat mit diesem Roman ein ganz lesenswertes Werk geboten, aber die gärende Stimmung, um welche es sich handelt, tritt darin nur einseitig in die Erscheinung.

Aus Herz und Welt. Allerlei neue Humore. Von Emil Peschkau. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Nicht nur die zierliche Ausstattung, auch der anmutige Inhalt läßt dies gefällige Buch besonders zu Geschenken geeignet erscheinen. Hätte nur der Verfasser die Bezeichnung „Neue Humore" vermieden, welche ebenso gesucht wie sprachlich unberechtigt ist! Er bietet eine Sammlung kurzer, zum Teil humoristischer Novellen, die sämtlich ein liebenswürdiges poetisches Talent bekunden und von denen einzelne, wie namentlich gleich im Anfang die Skizze aus dem Kinderleben, geradezu kleine Kabinettstücke sind.

In dem Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig und Berlin sind zwei Novitäten erschienen, welche sich als realistische Arbeiten einführen; es ist die Sammlung **Kraftkuren**, realistische Novellen von Karl Bleibtreu, in welchen sich ein unverkennbares Talent für Charakterzeichnung und der Vorzug fließender Diktion zu erkennen geben, die aber leider an Aufgaben verzettelt werden, denen gar sehr die Originalität mangelt. — Bei dem realistischen Roman **Margarete Menkes** von Hermann Friedrichs zeigt sich gleichfalls beachtenswerte Gestaltungskraft und Begabung für Schilderung der Örtlichkeit, aber der Verfasser muß sich vor allem gewöhnen, Maß zu halten und die Wirkung mehr in der geschmackvollen Ausmalung der Vorgänge als in der Häufung allzu krasser Situationen suchen. Es ist doch wohl ein Irrtum, daß nur das Widrige real sei.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





An unsere Leser!

it diesem Heft schließt der achtundfünfzigste Band, also der neunundzwanzigste Jahrgang der **Illustrierten Deutschen Monatshefte.** Schon eine oberflächliche Durchsicht dieser letzten sechs Hefte wird genügen, um zu beweisen, daß wir wiederum nicht nur den Principien einer ruhmvollen Vergangenheit unwandelbar treu geblieben sind, sondern auch in Text und Illustration den modernen Anforderungen Rechnung getragen haben. Auch kann dieser letzte Band aufs neue darthun, daß wir uns zwar zu den altbewährten Kräften halten, solange sie frisch und ergiebig sind, aber auch ebenso gern jungen Talenten entgegenkommen, sobald sie jene Reife und Gediegenheit erlangt haben, um neben ersteren bestehen zu können.

Indem wir nun unsere Leser hierdurch zum Abonnement auf den neuen Jahrgang der „Illustrierten Deutschen Monatshefte" auffordern, geben wir im voraus die Versicherung, daß wir nach wie vor bestrebt sein werden, sowohl in Bezug auf die litterarischen Beiträge wie auf die Illustrationen die bisher befolgten bewährten Grundsätze aufrecht zu erhalten.

Wir haben vorläufig über den Raum der ersten Hefte in der Weise disponieren können, daß die Oktobernummer voraussichtlich unter anderem novellistische Beiträge von **Th. Storm, Herm. Heiberg** und **Otto Roquette** bringen wird. Ersterer hat uns eine Erzählung in Aussicht gestellt, und von letzterem beginnen wir einen psychologisch interessanten Roman „Eine vornehme Frau". Roquette giebt unter dem Titel „Große und kleine Leute aus Alt-Weimar" zwei getrennte Erzählungen, denen anziehende Episoden aus der klassischen Goethe-Schiller-Zeit zu Grunde liegen. **Georg Ebers**, der gefeierte Romanschriftsteller, liefert einen interessanten

Essay über seinen Freund, den berühmten Maler Alma Tadema, welchem zahlreiche Illustrationen beigegeben sind. Von Bedeutung ist ferner ein Aufsatz über die modernen Kriegsschiffe vom Admiral **Reinhold Werner**, welcher mit vielen Bildern von der Hand des Marinemalers **Eugen Niethe** geschmückt ist. Sodann wird eine gleichfalls reich illustrierte Schilderung der nordamerikanischen Colorado-Gegend aus dem Nachlaß **Robert Schlagintweits** im Oktoberheft geboten werden. Eine Biographie Victor Hugos von **Julian Schmidt**, mit Porträt; eine ästhetische Abhandlung von **Eduard v. Hartmann**; eine Biographie des verewigten Chemikers Kolbe, dessen Wirksamkeit auf dem wichtigsten Gebiete für die moderne Industrie von seinem Schüler Prof. **H. Ost** eingehend geschildert wird, und mehrere andere Beiträge werden den ersten Heften des neuen Bandes jenen Wert verleihen, der auch für die weitere Folge die Gewähr eines gediegenen Inhalts darbietet. Wie der Pflege einer künstlerischen Geschmacksrichtung auf dem Gebiete der Novellistik unsere besondere Aufgabe gewidmet bleibt, so stehen uns auch in Bezug auf populäre Wissenschaften, Biographie, Kunstgewerbe, Litteraturgeschichte, Ethnographie, Meteorologie und ähnliche Richtungen, Arbeiten zu Gebot, die geeignet sind, das Interesse unserer Leser überall rege zu erhalten und ihre Treue zu uns zu befestigen. Daß in Bezug auf die Illustrationen die besten Kräfte gewonnen sind und auch in dieser Hinsicht unser Streben fortwährend auf Vervollkommnung gerichtet bleibt, mag daraus entnommen werden, daß für den neuen Jahrgang die Beigabe **doppelseitiger Vollbilder** vorbereitet ist. Wir wollen hiermit den zweifellos auch in dieser Beziehung gesteigerten Anforderungen des Publikums entgegenkommen, ohne im übrigen unseren Grundsatz, daß die Illustration bei uns niemals Selbstzweck sein dürfe, irgendwie aufzugeben.

Die Verlagshandlung.







Die Sassen von Dürrstein.

Novelle

von

L. Haidheim.

a, da sind Sie ja, Herr Kollege! Habe Sie suchen lassen wie ein verlorenes Kleinod! Wo schwärmen Sie denn wieder herum? Wollte Sie fragen, ob Sie mit mögen? — Ah, da schaut der Verräter aus Ihrer Rocktasche!"

Der Angeredete, Gerichtsassessor von Sontheim, begegnet seinem Chef nahe dem Landstädtchen, in welchem sie beide angestellt sind. Er steckt Dantes „Inferno" tiefer in die Tasche und grüßt, an den Wagen herantretend.

„Sie haben gut lachen, Herr Gerichtsrat," sagte er kläglich und vorwurfsvoll, „Sie sitzen mit Weib und Kind behaglich dort im Amtshause und haben an Unterhaltung nie Mangel. Unsereins hat nichts als sein ‚Brot in Thränen' und muß sich die Kinnladen ausrecken vor Gähnen und tödlicher Langerweile. Ob man mir den Dante vertauscht hat? Oder ist's der Heidezauber? Ich suchte mir das Buch in meiner Hilflosigkeit vorhin aus meinem kleinen Büchervorrat, lege mich damit unter die Föhren dort und will lesen — aber keine Möglichkeit, mich zu erwärmen und zu begeistern wie in der Studentenzeit! Nun, 's ist ein Anachronismus an sich, Dantes ‚Inferno' und diese urlangweilige, schrecklich nüchterne Heide!"

Der blonde, kräftig und schlank gewachsene, etwa dreißigjährige Herr Assessor hatte die Hand auf die Seitenlehne des Jagdwagens gelegt, auf welcher sein Vorgesetzter hinter dem Rosselenker saß. Der Gerichtsrat hatte halten lassen, sein junger Kollege sah voll in das behaglich lachende Gesicht; die schäbige, in verschiedenen Farben schillernde grüne Tuchmütze mit emporgeschlagenem Schirm gab dem Herrn Chef ein ganz kokettes Aussehen heute, während sie, wenn jener zur Erfüllung seines Zweckes herabgebogen wurde, ihm zu einer unausstehlich philisterhaften Erscheinung verhalf; so behauptete wenigstens die Frau Gerichtsrätin, die mit den verschiedenen, mehr zweckmäßigen als geschmackvollen Kopfbedeckungen ihres Herrn und Meisters in hellem Hader lebte.

Neben dem Gerichtsrat Wolkenfeder machte der Assessor von Sontheim in der That eine wahrhaft elegante Erscheinung, sowohl durch die Figur wie durch den einfachen modischen Anzug; es war also mit gutem Grund, daß der erstere, nachdem er gesagt hatte: „Fahren Sie mit mir hinüber nach Dürrstein!“ die ablehnende Gebärde des anderen, womit dieser auf seinen Anzug wies, nicht als gültig anerkennen wollte:

„Nicht im Visitenanzuge? Lächerlich! Der Alte weiß auch was von derartigen Ansprüchen! Machen Sie nur keine Umstände, so bald fahre ich nicht wieder hinüber, und zu zweien erledigt man diese Höflichkeitszwangspflicht immer noch leidlicher als allein.“

Der Assessor hatte dem Zureden nach kurzem Zögern nachgegeben, und dies Zögern galt nicht etwa der Unlust, mitzufahren, denn wie sollte er besser den langweiligen Sonntagnachmittag totschlagen, da er nun mal zum Lesen, der einzigen Hilfsquelle, die ihm in dieser ultima Thule blieb, nicht aufgelegt war, sondern es galt dem Blick auf die am Horizont lagernden schweren, düsteren Wolkenbänke und dem Gedanken an seinen Überzieher, der daheim im Schranke hing.

Er saß indessen schon neben seinem jovialen Vorgesetzten, dessen heiterer Optimismus stets so erfrischend auf ihn wirkte.

Der Kutscher Christian, genannt Krischan, der nur ein in eine Livree gesteckter Bauerknecht war, weder angekränkelt von des Gedankens Blässe, noch beleckt von der Kultur der Civilisation, schwippte mit der Peitsche, die kräftigen Braunen griffen tüchtig aus und auf der Chaussee ging es noch eine Weile ganz glatt und eben vorwärts.

Dieselbe lief zwischen ziemlich dürftigen Roggenfeldern, Kartoffeläckern und Lupinenbreiten hin, die wie ein bunter Streifen die meilenweite Heide dahinter säumten; krüppelhafte Birken bezeichneten bis in die Ferne ihren schnurgeraden Lauf — ab und zu hob sich ein dunkler Föhrenwald oder ein von Erlen und Weiden umgebener Wassertümpel aus der Monotonie der rötlich braunen Fläche.

Im Rücken der Fahrenden sah es schon etwas besser aus. Da dehnte sich die kleine Provinzialstadt mit zwei schlanken Türmen, einigen Fabrikschornsteinen und einem höher gelegenen Schlößchen, dem Sitz der Gerichtsbarkeit, freundlich zwischen Bäumen und Gärten aus; ein schmaler silberner Fluß gab, durch grüne Wiesen sich hinziehend, dem allen noch einen besonderen Reiz. Die Bewohner von Kettenberg waren sehr stolz auf ihre schöne Gegend und sehr geneigt, ihre Stadt für den Mittelpunkt der Intelligenz zu halten. Wenn sich Leute fanden, welche damit etwas „vorstellen“ wollten, daß sie diese Anschauung nicht teilen zu können behaupteten — nun, so lag das nicht an Kettenberg, und man konnte die Kurzsichtigen und Verständnislosen nur bedauern. Zu solch mildthätigem Thun war übrigens öfter Veranlassung, beinah immer, wenn ein junger Hilfsarbeiter an eine der Regierungsbehörden „verschlagen“ wurde; — die alten Herren, die Chefs, fühlten sich in dem hübschen Amtshaus, an das ein prächtiger Garten mit uralten Bäumen stieß, sehr zufrieden, wenn sie sich nur erst „gewöhnt“ hatten: aber diese heutige Jugend meint nun einmal, ein Eldorado sei gerade gut genug für ihre „berechtigten“ Ansprüche.

„Sehen Sie, so ist's vernünftig!“ sagte der Gerichtsrat zu seinem Begleiter. „Mit einer Cigarre träumt man auf diesen Heidewegen ein paar Stunden weg, man weiß nicht wie. — Himmeldonnerwetter! — Der Kerl, der Christian schläft ja wohl?“ unterbrach er sein gemütliches Plaudern, als sie eben von der Chaussee ab auf einen Landweg gebogen waren und Christian, unbekümmert um die Vertiefungen und Anhöhen des letzteren, weiter traben ließ.

„O, dat was man en Lock!“ wandte sich das Kind der Heide seelenruhig um, ein rotes ausdrucksloses Gesicht mit kleinen blauen, von weißen Wimpern umrahmten Augen zeigend. Weißlich blondes, strup-

piges Haar lag, mit reichlichem Wasser hübsch glatt gekämmt, dicht an den dicken runden Kopf geklebt, und auf diesem saß, verwegen auf die Seite geschoben, die mit Silbertresse umgebene Mütze.

„Ja, wohl war's ein Loch! Aber fahr in des Kuckucks Namen nicht mitten durch, bieg doch zur Seite!“ erwiderte sein Herr, gar nicht erstaunt über seines Leibkutschers Klugheit.

Der Assessor von Sontheim lachte; Christian lachte mit, das heißt er grinste nur, daß seine Mundwinkel in beängstigende Nachbarschaft der Ohrzipfel gerieten.

„Also Sie langweilen sich?“ fragte der Gerichtsrat, mit ironischem Lächeln auf den jungen Kollegen sehend. „Wer war's doch, der mir vor vier Wochen, als er hier ankam, erklärte: Ich langweile mich niemals!?“

„Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen! Ich hätte Ihnen nicht die Bosheit zugetraut, daß Sie mich Gedemütigten und vom Schicksal grausam Mißhandelten noch verhöhnen! Denken Sie nur — erst Mufrika,* diese seelenlose Wüstenei — dann unser jetziger Verbannungsort!“ seufzte der Assessor lachend.

„Wenn das die Kettenberger hörten, Kollege!“

„In deren Augen bin ich ja doch ein urteilsloser ‚Idealist‘, wie mir Fräulein Ida Mohnkopf neulich verriet!“

„Und darüber lachen Sie noch?“

„Nicht wahr, 's ist unbegreiflich, wie man unter solchen Umständen noch lachen kann!? Und sich sagen zu müssen, daß man unter drei bis vier Jahren nicht wegkommt! Was hab ich dir gethan, Schicksal?“

„Bieten Sie ihm Trotz, heiraten Sie! Für verliebte Leute ist's ganz einerlei, wo die süße Raserei der Flitterwochen verläuft.“

„Heiraten? Gott im Himmel, Herr Gerichtsrat — alles, nur das nicht!“

„Na, ich kann mir das Zureden sparen, die Langeweile bringt Sie schon noch dahin!“ — Der Chef klopfte „dem nächsten Opfer“ freundschaftlich tröstend auf die Schulter. Dies redete aber, wie seinesgleichen fast immer, doch gar zu gern von dem schönen Thema.

„Heiraten? Nun — gesetzt, die Langeweile brächte mich dazu! Aber wen denn sollte ich heiraten, verehrter Herr? Wissen Sie auch dafür Rat?“

„N—n—ein! — Indes, das ist ja auch Amors Sache, nicht die meinige! Ich sehe aber das alles kommen, so unfehlbar, wie die Leute, die einmal im Triebsand stecken, darin versinken.“

„Schöne Aussichten! — Ich flehe Sie an, verehrter Herr, mein rettender Strohhalm in der höchsten Not zu werden!“

„Alle Hagel, Bengel, bist du denn von Gott verlassen?“ schrie der Gerichtsrat und griff krampfhaft nach der Seitenlehne des Wagens, indem er sich zugleich heftig dagegen warf.

Zwei Räder des Gefährtes standen hoch auf dem alten Rest eines einstigen Erdwalles, die beiden der entgegengesetzten Seite tief bis an die Achse in einem ausgefahrenen Geleise; daneben war —

„Ja, da wör en Lock!“ erklärte Christian und zeigte mit dem Peitschenende auf die unleugbare Thatsache eines Wassertümpels im Wege, in welchem noch ein Rest vom letzten Regen sich erhalten hatte. „Ick schöll ja utbiegen!“ setzte er hinzu.

„Um ein Haar warfst du uns um! Will das ein Kutscher sein!“ schalt sein Herr und setzte sich wieder zurecht, denn die gefährliche Stelle war glücklich hinter ihnen.

Der Assessor blickte umher. Heide, flache, reizloseste Heide; in der Ferne die Birken der Chaussee, hinter ihnen die Türme von Kettenberg, vor ihnen — nichts — absolut nichts, so schien es, als in weiter Ferne eine ganz ununterbrochene halbrunde Linie, auf welcher Himmel und Erde zusammenstießen. Im Westen die dunkle Wolkenschicht, über ihnen ein grauer heißer Dunst.

„Nach welcher Richtung liegt Dürrstein?“ fragte der Assessor.

* Liegt im nördlichen Teil der Provinz Osnabrück.

„Drüben hinter dem Walde!" zeigte der Gerichtsrat in unbestimmte Ferne.

„Und da ist's wie hier?"

„So ziemlich — das heißt, es giebt dort wenigstens Baumwuchs."

„Wie kann man ein Schloß dahin bauen und gar es dort bewohnen?"

„Früher war's nur ein Jagdschloß der Bischöfe von O.; und was das Wohnen betrifft, so ist das ja gerade die Marotte oder eine von den vielen Marotten des alten Herrn. ‚Wo ich geboren bin, will ich auch begraben sein!' sagt er. Hätte vor Jahren einmal Gelegenheit gehabt, das Schloß und das bißchen Land an einen Spekulanten gut zu verkaufen, doch das litt die leidige Schrulle nicht."

„Aber die Seinen! — Hat er Kinder?"

„Sein Sohn ist tot, dessen Frau gleich darauf gestorben, eine Tochter der beiden ist noch ein Kind. Jetzt leben nur noch zwei alte Schwestern bei ihm, ebenso schrullenhaft wie er selbst. Sie werden seltsame Menschen kennen lernen. Aber bei allen Sonderbarkeiten haben die alten Herrschaften etwas — wie soll ich sagen? — eine gewisse Vornehmheit und ein — je ne sais quoi — welche ihnen doch immer noch eine gewisse Berücksichtigung sichern. Sie laden keinen Menschen ein — aber jeder macht ihnen Besuch, und einer sagt's dem anderen: Das muß so sein, sie können das verlangen! Doch urteilen Sie nur nicht nach dem ersten Schein!"

„Sie machen mich neugierig, verehrter Herr; wenn irgendwo, muß diese Heideeinsamkeit Originale zeitigen."

„Ich sage Ihnen weiter nichts; man muß seine Effekte nicht durch Vorreden verderben."

Sie fuhren weiter; die Wege waren sehr schlecht. Christian that sein Bestes, sich die ihm zu Gebote stehenden Effekte nicht durch zeitgemäße Vorsicht zu verderben: es gab Stöße von links und Stöße von rechts, der Wagen hing bald auf der einen, bald auf der anderen Seite, und als der Assessor einmal lachend fragte, ob er selbst, Christian, denn die Stöße nicht fühle, antwortete der lakonisch und mit einem leisen Anklang von Stolz und Ironie: „Dat ward man hier to Land gewant."

Endlich war man auf die Walddecke gekommen, und diese umfahrend, hatte man das alte Jagdschloß Dürrstein breit und stattlich unter uralten Eschen und Linden vor sich.

Eine Steinmauer, in Zwischenräumen von starken Pfeilern aus Quadersteinen unterbrochen, deren Spitze von einer in Stein gehauenen Vase oder Urne gekrönt wurde und zwischen denen einst ein kunstvolles Eisengitterwerk sich befunden — jetzt war an dessen Stelle nur noch ein defektes, altersschwaches Lattenwerk zu sehen —, schloß den Gutshof von der Heide ab. Um das Schloß her hatte Wald gestanden, man sah es an verrotteten Stümpfen, welche zahlreich aus dem Boden hervorragten. Das Thor — auch von Lattenwerk; das ursprüngliche war mit dem Gitter verkauft oder gepfändet — hing lose und schief in den Angeln.

„So hängt es, seit ich hier bekannt bin!" sagte der Gerichtsrat, indem sie auf den Hof fuhren.

Vor ihnen lag nun das große Haus: ein Schloß konnte man es nicht nennen, und das einzige Wahrzeichen eines solchen bildete das überall angebrachte Steinwappen derer von Sassen, deren letzter der jetzige Besitzer war.

Es präsentierte sich noch heute als ein fester, stattlicher Bau; die Mauern schienen einer Welt trotzen zu sollen, aber das massive Steinwerk abgerechnet, war alles daran ein Bild des jammervollen und hilflosen Zerfalls. Das Dach sah so schäbig und defekt aus wie der Rock eines Bettlers, die Fenster in dem oberen Stock, zum Teil mit Brettern vernagelt, wiesen, wo sie heil waren, kleine viereckige Scheiben, die in Rot und Grün schillerten, einen Anstrich hatte das Holzwerk seit undenklichen Zeiten nicht gesehen, und ebenso, ja noch verwahrloster erschienen die Nebengebäude.

Ein paar Ackerwagen und Pflüge wie-

sen auf Landwirtschaft im kleinsten Maße hin. Zahlreiches Geflügel belebte den einer Wiese ähnlichen steingepflasterten Hof.

Der Wagen hielt; ein dienstbarer Geist, der die Hausthür zu öffnen gekommen, oder sonst irgend ein lebendes Wesen ließ sich nicht sehen.

Doch!

Aus einem der Ställe huschte eilfertig, schlank wie eine Gazelle, eine jugendliche Gestalt mit allen Zeichen staunender Neugier in den feinen, zart gefärbten Zügen.

Man sah sofort, sie hatte den Wagen kommen hören und eilte herbei, das Wunder anzustaunen. Und nun stand sie purpurrot vor Schrecken und Verlegenheit vor den beiden Fremden. Aber nur einen Moment, dann schien ihr bewußt zu werden, was sie sich selber schuldig sei; sie richtete sich fest und gerade auf, ein wenig stolz und hochmütig sogar, und zwei große braune Augen voll Unschuld und Sanftmut, aber auch mit einem Selbstgefühl, welches der Haltung entsprach, auf sie richtend, sagte sie mit einem leisen Anklang von Schüchternheit:

„Die Herren wollen gewiß den Großpapa besuchen?"

„Das möchten wir, Fräulein Ina! Das möchten wir allerdings! Also Sie sind wieder da? Und so groß geworden — eine Dame! — Ei, der Tausend, der Tausend! Sie erkennen mich wohl gar nicht mehr? Haben freilich auf den alten Knaben auch wohl nicht geachtet?"

„Ach, der Herr Gerichtsrat! Ja, nun erkenne ich Sie! Eben — der Schrecken — die Überraschung — ich — ich —"

Fräulein Ina, die Enkelin des Schloßherrn, hatte schon ihren kleinen Hochmut drangegeben und dem alten Herrn freundlich die Hand geboten.

Dann fiel ihr der Aufzug ein, in welchem sie sich darstellte: eine Küchenschürze von Tante Minona vor, darin ein halbes Schock frischer Eier, die sie eben selbst gesucht; Heufäden im Haar; einige davon hatten sich in dem dicken braunen Zopf festgeheftet, der sich in ihrem Nacken zu einem herabfallenden Knoten schlang und das zierliche Oval ihres Kopfes sehr schön hervorhob.

Mit einem verlegenen Blick auf den anderen wirklich fremden Herrn zupfte sie die Strohhalme von ihrem Kleide.

„Bitte, wollen die Herren mir folgen!"

Sie ging mit dem Gerichtsrat voran; dieser besorgte im Gehen indes noch schnell die Vorstellung:

„Gnädiges Fräulein, gestatten Sie mir zunächst, daß ich Ihnen Herrn Baron von Sontheim, meinen jungen Kollegen, vorstellen darf."

Sie wandte sich dem Präsentierten zu. Eine ganz kunstgerechte kleine Verbeugung ihrerseits, eine tiefe, respektvolle des Herrn Assessor, dann gingen sie weiter, und Fräulein Ina von Sassen machte ihm unmöglich, ihr eine der üblichen stilgemäßen Phrasen anzubieten, da sie kindlich lächelnd und ganz zutraulich zu dem alten Herrn sagte — alt im Gegensatz zu seinem jungen Begleiter und ihrem eigenen Alter —: „Sie brauchen mich nicht gleich Fräulein von Sassen zu nennen, Herr Gerichtsrat, wenn ich auch groß geworden bin!"

„Aber Sie sind jetzt eine Dame, Fräulein Ina, und — wie alt sind Sie denn nun? Ich darf es wohl fragen?"

„Just heute siebzehn, Herr Gerichtsrat, Sie treffen es gut, wir haben Geburtstagskuchen!" Sie meinte das, was sie sagte, ganz ernstlich.

„Ei, da gratuliere ich und wünsche viel Glück und Segen! Haben Sie denn auch etwas Schönes bekommen?" fragte der „alte Herr", auf ihre naive Art eingehend.

„O ja, einen Kanarienvogel! Ich hatte ihn mir so sehr gewünscht," erwiderte sie strahlenden Angesichts.

Der Assessor von Sontheim war schweigend neben ihr hergegangen, ganz hingenommen von der staunenden Beobachtung der jungen Dame. Sie war ein sehr schönes Mädchen, gewachsen wie eine Hebe und ebenso graziös in jeder Bewegung.

Und diese anmutsvolle Erscheinung, auf welcher noch der letzte Rest jungfräulicher Herbheit und Eckigkeit lag, trug das arm-

selige, vielfach und nicht allemal kunstgerecht ausgebesserte Kleid von fuchsigem schwarzem Wollstoff wie eine junge Königin, und ebenso hold und würdevoll trug sie das schöne Haupt auf schlankem Halse.

Mit dem kundigen Auge des Weltmannes sah er sofort, ihre Füße staken in plumpen Lederschuhen, dem Kunsterzeugnis eines Dorfschusters; statt des weißen Kragens hatte sie ein blauseidenes Tüchlein um den Hals geschlungen; Manschetten fehlten ganz, und die Hände waren weder klein noch weiß; offenbar wurden Handschuhe hier als überflüssige Toilettenartikel ebenso wie Kragen und Manschetten gerechnet.

Sie waren in das Haus getreten.

Auf dem mit Sand bestreuten und mit defekten Steinfliesen belegten Flur fiel Sontheim sofort eine äußerste Sauberkeit auf. An den Wänden hingen überall Geweihe und andere Jagdtrophäen aus früheren Zeiten, sonst gab es keine Zierate und Möbel.

Fräulein Ina öffnete dann links vom Eingang eine Flügelthür und rief in die Wolkenmassen von Tabaksrauch, welche aus derselben hervordrangen, hinein:

„Großpapa — Gäste!"

Wie das so freudig klang! Wie hell die eben noch so ernsten Augen blickten.

In dem großen, nicht sehr hohen Gemach, dessen Hintergrund ein altmodiger Kaminofen mit durchbrochenem breitem Eisengitter einnahm und in dem, trotz der Schwüle draußen, die Reste eines Torffeuers glimmten, saß an dem letzten der drei Fenster ein sehr großer, kolossal gebauter alter Herr, dessen dicker, etwas nach vorn geneigter Kopf von struppigem weißem und noch sehr üppigem Haarwuchs umgeben war, welches wild über Stirn und Nacken herabhing. Ein weißer Backenbart und ebensolche buschige Augenbrauen über den funkelnden, düster blickenden Augen von leuchtendem Blau, feste, düstere Züge voll tiefen Mißmuts oder hilfloser Schwermut, je nach der augenblicklichen Stimmung des alten Baron von Sassen, vollendeten die hünenhafte Erscheinung, die in einem alten, aber sehr sauberen, von oben bis unten fest zugeknöpften Tuchrock von grüner Farbe, wie sie die Forstleute tragen, und grauen Beinkleidern steckte. Eine alte Wolldecke hing ihm, mit einem derben Bindfaden über der Brust zusammengehalten, im Rücken herab wie der Mantel eines Indianers. Das weiße Halstuch, welches der alte Herr trug, war blütenfrisch, und so waren die kümmerlichen, vielfach ausgebesserten Vorhänge an den Fenstern und alles, was man im Zimmer sah. Überall herrschte eine fast peinliche Sauberkeit und Ordnung neben einer betrübenden Armseligkeit.

„Das ist hübsch, meine Herren, daß Sie mich einsamen, kranken alten Mann noch besuchen! Kann Ihnen nicht mal die Hand geben — aber ebenso herzlich gemeint," begrüßte der Hausherr mit einer Art Grabesstimme die Gäste, sich erhebend und den rechten in einer Binde getragenen Arm sorgsam mit der Linken stützend, als habe er große Schmerzen. Der Gerichtsrat schüttelte diese Linke, stellte seinen jungen Kollegen vor, dem der alte Sassen eine würdevoll freundliche Kopfneigung zu teil werden ließ, und fragte dann, mit einem feinen Lächeln auf den verbundenen Arm deutend, was es denn damit sei?

„Eine böse Geschichte, lieber Freund, eine böse Geschichte," erwiderte mit tief melancholischem Blick der alte Herr, „sehr entzündet — höchste Vorsicht nötig — kalter Brand!"

Der Assessor fuhr ganz erschrocken zusammen und sah mit teilnehmenden Blicken auf den alten Herrn, der trotz seiner wahrscheinlich sehr großen Schmerzen mit stoischer Ruhe wieder nach seiner langen Pfeife griff, während Fräulein Ina, offenbar alter Sitte folgend, den Gästen andere lange Pfeifen vom Pfeifenbört in der Ecke holte, einen Tabakskasten auf den Tisch und Fidibus in einem Behälter daneben stellte. Auch ein Licht auf blankem Messingleuchter trug sie herbei; die Kerze war offenbar eine selbstgegossene, und ein übler Talggeruch machte sich sofort be-

merkbar, schien aber Großvater und Enkelin nicht weiter zu stören.

Der Gerichtsrat saß bald und qualmte, mit dem Baron Sassen vom Wetter, von den letzten Wahlen plaudernd, wobei sich erwies, daß der Alte ein Hochtory vom reinsten Wasser war, und dann kam er in Zug und redete von dem Unheil des Zeitgeistes, dem tollen Bildungsdrang der untersten Klassen und der Oberflächlichkeit der sogenannten Vielseitigkeit moderner Bildung.

Der Assessor hatte für die Pfeife gedankt; es kam ihm barbarisch vor, die reizende Mädchenknospe, die jeder Zoll eine Dame war, so einzuräuchern; statt dessen beobachtete er sie, wie sie aus- und eingehend Tassen und ein weißes Tischtuch herbeiholte und leise und geschäftig den Tisch zurechtmachte.

„Die Großtanten werden gleich kommen," hatte sie auf einen fragenden Blick des alten Herrn geantwortet.

Sontheim dachte, als er sie so hausfraulich walten sah, sie sei viel zu fein und prinzessenhaft für derartiges Thun; es stand ihr an, als habe eine junge Fürstin sich verkleidet und die angeborene Hoheit passe nicht in das ärmliche Gewand und die dürftige Umgebung. Jetzt erst kam er dazu, das schöne junge Antlitz näher zu betrachten, das feine Oval desselben, die klare weiße Stirn, die leicht gebogene zarte Nase, diesen kleinen Mund, um den es, wenn sie nicht sprach, wie Schmerz oder Sehnsucht lag. Ihr Teint hatte das matte Weiß der Südländerinnen und war sehr durchsichtig. Sie hatte vorhin in ihrem Erröten zum Bewundern schön ausgesehen; jetzt war sie offenbar wieder in ihrer gewohnten Ruhe und so blaß, daß sie dadurch an ihrer Schönheit verlor; aber was sie daran einbüßte, gewann sie in seinen Augen an Liebreiz und Anziehung.

Jetzt redete der Hausherr ihn an und fragte ihn, wie es ihm in Kettenberg gefiele.

„Es ist ein schreckliches Nest," gab er selbst dann seine Meinung ab, „diese Heidsonne brütet Philister aus wie Motten! Mir wird immer ganz schlecht, wenn ich einmal hinein muß; Amtsgeschäfte — der verwünschte Prozeß! — und dann schwatzen sie da das Blaue vom Himmel herunter über Politik und Liberalismus! — Gott steh ihnen bei, wenn sie dereinst über all das unnütze Gewäsch Rechenschaft ablegen sollen! — Aber, es wird nicht anders sein, ich muß dem Doktor meine Wunde zeigen, muß also mal wieder hin. — Weiß Gott, aus dem elenden Leben mache ich mir nichts; aber — Gesundheit — Gesundheit ist das höchste Erdengut; und dann — da sind die beiden alten Damen, sie können mich nicht entbehren, wenn sie mich auch oft ausschelten — und da ist dann noch die Kleine —"

Er hatte immer melancholischer gesprochen.

Sontheim war ganz erfüllt von Mitleid mit diesem reckenhaften alten Mann, der aussah wie etwa ein Sachsenhäuptling der Vorzeit und der, offenbar fiebernd, von Zeit zu Zeit fröstelnd die Wolldecke um seine Schultern zog und ängstlich, ja gereizt behauptete, „dieser Zug" werde ihn noch umbringen.

Die letztere Bemerkung galt Fräulein Ina, welche das Fenster geöffnet hatte, um den Tabaksrauch hinaus- und frische Luft hereinzulassen.

„Aber Großpapa! Es sind einundzwanzig Grad draußen, und die armen Herren ersticken hier!" hatte die Enkelin protestiert.

„Sie haben recht, kleines Fräulein, wahrhaftig, es ist zum Ersticken!" rief der Gerichtsrat.

„Also wirklich, es ist warm draußen? Ah — natürlich, nur mich friert, denn ich habe Wundfieber — Entzündung — kalten Brand."

Der alte Häuptling sah, mit der Hand durch sein weißes Haupthaar fahrend, daß es ihm zu Berge stand, wie wenn das Entsetzen es sträubte, so trauervoll und mitleidig auf zwei eben eintretende Damen, daß Sontheim sofort erkannte, wie er um die Zukunft derselben besorgt war.

Sie waren unter altmodigen Verbeugungen an den Tisch getreten, auf den Ina eben die größere Hälfte eines Napfkuchens und den Kaffeetopf setzte.

Die Gäste hatten sich erhoben. Der Hausherr besorgte die Vorstellung Sontheims, der Gerichtsrat hatte in dem einsamen Leben der Familie schon Freundesrechte erworben.

„Meine Schwestern: Minona und Chanoinesse Adelgisa — Baron von Sontheim, Assessor am Landgericht in Kettenberg.“

Abermals Knickse und Verbeugungen; dann setzte man sich auf eine Einladung Tante Adelgisas.

Die Chanoinesse war offenbar auf ihre Art die Vertreterin moderner Eleganz in diesem Heideschloß; sie trug ein schwarzes Kleid, welches in seiner überaus großen Schlichtheit doch mit einer Schleppe ihr nachrauschte, auf der Brust ein goldenes Stiftsdamenkreuz und auf dem starren, noch dichten, weißgelblichen Scheitel eine Haube eigener Erfindung, aus welcher das alte strenge Gesicht mit den finster blickenden Augen und den etwas vorstehenden gelben Zähnen unglaublich häßlich hervorsah.

Dennoch lag in den Zügen der etwa siebzigjährigen Dame eine gewisse, man möchte sagen widerwillige Gutmütigkeit, ihr Herz und ihre schroffe Verbitterung lagen unaufhörlich im Streit.

Sie sprach kurz, befehlshaberisch und unbeugsam, hatte aber in ihrem ganzen Leben noch nie dahin gelangen können, irgend jemandes Bitte abzuschlagen oder je zu beweisen, daß sie „kein Wort glaubte von all dem Lamento in der Welt“.

Tante Minona, braunäugig, klein, zierlich und behende, trug weder eine Schleppe noch eine Haube. Ihr spärliches graues Haar war an den Schläfen zu Löckchen gedreht und am Hinterkopf zu einem Miniaturzöpfchen, welches, um eine Haarnadel gelegt, unsäglich komisch und keck dort thronte.

Sie schritt einher in ihren derben Schuhen wie ein alter kleiner Landjunker in Weiberröcken, und von ihren sonstigen Eigentümlichkeiten war in Kettenbergs Gesellschaften oft unter vielem Lachen der einen und dem Unglauben der anderen die Rede.

„Nun, Herr Gerichtsrat, was macht bei Ihnen die Saat?“ hatte sie sich gleich an diesen gewendet. Sie sprach resolut, frisch, mit einer sehr tiefen Altstimme, die komisch wirkte bei ihrer kleinen Gestalt.

Der Gerichtsrat schüttelte sich noch mit ihr die Hände, als sie schon in ein ökonomisches Gespräch vertieft waren.

„Hat der Amtmann Walger nun eingesehen, daß seine ‚Rationalitäten‘ der reine Unsinn sind?“ fragte sie.

„Nicht doch, gnädiges Fräulein, seine Felder stehen brillant!“

„So lange es dauert. Warten Sie nur! Werden schon an mich denken. — Minona von Sassen ist nicht so auf den Kopf gefallen, wie die Leute vorgeben! Alles soll jetzt nach einer neuen Mode wachsen, durch Maschinen — alles durch Maschinen! Unsinn! Na, ich erlebe es noch, wie ich recht bekomme.“

Fräulein Minona führte ihres Bruders Landwirtschaft; dieselbe wäre auch danach, sagten die Bauern und Landwirte der Umgegend. Sie selbst hielt sich aber ganz davon durchdrungen, daß die Art ihres Vaters und Großvaters und aller vorherigen Sassen die rechte gewesen; es lag an den „schlimmen Jahren“, daß die Felder, die ihnen noch geblieben waren, immer weniger trugen.

„Sagen Sie nur, Herr Gerichtsrat, ist des Kleinmüllers Lina wirklich der Frau Pastorin aus dem Dienst gelaufen?“ hatte dazwischen die Chanoinesse gefragt, ihre Augen rollend, als sei sie sehr ergrimmt.

Der Gerichtsrat bejahte. Minona ließ ihm aber nicht Zeit zu weiterer Erklärung, sondern sprach weiter von der Landwirtschaft.

„Sie taugte nicht! Die ganze Sorte taugt nichts. Es ist zum Skandal! Und diese Lina! Aber lasse sie mir nur vor die Augen kommen!“ eiferte bissig die Stiftsdame, bei Sontheim Teilnahme suchend.

Dieser entsprach wenigstens insoweit nach Kräften ihrer Erwartung, daß er ihr ein möglichst zustimmendes, verständnisvolles Lächeln zuwandte.

Fräulein Ina schenkte Kaffee ein und schnitt und präsentierte den Kuchen.

Sontheim nahm sich ein großes Stück. Er fühlte, sie würde sich darüber freuen, und wenn er auch nicht einsah, wie er es fertig brächte, es aufzuessen, da er Süßigkeiten nicht liebte, so schien ihm diese Selbstverleugnung doch ihren kindlich frohen Augen gegenüber ganz natürlich.

„Sie leben hier sehr einsam, gnädiges Fräulein; wird Ihnen das nicht besonders im Winter schwer?" fragte er die Stiftsdame; er hätte lieber Ina angeredet, aber er wollte sich gern höflich gegen die alten Damen erweisen.

„Einsam? Schwer? Sind's gewohnt! Gehe auch alle Winter, meine drei Monat im Kloster abzusitzen. Und das ist mir just genug. Habe dann die Menschen völlig satt für eine gute Weile. Zänkisch, kleinlich, hoffärtig sind sie alle und ohne Verstand — ganz ohne Verstand."

Der Herr Assessor machte bei diesen vertraulichen, im bärbeißigsten Tone gegebenen Mitteilungen ein ziemlich verblüfftes Gesicht. Er wußte nicht, was darauf antworten; ihn intrigierte zudem auch eine riesige Stopfnadel, die wie ein kleiner Dolch aussah und auf dem Busen von Tante Adelgisas schwarzem Kleide wahrhaft herausfordernd eingesteckt war. Es fehlte ihm aber die Muße, über Zweck und Bedeutung dieses Zierats nachzudenken, denn seine Aufmerksamkeit heftete sich auf Tante Minona, die in lebhaftem Gespräch mit dem Gerichtsrat, an welchem auch der Hausherr mit seiner grollenden Stimme teilnahm, ihrer Entrüstung über die Verschlechterung der Welt Ausdruck gab, wobei der Bruder sekundierte. Dabei waren aber ihre Hände nicht müßig, sondern langten nach dem schwarzen Strickbeutel, der Sontheim, als von ihrem Arm herabhängend, schon bei ihrem Eintritt aufgefallen war.

Die kleinen zierlichen Hände zogen die Schnüre auf und entnahmen dem Pompadour — nicht etwa einen angefangenen Strickstrumpf, sondern eine kurze, fast schwarz gerauchte Meerschaumpfeife, welche sie begann, mit dem gleichfalls im Pompadour sich befindenden Tabak regelrecht zu stopfen. Dann setzte sie das Instrument des Genusses in Brand und begann mit Behagen zu rauchen. Keiner der anderen nahm im mindesten Notiz von solchem Gebaren, und als sie selbst dann den Ausdruck in des Assessors Mienen wahrnahm, lachte sie hell auf und rief, ohne im geringsten beleidigt oder verlegen zu sein:

„Ja, das nimmt Sie wunder, Herr Assessor? Glaub's schon! Unsere zimperlichen Damen kokettieren höchstens mit einer Cigarette! Aber sehen Sie — was soll unsereins thun, wenn es tagelang draußen herumsteht bei den Pflügern oder beim Kartoffelnhacken? Da rauch ich mein Pfeifchen und bin dann in meinem Gott vergnügt. — Pah! das Leben! — Hätte man seine Pfeife nicht, so wär's zum Davonlaufen! Aber, freilich, die es nicht verstehen, wie ich aufgewachsen bin, die lachen oder räsonnieren. Kümmere mich nicht darum! War ein Mädel, sag ich Ihnen, so frisch und — na, ich darf's jetzt wohl sagen — so hübsch wie nur eine, aber couragierter als andere und hatte keine Freude am Schönthun mit den Herren. Einsam war's auch immer, wenn auch nicht so wie jetzt, wo die Eisenbahn uns alle Reisenden von der Straße wegzieht. Da ritt ich mit dem Vater umher — im Knabenhabit —, hieß ‚die wilde Sassen', trank und machte mein Spielchen mit den alten Herren — junge gab's nicht viel und konnte sie auch, wie gesagt, nicht ausstehen; denn wenn einmal einer mehr meinte und hatte mich gern, so redete er gleich von der ‚edlen Weiblichkeit' und wünschte, ich sollt das Reiten und das Knabenkleid lassen, und dann hatt ich schon genug von ihm und ließ ihn laufen; meine Art aber behielt ich: Eines schickt sich nicht für alle!"

„Ina, möchtest du mir nicht das Feder-

kissen holen? — Ich fühle die Kälte schon im Magen; — der kalte Brand —" unterbrach der alte Herr Fräulein Minona und befühlte melancholisch seinen Magen.

„Ach, was du wieder hast! Kalter Brand! Kalter Unsinn!" fuhr die Stiftsdame auf den Bruder los.

Dieser schrie laut auf, als sie seinen Arm berühren wollte, und hielt mit angstvollem erschrecktem Gesicht schützend die Linke vor denselben.

„Ina, hol das Kissen!" knurrte er dabei.

Das junge Mädchen glitt aus dem Zimmer und kam sofort mit einem runden Federkissen zurück, welches zwei lange Bänder hatte.

„Vor den Magen, Ina! — So! — So ist's recht! Danke, Kind. — Ach, wie mich schauert! — Wir sollten doch das Fenster schließen; ich fühle schon, daß ich einen Schnupfen bekomme, die linke Nasenseite —"

Der alte Häuptling sah unglaublich komisch aus mit dem Federkissen auf dem Magen, dessen Bänder Ina ihm ohne jede Widerrede, als sei es ganz selbstverständlich so, im Rücken zusammengebunden hatte. Er zog die Decke wieder um sich herum.

„Wissen Sie, was ‚Ischia' heißt, Herr Gerichtsrat?" fragte er tragisch.

„Ischia im Kopf!" fuhr die Chanoinesse dazwischen. „Hypochonder ist er, Herr Gerichtsrat, Schrullen sind's. Hier — hier sitzt's!" Sie tippte mit dem Finger auf die Stirn und sagte dann herrisch zu ihrem Bruder: „Mach die Binden ab, ich will nachschauen. Wenn's wirklich nach kaltem Brand aussieht, lebst du morgen nicht mehr; wir müssen dann wenigstens erst zum Doktor schicken."

Der alte Mann saß tief gekränkt, ein Bild heftiger Schmerzen, in seinem Stuhl. Sontheim blickte ganz entsetzt auf diese herzlose Schwester und sah mißfällig, daß Fräulein Ina ein Stück von dem Kuchen mit größtem Gleichmut in ihren Kaffee tunkte.

War denn das junge Ding so mitleidlos oder so entsetzlich arglos bei den Leiden des nächsten Verwandten?

„Was sagen Sie, Herr Gerichtsrat; muß man nicht nachsehen?" fragte die Chanoinesse diesen, und mit seinem, Sontheim peinlich auffallenden sarkastischen Lächeln, welches die Kettenberger fürchteten wie das Feuer, redete dieser dem Patienten zu:

„Thun Sie's doch, lieber Baron, man könnte den Arm vielleicht noch durch eine Amputation retten!"

Es war gräßlich! — Tante Minona stand mit auf den Rücken gelegten Händen am Ofen und pfiff — pfiff wie ein Gassenbube und rauchte wie ein Schornstein.

Unterdes hatte die Chanoinesse unter dem kläglichen Seufzen und ängstlichen Geschrei des alten Herrn angefangen, die Binden von seinem Arm zu nehmen, und das wenigstens machte sie so leicht und zart wie eine barmherzige Schwester.

Der Assessor war peinlich erregt ans Fenster getreten, das Stöhnen des alten Mannes zog ihn aber wieder zum Tische zurück, wo Ina noch immer höchst gleichmütig verharrte.

„Na, nun laß uns die Geschichte mal sehen!" sagte Adelgisa und hielt die Hand und den Arm des alten Herrn hoch.

„Nun? Wo ist er denn, dein kalter Brand, du alter Hasenfuß?" — Keine Spur einer Wunde war zu sehen! Die überraschten Mienen des Patienten, als er vergebens an seiner Hand herumsuchte, waren so drollig, daß alle miteinander in ein Gelächter ausbrachen.

„Aber — ich meinte doch —? Ich sah doch —?" murmelte dieser halb lachend, halb beschämt.

„Daß du ein Thor bist — ein ganz richtiger Hansnarr! Vorige Woche litt er ebenso an Blutvergiftung, und letzten Sonntag erkannte er deutliche Symptome von Gehirnerweichung bei sich selbst," lachten die alten Schwestern und streichelten ihm zärtlich die unrasierten Wangen. — Er suchte noch immer an seiner Hand.

„Da ist es! Seht ihr wohl, da ist

es!“ rief er endlich triumphierend. Eine kleine Hautschürfung, nicht größer wie eine Erbse, fand sich an seinem Mittelfinger. Alle bückten sich auf die fast unsichtbare „Wunde“; die Heiterkeit war eine allgemeine.

„Lacht nur nicht! Es ist noch einmal mit Gottes Beistand gnädig an mir vorübergegangen! Es hätte doch kalter Brand werden können, und ich weiß noch gar nicht, ob es ohne Gefahr!“ rief der alte Häuptling großartig.

„Legen Sie ein wenig Heftpflaster auf und dann lassen Sie uns hinausgehen, lieber Baron, Sie brauchen nach der Aufregung eine Promenade zur Beruhigung der Nerven.“

„Ja, ja, Herr Gerichtsrat, Sie haben recht! — Aufgeregte Nerven — Nervenfieber — Typhus abdominalis, — wer weiß! — Vorsicht! Ja, ja, ich muß mir Bewegung machen!“

Ohne im geringsten an neuen Verband der „Wunde“ zu denken, aber auch ohne die Wolldecke und das Federkissen abzulegen, stülpte der alte Herr jetzt lächelnd und strahlend wie ein dem Leben neu Geschenkter den alten Filzhut auf, ließ sich von Schwester Adelgisa eine neue Pfeife reichen und schritt plaudernd und in liebenswürdigster Laune mit seinen Gästen ins Freie.

Als sie eben hinaustreten wollten, kam Fräulein Ina die Treppe herab; sie trug einen der kleinen Vogelbauer in der Hand, worin die Harzer Vogelhändler ihre Vögel zum Verkauf ausbieten.

„Mein Kanarienvogel!“ sagte sie mit demselben glückstrahlenden Lächeln, welches Sontheim vorhin schon so entzückte, und hielt ihm Vogel und Käfig entgegen.

Wie dies „Kind“ bescheiden war! Er fühlte, wie es ihm warm ums Herz wurde. Sie hatte jetzt auch ein Krägelchen um und Manschetten an; wahrscheinlich fiel ihr erst ganz zuletzt ein, sich ein wenig zu putzen.

„Singt er denn auch?“ fragte er, um nur zu sprechen. Er hätte gewünscht, sie immer ansehen zu dürfen, so sehr gefiel sie ihm.

Ob „er“ sang?

Sie blickte fragend nach der Tante Minona hinüber. Diese ebenso fragend auf Adelgisa, und jene schaute bestürzt.

„Ob er singt? Ja — das versteht sich doch wohl von selbst!“ sagte sie knurrig. — Sie hatte ein Männchen bezahlt; daß es jetzt sang, war seine Pflicht und Schuldigkeit. — „Der Lump hat mich am Ende betrogen? Sie sind alle Spitzbuben!“ schalt sie.

„Gehen Sie mit, Fräulein Ina?“ fragte Sontheim, als sie tröstend der Tante die Versicherung gegeben, „er“ werde gewiß noch singen, er habe sich nur noch nicht gewöhnt. Sie sah indes etwas enttäuscht aus.

„Nein, Herr Assessor, ich muß den Tanten beim Abendbrot helfen,“ erwiderte sie ihm, und er merkte wohl, daß sie gern mitgegangen wäre.

Aber die Stiftsdame winkte ihr; sie trat in das Haus zurück.

Der alte Baron wurde auf seine Art jetzt für eine Weile recht vergnügt, obwohl er ängstlich bald hier, bald dort eine Körperstelle mit dem herabhängenden Zipfel seiner Wolldecke zu schützen suchte.

Er war eine groteske Erscheinung, die gar wohl zu dem verfallenen Hause und der wilden Heide paßte. Er wie seine beiden alten Schwestern gehörten hierher, hätten nirgend sonst wohin gepaßt — aber Ina?

Eine beklemmende Angst um das schöne Mädchen überfiel Sontheims Herz. Was würde ihr die Zukunft bieten? Sollte sie auch hier in Armseligkeit und Lächerlichkeit verkommen, um im Alter etwa das Spottlächeln eines jungen verwöhnten Herrn zu reizen, wie heute ihre Großtanten?

Eine heiße Zornesröte stieg ihm ins Gesicht bei diesem Gedanken.

Er hätte den Missethäter jener fernen Zukunft gleich niederschlagen mögen.

Arme Kleine! Armes, verlassenes Kind! — Sie kam ihm vor wie das schöne Schneewittchen, in die Wildnis gestoßen von einem neidischen Schicksal.

Inzwischen plauderte der alte Baron ganz unterhaltend. Der Mann war ein Sonderling vom Wirbel bis zur Zehe. Die klassische französische Litteratur, die englische bis Byron beherrschte er, die deutsche bis zum Anfang der dreißiger Jahre wußte er fast auswendig und die Zeitung — natürlich die konservativste — las er, so oft der Bote sie ihm brachte, vom Anfang bis zu Ende; — aber was Wunder, daß er die Zeit und ihre Ergebnisse nicht begriff, nachdem er mehr als dreißig Jahre — sich abwendend von allem Neuen, was geschah und geschaffen wurde — hier in dem verfallenen Schlosse gesessen.

Er hatte einen ganz klaren Verstand; aber dies eigensinnige Sichverschließen gegen das Leben und dessen Pulsschlag hatte ihm das Urteil total getrübt, weil er immer noch von den Prämissen seiner Jugendzeit ausging. So war nun alles, was er dachte und sagte, barock und irrtümlich; die Leute nannten es, ganz mit Unrecht, einfach Verrücktheit; das fühlte der Alte mit Verdruß, und es hatte seinen jahrelangen bitteren Menschenhaß nicht besänftigt. Erst im höheren Alter war er wieder milder und ruhiger geworden.

„Ich passe nicht mehr für die Welt, Herr; es hätte alles gut werden können mit mir, wenn —! Ja, wenn —! Na, lassen wir das, mein Leben ist ein verfehltes!“ sagte er, als Sontheim, dessen Loyalität ihm zweifellos schon durch den Namen erschien, ihm einmal in einem politischen Disput energisch widersprach. Seine Augen fuhren mit einem langen, düsteren Blick voll unaussprechlicher Trauer über das ruinenhafte Gehöft und den verwüsteten Rest des Waldes, der sich hinter demselben noch in einigen hundert Stämmen hielt. „Ein verfehltes Leben!“ murmelte er noch einmal.

Der Gerichtsrat mußte ihn kennen; er ließ ihn ruhig gewähren, als er langsam und grübelnd von ihnen wegging, dem Hause wieder zu.

„Kommen Sie nur, jetzt muß man ihn ein Weilchen gewähren lassen, der alte Herr krankt eben an diesem Schmerz um das verfehlte Leben; dies ist sein schwärzester Dämon und der einzig echte. Er hat recht, der arme Mensch. Und sehen Sie nur diesen alten Hünen an, wie straff er noch dahinschreitet, sehen Sie nur, als wollte er das entschlüpfte Leben wieder einholen.“

In der That, der alte Sassen lief beinah; mit den Armen heftig gestikulierend und dem Winde entgegenschreitend, der zornig in seinem langen weißen Haar wühlte, die Wolldecke flatternd hinter sich, sah er aus wie ein Gespenst, alles Lächerliche an ihm war verschwunden, ein schreckliches Menschenschicksal gewann in ihm Gestalt und Leben.

„Was hat ihn nur zu diesem Unglücklichen gemacht?“ fragte Sontheim erregt und teilnahmvoll, denn es war etwas in dem Alten, was ihn mächtig anzog.

„Was? — Schicksal! Wer wüßte das zu sagen? In kurzen Worten war's vielleicht der Mangel an positiven Eigenschaften — an Klarheit, Energie, Widerstandskraft. Aber wer kann da noch urteilen?! Eigene Schuld kann man's kaum nennen und doch ihm dieselbe nicht absprechen. Unglück hat er auch gehabt. Der Vater hat noch lustig gelebt, er selbst aber, als er dann ein Mann geworden, war arm, sehr arm, und heiratete dazu ein schönes, ebenso armes Mädchen; sie ging ihm eines Tages davon, mit einem anderen, einem Kameraden, und ließ ihm den Sohn, ihr einziges Kind, zurück; er erschoß den Verführer seines Weibes, und dieses starb bald darauf, man sagt vor Gram und Reue. Da hat er sich hier vergraben und Jahrzehnte in tiefster Melancholie ein Einsiedlerleben geführt. Vom praktischen Leben verstand er nichts, Geld war nicht mehr vorhanden; so wurde nach und nach alles verkauft, was im Schloß noch einen Wert hatte. An dem Sohn hat er auch keine Freude gehabt. Der König ließ den Knaben erziehen. Er war ein schöner Bursch und ebenso leichtsinnig, sagt man. Nun, der heiratete, sehr jung noch, eine

vornehme Dame. Geld hat sie auch nicht gehabt, kränklich war sie von Anfang an, und als der junge Sassen dann später, in einem Duell verwundet, dahinsiechte, da starb die Frau gleich hinterher, und das Kind, die Ina, wurde dem Großvater gebracht."

„Und hier ist sie geblieben? Wer erzog sie denn?" fragte der Assessor.

„Die Großtanten, so gut sie's verstanden; der Großvater wohl auch. Vom Unterricht war nicht viel die Rede, denk ich; im Winter nahm die Chanoinesse dann das Kind immer mit in das Stift, und was es von der Welt gesehen hat, wird dort gesehen sein; auch haben sie die Stiftsdamen wohl hier und da ein wenig belehrt."

„Großer Gott — so verlassen!" rief ganz außer sich der junge Mann.

Sie gingen noch eine Weile in Gesprächen über die Familie ihres Wirtes auf und ab.

Da kam Ina vom Hause her und winkte.

Der Gewitterwind fuhr heftig um sie her und wirbelte ihr das fadenscheinige Röckchen um die zarten Glieder; mit der Linken hielt sie den braunen Strohhut fest auf den Kopf gedrückt. Alles an ihr, jede Bewegung war Anmut und unbewußte Würde. Als ahne sie gar nicht ihr schweres Geschick, so leicht und frei schritt sie ihnen entgegen.

„Der Großpapa läßt die Herren bitten!" sagte sie heiter.

Der Gerichtsrat bot ihr den Arm, den sie unbefangen annahm.

„Nicht wahr, es ist hier einsam? Und Sie finden es gewiß nicht schön bei uns?" fragte sie Sontheim und zeigte mit der Hand auf die weite, braungraue Fläche, als sei ihr bang, er werde mit einemmal genug von Dürrstein haben.

„Entbehren Sie Menschen, Verkehr, Anregung, gnädiges Fräulein?" fragte er dagegen.

„Ach ja! — Ich bin oft traurig, daß ich so niemand habe, der mit mir geht, Beeren zu suchen, mir Gesellschaft zu leisten oder mit mir zu plaudern!" erwiderte sie. — „Haben Sie auch Schwestern, Herr von Sontheim?" fragte sie dann.

„Nein, aber Cousinen, mit denen ich aufwuchs; ich war eine Waise und kam in meines Onkels Haus," antwortete er ihr.

„Ah, fast wie ich! Wie alt sind Ihre Cousinen?"

„Dreißig Jahre, siebenundzwanzig und eine neunzehn Jahre," gab er Auskunft.

Sie fragte weiter, ob sie verheiratet seien, ob schön, wie die jüngste hieße? Dann wollte sie wissen, ob er auch eine Frau habe? Warum nicht? Er sei doch gewiß schon dreißig Jahre alt? — Ja, sogar gleich einunddreißig.

Er antwortete ihr wie einem Kinde, und so unbefangen fragte und plauderte sie auch. Daß sie viel las, aber ganz ohne Wahl und vielfach ohne rechtes Verständnis, merkte er bald.

„Am liebsten sind mir Reisebeschreibungen," erklärte sie. „Damit setze ich mich in der Heide auf einen Grabenrand oder unter einen Baum, und dann male ich mir aus, wie schön es sein wird in der weiten Welt. Haben Sie schon mal einen Berg gesehen, Herr Assessor? Einen hohen, meine ich, nicht nur so eine Düne, wie sie in der Heide sind?"

Er erzählte, wie er in der Schweiz gewesen, und sie hörte ihm mit sehnsuchtsvollen Blicken zu.

„Und ich kann nicht hin!" seufzte sie halb lachend, halb weinend.

„Was thun Sie denn hier? Womit beschäftigen Sie sich, gnädiges Fräulein?" fragte er.

O, da war der Haushalt und die Hühner und viel Näharbeit — man fand immer zu thun.

Sie wußte nichts von der Ausbildung unserer jungen Damen. Musik, Zeichnen, Malen lag ganz außer ihrem Gedankengange. — Musik hätte sie schon gern erlernt, denn sie gestand, daß sie oft ganze Tage singe.

„Was denn zum Beispiel?"

„Nun, allerlei Lieder, die ich im Kloster

gehört — oder ich mache mir selbst welche und singe, was ich denke; aber das ist immer traurig, so daß ich zuletzt über mich selbst weine, weil ich so allein bin."

Es war nichts Geistreiches, was sie sagte, alles nur die einfachste Natur, aber sie zog Sontheim damit mehr an, als es je eine Dame der großen Welt mit ihrer Unterhaltung vermocht.

Das Abendessen war äußerst einfach, aber schmackhaft. Eierkuchen und Salat und dazu eine Flasche Wein — offenbar eine letzte, einzige. Sontheim merkte, daß sie nur eine alte Magd und einen Ackerknecht für die innere und äußere Wirtschaftsarbeit hielten.

Der alte Baron war wieder ganz munter, man sah ihm an, der Besuch erfrischte ihn, und er wünschte ihn so lange wie möglich zu fesseln.

Draußen rauschte ein starker Regen unter Donner und Blitz nieder. Der Sturm tobte und pfiff um das einsame Heideschloß, die Bäume um dasselbe knarrten und ächzten, im Kamin heulte und klagte es, wie wenn der Geist des Hauses das Schicksal derer Letzten von Sassen bejammerte, und währenddessen saßen sie in dem Wohnzimmer um den Tisch, auf dem eine altmodige Lampe und wieder zwei selbstgegossene Talgkerzen brannten, und plauderten und lachten lebhaft durcheinander.

Sontheim fühlte, er hatte nie so gern, so gut gesprochen. Er erzählte von Paris und London, kleine Abenteuer und Erlebnisse, lustige Geschichtchen. — Alles, was er sagte, sprach er im Grunde nur für die schöne Ina, die mit hochroten Wangen und glänzenden Augen ihm fast die Worte von den Lippen las. Auch der alte Baron wurde ganz lebhaft und erzählte aus seinen Jugendtagen; er hatte als siebzehnjähriger Jüngling bei Waterloo gefochten, dann als Page an einem kleinen Fürstenhofe gedient, viele berühmte Menschen gekannt und mancherlei gesehen und erfahren, dessen Erinnerung ihn jetzt ganz verjüngte.

So war es sehr spät geworden, ehe sie aufbrechen konnten. Der Regen hatte nachgelassen, aber alle Wege waren spiegelblank. Jetzt schien der Mond, und die Nacht war kühl und frisch.

„Kommen Sie doch bald wieder, meine verehrten Herren," bat der alte Baron.

„Ach ja!" wiederholte seine Enkelin naiv, und ihre Augen baten so inständig.

Sie versprachen das Wiederkommen nur zu gern, wenigstens Sontheim.

Auf das lebhafte Gespräch dort in Dürrstein folgte ein ziemlich einsilbiger Heimweg. — Der Gerichtsrat war müde geworden und sehnte sich nach seinem Bette.

Das arme Kind! Welch schönes Mädchen! Welch reizendes quellfrisches Wesen! dachte Sontheim immer, und es war ihm zu Mute, als sei es unsagbar traurig, die kleine Ina dort in dem wüsten Schlosse lassen zu müssen.

Als die Herren am anderen Mittag das Gerichtshaus verließen, trat Sontheim mit einer gewissen Verlegenheit, die ihm in den Augen seines Vorgesetzten um so mehr zu statten kam, als er öfter eine nicht immer wohlthuende Selbstgewißheit an den Tag legte, an den Gerichtsrat heran.

Er sprach einiges von der gestrigen Fahrt; von den Leuten auf Dürrstein, dann erst kam er auf sein Anliegen. „Ich habe da einen netten kleinen Käfig für den Kanarienvogel, Herr Gerichtsrat, den ich natürlich jetzt nicht brauche," log er. „Ich glaube, die Kleine — Fräulein von Sassen, würde sich darüber freuen; aber — von mir werden ihn die Herrschaften nicht annehmen. Da dacht ich, wenn Ihre Frau Gemahlin —? Es klingt so ganz anders und es läge nichts darin als eine einfache Aufmerksamkeit Ihrerseits."

Er war ganz rot geworden, der junge Herr Kollege.

„Ah, recht, recht! verstehe schon: Eine Empfehlung von der Frau Gerichtsrat Wolkenfeder und sie hätte von ihrem Mann gehört &c. &c. Ein ganz famoser Gedanke! Wird sich riesig freuen, die

Kleine! Wenn das Männchen nur nicht ein Weibchen wäre!“

„Ich könnte —! Der Weber Specht hat einen Handel mit Kanarienvögeln!“ erwiderte eifrig und beklommen der Herr Kollege.

„Na, in majorem dei gloriam! Meine Frau muß sich's mal gefallen lassen; schicken Sie den Bauer nur hin und meinetwegen den Vogel auch und bestellen Sie's recht ordentlich: 'ne Empfehlung von der Frau Gerichtsrat 2c. 2c. — Sie barmherziger Samariter! Brauchen nicht so rot zu werden! Das, was Sie da an der freudenarmen Waise thun, ist ein Stück, um das Sie mir sehr wohl gefallen, Herr Kollege. Übrigens wollen wir die Sache nun doch auch ganz schlau einfädeln; schicken Sie unseren Pedell hin — der thut's gern, und dann ist die Sache ganz unverdächtig.“

Sprach's und lachte und ging, kräftige Züge aus seiner Cigarre thuend, seiner Behausung zu; der Herr Kollege aber lief in fiebernder Hast zum Weber Specht, zahlte für den besten Sänger sofort bare drei Thaler — dafür sang der Vogel aber auch ganz fehlerlos: „Du, du liegst mir im Herzen“ —, steckte das zierliche Tierchen in einen funkelnagelneuen Messingkäfig, der schon parat stand — der Herr Assessor machte sich aus der kleinen Notlüge, daß er ihn zufällig noch stehen gehabt, kein Gewissen —, und sandte den Gerichtsboten auf eigene Rechnung und Gefahr damit wohl instruiert nach Dürrstein.

„Hören Sie wohl, Wesell, von der Frau Gerichtsrätin! Kein Wort von mir, keine Silbe, und dann achten Sie auf, ob sich das gnädige Fräulein freut.“

„Zu Befehl, Herr Assessor, soll pünktlich geschehen!“ Damit trabte Wesell lustig dem Thore zu und von dort nach Dürrstein und meldete bei der Rückkehr, das kleine gnädige Fräulein sei fast närrisch geworden vor Freude und lasse der Frau Gerichtsrat viel tausendmal danken.

— — — — — — — — — — —

Von diesem Tage ist der Assessor von Sontheim ein anderer geworden. Freilich die Kettenberger finden das nicht, es sei denn, daß er noch „hochnasiger“ und „blasierter“ ihre Geselligkeit meidet oder, wo diese nicht zu umgehen ist, sich ganz unausstehlich sarkastisch und anspruchsvoll zeigt.

„Wie mag der Cherub nur aussehen, den er dereinst des Ansehens würdigt?“ hatte Minna Lautner, die sich in Bonmots versuchte und für den Witzbold von Kettenberg galt, gesagt, und die jungen Mädchen legten ein ordentliches Verzeichnis an von allen Tugenden, welche der Cherub haben müsse, um Sontheims Ansprüchen zu genügen.

Wahr ist es schon, der Herr Baron dürfte immerhin ein wenig liebenswürdiger sein, ohne sich zu nah zu thun. Diese rücksichtslose Unbekümmertheit um die gute oder schlimme Meinung derer, mit denen man doch leben muß, ist allemal zweischneidig, sie trifft nicht bloß den Mißhandelten. Hätte der Herr Assessor sich nur herbeigelassen, Menschen finden zu wollen, er würde nicht vergebens gesucht haben. In der Vergessenheit solcher kleinen Städte lebt manches tief angelegte vereinsamte Menschenkind aus Mangel an äußeren Mitteln ein Leben nach innen und von innen heraus, schöner und befriedigter vielleicht, wie es den Bevorzugten, die im Strom des Lebens dahingleiten, zu teil wird; und in diesen „stillen Seelen“ liegt oft ein Reichtum, welcher, der Menge unsichtbar bleibend, sich den sehenden Augen und verstehenden Gemütern willig und gern erschließt und sie staunen macht über den beharrlichen Fleiß, der diesen „Hort“ sammelte und erarbeitete, um daraus eine Welt sich zu erbauen, in welcher es nicht Leid noch Geschrei giebt.

— — — — — — — — — — — —

Der Assessor von Sontheim hatte nie Mühe gehabt, dem Leben das abzugewinnen, wessen er bedurfte. — Sehr reich, von vornehmer Familie, eine eigenwillige Natur, hatte er stets nur seinen eigenen Willen anerkannt und gewissermaßen aus

dem Großen und Vollen geschöpft; wie hätte er Verständnis haben sollen für das Darben in einer Wüste, für die genügsame Freude am Kleinen und für das Hinwegsehen über die arme Wirklichkeit, um, im Geiste lebend, reich zu sein?

Was nicht in seinen Gesichtskreis paßte, existierte für ihn nicht, so wie er verneinte, was ihm nicht gefiel. Und doch war er bei dieser Schroffheit und äußerlichen oft verletzenden Kälte und Herbheit ein guter Mensch, mit warmem Herzen und einem großen, nur bis jetzt vor sich selbst geleugneten Liebesbedürfnis. — Er war vielleicht schon an zehn Mädchen von Ina von Sassens Schönheit ohne einen Gedanken von Teilnahme vorübergegangen, aber daß Ina — eine geborene Dame, ein so schönes Mädchen — so arm, so hilflos war, das rührte ihn bis ins tiefste Herz.

— — — — — — — — — — — —

Dreimal noch ritt der Assessor nach Dürrstein hinüber, ohne irgend einem Menschen ein Wort davon zu sagen, und als er das vierte Mal kam — er erschien regelmäßig Sonntags, weil Ina geklagt hatte, Sonntags sei ihr die Einsamkeit von Dürrstein am schwersten — und sie ihm so freudig und mit rosenroten Wangen entgegenlief und seinen Fuchs zärtlich streichelte, da führte er sie, ehe er ins Haus trat, in den wüsten Krautgarten der Großtante Minona, die eben, statt auf ihre Großnichte zu achten, mit dem Müller von der Erlenmühle am Hofthor stand und schmauchend und zankend den Gast nicht hatte ankommen sehen.

Ina folgte Sontheim erstaunt, aber willig, und als er ihr dann unter dem wilden Rosenstock, der über und über mit Hagebutten bedeckt war, neben ihr auf dem Bänkchen sitzend, sagte, daß er sie sehr lieb habe, und fragte, ob sie ihm wohl auch so gut sei, wie er hoffe, und ob sie sein heißgeliebtes, treues Weib werden wolle, da war's ihr wie ein köstlicher Traum, und sie sagte ohne langes Besinnen: Ja! Dann legte sie beide Arme um seinen Hals und schluchzte: „O, nun habe ich doch einen Menschen, der mich lieb hat, wenn Großpapa tot ist und die Tanten!“

Und dann mußte sie ihm immer wieder sagen, daß sie ihn lieb hätte und wie ihr gewesen sei am ersten Tage, da er Abschied nahm: „Als sollt ich dich halten und dir zurufen: O, bleibe bei mir oder nimm mich mit!“

Er war wie berauscht von Seligkeit, und als Tante Minona dann später pfeifend vorübertrabte — ihr Gang war immer ein kurzer Trott —, da rief er sie ganz übermütig an und erklärte der grenzenlos Erstaunten, er wolle mit ihrer Erlaubnis jetzt stehenden Fußes sich die Ehre ausbitten, ihr Großneffe zu werden. Und dann küßte er der kleinen Emancipierten die Hand und ging allein zum Großpapa.

Was der für Augen machte!

„Wissen Sie, Herr, daß das Kind nichts hat — nichts, gar nichts als den Anhang von uns alten Leuten?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Ich bin reich genug für uns beide, Herr von Sassen, und will Ina halten wie eine Prinzessin,“ bat Sontheim.

„Aber Sie könnten eine bessere Partie machen — überlegen Sie auch?“

„Keine bessere auf der Welt! Ich habe Ina vom ersten Augenblick an geliebt, sie macht mich durch ihre Gegenliebe glücklicher, als ich sagen kann!“

— — — — — — — — — — — —

So wurde sie seine Braut, und ganz Kettenberg sperrte die Mäuler auf vor grenzenloser Überraschung; dann lachten die guten Herzen sich halb tot: „So geht es doch immer! Je wählerischer die Herren erst sind, um so sicherer setzen sie hernach alle Welt durch ihre Bescheidenheit in Erstaunen.“ Das war das Urteil der Leute, mit wenigen Ausnahmen. Nur Gerichtsrats freuten sich herzlich. „Gerade, als hätt ich was geschenkt bekommen! Wie ich dem Kinde das Glück gönne!“

„Und den alten Herrschaften auf Dürrstein!“ setzte seine gute Frau hinzu.

Sontheim und Ina fragten wenig nach

dem, was die Welt sagte. Wenn seine Amtsgeschäfte es erlaubten, ritt er täglich auf dem Fuchs zu ihr, und in das alte Schloß trug die Liebe solche Fluten von Glück und Helligkeit, daß die alten Leute sogar davon ganz jung wurden.

Der Mann der großen Welt und das Kind der wüsten Heide ergänzten sich, wie Sontheim dem Gerichtsrat freudig erzählte, zum Verwundern. Es war wie ein seliger Rausch über den sonst so starren, abgeschlossenen Mann gekommen. Und nicht geringen Anteil hatte an seinem Glück das Gefühl, daß er wie ein Märchenprinz kam, die holde Armut nun zu überschütten mit seinem Reichtum.

Es war ihm nichts schön und kostbar genug für seinen Liebling. Tante Adelgisa mußte mit ihm und Ina in die Residenz fahren, und ganz betäubt von all dem märchenhaften Glanz, den er ihnen gezeigt, ganz überbürdet von Geschenken aller Art, kehrten die beiden dann nach Dürrstein zurück.

Er behing Ina mit den elegantesten Toiletten, dem schönsten Schmuck, sie sollte nicht länger entbehren.

„Jetzt erst ist sie ihrer Schönheit würdig gekleidet!" sagte er stolz zu Tante Adelgisa, welche wegen ihrer „Weltkenntnis" geradezu eine Person von Wichtigkeit wurde.

Sie trug alle Tage ihr bestes Kleid; ihr Kreuz und die Stopfnadel fehlten nie, und ihren Kopf trug sie noch einmal so steif und hoch als sonst, denn es war keine Kleinigkeit, daß ein Baron Sontheim eine Baronesse Sassen heiratete. Im Grunde war sie nicht recht klar darüber, ob nicht Sontheim Ursache hätte, sich sehr geehrt zu fühlen, denn die Sassen waren fraglos ein älteres Geschlecht.

Dabei verhehlte sie aber nicht ihre Vorliebe für Inas Verlobten, ihr altes Herz schlug warm für ihn.

— — — — — — — — — — — —

Binnen zwei Monaten war Verlobung und Hochzeit, die letztere ebenso still wie die erstere.

Der Pfarrer von Kettenberg und Gerichtsrats kamen dazu nach Dürrstein. Sontheims Agenten hatten dort Wunder gethan; die Trauung fand im großen Saale statt, das Diner im kleinen daneben, und alles war sehr schön und „ansprechend" dekoriert; man speiste von einem echten Sèvresservice und hatte lauter Silbergeschirr mit dem Wappen Sontheims. — Das kam aber nicht darauf an; der Pfarrer merkte das nicht, und Gerichtsrats gehörten ja so gut wie zur Familie.

Ina sah wunderschön aus in dem weißen Atlaskleid und dem langen Brautschleier, nachher aber fast noch schöner in dem reizenden Reiseanzug von taubengrauer Seide.

O, wirklich, der Großvater und die Großtanten begriffen jetzt erst mit einer Art ehrfürchtigen Staunens, wie schön die junge siebzehnjährige Frau war. — „Es ist doch wahr, daß Kleider Leute machen," meinte Minona, worüber die Stiftsdame empört war.

Der Geistliche hatte zum Thema den Bibelvers genommen: „Bleibet fest in der Liebe!"

Ina vergaß den tiefen Eindruck nie, den ihr dieser Zuruf gemacht.

Dann kam für das junge Paar die Hochzeitsreise und ein drei Monate langes Schwelgen in allem Schönen, was Kunst und Natur zu bieten vermögen.

Schade, daß Ina so leicht bleich und erschöpft wurde von dem Besichtigen aller dieser Herrlichkeiten und zuletzt immer bat: „Nur nicht wieder sehen, nur nicht wieder hinaus!"

Sontheim begriff endlich, nachdem er sie erst tüchtig gepeinigt mit langen Reden von Selbstbeherrschung, Selbstüberwindung, Strebsamkeit und dergleichen, daß sie in der That körperlich zusammenbrach, und nun flüchtete er sie an das Meeresgestade von Sorrent und hütete da seinen Augapfel wie eine unverständige Mutter, indem er sie zwang, fortwährend das Kräftigste zu genießen, zu schlafen, wenn die Stunde schlug, und zu wachen, wenn

es wieder dazu die Zeit war. In dem Übermaß seiner Liebe tyrannisierte er das junge Geschöpf wie ein Despot, aber sie fühlte nur seine Güte und war fügsam wie weiches Wachs.

Und endlich, im November, kehrten sie heim, und er führte Ina in eine Häuslichkeit, welche seit Monaten Kettenbergs Bewohnern ein Gegenstand des immer neuen Staunens, Bewunderns und Beneidens gewesen. — Alles war seinen Befehlen nach eingerichtet und konnte nicht schöner und geschmackvoller sein. Ina war schon so gewöhnt, nur das Schönste zu sehen, daß ihre Freude keinen so lebhaften Ausdruck fand; als sie aber allein mit ihrem Gatten geblieben, legte sie seine Hand auf ihr Herz und sagte mit der ihr eigenen Innigkeit: „Fühle! Jeder Schlag sagt dir Dank für deine große Liebe, du Herzensmann!" — Das war ihm genug. Er war glücklich.

Und nun war sie daheim.

Daheim! Welches Wort! Geborgen und daheim in Glück und Liebe! — Sie lag den ganzen Tag todmüde auf der Chaiselongue und träumte vor sich hin; sonderbarerweise mußte sie jetzt immer darüber grübeln, was wohl aus ihr geworden, wäre Sontheim nicht in ihr Leben getreten? Ihr graute, wenn sie an eine Existenz ohne ihn dachte. — Erst nach und nach, als sie die Reiseeindrücke überwand und sich erholte, wurde ihre Freude an allem, was jetzt „das Ihre" war, wach und lebendig.

Sie hatten einen hübschen Wagen. Der Fuchs wurde eingespannt und brachte sie nach Dürrstein, wo es in dem grauen Herbstwetter unheimlicher als je aussah.

Großtante Minona stand, die kurze Pfeife im Munde, den Strickbeutel am Arm, auf dem Hofe am Brunnen und sah sehr verfroren aus, war aber sonst guter Dinge.

„Er behauptet, das Wasser da drin sei vergiftet, oder er habe Froscheier getrunken, die ihm im Magen ausgekrochen seien — eine ganze Froschcompagnie!" erklärte sie ihnen, als sie hineingingen.

Der Großpapa hockte ganz in Kissen vergraben am Ofen und sah nicht krank, aber sehr grimmig aus.

Seine „geliebten Kinder" empfing er indes sehr herzlich. Adelgisa war schon nach dem Kloster abgereist, wo sie jetzt kein herrlicheres Thema kannte, als: „Mein Großneffe, der Baron Sontheim", oder: „Meine Großnichte, die Baronin Ina". Und in der That, sie war in den Augen der anderen Stiftsdamen um ein Bedeutendes gestiegen. Sontheim erbte dereinst ein großes Majorat. Welche Partie für Ina, auf die bis jetzt niemand im Stift geachtet hatte!

Wie gern hätte Ina ihren Mann gebeten, dem Großpapa einen Pelz und allerlei gute Dinge zu schenken und Tante Minona ein neues Winterkleid.

Sontheim dachte nicht an solche Aufmerksamkeiten, und die beiden alten Leute waren in ihrer Misere doppelt stolz; aber Ina verdarb der Gedanke an die Armut der Ihrigen die Freude am eignen Besitz.

„Besuche uns, Großpapa, lieber Herzensgroßpapa!" bat sie immer wieder.

Weihnachten wollten endlich die beiden alten Geschwister kommen.

„Du mußt mir Geld geben, Albrecht, damit ich auch Geschenke machen kann!" bat sie ihren Mann.

Er that ihr gern den Willen. Sie kaufte lauter unnützen Kram, weil er ihr gefiel oder „billig" war; den Pelzrock mußte Albrecht dann doch selbst noch kaufen, und Tante Minona bekam eine Haube mit Blumen und Flatterbändern, worin sie mit ihrer Meerschaumpfeife „unvergleichlich" aussah, und Sontheim schenkte ihr ein „prachtvolles" Wollkleid, viel zu teuer für Minonas Ansprüche.

Auch Großtante Adelgisa hatte ein dickes Paket nach dem Kloster geschickt bekommen. Ina schwelgte in der Wonne, zu geben und den Ihrigen Liebes zu thun. Sontheim sah ihr mit leuchtenden Augen zu. Der Großpapa mußte durchaus Kaviar essen, von dem er behauptete, derselbe würde im Magen lebendig wie die Froscheier, deren schädliche Wirkung er

auf Sontheims Rat mit einem täglichen Schweizer Alpen-Kräuter-Magenbitter glücklich paralysiert hatte, und Tante Minona bekam echte Havannas, die sie im stillen schauderhaft fand, weil sie ihr übel machten, und die sie heimlich verschenkte, um dann seelenfroh wieder zu ihrem gewohnten Bauerntabak zurückzukehren.

Und alle Freude, alle Herzenslust — wem hatte Ina dafür zu danken? Ihm! Ihm allein, ihrem geliebten Gatten. Sie saß auf seinen Knien und plauderte ihm vor, was ihr Herz für ihn empfand; er hätte nie gedacht, daß die Erde solches Glück bieten könne.

Und war denn gar kein Schatten in dieser Fülle von blendendem Licht?

O doch! Das war die in Ina auftauchende Erkenntnis, daß sie viel zu unwissend sei für ihren klugen Mann. — Und diese Erkenntnis kam nicht aus ihr selbst, sondern von ihm zu ihr — das war recht schlimm!

Ihm stießen natürlich von Anfang an die vielfachen Lücken in ihrem Wissen auf. Sie hatte eben nichts, gar nichts methodisch gelernt. — Jetzt, wo sie zur Ruhe kamen und Abend für Abend so still und traulich in Inas Stübchen saßen — denn ausgehen wollten sie durchaus nicht; sie hatten noch nicht einmal Besuche gemacht, was die Kettenberger mit Recht tief verdroß —, jetzt, dachte Sontheim, sei es Zeit, Inas Bildung zu ergänzen.

Und kaum gedacht, stürzte er sich mit dem ganzen Feuereifer eines geborenen Pädagogen auf seine neue Pflicht gegen Ina; nur schade, daß sie für diese Art, ihr Gutes zu erweisen, so wenig Entgegenkommen hatte. Zwar schrieb sie freundlich und fleißig ihre französischen und englischen Aufgaben, zwar lernte sie gewissenhaft, was er wünschte, aber sie that dies, weil er es wollte, niemals weil sie eine eifrige Sehnsucht fühlte, sich auszubilden. Wenn er ihr Vortrag hielt über irgend ein interessantes Thema aus der Geologie — sein Lieblingssteckenpferd —, wenn er sie in seiner pedantischen Art unterwies in den einfachsten Lehren der Mathematik — ein anderes Steckenpferd — oder von der Staatsklugheit eines Perikles redete, so sah sie bald ermüdet und gelangweilt aus, und wenn er sie das alles wiederholt vorlesen ließ, weil er fühlte, daß er leicht zu weitschweifig wurde, mit Vergnügen ihrer Stimme lauschend, so merkte er anderen Tages, daß sie im Grunde nicht ein Wort von allem behielt, was sie las oder was er ihr erzählt hatte. — Das war recht niederschlagend.

Und dann war sie meist beim Lesen blaß geworden und sah müde und traurig aus.

„Ich kann mir nicht helfen, lieber Albrecht, du darfst es glauben: es ist nicht Mangel an gutem Willen, aber mir wird immer so wüst und dumm davon! Was geht mich am Ende auch Perikles an?“ klagte sie dann halb lachend, halb überdrüssig, und fast immer, wenn er danach daran ging, sie zu examinieren, war das Ende, daß sie die Thränen, die sie nicht mehr zurückhalten konnte, an seiner Brust ausweinte.

„Albrecht, bei allem, was ich lese, denke ich ja doch nur an das, was kommen wird!“ gestand sie endlich, und er sah erst jetzt, wie unsäglich sie sich darauf freute.

Dann küßte er sie und konnte selbst nicht begreifen, wie er sein armes kleines Weib so hatte quälen können; statt zu lernen, redete sie von der schönen Hoffnung und von „ihm“ und wie „er“ heißen sollte; und Ina wurde immer schöner — sie hatte die Vornehmheit einer Königin, er konnte sich nicht müde sehen an ihr.

Für eine Weile ließ er dann die Bücher ruhen; aber der pädagogische Dämon, der ihn plagte, ruhte doch nie lange; er fühlte auch zu sehr, wie manches ihr fehlte, um in seiner Welt mit ihm leben zu können, und dann nahm er die Lektionen wieder vor. Ina mußte doch das Nötigste wissen! Es war das ganz unerläßlich.

In Kettenberg waren die Leute empört.

„Sie ist so dumm, daß er sie gar niemandem zeigen mag; aber er ist trotzdem ganz verliebt in sie,“ räsonnierten die

Böswilligen, und selbst die Gutherzigen fanden, daß der Herr Assessor doch allzu rücksichtslos zeige, wie sehr er die Gesellschaft der Stadt seiner unwert halte.

An diese Auslegung hatte Sontheim nun wirklich nicht gedacht, die Menschen waren ihm einfach gleichgültig; da nun die gute Gerichtsrätin, die Ina eine mütterliche Freundin wurde, ihn aber aufmerksam machte, beschloß er sofort die Visitentour.

Wir werden „nicht zu Haus" sein, hatte Kettenberg sich vorgenommen. Die liebe Neugier siegte aber über die Rachsucht, und als das junge Paar dann erschien — Sontheim mit bösem Gewissen, dennoch trotzig und aus Verlegenheit steif und hochmütig; Ina dagegen in allem Zauber der Schönheit und Bescheidenheit, gegen alle voll herzlicher Freundlichkeit, mit Augen, die jeden zu bitten schienen: „Sei mir gut", und dabei so voll vornehmer Anmut in jeder Bewegung —, da siegte es über jedes Übelwollen und jedes Vorurteil.

Der Sohn des Herrn Postverwalters, welcher auf allen Gymnasien, die er der Reihe nach „probiert" hatte, nur fand, daß die Lehrer gar nichts „von der Sache" verstanden und dort nur eine tiefe Erkenntnis erlangt hatte, nämlich die von der Ungerechtigkeit und Blindheit der Welt, welche ihn nicht zu würdigen wußte oder sich wenigstens davon den Anschein gab, verliebte sich sofort bis zum Tollwerden in Ina. Man nannte ihn den „grünen Philosophen" wegen seiner gar so jugendlichen Weisheit.

„Ob sie wohl auch bei uns Visiten machen werden?" fragten einzelne Notabilitäten sich in atemloser Spannung.

Mutter Meyer — sie war eine reiche siebzigjährige Brauerswitwe und wurde „die Mutter" der Stadt genannt, weil sie fast alle Honoratioren masc. et fem. gen., selbst den Herrn Bürgermeister, in freundnachbarlicher Hilfsbereitschaft schon gebadet hatte, als der Storch sie gebracht; gar nicht zu gedenken all der tausend Liebesdienste, die sie mit zeitgemäßer Verleihung ihres Schnupftuches, mit Zuknöpfen von kleinen losgelösten Pumphöschen und anderen mütterlichen Aufmerksamkeiten der zum Teil nun schon längst herangewachsenen Jugend ihrer Stadt erwiesen — gelobte den Armen einen baren Thaler, wenn „Assessors" ihr nicht den Affront anthäten, sie zu übergehen, was ihr Ansehen natürlich unheilbar erschüttert haben würde.

Dagegen war Tante Doris, die aus denselben Gründen, welche Mutter Meyer zur städtischen Mutterwürde verholfen, in Anbetracht ihres ledigen Standes nur auf Tantenrechte und Tantenehren Anspruch machen konnte, schon im voraus sehr gereizt bei dem Hinblick auf eine solche Möglichkeit. Was? Sie übergehen? Sie, die mindestens zwanzigtausend Thaler zu vererben hatte?

Nun, „Assessors" leerten den Visitenkelch mit Grazie bis zur Neige; niemand war übergangen; Kettenberg hätte beinah illumniert.

„Welch reizende Frau! Welch entzückendes Geschöpf!" Das war das allgemeine Urteil, und besonders die jungen Mädchen schwärmten für Ina, die sie eine „Fee" und eine „Idealgestalt" nannten.

„Ich möchte so gern mit einigen der jungen Damen Umgang haben!" sagte Ina zu ihrem Gatten; sie sehnte sich nach dem nie gekannten Glück weiblicher Freundschaften.

„Bin ich dir schon nicht genug, du unartige Frau?" lächelte er; aber er fühlte doch, wie er eifersüchtig war, selbst auf diese kleinen Landstädterinnen, nach denen Ina verlangte.

Sie ergab sich. Sein Wille war ihr in allem Gesetz.

Zuweilen erlaubte er nun freilich, wenn er etwa einen auswärtigen Termin hatte, daß sie sich ein paar junge Mädchen einlud, und Ina war dann sehr vergnügt. Oft kam das aber nicht vor; er fand, sie dürfe sich jetzt nicht aufregen, und Ina fühlte doch auch, daß eine gewisse Kluft die junge Frau von den Mädchen trennte.

Zuweilen gingen Sontheims nun wohl

in eine kleine Gesellschaft; das gefiel Ina sehr, es war eine hübsche Abwechselung, und sie konnte dann eins ihrer eleganten Kleider anziehen, deren sie so viele besaß.

Er neckte sie mit dieser „Eitelkeit“; aber er selbst that alles, sie eitel zu machen, denn er fand unendliches Vergnügen darin, sie stets sehr hübsch gekleidet zu sehen, und lehrte sie mit großem Behagen für jede Tageszeit und jede Gelegenheit das Richtige wählen.

In der Richtung begriff sie ihn schnell; es war ihr eine Lust, sich „schön“ zu machen. Sie hatte überhaupt mehr ästhetisches Gefühl als Wißbegierde; für alles, was „schön“ war, begeisterte sie sich leicht, und jetzt beklagte sie, daß ihr auf der Hochzeitsreise das Sehen zu viel geworden. Sie hatte dennoch überraschend tiefe Eindrücke davongetragen und erzählte oft mit funkelnden Augen von dem, was sie gesehen und erlebt. Es reifte das erst langsam in ihr; zu unvermittelt, zu reich war ihr alles auf einmal aufgedrängt worden.

Erst jetzt kam Ina nun auch die rechte Freude an ihrer schönen Häuslichkeit und all dem eleganten Hausrat, den sie hatte.

Im Vergleich mit dem, was sie bei anderen sah, merkte sie erst ihres Mannes Reichtum und die Bevorzugung, welche ihr gutes Schicksal ihr vor anderen gewährte.

Überhaupt vollzog sich in ihr eine Wandlung, aus welcher sie gereifter und klarer, sich ihrer selbst bewußter hervorging.

Sie verkehrte viel mit der Gerichtsrätin. Die verständige hochgebildete Frau war Inas guter Engel; leise und zart leitete sie das junge Weib auf den Weg zu allem Guten und Edlen. Dasselbe willig anzunehmen, lag in Inas Natur; so wurde ihr Lehramt ihr nicht schwer. Ihre Moral war eine sehr einfache: „Rechtthun unter allen Umständen, und müßten wir uns dazu zwingen, denn das Gute bleibt auch erzwungen Gutes.“

Die Großtanten hatten nie so zu Ina geredet; sie, deren innerster Kern Lauterkeit war, verstanden doch in ihrer stumpfen Einfachheit nichts davon, eine junge Seele, die zum Licht aufstrebt, zu führen. Das aber verstand die Gerichtsrätin; sie lehrte Ina ihrem Leben einen Inhalt geben.

Doch war ihr ganzes Thun immerhin bei dieser nur ein Säen des guten Samens; die achtzehnjährige Frau war noch nicht reif genug für tieferes Verstehen.

Im August wurde Ina Mutter einer kleinen Tochter. Eigentlich war es eine Enttäuschung; sie hatte einen Sohn erwartet, niemals gedacht, daß es anders kommen konnte.

Der Junge hatte Albrecht heißen sollen, wie alle ältesten Söhne der Sontheim; das kleine Mädel nannten sie nun nach der verstorbenen Mutter Sontheims „Hanna“ und liebten es so freudvoll und zärtlich, wie wenn es nie andere Erwartungen für sie gegeben. Jetzt hätten sie es schon gar nicht umtauschen mögen gegen einen Jungen. Die Seligkeit der jungen Mutter! Worte sind viel zu arm, sie zu schildern.

Der Urgroßpapa wurde in einer viersitzigen Chaise sofort geholt, obwohl er an einer beginnenden Herzlähmung zu leiden behauptete; in seiner Begleitung waren beide Urgroßtanten.

„Wir brauchen euch, ihr Lieben! Wir brauchen euren Segen für unser süßes kleines Mädchen! Glückauf, Urgroßpapa!“

So hatte Sontheim geschrieben, und der alte Herr auf Dürrstein warf den heißen Haferbeutel, womit er gerade die Herzlähmung kurierte, Tante Minona die kurze Pfeife und den Strickbeutel beiseite, die Stiftsdame hing das goldene Kreuz um und dann kamen sie angefahren, so aufgeregt, als ob es irgendwo brennte.

Beide Urgroßtanten hatten die Weihnachtsmützen auf mit weißen Flatterbändern und weißen Rosen, und der Urgroßpapa sah in dem Pelzrock so schön und vornehm aus, als sei ein Bild der alten niederländischen Schule lebendig geworden.

Die drei alten Geschwister standen noch fest und gerade an der Wiege des winzigen kleinen Wesens, dessen Erscheinen so ungemessenen Jubel erweckte.

Der alte Baron Sassen wandte sich dann nach Sontheim um:

„Ich habe viele Jahre keine Freude gekannt, Sontheim, und fragte mich oft, warum ich noch lebe? Durch Ina und Sie hat Gott der Herr mir Antwort gegeben," sagte er mit vibrierender Stimme.

* * *

Sechs Jahre etwa sind seit diesem Tage vergangen.

Vor dem Fenster eines der ersten Restaurants sitzen bei ihrem Mokka einige junge Herren, deren behagliche Mienen und heitere Laune Zeugnis giebt von der Vortrefflichkeit dieser kleinen Herrendiners, für welche Herr Keßler renommiert ist.

Sie plaudern lebhaft durcheinander. Universitätsfreunde und zum Teil sogar Schulkameraden, haben sie sich hier Rendezvous gegeben, um einen aus der „Verbannung" heimkehrenden Kollegen, der heute seine Stellung an einer der hiesigen höheren Behörden angetreten hat, zu begrüßen.

Der in Rede stehende junge Herr, ein mittelgroßer, schlanker Mann mit fast schwarzem Haar und Bart, hat viel zu fragen, jene viel zu erzählen; er hat da hinten in der Heide bei den „nommé Heidschnucken" gelebt.

„'s war schrecklich, kann ich euch sagen; aber was half's, ich machte gute Miene zum bösen Spiel und den Angenehmen bei allen Partien und Klubabenden der Kettenberger!"

So hatte er erzählt, und dann hatten sie viel gelacht über seine affektierte Leidensmiene und über seine sangesfrohe Stimmung. Er summte in einem fort Liederweisen, bald ein lustiges Schnadahüpfl, bald ein schmelzendes Lied von dem Tau der Nacht und des Mondes voller Pracht, und dann endete das letztere ganz inbrünstig: „Ach, wenn es doch immer so bliebe!"

„Höre mal, du bist verliebt, alter Junge, ich brauche dir den Puls nicht zu fühlen!" sagt Doktor Bruns, der behäbige praktische Arzt, Specialität: Augenkrankheiten.

„Miserable Diagnose! Weiß wahrhaftig selbst nicht, ob ich wohl ein Herz habe!" lacht fröhlich der Angeredete.

„Ist auch noch immer früh genug, es zu erfahren!" meint tragisch ein anderer.

„Ja, der kann davon nachsagen! den hat's gepackt! Er läuft umher wie ein kranker Gänserich," neckte wieder ein vierter.

Sie waren so guter Dinge und so ungebrochenen Mutes noch, daß es eine Lust war, die fröhliche Gesellschaft zu beobachten.

Viele Menschen gingen an den Fenstern vorüber: Herren, Damen, junge Mädchen, selten nur zog eine oder die andere derselben die Aufmerksamkeit der lebhaft Sprechenden auf sich.

Da kam eine elegant gekleidete, schlanke Dame des Weges; zwei Kinder gingen neben ihr, bildschöne Kinder, ein Mädchen von sechs und ein Knabe von etwa vier Jahren.

„Sieh, da kommt die schöne Frau von Sontheim, deine demnächstige Frau ‚Prinzipalin'!" sagte einer der jungen Männer zu dem heimgekehrten „Verbannten", der eigentlich Moritz Linden hieß und erst vor kurzem sein Assessorexamen gemacht hatte.

Aller Augen richteten sich auf die junge Dame, die mit ihren Kindern auf der anderen Seite der Straße ging.

Sie kamen offenbar von einem Spaziergange, denn die Kinder trugen Zweige, Beeren und Blumen in den Händen.

Moritz Linden war aufgesprungen und hatte sich sichtlich sehr interessiert vor ein anderes, augenblicklich unbesetztes Fenster gestellt.

Von dort aus sah er sie vorübergehen; langsam, ohne Acht auf anderes als die neben ihr befindlichen Kleinen, die lebhaft zu ihr redeten, schritt sie dahin.

„Sie ist sehr schön!" sagte dann leise der Doktor.

„Welch königliche Frau! Wie anmutig und mädchenhaft, und doch, welcher Ernst liegt in dem schönen Gesicht."

„Zu viel Ernst! Es ist Kälte.“

„Man hält sie auch allgemein für sehr kalt.“

So ging das Urteil hin und her, indes sie ihr nachsahen. Linden hatte kein Wort gesprochen. Ganz still kehrte er auf seinen Platz zurück.

„Nun, was sagst du? Bist du nicht ein beneidenswerter Mensch?“ fragte man ihn.

„Ob sie wohl glücklich ist?“ fragte er ernsthaft zurück.

Natürlich war sie es. — Der Regierungsrat von Sontheim war reich, hatte sie als ein ganz armes Mädchen geheiratet; sie bewohnten eine reizende Villa am Park und lebten in den angenehmsten Verhältnissen; freilich, Sontheim war nun mal ein Pedant, ein schroffer eigenwilliger Mensch, der nicht leicht Frieden hielt, aber — dennoch — sie lebten sehr gut miteinander.

Linden schwieg; was ging das, was er Genaueres von den Verhältnissen der schönen Frau von Sontheim wußte, die anderen an? Er hatte ihren Namen tausendmal gehört, Kettenberg schwärmte noch immer für sie, und die romantische Heirat Sontheims war eine jener Geschichten, welche, mit tausend Zusätzen täglich besprochen, dereinst noch mythenhaft übertrieben von Urenkeln erzählt werden wird.

Am nächsten Tage war es Sontheim, der Linden in sein Amt einführte, eine schnell abgemachte Förmlichkeit.

Einige Tage später brachte der Diener Ina die Karte des Assessors Linden. — Sie legte sie ruhig zu anderen der Art, der Assessor konnte gelegentlich einmal eingeladen werden, weiter interessierten sie derartige Besuche nicht.

Am Mittag erzählte sie ihrem Mann von der Visite.

„Linden hat auch in Kettenberg gestanden,“ sagte er und lachte. „Es ist dort alles beim alten; er ist ganz glücklich, der Wüste entronnen zu sein.“

„Er kennt also gewiß auch Gerichtsrats?“ meinte sie.

„Natürlich! Sie haben ihm Grüße aufgetragen!“

„Wie schade, daß ich ihn nicht annahm!“ bedauerte sie lebhaft.

Die kleine Hanna verschluckte sich.

„So sei doch vorsichtig; das war gestern, das ist heute!“ fuhr der Papa heftig auf. Er war jetzt stets so reizbar.

Darüber erschrak das Kind und hustete nun noch stärker; der Vater klopfte ärgerlich ihm mit der Hand auf den Rücken, in der guten Meinung, daß das helfen werde, aber freilich mit grimmigem Gesicht; darüber schrie der vierjährige Bube laut auf, denn er meinte, der Vater schlage Hanna; und jetzt gab dieser dem Knaben wirklich einen Klapps auf die Hand, was die Sache nicht verbesserte.

Beide Kinder wurden weinend vom Tische weggebracht; der Hausherr war sehr zornig, man sah ihm an, wie er rang, seiner Heftigkeit Herr zu werden.

Seine junge schöne Frau wurde bleich und rot und wieder blaß; sie sagte kein Wort — er war der Herr —, aber man sah ihr an, wie Ärger über seine Reizbarkeit und Mitleid mit den Kindern in ihr aufwallten.

„Ich werde den Rudi nächstens einmal tüchtig schlagen müssen, er wird unartig und eigensinnig!“ sagte Sontheim. Es klang wie Herausforderung.

„Die Kinder fürchten sich vor deiner Heftigkeit!“ versetzte sie leise und beherrscht, aber vorwurfsvoll.

„Weil die Frau Mama ihnen das Beispiel giebt! Was thue ich denn einem von euch zuleide? Aber ohne Rücksicht darauf, daß mich dieses ewige Kopfweh fast wahnsinnig macht, soll ich immer den Liebenswürdigen spielen, und madame la princesse ist dennoch stets die Gekränkte, die Mißhandelte!“

Sontheim sprach sehr heftig.

Seine Frau saß totenbleich, den Blick auf den Diener geheftet, den ihr Gatte ganz vergessen hatte.

Essen mochten sie beide nun nicht mehr.

In ihnen wogte es wie Fieber. Und es war doch gar nicht der Mühe wert,

sich aufzuregen. Wo schreien nicht einmal ein paar Kinder zu unpassender Zeit auf, wo giebt es im Familienleben nicht derartige kleine Disharmonien? Dann erhoben sie sich, sobald Sontheim des Dieners gedachte; er bot ihr den Arm und führte sie hinauf in ihr Zimmer.

„Ina, verzeih, ich war heftig!" bat er dort; aber er zwang sich dazu, sie fühlte es.

Sie bot ihm die Stirn zum Kuß, er zog sie an sich, und sie bemerkte, wie er bebte; er aber fühlte, wie sie nur „ihre Pflicht" that.

„Darf ich die Kinder holen?" bat sie.

Er nickte. — Sie glitt hinaus; seine düsteren Blicke folgten ihr.

Kein noch so leiser Anflug von Herzlichkeit und Wärme hatte ihm aus ihren Augen entgegengeleuchtet; sanft, fügsam meistens und dann plötzlich einmal in jäher Erregung bei irgend einer unerheblichen Kleinigkeit eigensinnig auf ihrem Willen bestehend; dann, wenn er den seinigen durchgesetzt — denn er ist ja doch der Herr im Hause und muß seine Autorität wahren! — bleich, kalt, höflich und freundlich sogar: das ist jetzt die Ina, welche er sich aus dem verfallenen Dürrstein holte — so ist sie seit langer Zeit.

Die Leute preisen die Schönheit und sanfte Liebenswürdigkeit seiner Frau in allen Tonarten, man sagt ihm sehr viel Angenehmes über sie, und er hört das gern, er ist stolz auf sie, sie ist sein höchster Schatz, der Schmuck und Inhalt seines Lebens, sie und seine Kinder.

Darin liegt auch allein sein Glück. — Im Dienste hat er viel Verdruß. Das Kollegium, dem er angehört, besteht aus lauter alten bequemen Herren; er sieht, daß hier und dort ein festes Eingreifen not thäte, aber er hat sie sich schon beinahe alle verfeindet durch sein zähes Bestehen auf seiner eigenen Meinung und durch seinen heißen Eifer.

Er will freilich nur das Rechte, aber das will er durchsetzen; sie wollen es auch, aber auf ihre Weise. Zwei harte Steine mahlen schlecht; sie nennen ihn heimlich einen „Streber".

Politische Gegner hat er unter den Kollegen auch in Menge. Man übertrug ihm mit Umgehung anderer, die ihm das nicht verziehen, wichtige Ausarbeitungen für die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses; man nannte ihn dann mit Auszeichnung, und ein Orden belohnte ihn; ja, es hieß, er sei schon für eine höhere Stellung bestimmt, er werde rasch Carriere machen.

Der Neid bohrte an ihm, und er war zu heißspornig und seiner Überlegenheit gewiß; der Hader, der anfangs nur ein politischer Meinungsstreit gewesen, war nach und nach ein persönlicher geworden und Sontheim nicht der Mann, dem fliehenden Feinde goldene Brücken zu bauen.

Darüber bildeten sich dann förmliche Parteien; hin und her wogte ein Kampf, der für beide Teile keine Lorbeeren bringen konnte. Die Versetzung seiner Gegner gab ihm dann wohl Frieden, aber keine innere Befriedigung; er war zu weit gegangen, das sagte er sich selbst jetzt, und war doch noch zu gereizt, es einzugestehen.

Und von all diesem äußeren Übel kam nun eine Nervenreizbarkeit, die ihm viel zu schaffen machte.

Das war freilich Grund genug, mißlaunig und heftig zu sein; aber er hatte noch anderes zu erdulden, Schwereres — und von ihr.

So schön, so liebenswürdig Ina war, so geriet er doch zuweilen in fieberhafte Aufregung, wenn er sie in Gesellschaft lebhaft und angeregt an der Unterhaltung sich beteiligen sah. Sie konnte dann zuweilen so verzweifelt naiv fragen.

Es kam vor, daß sie Alexander und Wilhelm von Humboldt verwechselte; aber das hätte noch angehen mögen, wenn sie nur hätte lernen wollen, Sappho und Plato zu unterscheiden. Über das, was sie interessiert, weiß sie ganz hübsch mitzureden, aber es ist eben in der Gesellschaft ganz unmöglich, solche Klippen zu vermeiden, und Ina lachte selbst, wenn sie andere lächeln machte, und erzählte in ihrer schlichten, rührend-kindlichen Weise dann wohl, wie zu ihrer Entschuldigung,

wie sie aufgewachsen war zwischen den alten wunderlichen Verwandten, die noch immer auf dem alten Dürrstein ihr Leben führen, wie seit sie denken konnte, und welche die junge Frau alljährlich im Sommer für ein paar Tage besucht, damit sie sich an ihr und den Kindern freuen.

Man fand das dann entzückend; man trug die schöne Frau, die so kindlich treuherzig plauderte, auf den Händen; sie war der anerkannte Liebling der Gesellschaft, und nicht nur verzog und verhätschelte man sie, sondern man ehrte und achtete sie auch, denn tadelloser konnte kein Weib je auf dem glatten Parkett der Salons sich bewegt haben wie sie. Auch nicht der leiseste Hauch der Schmähsucht hatte sie berührt.

Und doch litt Sontheim unter dem Gedanken, daß sie nicht vollkommen war, und lehrte und bildete unablässig. Andere Frauen sprachen Schlimmeres, sprachen so dumm und geistlos wie Ina gewiß niemals, denn sie war weder das eine noch das andere, aber jene handhabten wenigstens die übliche Frauenbildung mit kecker Sicherheit. Sie wußte mehr und Besseres, doch dann fehlte oft das Einfachste, und die Lücke peinigte den stolzen Mann.

Die arme Ina! Wenn er es nur verstanden hätte, nach irgend einer Richtung hin ihr die Sachen, die er sie lehrte, interessant zu machen, ihrer Phantasie Nahrung zu geben. Sie lernte auch und hatte viel nachgeholt — aber Sontheim peinigte sie immer wieder gerade mit solchen Gegenständen des Wissens, für die sie absolut keine Begabung hatte.

Es kamen Tage, an denen sie sich in die trostlose Einsamkeit von Dürrstein zurücksehnte. Der Großpapa mit seinen eingebildeten Krankheiten und Minona mit ihrer Pfeife dozierten und examinierten wenigstens nicht tagaus, tagein.

Das machte sie im Lauf der Jahre müde und störrisch. Sie fühlte, daß ihm diese Mängel bedrückend waren; er dagegen hielt es für seine Pflicht, ihr die gebieterische Notwendigkeit des Schweigens in Gesellschaft vorzustellen; von der Zeit an mochte sie nicht mehr ausgehen, er hatte ihr die harmlose Unbefangenheit mit einem Schlage zerstört und den Argwohn in ihr geweckt, daß er sich ihrer schäme.

Der Gedanke traf sie wie ein Blitz. Sie sagte ihm kein Wort von dem, was in ihr vorging, aber sie war wie zerschmettert. Darauf begann sie ihn zu beobachten und meinte, ihren Verdacht sich bestätigen zu sehen. Ihr Stolz war unsäglich verwundet. Sie hatte ihr Bestes mit Selbstverleugnung gethan; sie kannte Scharen junger Mädchen und Frauen, die nichts schwatzten als das insipideste Zeug und die gewiß nicht mehr wußten, kaum so viel als sie. „Und er schämt sich meiner! Er wußte doch, wie ich aufgewachsen bin.“ Dazwischen wurde sie immer wieder seiner Liebe sich bewußt; aber, daß ihn seine Geschäfte, seine Differenzen nach außen mißlaunig machten, wovon er nicht sprach, wie er überhaupt eine verschlossene Natur war, das begriff sie nicht. Dann fiel ihr eines Tages ein, daß er sie überhaupt behandelte wie ein kleines Kind. Er war es, der befahl, er, der alles bestimmte; er gab die Ordres für alle Einkäufe, sie hatte ihn bei allem und jedem zu fragen; daß sie selbst ihn durch ihre vollkommene Unkenntnis in diesen Dingen von Anfang an so gewöhnt, weil sie froh war, ihn so praktisch zu finden, vergaß sie.

Sie aber „wollte“ sich nicht wie ein unmündiges Gänschen behandeln lassen, sie wollte nicht nur sein Spielzeug, sondern Herrin ihres Hauses sein. Flammenden Auges stand sie ihm gegenüber. Hätte er nur recht verstanden, wie sie es meinte; aber ihm kam nicht entfernt in den Sinn, daß er, der sie von ganzer Seele liebte, so von ihr mißverstanden werden könnte. Ihre Kälte verwundete ihn, ihre Heftigkeit mißfiel ihm, vor allem: er verstand sie und ihre Natur nicht. — Nun wurde er zornig und verbat sich hart und herbe, wie es seine Art war, wenn er gereizt wurde, den „kindischen

Eigensinn", und von der Zeit an ging sie still und gehorsam, aber ohne Wärme und Freudigkeit neben ihm her. Sie begann ihn zu kritisieren, ihn launenhaft zu finden; er fühlte das, und es reizte ihn nur noch mehr. — So konnte die heutige Scene kommen; sie war nicht die erste derart, aber die heftigste. Eine Freudlosigkeit des Herzens lastete längst schon auf beiden.

Das alles lag indes nicht auf der Oberfläche; vor der Welt fehlte ihrem Glücke nichts. Die schöne Frau war ein Muster von Pflichttreue; schade, daß sie dieselbe so weit trieb, sich fast ganz aus der Gesellschaft zurückzuziehen.

„Wir wollen in den Wald fahren und dort Beeren suchen," sagte Sontheim, als die Kinder ihn geküßt und mit ihm Versöhnung gemacht hatten. Er wußte, daß er Ina und den Kleinen damit ein großes Vergnügen bereitete, und er wollte ihnen Liebes thun, sie waren ja seine Welt, sein alles; er konnte es nicht ertragen, sie nicht heiter zu sehen. Ach, wenn Ina nur einmal wieder wie einst hätte plaudern und lachen mögen! Aber sie war immer schön und still, meistens auch bleich.

Was fehlte ihr nur? Er hätte ihr sein Herzblut gegeben, wenn sie es wollte.

Das Septemberwetter war herrlich. Eine halbe Stunde später führte sie der Wagen dem Gebirge zu. — Ina lächelte, die Kinder jauchzten und Sontheim saß in bester Laune neben seiner Frau.

Im Walde war es herrlich. — Eltern und Kinder hätten nicht froher sein können. — Sontheim war in seinem Element. Die kleine Hanna brachte ihm mit vor Eifer roten Wangen Blumen und Pflanzen; er nannte ihr dann die deutschen Namen, und das Kind behielt dieselben und suchte auf alle Weise mehr zu erfragen. — Seltsam, heute nahm Ina an dieser Unterhaltung lebhaft teil; daß ihr Kind so lerneifrig war, entzückte sie, und sie, die niemals aus Büchern Botanik lernen mochte, lernte heute durch Anschauung mit wahrem Vergnügen, fragte weiter und weiter, und als er ihr nun den inneren Bau der Pflanzen zeigte, die Zellen in Blättern und Stengeln nachwies, da sagte sie freudig: „So möchte ich immer lernen, das ist doch anders, als aus Büchern Beschreibungen zu lesen."

Nun — endlich verstand er ihre Weise!

Ein Jubelgeschrei des kleinen Rudi hoch über ihnen ließ sie auffahren und emporblicken.

Großer Gott! Der Junge saß, ohne Ahnung der Gefahr, auf dem dünnen schwanken Ast einer jungen Buche, die unter ihrer Last sich hin und her wiegte, wohl dreißig Fuß über ihnen und schrie vor Freude und Stolz auf seine Heldenthat.

Wie der kleine Mann da hinaufgekommen, schien zuerst ein Rätsel; es zu lösen, blieb auch gar keine Zeit; das Entsetzen, das sie gelähmt hatte, wuchs zu heller Todesangst, denn der Junge begann schwindelig zu werden, und aus dem Jubel in die Zaghaftigkeit fallend, rief er kläglich:

„Ich will herunter, Papa! Nimm mich herab!"

Und dabei bog sich des jungen schlanken Baumes Wipfel hin und her. Fiel der Kleine, so war er vielleicht des Todes.

Aber was thun? Sontheim stand einen Moment ganz ratlos und verwirrt vor Schrecken. — Ina sah aus wie eine Leiche, Hanna schrie Zeter.

„Was giebt's? Wem gehört das Kind? Ihres, Herr Regierungsrat? Um Gott — rasch — ich will hinauf — ich hole es herab! Halte dich fest, kleiner Mann! Solch ein famoser Kerl, wie du bist! Warte nur, ich komme schon, aber halte dich fest und mach die Augen zu!"

Ein junger Mann hatte das herankommend gerufen; den Hut, den Rock abwerfen — in den Baum hinauf wie eine Katze, war das Werk einer Minute. Der Stamm, noch von unten an mit Zweigen bewachsen, die dem Kinde das Klettern leicht genug machten, bog sich und schlenkerte hin und her wie ein Tau, an dem ein guter Turner emporklettert. Und ein solcher war der Retter in der That.

Sontheim und Ina standen mit starren, geisterbleichen Blicken bereit, das Kind aufzufangen, wenn es fiel, ehe der Retter es erreichte.

Aber da saß jetzt der Rudi oben und wartete ganz ruhig auf den Mann, der ihm immerwährend lustig und lobend zurief: „Du bist ein ganzer anderer Junge als Karl und Fritz! Du kannst noch was! Halte dich aber auch fest! — Hurra, gleich bin ich auch oben!“

Alle Furcht war bei dem Klange dieser hellen, frischen Stimme von dem kleinen Kletterer gewichen. Da waren sie beide oben, und der Fremde hielt das Kind im Arm. Rudi wollte sich totlachen, freute sich aber sichtlich doch auch, daß ihn jemand von seinem luftigen Sitz herabholte. Die Spitze der Buche bog sich fast zu einem Kranze. — „Ohne Sorge, junges Holz ist zähe, das bricht nicht! — Komm, Junge, schrei hurra! Guck mal, wie klein die da unten sind!“ — „Hurra! hurra!“ schrien die beiden; Rudi strampelte vor Freuden mit Händen und Füßen. Wieder schlenkerte der Baum hin und her. Und dann waren sie endlich unten.

„Keine Strafe, Herr Regierungsrat, wir sagen pater peccavimus!“ lachte der Retter und legte den Eltern den nun doch ein wenig unruhig aussehenden Missethäter in die Arme. „Ist das aber ein kapitaler Bursche! Der kann's noch hoch bringen!“ sagte er weiter, freundlich bemüht, das Tragische des Moments abzuschwächen.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Herr Assessor!“ konnte Sontheim nur in tiefster Empfindung sagen.

„Bitte sehr! Ist gar nichts! Freue mich nur, rechtzeitig erschienen zu sein!“

Die Herren drückten sich die Hände.

„Ina, dies ist Herr Assessor Linden!“ stellte Sontheim ihn seiner Frau vor.

„Um Vergebung! Gestatten gnädigste Frau nur, daß ich zuvor mich in die notwendige präsentable Verfassung bringe!“ lachte der Assessor heiter und stürzte sich in seinen Rock. — „So! Nun wären wir wieder salonfähig! — Habe die Ehre! Und kann mich bei dieser günstigen Gelegenheit der vielen Grüße entledigen, welche ich von Kettenberg mitbringe,“ fuhr er ebenso munter fort.

Sie war noch ganz blaß und zitternd, aber der Herr Assessor ließ sie nicht dahin kommen, sich darüber klar zu werden.

Er hatte ein interessantes, große Energie verratendes Gesicht; ohne die klugen, frohen Augen hätte man es finster nennen können — diese machten es aber hell und anziehend, und die sympathische Stimme klang ihr warm ans Herz. Er hatte ihren Knaben ja beschützt, wenn nicht vom Tode errettet, und den Dank, den er nicht beanspruchte, hätte sie ihm nun, da er ihr kein Wort davon erlaubte, in anderer Weise abtragen mögen.

„Sie kommen aus meiner Heimat! Mein Mann erzählte es mir schon; da muß ich Sie recht vieles fragen,“ sagte sie und gab ihm die Hand.

„Wie heißt du, Mann?“ fragte Rudi dazwischen, Lindens Bein umarmend, da er nun mal nicht höher reichte.

„Moritz, mein Junge; und du? — Rudi? Ei, das ist ein hübscher Name. Wir wollen uns also nur duzen. Haben wie Vögel da oben auf einem Ast gesessen, das ist immer was fürs Leben!“

Der Kleine lachte amüsiert laut auf: „Ja, wie Vögel! Du bist der große Vogel und ich —! Bald bin ich aber auch groß!“ rief er.

„Und wer ist diese kleine Dame? Darf ich bitten, mich vorzustellen, gnädige Frau? — Fräulein Hanna, lassen Sie das Taschentuch nur in Ruh und die Thränen ungeweint; wir wollen lustig sein! Habt ihr Beeren gesucht?“

„Sie haben wohl eine größere Exkursion gemacht, Herr Assessor?“ fragte der Regierungsrat und brachte aus dem eleganten kleinen Proviantkorb Flasche und Gläser herbei, steckte der Frau und dem „Gast“ jedem eins in die Hand, schenkte beiden und sich selbst ein und stieß mit ihnen an.

Es war ein „feines Weinchen“, wie der Gerichtsrat gesagt haben würde.

Diese Reminiscenz Lindens rief ihnen das Bild des treuen Freundes sehr lebhaft vor die Seele, und bald saßen sie alle auf dem Moose, der Korb war ausgepackt und die Butterbröte schmeckten vortrefflich. Dann mußte Linden mit ihnen heimfahren. Rudi saß neben „Moritz“; er nannte Linden gar nicht anders und behandelte ihn vollständig als guten Kameraden.

Linden erzählte von seiner heutigen Fußtour, dann von Kettenberg und dessen Bewohnern, und die humoristische Art, in welcher er schilderte, wie er sich nach und nach intim gemacht mit dem Herrn Postverwalter und dem Herrn Klarenbiel, dem ersten Kaufmann des Städtchens, und all den anderen Kettenberger Herrschaften, war allerliebst, fern von jeder Bosheit und doch ein charakteristisches Bild des kleinstädtischen Lebens gebend.

„Man will doch leben!“ lachte er heiter. Und in Wahrheit: er hatte verstanden, in all diesen Leuten, die Sontheim damals kaum kennen zu lernen sich die Mühe genommen, tausend hübsche oder amüsante kleine Züge zu entdecken. Er erzählte fesselnd, und doch warf er seine Schilderungen achtlos nur so hin. — Mutter Meyer und die Erbtante Doris, der „grüne Philosoph“ und das „Genie der Zukunft“ — alle kannte er sie näher, und das hochmütige Überhinsehen des Regierungsrates verwandelte sich plötzlich bei dem Geplauder des jungen Mannes in lachende, amüsierte Teilnahme, denn wie auf einem Puppentheater voll reizender kleiner Gruppenbilder und ergötzlicher Scenen zeigte er ihnen das wohlbekannte Kettenberg plötzlich in einem ganz anderen Licht, und Mann und Frau mußten unwillkürlich laut fragen:

„Aber, daß wir das nicht erfahren haben?“

Wie kam es nur? Sie kannten alles, was Linden da schilderte, ganz genau; und doch sagten sie sich, er hatte es mit ganz anderen Augen gesehen.

Und wie harmlos und gutmütig er dabei lachte und seine Puppen sprechen und handeln ließ!

Fast erschrocken sahen sie, daß sie schon am Thore waren.

So hatten sie sich lange nicht amüsiert, so viel und herzlich fast noch nie gelacht.

Linden lehnte die Einladung, den Thee bei ihnen zu trinken, mit sichtlichem Bedauern ab. Er mußte arbeiten und hatte für später, wenn man in Kettenberg längst den Schlaf der Gerechten schlief, eine Verabredung bei einem Freunde.

„Moritz, du sollst bei uns bleiben!“ erklärte Rudi beim Abschied, sehr geneigt, loszuheulen. Er liebte seinen Freund offenbar schon mit Leidenschaft.

„Morgen! Morgen kommt der Onkel! Nicht wahr, Herr Assessor?“ beruhigte Sontheim.

„Er heißt gar nicht Onkel, er heißt Moritz!“ protestierte Rudi müde und mißvergnügt.

An der Thür des Sontheimschen Hauses empfahl sich Linden; er hatte in der That eine formelle Einladung Inas für morgen angenommen.

Der froh verlebte Nachmittag warf seinen Glanz über den ganzen Abend. Ina hatte seit Wochen nicht so frisch und heiter geplaudert, und Rudi und Hanna konnten noch im Bett nicht müde werden, „Moritz! Moritz!“ zu rufen. Sie fanden den Namen sehr schön.

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage erschien Linden richtig. Sontheim hatte noch ein paar andere Herren und Damen dazu laden lassen; man verlebte einen außergewöhnlich vergnügten Abend. Meist war es bei Sontheims ein wenig steif; der Hausherr hatte nicht die Gabe der leichten heiteren Unterhaltung, er wurde in allem, was er sprach, unbewußt zu lehrhaft, zu methodisch und gründlich. Männern gefiel im ernsten Gespräch wohl seine Art, Damen nannten sie schwerfällig.

Heute, wo Linden ohne alle Absichtlichkeit der Mittelpunkt der Unterhaltung geworden, sich dann gar als ein vortrefflicher Sänger zu erkennen gab, herrschte

bei Sontheims die heiterste Lebhaftigkeit, und Ina vor allem konnte sich nicht erinnern, jemals so vergnügt, so voll innerster Befriedigung gewesen zu sein. Eine ruhevolle freudige Sicherheit erfüllte sie, und sie empfand dieselbe um so mehr mit Behagen, als sie sich infolge ihrer unausgesprochenen Irrtümer betreffs ihres Gatten jetzt stets gedrückt und beängstigt unter seinen Augen gefühlt. Die ihr angeborene innere Harmonie war wie durch Zauber wiederhergestellt, und so wenig wie sie sich ihre Empfindungen klar machte, so wenig ahnte sie, daß sie nie so strahlend glücklich und so bezaubernd mädchenhaft ausgesehen wie heute.

„Warum haben wir nicht öfter solch vergnügte Abende? Laßt uns doch mehr so zusammenkommen!" Das war die allgemeine Stimmung; und Sontheim, selbst in der glücklichsten Laune, schlug die regelmäßige Wiederholung dieser Abende vor. Man konnte gemeinsam lesen, singen, plaudern; bestimmt durfte nichts werden, jeder Wirt hatte Sorge zu tragen für die Art der Unterhaltung seiner Gäste.

Mit großer Acclamation wurde der Vorschlag aufgenommen und alles sofort festgestellt. Froh, daß die nächste Woche schon sie wieder vereinigen würde, trennte man sich; für den Winter war ein sehr hübscher geselliger Kreis geschlossen.

Von der Zeit an erschien der Assessor Linden geladen und ungeladen häufig im Sontheimschen Hause. Mann und Frau sahen ihn gleich gern kommen; brachte doch sein eigentümlich frisches und anregendes Wesen ein wohlthuend belebendes Element in ihr im ganzen stilles und einförmiges häusliches Leben. — Ina lachte und plauderte wieder, sie fühlte sich so leicht und glücklich, ihre Häuslichkeit erschien ihr auf einmal so heimatlich wie nie zuvor.

Linden war sehr schnell der Liebling dieses ganzen Hauses geworden. Nicht nur stürzten ihm Hanna und Rudi jauchzend entgegen, sondern auch die Dienerschaft begrüßte ihn bald, als zur Herrschaft gehörend, mit jener bescheidenen Vertraulichkeit, welche nur den nächsten Freunden des Hauses zu teil wird. — Sontheim ließ sich mit ihm in eingehende Debatten ein, wurde nicht wie bei anderen ärgerlich, wenn er Widerspruch fand, und fühlte sich bald so sehr zu dem jüngeren Freunde hingezogen, daß er ihm ausführlich alle seine in ernsten Kampf ausgearteten Reibereien und Differenzen mit den einstigen Kollegen erzählte. Das Unerhörte sogar geschah: er nahm es ruhig und freundlich auf, als Linden ihm in einer Kapitalfrage unrecht gab und ihm zuredete, wieder gut zu machen, was möglich war.

Worin die eigentümliche Macht lag, welche dem noch so jungen Manne einen bald auch im weiteren Kreise der Bekannten empfundenen Einfluß sicherte, wäre schwer zu sagen gewesen, denn niemals hatte es wohl einen Menschen gegeben, der weniger an Einfluß oder Geltendmachung seiner eigenen Person gedacht als Linden.

Der Winter nahte heran, ohne daß man es bemerkte. Linden und Sontheim waren Freunde geworden. Die beiden Männer ergänzten sich glücklich. Sontheims Schwerfälligkeit und Schroffheit milderten sich. Linden konnte diesem die Anerkennung seiner größeren Gründlichkeit nicht versagen, und dazu fanden sich viele Punkte und viele Interessen, in welchen sie sich mit vollster Zustimmung begegneten. Zudem waren sie beide Freunde von körperlichen Übungen. Sie ritten und fuhren zusammen, machten weite Exkursionen in das Gebirge oder gingen zur Jagd — man sah sie fast nur beieinander, und Sontheim empfand jetzt auf einmal, ihm hatte ein verstehender Freund gefehlt.

Das harmonische Verhältnis der beiden Männer fand die vollste Billigung bei derjenigen, welche vielleicht am ersten Ursache hätte finden mögen, sich darüber vernachlässigt zu fühlen. Ina, weit entfernt, ihrem Gatten diesen ihm so zusagenden Verkehr zu mißgönnen, freute sich

von Herzen der Freundschaft der Männer, und als Sontheim eines Tages in einer gewissen Sorge sie fragte: „Bist du auch zufrieden, daß mein Pylades mich dir stundenlang entzieht?“ — sie selbst hatte scherzend Linden so genannt — durfte sie mit vollster Offenheit sagen:

„Wie sollt ich nicht? Habe ich doch auch meinen Vorteil von eurer Freundschaft.“

Sontheim begriff sie sofort, ohne weitere Auseinandersetzung. Sie stand ihm so nah, daß sie als dritte im Bunde anzusehen war, wenn auch ihr Hinzutritt eben nur im häuslichen Kreise stattfand. Gingen die Männer allein hinaus — daheim war Ina ihre stete Gesellschafterin; und ihr, der es so schwer geworden, sich in Sontheims ewig docierende Weise zu finden, war es jetzt, als ob alles, was er sie in diesen Jahren gelehrt, plötzlich von einem Zauberstabe berührt, lebendig geworden sei. Zuweilen las Linden vor — das war dann ein Genuß, wie ihn Ina nie zuvor gekannt. Sontheim hatte gerade das versäumt, womit er Inas Sympathien am ersten geweckt haben würde: ihr unsere reiche Poesie bekannt zu machen. Nun kam Linden, las vor und Inas ganze Seele tönte wieder von den Versen, die von seinen Lippen wie Musik klangen.

Oder — und dies war das beste von allem — er sang. Und bald kam dann noch ein letztes hinzu: Linden fand heraus, daß Ina eine sehr schöne, kräftige Stimme hatte.

Sontheim hatte nie daran gedacht, sie singen lehren zu lassen, und Ina bildete sich nicht ein, eine Stimme zu haben, weil er auf ihren Gesang so wenig Wert gelegt. Jetzt wurde das sofort anders. Sontheim engagierte auf Lindens Antrieb einen tüchtigen Singlehrer; bald sangen Ina und Linden zusammen. — Es waren glückliche Tage.

Weihnachten reiste Linden nicht nach Haus; er half fleißig Nüsse und Äpfel vergolden, den Baum schmücken und die Puppenstube für Hanna tapezieren; mit den Kindern wurde er selbst wieder ein Kind, und als Ina mit den Kleinen das für den Papa einstudierte Weihnachtslied sang, sah sie, daß ihm die Augen feucht schimmerten.

Dann, zu Neujahr, ging er heim, seinen Vater zu besuchen; die Mutter war lange tot.

„Es ist doch merkwürdig, wie ich mich an Linden gewöhnt habe!“ sagte Sontheim, als er allein spazieren gehen sollte, weil für Ina das Wetter zu rauh war.

„Mir kommt's auch ganz still im Hause vor!“ antwortete Ina.

Und als Linden dann zurückkam, saß sie gerade am Fenster.

„Da ist er!“ rief sie.

„Wer?“ fragte ihr Gatte.

„Nun, Linden!“ sagte sie, als sei das selbstverständlich.

Sontheim kam er doppelt gelegen. Er hatte da ein Schreiben erhalten, wonach man ihn als Sachverständigen in eine Kommission gewählt, deren Zweck ihn ganz besonders interessierte und deren Resultaten man mit großer Spannung von seiten der Landesvertretung entgegensah. Die Berufung war eine öffentliche Anerkennung seiner Tüchtigkeit; die Verantwortlichkeit, die man ihm damit aufbürdete, indes eine schwere, und als gewissenhafter Mensch verlangte ihn danach, sich im eingehenden Gespräch mit Linden, der seine Interessen, wenn auch nicht immer seine Anschauungen teilte, auszusprechen. So blieb Linden, von dem Jubelgeschrei der Kinder und dem freudigen Lächeln der Eltern begrüßt, gleich da, ohne nur erst einmal in seiner Wohnung vorzukehren. Sontheims ließen eine Einladung für den Abend noch jetzt — lange nach Mittag — absagen, und man saß frohen Herzens beisammen bis in die Nacht hinein. Die Männer sprachen und stritten lebhaft. Ina hörte, in ihrem Sessel lehnend, ihre Stickerei im Schoß, heute wie träumend zu, und doch entging ihr kein Wort der Redenden.

Eine sanfte, wonnevolle Ruhe war in ihr. Draußen heulte der Sturm und wirbelte die feinen Eiskörnchen des Schnees

in schweren Massen gegen ihre Fenster. Hier drinnen war es so licht, so heimelig und traut; aber sie sah nicht das eine, hörte nicht auf das andere, denn wie eine Zauberwelt lag vor ihrem Geist die sonnige einsame weite Heide, in welcher sie ihre Kindheit verlebt. Da war wieder das verfallene Dürrstein mit dem Hintergrunde und der Umrahmung der wenigen alten Rieseneschen und den geborstenen, hohlen, absterbenden Linden. Da dehnte sich die braunrötliche Fläche weit hin, kahl und eintönig und kaum Leben zeigend. Und doch barg sie eine ganze Welt der Geister, und dieselben zogen wie einst an ihr vorüber; kein Auge sah sie als das ihrige, kein Ohr hörte das leise Klirren der Waffen, das Tappen der Pferdehufe, das Raunen und Rauschen wie von Frauengewändern. Aus den Hünengräbern dort in der Ferne kamen sie, in welchen sie ausruhten von den Kämpfen ihrer Lebenszeit.

Aber Tante Minona hatte eines Tages gesagt: Sonntags, zur Mittagsstunde, da dürften sie alle einmal im Jahr auf die Erde zurückkommen und ein Sonntagskind könne sie sehen.

„So bin ich eins!" sagte Ina, denn sie sah die grauen Scharen deutlich bei hellem Tageslicht, und kein Mensch hätte sie ihr wegleugnen können; sie sah die Männer und Weiber und Kinder im langen Zuge wandern und hatte kein Grauen und keine Furcht gehabt.

Sie wußte, der Vater des Erlenmüllers hatte auch dergleichen sehen können; aber wenn er es sah, bedeutete es Krieg oder Revolution.

„Was träumen Sie denn da, gnädige Frau?" fragte Linden.

Aufblickend aus tiefen Gedanken, war sie aufmerksam geworden, weil die Männer plötzlich schwiegen.

Sontheim brannte sich eine neue Cigarre an. Lindens Augen waren starr und, als dächte auch er an Weites und Fernes, auf sie gerichtet gewesen; vor ihrem Aufblicken schrak er ein wenig zusammen und fragte mit gepreßter Stimme:

„Was träumen Sie denn da?" Es war ihr, als seufze er leise.

„Von Geistern," lächelte sie, „und wenn ich der Erlenmüller wäre und säße noch daheim im Heidekraut meiner Dürrsteiner Heide, so würde ich prophezeien: Es giebt Krieg! Ich bin ein Sonntagskind und habe einen Vorspuk gesehen!"

„Krieg? Damit hat's gute Wege," lachte er. „Und was sahen Sie noch? Wenn Sie ein Sonntagskind sind — wissen Sie mir nicht etwa mein Schicksal zu künden?" sagte er mit einem eigenen Tone, den sie nie von ihm gehört. Eigenartig berührt blickte sie auf.

Mit einemmal war ihr, als hätte sie ein Bild vor sich — ein sonderbar deutliches und doch schemenhaftes Bild.

Ein toter Soldat — andere umstanden ihn — und der Tote war Linden!

„Welch lebhafte Phantasie ich habe!" sagte sie und strich mit der Hand über das Gesicht. Sie wurde sehr blaß.

„Sie sahen Trauriges?" fragte er, halb nur scherzend.

Sie lehnte sich wieder zurück in die Polster.

„Ich habe Sehnsucht nach dem Sommer und der Heide, glaube ich!" lenkte sie das Gespräch auf anderes. „Mir ist seltsam zu Mute. Als wäre ich lange gewandert — irgend wohin — lange — lange, und als müßte etwas kommen — etwas — ich weiß nicht was, aber hoffentlich etwas Glückliches — Schönes!"

„Sonderbar, daß der Mensch mitten im Glück nicht aufhört, noch Besseres, Höheres zu ersehnen!" sagte Linden nachdenklich.

„Also Sie meinen, Linden, daß meine Berechnungen ziemlich genau zutreffen?" fragte Sontheim, der jetzt mit seiner Cigarre zurechtgekommen war; sie hatte nicht brennen wollen.

* * *

Am anderen Tage hatte die kleine Hanna Kopfweh und Fieber.

„Mein süßer Liebling, du sollst zu

Bett, dann wird es gleich besser," sagte Ina.

„O, liebe gute Mama, laß mich auf deinen Schoß; ich wollte so gern, so gern bei dir sein!" bat das Kind.

Sie willfahrte der flehentlichen Bitte, nahm die kleine liebliche Tochter auf den Schoß und saß mit ihr am Fenster, auf Sontheim zu warten, da sie anfing, sich zu beunruhigen.

Sontheim kam und sandte sofort zum Hausarzt. „Hat Linden Bücher geschickt?" fragte er. Ina verneinte.

Er wollte auch, Hanna solle zu Bett; aber die Kleine bat wieder sehr und Ina bat mit. „Bis der Doktor kommt." Sontheim ging im Zimmer auf und ab, in Erwartung des Arztes.

„Da kommt er!" sagte sie dann.

Sontheim, meinend, es sei der Arzt, trat zu ihr und zu dem Kinde: „Da kommt der Doktor, Liebchen!"

„Nein, Papa, Moritz ist's!" rief Rudi vom anderen Fenster her.

Sontheim sah hinaus. „Das ist ja gar nicht der Doktor!" rief er mit scharfem Ton. Ina hörte seine Gereiztheit sofort.

„Du fragtest nach Büchern von Linden!" erwiderte sie. „Doch da ist auch der Doktor, gottlob!" setzte sie hinzu.

Eine bange, sorgenvolle Zeit folgte. Die kleine Hanna wurde todeskrank, Rudi legte sich auch, und als Hanna unter unsäglichen Schmerzen und Ängsten dem Tode glücklich abgewonnen war, rang der herrliche Junge wie ein tapferer Kämpfer wochenlang mit der dunklen Macht, die ihn hinabzuziehen drohte in ein frühes Grab.

Unaussprechlich qualvolle Zeit für die Herzen der Eltern! Jeden Tag von neuem dies schreckliche Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung.

Ach, wer diese Sorgen kennt! — Linden wachte, sorgte, litt mit ihnen.

Und immer noch lag der Knabe in unleugbarer Gefahr, da mußte Sontheim reisen; die Kommission trat zusammen.

Es war keine Möglichkeit, sich dieser Notwendigkeit zu entziehen.

„Ich bitte Sie, Linden, telegraphieren Sie mir jede Stunde," bat er mit zitternder Herzensangst. „Aber Wahrheit, Wahrheit!"

„Jede Veränderung, jedes schlimme, jedes gute Zeichen, verlassen Sie sich darauf!" versprach Linden, und Sontheim wußte, das Wort war so gut wie ein Eid.

So reiste er.

Die Nacht verlief so günstig wie noch keine einzige. Um Mitternacht und dann um zwei Uhr erhielt Linden durch den Sontheimschen Diener Nachricht; die Telegramme gingen mit gutem Trost ab.

Am anderen Mittag sah Linden Ina und das Kind. Sie war so bleich wie eine Lilie, ihre Augen hatten tiefe dunkle Schatten.

„Er schläft!" sagte sie mit glücklichem Lächeln, „er hat die ganze Nacht und immer weiter geschlafen. Der Doktor sagt, es sei viel besser mit ihm."

Die Züge des Kindes waren ruhiger, friedlicher; man sah, die Krankheit hatte nachgelassen.

„Wie wird Sontheim aufatmen!" sagte Linden frohen Herzens.

„Morgen mittag komme ich wieder!" Damit schied er.

— — — — — — — — — — — —

Es war Mittag des anderen Tages, und er war gekommen.

„Treten Sie ein! Er ist wach! Er ist besser! Die Gefahr ist vorüber!" rief ihm Ina entgegen. „Sontheim kommt gegen Abend; er kann sich bis morgen mittag frei machen! Soeben kam ein Telegramm," erzählte sie dann im Vorangehen.

Sie führte ihn an Rudis Bett.

„Moritz!" lächelte todesmatt der kleine Kranke; „Moritz hier bleiben!"

„Ja, mein Junge, mein prächtiger, lieber Junge!" sagte Linden ganz weich von plötzlich ihn überkommender Rührung.

Er mußte sich neben dem Bett niedersetzen. Das Kind griff matt nach seiner Hand; er gab sie ihm. Ina saß auf der anderen Seite.

„Wie mager und bleich unser Liebling ist!“ flüsterte sie.

„Mamas Hand auch!“ suchte Rudi nach ihrer Hand. Dann hielt er so die Hände der beiden in seinen kleinen durchsichtigen Fingern und lächelte sie so selig und befriedigt an, daß Ina sich zu ihm niederbeugte und ihn küßte.

„Moritz auch!“ bat Rudi.

„Mein Rudi!“ Linden hatte ihn geküßt.

Aber der Ton, mit dem er diese zwei Worte ausstieß, war ein seltsamer, sehr seltsamer! Es war, als träfe ein Pfeil die junge Mutter auf der anderen Seite des Bettchens; wie ein Blitz fuhr es zwischen ihnen nieder.

Dann richtete Linden sich empor — hastig — glühend rot. Scheu und zögernd sah er sie an, wie im Todesschrecken, sie ihn und dann —

Als halte die Zeit — die Natur den Atem an — ihr Herz den Schlag — so war's; — Sekunden nur — Sekunden, in denen ein Leben liegt — Sekunden, in denen ein Blick mehr sagt als tausend Worte.

Totenstille! — Rudi hat ihre Hände in seinen Händchen zusammengefaßt — er schläft ein.

Bebend — fassungslos — keines Wortes mächtig sitzen sie da — nur eines wissend und fühlend: sie lieben sich! Die Liebe ist da! — Wie ein Blitz ist sie gekommen — ungeahnt — ungerufen — unabweisbar!

O nein — nein! — Jetzt wissen sie es ohne Worte auch schon: sie haben sich, ohne es zu ahnen, längst geliebt!

Es rauscht und braust und singt und klingt um sie her wie das dämonische Lied des Wasserfalls; unfaßbare himmlische Melodie, wie von Engelstimmen, tönt dazwischen, und tief aus den Herzen da jubelt und jauchzt es: die Liebe — die Liebe! Ihre Seelen zittern und beben vor Wonne und Glück. Und dann! Wie die Tuba des Weltgerichts, wie die furchtbare Stimme des ewigen Richters, des unbeirrbaren, heiligen in der eigenen Brust, klingt es zu ihm herauf: Deines Freundes Weib!

Und zu ihr: Bleibe fest in der Liebe!

Sie hat das schöne Antlitz in beide Hände vergraben. „Gott hilf! Gott hilf mir! Laß mich nicht wanken in der Pflicht!“ Sie sagt es nicht, sie denkt es nicht, ihre Seele schreit es wie in Todesangst.

„Ina!“ Ein Wort nur ist es, ihr Name nur. Auch in einem einzigen Wort, einem Ton kann eine Welt liegen, eine Welt voll Leid und Entsagen.

Sie blickt auf. Sie fühlt, sie hat nichts zu fürchten. Und nun — nichts mehr in beider Augen von dem süßen Erschrecken der Liebe! Tief ernst, betrübt bis zum Tode sehen sie sich an.

„Ina, ich gehe! Ich darf Sie nie wiedersehen!“ sagt er langsam und leise, und selbst seine Lippen sind schneebleich.

„Niemals!“ haucht sie zustimmend, aber ihr Ton ist fest. Und dann birgt sie wieder das Gesicht in den Händen, und wie ein Krampf schüttelt sie das Entsetzen und der wilde, wahnsinnige Schmerz.

Er hat sich erhoben, indem er leise, behutsam seine Hand aus der des Kindes zieht.

Nun steht er gerade, hoch aufgerichtet neben dem Bett und blickt zu ihr hin mit Augen, in denen der Wahnsinn der Leidenschaft aufglüht.

Aber — des Freundes Weib!

Ihm ist, als müsse er zu ihr hinstürzen — nur einmal — ein einziges Mal ihre Hand zu berühren, zu küssen.

Doch nein, nein! — Die Zähne schlagen ihm aufeinander vor verzweiflungsvollem wildem Schmerz.

Noch einen Blick — einen letzten, langen Blick! — Da ist er an der Thür.

Sie hört ihn gehen. Wenn sie jetzt den Kopf hebt, so kehrt er um, liegt zu ihren Füßen!

„Gott hilf mir! Erbarme dich meiner!“ Da geht die Thür; nun schließt sich dieselbe.

„Mein Kind! Mein Kind, rette mich!“ schluchzt sie in wilder Verzweiflung und

an dem Bettchen mit unterdrückter Stimme; auf die Knie sinkend, nimmt sie ihres Knaben Händchen in die ihrigen und birgt die weinenden Augen in seinen Kissen.

Die Hausthür fällt zu — Lindens Schritte klingen von der Straße herauf — wie kennt sie dieselben aus allen anderen heraus!

Er geht — auf immer!

Sie horcht — horcht atemlos, bis der letzte leiseste Ton verklungen ist.

Ist es denn wahr, daß er nun nie wiederkommt? Niemals? — Wie soll das möglich sein? „Niemals!" hört sie die eigene Stimme wieder sagen. Wie hat sie nur die Kraft gefunden, das Wort zu sprechen?

Sie sinnt und sinnt. — Endlich weiß sie's: ihr guter Engel sprach es.

Und Rudi schlief und schlief so süß und sanft, daß die einsame Frau — frei von der Angst um ihr Kind — nur denken durfte, denken und weinen und beten — beten um ein reines Herz.

— — — — — — — — — — —

Am Abend kam Sontheim zurück; sein Sohn war gerettet.

Daß Ina so bleich und matt und apathisch erschien, war kein Wunder. Armes, liebes Weib!

Er ging auf sein Zimmer. Was wird Linden sagen zu den interessanten und hochwichtigen Nachrichten, die er mitbringt! Es ist doch ein anderes, so in der Residenz zu leben, im Mittelpunkt der Begebenheiten zu stehen! — Er hat ihm viel zu erzählen.

Sein Diener bringt einen Brief, der schon vor einer Stunde abgegeben wurde.

Von Linden? Er wird also verhindert sein zu kommen?

Sontheim hatte den Brief geöffnet — er las, wurde sehr rot, dann bleich, und las wieder; rasender Zorn, wütende Leidenschaft jagen sich auf seinem Gesicht.

Dann springt er auf, geht in heftiger Aufregung in seinem Zimmer hin und her, wohl eine Stunde lang.

Wieder und immer wieder greift er nach dem Briefe und liest:

„Mein Freund!

„Ich reise in der nächsten Viertelstunde ab, um selbst beim Minister meine sofortige Versetzung zu erbitten.

„Es muß sein, Sontheim; in gewissen Kämpfen des Herzens hilft uns nichts zum Siege als die Flucht. — Leben Sie wohl! Wir werden uns in Jahren vielleicht erst wiedersehen. Fragen Sie nicht, bemitleiden Sie mich und helfen Sie mir, meine Beziehungen hier so zu lösen, daß mich nichts hierher zurückzwingt als — eben mein Herz, und mit dem werde ich fertig werden, so oder so! Da haben Sie die Wahrheit. Gott sei mit Ihnen, Sontheim, mit Ihnen — und Ihrer Ina. Ich darf mir nicht einmal den Trost gönnen, Sie um Briefe zu bitten! Die Kinder werden Moritz nicht vergessen, thun Sie es auch nicht!

Ihr treuer Linden."

Sontheim sieht jetzt alles! O, wie konnte es denn sein, daß er Linden, den frohen leichtherzigen Linden, nicht eher erkannte? Jetzt sah er, daß es gar nicht anders hatte kommen können. Das tiefste Mitleid gesellt sich der Hochachtung. „Braver Mann! Treuer Freund!" murmelt er immer wieder.

Aber Ina? Wie ist es mit ihr? Ahnt sie? Weiß sie?

Er will sie sofort fragen — möchte dann aber wieder um keinen Preis sie aufmerksam machen, falls sie nichts ahnen sollte. Und wenn gar sie diese Liebe Lindens erwiderte? Ja? — Nein! nein!

Eifersucht schlägt doch immer wieder ihre Krallen in sein Herz. Was hat er davon, daß sie beide ehrlich und rechtschaffen sind, wenn sie sich dennoch lieben, wenn Linden ihm Inas Herz gestohlen hat?

Und „Da ist er!" — so rief sie, und nur einer konnte für sie „er" sein! Wie war ihr Ton damals so freudvoll und hell! — Wie? War sie nicht anders geworden — heiterer, frischer, seit Linden in ihr Haus kam?

Er grübelt die ganze Nacht, am Bettchen seines Sohnes sitzend, über dies

alles nach, während Ina den tiefen Schlaf völliger Erschöpfung schläft.

Wie bleich sie aussah, als er ankam!

Er nimmt die Lampe und schleicht an ihr Bett. — Sie liegt mit gefalteten Händen, leidend und blaß aussehend da. Wenn sie auch krank würde? — Wenn sie stürbe? — Sollte dies schöne Gesicht lügen wie so manches Frauenantlitz?

Es ist ein qualvolles Grübeln und Sinnen und Sorgen in ihm. Er fühlt, daß es unedel wäre, zu zweifeln, und doch kann er nicht atmen vor immer wieder erwachendem wildem Zorn und argwöhnischer Eifersucht.

Am anderen Morgen früh muß er wieder fort. Er kann sich nicht entschließen, Ina von dem Briefe zu sagen. Sie sieht gar zu krank und matt aus. — Ahnt sie, weiß sie, daß Linden abgereist ist? Hat sie ihn vielleicht gar fortgeschickt?

Mit dieser Höllenpein im Herzen reist er ab. Sein einziger Trost ist, Linden hat noch gestern abend die Stadt verlassen, der Pedell brachte ihm verschiedene Schlüssel desselben. — Sontheims Abschied von Ina ist kalt und kurz; sie scheint davon verletzt — oder ist sie beunruhigt? Hat sie ein böses Gewissen?

* *
*

Monate sind vergangen.

„Die armen Sontheims! Sie haben einen schweren Winter gehabt; erst die Kinder so krank, dann die Frau! — Nun, Gott sei Dank, jetzt ist's überwunden, sie sind heute zuerst wieder ausgefahren. Frau Ina sah wohl sehr blaß aus, aber sie lächelte doch und freute sich über ihre Kinder!" so erzählte man sich im Freundeskreise.

Schwere Monate waren es freilich gewesen, doppelt schwer, weil Mann und Frau sich mühen, einander durch Liebe und Güte und Nachsicht das Leben so leicht wie möglich zu machen. Verlorene Liebesmühe!

Und so gehen sie nebeneinander her, freundlich, teilnehmend, eins für das andere; nur ein Name wird nie mehr zwischen ihnen genannt: Linden. Als sei der, welcher diesen Namen trägt, nie gewesen, so tot und verschollen ist er für sie. Und doch fehlt er ihnen schmerzlich. Ina wußte von Anfang an, daß Sontheims Argwohn sich gegen sie kehrte; sie beugte das Haupt und schwieg, denn ohne je auch nur in Gedanken gesündigt zu haben gegen die Treue, wie hätte sie sich unschuldig nennen können?

Daß sie alles that, Lindens Bild aus ihrem Herzen und ihrer Erinnerung zu verbannen, an ihn nur zu denken als an einen lieben, für immer geschiedenen Freund — war es mehr als die einfache Pflicht?

Daß er an Sontheim geschrieben, erfuhr sie nicht. Wie dieser sich Lindens plötzliche Abreise, das Ausbleiben jeder Nachricht von ihm erklären möchte, blieb ihr ein Rätsel.

Nie fragte ihr Gatte; darum konnte sie auch nie den Mut finden, von dem zu reden, an den sie beide doch so oft dachten. Fremde Menschen sah sie nicht, da der Arzt ihr die tiefste Stille und Ruhe verordnet hatte. Sie war nicht schwer krank geworden, aber monatelang zehrte eins dieser schleichenden Fieber an ihr und machte sie schnell so matt und gleichgültig gegen alles, daß sie selbst nicht mehr die Kraft hatte, Schmerz und Leid zu empfinden. In gedankenträger unendlicher Schwäche hatte sie dagelegen; man ängstigte sich ernstlich, ob ihre Körperkräfte aushalten würden.

Und sobald Sontheim seiner Pflicht als Kommissionsmitglied genügt hatte, kehrte er zurück, um sich ihrer Pflege zu widmen.

War sie krank, weil ihr Herz sich sehnte? starb sie in dem Schmerz um Linden?

Das war ein furchtbarer Zweifel, der ihn fast wahnsinnig machte. Wenn er an ihrem Bette saß, das Herz voll Sorge und Liebe um sie, ertappte er sich doch immer wieder, wie er sie heimlich belauschte, ihre Mienen, ihre Blicke, ihren unruhigen fiebernden Schlaf sogar, in

dem sie oft abgerissene Worte nur murmelte. Er errötete vor sich selbst und fühlte sich doch unendlich erleichtert, daß er niemals seinen Argwohn bestätigt fand.

Endlich siegte Inas Jugend. Das erste, was sich ihrem Wahrnehmungsvermögen aufdrängte, war Sontheims sich aufopfernde Liebe und sein unermüdliches Sorgen um sie.

Das rührte sie unbeschreiblich. — „Du guter, lieber Mann!“ dankte sie ihm, und ihre Thränen flossen. Ach, ihr war so weh — um ihn!

Hätte sie nur nicht geweint in ihrer übergroßen Schwäche und der dankbaren Rührung ihres Herzens.

Seine Freude über dies erste zärtliche, gute Wort wurde sofort durch ihre Thränen gelöscht.

„Weint sie um ihn?“ fragte er sich.

Sie war so weich, für jede Kleinigkeit so innig dankbar, sie wandte ihm alle Liebe ihres Herzens wieder zu, denn war er nicht von allen Menschen auf Erden ihr der nächste, war er es nicht, dem sie alles zu danken hatte, was das Leben ihr gewährt? Und hätte sie seine Liebe verkennen können?

Aber seine ruhige, kühle Freundlichkeit hielt ihre wiedererwachende Wärme nieder. Sie hätte nie sagen können, daß er es an Güte und zarter Fürsorge fehlen ließ, und doch war zwischen ihnen alles anders geworden, ganz anders.

Hätte sie nur den Mut gefunden, offen von Linden zu sprechen! Aber das ging über ihre Kräfte; sie hatte überwunden, aber sie durfte kaum mit einem leisen Gedanken an dies alles rühren, geschweige mit einem Wort.

Und daß sie nie fragte, das sagte Sontheim alles! O nein, das sagte ihm tausend schlimme Dinge, von denen er selbst überzeugt war, sie waren falsch, sie waren nur die Ausgeburt einer unsinnigen Eifersucht.

Dennoch that es ihm wohl, Inas demütige, zarte Liebe wieder zu empfinden. Sein Herz wallte oft hoch auf vor Glück und Freude darüber; aber dann raunte ihm sein Dämon zu: „Das ist alles nichts, ist nur die Gewohnheit, die Anlehnungsbedürftigkeit der Frau.“

Unter diesen stillen Schmerzen und dem dumpfen Druck, der alle echte Freudigkeit, alles Vertrauen lähmte, war Ina genesen, ihre Kräfte begannen sich endlich fühlbar zu heben.

Da fuhr wie ein elektrisches Fluidum die Überzeugung durch das ganze deutsche Vaterland, es werde neuen Krieg geben, Krieg mit Frankreich, und ehe man den Gedanken nur klar ausgedacht, war die Kriegserklärung, die ganze herzerschütternde Erhebung „Alldeutschlands“ erfolgt.

Sontheim stand durch jene Kommissionsarbeiten plötzlich im Mittelpunkt der Vorgänge. Ina folgte ihm mit den Kindern in die Residenz, und dann kehrten sie alle nach Wochen erst in die Heimat zurück.

Wer jene große Zeit erleben durfte, den werden dereinst Kinder und Enkel preisen und beneiden! Sontheim und Ina nahmen mit ganzer Seele teil daran.

Ina fragte nicht, aber eine sonderbare, durchaus nicht zu erklärende Gewißheit sagte ihr, Linden sei mit nach Frankreich gezogen. Dann fiel ihr jener flüchtige Moment ein, da sie den Krieg geahnt, da sie jenes Bild von dem toten Soldaten vor ihrer Phantasie auftauchen sah. Aber keine Nachricht brachte ihr irgend welche Gewißheit. Sie bangte um ihn wie um einen auf immer Geschiedenen.

So kam der Tag von Mars-la-Tour und — einige Zeit darauf an Sontheim ein Brief, aus dem ihm eine Einlage, an ihn adressiert und gesiegelt, entgegenfiel.

Ein alter schmerzgebrochener Mann, Lindens Vater, meldete den Tod seines einzigen Sohnes.

„Er hätte nicht mitziehen brauchen,“ schrieb der alte Herr, „aber er eilte, einer der ersten, sich die Erlaubnis zur Teilnahme am aktiven Dienst zu erbitten, und man hat sie ihm gewährt. Ich aber habe — nicht willigen Herzens, mein werter Herr, denn das Fleisch ist schwach! aber in Ergebung — mein Liebstes, mein

einziges Kind meinem Vaterlande zum Opfer gegeben. Bei Mars-la-Tour ist mein Moritz den Heldentod gestorben, einen erbeuteten feindlichen Adler in der Hand. — In seinem Tische fand ich den angelegten Brief. — Hat er seinen Tod geahnt? Zu seinem alten Vater hat er immer nur in fröhlicher Siegeshoffnung gesprochen.

„Ich weiß, Sie, werter Herr, und Ihre verehrte Frau Gemahlin waren seine liebsten Freunde. Ihres Anteils an meinem Schmerz bin ich gewiß."

Der Brief Lindens enthielt nur wenig Worte:

„Ich reise zur Armee ab! — Gönnt mir ein liebevolles Gedenken!

Treu bis zum Tode

Euer Moritz!"

Als Sontheim zu Ina kam, war er sehr blaß und erschüttert.

„Ina, ich habe Nachricht von unserem Freunde; Linden ist in den Krieg gezogen!" sagte er sehr weich.

Sie wußte sofort, was er noch zurückhielt.

„Er ist tot?" fragte sie mit tonloser Stimme.

Ihr Gatte nickte stumm; ihm flossen die Thränen in den Bart.

Ina aber hatte keine Thränen. Wie in Ekstase schaute sie gen Himmel und erzählte, als sei jetzt das Reden davon ihr ein heiliges Recht, rückhaltlos nun endlich ihrem Gatten, wie es gekommen und wie tapfer der Tote den größten Sieg errungen: den über sich selbst.

Sontheims aufrichtiger Schmerz gab dem ihrigen nichts nach, sie trauerten in Wahrheit gemeinsam. Jetzt, nun sie endlich wieder von ihm redeten, fühlten sie erst ganz, was er ihnen gewesen und wie leer ihnen die Welt durch sein Scheiden geworden.

* * *

Jahre sind vergangen. Sontheim und Ina sind in Liebe und Vertrauen inniger als je vereint und leben jetzt mit ihren heranwachsenden Kindern auf dem ererbten väterlichen Gute.

Schloß Dürrstein liegt vereinsamt; es soll verkauft werden, sobald sich ein Käufer meldet; da die neue Eisenbahn an Dürrstein vorüberfährt, ist immerhin Aussicht dazu. Der Urgroßpapa, der siegreich all die schrecklichen Krankheiten überwand, womit seine Einbildungskraft ihn ängstigte, war der Altersschwäche doch auf die Dauer nicht gewachsen. Friedlich entschlummert fand Tante Minona ihn eines Morgens in seinem Sessel am Kaminofen.

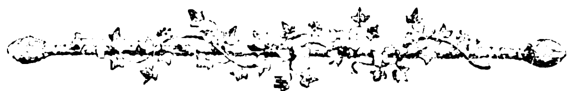
Die kurze Meerschaumpfeife fiel der kleinen alten Amazone vor Schreck darüber aus dem Munde und zerbrach in tausend Stücke. Dieser doppelte Verlust war mehr, als Minona zu ertragen vermochte; sie ließ einige Monate den Kopf hängen, und dann war's auch mit ihr vorbei.

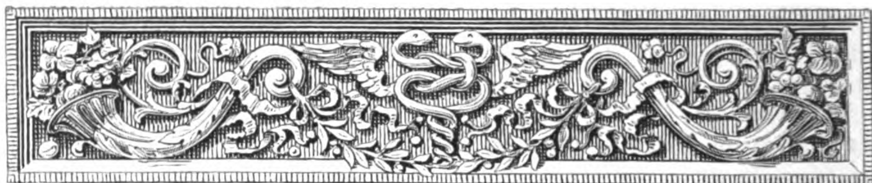
Tante Adelgisa allein lebt noch, aber jetzt dauernd im Kloster. Als sie zum letztenmal Sontheims besuchte, war Hanna sechzehn Jahre alt geworden.

„Du weißt noch nicht, armes Kind," sagte die Stiftsdame, „wie schlecht die Welt ist, die Männer zumal taugen alle nicht."

„Aber Papa doch, Großtantchen?"

„Natürlich, der macht eine rühmliche Ausnahme, aber die Ausnahme eben bestätigt die Regel!"





Zur Erinnerung an Gustav Nachtigal.

Von

Alfred Kirchhoff.

Die Morgensonne des letztvergangenen 20. April strahlte freundlich vom blauen Himmel hernieder auf den nur in sanftem Wellenspiel bewegten Ocean im Süden der Oberguinea-Küste. Die „Möwe" durchschnitt das ruhige Gewässer, Land außer Sicht, westwärts steuernd, um bald den Lauf entsprechend der Umbiegung der afrikanischen Küste von Liberia an gen Nordwest zu nehmen, denn man befand sich auf der Heimreise nach ereignisvoller jähriger Abwesenheit, etwa vierzig deutsche Meilen gen Süd entfernt vom Palmas-Kap. Aber der beste Mann, den die „Möwe" vor Jahresfrist zu Lissabon an Bord genommen, um ihn zu dem großen Werk der Grundlegung der deutschen Reichskolonien in Westafrika von Strand zu Strand, von Triumph zu Triumph zu tragen — er sollte nicht mit heimkehren. Er lag todesmatt auf seinem Lager; die günstige Witterung hatte gestattet, ihn frei auf Deck zu betten. Dort unter einem leichten Sonnenzelt hat Gustav Nachtigal die letzten schmerzensvollen Tage seines Lebens auf dem Krankenbett zugebracht, während dann und wann eine leise Seebrise Kühlung ihm zufächelte. Er hat es schon am 19. April gefühlt, daß diese Reise, von der er so zukunftssicher gehofft, sie werde ihn der heißersehnten deutschen Heimat rasch zuführen, seine letzte sein müsse; im Vorgefühl des herannahenden Todes diktierte er an diesem Tage sein Testament, und bereits tags darauf steuerte die „Möwe" aufs Palmenkap zu, um dort den Leichnam des bis in den Tod Getreuen, statt ihn nach Seemannsbrauch in der See zu versenken, in afrikanischer Erde zu bergen. An jenem friedenstrahlenden Morgen um halb acht Uhr ist im Beisein des Kommandanten und des Schiffsarztes der „Möwe" Gustav Nachtigal sanft verschieden als ein Opfer des schlimmen Malaria-Fiebers, dessen Gift während seines letzten Verweilens im amtlichen Dienst zu Kamerun seinen Körper ergriffen hatte.

Einen Wunsch hatte somit das Schicksal unserem Nachtigal erfüllt: den oft von ihm geäußerten Wunsch, des Lebens Becher nicht bis zur schalen greisenhaften Neige leeren zu müssen. „Den Tod fürchte ich nicht, aber das Alter," pflegte er wohl zu sagen. Kaum zwei Monate vor seinem Tode hatte er erst das einundfünfzigste Lebensjahr vollendet. In vollrüstiger Manneskraft ist er von dannen geschieden. Er war bis zu Ende eine mannhafte Erscheinung. Nicht groß von Gestalt, aber untersetzt, von vollem Ebenmaß des Körperbaus, mit aristokratisch zierlichen Händen wie Füßen, vornehm ruhigen Benehmens, aber straffen Schrittes — so steht er uns noch vor der Seele. Seinem Antlitz verlieh das unergraute schwarze Haar, das, obwohl kurz gehalten, natürliche Lockenwellen zeigte, etwas

Jugendliches; im Gesicht jedoch konnte man die Leiden, Drangsale und Gefahren seiner heldenmütig überstandenen vieljährigen Forschungsreise durch Sahara und Sudan lesen: es hatte etwas Verwittertes, die Hautfarbe war graugelblich ohne frisches Wangenrot, der Gesichtsausdruck meist ernst; fest und scharf blickten die etwas tief liegenden schwarzen Augen drein, aber wie glänzend konnten sie auch helle Freude blitzen, wenn sich die Lippen unter dem vollen Schnurrbart zu freundlichem Lächeln verzogen! Und wie gern war Nachtigal fröhlich, so gewiß in seinem arbeitsreichen Leben der frohen Muße weniger war als der Sorge und der Mühe! Sein Gemüt war zu fast kindlichem Frohsinn geneigt, sein gutes Herz machte ihn zum Kinder-, ja zum Tierfreund; und doch verschenkte er als eine durch und durch vornehme Natur, ein vorzüglicher Menschenkenner, seine Freundschaft durchaus nicht an jedermann, nie an Unwürdige. Wem er aber einmal die Freundeshand gereicht, dem bewahrte er die Treue so schlicht und bieder ohne Falsch, wie er in all seinem Schaffen für Staat und Wissenschaft ein Muster gewissenhaftester Pflichterfüllung abgab.

War er doch ein Sohn der Altmark, also landsmannschaftlich aufs engste verwandt mit unserem Reichskanzler, nächst dem er ohne Zweifel das meiste zu guter Letzt beigetragen hat, Deutschland groß und mächtig zu machen über See. In dem Dörfchen Eichstedt unfern von Stendal ist er geboren, und zwar gleich Lessing und so vielen anderen Geisteshelden unseres Volkes unter dem bescheidenen Dach eines dörflichen Pfarrhauses. Früh verlor er den Vater, indessen seine Mutter leitete aufs sorgfältigste die Weitererziehung; wohl manchmal hat sie dem mutwilligen Knaben zu wehren gehabt, wie nachmals bis in afrikanische Fernen die mütterlichen Sorgen den längst zum Mann gereiften Sohn begleiteten; aber dafür blieb ihr dieser Sohn auch aufs herzlichste für die Dauer verbunden: sein größter Seelenschmerz, da er, zurückkehrend von seiner großen Reise, Weltruhm wie im Sturm gewann, ist es sicher gewesen, daß er damals seine alte Mutter nicht mehr am Leben fand. — Ein allzu fleißiger Schüler des Stendaler Gymnasiums, das er bis 1852 besuchte, scheint Nachtigal nicht gewesen zu sein. Im ersten Bande seines Reisewerkes erzählt er von dem Unbehagen, das er auf der Stendaler Schulbank über die Gedächtnisanforderungen seines Geschichtslehrers empfunden, wie er viel lieber ein paar Römerschlachten mit geschlagen, als sie alle auswendig gelernt hätte. Es war die Zeit, wo man auf unseren Gymnasien noch mehr als jetzt über der Geschichte die Geographie vernachlässigte. Mit dem ihm eigenen freundlichen Humor flicht Nachtigal in seine Schilderung des Ansichtigwerdens des Tsad-Sees nach der Überwindung der großen Wüste eine geographische Schülererinnerung an Stendal in seinen Reisebericht; doch es ist nur die Erinnerung an eine alte Wandkarte von Afrika, die da im Klassenzimmer hing und beinahe einem leeren Bildrahmen glich: der Tsad-See aber schaute wie ein einsames Cyklopenauge aus dem Leeren heraus. „Oft," gesteht Nachtigal, „hatte ich in langweiligen Schulstunden träumerisch seine Konturen betrachtet, welche damals mit dem fabelhaften Mondgebirge allein das weite weiße Innerafrika auf den geographischen Karten zierten".

Nachdem das Abiturientenexamen auf dem Stendaler Gymnasium bestanden, widmete sich Nachtigal dem Studium der Medizin. Als Achtzehnjähriger bezog er die Universität Berlin, ging dann nach Halle, von da nach Würzburg, endlich nach Greifswald. Er war ein flotter Corpsstudent, jovialster Gesellschafter und tüchtiger Schläger; noch heute gedenken seine weit durch Deutschland nun verstreuten Corpsbrüder seiner mit ehrlicher Begeisterung, wie er in echt deutscher Studentenweise leichten Herzens (und ach nur zu oft auch rasch erleichterten Beutels!) ins Leben schaute, brüderlich selbstlos gegenüber seinen Kommilitonen, him-

melweit entfernt von eitler Überhebung und berechnendem Strebertum.

Als wissenschaftlicher Forscher ging Nachtigal nicht gerade in den Ernst des Lebens hinüber, trotz der vielen, auf vier Hochschulen verbrachten Studiensemester. Seine Greifswalder Doktor-Dissertation gehört anscheinend zu jener Legion medizinischer Inauguralschriften, bei denen der unerfahrenste Antiquarhändler ein saures Gesicht macht, selbst wenn er sie nur in der Masse von anderem mit in den Kauf bekommt, und von denen man so wenig spricht wie von den allertugendhaftesten Frauen. Indessen kam sein feiner Beobachtungssinn, seine verständige Nüchternheit, die Kunst, Menschen zu behandeln und zu durchschauen, der praktischen Ausübung des ärztlichen Berufes zu statten. In der gedrückten Zeit der ausgehenden fünfziger Jahre sich auf irgend einen kleinen Ort zurückzuziehen und, wie er ironisch es selbst ausdrückte, dort auf möglichst allseitige Leiden seiner nächsten Mitmenschen zu spekulieren in eifersüchtigem Mitbewerb mit den nächstwohnenden oder am gleichen Ort hausenden Kollegen um die Kundschaft — dazu fehlte ihm alle und jede Neigung. So schlug er denn die militärärztliche Laufbahn ein. Vom Frühjahr 1858 ab fungierte er als Militärarzt in Köln-Deutz. Bald jedoch zeigten sich bedenkliche Spuren eines Lungenleidens bei ihm. Allerdings ging die Besorgnis fehl, daß es Lungentuberkulose, Schwindsucht sei; das Leiden enthüllte vielmehr nachmals seinen Charakter als eine schleichende, chronisch gewordene Lungenentzündung. Indessen ließen doch bedrohliche Anzeigen der Krankheitssteigerung einen Klimawechsel ratsam erscheinen. Ein Blutsturz, der ihn gerade während eines Besuches in der altmärkischen Heimat überfiel, bestimmte schließlich seinen Entschluß, den preußischen Militärdienst zu verlassen und dem Süden zuzueilen.

Gegen Ende des Jahres 1862 landete er an der Küste von Algier, hielt sich dort, namentlich in der Provinz Constantine, einige Zeit auf (während welcher er u. a. den Grund legte zu seiner vollkommenen Beherrschung der französischen Sprache) und begab sich im folgenden Jahre nach Tunis. Dort erlangte er seine volle Gesundheit wieder. Dieser Umstand zusammen mit dem unverfälscht morgenländischen Leben des damaligen Tunis, das von vornherein so große Anziehungskraft auf ihn geübt, machten ihm diese Stadt lieb; ja, er ließ sich daselbst häuslich nieder und zwar wieder als Arzt. An der Seite eines zum Christentum übergetretenen Juden, der im Dienste einer englischen Missionsgesellschaft Judenmission trieb, war er von Algerien nach Tunis gekommen; durch ihn hatte er zuerst im Judenquartier eine Art Hausierpraxis begonnen, von der er freilich zunächst an Stelle jeglichen Entgelts (vielmehr verabreichte er anfangs auch noch die Medikamente geschenkweise) nur vielbeiniges Ungeziefer mit nach Haus brachte, mitunter „mächtig große, wahre Prachtexemplare“, wie er mit zoologischer Genugthuung scherzend an seine Verwandten in der Altmark schrieb. Bald aber trat er dem Hofe des regierenden Bei näher: er zeichnete sich als freiwilliger Arzt im Feldzuge von 1864/65 gegen aufständische Stämme des Landesinneren aus und erhielt eine Anstellung als Leibarzt des Beis.

Für die Dauer vermochte ihn das Tuneser Leben nicht zu befriedigen. Es fehlte zu sehr an geistiger Anregung, seitdem die Eigenart des Landes und Volkes für ihn den Reiz der Neuheit eingebüßt hatte; vornehmlich jedoch war es der jäh über das von der Natur so reich gesegnete Land hereinbrechende Verfall, der ihm den Weiteraufenthalt verleidete. „Unter einem gutmütigen Herrscher,“ berichtet Nachtigal selbst, „von betrügerischen Würdenträgern verwaltet und von europäischen Spekulanten und Wucherern ausgesogen, brachte eine mehrjährige Dürre das Land an den Rand des Abgrundes. Bis in den Anfang der sechziger Jahre ohne irgend eine Schuldenlast, war der bedenk-

liche Weg der europäischen Anleihen kurz vor meiner Ankunft betreten und in wenigen Jahren von der gewissenlosen Regierung eine unerträgliche Schuldenlast kontrahiert worden. Die Einwohner wurden auf das nichtswürdigste ausgebeutet; der Ackerbau minderte sich um das Zehnfache gegen früher.“

Der Sieg über die Rebellen von 1865 hob augenblicksweise den gesunkenen Kredit, das aber beschleunigte nur die immer näher rückende unabwendbare Katastrophe; denn um den neuen Millionen-Anleihen wenigstens durch leidlich ordnungsmäßige Verzinsung gerecht zu werden, preßte die allein von der Hand in den Mund lebende Regierung den aufs äußerste erschöpften Provinzen die letzten Kräfte ab. Auf mehrfache Mißernten — die natürlichen Folgen der Dürren — folgte nun gar 1866 eine ganz Tunis verheerende Cholera-Epidemie und — um die Entmutigung der unglücklichen Bevölkerung zur Verzweiflung zu steigern — im darauffolgenden Winter abermaliges Ausbleiben der befruchtenden Winterregen und somit Ausbruch einer furchtbaren Hungersnot, zu der sich alsbald der Hungertyphus gesellte. Aus den Moscheen und religiösen Herbergen wurden die Verstorbenen morgens gesammelt und auf Wagen zum Massenbegräbnis geführt; auf den Landwegen stieß man auf unbeerdigte, unförmlich geschwollene Leichname, und fern der Hauptstadt wurden hier und da Kinder geschlachtet und verzehrt.

Als da allmählich alle dem Lande den Rücken kehrten, die zur Rettung des Staates berufen schienen, aber nicht ans Steuerruder gelassen wurden und doch ihr eigenes Schicksal nicht nutzlos den unheilvollen Männern anvertrauen wollten, welche jenes in ihren leichtfertigen Händen hielten, bereitete auch Nachtigal seine Rückkehr nach Deutschland vor. Doch ganz plötzlich wandelt sich sein Plan durch ein Ereignis, das entscheidend werden sollte für sein Leben. Gerhard Rohlfs traf im beginnenden Winter von 1868 in Tunis ein. Er sollte Geschenke König Wilhelms von Preußen an den Sultan Omar von Bornu befördern zur Belohnung des treuen Schutzes, welchen dieser transsaharische Monarch deutschen Reisenden stets großmütig gewährt hatte; Rohlfs selbst hatte eine Expedition nach Tripolitanien und von dort weiter gen Osten vor, es handelte sich daher für ihn um die Wahl eines zuverlässigen Mannes, der von Tunis aus die Königsgeschenke ihrer Bestimmung zuführen sollte. Wir dürfen es Gerhard


Gustav Nachtigal.

Rohlfs niemals vergessen, daß er für diese Mission in Nachtigal den rechten Mann erkannte und dadurch in derselben Zeit diesen Genius auf die Forscherlaufbahn lenkte, als derselbe im Begriff stand, den afrikanischen Erdteil auf immer zu verlassen, um in irgend einer wahrscheinlich bedeutungslosen Stellung daheim der Wissenschaft und der Menschheit so gut wie verloren zu gehen, denen beiden er auf Afrikas Boden so Großes leisten sollte.

Hören wir nur, wie überaus bescheiden sich Nachtigal selbst über seine Befähigung zur Übernahme der besagten Aufgabe ausspricht: „Wenn früher nicht selten der Wunsch lebhaft in mir aufgestiegen war, mehr von dem geheimnisvollen Kontinent, auf dessen Nordküste mich das Schicksal geführt hatte, zu sehen, der, obgleich er Europa so nahe liegt, doch eine rätselvolle Sphinx für uns geblieben ist, so hatte ich doch in Rücksicht auf meine geringe Befähigung zu wissenschaftlichen Forschungsreisen diesem Gedanken zu entsagen gelernt. Mir fehlte Erfahrung im Reisen, und ich beherrschte keines der naturwissenschaftlichen Fächer — ein Mangel, welcher die Ergebnisse meiner späteren langen und mühevollen Wanderung in ihrem Wert nur allzusehr beschränkt. Trotz des Bewußtseins meiner wissenschaftlichen Unzulänglichkeit vermochte ich dieser sich darbietenden Gelegenheit, die mir im ungünstigsten Falle eine erinnerungsreiche Reise versprach, nicht zu widerstehen, zumal ich ohnehin meinen Aufenthalt in Tunis aufzugeben beabsichtigte. Es erschien mir als Pflicht, wenn kein Besserer gefunden würde, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, und mein ärztlicher Charakter und meine Kenntnis der arabischen Umgangssprache und mohammedanischer Sitte versprachen mir die Lösung der Aufgabe zu erleichtern."

Frohen Mutes, ohne zu ahnen, daß es eine fünfjährige Reise durch teilweise noch völlig unbekannte Teile des Inneren von Afrika, verbunden mit völliger Abgeschiedenheit von der europäischen Kultur, werden würde, trat Nachtigal, nur mit den notwendigsten Reisebedürfnissen versehen, seinen Zug durch die Wüste um die Mitte des Februar 1869 von Tripolis aus an. Ohne Gefahr wurde Murzuk, die Hauptstadt des noch unter türkischer Hoheit stehenden Fessan, erreicht, aber zur Weiterreise nach dem Sudan fand sich dort keine Karawane. Diese unfreiwillige Verzögerung benutzte Nachtigal zu jenem berühmten Intermezzo, der kühnen Seitentour gen Südosten ins Hungerland Tu, welches die Araber Tibesti nennen. Noch kein Forscher hatte dieses finstere Felsenlabyrinth mit seinen verräterischen Bewohnern betreten; gemieden und deshalb der Wissenschaft gänzlich verschlossen lag es wenige Tagereisen ab von der zur Zeit des Sklavenhandels so stark frequentierten Karawanenstraße von Fessan nach Bornu. Das kühne Abenteuer seines Zuges nach Tibesti (vom Mai bis in den Herbst 1869) hat Nachtigal zwar mit entsetzlichen Wanderstrapazen unter Hunger und Durst, ja mit mehrfach an ihn herantretender äußerster Lebensgefahr bezahlen müssen, aber es gründete dafür auch seinen Ruhm, es erfüllte ihn selbst mit Zuversicht auf seine physische und moralische Energie für die Zukunft. Noch in diesem Augenblick ist alles, was wir von dem schwarzen Felsenland mit zwei alpenhaft hohen Kegeln erloschener Vulkane, von seinem kärglichen Pflanzen- und Tierleben, von seinem merkwürdigen Volk wissen, allein das Ergebnis der Nachtigalschen Forschung. Daß die Teda, das heißt die Tubu Tibestis, gleich den übrigen bis nach Bornu hineinreichenden Tubustämmen keine Neger sind, sondern ein eigentümliches Hamitenvolk bronzefarbener Haut, hat uns Nachtigal gründlich dargethan; ihm verdanken wir die Einsicht, daß wir in den Tubus nicht, wie Frühere wollten, einen golfartigen Eindringling der Negerrasse ins Wüstengebiet zu erkennen haben, sondern umgekehrt ein Wüstenvolk, welches sich, bei der Zähigkeit und Schmiegsamkeit seiner Natur so gut passend ins Wüsten- wie ins Tropenklima, über den Südrand der Sahara gleich

einem Keil nach Tief-Sudan eingedrängt hat, wo das Mischvolk der Bornu-Neger noch deutliche Tubu-Elemente in sich birgt. Nachtigal leistete ein Meisterstück von Forschergeduld und Forschereifer, als er, förmlich zuletzt gefangen gehalten von den wahnwitzig beutegierigen Teda (die immer noch meinten, aus dem ausgeplünderten Fremden Schätze entlocken zu können), fortgesetzt treu beobachtete und seine Beobachtungen sorgsam notierte, während wochenlang die fanatischen Bewohner des Bardaï-Thales über sein Todesurteil verhandelten und ihn dabei fast Hungers sterben ließen. Er rettete sein Leben nur dadurch, daß er einen einflußreichen Edlen, welchen er als Wortführer bei jenen Debatten über sein eigenes Schicksal kennen gelernt hatte, bestach und mit seiner Unterstützung nächtlicherweile die Flucht wagte. Mit elendem Mundvorrat versehen, die Wasserschläuche auf den Schultern, irrte der schwer heimgesuchte Forscher mit seinen wenigen ihm treu gebliebenen Begleitern (darunter dem aus Tunis mitgenommenen Koch Giuseppe, einem Piemontesen, der außer seinen hohen Wasserstiefeln fast nicht einen Lumpen mehr am Leibe trug) durch die pfadlose Wüste führerlos in der Richtung auf Fessan. Und er erreichte glücklich sein Ziel, wenn auch halb verhungert und in Mitleid erweckendem Aufzug, angethan mit Fetzen eines baumwollenen Beinkleides und einem arg mitgenommenen „Pariser Sommerüberrock“, die Füße nur noch mit Lappen umwunden, weil das Schuhwerk längst auf dem scharfen Gestein Tibestis in Stücke gegangen war. Allein vermittels Vorhalten eines Tuches vor Mund und Nase (eine zweckmäßige Nachahmung des Litam, das heißt des Gesichtsshawles der Eingeborenen) war die flüchtende kleine Schar dem Verdurstungstode entronnen.

Monatelang hatte Nachtigal in Mursuk von den Folgen dieser Schreckenszeit zu leiden, und allen durch den Tibesti-Zug erlangten Ruhm, pflegte er uns nachmals zu erzählen, gäbe er gern hin, wenn er die noch in der Erinnerung so furchtbaren Leiden jener Tage damit tilgen könnte. Monatelang konnte er keine Schuhe über die geschwollenen Füße ziehen, monatelang plagte ihn noch Blutarmut. So war es denn für ihn heilsam, daß er den ganzen nächsten Winter in Mursuk rasten mußte, natürlich in beständiger wissenschaftlicher Arbeit begriffen (seine erste eingehende Darstellung der Tubus hat er damals mit wässerigster Tinte für die Berliner geographische Gesellschaft niedergeschrieben). Erst im Frühjahr bot sich Gelegenheit, nach Bornu aufzubrechen. Diese zweite, viel größere Hälfte der Wüstenreise wurde ebenso glücklich überwunden wie die erste; nach freilich beschwerlichen Wochen des Durchzuges der Karawane durch Steinödungen, dann wieder über mühselig zu passierende Sanddünenzüge beträchtlicher Höhe und Steilheit labte sich das Auge unseres Reisenden endlich am frischen Grün der steppenhaften Übergangszone der Sahara zum Sudan mit ihren friedlich weidenden Antilopenrudeln, dann gar am aufblinkenden Spiegel der unabsehbar großen Tsade-Lagune mit Strauch und Baum, mit seßhaftem Menschenleben an seinen Ufern. Die beginnende Regenzeit — es war gegen Ende Juni — hatte die Landschaft reizvoller gestaltet; ist auch Flach-Sudan keineswegs überschüttet mit tropischer Wälderpracht, so weilte doch das Auge des Wüstenwanderers mit Lust bei diesem freundlichen Naturbild, zumal bei dem mannigfachen Tierleben, für welches das Interesse unseres Reisenden immer besonders rege war. Er gewahrte die mächtigen Tatzenspuren des Löwen im feuchten Boden, er sah ein erstes Mal in freier Natur Nilpferd und Elefant.

Feierlich in Bornus Hauptstadt Kuka empfangen, überreichte Nachtigal dem Scheich Omar die königlichen Geschenke, die einen tiefen Eindruck auf den feinfühlenden Negerfürsten nicht verfehlten. Mit stolzer Freude bewunderte Omar den prächtigen Thronsessel mit reicher Vergoldung, von Purpursammet überzogen; betrachtete andächtig das lebensgroße Öl-

bild des königlichen Schenkers, das er, obwohl strenger Mohammedaner, nicht für sündhaft erachtete, weil die abgebildete Menschenfigur nicht wie ein Skulpturbild Schatten würfe; verweilte dann eingehend beim Lademechanismus der Zündnadelgewehre und hörte gnädig Nachtigals Entschuldigung an, weshalb der ersehnte (und von seiten Rohlfs auch versprochene) Wagen sich nicht mit unter den Geschenken befinde; nur deshalb, führte Nachtigal aus, sei das unterblieben, weil sein König nicht gewußt habe, ob jemand die Expedition begleiten werde, der fähig sei, die Bestandteile eines Wagens (eines Wunderwerkes für den wagenlosen Sudan) zusammenzufügen. Omars Freude über das Versprechen, daß die Versäumnis bei nächster Gelegenheit wieder gut gemacht werden solle, war groß; er wisse, äußerte er, daß nur ein solcher Grund Ursache der Unterlassung gewesen sein könne, denn es sei weltbekannt, wie fest wir Christen an dem gegebenen Wort hielten.

Mit ausgesuchtester Gastfreundlichkeit wurde natürlich Nachtigal in Kuka von dessen Fürsten behandelt, und der Zufall fügte es, daß er recht ausgiebig diese Gunst verwerten konnte, denn für weit längere Zeit, als er erst gewollt, blieb er im Lande Bornu. Der Kriegszug des Königs Ali von Wadaï schien nämlich seine ferneren, gen Osten schweifenden Reisepläne scheitern zu machen; er verbrachte somit den ganzen Winter 1870/71 in Kuka, studierte Land und Leute von Bornu und versuchte (nach eines Herodot, eines Barth leuchtendem Vorbild) durch Erkundigungen den so dicht über der Landes- wie Volksart Wadaïs lagernden Schleier zu lüften. Da kamen im Frühjahr 1871 einige angesehene Araber Kanems (am Nordostgestade des Tsade) auf den Markt von Kuka, um Tauschhandel mit ihren Datteln und Kamelen zu treiben; Nachtigal lernt sie kennen und entschließt sich, im Gefolge dieser Vertreter eines in allen den benachbarten Negerlanden gefürchteten Räubervolkes, der Uelad-Sliman, den fernen Nordosten jenseit der Lagune so weit als irgend möglich zu durchforschen. Mit wahrem Abscheu dachte Nachtigal stets zurück an die langen zehn Monate, während deren er mit den Uelad-Sliman, „diesen Banditen ohne Treu und Glauben", selbst ein Räuber- und Nomadenleben geführt hat, ausschließlich im Dienst der Wissenschaft, anscheinend aber selbst ein Räuber. Welch eine elastische Natur hat doch dieser unvergleichliche Forscher besessen! Mit holden Frauen und bösen Männern wußte er gleich gut sich zu benehmen; mit Kinderunschuld vergnügte er sich wie mit zahmen so mit wilden Tieren (gemächlich im Hof seiner Kuka-Behausung sitzend, sehen wir ihn in einem Bild des zweiten Bandes seines Reisewerkes wie in einer Menagerie, so hatte er den Hof mit kletternden Affen, Vierfüßlern und allerhand Geflügel ausgestattet); jetzt verkehrt er als Sendbote eines mächtigen Herrschers mit einem erlauchten Fürsten und den Großen seines Hofes wie ein Staatsmann, und nun mischt er sich unter die reisigen Banditen, ohne die er allerdings einen liebgewonnenen Lebenszweck nicht erreicht haben würde.

Die Analyse des bunten Völkergemisches von Kanem, überhaupt der gesamten Umgebungen des Tsad-Sees, ist ein Meisterstück der Nachtigalschen Forschung, unzweifelhaft der Schwerpunkt auch in seinem Reisewerk. Hier genüge es, nur einen Augenblick zu verweilen bei dem scharfsinnig von Nachtigal enthüllten geographischen Geheimnis, das bis auf ihn die Lagune von Bornu umwebte. Geradezu dem Naturgesetz schien nämlich der Tsad-See zu widersprechen, denn er ist doch kein Durchflußsee wie Boden- oder Genfer See, trotzdem aber nicht salzig, sondern süß. Alle Seen, welche von Flußwasser gespeist werden und des Ausflusses ermangeln, müssen doch aber dadurch salzig werden, daß nur chemisch reines Wasser von ihrer Oberfläche verdunstet, hingegen die vom Flußwasser unablässig in sie eingeführten, wenn auch noch so geringen Salzteile sich stetig aufspeichern.

Nachtigal fand auf seinen „Räuberzügen“ des Rätsels Lösung: der stielartige Ansatz, der vom gegenwärtigen Südostufer des Tsade weit gen Nordost sich hinzieht, das meist wasserleere „Bachr-el-Gasal“ (das heißt Gazellenwasser), ist der Eingang zu einer unter der Spiegelhöhe des letzteren liegenden ganz flachen Niederung, Egeï und Bodele geheißen, der tiefsten Stelle des gesamten Inneren von Afrika; hier sieht man noch im alten salzigen Thonschwemmboden des ehemaligen, jetzt trocken liegenden Sees wohlerhaltene Fischskelette, als hätte das Wasser sich erst vor wenigen Jahren zurückgezogen; dies ist die vormalige Beckenmulde des Tsad-Sees, die nun verlassene Abdampfpfanne des großen Schari-Stromes; sie wurde trocken, wurde zur tiefsten Stelle der Oberfläche Innerafrikas dadurch, daß eine sanfte Bodenhebung vermutlich die Schari-Gewässer am Südwestende des Bachr-el-Gasal aufstaute und zur Umlenkung in die nächstanliegende Beckentiefe gen Nordwesten nötigte. Somit entstand eine neue Abdampfpfanne, eben der heutige See, der zwar bereits den Beginn der Versalzung im eigenen Schlammgrund verrät, jedoch bislang noch nicht Zeit genug gehabt hat, die Wassermasse selbst, so flach sie ist, mit so viel Salzteilen zu versetzen, daß sie salzig schmeckt. Übrigens wird die als Ursache der Seeumlegung vermutete Bodenerhebung auch dadurch wahrscheinlich gemacht, daß eine solche noch heute in den Ostteilen der Lagune sich bemerkbar macht: die kleinen Inseln, die daselbst im See liegen, werden, soweit sie dem Ufer dicht benachbart sind, zu kleinen Halbinseln, andere neue Eilande tauchen als überseeisch werdende Untiefen auf, und umgekehrt im Nordwesten frißt der See die Ufer an, so daß die Uelad-Sliman immer weitere Bogen reiten müssen, um dort um die stumpfe Ecke des Sees auf ihren Handels- oder Raubzügen herumzukommen in der Richtung nach Kuka; für Sicherung seiner Residenz gegen das mehr und mehr vordringende Tsadewasser hat sogar Scheich Omar im Frühjahr 1873 unweit seines derzeitigen Herrschersitzes, aber weiter westwärts eine neue Residenz auf einer sandigen Anhöhe gegründet.

Letzteres geschah kurz vor Nachtigals Aufbruch gen Wadaï, der ihm wider Erwarten nicht nur möglich wurde, sondern auch aufs beste glückte. Vorher unternahm er aber erst noch den geradezu abenteuerlich tollkühnen Zug ins Bagirmiland am Schari, dessen Fürst, ein Vasall des Königs von Wadaï, soeben von diesem entthront worden war, so daß das Volk nur noch zum Teil ihm treu blieb, zum anderen Teil dem an seiner Statt vom Oberherrn eingesetzten Oheim des Gestürzten anhing, während das Land den Schrecknissen des Bürgerkrieges anheimfiel. Nachtigal mochte an das Wort denken, welches ihm die Gläubigen zuriefen, als er gerettet aus dem Lande Tu zurückkehrte: „Jetzt hat dich Gott gezeichnet als einen, den er nicht verlassen will.“ Indessen nicht besinnungslos pochte er auf sein Glück; diplomatisch fein wußte er vielmehr die ihm erwiesene Freundschaft des Monarchen von Bornu zu benutzen, um sich durch dessen kleine Vasallengebiete den Weg nach Bagirmi zu bahnen, und dortselbst nährte er so erfolgreich den Glauben der Anhänger des entthronten Fürsten von seiner geheimen Mission, die er zu des letzteren Schutz überkommen habe, daß er wie ein Messias eingeholt wurde in die improvisierte Lagerstadt seines vermeintlichen Schützlings. Freilich täuschte sich dieser Abu Sekin („Vater des Messers“) in der Macht und Absicht dessen, den er da unter Pauken und Trompeten, von seinen Panzerreitern geleitet, selbst wie einen Fürsten empfangen hatte. Jedoch Nachtigal war es verstattet, den weiteren Verfolg der Kriegswirren in der nächsten Nähe Abu Sekins (der lange noch wähnte, der Fremde müsse sein Retter werden) zu tiefen Einblicken ins dortige Völkergetriebe, zur Betrachtung der gen Süden immer prachtvoller werdenden Waldnatur Bagirmis zu verwenden. Wie vor ihm noch kein

Europäer drang er auf solche Weise längs des vielzerteilten Schari-Stromes bis dicht an den neunten nördlichen Parallelkreis vor, denn er beteiligte sich bei einer Razzia gegen die südlichen Heidenstämme, welche auf schnödesten Menschenraub mit Feuer und Schwert vom „Messer-Vater“ befehdet wurden, bloß um nachher durch Sklavenverkauf auf den mohammedanischen Märkten neue Pferde, neue Waffen zu erwerben für erneuten Kampf gegen den Prätendenten. Man muß die ergreifenden Schilderungen Nachtigals über diese wunderbaren Eindrücke in seinem zweiten Bande selbst nachlesen, um vor der farbenfrischen Detailmalerei der Wahrheit ganz inne zu werden, die in Nachtigals Worten sich aussprach, als er am 2. Juni 1875 seinen berühmten Vortrag vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde nach der Rückkehr aus Afrika hielt: „Dies irdische Paradies wurde durch die Bestialität der Menschen zur Hölle umgewandelt. Diese herrlichen Wälder mit ihren lachenden Dörfern, ihren üppigen Feldern waren heute Bilder eines paradiesischen Glückes, morgen ein Bild der Verwüstung, des bestialischsten Hasses des Menschen gegen den Menschen. Die Wohnstätten waren verschwunden, ein Aschenhaufen deutete sie an; die Männer waren tot, verstümmelt, die Frauen und Kinder durch Ketten und Stricke Hals an Hals gebunden und wankten unter den Schlägen der Hippopotamuspeitsche ihrer traurigen Zukunft entgegen. Es ist nicht die Sklaverei, wie man sie wohl in einzelnen mohammedanischen Ländern noch sieht, welche uns mit Entsetzen erfüllt — es ist die Jagd selbst, es ist der erste Aufenthalt dieser Unglücklichen im Lager der Jäger, es ist endlich ihr Transport auf die großen Sklavenmärkte von Bornu, Dar For u. s. w., welche mit Entsetzen und Trauer erfüllen muß.“

Das verzweifelte Leben eines Sklavenjägers, welches Nachtigal vier Monate zu bestehen hatte, hinterließ ihm eine erschöpfende Krankheit: es hatte ihn eine arge Dysenterie befallen, die epidemisch geworden war in dem von gefangenen Sklaven vollgepfropften Lager Abu Sekins während heißer Regenzeit. Kaum jedoch wieder etwas zu Kräften gelangt in der guten Pflege seines fürstlichen Gönners zu Kuka, schickte er sich nun ernstlich an zur Bereisung Wadaïs. Ein Beamter des Königs Ali von Wadaï traf in Kuka ein, um auf diesem Bornu-Markt Manufakturwaren der industriellen Haussaländer und Kolanüsse zu kaufen (welche weit und breit im inneren Sudan ihres Koffeingehaltes wegen genossen werden, aber nur nahe an der Guineaküste zu wachsen scheinen); mit ihm beschloß Nachtigal zu reisen. Und in der That bewirkte es Scheich Omar, daß jener Beamte, wenn auch widerstrebend, Nachtigal gestattete, sich seiner Karawane auf deren Rückreise nach Wadaï anzuschließen. Seitdem unser Dr. Eduard Vogel auf Geheiß des Herrschers von Wadaï enthauptet, Moritz von Beurmann schon beim Versuch, dies Land zu betreten, mit eisengespickten Knütteln totgeschlagen worden, hatte Wadaï den Ruf eines Märtyrerbodens für den Forscher. Das aber konnte unseren Mutigen, den „Gott gezeichnet“, nicht abschrecken; im Gegenteil spornte ihn die Gefahr und außerdem der Umstand, daß hier eine völlig neue Eroberung für Länder- und Völkerkunde Innerafrikas zu machen war. Freilich von seinen zahlreichen Freunden, die er sich in Bornu erworben, war keiner der Ansicht, es werde auch dieses Abenteuer glücklich verlaufen, und selbst seine eigenen Leute weigerten sich mitzugehen. Zweierlei indessen befestigte Nachtigal in seinem wieder keineswegs in reiner Tollkühnheit, sondern zielbewußt gefaßten Entschluß: der gute Ruf, dessen der jetzt regierende König Ali bei den in Wadaï bekannten arabischen Kaufleuten genoß, und das sehr gerechtfertigte Urteil des klugen Omar: es käme nur darauf an, den unberechenbaren Intriguen der Beamten des Wadaï-Herrschers auszuweichen, geradeswegs diesen selbst aufzusuchen, dann werde die Reise ohne Gefahr sein.

Das bestätigte sich vollkommen. Der Märzmonat 1873 brachte unseren Landsmann im Gefolge der besagten Handelskarawane von Kuka nach Abeschr, der Residenz Alis von Wadaï. Dieser machte seinem Rufe strenger Gerechtigkeit alle Ehre; er hieß den offen und (wie immer) ohne Hehl seiner deutschen Abkunft wie seines christlichen Bekenntnisses vor ihn tretenden Fremdling willkommen und würdigte ihn seiner Gastfreundschaft. Es ist ein bleibender Verlust, daß Nachtigal die Schilderung Wadaïs, welche den Hauptteil seines dritten Bandes ausmachen sollte, nun nicht auszuführen vermocht hat, da aus seinem handschriftlichen Nachlaß hierüber auch nur Tagebuchnotizen zu erwarten sind. Wer wird dieses entlegene Land so bald wieder unter ähnlich günstigen Sternen durchwandern wie Nachtigal? Und doch ist es nach Nachtigals allgemeiner Skizzierung ein anziehendes Übergangsgebiet zwischen der Wüste einerseits, dem eigentlich tropischen, heißfeuchten Sudan andererseits, so daß in seinem trockenen Norden der Strauß noch reichlich vertreten ist (Straußenfedern sind neben Elfenbein und Sklaven Hauptgegenstände der Ausfuhr Wadaïs), im Süden die an Tropenregen gebundene Negerhirse auf fettem Lehmboden gebaut wird und Elefantenherden weiden; auch die neben der alteinheimischen Negerbevölkerung zahlreicher als in Bornu hier vertretenen Araber sind, entsprechend jenem Gegensatz, im Norden Kamelzüchter, im Süden Rinderhirten. Die Wadaï-Neger lernte Nachtigal von gar schlechter Seite kennen: im Gegensatz zu den übrigen mohammedanischen Halbkulturstaaten des Sudans ist Wadaï in den Gewerben arg zurückgeblieben, deshalb sind die Wohnungen der Eingeborenen durchweg schlecht, selbst Erdhäuser können sie nur mit Hilfe der Bornu- oder Bagirmi-Leute aufführen; dabei verachten sie in selbstgefälligem Stolz alles Fremde, und selbst zum Handel, auf den doch andere Negervölker so versessen sind, vermochte sie König Ali nur mit größter Langsamkeit zu bringen. In der Hauptstadt Abeschr war Nachtigal Zeuge widerwärtiger Auftritte, in welchen sich die Streitsucht, die Lüsternheit auf die Weiber, vor allem die Trunksucht selbst auf der Gasse offenbarte. Keine Woche verging ohne mehrere Totschläge infolge von Streit bei Trinkgelagen oder infolge von Eifersucht; König Alis grausamer Strenge war es eben erst gelungen, dem wüsten Gebaren einigermaßen Einhalt zu thun; noch kurz vorher wagte kein Fremder nach drei oder vier Uhr nachmittags sein Haus zu verlassen, aus Furcht, von einem Betrunkenen niedergestochen zu werden.

Bis zum südlichen Grenzfluß, dem Bachr-es-Salamat, bereiste Nachtigal Wadaï, dem er (selbst abgesehen von den Tributärlanden) doch nahezu ein Areal gleich dem der Hälfte des Königreichs Preußen beimißt. Dort aber auf dem so leicht sich durchfeuchtenden Lehmboden, obendrein in der Regenzeit, befiel ihn das Tropenfieber. Zu diesem entkräftenden Leiden gesellte sich die immer drückender werdende Empfindung der nun schon mehr denn vierjährigen gänzlichen Abgeschnittenheit von der deutschen Heimat, von deren großen Kriegs- und Siegesthaten nicht einmal die leiseste Kunde in diesen versteckten Winkel des dunklen Weltteiles gelangte; „ich verging fast,“ äußerte er nachmals, „vor Schwermut und Heimweh.“ Zur rechten Zeit waren nun soeben die drohenden Erbfolgestreitigkeiten im östlichen Nachbarreich Dar For durch König Brahims Thronbesteigung beigelegt worden, und so konnte der von Körper- und Seelenschmerz schlimmer als je zuvor Heimgesuchte jetzt rüstig von neuem weiterstreben ost- und dann bald nordostwärts — entgegen dem Nil, der Straße nach seinem Deutschland!

Wir wollen nicht die unsere Nation beinahe beschämenden Bedrängnisse ausmalen, unter denen sich Nachtigal damals das tägliche Brot, die Hilfsmittel für die Weiterreise beschaffen mußte, verschollen für sein Vaterland, das eben zu so hoher Macht emporgestiegen war. Wir wollen

uns lieber der Thatsache freuen, daß unser Forscher gerade bei diesem Schlußakt seiner heldenhaften Sudanreise ganz einzig vom Glück begünstigt wurde, als hätte ein guter Engel seine Schritte geleitet. Kaum nämlich hatte er (im Januar 1874) den unbewohnten Grenzstrich durchmessen, welcher Wadaï von Dar For scheidet, als der Gouverneur des Westbezirks des letztgenannten Staates seinem königlichen Herrn durch einen Kurier die Nachricht nach seiner Residenz El Fascher überbringen ließ, es nahe da ein Fremdling, Christ oder Türke, wahrscheinlich als Spion (die Annexionspläne des ägyptischen Khedive gegen das Land For waren bereits kund geworden), man möge ihm Instruktion senden, was er mit dem Mann machen solle. Die Großwürdenträger begaben sich zum Könige und baten, er möge den Fremden „verschwinden lassen". Brahim jedoch wies das so grundlose wie schurkenhafte Ansinnen zurück und hatte nach wenigen Tagen die Genugthuung, daß derselbe Fremdling durch ein eigenhändiges Schreiben des Khedive ihm empfohlen wurde. Nur ein paar Monate später freilich — und diese Empfehlung hätte Nachtigal in den Augen der Forer entschieden zum ägyptischen Spion gestempelt und ihn den Tod des Verräters sterben lassen. Zum Glück aber ballten sich die dräuenden Wolken des Ungewitters, unter dessen Blitzen und Donnern die Freiheit Dar Fors gar bald enden sollte, in so weiter Ferne jenseit der wasserlosen Einöde der libyschen Wüste zusammen, daß die Leute von For zur Zeit nichts davon ahnten. Unbehindert durchwanderte Nachtigal das meist dürre, gebirgige, ja in der Mitte sogar hochgebirgige Land mit schwunghaft betriebener Bienenzucht, schaute von der Paßhöhe des Marra-Gebirges, wo man schon hauptsächlich Weizen baut, in die weiten Ostfluren hinab, wo ihm nach einigen Marschtagen der kleine See Tendelti aufblitzte, an welchem Fascher, die Hauptstadt, liegt. König Brahim war in seinem entgegenkommenden Benehmen ihm gegenüber ein zweiter Ali, und wenn er auch Nachtigal, der sich namentlich nach Erforschung der vielartig gemengten Bevölkerung des Landes (von etwa vier Millionen) sehnen mochte, die Erlaubnis zu umfangreicherer Durchwanderung des letzteren vorenthielt (wahrscheinlich nur aus Fürsorge für ihn selbst), so beeiferte er sich doch in jeder Weise, dessen Studien über Sprache, Geschichte und Topographie von Dar For zu fördern, während das gemeine Volk unseren Reisenden dort noch weit mehr als in Wadaï mit fanatischem Haß verfolgte; kam doch zu dem Abscheu jedes echten Mohammedaners vor dem Christen noch das Mißtrauen vor dem „Spion"!

Kurz bevor das ägyptische Invasionsheer Dar For erreichte und König Brahim in der Schlacht von Menowatschi gegen Ziber Pascha Leben und Land verlor — was sicher zugleich Nachtigals Untergang gewesen wäre, wenn er sich damals noch in Händen der Forer befunden hätte —, wanderte letzterer über Omschanga den Nil-Landen zu. Er lernte auf der Grenzzone gegen Kordofan noch den interessanten Brauch kennen, daß die dortigen Eingeborenen die Riesenstämme des Baobab zu vegetabilischen Cisternen aushöhlen und in der Regenzeit mit Wasser füllen (besonders große Stämme sollen bis zu hundert Kamelladungen Wasser aufnehmen können), um sich für die regenlosen Monate, die jedes Jahr bringt, selbst mit Wasser zu versorgen und Handel damit zu treiben. In Kordofans Hauptstadt Obeid traf er den General-Gouverneur des ägyptischen Sudan, Ismail Pascha Ajub, mit seinen Streitkräften bereit, in Dar For einzumarschieren, und konnte noch die Fürsorge des Khedive für ihn damit belohnen, daß er dem Truppenführer desselben die beste Marschroute aufzeichnete.

Endlich verließ den Armen — aber erst hier — die bittere Sorge ums tägliche Brot; er fühlte sich, obgleich noch Monate ihn von der rettenden Küste des Mittelmeeres trennten, wieder im An-

ziehungsbereich europäischer Kultur, er konnte dem Telegraph ein erstes Lebenszeichen an seine Lieben daheim anvertrauen, er hörte sogar die ersten Klänge deutscher Sprache, die lange entbehrten!

Im Sommer 1874 erreichte er den Nil und Khartum; im November langte er in Kairo an, wo er, von Siechtum gefesselt, den nächsten Winter hindurch verweilte. Erst im Sommer 1875 kehrte er nach Deutschland zurück. Er nahm seinen dauernden Wohnsitz in Berlin, um die Erträgnisse seiner langjährigen Forschungsreise zu bearbeiten, wofür ihm unser Kaiser hochherzig eine Unterstützung aus seinen Schatullengeldern verwilligte. In einer recht einfachen Junggesellenwohnung in der Bernburger Straße zu Berlin ist zum weitaus größten Teil das schriftstellerische Werk entstanden, an welches sich Nachtigals Ruhm für alle Zeiten knüpfen wird, wenn längst der letzte von denen, die ihn persönlich kannten, ins Grab gesunken ist: sein „Sahara und Sudan“. Wohl bekannte Nachtigal immer freimütig und in unerheuchelter Bescheidenheit, daß er zu einer so umfassenden geographischen Leistung eigentlich gar nicht die Fähigkeit in sich fühle. Bloß mit ärztlichen Fachkenntnissen ausgerüstet, hatte er ja seine Forschungsreise angetreten; er verstand sich nicht auf astronomische Ortsbestimmung, was den Wert seiner Karten allerdings beeinträchtigt, da sie immer nur so weit verläßlichen Anschluß an das Gradnetz darbieten, als sie sich an andere mit geodätischen Stützpunkten entworfene Karten nahe anlehnen; die wenigen meteorologischen Instrumente, welche er auf die Reise mitgenommen, zerbrachen auf der beschwerlichen Wanderung eins nach dem anderen, ebenso wie seine camera lucida, weshalb nur die Abbildungen für den ersten Teil seines Werkes auf photographische Treue Anspruch besitzen. Trotz alledem ist dieses — leider nun Torso gebliebene — Werk in voller Ausreifung aller in ihm niedergelegten Beobachtungen und Gedanken, so weit überhaupt die Befähigung des Verfassers wie die Umstände jene und diese zur Vollendung gedeihen ließen, insbesondere aber auch durch die klassische Darstellungsweise, das entschieden vorzüglichste Werk der neueren Afrikaforschung. Mustergültig vereinigt dasselbe den Reiz eines ebenso anschaulichen und dadurch spannenden als vollkommen wahrheitsgetreuen Reiseberichtes mit wissenschaftlich abgerundeten Schilderungen des Landes und Volkes. Man merkt es jeder Seite an, daß hier nicht ein oberflächlich überarbeitetes Tagebuch vorliegt, sondern eine gewissenhafte Doppelarbeit: gründlich durchdachter Inhalt einerseits, reiflich erwogene Anordnung wie stilistische Formung des Stoffes andererseits. Und Nachtigal verfügte mit künstlerischem Sinn über die Ausdrucksmittel der deutschen Sprache; leicht und flüssig wie in seinen Briefen gleiten auch in seinem großen Reisewerk die schlicht gebauten Sätze dahin, niemals behelligen schwülstige Fassungen, unsinnig verzwickte Perioden oder gar anakoluthische Gedankenexplosionen „nach berühmten Mustern“. Für die reiche und von der Verlagshandlung technisch ganz vorzüglich hergestellte Kartenbeigabe hatte sich Nachtigal, was weiteren Kreisen wohl unbekannt geblieben ist, der freundschaftlichsten Beihilfe des so vorzeitig uns entrissenen Oceanographen Georg v. Boguslawski zu erfreuen.

Die Glanzperiode auch unserer vornehmsten deutschen Gesellschaft für Erdkunde, der Berliner, in den siebziger Jahren knüpft sich außer an Richthofens Namen zumeist an den unseres Nachtigal. Beide, Richthofen wie Nachtigal, kamen in jenem Jahrzehnt von ihren weiten Reisen in die abgelegenen Lande der beiden größten Festlande der Alten Welt in die Metropole deutscher Wissenschaft zurück; sie waren beide nicht als Geographen ausgezogen, aber der Geologe Richthofen hatte sich in China ebenso wie der wagelustige weiland preußische Militärarzt in Nordafrika jenen universellen Blick angeeignet, der zum Geographen macht, auch wenn diese oder jene Detailkenntnisse dazu

noch fehlen. Wissenschaftliche Länderkunde ist ja nichts mehr und nichts weniger als geistvolle Gesamtauffassung des unendlich bunten Allerleis, was ein Land zusammensetzt, als eines innerlich verknüpften Ganzen. Ganz naturgemäß brachte Richthofen zu diesem, auch von ihm keineswegs ursprünglich beabsichtigten Verschmelzungsprozeß seiner genialen Einzelbeobachtungen ostasiatischer Landesnatur eine mehr fundamental bedeutsame Fachkenntnis, eben die geologische, mit, was seiner Forschungsarbeit einen geographisch allerdings höheren Wert verleiht. Nachtigal kaufte dafür den Vorzug einer enormen Vielseitigkeit seiner naturwissenschaftlichen Interessen und seiner auf der Wanderung selbst mehr und mehr wachsenden Genialität in der scharfsichtigsten Lösung völkerkundlicher Probleme aus. Jeder von beiden Forschern übernahm den Vorsitz der Berliner geographischen Gesellschaft mit dem Bekenntnis, er sei eigentlich gar nicht „Geograph von Fach", und jeder von beiden rechtfertigte vollkommen das in ihn gesetzte Vertrauen. Mit größter Pflichttreue arbeitete sich Nachtigal als Präsident unserer ersten Gesellschaft für Erdkunde auch in Gebiete ein, welche dem afrikanischen recht fern lagen, sobald es zum Beispiel galt, in den Monatssitzungen auf solche bezügliche Neueingänge vorzulegen. Obwohl nicht gerade rhetorisch beanlagt, führte er den Vorsitz der Gesellschaft, die er vertrat, stets würdig und mit einer Begeisterung für die Fortschritte geographischer Bestrebungen im allgemeinen, aus welcher nichts weniger als Beengtheit des Gesichtskreises oder selbstisches Interesse sprach. Mit aller ihm eigenen Energie trat er für die Vereinigung aller deutschen geographischen Gesellschaften zu einer einzigen, in Berlin centralisierten ein, von welcher fortan die örtlichen Vereine nur subsumierte Mitgliedergruppen bilden sollten; und als dieser Gedanke in der Form jährlich wiederkehrender Geographentage eine zweckentsprechendere, vor allem besser zu verwirklichende Gestalt annahm, war er der erste, der auch diesem, wiewohl seinem Herzenswunsche noch lange nicht genügenden Gedanken Leben einhauchte durch Berufen des ersten Deutschen Geographentages in der Pfingstwoche 1881 nach Berlin.

Gleichwohl war ihm das alles nur Nebenarbeit. Seine Hauptthätigkeit während des größten Teiles seines Berliner Aufenthaltes galt nächst der Ausarbeitung seines „Sahara und Sudan" der Entwickelung der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" als eines Zweiges der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft, an deren Begründung in Brüssel unter der Initiative des Königs der Belgier er den wesentlichsten Anteil nahm. Er rastete nicht, bis er die kleinlichen Hemmnisse siegreich überwunden, welche sich der Überführung der 1873 durch Bastians zündende Thatkraft gegründeten „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Afrika" in die neue entgegenstellten; er reiste selbst von Ort zu Ort, um den Beitritt der einzelnen geographischen Vereine zu der doch einmal nach ganz Deutschland sich nennenden Vereinigung zu gewinnen. Obwohl er mit all seiner liebenswürdigen Überredungsgabe, mit all seiner reinsten Aufopferung für die große Sache es nur zu einem Zusammentritt der Vereine in Berlin, Halle, Leipzig und Dresden für den bezeichneten Zweck brachte — besonders auf das partikularistische Fernbleiben der Hanseaten war er stets schlecht zu sprechen —, so war immerhin der Stamm geschaffen für eine deutsche Afrika-Gesellschaft, der sich auch durch rührige Propaganda in den Provinzen bald ansehnlich vergrößerte, so daß im Hinblick darauf der Reichstag nun (für deutsche Gewohnheit) beträchtliche Mittel aus dem Reichsschatz für die als nationale gewürdigten Afrika-Interessen Jahr für Jahr bewilligte.

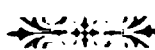
Alle Expeditionen, welche die „Deutsche Afrikanische Gesellschaft" bis 1882 rüstete und leitete, sind ganz wesentlich der Fürsorge Gustav Nachtigals zu verdanken. Er wußte es aus schmerzensreicher Er-

fahrung, was es heißt, ohne Unterstützung aus der Heimat die dornenvollen Wege afrikanischer Forschung im Kampf mit tausend Fährlichkeiten zu beschreiten; darum sorgte er in selbstlosester, angestrengtester Arbeit für systematische, gut vorbedachte und wohlgeleitete Expeditionen, fern zwar dem Reglementieren „vom grünen Tisch her", aber doch dabei straff die Zügel führend, unerbittlich gegen luxuriöse Inanspruchnahme der Kasse seitens der Reisenden; — wer konnte besser gegen Verschwendung protestieren als er, der wie ein armseliger Derwisch den Weg durch Wadaï und For gefunden!

Reichlich fürwahr hat sich Nachtigal durch diese letzte heiße sechsjährige Mühewaltung auf deutschem Boden den Lohn verdient, welcher ihm 1882 zu teil wurde durch Berufung zur Übernahme der Geschäfte eines Generalkonsuls des Deutschen Reiches an seiner dereinstigen Wohnstätte zu Tunis. Kaum zwei Jahre zu offenbar hoher Zufriedenheit des Auswärtigen Amtes in dieser Stellung thätig, überraschte ihn ein letzter, allerhöchster Vertrauensruf durch unseren Reichskanzler im beginnenden Frühling des vorigen Jahres. Erst die Geschichte der Begründung von Deutschlands Kolonialmacht an der Westküste Afrikas wird dereinst uns deutlich erkennen lassen, in wie hohem Maße die dort für unseres Reiches, unseres Volkes nahe und ferne Zukunft erzielten Erfolge Nachtigals eigenstes Werk sind. Hoffentlich erhalten wir noch zu unseren Lebzeiten Nachtigals amtliche Berichte über seine hohe westafrikanische Mission, die er in Vielzahl dem Auswärtigen Amt einsandte, so weit als irgend angänglich unverkürzt mitgeteilt. Schon das wenige, was die bisher ausgegebenen Weißbücher davon gebracht haben, läßt genugsam begreifen, wie ausgezeichnet unser Freund sein Lebenswerk krönte, indem er seine beiden größten Gaben voll deutscher Begeisterung und preußischer Pflichttreue in den Dienst der großen Sache stellte: seinen durchdringenden Scharfblick und seine eines Diplomaten würdige Gewandtheit in Behandlung der Menschen.

Nächst denen, welche unser neues Reich geschaffen haben, verdiente niemand den Dank der Nation gleich diesem Mann. Wie freuten wir uns, ihm diesen Dank aus wärmstem Herzen darbringen zu können, wenn er im frischen Lenzesgrün sein Deutschland wiedersah, dem er nun mehr als vor zehn Jahren mitbrachte: nicht bloß wissenschaftliche Kunde von neu entdeckten Landstrichen, sondern dauernden Besitz am afrikanischen Boden! Nach den Ehren, die seiner von Kaiser und Reich harrten, lechzte er ja nicht; er sehnte sich viel mehr nach der Heimat, nach den alten Freunden. Und doch wäre es sicher der weihevollste Augenblick seines Lebens, der einzig ebenbürtige Lohn für rastloses Schaffen, für alle Leiden der fast unablässigen Seekrankheit und des bösen Fiebers gewesen, wenn ihm sein Kaiser und dessen Kanzler die Hand gedrückt hätten für solch treuen Dienst, wie ihn noch nie ein Deutscher seinem Vaterland zu leisten vermocht hatte! Statt dessen ward ihm aus schwarzgestrichenen Tannenbrettern auf schwankem Kiel ein Sargkasten gezimmert, auf einem verlassenen Missionsfriedhof wölbt sich ein schlichter Hügel über einem frischen Grab! Unter Palmenschatten schläft der Unvergeßliche den ewigen Schlaf einsam am weit ins Meer schauenden Vorgebirge im Boden Afrikas, das er so heiß geliebt, und die brausende Brandung des Oceans singt ihm den eintönig großartigen Grabgesang so rastlos, wie der Tote gelebt.

Nur eine Dankesmöglichkeit ist uns geblieben: durch treue Fortarbeit an der Entschleierung von Afrikas Geheimnis, durch ebenso besonnene als national opferwillige Verwertung des neuen Kolonialerwerbes dankbar mit der That zu ehren das Gedächtnis Gustav Nachtigals.



Grabmal Hadrians, jetzt die Engelsburg.

Römische Grabmäler.

Von

J. E. Wessely.



Stehe Wanderer! Siste viator! also ruft so mancher Grabstein des alten Roms dem Besucher der ewigen Stadt zu. So redet auch die Stadt selbst, denn Rom ist ja auch ein riesiger Grabstein, ein großes vielhundertjähriges Gräberfeld, auf dem der Tod eine reiche Ernte hielt und auf dem er Monumente aller Zeiten, von den Tagen der ersten Könige bis in unsere Tage hinein, hinterlassen hat; Denkmale einer großen Vergangenheit und ihrer Geschichte, aber auch Denksteine jener, die in das Triebrad der Geschichte mehr oder weniger wichtig eingriffen und in dieser Spuren ihres Daseins hinterlassen haben. Da lohnt es sich wohl, ein wenig stille zu stehen und auf

diese Denkmäler einen aufmerksamen Blick zu werfen. Es sind Denkmäler der Vergänglichkeit im doppelten Sinn: einmal decken sie den Staub längst vergangener Geschlechter, dann aber verkünden sie in ihrem eigenen Verfall das Los alles Irdischen.

Das altrömische Gesetz der zwölf Tafeln verbot ein Bestatten der Toten innerhalb der Stadtmauern. Die eigentlichen Begräbnisstätten der alten Römer (sepulcra) sind also außerhalb Roms zu suchen. Vor den Thoren gab es wohl auch allgemeine Begräbnisorte (so namentlich auf dem Esquilin), auf denen solche bestattet wurden, deren Familie nicht in der Lage war, einen Platz auf den bevorzugten Stätten anzukaufen und den Toten ein reich geschmücktes Denkmal zu setzen.

Diese bevorzugten Begräbnisstätten befanden sich zu beiden Seiten der Straßen, die von den Thoren der Stadt in die Provinzen des römischen Reiches führten. Fast alle Straßen vor den Mauern Roms waren von Grabmonumenten eingefaßt, besonders die Straßen vor dem Flaminischen und Lateinischen Thore. Das erstere heißt heute Porta di Popolo, letzteres ist vermauert, und das Thor S. Sebastiano bringt uns auf die heutzutage berühmteste altrömische Gräberstraße, die Via Appia. Daß man die Straßen zur Bestattung wählte, hatte seinen doppelten Grund: einmal war es der fromme Gedanke, daß die auf der Straße Wandelnden auf das oft auf den Grabmälern angebrachte Siste viator ihre Schritte hemmen und den Piis manibus, das heißt den Seelen der Verstorbenen, den Segensspruch zuwenden werden: Sit tibi terra levis, Die Erde sei dir leicht, als wenn der Druck, den der Stein scheinbar auf die irdischen Überreste ausübt, auch auf die Seele des Bestatteten sich erstrecken könnte; dann aber hatte auch die liebe Eitelkeit ein Wort dabei gesprochen. Hat man so viel Geld und Kunst auf das Monument gespendet, so sollte es auch von vielen gesehen und bewundert werden. Und dies ist vorzugsweise auf der belebten Straße möglich gewesen.

Ich finde diese Bestattung am Rande der Straße recht sinnig, denn das menschliche Leben ist ja selbst ein ununterbrochenes Vorwärtswandern auf der großen Straße, die immerwährend Abwechselung, aber keine bleibende Stätte, kein rechtes Heim bietet, bis man müde vom Wandern dahinsinkt und anderen Wanderern auf der Straße Platz macht.

In alter Zeit war bei den Römern das Begraben der Toten üblich, später, besonders mit dem Ende der Republik, wurde das Verbrennen der Leichen fast allgemein Gebrauch. Bei Reichen wurde dieses Verbrennen mit großer Feierlichkeit begangen; wenn das Feuer erlosch, wurden die Überreste von Knochen wie auch die Asche in Urnen gesammelt und in der Grabkammer in einer Nische aufbewahrt. Reiche Familien, welche ein großes Grabmal errichten konnten, besaßen in dessen unterirdischer Kammer ein Familienbegräbnis, das heißt es wurden in den Wänden die Nischen reihenweise übereinander in großer Anzahl angebracht, in jeder derselben die Urne mit den Überresten eines Verstorbenen aufgestellt und auf einer Tafel dessen Name bezeichnet. Die ganze Anlage hatte Ähnlichkeit mit einem Taubenschlage, und es wurden denn auch solche Familiengrüfte Kolumbarien genannt. In neuerer Zeit sind mehrere solche Kolumbarien entdeckt worden. Neben denselben wurden kleine Häuschen für Sklaven errichtet, welche den Eingang zur Grabesstätte zu bewachen und für Reinhaltung des Monuments zu sorgen hatten. Diese Behausungen der Toten irgendwie zu verletzen, galt bei den Römern für ein schweres Verbrechen, und es kam vor, daß ein solcher Frevler, der die Ruhe der Toten störte, zum Feuertode oder „ad bestias“, das heißt zum Kampfe mit wilden Tieren in der Arena, verurteilt wurde.

Eine Stätte, in welcher die Überreste eines oder mehrerer Verstorbenen aufbewahrt wurde, hieß eigentlich Grabmal

(sepulcrum). Wollte man überhaupt einem verdienstvollen oder berühmten Toten eine besondere Ehre erweisen, z. B. einem Bürger, der in der Ferne starb und dessen Leiche man nicht bestatten konnte, so setzte man ihm ein Denkmal oder Monument. Die Griechen nannten ein solches Denkmal Kenotaphion, leeres Grab. Beide Arten konnten auch verschmelzen, wenn die wirkliche Grabstätte zugleich zu einem Ehrendenkmal umgeschaffen wurde.

Waren schon die Grabmäler wie die Monumente oft von großem Umfang, so hatte man überdies auch für ihre künstlerische Ausstattung das möglichste gethan. In dieser Hinsicht stehen wir noch weit gegen die Römer zurück. Baukunst wie Bildhauerei wetteiferten untereinander, ihre schönsten Gedanken in kostbaren Steinarten auszudrücken. Zuweilen ist der Bau in Form eines Tempels ausgeführt, doch ohne Fenster; man nannte diese Gräberbauten moles.

Vielfach sind die Fassaden mit Frucht- und Blumenfestons ausgeschmückt; zuweilen stand in einer Nische die Statue des Verstorbenen, dessen Überreste das Grabmal barg. Sehr oft wurden in Relief die Brustbilder oder Halbfiguren zweier Eheleute angebracht; in der Regel reichen sie sich die Hände, um auszudrücken, daß die Trennung im Tode ihre wechselseitige Liebe nicht zerstören konnte. Am Grabmal des Statius sieht man Hebe, die den Adler Jupiters mit Ambrosia nährt — ein sinniges Bild für den Glauben an Unsterblichkeit.

Auch Scenen des irdischen Lebens wurden angebracht. So ist der Verstorbene noch lebend gedacht, wie er auf dem Ruhebett liegt, und neben ihm sitzt seine Gattin und reicht ihm eine Speise. Dieser Gedanke wird öfters variiert, zuweilen stehen noch Diener des Hauses oder der Hund dabei. Ein anderes Relief stellt den Toten auf dem Ruhebette schlafend dar, zu beiden Seiten stehen Amoretten mit umgestürzter Fackel.

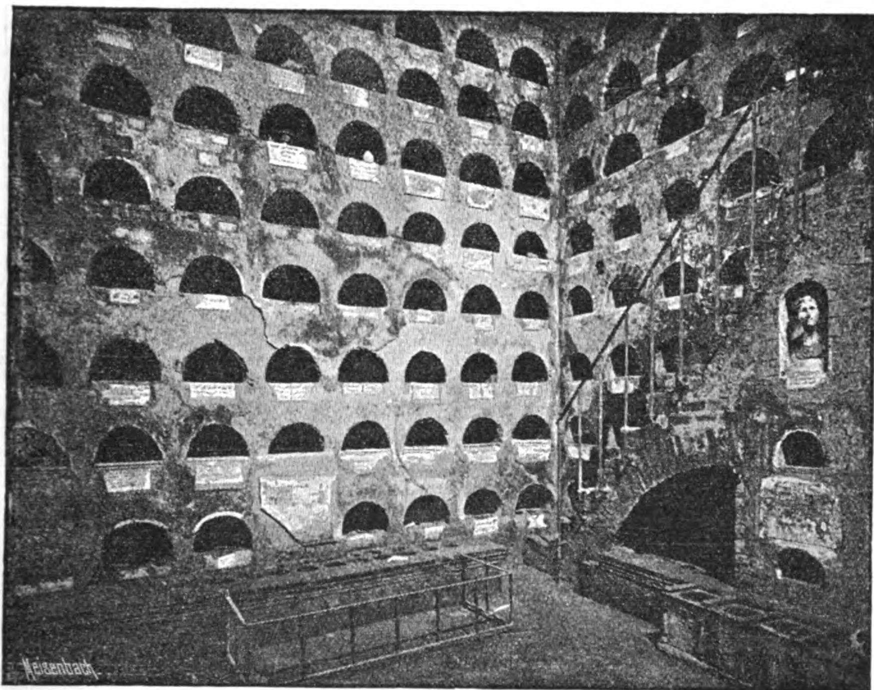
Diese von hoher Poesie getragene Bildnerei ging auch auf die Sarkophage über. Was sich von diesen Denkmälern erhalten hat, belehrt uns über die Auffassung der Todesidee bei den Römern. Genien mit umgestürzten Fackeln kommen oft vor, zuweilen führt ein Genius die Seele in die Höhe — wie Merkur die Psyche. Auf einem Sarkophag der Villa Borghese begleitet der Todesgenius die schöne Kora zur Hochzeit in die Unterwelt.

Auch die Inschriften, wo sie auf Grabmälern vorkommen, verdienen unsere Aufmerksamkeit. Der bittere Schmerz der Überlebenden um den Dahingeschiedenen ist oft ergreifend in wenige Worte gefaßt. So auf einem Grabmal, das der Vater seiner Tochter setzte (beide sind in ganzer Figur, sich die Hände reichend, abgebildet) und der er klagend nachruft: Have, have, Herotion, et vale æternum. C. Cestius filiæ. (Ade, ade, Herotion, und lebe ewig wohl.) Die süßesten Worte werden gewählt, wie sie zärtliche Liebe erfindet: Dem frömmsten Sohne die Mutter, Dem teuersten Vater, Der zärtlichsten Mutter die Kinder. Seiner Gattin Adonias, mit der er zwölf Jahre in Eintracht gelebt, der Gatte.

Oft werden in diesen Inschriften die im Grabe Bestatteten redend angeführt. Gewöhnlich ist die Bitte an die Vorbeieilenden ausgedrückt, daß sie ein wenig still stehen und den Toten mit dem Wunsche beglücken: Es sei dir die Erde leicht. Oder sie predigen den Lebenden die Vergänglichkeit und deren baldiges Nachkommen. „Siehe, wie die Blüte bald verwelkt und das Leben in den Staub versinkt.“ Ein Kind, Julianus mit Namen, starb, kaum sieben Monate alt. Wie rührend ist dessen Bemerkung in der Grabschrift: „Vater und Mutter haben viel um mich geweint!“

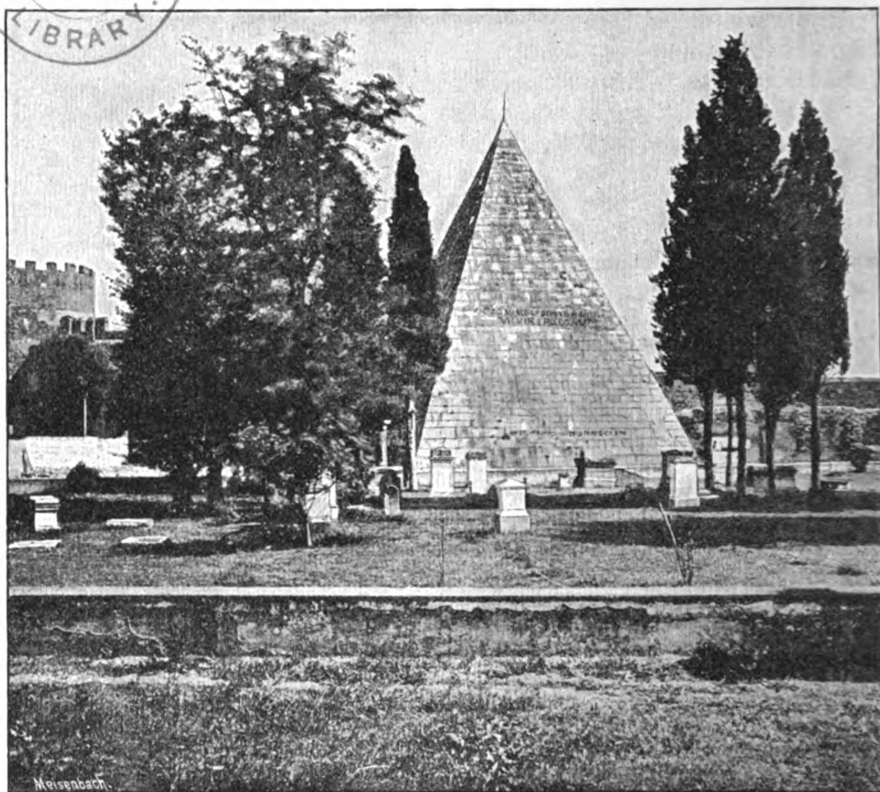
Boissard hat in seiner „Topographie der Stadt Rom“ viele Grabinschriften mitgeteilt; im Werke der lateinischen Inschriften, welche die preußische Akademie der Wissenschaften herausgiebt, sind auch viele enthalten, welche von Grabmälern entnommen sind.

Großartig muß das Grabmal gewesen sein, das Kaiser Augustus für sich, seine Familie und seine Freunde im Jahre 27 vor Christo errichten ließ und das man ein Mausoleum nannte, weil es in seiner Größe und Herrlichkeit mit jenem berühmten Grabmal wetteiferte, das Artemisia ihrem Gemahl Mausolus erbaut hatte. Alte römische Autoren geben uns eine Beschreibung davon. Es stand im Marsfeld, in der Nähe der jetzigen Straße Ripetta, und war von herrlichen Parkanlagen eingesäumt. Über einem mächtigen Unterbau, den weißer Marmor bekleidete, erhob sich ein Erdhügel, der von immer grünen Bäumen beschattet war und der in seinem Inneren vierzehn Begräbniskammern barg. Die Spitze des Hügels zierte die Bronzestatue des Kaisers Augustus. Beim Eingang des Monuments standen zwei Obelisken von rotem Granit, welche Kaiser Claudius hinsetzen ließ. In diesem Grabesmonument wurde die Asche des Augustus und dessen Schwester Octavia, Agrippa, Claudius, Drusus, Germanicus und anderer mehr beigesetzt. Nerva war der letzte, der hier seine Ruhestätte fand. Im zwölften Jahrhundert wurde das Grabmal in eine Festung umgewandelt und diente in den Parteikämpfen für die Colonnas als starke Schutzwehr; das römische Volk riß später die Bekleidung nieder, der Hügel stürzte ein, das Monument wurde zur Ruine. Das einstürzende Erdreich bildete einen Wall, der jetzt zu Volksbelustigungen und als Amphitheater zu Schauspielen dient. So wuchert über der Verwesung neues Leben. Die Obelisken wurden gehoben: der eine steht jetzt vor dem Quirinal, der andere vor Maria Maggiore.



Inneres eines Kolumbariums.

Ein Mausoleum, das jeden Besucher Roms wegen seiner Massenhaftigkeit mit Staunen erfüllt, ist das des Kaisers Hadrian. Da in jenem des Augustus kein Raum mehr zur Aufnahme der Aschenvasen vorhanden war, beschloß dieser Kaiser, für sich eine neue Grabstätte zu



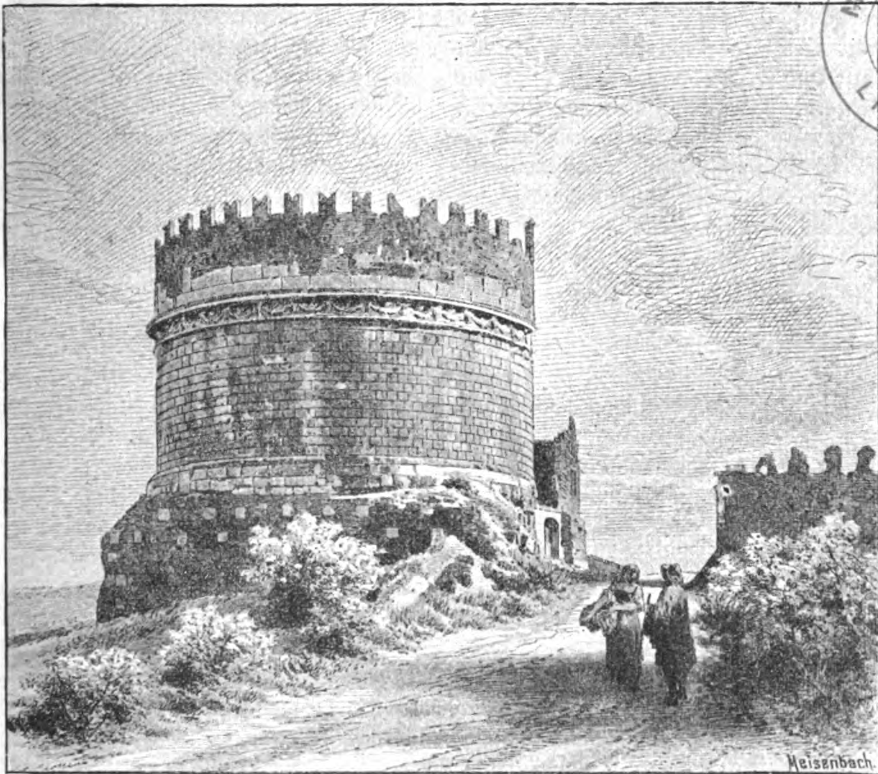
Die Pyramide des Cestius.

erbauen, die, was Größe und künstlerische Ausstattung anbelangt, alles übertreffen sollte, was der Kaiser auf seinen vielen Reisen in weiten Ländern gesehen hatte. Über einem massiven quadratischen Unterbau erhob sich das runde Bauwerk, das mit Pilastern verziert war, die das Gesims trugen. Die Wände waren mit Parischem Marmor bekleidet, während den Unterbau Blumengehänge schmückten. Der Eingang befand sich gegenüber der Triumphsbrücke (jetzt Engelsbrücke) und führte, sich allmählich verjüngend, in Schneckenform in die Grabkammer, welche die Mitte des Monuments einnahm. Die Wände des Ganges waren mit Mosaiken bedeckt. An den vier Ecken des Unterbaues standen Männergruppen neben Rossen, auch sonst trug das Riesenmonument unzählige Statuen. Vollendet wurde es erst unter Antonin im Jahre 140 der christlichen Ära. Es diente nicht lange seinem ursprünglichen Zweck; die feste Bauart war die Ursache seiner Verstümmelung. Bereits Honorius benutzte es als Festung gegen die anstürmenden Goten (537). Zuerst fiel der äußere Schmuck: die kostbaren Statuen wurden auf den Feind herabgeworfen, die Marmorbekleidung herabgerissen. Einmal als fester Punkt angesehen, blieb das Monument im Dienste der Fortifikation, und die Päpste umgaben es nach und nach mit weiteren Befestigungen. Als im siebenten Jahrhundert Rom unter Papst Gregor dem Großen von der Pest heimgesucht war und auf Fürsprache des Erzengels Michael von derselben befreit sein sollte, wurde auf der höchsten Spitze das Standbild des Erzengels errichtet und ihm eine Kapelle erbaut. Seitdem hieß das Mausoleum die Engelsburg. Auch als Gefängnis

hatten seine inneren Räume gedient: so war Gregor VII. von Heinrich IV. von Frankreich hier eingeschlossen; Cagliostro, der Jesuitengeneral Ricci saßen hier gefangen, der Kardinal Caraffa wurde daselbst hingerichtet.

Einen interessanten Bericht über die Schicksale des Kastells giebt uns Benvenuto Cellini, der berühme Florentiner Goldschmied und Bildhauer, in seiner Selbstbiographie. Zum Jahre 1527 (I. Buch, 7. Kap.) erzählt er uns von der Belagerung Roms durch den Connetable von Bourbon. Als er eines Tages beim Campo Santo (bei der Peterskirche) über die Stadtmauer hervorlugte, schoß er sein Gewehr auf einen Mann des Belagerungsheeres, der über die anderen hervorragte, und traf ihn glücklich. Wie sich dann herausstellte, hatte er den Connetable erschossen. Er eilte darauf in das Kastell S. Angelo, wo er sich als Bombardier ungemein hervorthat und dem Belagerer großen Schaden mit seinen Geschützen beibrachte. So hatte er auch den Prinzen von Oranien erschossen. Einen ganzen Monat lang hielt Benvenuto durch seinen Eifer das Kastell. Dabei klagt er freilich, daß bei dieser teuflischen Beschäftigung sein Zeichnen, seine schönen Studien und seine Musik in Rauch aufgehen. Das Kastell fiel endlich durch Kapitulation in die Hände der Feinde, und Benvenuto konnte in seine Vaterstadt zurückkehren.

So birgt das mächtige Gebäude, das ursprünglich der Ruhe von Verstorbenen geweiht war, so manche trübe Erinnerung an Zeiten, wo Leidenschaft über Recht ging; so manche Thräne benetzte die düsteren Gemächer, so manche ohnmächtige Klage und Verwünschung prallte an den



Grabmal der Cäcilia Metella.

dicken Mauern zurück. Die Girandola, das brillante Feuerwerk, das alljährlich zu Ostern und am Petrifeste von der Höhe der Burg abgefeuert wurde und Tausende von Römern und Fremden entzückte, kann die düsteren Schatten des Mittelalters, die über dem Monument lagern, nicht erhellen.

Die Engelsburg liegt fast am Eingang des Tiber in die Stadt; wenn wir dem Flusse folgen, so befinden wir uns nahe an der Stelle, wo er die Stadt verläßt, vor dem Thore St. Paul (einst das Ostiensische genannt). Bei diesem Thore werden wir durch einen eigenartigen Bau überrascht; wir stehen einer Pyramide gegenüber, der einzigen Kopie altägyptischer Gräberformen im Abendlande. Zwar ist sie, verglichen mit ihren Vorgängern, nur in Miniaturgröße; da sie aber einzig in Rom steht, hat sie keine Beschämung von Nebenbuhlern zu befürchten. Eigentlich ist sie doch nur eine Verirrung des Geschmacks, ein Zurückgreifen auf atavische unvollkommene Kunstformen. Sie war die Ruhestätte des Gajus Cestius, eines römischen Ritters, der um 43 v. Chr. starb. Seine Erben setzten ihm dieses Grabmal, welches, wie berichtet wird, in dreihundertdreißig Tagen fertig gebaut wurde. In der Grabkammer haben sich noch schwache Spuren von Malereien erhalten. Gegenwärtig überragt die Pyramide des Cestius den dicht dabei gelegenen protestantischen Friedhof Roms.

In neuerer Zeit (1838) wurde vor der Porta Maggiore ein Grabmal bloßgelegt, das einem Bäcker gesetzt wurde, da die Reliefs, welche die Flächen der Travertinquadern bedecken, die Bereitung und den Verkauf des Brotes zum Gegenstand haben. Man nennt den Bäcker Eurysaces und das Grabmal Monumento del fornaro, das Bäckerdenkmal.

Wir hätten noch auf zwei altrömische Monumente aufmerksam zu machen; da diese aber auf der alten Gräberstraße, Via Appia, liegen, so werden wir sie bei unserem Gang daselbst, auf dem wir noch altrömisches Pflaster treten, mit erwähnen.

Die Via Appia begann bei der alten Porta Capena, welche die uralte Stadtmauer des Servius Tullius durchbrach, in der Vertiefung zwischen dem Cölischen und Aventinischen Hügel. Mauer und Thor sind längst verschwunden, da die jetzige, hinausgerückte Stadtmauer die Porta Appia, auch das Thor des heiligen Sebastian genannt, bildet, so daß jetzt ein Teil der alten Via Appia sich noch in der Einfriedigung der Stadt befindet. Gleich beim Capenischen Thor begann die Reihe der Gräber; ohne Unterbrechung, knapp nebeneinander, ohne den geringsten Zwischenraum leer zu lassen, reihten sie sich zu beiden Seiten der Straße aneinander an. Die Straße dehnte sich etwa sechzehn Miglien (über drei deutsche Meilen) aus und fand erst hinter Albano, in der Gegend von Ariccia, ihr Ende. Man hat ausgerechnet, daß etwa dreißigtausend Gräber in dieser Ausdehnung Platz gefunden haben. Also eine großartig angelegte Totenstadt war diese Straße.

Welch eine Pracht und Herrlichkeit mag das Auge hier geschaut haben, als die Tausende von Monumenten noch in ursprünglicher Schöne prangten! Reichtum wetteiferte mit der Kunst, um in verschiedensten Formen, mit Verwendung des kostbarsten Materials, das Andenken der Toten zu ehren!

Canina hat in seinem Werke über die Via Appia den Versuch gemacht, auf Grundlage der vorhandenen Überreste die Grabmäler — natürlich nach seiner Ansicht — zu rekonstruieren. Wer kann die einmal zerstörte Pracht zu neuem Leben erwecken, wer in seiner kühnsten Phantasie sich ein Bild, eine Vorstellung machen von dem, was einst und wie es war, nachdem die Unbilden der Zeit das Zerstörungswerk vollbracht haben! Manche Monumente sind fast vollständig zerstört, die Wände niedergerissen, so daß die Nischen der Grabkammer offen stehen. Wohin kamen die Urnen mit ihrer Asche? Andere trotzten standhaft der Zeit, so daß

es scheint, daß nur die Marmorbekleidung abgelöst ist. Bruchstücke von Figuren, Inschriften und Ornamenten fordern den grübelnden Geist der Altertumsforscher heraus, das Fehlende zu ersetzen, sich das Ganze zu erträumen.

Die Gräberstraße zieht sich durch die wüste römische Campagna dahin, zu beiden Seiten derselben weiden Schafe, Rinder oder Pferde, von wütigen Hunden bewacht. Die Straße selbst ist öde, selten wandelt ein Campagnuolo auf derselben. Oft und gern dehnte ich meine einsamen Spaziergänge dahin, mich im Traume an vergangener Herrlichkeit weidend; oft auch wurde ich von den Hirtenhunden angegriffen und mußte irgend eins der Grabmonumente erklettern, mich schützend vor den wilden Bestien, und mußte ausharren, bis der Hirt auf das Gebell der Hunde herbeikam und mich befreite. Viele Namen las ich von den Monumenten herab, aber sie hatten keine Bedeutung mehr, da sie die Geschichte nicht in ihr Buch eingetragen hatte. Sie sind dahin, ihre stolzen Monumente zerfallen, ihre Asche ist in alle Winde verweht — nur der Name hat sich als letzter inhaltleerer Rest bis zu uns gerettet!

Zwei Monumente allein ragen hervor durch ihre Anlage wie durch die Namen, die sie tragen. Das eine, jetzt noch in der Stadt, nahe beim Thore S. Sebastiano, in der Villa Sassi gelegen, war die Ruhestätte der Scipionen, dieses angesehenen Geschlechtes, das von der alten Gens Cornelia abstammte. Mehrere Glieder der Familie haben sich als Feldherren im Kriege in Spanien, Afrika und Asien ausgezeichnet. Besonders ist der ältere Cornelius Scipio, genannt der Afrikaner, hervorzuheben. Die Grabstätte war längst vergessen, weil zerstört; im Jahre 1780 wurde sie entdeckt und verriet noch in ihren Ruinen ihre ursprüngliche Größe und Pracht. Über einem großen Souterrain, das in der Tufferde ausgegraben war, erhob sich eine Etage, die wahrscheinlich mit Nischen versehen war, in denen sich die Bildsäulen der Scipionen und nach Cicero auch des Dichters Ennius befanden. Der Unterbau bildet verschiedentlich verzweigte Gänge nach Art der Katakomben, und man fand in denselben zerstreut verschiedene Sarkophage, in denen die Überreste der alten Helden aufbewahrt wurden, wie die Tafeln mit Inschriften beweisen. Wir finden hier die Thatsache beglaubigt, daß das Verbrennen der Leichen nicht allgemein üblich war, da nur Sarkophage und keine Urnen mit Asche gefunden wurden. Die Sarkophage und verschiedene hier ausgegrabene Büsten befinden sich jetzt im Vatikanischen Museum.

Ein zweites Monument, bereits vor der Stadt und nicht weit hinter der Kirche S. Sebastiano, lenkt durch seine Massenhaftigkeit die Aufmerksamkeit auf sich. Die Ausflüge der Fremden schließen hier gewöhnlich ab. Es ist das Grabmal der Cäcilia Metella. Wie das Mausoleum des Hadrian ist es rund, auf einem viereckigen Unterbau ruhend, und aus mächtigen Travertinquadern erbaut. Besonders schön sind die Festons des Frieses, mit Stierköpfen vermischt, daher der modern-römische Name des Monuments: Capo di bove. Der Bau trägt noch seine ursprüngliche Inschrift: Der Cäcilia Metella, Tochter des Q. Creticus, des Crassus Gemahlin. Die Familie war in Rom sehr angesehen, Staatsmänner und Helden gingen aus derselben hervor. Der Vater der Cäcilia besiegte als Feldherr die Seeräuber der Balearischen Inseln.

Wie Hadrians Grabmal wurde auch dieses in den mittelalterlichen Wirren Roms zu einem festen Platze umgewandelt, indem die Familie der Gaëtani 1299 das Monument zu einem Kernpunkt, einem Belfroi machte und mit Befestigungen umgab. Dieser Zeit gehört der oberste Bau mit seinen Zinnen an, die aber, wie die sonstigen Baulichkeiten der Gaëtani, in Trümmer liegen und einen (von allen Seiten) höchst malerischen Anblick gewähren. Deshalb wurde das Monument von unzähligen Malern aufgenommen. Der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß Joseph

Vernet es als Staffage an ein Meeresufer postierte.

Unter Papst Paul III. (Farnese, nach 1534) wurde die kleine Kapelle mit konischem Gewölbe entdeckt. Der in derselben aufgefundene Sarkophag befindet sich im Palast Farnese.



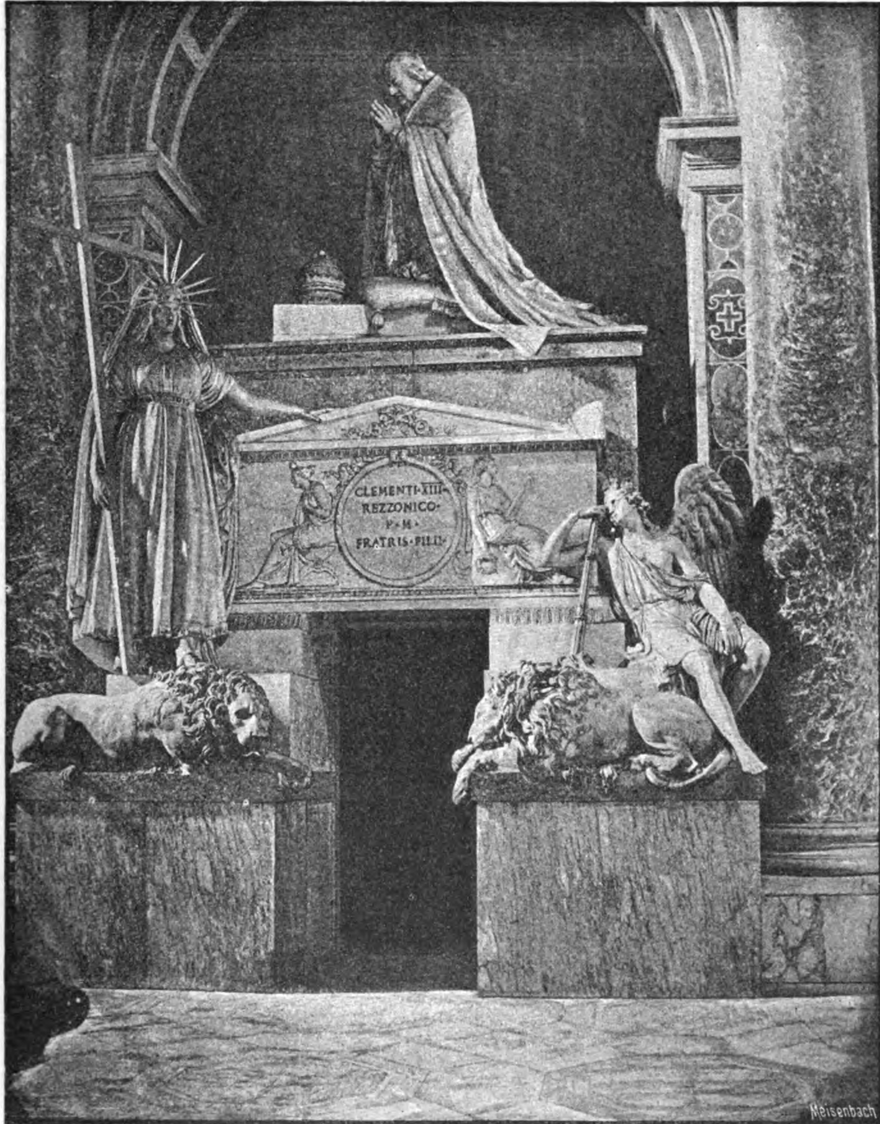
Grabmal Papst Pauls III. in der Peterskirche, von G. della Porta.

Unter den vielen Überresten der Via Appia, wenn wir unseren Ausflug weiter ausdehnen, wird uns ein Grabmal auffallen, das auch rund ist und in der Größe dem vorigen der Cäcilia nicht viel nachsteht. Es wurde von Val. Messalinus Cotta seinem Vater Messala Corvinus errichtet. Der obere Teil ist zerstört und bietet noch so viel Fläche, daß oben ein

Haus, Stallung und ein kleiner Ölgarten Platz findet. Es ist natürlich bewohnt, und das Volk nennt es Casal rotondo.

* * *

wendung großer archivalischer Gelehrsamkeit und der lebhaftesten Phantasie vermögen wir uns ein Bild, einen Schein jener Zeit hervorzuzaubern.



Grabmal Papst Klemens' XIII. in der Peterskirche, von Canova.

Diese ganze Welt und ihre Herrlichkeit verfiel in Trümmer und mit ihr das alte Rom mit seiner politischen und kriegerischen Größe, seinen sinneberauschenden Genüssen und Freuden, und nur mit An-

In das der Verwesung, der Auflösung verfallene Geschlecht war aber ein lebenskräftiges Samenkorn gepflanzt worden, das aufwuchs und in seinem Wachstum alle lebensfähigen Elemente der Gesell-

schaft an sich zog und sie regenerierte. Es war das Christentum.

Auch dieses ehrte die Grabstätten seiner verstorbenen Glieder sehr und umgab sie mit der Glorie des Ruhmes. Aber dieser nahm keine prunkhafte äußere Form an. Die Drangsale der Verfolgungen zwangen die junge Gemeinde, sich von der Welt, die sie bedrängte, abzuschließen und den Mut nur in jenen Augenblicken offen zu zeigen, wenn die Wut der Tyrannen die Bekenner des christlichen Glaubens den Henkersknechten überlieferte. Und diese Helden ehrte die Gemeinde besonders, indem sie in unmittelbarer Nähe ihrer irdischen Reste die heiligen Mysterien feierte. Dies geschah in den Katakomben, in dem ungeheuren Labyrinth von schmalen Gängen, die man in und unter der Erde gegraben hatte. Hier finden wir die ersten und ältesten Denkmale unserer Religion, hier die Ruhestätten der ersten Christen und Märtyrer.

Rom besaß, wie Untersuchungen ergaben, gegen vierzig solcher Katakomben, von denen seit 1578 nach und nach bis jetzt zwanzig wieder aufgefunden worden sind; aber auch diese sind noch nicht vollständig durchsucht worden. Dennoch wurden bereits über elftausend Inschriften aus denselben gesammelt.

Leider müssen wir uns versagen, hier näher auf diesen interessanten Gegenstand einzugehen, und können nur kurz auf die Grabstätten selbst hinweisen. Alle sind gleich, es giebt keinen Unterschied zwischen reich und arm. Es sind in der Wand wagrechte Höhlen angebracht, gerade groß genug, um eine Leiche aufzunehmen. Gegen das Verbrennen der Leichen hat sich das Christentum sogleich erklärt, wohl aus Antagonismus gegen das Heidentum und nicht wegen des Glaubens an die Auferstehung, denn zur Auferweckung des in Erde verwandelten Leichnams ist dieselbe Allmacht vorausgesetzt, die auch die Asche wieder beleben kann. Das Grab wurde mit einer Platte zugemacht, auf welcher die Inschrift sich befindet. Diese Inschriften sind kurz, neben dem Namen des Beigesetzten steht eine Gebetsformel oder ein frommer Wunsch: Ruhe im Frieden, oder nur: Im Frieden. Wir begegnen auch Ausdrücken, die eine innige Liebe atmen, wie: Der süßen Seele. Auf die Platte, welche die Überreste seines Weibes barg, setzte ein Mann: Nun schläft sie, die mich liebte. Die Blutzeugen Christi sind mit einem M. oder Martyr bezeichnet. Von künstlerischer Verzierung der Gräber finden wir das Ölblatt, bei Märtyrern Kränze oder Palmzweige. Die Kunst ruhte in dieser Zeit; selbst die zum Gottesdienst hergestellten Kapellen enthalten zuweilen nur Darstellungen, die wie Hieroglyphen eine symbolische Sprache zu den Versammelten reden.

Auch von einer rührenden Begebenheit geben die Katakomben uns Mitteilung, freilich nur in Lapidarstil, der uns so zu sagen nur in einigen abgerissenen Worten einen tiefen Schmerz offenbart. Man fand an den Wänden der Gänge den Namen Sophronia eingeritzt, einige Schritte weiter abermals von derselben Hand denselben Namen, und so setzte sich der Schmerzenslaut wie ein Theseus-Faden fort; dann hieß es einmal: Sophronia, wo bist du? In allen Gängen und Seitengängen derselbe Ruf, dieselbe Wehklage — dann wieder: Sophronia, wo ruhst du? So fort — endlich an einer Stelle, wo der Gang verschüttet war, das jubelnde Eureka: „Meine Sophronia, du lebst immer, immer lebst du in Gott, ich will dich preisen, solange ich lebe.“ Jahrhunderte behüteten diese Worte, denen die innigste und heiligste Liebe innewohnte. Als man die Katakombe entdeckte und den Worten nachging, fand man in der Nähe der letzten ein Grab, dessen Platte die Inschrift trug: „Hier ruht Sophronia“.

Diese Zeit, in der die neue Lehre unter äußerem Druck erstarkte, ging vorüber; es kam ihr endlich die Freiheit, und ihre Tempel konnten nun öffentlich unter freiem Himmel sich erheben. Damit gewannen auch die christlichen Gräber eine neue, herrliche Form. Man nahm aus

den Katakomben nur den Wunsch in die neue Zeit hinein, einmal nach dem Tode in innigster Beziehung zu den Kultusstätten zu bleiben. Als die Kirche das Gesetz aufstellte, daß jeder Altar die Reliquie eines Heiligen bergen solle, da war dieser zu einer ehrenvollen Grabesstätte geworden. Deshalb wurden die Altäre oft in Form von Sarkophagen aufgestellt. An die Altäre reihten sich dann die Grabmäler von besonders um die Kirche verdienten Toten.

Rom ist sehr reich an solchen Monumenten in seinen Kirchen, und könnte man sie nebeneinander stellen, so würde uns da eine zweite Via Appia gegenüberstehen. Es sind so viele aus allen Jahrhunderten vorhanden, daß es selbst in einem umfangreichen Werke nicht möglich wäre, sie einzeln aufzuzählen. Wir wollen darum hier nur eine Umschau halten und uns kurz bei denen aufhalten, die sich durch Kunst oder die in denselben ruhende Persönlichkeit oder durch beide zugleich auszeichnen. Auch die Heiligen, mit Ausnahme des Denkmals der heiligen Cäcilie in ihrer Kirche zu Trastevere, wollen wir übergehen, da in jeder Kirche einer oder mehrere ruhen und wir kein weitumfassendes Werk schreiben.

Das Grabmal der Patronin der edlen Musika, der heiligen Cäcilia, die, von dem vornehmen Geschlecht der Cäcilier stammend, mit der Cäcilia Metella verwandt war, hat uns immer zu ihrer altehrwürdigen Kirche hingezogen. Im Jahre 818, als ihr Grab zum erstenmal geöffnet wurde, fand man sie in der Lage, wie sie ihren Martertod erlitten: auf die rechte Seite gelegt, die Knie ein wenig angezogen, die Arme nach unten übereinander, angethan mit golddurchwirktem Gewande, neben sich die blutigen Leintücher. So lag sie in der Katakombe an der Appischen Straße und wurde in die ihr zu Ehren erbaute Kirche übertragen. Als 1590 ihr Grab zum zweitenmal geöffnet wurde, befand sie sich, wie Baronius ausführlich berichtet, noch in gleicher Lage. Der Bildhauer Steffano Maderno nahm eine Zeichnung auf und schuf nach derselben sein Meisterwerk voll rührender Anmut und Holdseligkeit, das jetzt noch ihr Grab (die Tumba des Hauptaltars) ziert und des Künstlers Inschrift trägt: „In diesem Marmor stelle ich das Bild der heiligen Jungfrau Cäcilia dar, wie ich sie selbst unversehrt in ihrem Grabe gesehen habe.“ Eine Abbildung davon brachten die „Monatshefte“ in der Mainummer 1882.

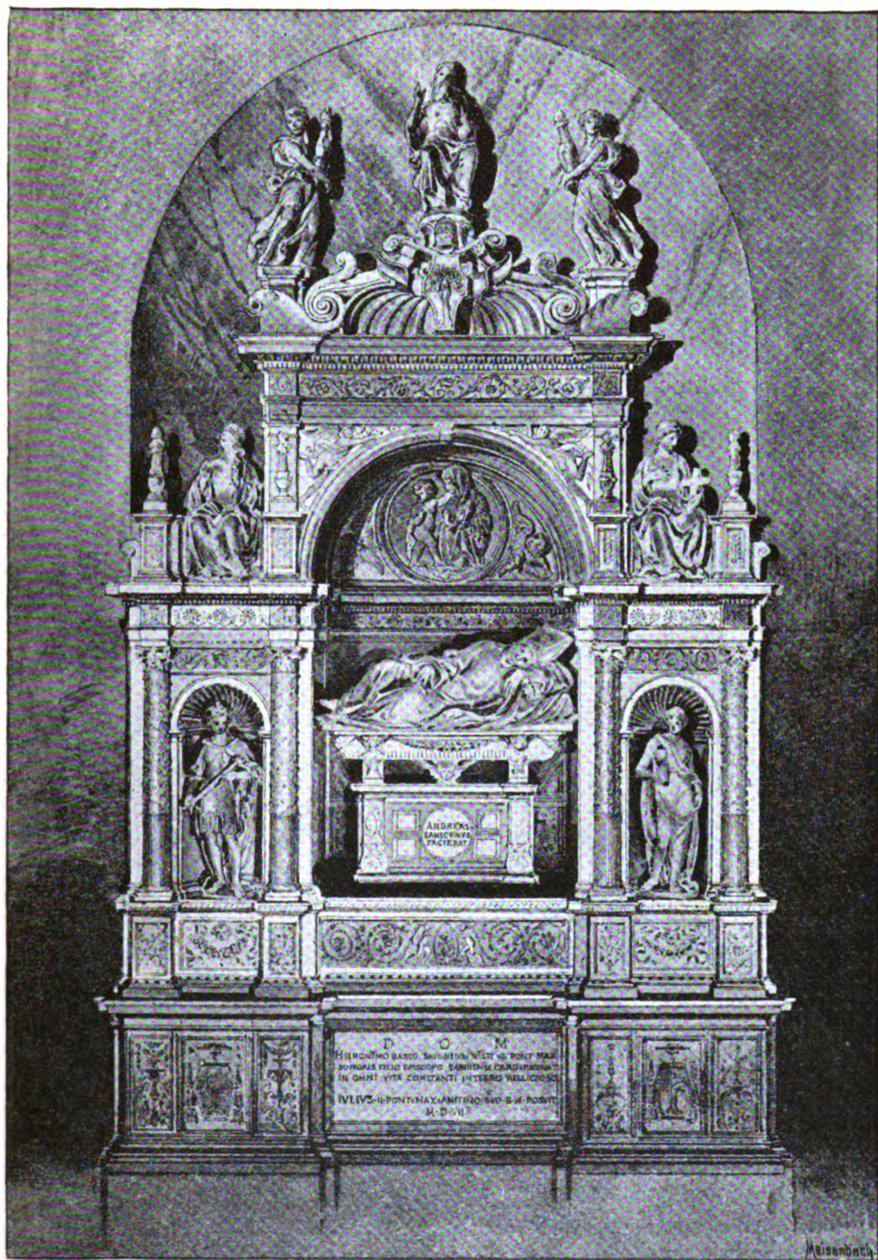
Eilen wir nun zur Peterskirche. Bekanntlich stand schon vor dem jetzigen Bau an derselben Stätte eine Basilika, deren tiefster Teil sich unter der jetzigen Kirche erhalten hat und den Namen „Vatikanische Grotten“ führt. Ganze Reihen von gemauerten, in Form einer Tumba aufgeführten Gräbern erfüllen den weiten Raum. Viele Päpste sind hier begraben, auch Kaiser Otto II., Charlotte, Königin von Jerusalem und Cypern, und andere mehr. Dazwischen sieht man Statuen, Mosaiken, Malereien, die sich in der alten Kirche befanden. In der oberen Kirche bildet der Hochaltar unter der Kuppel natürlich das Centrum des Heiligtums. Vor demselben befindet sich eine von einer schönen Balustrade eingesäumte Vertiefung, zu der man auf einer Doppeltreppe herabsteigen kann. Von hier gelangt man in eine Nische, die das Grab des Apostelfürsten enthält und die Konfession genannt wird. Über dem Apostelgrabe erhebt sich der Altar. Mit diesem Centralgrab (der Apostel) steht ein anderes in Verbindung; vor der Konfession ließ sich Papst Pius VI. beisetzen, und über seinen Überresten erhebt sich ein ebenso einfaches als edles Monument: die Marmorstatue des Papstes in kniender und betender Stellung vor der Konfession, eines der schönsten Werke von Canova. In der Kirche finden wir noch viele Papstmonumente, aber keines erscheint so edel wie dieses, da kein allegorisches Beiwerk die Aufmerksamkeit und den Eindruck beeinträchtigt.

In der Tribuna der Kirche, die für sich allein schon ein geräumiges Gottes-

haus darstellen könnte, bemerken wir zwei Grabmäler von Päpsten, die in ihrer Durchführung zwei Phasen der Kunst repräsentieren, die Zeit der Renaissance in ihrer höchsten Blüte und die Zeit des Kunstverfalls. Das erstere, links, wenn man zum Grunde der Tribuna schreitet, ist von Guglielmo della Porta, der es um 1550 unter der Leitung des Michel Angelo vollendete. Hier ruht Papst Paul III. (Farnese), dessen bronzene Statue das Denkmal krönt. Darunter sieht man zwei weibliche halb liegende marmorne Gestalten, welche die Gerechtigkeit und die Klugheit personifizieren. Die Anordnung erinnert an die Figuren der Tageszeiten an den Mediceergräbern in Florenz; auch die Klugheit, als alternde Frau, ist im Geiste Michel Angelos aufgefaßt; die Figur der Gerechtigkeit aber bewegt sich auf einem Gebiete, das der große Florentiner Meister nie berührt



Grabmal Jakobs III. von England in der Peterskirche, von Canova.



Grabmal des G. Basso della Rovere in S. Maria del Popolo, von Andrea Sansovino.

hat. Diese nämlich ist als ein junges, verführerisch schönes, lüsternes, völlig nacktes Mädchen dargestellt. Bernini mußte es später, weil es in einem Gotteshause Ärgernis gab, auf Befehl des Papstes teilweise mit einer Bekleidung bedecken. Man erzählt, daß ein vornehmer Fremder sich in die Statue verliebte und von derselben sich nicht entfernen wollte, bis man ihn als Wahnsinnigen mit Gewalt wegbringen mußte. (Eine ähnliche Sage knüpft sich auch an die knidische

Aphrodite von Praxiteles an.) Ein Jahrhundert später wurde diesem Monument gegenüber von Bernini in ähnlicher Anordnung eines dem Papst Urban VIII. (Barberini, dem Gründer der Propaganda) gesetzt: oben die Erzstatue desselben, unten die Marmorfiguren der Gerechtigkeit und Liebe. Der Künstler hatte mit unsagbarem Fleiß alle Nebensachen, wie die schweren Brüche des Purpurs, die feinen Falten der Alba, die durchbrochenen Manschetten und Säume, naturwahr durchgearbeitet. Sicher glaubte er, den della Porta übertroffen zu haben; heute glaubt es niemand, besonders in unmittelbarer Nähe des erst erwähnten Monuments.

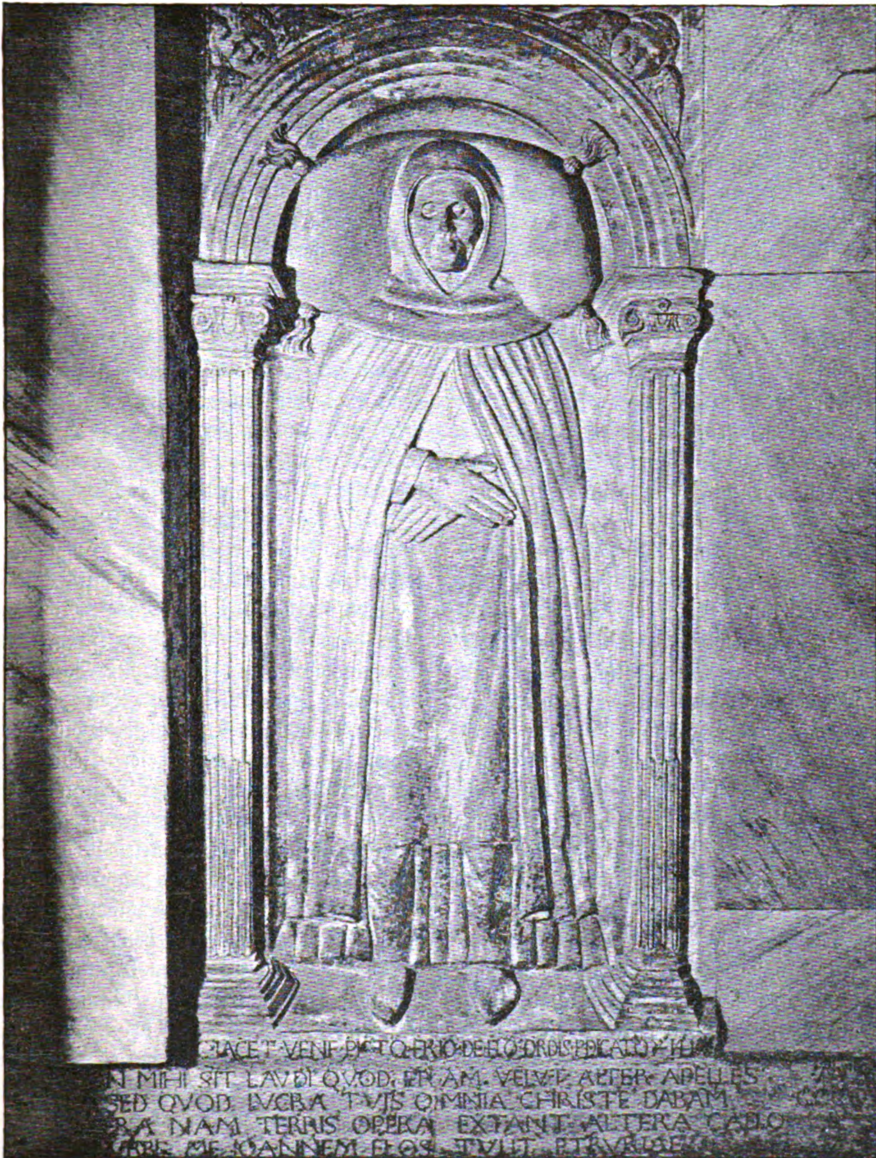
Von weiteren Papstmonumenten der Kirche, die durch künstlerische Ausschmükkung das Auge fesseln, erwähnen wir das von Alexander VIII. (Ottoboni), dessen Bronzestatue von den Figuren der Religion und Klugheit flankiert wird. Wenn diese Allegorien andeuten sollen, daß sie dem Verstorbenen im höheren Grade eigen waren, so ist die Klugheit nicht recht gewählt, denn es war von Alexander nicht klug gehandelt, die Nepotenwirtschaft so maßlos gefördert zu haben. Das Grab des prachtliebenden Alexander VII. (Chigi) ist von Bernini mit großem Aufwand geschmückt. Der Papst kniet, von vier allegorischen Figuren umgeben, und der Tod, als Skelett, zeigt ihm die Sanduhr, um ihm zu sagen, daß seine Stunde gekommen sei — ein in der Grabmalstatistik banal gewordener Gedanke, der bei dem Bildhauer gerade keine geistige Anstrengung voraussetzt.

Dagegen wird das Künstlerauge durch ein anderes Monument angenehm befriedigt. Es ist das Grabmal Pius' VII. (Chiaramonti), des Gefangenen Napoleons, das der große Thorwaldsen ausgeführt hat. Der Papst sitzt zwischen der Stärke und Weisheit; wie sein Kopf ausdrucksvoll ist, so ernst und edel die ganze Ausführung. Leos XI. (Mediceer) Grabmal von Algardi besitzt ein schönes Basrelief, wie auch das von Innocenz XI. (Odescalchi), welches die Niederlage der Türken vor Wien darstellt. Letzteres ist von Stephan Monot aus Burgund. Von Antonio Pollajuolo ist das ganz bronzene Monument, das zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Innocenz VIII. (Cibo) gesetzt wurde; von demselben berühmten Meister auch das von Sixtus IV. († 1484). Letzteres weist einen großen Reichtum in der Ornamentierung nach. Der Papst, naturalistisch streng lebenswahr aufgefaßt, liegt auf dem Paradebett, von Tugenden und Wissenschaften umgeben. Alles bewunderungswürdig durchgeführt.

Im vollen Gegensatz zu den reich dekorierten erwähnten Grabmälern steht das von Innocenz XIII. (Conti), das nur aus einem Sarkophag, ohne alle Beigabe, besteht. Mit allegorischen Figuren sind auch die Monumente der Päpste Innocenz XII., Gregor XIII. und XIV., Benedikt XIV. und Klemens X. geschmückt. Das Grab Klemens' XIII. muß noch besonders erwähnt werden, da es ein großartiges Werk Canovas ist. Der Papst ist kniend dargestellt, die Religion hält ihm das Kreuz vor, und der Genius des Todes sitzt neben dem Sarkophag; vorn sieht man die Figuren der Stärke und Liebe als Basreliefs, und auf zwei großen Sockeln ruhen Löwen, die zu den schönsten Kunstschöpfungen der Neuzeit gehören. Man mag, besonders in Rom neben der Antike und unzähligen Kunstwerken der Bildnerei, über Canova wie immer urteilen, man wird doch zugestehen müssen, daß seine Kunst eine neue Zeit, eine Wendung zum Besseren inauguriert.

In St. Peter haben noch neben den Päpsten einzelne berühmte Persönlichkeiten ihre letzte Ruhestätte gefunden: so Palestrina, der Reformator des Kirchengesanges; die Gräfin Mathildis, deren irdische Reste Urban VIII. aus Mantua hierher versetzte, der auch durch Bernini ihr Grabmal herstellen ließ. Ihr Bildnis von diesem Künstler beweist, daß dieser ein Schönheitsideal schaffen konnte, das noch heute als solches anerkannt wird. Das Relief von Steffano Speranza stellt

Gregor VII. dar, wie er in Gegenwart der Mathildis Kaiser Heinrich IV. absolviert. Von Canova ist ferner das Grab- Medaillon mit dem Mosaikbildnis der englischen Königin hält Schließlich ist noch das Grabmal der Christine, Königin



Grabmal des Angelico da Fiesole in S. Maria sopra Minerva.

mal des englischen Königs Jakob III. und von Bracci das der Marie Klementine Sobiesky-Stuart, die 1755 in Rom starb. Über dem Porphyr-Sarkophag sieht man die Charitas und einen Genius, der ein von Schweden, Tochter des Gustav Adolf, zu erwähnen, die katholisch wurde und 1689 in Rom starb. Innocenz XII. setzte ihr dieses Grabmal nach Zeichnungen von Carlo Fontana.

Nicht alle Päpste, die in Rom starben, wurden in St. Peter begraben. Man findet Grabmäler einzelner auch in anderen römischen Kirchen. So ruhen in S. Andrea della Valle Pius II. und III.; in Maria sopra Minerva Benedikt XIII., dessen Grabmal von Orsini ist. In S. Maria Maggiore begegnen wir mehreren Papst-Grabmälern, die indessen sich kaum über dem Niveau des Mittelmäßigen halten. Bekanntlich hat auch Pius IX. in dieser Kirche sich ein Grab bestellt. In der St. Ignaz-Kirche ist das Grabmal Gregors XV. zu nennen, ein vorzügliches Werk von Le Gros. Von Canova ist dann das Monument Klemens' XIV. (Ganganelli) in großem Stil ausgeführt; die Statue des Papstes, der sich das große Verdienst erwarb, den Jesuitenorden aufgehoben zu haben, ist von den allegorischen Figuren der Mäßigkeit und Milde umgeben.

Schließlich ist in der deutschen Nationalkirche S. Maria dell' anima das Grabmal Hadrians VI., eines geborenen Utrechters, zu nennen. Die liegende Papststatue ist von Mich. Ang. Sanese und charakterisiert sehr gut den Papst. Er stützt das müde Haupt in die rechte Hand, und die Inschrift lautet in deutscher Übersetzung: Wehe! wie viel kommt es darauf an, in welche Zeit die Tugend auch des Besten fällt. Hadrian war ein großer Gelehrter, aber die Papstwürde erdrückte ihn.

Hierher ist auch das Monument Julius' II. von Michel Angelo zu rechnen, das sich in S. Pietro in vincoli befindet. Weltberühmt ist die Mosesstatue, in der sich die Geschichte des Alten Testaments prägnant abspiegelt, eins der Hauptwerke des großen Florentiner Meisters. Die vielen Grabmäler von Kardinälen und sonstigen berühmten historischen Personen, die in den verschiedenen Kirchen Roms zerstreut sind, können wir nun freilich nicht einzeln anführen. Von ersterer Art sind als Kunstwerke die der Kardinäle Pietro Riario († 1474) in S. S. Apostoli und G. Bat. Savelli in Araceli rühmlich hervorzuheben. In S. Pietro in vincoli fesseln die Grabmäler der Kardinäle Margotti und Agucci nur, weil Dominichino auf denselben ihre Bildnisse gemalt hat. In S. Maria am Aventin interessiert das Grabmal eines Bischofs Spinelli, weil dazu ein antiker Sarkophag, auf dem die Musen angebracht sind, benutzt wurde; aber weder diese heidnische Darstellung noch der exmittierte Heide scheinen die Ruhe des christlichen Hirten zu beeinträchtigen.

Nicht vergessen dürfen wir die Kirche S. Maria del Popolo, die ein wahres Kunstmuseum ist und in der sich auch mehrere Grabdenkmäler befinden. Zwei davon sind, was künstlerische Ausstattung anbelangt, vielleicht die schönsten Roms, wahre Kleinode der Renaissance, beide von Andrea Sansovino. Sie bergen die irdischen Reste der Kardinäle Ascanio Sforza-Visconti und dessen Verwandten Girolamo Basso della Rovere. Der architektonische Aufbau vereint sich mit Werken der Plastik zu einem Monument, vor dem man nicht an Tod und Verwesung, sondern an die ewige, lebensvolle Schönheit der Kunst gemahnt wird. Der Aufbau beider bildet Nischen, in welchen die Sarkophage stehen; auf diesen liegen die wunderbar edel aufgefaßten Prälaten, den Kopf in die Rechte gestützt, so daß sie gleichsam schlafend erscheinen. Neben diesem Aufbau sind zwei niedrigere Anbauten mit kleineren Nischen angebracht, in denen Marmorfiguren stehen; die Klugheit und Gerechtigkeit am Grabmal des Sforza, die Stärke und Mäßigkeit an jenem des Basso. In der Höhe der Mittelnischen gewahrt man in Lünetten Madonnen, über den Attiken der Anbaue Figuren christlicher Tugenden, und Kandelaber; gekrönt ist das Ganze von Gott Vater zwischen kandelabertragenden Genien. Die Ausführung ist bis in die letzten Nebendinge mit größtem Fleiß durchgeführt, wie auch die Ornamentierung ebenso reich als stilvoll erscheint.

Das Ziel unzähliger Wallfahrten bildet die hochgelegene Kirche S. Onophrio

auf dem Monte Gianicolo, weil sie das Grab des Dichters Torquato Tasso bewahrt und man aus dem Garten des Klosters eine der herrlichsten Aussichten über ganz Rom genießt.

Schließlich müssen wir noch einen kurzen Besuch den Grabmälern von Künstlern abstatten. Zumeist zieht uns das Pantheon an, weil es die letzte Ruhestätte des großen Raphael geworden ist. Über seiner Asche erhebt sich eine Madonnenstatue von Lorenzetto, gleichsam als Wache über dem Grabe des großen Genius, der wie ein rechter Künstlerfürst von einem Gefolge von Künstlern noch im Tode umgeben ist, denn im Pantheon ruhen auch Hannibal Carracci, Balt. Peruzzi, Perino del Vaga, Thaddeo Zuccaro und Giovanni da Udine, ein Schüler des großen Urbinaten. In S. Maria sopra Minerva werden wir am Grabe des frommen und zartsinnigen Fra Angelico da Fiesole gern einige Augenblicke verweilen, besonders wenn wir in Florenz dessen Hauptwerke in den Uffizien bereits bewundert haben. Das Bildnis des Künstlers ist nach dessen Totenmaske ausgeführt. In der französischen Kirche S. Luigi ist Claude Gelée, der Lothringer, begraben. Im Jahre 1836 wurde dem berühmten Landschaftsmaler ein Monument von Le Moine gesetzt. Auch der französische Kunstgelehrte Seroux d'Agincourt liegt in dieser Kirche begraben. In S. Maria degli Angeli (ehemals der große Saal der Thermen des Diocletian, von Michel Angelo in eine Kirche verwandelt) haben zwei Künstler ihre Ruhestätte erhalten: Carlo Maratti und Salvatore Rosa. In der bereits erwähnten Kirche degli Apostoli ruht der berühmte Kupferstecher Volpato und in der kleinen Kirche S. Andrea delle Fratte wurde dem Bildhauer Rudolf Schadow ein Monument gesetzt, das E. Wolf ausführte. Auch Angelika Kaufmann und Zorga sind hier bestattet.

In neuerer Zeit sind mehrere öffentliche Begräbnisplätze eröffnet worden; das umfangreichste Campo Santo liegt neben S. Lorenzo vor der Stadt. Auf dem protestantischen Friedhof der so manchem berühmten Deutschen die letzte Ruhestätte im Schatten seiner Cypressen gewährte, ruhen bei der Pyramide des Cestius auch die beiden Künstler Erhard und Carstens.

In diesem zweitausendjährigen Repositorium von Resten vergangener Geschlechter und Kulturen wäre noch manches interessante Grabmal zu finden. Es ist ein dem Menschen tief eingepflanztes Bedürfnis, die Vergänglichkeit, die ihn überall umgiebt, von sich abzuweisen und über ihr den Glauben an das Unvergängliche, die Unsterblichkeit, aufzurichten. Deshalb das Bestreben, seinen Namen wenigstens in Stein oder Metall den folgenden Geschlechtern zu übermitteln; aber wie mit der Zeit, dieser Mühle Gottes, die langsam aber sicher mahlt, alles Irdische zerrieben wird, so verfällt auch das stolzeste Mausoleum, das sich irdische Größe baut, in Trümmer.

Bei unserer flüchtigen Übersicht, die wir über die Grabmäler Roms aus alter und neuerer Zeit gewonnen haben, wird man schon zu der Überzeugung kommen können, daß Rom in der That ein großes Gräberfeld darstelle und man es mit Rücksicht auf die altrömische Gräberstraße ebenfalls eine Via oder eigentlich Civitas Appia nennen könnte, eine Nekropole, die durch den Glanz der Namen, den die längst Bestatteten im Leben trugen, wie durch die Herrlichkeiten, mit denen die Kunst ihre letzten Ruhestätten zierte, jedem Besucher der ewigen Stadt mit Recht zurufen kann das alte: Siste viator!





Der Narr von Firlejowka.

Novelle

von

Leopold v. Sacher-Masoch.

Der Kopf meines jüdischen Kutschers ging schon einige Zeit hin und her, als sitze er in heiligen Freuden vertieft vor dem Buch der Bücher oder dem goldenen Talmudschatz, und jetzt hielt er die kleinen mageren Pferde an und zeigte mit dem Peitschenstiel auf den Himmel, der sich vor uns mehr und mehr verfinstert hatte.

Es sah in der That drohend genug aus.

„Wollen Sie nicht abwarten das Gewitter, was kommt," sagte Pinkas Glanzmann, „in der Schenke von Dubie, wir haben dann kein Dach bis Wrzcin, bei Ihrem Herrn Onkel."

„Nein, fahr zu," gab ich zur Antwort.

Ich war seit Jahren nicht in der Heimat gewesen und wurde an diesem Abend erwartet.

Der Kutscher zuckte die Achseln und fuhr. Vor uns war es wie der dunkle Vorhang eines Theaters, ehe die Vorstellung beginnt. Große Wolken wälzten sich am Horizont, sie entstiegen gleichsam einem Abgrund. Die Erdrinde schien geborsten und der Rauch eines Riesenvulkans derselben zu entqualmen.

Eine unheimliche Schwüle war in der Luft, und diese, die sonst leicht und fröhlich um Baumwipfel und goldene Ähren streicht, schien mit einemmal schwer geworden und mit ihrem ganzen Gewicht auf Gräsern, Halmen und Blättern zu lasten. Sie alle hingen schlaff und traurig zur Erde. Auch war kein Laut zu vernehmen; kein Vogel sang, es fehlte der frische Atem, der sonst an schönen Sommertagen die grünen Fluren und gelben Felder wogen und rauschen macht. Das weite Land schien schweigend etwas zu erwarten.

Die Sonne, hinter dichtem Schleier verborgen, sendete nur einzelne feurige Blicke hinaus. Sobald diese auf Wiesen und Äckern verglüht waren, nahm alles wieder dieselbe wunderliche, metallische Färbung an. Aus dem weithin ergossenen Getreidemeer ragten wie zur Zeit

einer Überschwemmung einzelne Höfe mit roten Ziegeldächern, die runden Kuppeln der griechischen Kirchen, die strohgedeckten Hütten der Dörfer hervor, hier und da ein Ziehbrunnen. Auf einem fernen Hügel breitete eine Windmühle ihre dunklen Arme aus. Herden von Lämmern zogen auf den Weiden hin und her, Pferde mit zusammengebundenen Vorderbeinen grasten, und die spielenden Füllen ließen ihre Glöckchen erklingen.

Vor uns dunkelte der Wald, aus dem der Fluß mächtig hervorbrach, zeitweise im Sonnenlicht blitzend.

Es wurde dunkel. Ein starkes Wetterleuchten warf ab und zu rote Lohe über Himmel und Wolken. Jetzt ließ sich das erste Grollen vernehmen, dem dumpfen, ehernen Gruß einer fernen Schlacht vergleichbar. Zugleich kamen die trägen, schweren Luftmassen in Bewegung. Gräser und Halme richteten sich auf, die Blätter regten sich, erst leise und dann immer lebendiger. Der Wind und das Rollen nahmen von Sekunde zu Sekunde zu; der Wald, bis jetzt eine schwarze, undurchdringliche Masse, wurde zum wogenden Ährenfelde, jeder Baum ein Halm, bald zu Boden geneigt, bald rauschend emporgeschnellt.

Der Kutscher trieb die Pferde vorwärts; der leichte Wagen sprang wie ein Ball auf und ab, stürzte hier in ein Loch, dort in eine Pfütze und flog dann wieder empor über Steine und Rinnen. Wir fuhren blind in die Laubwand hinein, die sich plötzlich teilte und aus aufnahm. Zu beiden Seiten standen nun riesige Eichen, Buchen und Birken, deren breite Äste dort, wo die Straße enger wurde, dieselbe überdachten, so daß ein wogendes grünes Meer über uns brauste.

Der Wind war zum Sturm geworden, der Säulen aus Staub und dürren Blättern zwischen Himmel und Erde stellte, als gelte es, die wankende, dunkle Wölbung zu stützen, die, von zuckenden Blitzen zerrissen, zu bersten und einem Feuermeer den Weg zur Erde zu bahnen schien. Große Tropfen fielen. Der Donner polterte unaufhörlich. Es war, als kämen die Engel mit schwerem Flügelschlag, die Posaunen blasend, welche die Menschheit zum letzten Gericht laden.

Ich hatte kaum Zeit gehabt, das Regendach herabzulassen und das Spritzleder heraufzuziehen, als auch schon die Wolken mit verheerender Gewalt niederstürzten. Es war ein Meer mit brausenden Wogen, das herabkam und, die Erde überflutend, wilde Bäche und reißende Flüsse bildete, die jungen Bäume entwurzelnd, die Saaten ertränkend.

Mein Wagen konnte nur langsam vorwärts, das Wasser schlug über den Rädern zusammen, wir schwammen mehr als wir fuhren. Um uns war Finsternis oder das Prasseln und Sprühen der Blitze.

Plötzlich fuhr eine Feuerschlange unmittelbar vor uns nieder, ein fürchterlicher Schlag erschütterte die Erde. Einige Sekunden waren wir vollkommen blind. Die Pferde waren stehen geblieben; als mein Jude sie vorwärts trieb, zeigte es sich, daß eine Riesenbirke, in der Mitte gespalten, über den Weg gestürzt war und uns die Straße sperrte. Seitwärts stand das Laub in Flammen, an den brennenden Busch Mosis mahnend.

„Es ist nichts zu machen," sagte Pinkas Glanzmann halb verzweifelt, „versuchen wir, nach Firlejowka zu gelangen, das ist noch das einzige."

Er kehrte um und bog dann links in einen schmalen Waldweg, den der Wolkenbruch in einen schäumenden Strom verwandelt hatte. Wir gelangten endlich an den Fluß, über den hier eine Brücke führte. Doch die Pferde blieben wieder stecken und wollten nicht mehr gehen. Der arme Jude stieg seufzend ab und führte sie, bis über die Knie im Wasser, langsam am Zügel über die Brücke und dann auf der Straße vorwärts. Unweit schimmerte Licht durch den feuchten grünen Schleier.

„Ist das Firlejowka?" fragte ich.

„Ja."

„Du sagtest doch, daß es zwischen Dubie und Wrzein keine menschliche Wohnung gebe."

„Dort wohnt auch kein Mensch.“

„Wer denn?“

„Ein Narr. Es ist deshalb die Frage, ob sie uns einlassen werden.“

„Bei solchem Wetter?“

„Vielleicht,“ erwiderte der Jude, „bei anderem Wetter gewiß nicht.“

„Wer bewohnt denn den Hof?“

„Es ist ein kleines Schloß. Der Herr nennt sich Sembratowitsch, außer ihm sind noch ein paar seiner uralten Diener da.“

„Und der Herr ist verrückt?“

„Nur halb.“

Wir standen jetzt vor einer Mauer, in der sich ein Gitterthor befand. Fliederbüsche neigten sich zu uns herüber, zwischen Bäumen zeigten sich Dach und Türme des Schlosses. Der Jude pochte kräftig an das Thor, und da sich niemand regte, begann er laut zu rufen: Zu Hilfe! zu Hilfe!

Es währte nicht lange, so zeigte sich ein hoher Greis mit weißem Haar und Bart hinter dem Gitter.

„Wer ruft?“ fragte er.

„Ich bin es, Pinkas Glanzmann, mit einem Herrn aus Wien. Die Pferde wollen nicht mehr gehen, und wir können bei diesem Unwetter doch nicht im Freien übernachten. Helft uns, Herr Kajetan, nehmt uns auf.“

„Das kann nicht sein.“

„Nur bis zum Morgen.“

„Der Herr hat es verboten.“

„Stellt ihm unsere Not vor. Wenn wir ums Leben kommen, seid Ihr schuld.“

„Wir werden sehen.“ Der Alte entfernte sich.

Der Regen hatte abgenommen, aber es blitzte und donnerte noch immer, und der Sturm heulte in den hundertjährigen Baumkronen.

Als der alte Diener wiederkam, sagte er kein Wort, sondern öffnete einfach das Thor und ließ uns ein. Wir fuhren in den Hof und hielten vor dem Schloß. Ich stieg ab und folgte dem Alten die Stufen empor, die in das letztere führten.

Nachdem er mich, mit einem silbernen Armleuchter in der Hand, durch Gänge geführt, in denen alte Porträts, Fruchtstücke und Jagdscenen hingen, stiegen wir eine Treppe empor, und Kajetan öffnete die Thür eines geräumigen Zimmers, das er mir für die Nacht anwies. Während er dasselbe in Ordnung brachte, fand ich Muße, ihn zu betrachten. Er war ein großer, hagerer Mann, dessen rosige Wangen und gute blaue Augen fast jugendlich aus dem weißen Rahmen hervorblickten, in den die Jahre sein freundliches Gesicht gefaßt hatten. Er trug eine Art Livree, deren Hauptstück ein langer, altväterischer, tabakbrauner Rock bildete, und eine weiße Halsbinde. Wenn er lächelte, ließ er zwei Reihen weißer Zähne sehen, um die ihn mancher junge Mann der Jetztzeit beneiden konnte. Seine wohlgepflegten Hände waren die eines katholischen Pfarrers, der eine gute Pfründe hat.

Als er sich entfernt hatte, öffnete ich das Fenster, denn es war eine dumpfe, schwüle Luft im Zimmer. Der Wind blies die weißen Gardinen wie Segel auf, und der Regen klatschte kräftig auf das Fensterbrett; aber das Gewitter war nach Süden gezogen, nur langsam folgte dem Blitz der Donner, und Leuchten und Grollen wurden immer schwächer. Das Wasser gurgelte nur noch weinerlich in der Tiefe. Die Wolken flatterten in Stücke zerrissen umher. Der Himmel klärte sich auf.

Ein leises Pochen an der Thür, dann zeigte sich Kajetan auf der Schwelle und lächelte mir freundlich zu.

„Der gnädige Herr läßt Sie bitten, mit ihm zu Nacht zu essen,“ begann er.

„Das ist sehr liebenswürdig,“ sagte ich, „aber ich möchte deinem Herrn um alles in der Welt nicht beschwerlich fallen.“

„Wenn er Sie einladet, können Sie es ruhig annehmen,“ gab der Alte zur Antwort, „nur“ — er sah sich vorsichtig um und fuhr dann in flüsterndem Tone fort — „staunen Sie über nichts, was auch geschehen mag, und stellen Sie keine Fragen an ihn.“

„Gut, daß du mich aufmerksam gemacht hast.“

„Es ist nur meine Pflicht; übrigens ist mein Herr die Güte selbst, und es wird Ihnen nicht schwer werden, sich mit ihm zu verstehen.“

Wir gingen hinab und dann durch eine Flucht von Zimmern. Die Kerzen des Armleuchters, den Kajetan trug, flackerten und warfen unruhige Lichter an die Wände, so daß hier eine phantastische Tapete und der seltsame Damast der Möbel, dort vergoldete Rahmen, von der Leinwand herab kokettierende Rokokoschönheiten, der Marmor der Statuen oder der düstere Rost der alten Waffen und das zottige Fell eines braunen Bären aus dem Dunkel flüchtig emportauchten. Zuletzt teilte der alte Diener einen Vorhang von dunkelblauer Seide und ließ mich in ein Gemach eintreten, das ein regelmäßiges Viereck bildete.

Mitten in demselben, auf dem Teppich, der das Estrich vollständig bedeckte, stand ein großer Schreibtisch, mit Büchern, Karten und Papieren bedeckt, dessen einzigen Schmuck ein Kruzifix bildete, ein Christus aus Elfenbein an einem Kreuz aus Ebenholz. Vor diesem Schreibtisch befand sich ein Lehnstuhl, mit gepreßtem Leder überzogen, in dem, mir den Rücken kehrend, ein alter Herr saß und schrieb.

Es war so eigentümlich friedlich und feierlich in diesem Raume, daß ich keinen Schritt nach vorwärts zu thun wagte, sondern einige Zeit stumm und regungslos die Blicke über die hohen, mit Büchern, Mineralien, Käfern und Schmetterlingen gefüllten Schränke, das Teleskop, das im Fenster stand, den ausgestopften Uhu mit den gelben Glasaugen und das dazwischen verstreute Spielzeug schweifen und endlich auf zwei lebensgroßen Porträts ruhen ließ, die dem Schreibenden gegenüber hingen.

Das eine stellte eine junge Frau dar, deren Reiz in dem feinen, von einem wunderbaren Seelenlicht erhellten Gesicht und in dem rührenden Blicke lag. Ihr zarter Blumenleib, der in der kalten Wirklichkeit zu frösteln schien, war in eine Pelzjacke geschmiegt. Der Sammet und die köstlichen Felle bildeten mit ihrem leicht gescheitelten Haar, ihrer rosigen Haut und dem sich leise öffnenden Munde eine seltene Harmonie von mildem Glanz und Weichheit.

Ihr gegenüber blickte ein schöner Knabe, dessen Stirn von kleinen, dunkelblonden Locken umringelt war, mit großen, träumerischen Augen, die einer anderen Welt anzugehören schienen, aus dem Rahmen hervor. Auf seinen Cherubszügen lag dasselbe geistige Licht, derselbe liebevolle Frieden, dieselbe weiche, zärtliche Sanftmut, und doch wölbten sich die Lippen mit männlichem Trotz, und um das runde Kinn lag eine Fülle ruhiger Kraft. Er schien lebendig. Ich wunderte mich ordentlich, daß die breite Brust nicht unter dem schwarzen Sammet und dem großen weißen Spitzenkragen aus der Zeit van Dycks zu atmen begann.

Endlich legte der alte Herr vor dem Schreibtisch die Feder weg und wendete den Kopf.

„Vergeben Sie, wenn ich störe,“ begann ich.

„O, nicht im mindesten,“ erwiderte er, sich einen Augenblick erhebend, „seien Sie mir willkommen!“ Er gab mir die Hand und setzte sich erst wieder, nachdem ich auf dem von ihm angewiesenen Rohrstuhl neben dem Schreibtisch Platz genommen hatte.

Herr Sembratowitsch war eine interessante Erscheinung, doch ganz verschieden von der Frau und dem Knaben, die von der Wand zärtlich auf ihn herabzulächeln schienen. Seine mäßig große Gestalt war von den Jahren gebeugt, die auch über sein dichtes Haar den Reif des Alters gebreitet hatten. Das scharfgeschnittene Gesicht war gelb angehaucht und mit kleinen Furchen besät. Es lag ein sympathischer Ausdruck von sanfter Trauer und Ergebung in demselben, nur die dunklen, tiefliegenden Augen loderten noch zuweilen in verborgener Leidenschaft auf oder erglänzten lebhafter in teilnehmender

Güte. Auf der edel gebildeten Stirn war ein stetes Spiel schöner Gedanken und Einbildungen wahrzunehmen.

Sembratowitsch trug nur einen Schnurrbart, der ihm schwermütig über die Mundwinkel herabhing. Seine feinen Hände suchten jederzeit Beschäftigung, hier mit der Feder, dort mit einem Blättchen Papier oder mit den Messingknöpfen des Lehnstuhles, welche sie gewissenhaft zu zählen schienen.

„Wie konnten Sie sich bei diesem Wetter herauswagen," sagte er jetzt, „das Gewitter stand seit dem Morgen am Himmel. Es war das stärkste, das ich hier erlebt habe, und ich bin lange genug da. Nun, gottlob, es ist jetzt vorüber, und morgen haben wir den schönsten Tag."

Er blickte durch das offene Fenster hinaus. Der Donner erstarb in der Ferne, es regnete nur noch ganz sanft, frischer Wohlgeruch drang herein. Die Sterne zeigten sich an dem dunklen Himmel.

„Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet," erwiderte ich, „Firlejowka war uns in dieser Lage wie ein sicherer Hafen bei Meeressturm."

„Es ist nicht der Rede wert, um so mehr, als Sie keine andere Unterkunft gefunden hätten. Die Gegend ist sehr einsam, nur selten verirrt sich jemand hierher. Man lebt hier wie in der Wüste."

„Fühlen Sie sich nicht manchmal ein wenig verlassen in dieser Öde?" sagte ich.

„Keineswegs," gab er zur Antwort, „wir brauchen die Welt nur, wenn wir selbst keine Gedanken haben, die bei uns freundliche Einkehr halten, und wenn unser Herz leer oder unbefriedigt ist. In diesem Falle sucht man sich zu betäuben. Sobald wir aber jemand haben, den wir lieben, öffnen sich uns die Thore des Paradieses, und wir sind am glücklichsten zu zweien."

„Ich dachte, Sie lebten ganz allein, für sich?"

„Allein?" Der alte Herr sah mich an, als suche er sich zu besinnen. „Allerdings, ich habe meine Frau ziemlich früh verloren, aber ich habe es schließlich überwunden. Der Schmerz macht uns stark. Ich habe jetzt nur meinen Sohn, meinen Ermogen, aber ich brauche sonst nichts. Sie sehen dort sein Bild."

„Ein schöner Knabe."

„Und ein gutes Kind. Wie er mich liebt! Ich weiß oft nicht, wie ich diese rührende Zuneigung verdienen soll, und ich — ich liebe ihn auch. Er ist mein alles. Sehen Sie, wenn ich hier vor meinen Büchern oder Schriften sitze oder vor dem Mikroskop, dann ist er stets um mich; dort an dem kleinen Tisch schreibt er oder vertieft sich in irgend ein Werk, das er mir aus dem Schrank genommen hat; er reitet lustig auf dem Schaukelpferd, schnallt den Panzer um, setzt den Ritterhelm auf und schwingt das Schwert, oder er führt auf dem kleinen Theater, das da hinten steht, ein Stück auf, aber alles ohne Lärm, mit einer milden Heiterkeit; still sitzt er da, still geht er durch das Zimmer und kommt ab und zu leise zu mir, um mich zu befragen oder um sanft die kleinen Arme um mich zu legen und mich zu küssen. Und was für Fragen er an mich richtet! Ich habe oft Mühe, sie zu beantworten. In seiner Seele ist das Beste, was einem Menschen zu teil werden kann: Mitleid und der reine Drang nach Wahrheit. Aber glauben Sie nur ja nicht, daß er ein Wunderkind ist, nein, er ist gottlob ein starker, gesunder Knabe, und er kann zu Zeiten so fröhlich sein, so herzlich lachen. Ich reite mit ihm und gehe mit ihm auf die Jagd, so viel ich nur kann; er hat auch seinen kleinen Garten, in dem er arbeitet. Zur Winterszeit sitze ich dann mit ihm am Kamin und erzähle ihm und suche mit meinen Geschichten, die er so gern hört, den Sinn für das Gute und Schöne in ihm zu wecken, ohne daß er meine Absicht merkt. O, Sie werden ihn auch lieben; jedermann muß ihn lieben!"

Der Vorhang rauschte. Der alte Kajetan erschien und meldete, daß das Abendessen uns erwarte. Wir gingen in den kleinen Speisesaal, dessen Wände mit

Tier- und Fruchtstücken geschmückt waren. Ich nahm dem alten Herrn gegenüber Platz und bemerkte erst jetzt, daß noch ein drittes Gedeck da war.

„Hast du dem jungen Herrn gesagt, daß wir beim Nachtessen sind," fragte Sembratowitsch.

„Zu dienen," erwiderte Kajetan, „er wird gleich hier sein."

Der alte Herr legte die Hände vor das Gesicht. Ich blickte erwartungsvoll nach der Thür, doch es kam niemand. Plötzlich richtete sich Sembratowitsch seufzend auf und nahm die Serviette. „Bist du da?" sagte er leise.

Niemand antwortete.

„Ich sehe täglich schlechter," fuhr er gleichsam im lauten Selbstgespräch fort; „ich habe viel geweint, das ist die Ursache."

„Der junge Herr ist schon hier," sprach Kajetan, auf den leeren Stuhl hindeutend.

Mir wurde es etwas unheimlich zu Mute.

„Das ist also mein Ermogen," sagte Sembratowitsch. „Dieser Herr hat sich vor dem Gewitter zu uns geflüchtet, er kommt aus Wien und kann dir manches erzählen. Gieb ihm doch die Hand."

Was war das? War der alte Herr in der That wahnsinnig? Und sein Diener? ging er nur mitleidig auf seine Einbildungen ein oder war auch er gestört?

Sembratowitsch legte seinem Sohne vor und schenkte ihm ein halbes Glas Wein ein. Während wir aßen, sprach er bald mit mir, bald mit ihm, und auch der alte Diener richtete von Zeit zu Zeit einige Worte an den Unsichtbaren.

Als wir uns nach dem Nachtessen wieder in das Studierzimmer begaben, rief der alte Herr seinen Sohn zu sich und setzte sich an den Kamin, wo es eine dämmerige, trauliche Ecke gab. Kajetan schob einen Stuhl heran.

„Komm, mein Kind, hierher, an meine Seite," murmelte er und blickte nach ihm, der ihm so fern war wie die Sterne des Himmels.

„Sie denken wohl, daß ich ihn verziehe," sprach er lächelnd, während Kajetan mir eine Cigarre anbot und ihm die Pfeife anzündete. „O, ich kann auch streng sein, wo sein Bestes es verlangt! Aber das ist selten nötig, er ist ja so gut."

Der alte Diener hatte uns verlassen. Einige Zeit herrschte Stille in dem friedlichen Gemach.

„Ich hoffe, Sie sind nicht böse," begann dann der alte Herr, „aber — er ist so gewöhnt, daß ich ihm jedesmal vor dem Schlafengehen etwas erzähle. Ich werde Ihre Geduld nicht zu lange in Anspruch nehmen."

„Sie verbinden mich, wenn Sie sich durch meine Gegenwart in keiner Weise stören lassen."

„Also hör zu, mein Kind." Der alte Herr lehnte den Kopf zurück und blickte vor sich hin in die Leere. „Es war einmal ein mächtiger Zar am blauen Meere, der besaß viele Länder, viel Volk, zahlreiche Schiffe und eine schöne Frau, aber er fühlte sich dennoch nicht glücklich, weil er keine Kinder hatte. Infolgedessen nahm sein Unmut von Jahr zu Jahr zu, und sein Reich empfand denselben in mehr als einer Beziehung. Vergeblich beriet sich die schöne Zarin mit weisen Männern und klugen Frauen, alle Ratschläge waren in die Luft gesprochen, sie blieb kinderlos. Da kam der Zar bei Gelegenheit einer Jagd im tiefen Walde in die Nähe einer kleinen Kapelle, bei der ein frommer Einsiedler seine Hütte aufgeschlagen hatte. ‚Tritt ein,' sagte der fromme Mann, ‚und bete zu Gott; jedem, der hier ein Gebet verrichtet, wird eine Bitte erfüllt, aber nur einmal im Leben. Deshalb sei vorsichtig in dem, was du erflehst.'

„Der Zar überlegte, dann trat er in die Kapelle, warf sich auf die Knie und betete. ‚Allmächtiger, gieb mir ein Kind, und wenn es auch nur für wenige Jahre wäre. Ist die Zeit um, dann nimm es zurück, ich werde dann nicht klagen.'

„Da sendete Gott einen seiner Engel zur Erde nieder und legte ihn der Zarin in die Wiege. Jubel herrschte im Palast,

Jubel im Lande, dem Zaren war ein Erbe geboren.

„Es war ein Knabe wie ein Engel, schön, gut und klug, er wuchs heran, und jeder liebte ihn. Der Zar war jetzt vollkommen glücklich und mit ihm sein Land, sein Volk.

„Als aber zehn Jahre um waren, entfaltete der Engel eines Tages seine Fittiche, die wie Schnee schimmerten, und flog davon, zurück in den Himmel, aus dem er gekommen war.

„Der Zar versank in Trauer, und mit ihm empfand sein ganzes Volk den Gram. Da erschien ihm nachts sein Kind, von dem Glanz des Himmels umgeben, und sprach: ‚Weine nicht, ich bin bei dir, Tag und Nacht, wenn du mich auch mit Menschenaugen nicht sehen kannst.‘ Da zog Ruhe und Frieden in das Herz des Verlassenen ein. Wo er auch war, empfand er die Nähe seines Engels und herrschte weise und milde bis an das Ende seiner Tage.“

Der alte Herr wendete sich ab, in seinen Augen glänzten Thränen. Draußen war es ruhig und klar geworden. Das Heer der Sterne war heraufgezogen, und der üppige Duft der Sommernacht drang vermischt mit der Frische, die dem Gewitter folgt, herein.

Der alte Herr schien vollkommen zu vergessen, daß ich da war; er neigte sich sanft zu dem Knaben, den er neben sich zu sehen meinte, und sprach zu ihm leise Worte der Liebe und fragte lächelnd seinen Wünschen nach; dann sagte er ihm gute Nacht und nickte ihm mit inniger Freude zu und folgte ihm mit den Blicken bis zu der Thür des Nebenzimmers. Plötzlich, gleichsam im Erwachen, gewahrte er mich und bat mich um Vergebung. „Nur noch für einen Augenblick gestatten Sie mir, mich zu entfernen,“ fügte er hinzu, „dann gehöre ich ganz Ihnen.“

Er nahm ein Licht und trat vorsichtig in das anstoßende Gemach, in dem zwei Betten standen, ein jedes von einem weißen Himmel überwölbt. Nachdem er die Kerze auf den mit Büchern bedeckten Nachttisch gestellt hatte, der zu Häupten seines Lagers stand, näherte er sich auf den Fußspitzen dem anderen und teilte leise die Vorhänge.

„Gute Nacht, mein Kind,“ murmelte er, „gute Nacht.“

Als er zurückkam, nickte er mir mit einer milden Heiterkeit zu. „Er schläft,“ sagte er, „er träumt wohl von dem Kätzchen, das ich ihm versprochen habe, denn er lächelt so glücklich. Jetzt wird bald sein Geburtstag sein, darum habe ich ihn ein wenig ausgehorcht, was er wohl für heimliche Wünsche hat, denn das Kind ist so bescheiden, noch nie hat es ein Geschenk von mir verlangt, als wenn es nicht meine größte, meine einzige Freude wäre, seine kleinen, anspruchslosen Träume zu erfüllen. Zu Weihnachten habe ich ihm diesen kleinen Schrank voll Bücher geschenkt, jetzt erhält er eine Uhr. Ich kenne kein Glück außer ihm; wenn ich etwas Schönes lese, muß ich es ihm mitteilen, dann erst freut es mich; gehe ich im Walde oder ersteige ich einen Hügel, der eine malerische Aussicht bietet, geht die Sonne mit seltenem Farbenspiel unter, nehmen die Wolken wunderliche Gestalten an, oder singt ein Vogel süßer als die anderen, ist es mir immer, als sei dies alles für ihn erschaffen, und es giebt kein größeres Vergnügen für mich, als ihn darauf aufmerksam zu machen. Ach, ich bin so glücklich; kein Mensch weiß, wie glücklich ich bin! Was ist dies alles, was der Menschengeist erforscht und schafft, was ist Ruhm und Ehre, was sind alle Freuden dieser Welt gegen das Lächeln eines Kindes? Bin ich einsam? Brauche ich die Menschen? Ich habe ihn und er hat mich, was brauchen wir noch?“

Ich sah den alten Herrn an und fand keine Worte; es wurde mir so weh um das Herz, ich trat an das Fenster, um meine Thränen zu verbergen.

Wie grausam ist doch die Natur! Grausam? Sie hatte ihm alles genommen und alles wiedergegeben im Traum, in einem holden, seligen Wahn.

Konnte man ihn unglücklich nennen?

„Es ist spät geworden," sagte er, indem er zu mir trat, „Sie werden müde sein von der weiten, beschwerlichen Fahrt und dem Kampfe mit den Elementen, wir wollen zur Ruhe gehen. Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Mit gar seltenen Gedanken stieg ich die Treppe empor und suchte mein Zimmer auf. Durch das offene Fenster zog Kühle und der süße Atem der blühenden Büsche und der Blumen herein. Draußen herrschte jetzt der tiefe, heilige Friede der Nacht.

Die schwarzen Bäume des Gartens standen in der Ferne wie Phantome, die sich nicht heranwagten in die stille Zaubersphäre dieses Hauses, um das die guten Geister der Mitternachtsstunde webten und Engelslippen flüsterten.

Alles lag im Schlummer, nichts regte sich, kein Blatt, kein Halm, nur der Fluß zog in der Ferne, leise klagend, ruhelos. An dem weiten Himmelsgewölbe war die stille Feier freundlicher Sterne. Ein leises Licht sank aus den seligen Höhen zur Erde nieder und zog flimmernde Fäden von Zweig zu Zweig. Der Horizont war, in wechselnden Stücken von Licht und Schatten, gleichsam mit Gold und Ebenholz eingelegt.

Langsam zog jetzt von dort eine Wolke herauf, in düsterer Majestät, ein Geisterschiff mit aufgespannten Segeln. — —

Wie ganz anders zeigte sich Schloß und Garten, als ich am Morgen erwacht war und die Stufen hinabstieg, die in den Hof führten.

Ringsum war dämmernder Morgenduft und die Musik, die den jungen Tag begrüßt. Hinter mir lag der graue Steinbau aus Sobieskis Zeiten, bis zu dem steilen Dach hinauf mit grünem Epheu verkleidet. Zwei runde Türme, von lustigen Dohlen umflattert, ragten empor, und ein großer steinerner Balkon sprang weit hinaus, von einem Blütengitter umsponnen.

In dem Wappen über dem Thore hatten sich die Schwalben angesiedelt; die Fenster blitzten, und blauer Rauch stieg aus dem Kamin aufwärts.

Vor mir breitete sich der glänzende Rasen aus und das Blumenparterre mit seinen Regenbogenfarben und schimmernden Tautropfen, über dem ein zweiter lebendiger Garten in der Luft schwebte, nicht minder bunt und wechselreich, ein summender persischer Teppich, aus Bienen, Hummeln, goldigen Fliegen und zahllosen Schmetterlingen gewoben.

Im Sande lag der alte Jagdhund und wärmte sich.

Über die Rosenbüsche hinweg war ein herrlicher Blick offen auf schöne Baumgruppen, lichtbesprengte Stämme, sanft wogendes Laub, bis zu dem weißen Bassin, über dem Neptun mit dem Dreizack thronte, und weiter hinaus in das goldgrüne Labyrinth schattiger Gehege, rötlicher Tannensäulen und geheimer Liebespfade.

Der Himmel war blau und wolkenlos, die Sonne schien. Allerorten hörte man jubelnde Vogelstimmen. Durch die ruhige Luft zogen Lichtströme, zog der kräftige Duft und die Frische, die einer Gewitternacht folgen.

In der Ferne war der blaue Dämmer des Waldes und der laubreichen Hügel, der Wellenklang des Flusses, der wie rollendes Gold durch die Fluren zog. Ein Adler schwebte hoch im Himmelsraum. Vom Felde her ließen sich die Glöckchen der grasenden Pferde vernehmen und laute Rufe und Gesang.

Alles schien sich des neuen Lichtes zu freuen, überall war Heiterkeit und Lebensmut.

Kajetan brachte mir das Frühstück in die kleine Laube, in der ich inzwischen Platz genommen hatte. Mein Kutscher führte eben die Pferde heraus.

„Ich werde den Herrn wohl nicht mehr zu sehen bekommen," sagte ich.

„Doch, doch," erwiderte der alte Diener, „er ist schon aufgestanden und wird gleich hier sein."

„Das freut mich, es hätte mir leid gethan, ohne Abschied fortfahren zu müssen."

Kajetan lächelte. „Sie werden eine

schöne Fahrt haben, und den Saaten hat es auch nicht viel Schaden gethan," versetzte er.

Als mein Wagen vorfuhr, zeigte sich Herr Sembratowitsch oben auf den Stufen, grüßte mich mit der Hand und kam dann langsam herab. Ich eilte ihm entgegen, um ihm nochmals herzlich zu danken.

„Ich bitte, Sie beschämen mich," sagte er; „ich kann es mir vorstellen, wie es mir zu Mute wäre, wenn ich meinen Ermogen bei einem solchen Unwetter unter freiem Himmel wüßte. Ihre Eltern leben wohl noch?"

„Ich danke, allerdings."

„Gott erhalte sie Ihnen recht lange; aber es ist der Lauf der Welt, daß die Kinder die Eltern überleben, das Gegenteil können wir nicht fassen, es ist wider die Natur und macht uns zweifeln an ihm, der uns erschaffen hat. Der Himmel bewahre Sie davor." Der alte Herr blickte in den Garten hinaus. „Welch ein Morgen, welche Milde und Klarheit, man wird andächtig an solchen Tagen! Wie schade, daß Ermogen nicht hier ist, aber er schläft noch, und ich bringe es nicht übers Herz, ihn zu wecken."

Pinkas Glanzmann schwang sich auf den Bock und ergriff die Peitsche. Der Wagen fuhr vor. Ich nahm Abschied. Als der alte Herr mir die Hand drückte, konnte ich meine Rührung nicht verbergen. Er schien es zu bemerken.

„Man sollte eigentlich niemals Abschied nehmen," sagte er; „wenn uns auch Berge und Meere trennen, wir sehen uns doch wieder, hier oder dort." Sein Blick hatte mit einemmal etwas Visionäres, und es sprach ein unerschütterlicher Glaube daraus und eine Hoffnung, die so erhaben war und so schön.

Als der Wagen auf der Straße dahinrollte, wendete sich der Jude zu mir und flüsterte:

„Er hat die Frau verloren, und dann ist ihm auch gestorben der einzige Sohn; seitdem ist er so gestört."

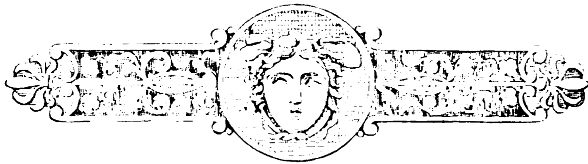
Ich blickte unwillkürlich zurück. Noch einmal tauchte aus grünen Wipfeln und blühenden Zweigen das epheuumrankte graue Schloß hervor, dann fiel der grüne Vorhang des Waldes nieder, und um uns war nur noch die feierliche Stille der Wildnis und das Spiel der Sommerfäden auf sammetenem Moos und markigen Stämmen.

Leise Wehmut zog durch die schwarzen Tannen, in denen kein Vogel sang, keine Biene summte.

Ich war in Gedanken noch immer in Firlejowka.

„Sind dies Narren oder Weise?" fragte ich mich.

Ich weiß es nicht, aber wenn es Narren sind, dann mindestens ist ihr Wahnsinn ungleich schöner als unsere traurige Weisheit.







Auf Goethes Wanderpfaden.

Von

August Becker.

I.

Durch das Jägerthal.

Blauer Himmel, goldenes Sonnenlicht lag über dem waldumsponnenen Wasgenstein. Ich strebte tiefer ins Elsaß hinein, durch das schöne Jägerthal nach Niederbronn, auf Goetheschen Wanderpfaden gen Sesenheim. So verließ ich die sagenberühmte Stelle auf demselben Wege, den Walther von Aquitanien einst mit Hiltgunt und den Saumrossen einschlug, da er den nächtlichen Rastort und die Leichen der Erschlagenen im Rücken ließ.

Der untermauerte Burgsteg führt rasch hinunter an den kleinen Weiher im Grunde der Waldschlucht, in welchem sich der Steinkamm des Armersberges spiegelt, den ich für eine Burg hielt. Ein Landmann, der auf dem Felde in der Erweiterung dieses Seitenthales beschäftigt war, bedeutete mich, es sei nur Fels. „Aber dies da," setzte er hinzu, auf eine hohe, vom Florenberg losgetrennte Felsnadel dicht hinter den Häusern von Obersteinbach weisend — „dies ist Schloß Klein-Arnsberg." — Erstaunt sah ich hinan. Es giebt nichts Verwegeneres. Der ganze Felszinken ist nämlich zum Treppenturm ausgehöhlt. Bald innen, bald außen überm Abgrund gelangt man zur Spitze, wo ein Turm und zierliches Mauerwerk der kleinen Ruine. Ein Lehen der Abtei Weißenburg im Besitze der Wasgensteiner, dann der Grafen von Bitsch und Hanau-Lichtenberg, ward dies Felsennest auch vom Lothringer Herzog gewaltthätig beansprucht.

Noch weniger weiß man von der großen imposanten Ruine Lützelnhard, die auf vorspringendem Felsgeschiebe des buchengrünen Pfälzer Grenzforstes, einem Raubtier ähnlich, über der Heerstraße hinter Obersteinbach lauert und den grotesken Hintergrund der Landschaft bildet, in welcher am Südrand dieses hart an der Grenze hinlaufenden Passes zierliche, tannendunkle Bergkegel auffallen. Mein Gewährsmann betonte, daß Lützelnhard außer dem hohen Turm noch wohlerhaltene Reste zeige. Aber nur selten betrete ein Menschenfuß die stattliche Ruine, die als einsamer Markstein von Lothringen, Pfalz und Elsaß, die Buchen überragend, hart an die Heerstraße tritt. Nur beim Schrei des Turmfalken wirft der Lothringer Fuhrmann einen Blick von seinem Wagen hinauf. Sonst kümmert sich niemand um diese westlichste der Festen, die hier im Wasgau als Schutzwehr des jungen Deutschen Reiches gegen Lotharingen entstanden. Ihre Geschichte liegt im Dunklen. Doch mag jener Konrad Lützelnhard erwähnt werden, der als Waffengenosse Marquards von Anweiler für Kaiser Henricus asper 1195 Sicilien und Italien erzittern machte und als Herzog von

Spoleto, Graf von Assisi und Molise bei den Italienern ob seiner seltsamen Launen „Mück im Kopf“ hieß. — Am 6. April 1462 kamen vierhundert Weißenburger über die Scherrhohl und durch das Katzenthal, Lützelnhard zu stürmen. Sie waren vielfach durch einen Mitbürger wegen der westfälischen Feme geneckt worden. Nun hielt sich „Hensel“ bei Conze von Münster hier auf und ward ergriffen. Nachdem man ihm „zwei Finger in den Busen“ gestoßen, schlug man ihm das Haupt ab. Später gehörte die Ruine den Hanau-Lichtenbergern.

Öde lag die breite Dorfgasse von Obersteinbach mit den weißen, niederen lothringischen Häusern in der Nachmittagssonne. Nur am Röhrenbrunnen stand ein hochgewachsenes Mädchen mit ernstem Gesicht von jener Aschenblässe, die jede Spur von Frische und Schönheit ausschließt, dennoch dem Antlitz seinen eigenen Reiz giebt. Solche Erscheinungen sind in diesem Grenzgebiet nicht selten. Sie reichte dem Durstigen bereitwillig den kleinen Wasserkrug, meinte aber, im Wirtshause am Westende des Dorfes könne ich auch ein Glas „Wi“ haben. Es war der erste alemannische Laut auf jener Wanderfahrt und berührte mich eigentümlich, da ohnehin ihr Organ den verschleierten Wohlklang hatte, den man Leidenden zuschreibt.

In dem sauberen Wirtshause an der Heerstraße dicht unter den Felsen des Florenberges traf ich den jungen katholischen Lehrer — das Dorf ist paritätisch —, der sofort bereit war, mich auf die Straße ins Jägerthal zu geleiten, südlich durch den jungen Wald des Plateaus von Steinbach, von wo die Quellen ins Elsaß abrinnen. Auf anstrengendes Bergsteigen im Sonnenbrand gefaßt, war ich angenehm von dem beschwerdelosen Übergang überrascht. Kaum hob sich der Weg etwas, um bald sich in die letzten Verzweigungen des Jägerthales sanft hinunterzusenken. Indes sah ich öfter nach den Felsen des Florenberges an der Pfälzer Grenze zurück, die das Dorf um fünf- bis sechshundert Fuß noch überragen. In Tisch- und Pilzform, Säulen, auf welchen noch ein Steinblock hohl aufliegt, Felsenfenstern, durch welche der Himmel blaut, bilden sie mit dem durchbrochenen „Wolfsfels“, der kleinen Arnsburg und Lützelnhard einen sehr anziehenden Hintergrund.

Im Anblick der Umgebung seines Dorfes verabschiedete sich mein Begleiter mit einiger Zurückhaltung und schob durch das Gehölz wieder heimwärts.

Wie reizend wandelt es sich auf diesen Straßen in herrlicher Gebirgsluft! Die meine führte zwischen langgezogenen Waldhalden hin, dann sanft geneigt in die letzten Winkel des berühmten Jägerthales. Die großen Eisenwerke dieser schönen Gebirgslandschaft sind noch im Besitze derselben Familie v. Dietrich, die in der neueren Geschichte des Elsasses so bedeutsam hervortritt und deren wohlthätiger Einwirkung schon Goethe eingehend gedachte. Es ist heute noch wie vor hundert Jahren, oder, allem Anschein nach, besser geworden an diesen klaren Wasseradern des Wasgaues. Von der westlichen First bei Stürzelbronn, Herzogshand, Bitsch herunterrauschend, setzen sie die Triebwerke des Wohlstandes dieser waldreichen heimlichen Thäler in Bewegung, deren belebte Freundlichkeit mich überraschte, als ich aus dem letzten Winkel Deutschlands an jenem Septembernachmittag herüberkam.

Durch diese Thäler eilte Goethe von seiner Studentenspritztour ins Westrich voll Sehnsucht der Heimat Friederikes von Sesenheim zu. Aus diesen Thälern, wo Schlitteurs und Holzhauer noch ihr Wesen treiben, schöpfte Theophile Schüler seine reizenden Genrebilder und schöpft sie heute ein später Verwandter Friederikes, der Pariser Künstler Brion. Und in diese Thäler haben auch Erckmann-Chatrian erfolgreich von Pfalzburg herübergegriffen, da ihre Dorfgeschichten für deutsche Leser noch genießbar waren.

Die einsame Ruine des Wittschlosses links gegen den hohen Schweinsfelsen hin verdeckte mir der Bergforst. Auch die prächtigen Trümmer von Schöneck, rechts,

wurden nicht sichtbar. Denn mein „Franzose“ hatte mich nicht den kurzen, lohnenden Umweg durch das Schönecker Thal, sondern die Landstraße geradeaus geführt. Was kümmerten ihn hier an der Lothringer Grenze die Dioskuren von Schöneck, der Kampf bei Herzogshand auf der westlichen First! — Zwei junge Herren, die mit freundlichem Gruß vorüberkamen, vergaß ich danach zu fragen, weil meine Aufmerksamkeit auf ganze Schwärme „fahrender Leute“, sonnverbrannte Männer, zumeist aber Weiber mit Körben auf den Köpfen und Kindern an der Brust, gelenkt war, die rüstig das Jägerthal heraufstiegen. Den letzten Schwarm fragte ich:



Obersteinbach und Wolfsfels im Elsaß.

Woher, wohin? Von Hagenau aus der Hopfenernte kamen sie und wollten noch über Berg und Thal der Wasgauforste ins heimische Waldland der inneren Pfalz, nach Klausen, nördlich von Pirmasenz, wo man des verdienten Lohnes bedurfte.

Mit der Straße aus der Waldschlucht

an Bach und Wiesengrund des Thales hinaustretend, begrüßte ich den hohen Bergfried auf mächtigen Felsterrassen oben als „Schöneck“, denn die Landschaft in ihrer grünen Frische entsprach dem Namen. Der „Herrenhof“ beim Felsobelisk am Schloßbergfuße, die grüne, waldumschlossene, ansteigende Wanne dahinter mit ihren weißblinkenden Einzelhöfen, das Geläute der Viehherde drüben, alles mutete mich an, daß ich stille stand und dem hütenden Knaben horchte, der bald eine kurze Strophe sang, bald mit der Peitsche knallte, bald wieder jodelte im goldbraunen Sonnenglanz.

„Guten Abend!“

Mich umwendend, erkannte ich einen der jungen Herren, die vorher an mir vorübergekommen waren. Von ihm erfuhr ich, daß der imposante Turm die Ruine Wineck sei, wo der eine des feindlichen Brüderpaares von Schöneck gewohnt; daß auch das „Wittschloß“ den Schöneckern gehört habe und nun oben am Schluß des „Winecker Thales“ aus dunklem Laubwald auf die zerstreuten Höfe herunterblicke. Schöneck selbst aber liege weiter zurück, in der äußersten Verzweigung des Jägerthales gegen Steinbach hin, und der obere Teil desselben heiße davon das „Schönecker Thal“. Da der junge Herr sich erbot, mich dahin zurückzuführen, wanderten wir am Bach hinan über die Wiesen bis zum einsamen Hofe „Fischeracker“. Waldumfangen und wahrhaft überraschend war bereits die ausgedehnte Ruine des Thalschlosses Schöneck vor uns aufgestiegen. An schöner Lage, Größe, malerischem und architektonischem Reiz überstrahlt sie alle Burgen des nördlichen Elsasses. Die zehn Fuß dicke Mauer des riesigen runden Turmes, die zu Thal leuchtenden rings umlaufenden Bogenfriese, die elegant verzierten Gesimse aus später Zeit, die ganze Erscheinung der Burg in dieser Einsamkeit erregt fesselndes Staunen.

Vom Schönecker Thal durch das von Wineck und Winstein hinunter bis ins eigentliche Jägerthal, dessen obere Abteilungen jene bilden, liegen die Siedelungen des Gebirgsvolkes malerisch an der Straße hin oder in den grünen Seitenwannen unter den Ruinen meilenweit zerstreut. Frauen und Kinder gaben sich vor denselben schon abendlichen Hausgeschäften hin, als mein freundlicher Cicerone und ich auf dem Rückwege nun an Wineck vorüber, die Straße am Hochrand des Thales entlang, am Fuße des Grünebergs hin, abwärts wanderten. Die belebte Gebirgslandschaft wirkte auf unsere Unterhaltung. Mein Begleiter entpuppte sich mehr und mehr als Bewunderer, Freund und Kenner unserer Litteratur. Schiller und Goethe waren ihm völlig vertraut. Dabei schien ihm meine Freude an der arkadischen Natur um uns her Genugthuung und einen gewissen Trost zu gewähren. Also sei es dennoch so greulich nicht hier — meinte er — während draußen bei Buchsweiler diese Thäler für das elsässische Sibirien gelten.

So schlenderten wir an den von der Abendsonne angehauchten hellen Häuschen vorüber. Vor dem zierlichsten derselben am Straßenrand, da wo zwischen dem „Speck“ und dem „Jägerfeld im Buchwald“ der durchwanderte Grund sich mit dem Hauptthal vereinigt, hielt mein Begleiter: „Hier meine Residenz!“ Er lud mich ein, die Schwelle zu überschreiten. Mich aber drängte es weiter. Der Abend brach herein, und ich hatte noch stundenweit zu gehen, um das Nachtquartier zu erreichen, wenn ich auch nicht mehr nach Niederbronn gelangte.

Wenige Schritte von der niedlichen „Residenz“ machte ich dennoch Halt, längere Zeit von einem neuen Bilde gefesselt. Nach Westen sieht man da ins Hauptthal hinein, aus welchem eine starke Wasserader von Stürzelbronn herunter durch große Weiher über Neuenhoffen und Dambach, Mühlen und Werke treibend, herausrauscht. Welch ein Anblick! Ich vergesse seiner im Leben nicht wieder. Rechts mit Nadelholz bewachsene Höhen: links herrliche Buchenhalden von der Thalsohle zu den Felskulmen des großen

Winterberges hinan, die (bis Zabern hinauf) alle Vogesenspitzen hoch überragen; in der Tiefe des Thales selbst die rauchenden Essen und Schlote von Dambach; dahinter auf kühn überhängendem schmalem Riff die Ruine Hohenfels; auf der Thalstraße rasselnde Wagen, Staubwirbel, die sich mit den Rauchsäulen der Schornsteine mischen; und über der weiten Thalöffnung im Hintergrund und dem vollen Bett des Eber- oder Schwarzbaches die sinkende Abendsonne. Jedoch Sonne und Wasser, Rauch und Staub, Wagen, Häuser, Fels, Wald, Berg und Thal schienen sich verflüchtigt, in goldbraunen Duft aufgelöst zu haben. Ein Meer von unbeschreiblich warmem Licht schwamm da drinnen, alles überflutend, meine Augen blendend, mein Herz füllend und entzückend.

So oft ich auch vom heimischen Wasgau aus die Glorie des Abends überm „Westrich" bewundert, in diesem magischen Licht hatte ich sie noch nicht gesehen. Das elsässische und mosellanische „Sibirien", das alte Bitscher Ländchen hatte sich mir in einem Zauber gezeigt, den ich ihm nicht zugetraut. — Als ich mich endlich abwandte, dem braunklaren Wasgaubach zu Thal zu folgen, erschienen die Wiesen schon nachtgrün, die Häuschen an der Straße, von denen der Rauch an der Bergwand aufwirbelte, bereits umdämmert. Nur die rote Mauer des fünfeckigen Turmes da droben schien noch zu glühen — die Ruine von Neu-Winstein. Alt-Winstein ragte erst weiter unten unheimlich hervor.

Um die Hütten, welche von der Straße aus gruppenweise in die grünen Buchten des Winsteiner Thales zu beiden Seiten des Schloßberges, bis zu den Trümmern hinan, bis zum hohen Bergforst im Hintergrund steigen, nachtet es mehr und mehr. Die Herdfeuer flackern und leuchten aus den offenen Thüren der Höhe und am Wege, den ich langsam hinunterschreite. Die Winsteiner Mühle erinnert klappernd an alte Geschichten; die Essen glühen im dunkel gewordenen Thal, das Hammerwerk poltert, die „Silberflüsse" rauschen — der große Weiher am Fuße des „Ochsenkopfes" blickt so unheimlich neben der granitenen Straße, auf der noch ein Frachtwagen vorüberknarrt. Nun braust das Wehr, und dazwischen sprüht und zischt der Hochofen. Links, am Granitfuß des Berges, trägt ein einladendes Haus den Ochsen im Schilde. Aus dem Parke drüben schimmert die lichte Fassade eines modernen Herrensitzes, indes der nächtliche Freund, der mir gestern von der Wegelnburg zum Stöckelgarten geleuchtet, hinter der Waldecke hervortritt und sich im dunklen Wasserspiegel badet.

So war ich vom Wasgenstein über Schöneck zum eigentlichen Jägerthal herabgestiegen und nach einem gesegneten Wandertage, voll reicher Ergebnisse und Genüsse, müde vor dem Hause angelangt, wo ich dem Schlosse der Herren von Dietrich gegenüber Obdach für die Nacht suchte und fand. Mir ward freundlicher Empfang und gemütliche Bewirtung. Der Wirt, welcher mir gegenüber kein Hehl aus seinen deutschen Sympathien machte, unterrichtete mich über die Verhältnisse des Thales und führte mich dann auf mein Zimmer, das ich mit einem Haufen herber Äpfel teilte, deren Duft mich übrigens nicht so poetisch stimmte, als es bei Schiller der Fall gewesen sein soll. Seit langem zum erstenmal schlief ich wieder auf französischem Boden, ohne irgendwie daran gemahnt worden zu sein. Dieselbe Sprache, dasselbe Gehaben, dasselbe Leben, dieselben Gewohnheiten „wie in der Heimat". Bevor ich einschlief, beschäftigte mich übrigens noch die Geschichte dieser Eisenwerke des Jägerthales und ihrer jetzigen Besitzer, während von außen das Gepoche und Wasserrauschen sich in meine Gedanken mischte.

Um die Zeit, da der Amtmann zu Wörth, Bernhard Herzog, die mächtigen Folianten seiner „Edelsasser Chronik" zusammenschrieb und Johann Fischart, der Amtmann von Forbach und berühmter Satiriker, um dessen Tochter freite, an welcher er ein „holdselig, anmütig, zuthätig, mundsüßig, liebäuglig, mild, nett,

glatt, schön und zart erschaffen Weib" gewann: um dieselbe Zeit siedelte sich die Familie Melanchthons in dieser Gegend, zu Weißenburg und Wörth, an, und ein Bergvogt Adam Jäger folgte den Gebrüdern Schwarzerd am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von der Eisenschmelze Schönau zu der im Jägerthal. Im Jahre 1685 verkaufte nun eine geborene Schwarzerd, deren Mann neun Jahre vorher hier im Jägerthal gestorben war, das Werk an den Straßburger Banquier Johann Dietrich.

Dies war der Sohn des letzten Ammeisters der deutschen Reichsstadt Straßburg, jenes Dominicus Dietrich, unter dessen Verwaltung Ludwig XIV. die souveräne Stadt Straßburg durch Louvois und Montclar mitten im Frieden dem Reiche entreißen ließ. Anonyme-Pasquillen hatten des Ammeisters Ansehen untergraben, bis der Verfasser — ein Advokat Obrecht — entdeckt und enthauptet ward. Als dann die Stadt fiel, tauchte der Argwohn aufs neue auf und blieb auf dem Armen haften, der als Exilierter im Inneren Frankreichs allen Nöten und Bedrängnissen der Proselytenmacherei unter dem großen Ludwig mutig und noch im Sterben widerstand. Schon im ersten Jahr seiner Abwesenheit von Straßburg hatte sein ältester Sohn, nunmehr Chef des Bankhauses, Jägerthal bei Niederbronn an sich gebracht.

Als fünfundachtzig Jahre später Goethe, von seiner Westricher Reise zurückkehrend, durch diese Wasgauthäler nach Niederbronn kam, um Sesenheim zuzustreben, war es einer der Nachkommen jenes unglücklichen Ammeisters, der zu seinen großen Besitzungen im Jägerthal noch das Thal von Niederbronn an sich gebracht hatte, um neue Eisen- und Bergwerke einzurichten. Die Stelle in „Wahrheit und Dichtung" lautet: „Den hinabstürzenden Bächen folgten wir nunmehr (von Bitsch her) durchs Bärenthal.* Die dicken Wälder auf beiden Höhen sind unbenutzt. Hier faulen Stämme zu Tausenden übereinander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halb vermoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Gespräch einiger Fußbegleiter der Name v. Dietrich wieder in die Ohren, den wir schon öfter in diesen Waldgegenden ehrenvoll hatten aussprechen hören. Die Thätigkeit und Gewandtheit dieses Mannes, sein Reichtum, die Benutzung und Anwendung desselben — alles erschien im Gleichgewicht; er konnte sich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genießen, das er sicherte. Je mehr ich die Welt sah, desto mehr erfreute ich mich außer den allgemein berühmten Namen auch besonders an denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und so erfuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß v. Dietrich früher als andere sich der Gebirgsschätze, des Eisens, der Kohlen und des Holzes, mit gutem Erfolge zu bedienen gewußt und sich zu einem immer wachsenden Wohlhaben herangearbeitet hatte."

So oft ich diese Zeilen lese, frage ich mich, ob es wohl dem Dichter bewußt war, daß seine Friederike in späteren Jahren zu der Familie Dietrich in freundlichen Beziehungen gestanden. Im nämlichen Jahre, wo Goethe von Straßburg und seiner Liebe in Sesenheim schied (1771), hatte jener „Stettmeister v. Dietrich" auch das Schloß zu Rothau im Steinthal an sich gebracht und davon den Titel „Graf v. Steinthal" erhalten. Als solcher ernannte er 1787 den Kandidaten Christian Brion, den Moses in „Wahrheit und Dichtung", zum Pfarrer in Rothau. Dahin zogen nun auch dessen Schwestern Friederike und Sophie; sie hielten einen Schnittwarenkram und nahmen deutsch-elsässische Kinder in Pension, die dort hinter Schirmeck im welschen Ban de la Roche französisch sprechen lernen sollten. — Jenes Stettmeisters v. Dietrich Sohn, eine edle, geistig angelegte Persönlichkeit, ward, wie einst sein Ahne in **verhängnisvoller** Zeit

---

* Wahrscheinlicher durch das „Falkensteiner oder Philippsburger Thal", an dessen Öffnung Niederbronn liegt.

letzter Ammeister, in nicht minder verhängnisvollen Tagen bei Beginn der französischen Revolution erster Maire von Straßburg. In seinem Salon erstand damals die Marseillaise des Rouget de l'Isle. Eifriger und aufrichtiger Anhänger der neuen Grundsätze, ward v. Dietrich gleichwohl von seinen terroristischen Feinden verdächtigt, anfänglich zwar ohne Erfolg, endlich aber dennoch in den Pariser Kerker und — in der letzten Woche des Jahres 1793 — unter die Guillotine geschleppt, die auch dieses stolze Haupt fällte. Als letztes Andenken hatte er noch eine



Burg Schöneck im Elsaß.

Haarlocke und einige von ihm selbst im Gefängnis komponierte Klavierstücke an seine Witwe gesandt, die sich ebenfalls nach Rothau bei Schirmeck zurückzog.

Hier nun, im welschen Ban de la Roche, mischten sich täglich in das Brausen der wasserreichen Breusch aus den Fenstern des Rothauer Schlosses sanfte Klavierklänge, wenn Dietrichs Witwe jene Kompositionen ihres heimgegangenen Gatten spielte. Freundlich nahm sie sich Friederikes und der jüngeren Schwester des Pfarrers von Rothau an und lud beide oft zu sich. Darauf bezieht sich denn auch die Stelle jenes Briefes aus Rothau vom 30. Dezember 1798, den Sophie Brion mit einer Nachschrift Friederikes an den befreundeten Ankerwirt nach Sesenheim geschrieben und der von dem jeweiligen Pfarrer daselbst verwahrt wird: „Die gute Madame Dietrich belustiget uns oft bei ihrem schönen Clafier und guten Tafel." — Als mir Pfarrer Lucius von Sesenheim, dessen neueste Mitteilungen über „Friederike Brion" mir vorliegen, am zweiten Morgen nach meiner Nachtrast im Jägerthal das Original des erwähnten Briefes zeigte, interessierte mich neben der schönen, kräftigen Schrift Friederikes nichts so sehr als die erwähnte Stelle.

Die gute „Madame Dietrich" starb 1805 zu Straßburg rasch hinweg. Zwei Jahre später ward jener „Moses" Pfarrer in der Umgegend des Jägerthales, zu Niederbronn. Dahin hatte sich auch Friederikes jüngere Schwester Sophie zurückgezogen bis zu ihrem Todestage am 27. Dezember 1838. Unter dem Namen „Taentele" allgemein geschätzt und geachtet, gestattete sie jedoch nur selten Einblick in die sorgfältig verwahrten Briefe und Papiere aus Goethes Liebeszeit im Elsaß, verbrannte kurz vor ihrem Tode noch manches Unersetzliche, so daß nur einige wenige an Friederike gerichtete Gedichte übriggeblieben sind. Auch Friederike selbst war dieser Gegend keine fremde Erscheinung. Mit vierundfünfzig Jahren stand sie, etwa 1804 und 1805, noch der Haushaltung eines Beamten im nahen

Reichshofen vor und lebt bei dessen Kindern seitdem in liebevollem Gedächtnis.

Da ich die Gegend nicht verlassen wollte, ohne die „Winsteiner Schlösser“ besucht zu haben, an welchen ich abends bei sinkender Nacht vorübergekommen war, drang ich anderen Morgens wieder thaleinwärts, am großen Weiher, am brausenden Schleierfall des Wehres, an den „Silberflüssen“ und der Hammerschmiede vorüber zum Fuße des Schloßberges hinan. Bergfelder, mit Kirschen, Nußbäumen und Edelkastanien bepflanzt, bilden seine Halden. Außerdem ist er umgürtet von den Siedelungen des Winsteiner Thales, einer Gemeinde ohne Gassen. Denn die Häuser und Höfe, jeder für sich, steigen von der Straße bis zu den beiden Ruinen hinan, nisten sich sogar in die Felsen von Alt-Winstein ein und verlieren sich hüben und drüben nördlich hinauf in den grünen Buchten und oben in dem üppigen Buchenwald, dessen stolze Bergkegel den fesselnden Hintergrund dieser eigentümlichen Landschaft bilden.

An Häusern und Fruchtbäumen auf der Höhe vorüber gelangte ich zur hinteren Burg Alt-Winstein. Eines der staunenswertesten Felsennester des Wasgaus, ursprünglich Reichsfeste. Da erheben sich auf einer vier bis fünf Stockwerk hohen Basis aus Vogesensandstein noch zwei mächtige Säulen, und da hinein sind nun Säle, Treppen, Gänge, Kammern, Verließe und Gewölbe so cyklopisch unheimlich gebohrt, daß man mit einigem Grauen den Fuß weiter setzen würde, wenn nicht inmitten dieser düsteren Umgebung ein freundliches Forsthaus mit Gärtchen eingebaut wäre. Dienen jetzt auch die meisten dieser Felslöcher als Scheuern, Ställe, Keller, Vorratskammern, Schuppen und Speicher, sieht es doch urweltlich genug aus, und man wendet einige Vorsicht an, um den dunklen Schlünden auszuweichen.

Im Schatten von Eschen und Ahorn auf dem Kamm des gegen die Thalstraße vorspringenden Schloßberges gelangte ich nach Neu-Winstein. Durch den Spitzbogen des Thores stand ich bald innerhalb der Mauern, die ein minder düsteres, wenn auch wehmütig stimmendes Ruinenbild gewähren. Von unten sieht das Ganze wie ein weiter niederer Turm aus. In der That hob sich einst dieser fünfeckige Hauptbau turmartig empor, heute noch drei Stockwerke hoch. Zu den mit Steinsitzen und Altanen versehenen tiefen Mauernischen hinankletternd, sah ich aus reizenden, doppelt oder dreifach gekuppelten, elegant durchbrochenen Fensterbogen zu Thal, bis nach Dambach hinein, bis zum Weiher beim Hochofen hinunter. Gegenüber die meilenweiten Buchenhalden des großen Winterberges und Ochsenkopfes, nördlich der Kranz hoher Waldkegel, welche die Landschaft der zerstreuten Gemeinde des Winsteiner Thales dort abschließen. Nur die niedliche Residenz meines unbekannten Freundes von Schöneck und Wineck verdeckte mir der Grünenberg. Doch habe ich ihrer seitdem oft gedacht, und es bleibt einer meiner Wünsche, an solchem Ort mein Leben beschließen zu können. Indes fiel die Morgensonne golden durch die Burgfenster von Neu-Winstein.

Aufgebaut wurde Neu-Winstein um das Jahr 1340 durch Wilhelm v. Winstein, der darum seine Burg Greventan bei Dahn an der Lauter verkaufte. Denn acht Jahre vorher war der alte Sitz des Geschlechtes auf Veranlassung des Bischofs Berthold von Straßburg durch die Hagenauer zehn Wochen lang mit Kriegsmaschinen, „vier Katzen“ und fleißiger Untergrabung des Felsens belagert und eingenommen worden. Nach der Zerstörung traten die siegenden Herren vor den Trümmern von Alt-Winstein zusammen und schwuren, den Wiederaufbau niemandem zu gestatten, es sei denn der Kaiser oder römische König. Dennoch wurde Alt-Winstein wieder im Laufe jenes Jahrhunderts aufgerichtet.

Daß den Winsteiner Schlössern kriegerische Scenen auch da nicht erspart blieben, als sie in Besitz der Herren „Eckbrecht von Dürkheim auf Schöneck“ gelangt waren, haben wir bereits aus der Dioskurensage erkannt. Um wie viel

friedlicher war das Bild, das sich mir beim Heruntersteigen von der Ruine bei einem Häuschen am Berghang bot. Da lag im Rasen ein kleiner Junge unter einem Kirschbaum mit ausgestreckten Beinen auf dem Rücken, mitten unter einer Gruppe mutwilliger Böckchen und Geißchen, die mit ihm auf dem vertrautesten Fuße zu stehen schienen. Denn sie beschnupperten sein lachendes Gesicht, und so oft er dann hopla! rief, setzte eines nach dem anderen über den kleinen Taugenichts mit so drolligem Sprung hinweg, daß seine Mutter, über die geschlossene untere Hausthür herausschauend, hell in den goldenen Morgen hineinlachte. Das junge Weib, eben mit Backen beschäftigt, hob dabei die teigigen Arme so glücklich als jene edle „Bäckerin von Winstein“, die des reichen schwäbischen Junkers Braut geworden.

Es hatte mir gefallen im Jägerthal. Nun trug mir mein freundlicher Wirt noch die Reisetasche über die Brücke durch den Park und an der Front des Herrenhauses vorüber, am Hochofen vorbei auf die Straße, welche durch den Wald von Niederbronn nach diesem Badeort führt. Dann schritt ich allein dahin. Indes der Bach über das Eisenwerk „Rauschenwald“ nach Reichshofen hinuntereilt, öffnet sich mir die Elsässer Ebene. Über den Eichenhain hin erscheint der Park von Fröschweiler. Das „Hanauer Ländchen“ mit seinem anheimelnden Volksleben, seinen fruchtbaren Triften breitet sich den Vogesenrand entlang, vom „Bastberg“ überragt, über dessen Fernsicht und vorweltliche Muscheln schon Goethe entzückt war. Dort die Weinberge von Oberbronn. Und da, im tiefen Thalgrund, streckt sich das Wasgauer Badestädtchen zwischen dem Wasenköpfel und den Vorhöhen des großen Winterberges, über die Wiesen des Falkensteiner Baches, an der Bahn, die durch den tiefen Wasgenwald nach Bitsch führt.

* * *

Niederbronn, das freundliche Wasgaubad, zu schildern, ist meine Aufgabe nicht. Auch über diesen Heilort giebt es eine ganze Litteratur, und die seit 1871 erschienenen „Führer durch das Elsaß“ umfassen das Wissenswerte. So kann ich mich auf Andeutungen und weniger Bekanntes beschränken.

Mühelos zu erreichen, an Spaziergängen unerschöpflich, bietet schon das Wasgauthal hinter Niederbronn einen Tummelplatz für den Wanderer, der mit der Bahn in kurzer Frist Philippsburg am großen Weiher, Bannstein, Bellerstein, Egelshard und Bitsch erreicht, um von den Stationen aus seine Wahl zu treffen. Damit ist das „Bitscher Ländchen“ mit seinem geheimen Leben im Wasgenwald, den Schlitteurs, Spinnstuben heute der Touristenwelt erschlossen, somit der interessanteste Teil des niederen Lothringens, dessen Grenzlinie hier weit ins Elsaß hinein, bis zum vorderen Vogesenkamm, vorspringt und gleich hinter Niederbronn Berg und Thal durchschneidet. Das ganze lange Thal zeigt kein geschlossenes Dorf, nur einige Häusergruppen vereinzelter Gebirgsweiler, weit auseinander liegende Waldhöfe, und entspricht noch immer mit seinen tiefen Wäldern wenigstens teilweise der Schilderung Goethes. Lohnend und mühelos sind die Übergänge in die Parallelthäler des Wasgaus. Das „Bärenthal“ ist von Philippsburg und Bannstein aus schon in einer Viertelstunde zu erreichen, indem man nur über die niedere Waldhöhe zu steigen hat. Zigeuner, die sich seit lange hier eingenistet haben, bringen noch ein besonderes romantisches Element in diese Landschaft. Ihrer gedenkt einmal Friederike von Sesenheim in einem Briefe an einen im Bärenthal wohnenden Neffen; und wir dürfen nicht vergessen, daß die Familie Brion gerade hier, zu Niederbronn, in Zinsweiler am Ausgang des Bärenthales, eine zweite Heimat gefunden hat und an letzterem Ort heute noch fortblüht. — In den Waldschluchten hinter dem Dorfe Bärenthal und dem großen Weiher am Dachshof beginnt wieder reiches industrielles Leben bei Mutterhausen, das, von Waldteichen umflossen,

den Mittelpunkt großer Eisenwerke bildet. Da dampft, raucht, poltert, hämmert, sägt, rauscht, braust, glüht und sprüht es in allen Winkeln an der Wasichenfirst. An der Platinerie, an der Forge, dem Haut Fourneau, Marteau und Martinet vorbei, über den Blei- und Stahlhammer, an den Bildmühlen hin geht es hinan zu den großen Glashütten von Lemberg, Meisenthal, Götzenbrück auf der Wasichenfirst; links aber durch die Schlucht von Althorn zu dem Menhir hinan, der dort an unheimlicher Stelle bei der Straßenkreuzung als Breitenstein sich erhebt. In einer Urkunde aus Barbarossas Zeit wird seiner als Markstein zwischen Lothringen und Elsaß gedacht. Noch immer dreizehn Fuß hoch und ebensoviel dem Umfang nach umfassend, trägt er jetzt ein Kruzifix und die zwölf Apostel in plumper Plastik, weiter unten eine Inschrift aus dem Jahre 1787, nach welcher der heidnische Stein, infolge des Gelübdes einiger Holzhändler, oben abgehauen und mit jenen christlichen Zeichen versehen worden sei. Eine Stunde südlicher, ebenfalls auf der Wasserscheide, steht zwischen Roßsteig und dem „Steinernen Mann“ ein anderer Menhir, der „Spillstein“. Da sich noch lange das Gebirgsvolk um ihn sammelte, wurde er schon früh mit einer Nische versehen, aus welcher jetzt eine steinerne Muttergottes schaut.



Burg Alt- und Neu-Winstein im Elsaß.

Die Heerstraße führt von hier auf der Wasichenfirst an Meisenthal vorüber durch Götzenbrück und Lemberg nach Bitsch, von

da mit Goethe zu Fuß oder im Dampfwagen wieder in das Falkensteiner oder Niederbronner Thal. Beim Holzhauerdorf Egelshard, am Waldrand einer Lichtung, überrascht im weiten feuchten Forst ein schlanker Turm mit abgeschrägten Zinnen und darunter laufendem Gesims: „la tour de Waldeck“. Mitten aus Sümpfen und Weihern dieser Wildnis, wo das Schwarzwild sich am liebsten sammelt, hebt sich der Schloßhügel mit dreifacher Felsgruppe; auf dem südlichsten Block der Bergfried; malerisch an dessen Fuß geschmiegt eine einsame menschliche Siedelung von drei oder vier Häusern. Als 1399 Graf Hanemann von Bitsch willens war, „gen Prüssen“ zu reiten, das heißt zu den Deutschrittern nach Preußen, übergab er Haus und Feste Waldecke dem Herzog von „Luthringe“ in getreue Hand.

Da die großen Sümpfe und jähe Felsen den Wasgenwald dort in östlicher Richtung für Fremde unwegsam machen, wandert man am besten südlich nach Bannstein und damit ins Hauptthal zurück, um oben über den ganzen Wasgau, so auch der Anblick der Ruine selbst auf dünnem Felsriff. Durch verschiedene stattliche Außenpforten in den Schloßhof hinangelangt, wird man links von den Felskammern angegähnt, indes man über sich die schwindelnden Leitern, Treppen, Brücken und eisernen Geländer schaut, welche, die Steinklippen umklammernd, sie zusammenhalten und die Ruine überhaupt erst ersteigbar machen. Dies also ist die Burg Falkenstein, „die gelegen ist bei Helffenstein in den Wassichen, in der nehen bei Stürtzelbronn“.

Allein der „Helffenstein“ oder „Elfenstein“ ist gleich anderen Wasgaufesten heute spurlos verschwunden. Vom Falkenstein aber singt jenes prächtige Volkslied, das Goethe im Elsaß gefunden und Herder mitteilt: „Es reit der Herr von Falkenstein wohl über ein breite Heide.“

Thalauswärts gewinnen die Berge nicht bloß an relativer, sondern bedeutend auch an absoluter Höhe, wie überhaupt die nördlichen Vogesen ihre höchsten Kuppen



Niederbronn im Elsaß.

dann von Liesbach oder Philippsburg den Falkenstein zu ersteigen. Lohnt schon die wildschöne, ja prächtige Aussicht von nicht auf den mittleren Hauptzug, die First des Gebirges, sondern an den Rand der Ebene stellen. Die Waldhänge des gro-

ßen Winterberges, der vom Rehberg an der Queicheinsenkung bis über Zabern hinauf alle Gipfel überschaut, und die Nordhalden des großen Wasenberges engen diesen wichtigen Paß hinter Niederbronn ein, wo die Häuser vom „Breitenwasser" zerstreut am Thalrande hin stehen. Paß und Heerstraße beherrscht gleich hinter Niederbronn eine kleine, aber malerische Feste an der Lothringer Grenze — die Wasenburg. Obwohl Ruine, zeigen doch der Turm und das Ritterhaus noch den Kunstsinn der Bauherren oder der Zeit ihrer Entstehung. Fenster mit Nischensitzen gestatten wie auf Neu-Winstein Durchblicke ins tiefe, belebte Waldthal. Ein breites, achtgeteiltes Fenster mit Dreipassen schmückt den Rittersaal, in allen Stockwerken schöne Balkonansätze und Kamine. Urkundlich erscheint sie erst 1335, und dieser Zeit entspricht auch ihr Baustil. Aber historische Bedeutung hat sie nie erlangt.

Dennoch ist die kleine, zierliche Wasenburg eines der anziehendsten Wanderziele für uns Deutsche im neugewonnenen Reichslande. Nicht, weil auch sie bald als Wassenburg, bald als Wasichenburg an alte Lieder und an den deutschen Namen unseres schönsten Grenzgebirges erinnert. Nein! Es ist geweihter Boden in einer an uralten Kulturresten reichen Gegend, denn nirgends häufen sich am Vogesenrand dieselben mehr als hier, um Niederbronn, vor den Bergen, an den Rändern des dunklen Hagenauer Forstes in der Niederung entlang, bis zum Rhein. Und hier herauf kam der junge Straßburger Student gestiegen, als er von seiner Reise ins Westrich über Bitsch wieder durch dieses Thal zum gesegneten Elsaß eilte. Von hier aus sah er mit Liebessehnsucht in die Ferne, über den dunklen heiligen Forst von Hagenau nach dem schlichten Rheindorfe, wohin seine Gedanken vorausflogen. Von hier aus führt er uns in sein schönstes Liebesleben ein, von hier aus eilt er selbst zu Roß nach Sesenheim.

Es sind elf Jahrzehnte, daß Goethe die Wasenburg erstieg und ihr den Stempel der Bedeutung aufdrückte, die alles und jedes für uns gewonnen hat, das mit ihm in Beziehung steht. „Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern," schreibt er in „Wahrheit und Dichtung" über Niederbronn, „umspülte mich der Geist des Altertums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -Schäften mir aus Bauernhöfen, zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte, gar wundersam entgegenleuchteten. — So verehrte ich auch, als wir die nahegelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübde abstattet. Die Burg selbst liegt auf dem letzten Berg von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses."

Und Goethe hat, trotz alles Zweifels, auch hier das Rechte wieder getroffen — seine scharfe Beobachtungsgabe die Wahrheit anschaulich enthüllt. Die erwähnte Inschrift steht unten am Eingang ins Ritterhaus, nach der Thalseite in den Fels gehauen, und lautet: „Deo Mercurio Attegiam teguliciam compositam Severinus Satulinus Caji Filius ex voto posuit lubens, libenter merito." Bei Neufassung der Niederbronner Heilquelle durch jenen Grafen Philipp von Hanau-Lichtenberg im Jahre 1592 wurden in derselben Hunderte von römischen Münzen gefunden (darunter auch eine von Marc Antonius), welche durch die ganze Imperatorenzeit hindurch als Opferspenden in den Brunnen gelegt worden waren. Die Bildnisse aller Götter der kelto-romanischen Welt fanden sich in dieser Gegend — bei Wörth, bei Niedermodern und an beiden Rändern des heiligen Forstes von Hagenau; in Niederbronn speciell die Minerva, Vesta, Venus und Diana — auf dem Ziegenberge (gegenüber der Wasenburg) das Felsenrelief der „Gailer Lis", ebendaselbst der dreieckige Druidenkreis aus ungefügen Quadern, der „Pompernickel" auf einem Fels des großen Winterberges, die kelti-

schen Steinhaufen auf dem Ochsenkopf daneben und zahlreiche andere Reste.

Alle Umstände lassen aber auch den Schluß zu, daß Goethe hier den Stoff zu jener prächtigen dialogischen Ode „Der Wanderer" — unter der Rubrik „Kunst" seiner Gedichte — gefunden habe, die er selbst in das Jahr 1771, also in die Zeit seines Aufenthaltes im Elsaß, setzt; daß hier dem aus dem Westrich rückkehrenden Wanderer das säugende junge Weib begegnet sei, welches ihn für einen Musterreiter hielt und den Dürstenden dann immer höher zum Born und zu ihrer Hütte in antiken Trümmern geleitete.

Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet —
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Schlantes Säulenpaar! . . .
In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin.

Zum Schluß ruft er die Natur an, seinen Gang über Gräber heiliger Vergangenheit nach einem Pappelwäldchen zu leiten, wo er einst, am Abend heimkehrend zur Hütte, vergoldet vom letzten Sonnenstrahl, von solch einem Weib empfangen werden möchte — „den Knaben im Arm".

Über Friederikes Schwester „Taentele Sophie" und deren Wohnung konnte mir in Niederbronn niemand mehr Bescheid geben. Wäre sie auch noch am Leben gewesen, sie hätte mir kaum die strohgeflochtene Schatulle mit Goethes Briefen und Gedichten geöffnet. Solange Bruder „Moses" hier stand, kam auch Friederike oft zu längerem Besuch ins Pfarrhaus, so 1809, nachdem sie einige Jahre früher Mutterstelle an den Kindern eines Notars in Reichshofen vertreten hatte. Ihr Andenken war jedoch in Niederbronn erloschen.

Die Saison neigte sich bereits dem Ende zu. Es war leer geworden in den Anlagen. Im Schatten der Kolonnade am Kanal saßen nur noch einige Damen. Um mir einige Karten der Umgebung zu kaufen, trat ich gegenüber bei einem Buchbinder und Leihbibliothekar ein, der meine Erkundigung nach deutscher Litteratur förmlich übel nahm: „Wird nicht gehalten!" Vielleicht hält er sie jetzt, wenn er nicht dem Beispiel modernen Germanentums folgt, überhaupt keine Bücher mehr zu halten. — Also weiter. Vor dem Gasthof stampften schon die Percherons das Pflaster. Ich stieg auf den Vorderplatz; fort ging's im Fluge zwischen den Feldhügeln nach Reichshofen hinunter, im großen Bogen um Stadt und Schloß, weiter im fruchtreichen Grund, in die gesegneten Gefilde des Elsasses. Wollte ich doch heute noch Sesenheim erreichen.

Allein, so friedlich mein Vorhaben, so idyllisch das fruchtbare Hügelland, drängten sich mir damals schon dorten kriegerische Reminiscenzen auf, da der Tag von Wörth noch unter den Losstäben im dunklen Schoß der jüngsten Norne lag. Dort der Wald, in welchem das Irrkraut blüht, auf das am Morgen des 6. August einige Corpsführer getreten sein sollen. Hier mündet die Heerstraße von Wörth her über die Höhe von Fröschweiler. Auf dem Hochfeld der „Schirlerhof", verhängnisvoll für den bekannten Schwabenritt. Ich habe das Schlachtfeld später wiedergesehen, werde aber nicht versuchen zu schildern, was andere vorher besser gethan.

Seltsam! Ende 1793 stürmten die Revolutionskohorten die deutschen Stellungen bei Fröschweiler, drangen über den Gaisberg und Weißenburg siegreich zum Entsatz Landaus vor; in umgekehrter Richtung 1870 von Landau her die Heersäulen des Kronprinzen, und dieselben Orte wurden nochmals Wendepunkte im Geschick der Völker. Hier wie bei Weißenburg tritt ein Forst des Tieflandes dem hohen Wasgenwald so nahe, daß er nur eine Pforte läßt, die Verteidigung heischt und gewonnen werden muß.

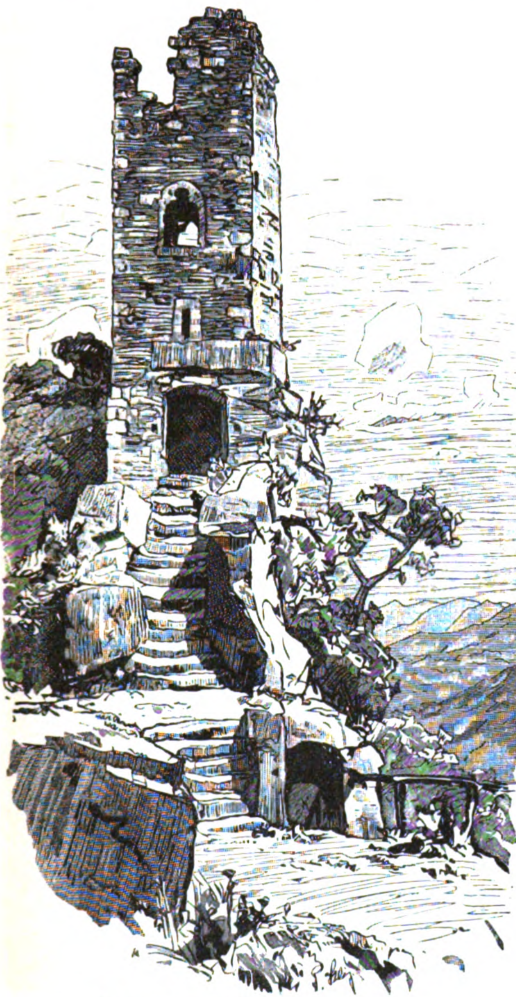
Der Wagen rasselt durch Gundershofen. Hier, an der Brücke, entschied sich schon am 5. Juni 1451 ein Familiendrama der Elsässer Dynasten. Dort die gräflichen Brüderpaare von Lichtenberg und Lützelstein, hier Leiningen und Ochsenstein —

dort entschlossene Kühnheit, hier Pochen auf Recht. Im Felde zwischen Reichshofen und Wörth trafen sich die reisigen Geschwader. Das Recht unterlag: der Graf Leiningen und Herr Jörg von Ochsenstein wurden da an der Brücke gefangen und in schwere Haft, in finsteren Turm gebracht. Das haben der spätere hanau-lichtenbergische Amtmann von Wörth, Bernhard Herzog, und als Zeitgenosse der lustige Weißenburger Chronist Eikhart Arzt gar anschaulich berichtet. Bei letzterem besonders ist erbaulich zu lesen, wie der arme Leininger bald losgelassen, bald wieder gefangen und eingesperrt wurde, aus einem Turm in den anderen wandernd, bis der gute Graf Gut und Land dahingab. Auch der Ochsensteiner kam erst nach fünf Jahren mit schweren Opfern los, saß aber schon wieder 1471 als Gefangener im Fels des Fleckensteins. Mit ihm — „Jörg von Ochsenstein" — starb sein altberühmtes Geschlecht aus, mit den siegreichen Brüderpaaren auch das von Lichtenberg und das von Lützelstein. Letztere Feste wurde von dem Pfalzgrafen erobert, die Herrschaft Lichtenberg fiel an die Grafen von Hanau.

Daher „Hanauer Ländel". Mitten durch dies reiche Gebiet rasselte die Diligence im Wiesengrund hinunter. Rechts und links fruchtbares Gefilde, große echte Bauerndörfer — dort Mietesheim, ein klassischer Ort alter schöner Volkstrachten, Sitten, Gebräuche, Sprüche und Sagen — hier die verrufene Gloshecke von Griesbach, an der die Percherons wilder vorübersausen. Bald wird Lichtenberg, die kleine Bergfestung auf dem roten Hügel im niederer gewordenen Gebirg, verschwinden. Auf ihr saß das berühmteste Elsässer Geschlecht. Auf jedem Blatt der Landesgeschichte steht dessen Name. Wie einst Rudolf von Habsburg, waren sie Feldhauptleute und Bannerherren von Straßburg — sonst ein heißblütiges, streitbares Geschlecht. Schon 1352 hatte Hannemann von Lichtenberg die Kebse Lise von Steinbach zu sich genommen, deren Kinder er besser hielt als die rechtmäßigen. Obwohl gewarnt, ließ er nicht ab, sondern enterbte Weib und Söhne. Da nahmen diese den Vater gefangen und stürzten Frau Lisen durchs Burgfenster über den hohen Fels zu Tode. Hundert Jahre später nahm einer der siegreichen Brüder von Reichshofen, der mannhafte, in Straßburg sehr beliebte Lichtenberger Graf „Jakob im Barte", die schöne Bärbel von Ottenheim, eine Bauerndirne, zu sich in das Stadtschloß zu Buchsweiler. Dies böse Weib quälte die Männer mit Fronden und reizte die Weiber, bis diese, in Abwesenheit des starken Geschlechtes, mit Bratspießen und Heugabeln gegen die „Hexe" auszogen, deren Kriegsknechte ins Schloß zurückschlugen und die Stadt behaupteten im vielberufenen „Weiberkrieg von Buchsweiler". Jetzt legte sich Graf Jakobs Bruder Ludwig ins Mittel. Die böse Bärbel mußte fort nach Hagenau und wurde (1474) nach ihres Beschirmers Tode als Hexe verbrannt. Die Büsten der Liebenden ließ der Straßburger Magistrat durch die bewährte Künstlerhand des Nikolaus von Leyen anfertigen und am Portal des Rathauses aufstellen. Sie waren noch in meiner Jugendzeit auf der Bibliothek zu Straßburg zu sehen, als ich mich für Elsässer Geschichte zu erwärmen begann.

Da Graf Jakob kinderlos starb und auch der Bruder nur seine an einen Grafen von Hanau vermählte Tochter hinterließ, ward das schöne und reiche Ländchen hanauisch, im vorigen Jahrhundert ebenfalls durch Heirat der einzigen Erbtochter hessen-darmstädtisch. Goethe, der dessen Hauptstadt Buchsweiler so sympathisch schildert, widmet auch dem letzten Grafen Reinhard von Hanau-Lichtenberg ein freundliches und wohlverdientes Gedenkblatt. Der junge Dichter war auf der Reise über die Vogesen ins Westrich mit seinem Freunde und Studiengenossen Weyland nach Buchsweiler gekommen, wo dessen Vater Leibarzt des Erbprinzen, späteren Landgrafen Ludwig IX. („des alten Pirmasenzers") war. Und von da aus spinnen

sich eine Menge zarter Fäden aus, welche diese unterelsässische Landschaft mit unserer klassischen Litteraturperiode in Verbindung



Eingang zur Wasenburg im Elsaß.

bringen. Des „Pirmasenzers“ treffliche Gattin aus dem wittelsbachisch-zweibrücker Hause, „die große Landgräfin“, welche unter allen fürstlichen Personen die junge deutsche Litteratur zuerst begrüßte und werkthätig förderte, hatte in Buchsweiler, das sie schon von früher kannte, ihren Sitz genommen und gebar hier ihre Tochter Luise, die als Gemahlin Karl Augusts von Weimar Goethes Fürstin wurde. Sie selbst, die große Landgräfin, war ein echtes Elsässer und Wasgauer Fürstenkind; im nahen Bischweiler geboren, in Bergzabern erzogen, leitete sie in Buchsweiler die Erziehung ihrer Töchter, von welchen eine Kaiserin von Rußland, die andere Königin von Preußen (Großmutter des deutschen Kaisers Wilhelm) wurde — Luise von Weimar war das jüngste Kind. Sollte deren Vater, der Pirmasenzer, besucht werden, der sich bereits ganz in seine Soldatenkolonie auf der dürren Vogesenfirst verkrochen hatte, so mußte die Fürstin ihren Weg durch die von mir beschriebenen Wasgauthäler nehmen, um nach Pirmasenz und wieder nach Buchsweiler zurückzugelangen, wobei sie allerdings großenteils eigenes Gebiet durchfahren konnte, da auch ein Teil des Bitscher Ländchens schon früher an die Grafschaft Hanau-Lichtenberg gefallen war. Der liebgewonnene Aufenthalt der Fürstin zu Buchsweiler dauerte bis 1767; ihr Schwiegervater, der alte Landgraf, hatte bei seinem herannahenden Ende ihre Anwesenheit in Darmstadt gewünscht. Seitdem stand die Residenz zu Buchsweiler verödet, und vier Jahre später kam der Straßburger Student auf seiner Westricher Reise dahin, der uns ein so anziehendes Bild des Städtchens in „Wahrheit und Dichtung“ hinterlassen.

Als Goethe, über Bitsch zurückkehrend, die Wasenburg bei Niederbronn bestieg, übersah er von dem Turme das Elsaß. „Zunächst jedoch verbreitete sich der Hagenauer Forst, und die Türme dieser Stadt (Hagenau) ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen.“ Nun eilt er unseren Weg über Reichshofen hinunter nach den Hügeln von Niedermodern, wo ihn der „angenehme Lauf des Moderflüßchens am Hagenauer

Wald her" anmutete. Während sein Freund Weyland in der Nähe nach Steinkohlen suchte, ritt er selbst weiter „durch Hagenau, auf Richtwegen, welche mir die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim. Denn jene sämtlichen Aussichten in eine wilde Gebirgsgegend und sodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten meinen inneren Blick nicht fesseln, der auf einen liebenswürdigen, anziehenden Gegenstand gerichtet war. Auch diesmal erschien mir der Herweg reizender als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war und welche so viel Achtung als Liebe verdiente. Mir sei jedoch, ehe ich meine Freunde zu ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, eines Umstandes zu erwähnen, der sehr viel beitrug, meine Neigung und die Zufriedenheit, welche sie mir gewährte, zu beleben und zu erhöhen."

Und nun folgt jener litterarische Exkurs über den „Landprediger von Wakefield", dessen Originale er im Pfarrhause zu Sesenheim wiedergefunden zu haben glaubte, wo er uns einführt. So wohlerwogen, allmählich nur, doch rechtzeitig und am rechten Ort, alles überschauend und alles begründend, baut er uns mit dem weisen Dichtersinn des Altmeisters die Grundlage des schönsten Idylls auf, das unsere Litteratur — und nicht bloß sie — aufzuweisen hat. Und auf den durch ihn geweihten Pfaden des „heiligen Forstes" von Hagenau strebte ich damals dem Schauplatz desselben zu.

Bei Merzwiller trabten die kräftigen Percherons am Postwagen in den dunklen Forst hinein, dessen Westspitze die Heerstraße durchschneidet. Schon im Baumwuchs erkennt man den Sumpfwald der Niederung, der wie der Bienwald als Rest des oberrheinischen Binnenmeeres noch spät einen weiten See bildete und alle die aus dem Wasgau herunterrinnenden klaren Bergwasser in seinem Schoße aufnahm. Der „heilige Forst" schied in der Urzeit die am linken Rheinufer wohnenden Germanenstämme, die Nemeter des Speiergaues von den Tribokern des späteren alemannischen Elsasses. Man hat auch den Namen der Triboken auf die heiligen „drei Buchen" zurückgeführt; jetzt erklärt man ihn aus dem Keltischen als „Höhen-Anwohner" — als ob es in Oberdeutschland etwas Besonderes wäre, an Höhen zu wohnen. Rings um den Hagenauer Forst, wo jetzt auf den Hügelrändern große, reiche Ortschaften stehen, werden noch heute allenthalben Altäre und Bilder der kelto-romanisch-germanischen Götterwelt gefunden. Im Mittelalter umschloß ihn ein Kranz von Klöstern und heiligen Orten. In seiner ganzen Ausdehnung bis zum Rheine hin mag der Forst immerhin etwa vier Quadratmeilen enthalten, und keine menschliche Wohnung unterbricht diese Waldeinsamkeit. Daß er aber großenteils das Eigentum der alten deutschen Reichsstadt Hagenau, machte diese Gemeinde bis vor kurzem zur wohlhabendsten innerhalb der politischen Grenzen Frankreichs.

Da die Heerstraße nur das Westende des großen Forstes durchschneidet, war das sandige Hopfenfeld von Hagenau mit seinen zahlreichen Höfen und Vorwerken am Südrande des Waldes bald erreicht, und der Wagen rasselte durch die etwas düsteren, immerhin stattlichen Gassen der alten Stadt zur Post. Wie Barbarossa hier seine Lieblingspfalz erbaut, sein rauher Sohn jenen berühmten Reichstag hielt, der den löwenherzigen Richard von England seiner fröhlichen Haft auf dem Trifels ledigen sollte; wie dann Hagenau Sitz der Reichsvogtei und Haupt der merkwürdigen freireichsstädtischen Dekapolis des Elsasses war, ist in den letzten Jahren so oft wiederholt worden, daß ich hierüber schweigen darf.

Bald war ich wieder außerhalb der finsteren Thore am Bahnhof und mit dem nächsten Zug, am Kaiserhof, Minnewegshof und — Jesuiterhof vorüber, in Bischweiler, das als offene, freundliche Fabrikstadt und alter Sitz des Protestantismus in einigem Kontrast zu der Nach-

barstadt steht. Hier residierte jene zweibrückische Seitenlinie der Wittelsbacher, die jetzt auf dem bayerischen Königsthron sitzt. Einer derselben, ein Zögling Speners von Rappoltsweiler, heiratete die reiche Erbin von Rappoltstein, die Tochter jener Gräfin, welche auf Spener, den Begründer des Pietismus, von größtem Einfluß gewesen. Und so erhielten die Wittelsbacher im Elsaß das merkwürdige „Königreich der Pfeifer und Geiger“, dessen letzter Prinz König Ludwig I. von Bayern, der Künstlerfreund, war, wie ich anderswo nachgewiesen habe. Als die Kleeburger oder schwedische Linie der Wittelsbacher ausgestorben war, kam die Bischweiler Linie mit Christian III. in Zweibrücken zur Regierung. Ihm war hier die spätere „große Landgräfin“ geboren worden, welche dann im Schlosse zu Bergzabern zu ihrem hohen Berufe heranwuchs; sein Enkel „Prinz Max“ ward erster König von Bayern. — Übrigens hat sich jener fürstliche Zögling Speners nicht abhalten lassen, gegen das mystische Konventikelwesen einzuschreiten, das mit den aufgenommenen Hugenotten, welche die großen Tuchfabriken gründeten, in Bischweiler eingerissen war.

Um von hier Sesenheim zu erreichen, mußte ich am unteren Ende der Stadt in einem Wirtshause bei der „Windmühle“ an der Moder den Omnibus erwarten. Die Stube hatte viel von dem übeln Parfum einer fabrikstädtischen Kneipe, welches das schlichteste Bauernwirtshaus als den angenehmeren Aufenthalt erscheinen läßt. Endlich, endlich fuhr der Omnibus vor — jedoch heute nicht über Drusenheim nach Sesenheim, sondern den Hügelrand des „heiligen Forstes“ entlang nach Suffelnheim, von wo ich dann zu Fuß nach Sesenheim traben konnte.

Die zwei Stunden lange Strecke zog sich unendlich hin, denn an jedem Wirtshause mußte gehalten werden, da der Kutscher und ein Mitreisender unerschöpflichen Durst hatten. Die Straße läuft dort auf dem Kamm einer schmalen und niederen Hügelfolge unebener, als ich es für diese Gegend in der Rheinniederung erwartet hatte. Wie eine Dünenreihe schieben sich da landzungenartig die Höhen zwischen den einstigen Sumpfwald und die Sandkiesfläche des Ried. Um Augen und Gedanken zu beschäftigen, sah ich links auf die dunklen Gründe des „heiligen Forstes“, rechts auf das Riedgras, Wiesen und Heide der Rheinniederung hinunter. Überdies — befand ich mich nicht bereits auf litterarischem Boden? Hier, in den genannten Straßendörfern auf der Dünenkette, der Heimat des Autors, spielen jene elsässischen Dorfgeschichten Alexander Weills, welche den „Schwarzwälder“ Berthold Auerbachs noch vorangingen und das Treiben im und am Hagenauer Forst, der Förster, Wildschützen, Handelsjuden, alten Soldaten, Bauern und des reichen Müllers von Hatten lebensvoll schildern. Das Volksleben am Oberrhein reizt zu poetischer Gestaltung. Schon vor Hebels alemannischen Gedichten, in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hatte Maler Müller seine Pfälzer und Westricher Idyllen — „Das Nußkernen“, „Die Schafschur“ — geschrieben. Auffallend, daß dann zwei Schriftsteller mosaischen Glaubens, rechts und links des Oberrheins, fast gleichzeitig zur novellistischen Schilderung ihrer Dorfheimat auf alemannischem und schwäbischem Boden kommen. Doch dürfte gerade hier objektives Anschauen und Erfassen ländlichen Kleinlebens in der Natur der Dinge gelegen haben. Nun sind auch die Franzosen in einer Periode der Dorfgeschichten-Litteratur, Erckmann-Chatrians Geschichten aus den Vogesen sind ja bekannt genug.

„Sie wollen nach Sesenheim?“ wandte sich plötzlich der Mitreisende mit gutmütig zutraulichem Lächeln an mich. Ich bejahte, und er stellte eine weitere Frage, nach welcher er mich für einen Musterreiter zu halten schien. Da ich jedoch dieser Species von Menschen nicht entfernt ähnlich sehe, gab er sofort selbst die Voraussetzung auf, hob den Zeigefinger und sah mich verständnisinnig verschmitzt an. „Ah, jetzt weiß ich es, warum Sie

nach Sesenheim wollen!" sprach er, unnachahmlich lächelnd. „Wegen Herrn Goethe," setzte er noch lächelnder hinzu. Und als ich ihm freundlich zunickte, wandte er sich triumphierend nach dem Kutscher hin mit einer Gebärde, die aussprach: Mir entgeht nichts! Das sind mir vertraute Dinge!

Indes waren wir im oberen Dorfe von Suffelnheim angelangt, wo verschiedene Straßen des Hagenauer Forstes ausmünden, und gleich beim ersten Wirtshaus wurde wieder gehalten. Es war bereits Abend, die Dämmerung senkte sich über den großen stattlichen Ort, der sich am Waldrande von den Hügeln in den Grund hinunterzieht. Die Nacht brach ein. „Und Sesenheim?" — Der Kutscher tröstete mich, daß ich besser hier in Suffelnheim übernachte — er werde mich nachher in den besten Gasthof führen, wolle jetzt nur noch einen Schoppen trinken.

Es war dunkle Nacht, als mich endlich der liebenswürdige Kutscher die Dorfgasse hinunterfuhr und vor dem ländlichen Gasthof hielt, dessen Wirt mich unterm Thor empfing. Die Gastwirte im Elsaß, besonders im Weinlande von Reichshofen bis Thann hinauf, sind der Regel nach ältere oder jüngere „Witwen". Die männliche Hälfte wird nämlich durch den anstrengenden Kellerdienst und die Verpflichtung, im Trinken mit den Gästen gleichen Schritt zu halten, also sich fortwährend in einem freundlich angeregten Zustande zu erhalten, frühzeitig aufgerieben, worauf dann das Geschäft, und nicht eben zum Nachteil der Reisenden, von der Witwe fortgeführt wird. Auch mein Suffelnheimer Wirt war eine Witwe; ja, sie hatte ein vierfaches Recht auf diesen ehrwürdigen Stand, wie ich später durch sie selbst erfuhr. Es sind tüchtige, energische Haushälterinnen, diese Elsässer Frauen, und in der Geschichte keines anderen deutschen Landes tritt denn auch das Weib so bedeutsam in den Vordergrund als in der des Elsasses — von St. Odilien bis Friederike von Sesenheim. Ich könnte eine lange Namenreihe von Frauen anführen, von der Kaiserin bis zur Magd herunter, von der hochgeborenen gelehrten Äbtissin bis zur wilden Dirne, von der Künstlerin Sabine bis zum streitbar rohen Bauernweib und zur Handwerkerin, die sich durch ihr Auftreten im Gedächtnis der Nachwelt erhalten haben. Und die „Weiberkriege", die zur Waffe greifenden Frauen, beschränken sich nicht bloß auf Buchsweiler, sondern auch andere kleine Städte haben ihre bewährten und siegreichen Amazonen.

(Ein zweiter Teil „Sesenheim" folgt.)





Lagune von Guatavita.

El Dorado.

Von
Helmut Polakowsky.

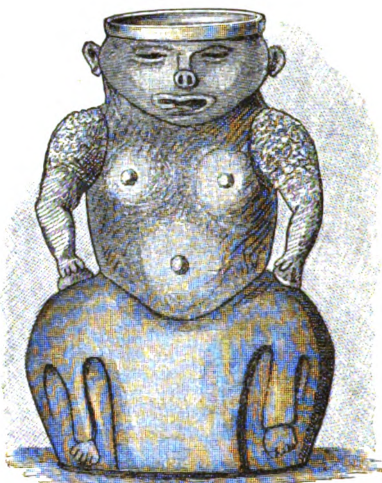
Die märchenhaften Thaten und Entdeckungen der Spanier in der Neuen Welt, die große Energie und Ausdauer derselben in Ertragung von Strapazen, Hunger, ungesundem Klima rc., sowie die scheußlichen Grausamkeiten, welche sie sich gegen die friedfertigen, sanften und schwachen Eingeborenen erlaubten, endlich ihre Kämpfe untereinander, ihre zahlreichen Aufstände gegen ihre Führer und gegen die von der Krone eingesetzten Gouverneure — alle diese Thatsachen erklären sich durch die „auri sacra fames“, durch die Sucht, recht bald und recht viel Gold zu erwerben. Zur Realisierung dieses Wunsches wurden alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen getreten, und die wenigen Spanier — meist Mönche —, welche sich dem das Christentum schändenden Treiben der Konquistadoren entgegenstellten, werden noch heute von der spanischen Litteratur als „schlechte Patrioten“ behandelt. — Der Goldreichtum der Neuen Welt wurde übrigens in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in der übertriebensten Weise geschildert, ganz Amerika erschien den Spaniern als ein „El Dorado“.

Welches das an Produkten des Mineralreiches reichste Land Südamerikas war oder heute — wo noch große Strecken im Inneren des südamerikanischen Kontinentes fast unbekannt sind — ist, wäre schwer zu sagen; wahrscheinlich aber ist es Chile. Dieses Land wurde zuerst als ein so

armes Land bei den spanischen Eroberern verschrien, daß sie behaupteten, „es könne nicht sechzig Spanier ernähren“. Alexander v. Humboldt war der erste, welcher es aussprach, daß Chile mehr Gold und Silber exportiert habe als Mexiko und Peru. Mit Recht schrieb schon Valdivia an Kaiser Karl: „Erhabener Fürst, dieses ganze Land ist eine Goldmine.“ Erst seit der Entdeckung der Minen Kaliforniens ist Chile bezüglich der Edelmetalle an die zweite Stelle getreten. Chile sandte sein Gold und Silber während der spanischen Kolonialzeit nach Peru, und dieselben wurden von Callao verschifft, so den Reichtum des Inkalandes vor der Welt erhöhend. Der nördliche Teil des heutigen Chile, welcher den Inkas unterworfen war, zahlte an Peru einen jährlichen Tribut von vierzehn und einem halben Centner Gold. In der neuesten Zeit ist der Goldertrag Chiles übrigens sehr gering; ganz bedeutend aber ist die Ausbeute der zahlreichen Silber- und Kupferminen, der Salpeter- und Boraxlager.

Das von den Indianern den ersten spanischen Eroberern angedeutete Goldland „El Dorado“ lag aber — wie wir zeigen werden — in dem relativ goldarmen Kolumbien, auf der Hochebene von Cundinamarca. — Nach einem amtlichen, von dem „Diario Oficial“ von Bogotá Ende 1883 publizierten Bericht, der nach den besten Quellen bearbeitet ist, produzierte Kolumbien von 1537 bis 1600 50000000 Dollar an Gold und Silber; im siebzehnten Jahrhundert 170000000; im achtzehnten Jahrhundert 194000000 und im neunzehnten Jahrhundert, bis 1882, 216000000 Dollar. Die Quantität des Silbers ist hierbei sehr gering. Die goldreichsten Staaten sind und waren von jeher nach der Statistik und Geschichte Antioquia und Cauca; sie liefern über drei Viertel alles Goldes von Kolumbien.

Figur 1.



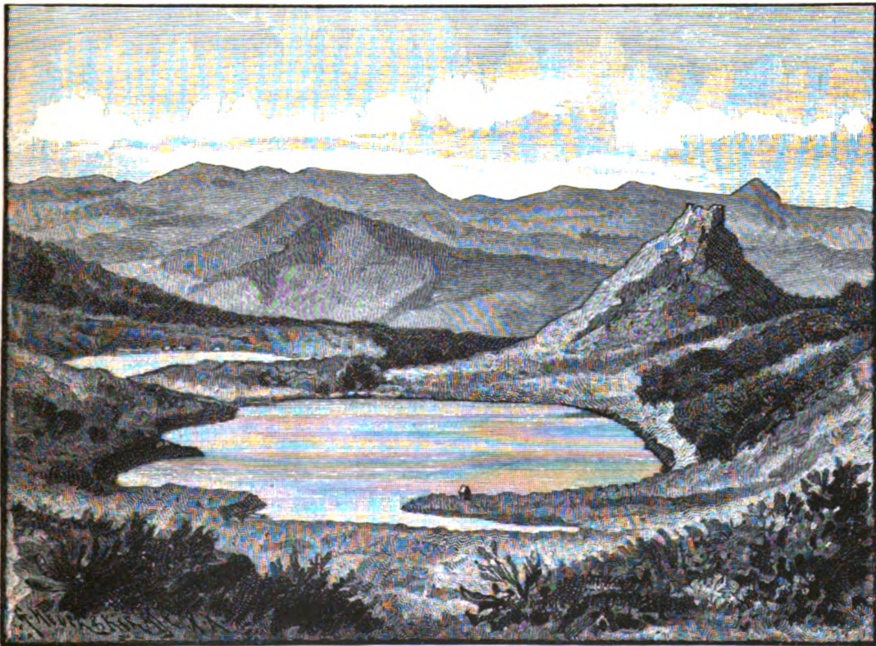
Opferstock von Iraca.

In Peru erbeuteten die Spanier bei der Entdeckung und Eroberung des Landes viel Gold mit leichter Mühe, da dasselbe an gewissen Orten gesammelt und ausgestellt war. Diese Orte waren die Tempel und die königlichen Paläste und Schatzkammern. Das Gold diente in Peru nämlich nur religiösen Zwecken, und deshalb durfte nur der Herrscher Gebrauch von demselben machen. — Auf seiner dritten Reise, angetreten am 30. Mai 1498, entdeckte Kolumbus (Colon) das Festland von Südamerika. Schon auf dieser Reise war sein Augenmerk besonders auf die Entdeckung goldreicher Länder gerichtet, und er glaubte dieselben in der Nähe des Äquators zu finden. In dieser Idee soll er besonders durch den katalonischen Juwelenhändler Jayme Ferrer bestärkt worden sein, welcher ihm geschrieben hatte: „Immer habe ich in Kairo und Damaskus die Leute verhört, aus welcher Zone und welchem Weltteil sie Edelsteine, Gold, Gewürze und Droguen holten. Nun kommen alle diese wertvollen Sachen aus den Ländern der Nachtgleichen, wo die Bewohner schwarz oder bräunlich sind, so daß nach meiner Einsicht Ew. Gnaden nicht eher solche Dinge im Überfluß finden können, bevor Sie nicht solche Menschen angetroffen haben.“

Auf dieser dritten Entdeckungsreise berührte das Geschwader des Kolumbus

die Insel Trinidad und sah man das Festland von Südamerika, zuerst das öde, sumpfige Orinoco-Delta, dann die Halbinsel Paria und weiter einen Teil der Küste des heutigen Venezuela. An dieser Küste und auf verschiedenen kleineren Inseln tauschten die Spanier von den Eingeborenen viele und schöne Perlen ein. — Auf die Nachricht dieser Entdeckungen hin ging bereits im Mai 1499 eine andere Expedition unter Alonso de Hojeda, Juan de la Cosa und Amerigo Vespucci nach der sogenannten Perlküste ab. Es wurden die Küsten von Guayana und Brasilien bis zur Mündung des Amazonenstromes, ja bis zum vierten Grade südlicher Breite festgestellt. Dann kehrte die Expedition um, besuchte Trinidad und andere Inseln und fuhr langsam, Gold und Perlen von den Eingeborenen eintauschend, in westlicher Richtung an der Küste hin, bis zum heutigen zurückkehrten, kam durch den Verkauf der mitgebrachten Perlen und der geraubten Eingeborenen ein reiner Gewinnanteil von nur zehn Dukaten auf jeden der Teilnehmer.

Die Küste von Venezuela, besonders die Umgegend von Cumana, besuchten im selben Jahre 1499 Per Alonso Niño und Cristobal Guerra mit einem kleinen Schiffe und nur dreiunddreißig Mann. Die Eingeborenen von Cumana, um die Herkunft ihres Goldes befragt, wiesen nach Westen. Niño kehrte mit einer reichen Beute von hundert Mark Perlen nach Spanien zurück. Die gleichfalls in den Jahren 1499 und 1500 unternommene Reise der Gebrüder Pinzon nach der Küste von Brasilien und Venezuela brachte aber nicht die Selbstkosten ein. Die nächsten, unbedeutenden Fahrten der Spanier nach der Küste von Südamerika hatten meist nur Menschenraub zum Zweck



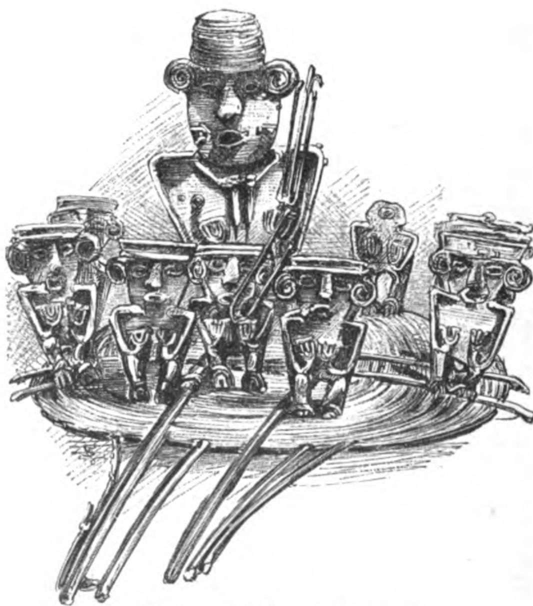
Lagune von Siecha.

Hafen Puerto Cabello in Venezuela und bis zum Maracaibo-See. — Als Ojeda und Genossen im Jahre 1500 nach Cadix und vernichteten so jeden Verkehr und Austausch mit den Eingeborenen, welche vor den christlichen Räubern flohen oder

dieselben bekämpften und viele erschlugen.

Rodrigo de Bastidas und Juan de la Cosa entdeckten (1500) die Küste Neu-Granadas vom Cabo de la Vela bis zum Puerto de Retrete des Kolumbus, welcher in der Nähe des heutigen Colon (Aspinwall) liegt. Die Früchte dieser Expedition (Sklaven, Gold und Farbholz) werden auf zwölftausend Dukaten an Wert geschätzt. Als Ojeda 1502 abermals nach der Küste von Venezuela kam und am See von Maracaibo eine Ansiedelung versuchte, zeigten sich die von den Spaniern durch Raub, Mord, Menschenraub, Betrug und Hinterlist gemißhandelten Indianer bald so feindlich, daß sie den Spaniern alle Lebensmittel abschnitten und die Mehrzahl derselben erschlugen. Schon hier zeigte sich das Bestreben der verschiedenen Indianer-Tribus: die nach Gold fragenden Spanier immer weiter zu schicken, ihnen von ferner gelegenen, goldreicheren Ländern zu erzählen, um sich und die Ihrigen von der Gegenwart dieser Barbaren zu befreien. — Auch diese erste Ansiedelung der Spanier auf dem Festlande von Südamerika hatte nur kurzen Bestand.

Figur 2.

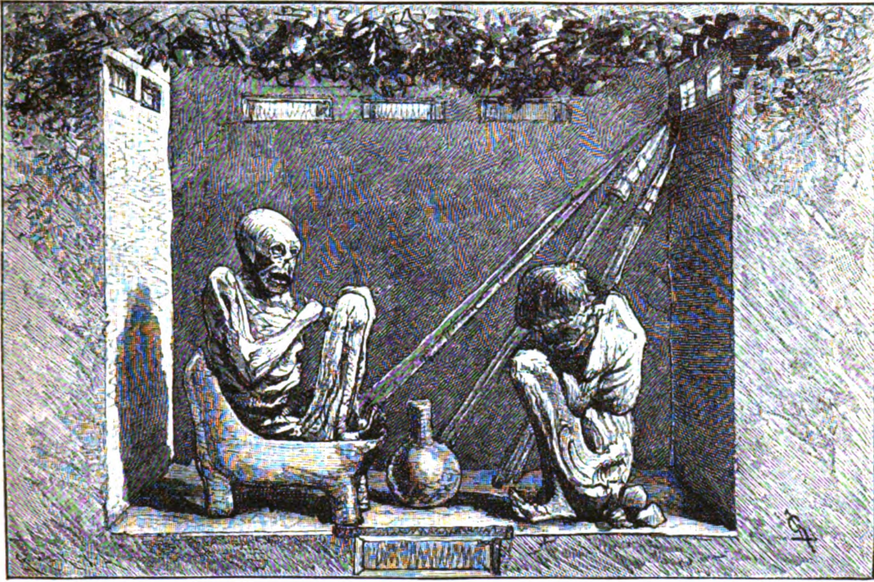


Die Ceremonie des „El Dorado“.

Auf seiner vierten Reise (1502) befuhr Colon die ganze Nordküste des Isthmus von Amerika bis zum Golfe von San Blas und tauschte an verschiedenen Stellen in Costa-Rica und Veragua Goldsachen von den Indianern ein. Er nannte diese Gegend deshalb Goldküste. In der besonders goldreichen Gegend am Rio Belem und Rio Veragua gründete er (1503) die erste spanische Ansiedelung auf dem Festlande von Amerika, Belem. Dieselbe bestand aber nur drei Monate lang.

Auf den späteren Zügen, welche die Spanier von der Nordküste Südamerikas aus unternahmen, übten sie die erbärmliche List aus, sich der Häuptlinge (Kaziken) der Eingeborenen zu bemächtigen und von den Untergebenen derselben ein hohes Lösegeld dadurch zu erpressen, daß sie die Gefangenen im Falle des Nichtbezahlens mit Martern bedrohten. Juan de la Cosa erbeutete (1504) einiges Gold am Golfe von Uraba und in Darien. Dagegen endeten die 1509 und 1510 unternommenen Besiedelungsversuche des Ojeda und Nicuesa kläglichst, indem fast alle Teilnehmer den vergifteten Pfeilen der Karaiben oder dem Fieber oder dem Hunger erlagen. Habsucht und Neid ließ auch die Spanier sich untereinander bekriegen. — Erst Enciso und Balboa erbeuteten beim Überfall eines an der Westseite des Golfes von Uraba belegenen Indianerdorfes eine größere Quantität, zehntausend Castellanos (zu je 9,6 Mark deutscher Reichswährung oder $^1/_{50}$ Mark Gold), Gold und gründeten die Stadt Santa Maria del Antigua. Nicuesa hatte (1509) das von Kolumbus als so besonders goldreich gerühmte Veragua wieder auf-

gesucht, verlor aber dort und später in der Ansiedelung Nombre de Dios fast alle seine Leute durch Hunger, Schiff-



Guaca von Antioquia.

bruch und Fieber und erbeutete kein Gold.

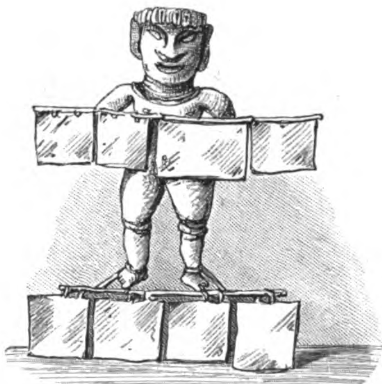
Balboa durchzog (1512) das stark bevölkerte Darien unter unsäglichen Mühsalen, erbeutete dabei aber eine ziemliche Quantität Gold. Dieses Metall wurde hier, zu Schmucksachen verarbeitet, von den angesehenen Personen getragen; viele Frauen hatten goldene Korsetts, die oft über hundert Castellanos Wert hatten.

Wenn man diese bezüglich der Goldausbeute der ersten Expeditionen ungünstigen Resultate betrachtet, wenn man zugleich bedenkt, daß ein großer Teil der spanischen Abenteurer auf der Heimreise mit den erbeuteten Schätzen durch Schiffbruch umkam, daß nur äußerst wenige ruhig die Früchte ihrer Reisen verzehren und genießen konnten, so ist es höchst wunderbar, daß sich trotzdem immer Leute zu neuen Expeditionen nach der in mehr als einer Beziehung mörderischen Küste von Südamerika anwerben ließen.

Die Anführer und Unternehmer dieser Expeditionen gaben natürlich vor, im Interesse Gottes, der Ausbreitung des Christentums und der Herrschaft der spanischen Krone thätig zu sein. Welcher Geist die spanischen Konquistadoren beseelte, zeigen die Briefe des Balboa, eines der besten, klügsten und tüchtigsten derselben. — Nach Santa Maria zurückgekehrt, schrieb Balboa an den König, daß er bereits mehr als dreißig Häuptlinge aufgeknüpft habe, daß er aber „zu noch größeren Anstrengungen im Dienste Gottes und der Krone bereit sei". Um diesen löblichen Vorsatz auszuführen, ging er mit einer Schar von hundertsechzig Mann in südlicher Richtung den Atrato hinauf zur Aufsuchung einer Landschaft Dabaibe, eines sehr goldreichen Landes. Dies war die erste Expedition der Spanier nach dem sogenannten El Dorado. Balboa erhielt weiter die Nachricht, daß das Gold aus den Gebirgen am rechten Ufer des Atrato stamme. Die Spanier kamen aber wegen der Sümpfe und wegen der feindseligen Haltung der Eingeborenen nicht weit, erbeuteten auch nicht viel Gold. Als Balboa im September 1513 die

Südsee entdeckte (beim Golf von San Miguel), erhielt er Nachricht von einer an derselben gen Süden gelegenen mäch-

Figur 3.



Sinnbild des Handels.

tigen und überaus goldreichen Nation. Es war dies die zweite Kunde von der Existenz des Reiches der Inka, Peru, welche er erhielt.

Figur 4.



Sinnbild der Musik.

Auf diesem ewig denkwürdigen Zuge über den Isthmus von Amerika und durch Darien erbeutete Balboa über hunderttausend Castellanos an Gold und über tausend wertvolle Perlen. Das Land war reich an goldhaltigen Flüssen und dicht bevölkert.

Bald folgte die Entdeckung des goldreichen Nicaragua durch Gil Gonzalez Davila (1522) und die der Küsten von Mexiko und des Aztekenreiches selbst. Neue Scharen goldgieriger Abenteurer stürzten sich jetzt auf die neu entdeckten Küsten. Alle wollten sich möglichst schnell und auf jede erdenkliche Weise bereichern, das heißt zunächst ein von ihnen ersehntes und erhofftes goldreiches Land, ein El Dorado, entdecken.

Nach den Zügen der oben genannten ersten Entdecker versuchte Jos. v. Ampuez die Kolonisation von Venezuela und gründete die Stadt Coro (1526). 1528 überließ Karl V. einem augsburgischen Kaufmannshause, den Welsern, die Provinz Venezuela — die als sehr goldreich gerühmt wurde — als Erblehen. Diese schickten verschiedene, bis zu fünfhundert Mann starke, nur aus Deutschen bestehende Truppenabteilungen nach Venezuela, um den unglücklichen Eingeborenen Gold abzunehmen. Alfinger und Barth. Sailer hausten so schlimm wie die Spanier. Auf diesen Zügen, wo (1531)

Figur 5.



Sinnbild der Landwirtschaft.

Figur 6.



Sinnbild der Künste.

Alfinger bis nach Jiron in der Mitte des heutigen Staates Santander vordrang, erhielten die Deutschen die Kunde, daß weit

im Inneren des Landes (Südamerika) an einem See ein so goldreiches Land läge, daß die Einwohner — die als civilisiert und kriegerisch geschildert wurden — von Metallen nur Gold und Silber anwendeten, sich Waffenrüstungen davon machten, ihre Häuser damit deckten und so weiter. Es sei dies das Volk der Omegas, und ihre sehr große und schöne Hauptstadt läge an dem genannten See. — Es ist wohl möglich, daß die Indianer mit dieser Beschreibung die Hochebene von Cundinamarca und die Nation der Chibchas meinten; es ist aber viel wahrscheinlicher, daß die Unglücklichen diese Geschichten in

Figur 7.



Sinnbild des Krieges.

ihrer Not erfanden, damit ihre Peiniger weiter zögen und in den Urwäldern durch Mühsal, Hunger, Klima und die Waffen der Indianer ihren Untergang fänden. Die Spanier und Deutschen aber griffen die Nachricht von dem neuen El Dorado begierig auf. Zur Auffindung der Hauptstadt der Omegas brachen in den Jahren 1535 bis 1539 von Venezuela aus Georg v. Speier, Nik. Federmann und Philipp v. Hutten auf. Von vierhundert Mann brachten die Führer aber nur achtzig nach Coro zurück, das Wunderland hatten sie nicht gefunden. Schon 1541 ging Hutten, der übrigens die Eingeborenen freundlich und klug behandelte, abermals nach Süden und war diesmal glücklicher. Er kam (mit neununddreißig Mann) in die Nähe einer großen Stadt, welche vierzehn Tagemärsche in südöstlicher Richtung vom Rio Guaviare lag. Es kam zur Schlacht, kein Deutscher fiel, viele wurden aber verwundet, Hutten selbst schwer. Er sah ein, daß sein Häuflein zur Unterwerfung der Omegas (oder Omegarros) zu schwach sei, und trat den Rückmarsch an. Auf diesem wurden er und seine nächsten Freunde von seinen spanischen Begleitern

Figur 8.



Sinnbild der Trunkenheit.

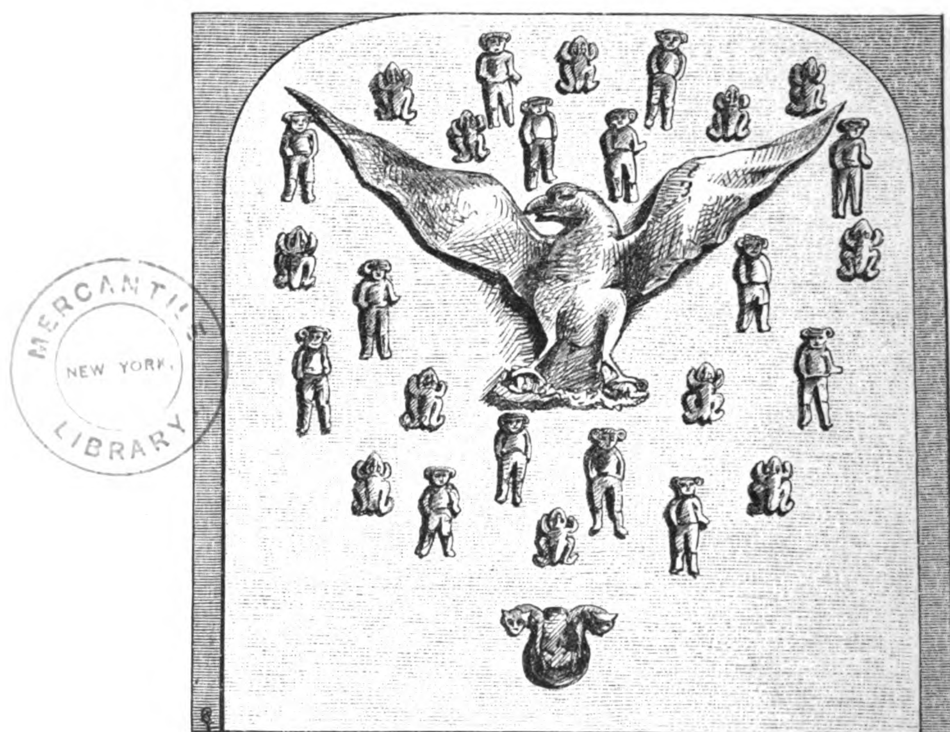
Figur 9.



Sinnbild der Fischerei.

auf Anstiften seines Lieutenants Limpias ermordet (1546), und mit Hutten verschwand die Kunde von der Hauptstadt

des Wunderlandes. Der berühmte Reisende Schomburgk, dem wir die Kenntnis und Erschließung von Guayana verdanken, glaubt, daß diese Hauptstadt, Manao genannt, an der heutigen Laguna Parima, auch See von Amucu genannt, in der Sierra Parima, auf der Wasserscheide zwischen dem Essequibo und Rio Branco, gelegen habe. Nach älteren Autoren lagen die reichen Niederlassungen der Omaquas am Amazonenstrom.


Symbol aus dem Tempel bei Yarumal.

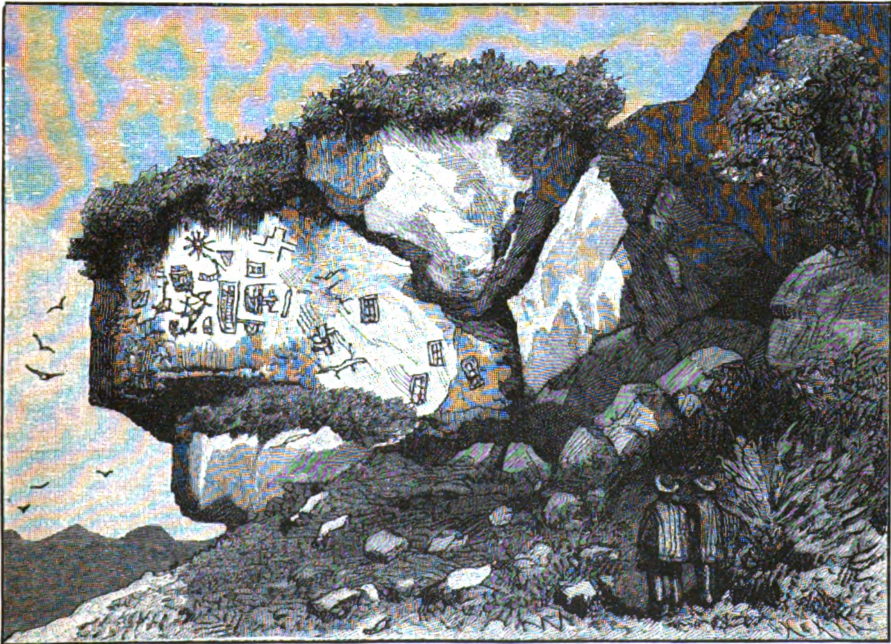
Rodrigo de Bastidas gründete Santa Marta (1525) und erhielt von den umwohnenden Stämmen viel Gold; da er dasselbe aber zur Ausrüstung weiterer Expeditionen reservieren wollte und nicht gestattete, daß seine Soldaten durch Martern Gold von den Indianern erpreßten, erschlugen ihn seine Leute.

Aus dem Thale von Tayrona kehrte Pedro de Lerma mit sechzigtausend Castellanos Gold zurück, und in den Thälern von Upar und Cesares erbeutete man vierzigtausend. Hierdurch wurden immer neue und größere Scharen von spanischen Abenteurern von den westindischen Inseln nach der Küste von Südamerika gelockt und die Führer derselben immer stärker zu neuen Expeditionen angeregt.

Berühmt sind die Züge des Pedro de Heredia, des Gründers von Cartagena und Eroberers der Provinz Calamar. Er war, was die Goldbeute anbetrifft, der glücklichste aller Eroberer. Er konnte am Ende seiner Raubzüge jedem seiner Soldaten sechstausend Dukaten als Beuteanteil geben, was eine viel höhere Summe ist, als die den Eroberern von Mexiko und Peru zufiel. Er erbeutete das größte Stück Gold, welches die Spanier überhaupt jemals in Amerika gefunden haben. Es war dies ein Götzenbild in Gestalt eines Stachelschweines, welches im Tempel von Cipagua gefunden wurde und

68,75 kg wog. Auf die Nachricht von diesem Resultat eilten Hunderte von Abenteurern nach Kartagena, welches schnell eine wichtige Handelsstadt wurde. Die Beweise für den Goldreichtum der Länder am Cauca-Strome vermehrten sich bald. Gonzalo Jimenez de Quesada marschierte von Santa Marta aus und durchzog raubend und mordend einen großen Teil des heutigen Kolumbien, welchen Marsch die Spanier die „Eroberung des Königreiches Neu-Granada" nannten. Er marschierte an der östlichen Seite des Magdalenenstromes gen Süden und erreichte Velez und Tunja und die Wohnsitze der Chibchas (Muiscas) auf der von ihnen dicht bevölkerten, reichen, gut angebauten Hochebene von Bogotá.

Die Kulturstufe, welche die Bewohner dieser Hochebene, die Chibchas oder Muiscas oder Moscas, zur Zeit der Ankunft der Spanier erlangt hatten, war zwar geringer als die der Mexikaner und Peruaner, aber doch höher als die aller anderen Völker des nördlichen Südamerika. Trotzdem waren die Chibchas in der Goldschmiedekunst wie in der Weberei und Töpferei wohl erfahren, und fanden sich goldene Schmucksachen, Götzenbilder, Opferstöcke und so weiter in vielen Tempeln und Gräbern. Figur 1 stellt den goldenen Opferstock (in einem Fünftel natürlicher Größe) dar, welcher an der Thür des Tempels von Iraca, nahe bei dem heutigen Sogamoso stand. Er ist hohl und diente zur Aufnahme der Opfergaben der Gläubigen. Dieser Tempel der Bochica in Sogamoso galt als höchstes Heiligtum (Chunsna), und er war neutrales Gebiet, allen Pilgern selbst in Kriegszeiten zugänglich. Zu den religiösen Gebräuchen der alten Bewohner der Hochebene von Bogotá gehörte es ferner, den Göttern Gold und Edelsteine an abgelegenen, schwer zugänglichen Orten zu opfern. Als solche Opferstätten galten die hochgelegenen Seen der Anden, aus denen — wie die Chibchas glaubten — ihre Ahnen hervorgegangen seien und in denen jetzt ihre Götter wohnten. In



Zeichenfelsen von Icononzo.

diese Seen, von denen die berühmtesten die Lagunen von Guatavita, Siecha und Fuquene waren, versenkten sie die Opfergaben.

Die berühmteste dieser Opferstätten, zu denen die Chibchas wanderten, war die Lagune von Guatavita, nahe der Ortschaft desselben Namens. (Siehe Abbildung S. 801.) Es war diese Ortschaft früher eine mächtige Stadt und die Residenz eines Fürsten der Muiscas, welcher einen Teil von Cundinamarca beherrschte. — Die erste Abbildung des Sees verdanken wir Alexander v. Humboldt (Vues des Cordilleres, Tafel 67), welcher zuerst diesen See mit dem berechtigten Kern der Eldorado-Geschichten — soweit sich dieselben auf die westliche Hälfte von Südamerika beziehen — in Verbindung brachte. — Der heilige See von Guatavita liegt ca. 10 km von der heutigen Ortschaft desselben Namens entfernt in 3199 m Höhe (Zerda). Nach besseren Angaben (auf Bastians Karte zum ersten Bande von: Die Kulturländer des alten Amerika) in 2899 m Höhe. Er mißt 5 km im Umfang, und beträgt die größte Tiefe desselben 40 m. Dieser See ist als das den Spaniern oft geschilderte „El Dorado“ zu betrachten. Bei besonders festlichen Gelegenheiten salbten die Fürsten (Zippas genannt) den ganzen Körper mit einer terpentinartigen Flüssigkeit (Elemi) und ließen sich denselben dann mit Goldstaub bestreuen. In diesem Schmuck besuchten sie den heiligen See. „Die Chibchas versenkten ihre Opfer von einem Floß in die Seen (besonders den von Guatavita), die Fürstin Bachue und ihre Tochter anrufend. Am Jahresfest warfen die mit Goldstaub beriebenen Fürsten Kostbarkeiten hinein“ (A. Bastian). Aus diesen Thatsachen entstanden die Eldorado-Sagen, welche sowohl Quesada als Federmann und Benalcazar nach der Hochebene von Bogotá lockten. — Der vergoldete Fürst badete sich dann in der Mitte des Guatavita-Sees. — An den heiligen Seen durfte weder ein Baum gefällt noch Wasser aus denselben entnommen werden. Die toten Fürsten wurden in den See versenkt und Kostbarkeiten ihnen nachgeworfen. Humboldt und Bastian bestätigen, daß noch jetzt die Reste einer Treppe sichtbar sind, welche zum See hinabführte. — Die Fürstin Bachue, welche sich, vor den Nachstellungen ihres Gatten fliehend, der sie fälschlich der Untreue geziehen, mit ihrer Tochter in den See gestürzt hatte, wurde als Göttin verehrt, und die Priester des in der Nähe des Sees erbauten Tempels versicherten den Gläubigen, daß sie in einem prächtigen Palast im Grunde des Sees wohne. — Das niedere Volk durfte den See nicht ansehen, sondern brachte seine Opfer in der Weise dar, daß die Gaben von den Opfernden über die Schultern in den See geworfen wurden.

Ein kolumbianischer Gelehrter, Dr. Liborio Zerda, hat alle auf die Seen der Hochebene von Bogotá und auf die Kultur der alten Chibchas bezüglichen Angaben in einem Ende 1882 in Bogotá unter dem Titel „El Dorado“ erschienenen, sehr lesenswerten Buche zusammengestellt. Diesem Buche sind die beifolgenden Abbildungen, welche bisher in Europa nicht publiziert worden, entnommen. Die Arbeit ist von großem wissenschaftlichem Wert und um so anerkennungswürdiger, als es die erste derartige mit Holzschnitten geschmückte in Bogotá erschienene Publikation ist. — Zerda schreibt, daß die Trockenlegung des Guatavita-Sees behufs Gewinnung der in ihn versenkten Schätze schon zur Zeit der Eroberung des Landes geplant worden sei. Den ersten vergeblichen Versuch unternahm ein Begleiter des Quesada, der Kapitän Lazaro Fonto. Antonio Sepulveda schloß darauf einen Kontrakt mit Philipp II. zu demselben Zwecke der Ableitung des Guatavita-Sees ab und legte wirklich einen Teil desselben trocken. Er fand in diesem Uferschlamm einen Smaragd von großer Kostbarkeit und Goldsachen im Werte von zwölftausend Pesos. In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts ist abermals ein Teil des Sees abgeleitet und dabei

eine große Menge kleiner Goldfiguren gefunden worden, wie H. Karsten erzählt. Eine Anzahl dieser Figuren hat er im zweiten Jahrgang Heft 24 dieser Monatsschrift abbilden lassen.

Ein anderer berühmter heiliger See war der von Siecha, südwestlich von Guatavita und nordöstlich von Bogotá. (Siehe Abbild. S. 803.) Er liegt 3673 m (nach Zerda) über dem Niveau des Meeres, und das Wasser zeigt eine mittlere Temperatur von 8 Grad C. Der größte Durchmesser beträgt 220 m, die Tiefe bis 34 m. Hier in dieser Lagune fand man die herrliche Goldarbeit, welche „die Ceremonie des El Dorado darstellt". (Figur 2.) Im Jahre 1856 wurde der Wasserspiegel dieses Sees durch Ableitung um 3 m tiefer gelegt, und man fand auf dem trockenen Uferrande verschiedene Smaragden und einige Goldsachen, darunter das in Figur 2 abgebildete Stück, welches sich jetzt im Besitz der Frau Maria C. v. Koppel befindet. Dieses Floß und die Figuren auf demselben sind aus massivem Golde gearbeitet, und das Ganze wiegt 268 g. Der Feingehalt des Goldes ist 800 Tausendstel, und der Metallwert dieses Stückes beträgt 147 Pesos 70 Centavos. Der wissenschaftliche Wert desselben ist unschätzbar. Das Floß besteht aus einer Scheibe von $9^1/_2$ cm Durchmesser, welche aus einer konzentrischen Spirale gebildet ist und von stärkeren Stäben, die oberhalb und unterhalb der Scheibe verlaufen und über dieselbe hervorragen, getragen wird. Die von vorn nach hinten gehenden Stäbe sind 17 cm lang. Auf dem Flosse hocken zehn menschliche Figuren; die mittlere, größte, ist 7 cm hoch und hat eine helmartige Mütze auf dem Haupte, das Abzeichen der Kaziken, und einen Scepter oder Dreizack in der Hand. Die übrigen Figuren sind $3^1/_2$ cm groß und stellen, nach ihrem Kopfputz, Priester dar. Die kleinste Figur hockt vor dem Kaziken; sie hat einen Korb mit den zu versenkenden Opfergaben auf der Schulter und einen Dreizack in der Hand.

Im Jahr 1870 versuchten die Herren Crowter und Urdaneta, den ganzen See durch einen Tunnel abzuleiten, erstickten aber in demselben, als ihnen nur noch eine kurze Strecke zu seiner Vollendung fehlte. Seit dieser Zeit ist über weitere derartige Versuche nichts verlautet. — Die heutige Lagune von Fuquene, nördlich von Bogotá, war früher ein mächtiger See, welcher das ganze Thal von Tausa bis nördlich von Saboya ausfüllte. Auf den Inseln in der Mitte des Sees standen Tempel. Auch aus diesem See sind einige Goldsachen herausgefischt worden.

Gold wurde im Lande der Chibchas, in Cundinamarca, nicht gefunden. Die einzigen Produkte des Mineralreiches waren Kochsalz und Smaragden. Gegen diese und gegen Gewebe und die Produkte des Ackerbaues tauschten die Chibchas Gold von den Bewohnern von Antioquia ein. Es war Sitte der Bewohner des alten Antioquia, die Leichen ihrer Angehörigen mit allen ihren Besitztümern: Goldsachen, Waffen, Hausgerät und Töpfen 2c., zu beerdigen. Es war dies ein Hauptgrund für den langsamen Fortschritt des Reichtums und der Civilisation dieser Indianer. — Diese alten Gräber wurden und werden mit dem Namen Guacas bezeichnet, und man findet in denselben neben den Mumien die mehr oder weniger erhaltenen Thongefäße, Waffen 2c. Das Aufsuchen solcher Gräber behufs Erbeutung von Goldsachen bildet die Beschäftigung der sogenannten Guaqueros. Unsere Abbild. S. 805 zeigt den Durchschnitt einer Guaca aus Antioquia nach der Zeichnung von A. Urdaneta. Die Gräber sind viereckig, 2 bis 3 m tief. Die Wände sind aus Thon und Kieselsteinen gebildet. Diese viereckigen Gräber enthalten mehr Gold als die runden, niedrigeren, welche viel häufiger gefunden werden. — Auf der Abbildung sitzt die eine Mumie auf einem Stuhl von gebranntem Thon. In der Decke befinden sich einige rechteckige Öffnungen: Fenster zur Ventilation. Die Goldsachen befinden sich in der Grube, welche im Boden der Grabkammer angebracht und mit einer

Steinplatte bedeckt ist. Ähnlich waren die Gräber der Chibchas.

Was die Goldsachen betrifft, die in den Gräbern von Antioquia gefunden worden sind, so stellen die Figuren 3 bis 9 eine Anzahl derselben dar. Codazzi erwähnte dieselben bereits und bezeichnete sie als Gottheiten des Krieges, der Trunkenheit, der Fischerei, des Tanzes, der Musik, der Landwirtschaft und der Künste. Aber erst L. Zerda beschreibt dieselben näher und giebt eine Abbildung derselben. Die 17 cm hohen Figuren bestehen aus gegossenem Gold; sie sind hohl, und die einzelnen Teile derselben sind sehr gut zusammengelötet. Die sonderbarste der kleinen Figuren ist Nr. 3, welche Codazzi für den Gott des Tanzes hielt. Zerda verwirft diese Ansicht und hält die rechteckigen Tafeln, welche die Figur in den Händen hat und an den Füßen befestigt trägt, für Darstellungen der kleinen Decken, welche die Indianer aus Baumwolle webten und welche die Frauen zur Bedeckung der Schultern und des Leibes gebrauchten. Zerda hält die Figur deshalb für einen dieser Mantelhändler oder für ein Symbol des Handels. Das Sinnbild der Musik (Figur 4) hat in jeder Hand eine Schelle, ein unter diesen Indianern sehr verbreitetes Musikinstrument, welches — wenn aus Gold verfertigt — sehr wohltönend ist. Figur 5 hat einen Stab in jeder Hand; es waren dies die einzigen Ackerbauinstrumente der alten Urbewohner, und sie sind es in vielen Teilen des tropischen Amerika noch heute. Mit diesen Stäben macht der Säemann Löcher in den Boden, legt in jedes Loch zwei Maiskörner und tritt das Loch dann mit dem Fuße zu. Figur 6 stellt vermutlich die Goldschmiedekunst oder Töpferei dar. Die Figur hat in der einen Hand einen Grabstichel oder Meißel, in der anderen einen Gegenstand, der als Modell gedient haben kann. — Das Sinnbild der Fischerei (Fig. 9) ist entschieden die beste und genialste der vorliegenden Figuren.



Chibcha-Indianerin.

In einem Gebirgsabhange nahe bei Yarumal (nordöstlich von Antioquia) fand man in neuester Zeit einen unterirdischen Tempel, in demselben große goldene Gefäße, Lampen, Räucherbecken, Tierfiguren (besonders Adler und Frösche) und menschliche Figuren aus Gold. Um diesen Tempel herum lagen Nischen, welche als Gräber benutzt waren.

Das merkwürdigste der in diesem

Tempel gefundenen Bildwerke ist das in unserer Abbildung auf Seite 808 dargestellte. Es hat 120 cm Höhe und 114 cm Breite. Es besteht aus einer Tafel aus gebranntem Thon, in welche eingefügt sind: ein Adler von 38 cm Höhe und 66 cm Breite von einer bis zur anderen Flügelspitze, welcher im Begriff ist, sich zum Fluge zu erheben. In jeder Kralle hält er einen Frosch, und zwölf Frösche und vierzehn menschliche Figuren umgeben den Adler. Alle diese genannten Figuren sind aus Gold gefertigt. Am Fuße des eben geschilderten Bildes befindet sich ein hohles goldenes Gefäß oder Becken, welches aus zwei Leoparden besteht und an der Oberseite eine Öffnung zur Aufnahme der Opfergaben hat. Der Adler gilt als Sinnbild oder Gottheit der Luft, des trockenen Sommers; der Frosch ist die Gottheit des Wassers, der Regenzeit (Winter). Die menschlichen Figuren stellen Ackerbauer dar. Der glücklichen und fruchtbaren Verteilung von Regen und Sonnenschein, das heißt der Herrschaft von Frosch und Adler, im Interesse der Landwirtschaft, war dieses Götzenbild geweiht. Es befand sich an der Wand des Tempelgemaches, und vor demselben standen die Räucherbecken, in denen die Indianer wohlriechende Harze bei ihren religiösen Ceremonien zu verbrennen pflegten. Als Gottheit des Wassers wurde der Frosch sowohl in Mexiko (bei den Tolteken) als in vielen Gegenden Südamerikas verehrt.

Die Nation der Chibchas bewohnte zur Zeit der Ankunft der Spanier die ausgedehnten Hochebenen von Bacata und Hunza (heute Bogotá und Tunja); die Größe ihres Gebietes schätzt Acosta auf 600 Quadrat-Leguas und die Einwohnerzahl auf 1200000. Der oberste Fürst, der Zipa oder Zippa, hatte seine Residenz in Bacata (heute Funsa). Unter ihm standen die Usaques (Kaziken) der verschiedenen Tribus, die ihm huldigen und Tribut zahlen mußten. Der Usaque von Guatavita war es, der alle Jahre das große oben geschilderte Opfer im heiligen See verrichtete, und die Nachricht von dieser Thatsache ließ die Spanier hier das geträumte El Dorado (Goldland) suchen. Der schon früher erwähnte Oberpriester, welcher zur Zeit des Einbruches der Spanier herrschte, war Sugamuxi. Er herrschte im Thale von Iraca, heute nach ihm Sogamoso genannt. Dieser Oberpriester war der oberste Herrscher des Landes; neben ihm herrschte der Zippa als Kronfeldherr.

Wie in Nicaragua beherrschten bei den Chibchas die Frauen die Männer und selbst die Kaziken. Quesada traf einen derselben in seinem Hause an einen Pfahl gebunden, welcher von dreien seiner Frauen wegen eines Rausches gegeißelt wurde.

Massive Bauten haben die Chibchas nicht aufgeführt; es werden also auch keine Ruinen im Lande gefunden. Aber ein anderes Denkmal der alten Bewohner dieser Hochländer und ihrer religiösen Vorstellungen ist vorhanden, es sind dies die sogenannten Zeichenfelsen. Auf den Hochebenen Kolumbiens zerstreut finden sich an Felswänden eigentümliche, meist eingegrabene und mit roter Farbe imprägnierte Zeichnungen. Die ersten Notizen über dieselben verdanken wir Codazzi und dem deutschen Naturforscher H. Karsten. Eingehender sind dieselben in neuester Zeit von dem berühmten Ethnologen A. Bastian untersucht worden. Diese eingegrabenen Zeichen — die man übrigens durch ganz Südamerika zerstreut findet, desgleichen in Nicaragua — sind von sehr verschiedenem Alter. Hat doch Schomburgk am Rio Negro selbst die Zeichnung einer spanischen Galeone gefunden. Die Figuren sind sehr verschieden; neben Tiergestalten (Schlangen, Krokodile, Jaguare) finden sich Sonne und Mond und Quadrate, welche Sätze in Hieroglyphenschrift repräsentieren. Die meisten Inschriften und Zeichen finden sich an Felsen, welche am Rande von Flüssen gelegen sind. Sie sind so hoch angebracht, daß sie jetzt nicht zu erreichen sind und auf einen früher viel höheren

Wasserstand hinweisen. Viele der heutigen Indianer spritzen sich beim Vorüberfahren an diesen Zeichenfelsen Tabakssaft in die Augen, um die heiligen Symbole nicht anzusehen, und rufen dabei den Namen ihrer alten Götter (Macunaima, Tupan und anderer) aus. Der Frosch findet sich nur auf wenigen kolumbianischen Inschriften.

Die beifolgende Abbildung (S. 809) zeigt den Felsen beim Dorfe Pandi in der Nähe der Naturbrücke von Icononzo, wo eine Grenzwacht der Chibchas gegen die Einfälle der räuberischen Panches aufgestellt war. Unter den Zeichnungen findet sich die Sonne, der Gott der Natur, Xua genannt; daneben sind vorhanden: der Skorpion und die Eidechse und rechteckige, mit verschieden gezackten Linien ausgefüllte Flächen. Derartige Figuren finden sich auch auf den Töpferarbeiten der Chibchas.

Die letzte Abbildung (S. 812) ist nach einer Zeichnung des Herrn Alberte Urdaneta gemacht und stellt eine Chibcha-Indianerin aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dar, gemäß den Schilderungen und Angaben der alten Historiker. Der Typus der heutigen Urbewohner von Cundinamarca ist übrigens nicht wesentlich von diesem der Phantasie des Herrn Urdaneta entstammenden verschieden. — Sie hat eine Spindel oder Spinnrocken in der Hand und spinnt Baumwolle, welche dann zum Weben von Mänteln und Tüchern benutzt wurde. Das Halstuch, welches die Brust nur höchst unvollkommen bedeckt, wird durch eine Nadel mit großem Kopf zusammengehalten. An der linken Seite der Frau steht im Hintergrunde der Steintisch, auf welchem die gekochten Maiskörner mit einer Steinwalze zerquetscht werden, und im Vordergrunde sind die zur Aussaat des Mais notwendigen Apparate aufgestellt: drei Stöcke und eine Kürbisschale zur Aufnahme des Saatkornes, welches Gefäß mit einem Deckel verschlossen und mit einem menschlichen Kopf als Knopf versehen ist.





Das Ehepaar Spazzoletti.

Aus Emilio de Marchis „Storie d'ogni colore“

von

Woldemar Kaden.



Varese, Gallarate, Parabiago, Musocco, Mailand — Abfahrt!“

Die Maschine schnaubt wie ein Ungeheuer im Zorn, die Schaffner laufen auf und ab, schließen die Thüren, der Stationschef giebt das Signal mit der Pfeife.

„Rasch, ihr Herren, hierher!“

„Zweite Klasse! Dritte Klasse!“

„Hier! Weiter hinauf! Rasch!“

„Margarete!“

„Hier!“

Die Glocke tönt zum drittenmal.

„Vorwärts!“

Die Maschine zieht an, der Zug setzt sich in Bewegung.

„So ist's doch immer mit dir! Du kannst kein Ende finden mit deinem Hut, deinen Schleifen und all den tausend Kleinigkeiten, und dann heißt's laufen, laufen, ersticken oder den Zug versäumen.“

„Das sagst du mir? War ich's etwa, die stehen blieb, um die Cigarre anzuzünden?“

„Cigarre anzuzünden! ... würdest du rasch Anstalt machen, wenn ich dir's sage, aber da hast du noch immer tausend Dinge zu schwatzen.“

Inzwischen hatte Herr Spazzoletti sich des Koffers, des Regenschirms, der Hutschachtel entledigt und die drei oder vier Pakete untergebracht, die nie fehlen, wenn man vom Lande zurückkehrt. Obgleich es gegen Ende September und der Abend nahe war, herrschte dennoch eine ziemliche Wärme, die Herrn Spazzoletti nach dem hastigen Laufe und dem Ärger, den er empfand, um so unerträglicher erschien.

„Es genügt nicht, zu glauben, daß man eine geistreiche Frau sei,“ brummte er weiter.

„Jetzt kannst du aufhören, wenn du willst, mir wär's schon recht,“ unterbrach ihn diesmal Madame, das über und über gerötete Gesicht hoch aufrichtend.

„Ich spreche, weil mir's gefällt, zu sprechen.“

„O, auch die Papageien sprechen!“

Herr Spazzoletti runzelte die Augenbrauen, aber es waren noch andere Personen im Coupé, und er dachte, daß Schweigen auf alle Fälle Gold sei.

Er warf seiner Frau einen scharfen Blick zu, trocknete sich den Schweiß auf Stirn und Wangen und drückte sich endlich in die Ecke links vom Fenster, um seinen „Papagei“ hinabzuwürgen. Margarete saß ihm gegenüber und blickte in die sinkende Sonne, welche hinter einer Reihe von Pappeln hervor die Ebene mit ihrem Goldglanz übergoß und einen roten, fast blutigen Schimmer auf ihr Gesicht warf. In ihren Augen blitzte es wie von Funken.

Der Zug hatte sich verspätet und lief jetzt dahin mit der Schnelligkeit der englischen Dampfwagen. — —

Die Spazzoletti hatten sich vor zwei oder drei Jahren geheiratet und zwar aus Liebe. Sie, ein sehr artiges Weibchen von etwa vierundzwanzig Jahren, hatte ein schönes und vornehmes Äußere, eine feingeschnittene Nase und ein paar Lippen, rot wie Edelkorallen, die aber in den Momenten heftiger Erregung fast ganz verschwanden. Sie kleidete sich mit ausgesuchter Eleganz, und in ihrem Wesen äußerte sich eine gewisse Prätension, wie sie der Gattin eines Kavaliers wohl ansteht.

Wenn es denn wahr ist, daß ein jeder nur das Alter hat, das er zeigt, so war Herr Spazzoletti nicht älter als etwa dreiunddreißig oder vierunddreißig Jahre.

Auch er war ein schöner Mann; seine Haare begannen, was an geistreichen Männern gefällt, schon etwas dünn zu werden. Wenn er auch weiter nichts war als Direktor einer großen Fabrik von chemischem Dünger — seine Gestalt war die eines Gesandtschaftssekretärs und sein Behaben das eines Gesandten. Um aber ein großes industrielles Etablissement zu leiten, genügt nicht das Wesen eines Gesandten oder ein schöner Mann zu sein: Spazzoletti hatte seine Sache studiert und eine tüchtige Praxis sich angeeignet, das hatte ihm das Vertrauen der Aktionäre gewonnen. Der berühmte Hermann nennt ihn in einer deutschen Ackerbauzeitung (und es ist immer ein Vergnügen, zu wissen, wie ein Deutscher denkt) gar oft als einen der „mutigsten, praktischsten und verständigsten“ unter den italienischen Industriellen. Und diesem mutigen, praktischen und verständigen Mann hatte man vor den Leuten den „Papagei“ vorgeworfen.

Schon seit einiger Zeit waren die Beziehungen zwischen dem Ehepaar Spazzoletti etwas gespannt geworden, wenn auch, wollte man danach fragen, niemand zu sagen wüßte, warum und durch wessen Schuld. Sei es, daß das Essen immer derselben Speise endlich langweilig wird, sei es, daß sie dieselbe nicht gehörig zu bereiten wußten, oder weil sie — und das ist das wahrscheinlichste — noch keine Kinder hatten: darüber machten sie unaufhörlich sich schweigende Vorwürfe, sei es, was es wolle (es ist ja immer schwierig, in solchen Dingen klar zu sehen), Thatsache ist, daß ihre Liebe auf dem Punkte war, umzuschlagen, wie der Wein bei einem Witterungswechsel. Es war noch kein Essig, aber er schmeckte schon herb.

Auch die Villeggiatur in Varese konnte gar nicht schlimmer sein. Vierzehn Tage regnete es, daß man den Kopf nicht zum Fenster hinausstecken konnte; an den schönen Tagen war, da sie fast niemand kannten, ihre einzige Unterhaltung, auf Eseln den Sacro Monte hinauf- und herabzureiten. Jene Esel und jene Eseltreiber, die nichtsnutzigste Rasse der Welt, hatten den Kavalier auf seinen Spaziergängen so hartnäckig verfolgt, daß er sie noch auf seinen Fersen fühlte. Und wie teuer hatte er diese „Eseleien“ bezahlen, wie nachdrücklich mit jenem Gesindel feilschen müssen, und mit welchem Erfolg? Der Erfolg war, ewig das unzufriedene Gesicht der Gemahlin zu sehen, die sich an Eseln und Bergen ganz entsetzlich langweilte. Sie selbst zwar hatte Varese gewählt, um Gelegenheit zu gewissen Gelübden im Sanktuarium zu haben, und er war ihr gefolgt, indem er sich stellte,

an die Wirkung gewisser Heilmittel zu glauben; aber endlich war es ihm angenehmer erschienen, nach Mailand zurückzukehren. Auf der Heimfahrt wollten sie die Nacht und den folgenden Tag in Parabiago im Hause eines alten Freundes und Schulgenossen Spazzolettis bleiben, der noch nicht das Vergnügen gehabt, die Dame Margarete kennen zu lernen.

Caldara hatte in seinen Briefen mit so viel Liebenswürdigkeit darauf bestanden, daß eine Ablehnung der Einladung als Unhöflichkeit erschienen wäre. Endlich war Dame Spazzoletti ein solches Rosenknöspchen, daß Caldaras Wunsch, sie zu sehen, ebenso groß war wie das Wohlgefallen des Gatten, sie ihm zu zeigen.

Margarete dagegen dachte an das Vergnügen, den Oktober in Mailand zu verbringen, in einem Hause der Vorstadt nicht weit von der Fabrik, inmitten der Gemüsegärten, unter gewissen Düften, mit dem Blick auf den Friedhof, während ihre Freundinnen sich am See erlustigten. Alle diese Dinge waren die meiste Zeit stillschweigend vorausgesetzt worden und schlummerten wie Kohlen unter der Asche; aber wehe, wer in der Asche rührt! Die Häkeleien stechen von allen Seiten hervor, Rinnsale werden zu Flüssen, Fliegen zu Ochsen — und immer herber wurden die Beziehungen zwischen zwei Personen, die zu viel Gelegenheit hatten, beisammen zu sein, da sie einzig auf sich angewiesen waren.

Auf der anderen Seite des Coupés, bei dem rechten Fenster, saß, eines dem anderen gegenüber, das Ehepaar Ballanzini, zwei behaglich Vermögende aus Musocco, welche die Fünfzig schon um etwas überschritten und während des Streites der Neuangekommenen einige verstohlene Blicke des Verständnisses miteinander getauscht hatten. Sie waren nachlässig gekleidet, schienen nichts auf den Schnitt und den Stoff zu geben, wenn letzterer nur gut war. Der Herr Claudio Ballanzini war von jener alten Anschauung, daß zwei Flaschen guter Wein dem Leibe besser bekommen als eine einzige Flasche geschmackloser — eine Anschauung, welche seine Gefährtin mit etwas mehr Feinheit ausdrückte, wenn sie sagte, daß wer das Beste kauft, billig kauft.

Diese Dame, wohl wissend, daß sie nicht mehr jung war, suchte sich zu verschönern durch einige Bänder von lebhaften Farben, einige Mohnblumen auf dem Hute und all dem Gelb ihres Goldes, das sie allenthalben anbrachte, wo es irgend anging. Ihrem Gatten aber versuchte sie einen gewissen altväterischen Anstrich zu geben; sie wickelte ihn in seltsame sackähnliche Überzieher und erstickte seinen Übermut unter einem eselsgrauen Hut, daß er wie ein Pilz aussah. Und dennoch hätte man sagen können, daß die Jugend, diese nichtsnutzige Jugend, ihm den Hof mache und dem Schelm jeden Morgen die Wangen neu auffrische. Wohlansehnlich, wie er war, mit zwei klugen Äuglein, spitz wie Pfriemen, ward er der Dame Ballanzini zur täglichen Qual; nicht daß er gewagt hätte, sich aufzulehnen oder hinter den Hühnchen der Nachbarschaft herzulaufen — um Gottes willen! — sondern weil das Mißtrauen die Tochter der Eifersucht und die Eifersucht ein Übel ohne Abhilfe ist. Zum guten Glück war der Mann von gutem und sanftem Charakter. Fast wunschlos, von wenig Phantasie, von wenig Willenskraft, erkannte Herr Claudio in seiner Gattin das überlegene Weib. Wenn er es nicht gewußt hätte, sie wiederholte es immer wieder, daß sie den Boden und das Haus von Musocco als Mitgift in die Ehe gebracht, und daß, wenn sie ihn nicht von der Straße aufgelesen hätte wie einen alten Schuh, der Herr Ballanzini zum Koch des Hauses Rusca geboren und als solcher gestorben wäre.

Diesen Gedanken drückte sie manchmal auch mit den Worten aus, daß er, in einer Kasserolle geboren, darin auch hätte sterben müssen.

Der Blick, den sie beim Eintreten der Spazzoletti ihrem Manne zugeworfen, wollte sagen: „Siehst du, was eine Frau

ohne Vorurteil bedeutet?“ Als dann der Kavalier Spazzoletti seinen „Papagei“ vorgeworfen bekam, dachte der Herr Claudio im tiefsten Herzen: „Geduld! anderen geht's gerade so.“

Das Ehepaar Ballanzini hatte einen Tag im Hause des Bruders der Frau, des Pfarrers eines kleinen Dorfes bei Varese, verbracht. Jedes Jahr noch war dieser Ausflug gemacht worden, und ein famoses Mittagessen krönte ihn, ein Mahl, zu dem der Pfarrer seine fünf Sinne zusammennahm, da er wohl wußte, daß mit intelligenten Menschen nicht zu scherzen ist. Fast immer gab es einen prächtigen Hasen und eine ebenso prächtige Schinkenwurst von Modena. Ferner gab es eine Reispastete, Gefrorenes, Datteln, Feigen, Zuckersahne; nach dem Kaffee den Cognak, nach dem Cognak eine feine Cigarre und endlich ein Gläschen Maraschino, süß wie Engelthränen. Das Ehepaar Ballanzini verließ das Haus des Herrn mehr breit als lang, für eine Woche wohl ausgestopft; dem armen Grauschimmel des Pfarrers, der sie dann nach der Bahn schleppen mußte, wurde der Hals lang wie der einer Giraffe. Einmal in die Kissen des Waggons gesunken, pacem habete! schliefen sie gewöhnlich ein wie zwei Kindlein in der Wiege.

Hierbei ist nicht uninteressant, zu erzählen, was ihnen im vorigen Jahr bei derselben Veranlassung geschehen war. Sie hatten die Augen bei der ersten Bewegung des Zuges geschlossen und schliefen dann so selig, daß sie über die Station Musocco hinausfuhren, ohne es zu merken; sie kamen nach Mailand, ohne den Pfiff der Lokomotive oder das Rufen der Schaffner zu hören. Eingeschlossen in ihren Wagen zweiter Klasse, blieben sie ihren süßen Träumen überlassen. Wirklich war es erst gegen elf Uhr nachts, daß sie durch den gellenden Pfiff einer vorüberfahrenden Lokomotive geweckt wurden. Sie springen auf, sie dehnen sich, suchen, finden, schauen hinaus: alles stockfinster, der Ort öde und leer, der Wagen steht still. Was giebt's? Wo sind wir? Jesus Maria! Welche Zeit ist's denn? Die Dame Ballanzini stößt einen Schrei aus und wird ohnmächtig. Leute laufen herbei, Laternen werden gebracht, der Stationschef wird benachrichtigt, die Polizei kommt.

Nun denke man sich das Gelächter, den Lärm, die Bewegung. Dame Ballanzini wurde von vier starken Männern in das Bahnhofsrestaurant getragen. Man mußte ihr das Kleid ein wenig aufhefteln, das Gesicht mit Essig bespritzen, und als der Herr Claudio die guten Menschen für ihre Barmherzigkeit mit einem Trinkgeld belohnen wollte, war das Portemonnaie ... itibus ... verschwunden.

Das also war das vergangene Jahr geschehen; aber wenn sie auch hundertundein Jahr gelebt hätten, daran würden sie sich immer erinnert haben. Jede Andeutung darüber verursachte der Dame eine Art Schwindel, daß sie zu sterben meinte.

Jetzt, wo sie unter denselben Umständen aufs neue wieder in jenem Wagen saßen, trat die Erinnerung an das böse Abenteuer um so lebhafter vor ihre Seele. Die Maus geht nicht zum zweitenmal in dieselbe Falle, aber anzunehmen, daß der Herr Claudio nicht schlafen würde, wäre, als wollte man, daß er flöge, und darum hatte Dame Ballanzini die Verantwortlichkeit auf sich genommen, ihn rechtzeitig zu wecken. Was sie betraf, wenn der Teufel nicht gerade geschworen hatte, sie zu bethören, so war keine Gefahr vorhanden, daß ihr auch nur ein Auge zufiele.

Wirklich war nach kaum einer Viertelstunde der Gatte unter den breiten Flügeln seines Hutes verschwunden und träumte bereits, Trauben zu treten im Grunde eines großen Bottichs.

Es war ganz finster geworden. Ein dürftiges qualmendes Flämmchen, in eine Büchse von trübem Glas eingeschlossen, verbreitete aus der Höhe gerade so viel Licht, als genügt, um zu schlafen. Das monotone Geräusch der Räder wie im Tanz, das Wiegenlied der Wagen, aber

mehr als dies alles der Dampf und die Hitze des Weißweins und des getrunkenen Liqueurs versuchten zeitweilig auch die Dame Ballanzini in ein unsichtbares und zartes Netz von Schlaf und Traum zu ziehen; aber die Furcht, sich vom Hinterhalt her überfallen zu sehen, wachte in ihr wie ein Schäferhund. In den Intervallen zwischen Furcht und Schlaf klang es oft wie eine Rauferei zwischen Hunden und Katzen in einem dunklen Vorsaal, und dieser Lärm diente dazu, die Dame vollständig aus dem Schlaf zu rütteln. Sie schaute durchs Fenster, schüttelte die Trägheit ab; es dauerte aber nicht lange, so hatte der stärkere Schlaf sie wieder halb mit seinen Spinnweben umschleiert.

Wer ganz gewiß nicht schlief, das war der Kavalier Leopold Spazzoletti, und zwar wegen seines „Papageis", den er in seinem Magen mit den Flügeln schlagen fühlte wie einen wirklichen Papagei. Das versteht, wer die Qual empfunden, wenn ihm ein Weib übel mitspielt, von dem er glaubte, sie gehorche einem bloßen Augenwink. Ein jeder hat seine Eigenliebe, und an ihr wetzt er die Messer seiner Leiden. Niemand hatte in dreiunddreißig oder vierunddreißig Jahren gewagt, dem Kavalier Spazzoletti ein ungezogenes Wort ins Gesicht zu schleudern. Man hatte vor ihm gezittert, man war erbleicht, und das konnte man noch jetzt sehen bei wahren Riesenmenschen, den Lastträgern des Magazins, stark wie Stiere, die einen halben Centner auf die Schultern hoben wie wir ein Federkissen.

Alle sagten, daß der Kavalier Spazzoletti ein Mann von großer Energie war, gerecht, Feind jeder Gewaltthat, fähig, ganz allein einem Streik von betrunkenen Werkleuten und Maschinisten die Stirn zu bieten, als ob es eine Schar ungezogener Jungen wäre. Und dieser Mann sollte jetzt das bissige Wort, die Sarkasmen aus Weibermund hinunterschlucken? Er hatte Gift im Mund, das Unrecht war ja nicht ganz auf seiner Seite. Warum hätte er von seiner Frau ertragen sollen, was ein Mann von Ehre nicht einmal seinem ältesten Freund verzeiht? Warum hätte er so ein Porzellancharakterchen nicht beherrschen sollen?

Bei diesen Gedanken schwur er in der Stille, den Mund nicht mehr aufzuthun, bis Margarete ihn um Verzeihung gebeten, die man nicht erhält als unter der Bedingung, sie sich zu verdienen. Nachdem er einmal diesen Schwur gethan, war es, als ob man ihm den Mund mit Eisendraht zugenäht hätte.

Margarete in ihrer Ecke stellte sich, als ob sie schliefe; sie hatte den Kopf an die Rückwand gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt; ihre Haltung war die eines siegreichen Feldherrn, der die Bedingungen der Übergabe diktiert. Nicht geringer an Zahl, nicht weniger stark waren die Gründe, die sie sich beständig wiederholte, als ob sie eine Rolle studierte, die sie binnen kurzem laut zu recitieren hätte. Leopold, dachte sie, war nicht immer jener Brummbär und Intolerant, den er seit einiger Zeit zu sein sich rühmt. Wieviel Schmeicheleien und Liebkosungen, wieviel geflüsterte Worte in den ersten Zeiten der Ehe! und auch dann noch wie viele poetische Verheißungen von einem Häuschen, einem Nestchen, einem Paradies! Damals war er schön, voll von Zartgefühl und Artigkeiten, zärtlich wie ein Mädchen, schmeichelnd wie ein Kätzchen. Durfte man ihm glauben, er hätte die Tage zu ihren Füßen verbringen wollen, ganz hingerissen von dem Blick in ihre Augen, in denen er den Himmel, das Meer, die ganze Welt zu erblicken wähnte. Durfte man ihm glauben, so hatte niemand schönere Augen, weichere Haare, weißere Hände als sie; er hätte die Füßchen seiner jungen Frau unter eine Glasglocke stellen wollen, um sie vor jedem Stäubchen zu schützen. Glaube diesem Schwätzer, wer da will! Wenn sie euch in den Händen haben — so fuhr es fort zu arbeiten im Kopfe Margaretes wie in einer Mühle — wenn sie euch in den Händen haben, so thun auch sie, diese Herren Männer, wie die Kinder, die da sehen wollen, wie ihre Puppe inwendig

ausschaut. Dann sagen sie euch, daß auch ihr Püppchen aus Lappen und Papiermaché seid wie alle anderen. Dann fängt sie das Spiel zu langweilen an; das sagen sie euch nicht, aber sie gähnen. Sie dehnen sich auf eurem Lehnstuhl, ein Bein über dem anderen, in Pantoffeln, die Cigarre im Munde oder auch die Pfeife, und eine Pfeife anrauchen wird für sie eine unterhaltendere Beschäftigung als eine Puppe zu liebkosen.

Die Politik in Europa — fuhr die Mühle fort — wird mit einemmal sehr verwickelt: das Land ist in Gefahr; der Handel gerät in schlechtes Fahrwasser, Bismarck und England schauen sich voll Mißtrauen an. So stellt sich für sie die Notwendigkeit heraus, zwei oder drei Zeitungen, so groß wie Betttücher, zu lesen, nach der Börse zu laufen, einer Versammlung von Aktionären beizuwohnen, die Handelskammer zu besuchen. Und die Frau? Kaum hat man sich zum Essen gesetzt oder ist im Begriff, ins Theater zu gehen, oder schmückt sich zu einem Balle, da kommen Telegramme. Abgehetzt durch alle diese Geschäfte kommt der arme Mann nach Hause, müde, abgespannt, schläfrig. Und die Frau? Er hat in der Osterie gespeist, und an dem Braten war Knoblauch gewesen. Der Knoblauch bekommt ihm schlecht, lassen wir's, es wird vorübergehen. Man hat nicht mehr Zeit, zwei Worte zu wechseln, ein Gefrorenes an einem Tischchen des Stadtgartens zu nehmen oder die Messe im Dom nur fünf Minuten lang, eines neben dem anderen, anzuhören, wozu man doch eigentlich berechtigt und verpflichtet ist.

Die Politik, die Börse, die Geschäfte — fuhr noch immer die Windmühle fort — der Dünger, das Zahnweh, der Egoismus ... da ist das große Wort! Und alles das warum? Die Boshaftesten sagen euch: cherchez la femme — nein, nein, meine Lieben, das ist die Katastrophe. Erst ist es die Puppe, die man suchen muß. Und die Puppen sind die Frauen, die es nicht verstehen, ihre Augen und ihre Haare jeden Tag zu ändern, sondern vorziehen, zu bleiben, wie die Natur sie geschaffen.

Diesen Gedanken mischten sich andere. Sie war nicht dazu geboren, die Magd oder die Nonne zu machen. Ihre Mutter hatte adliges Blut in den Adern und ihr Vater war Regierungsrat gewesen! Das Blut hat seine Rechte! Es darf nie geschehen, daß ein Ehemann schlechter sei als jeder andere Mann, wenn er nicht die Konsequenzen der Vergleiche tragen will. Wenn ein Weib auf dem Wege der Vergleichungen ist, so ist es, als hätte sie Butter unter den Sohlen, die auch die Kühnsten und Stärksten schlüpfen macht. Auf dieser Welt giebt es immer einen Mann, dem ihr mehr gefallen werdet als eurem Gatten, und dann muß man entweder aus Marmor sein oder ...

Bei diesem Punkt, während die Dame Margarete im Dunklen diese Betrachtungen abhaspelte, fühlte Herr Claudio sich am Arme berührt. Wie er denn einigermaßen unsicher geschlafen hatte, sprang er rasch auf, öffnete die Augen und bemerkte seinen Nachbar von der Linken (den vom „Papagei"), der ihn bat, ihn ans rechte Fenster setzen zu lassen, da er bei der nächsten Station, Parabiago, mit verschiedenen Gepäckstücken aussteigen müsse.

„O, sehr gern!" sagte Herr Claudio und rückte zu. Das Licht war am Erlöschen und zuckte nur noch hin und wieder auf, als ob es ihm leid wäre, zu sterben. Der Austausch der Plätze hatte sich so leicht vollzogen, daß die Dame Ballanzini, welche in diesem Augenblick über ihren Besorgnissen eingeschlummert war, nichts davon gemerkt hatte. Viel weniger noch hatte Dame Spazzoletti gemerkt, die mit geschlossenen Augen in ihrem Winkel entrüstet dachte, daß man aus Marmor sein oder zu welchem werden müßte. Wenn man voraussetzen mag, daß ein Weib immer tugendhaft sei, kann man gleicherweise nicht verlangen, daß sie dieser Tugend fortgesetzt Lobreden halte. Es giebt Wahrheiten, die man ohne Beweis annehmen muß, wenn man an sie

glauben will, und wehe der Frau, die ihr, ihr Ehemänner, zwingt, noch ehrbarer zu werden, als sie schon ist.

Noch manches ging durch Margaretes Hirn, während der Zug sich der Station Parabiago näherte. Sie kümmerte sich nicht um die Reise, sie dachte an die klaren Bedingungen, die sie, einmal nach Mailand zurückgekehrt, ihrem Gatten stellen wollte. Entweder so oder so... Und wenn es nicht so geschah ...

„Margarete!"

Es schien ihr plötzlich, als höre sie ihren Namen. Sie richtete sich auf, und ehe sie Zeit gehabt, sich zu sammeln, sah sie die Reisegefährtin mit den Mohnblumen aufspringen, wie von einer Feder geschnellt, und ans Fenster und hinabspringen, indem sie rief:

„Warte, Claudio!"

Der Herr, der kurz vorher am Fenster ihr gegenüber gesessen, war schon ausgestiegen. Es war ein Blitz. Die Zugführer, vom Fahrplan getrieben, schlugen in Eile die Thüren zu, die Maschine pfiff, der Zug flog fort wie der Wind.

Margarete warf einen raschen Blick auf ihren Gatten, der, in die Finsternis getaucht, schlief oder zu schlafen fingierte. Um so schlimmer für ihn, wenn er an diesem Übel litt; um alles Gold der Welt würde sie ihn nicht zum Sprechen aufgefordert haben. Wer schweigt, verliert den Atem nicht und lebt um so länger.

* *
*

Der fast volle Mond ergoß sein milchbleiches zitterndes Licht über das Land und gab, wenn er hier und da Thäler und Hügel der Landschaft enthüllte, den versteckten stillen Orten ein noch mysteriöseres Aussehen. Durch den klaren Himmelsraum irrten, wie vom Winde ins Schlepptau genommen, einige leichte Wölkchen. Nur schwach glänzten die Sterne neben dem Mond. Kurzum, es war eine Nacht, mit deren Schilderung man nie zu Ende kommen könnte. Die Seele Margaretes tauchte unter in jener Flut weichen, wollüstigen Lichtes und empfand jene Schlaftrunkenheit und Wonne, welche ein laues Bad den zarten Gliedern eines Mädchens mitteilt. O, auch sie hatte geträumt, den Garten ihres Lebens von einem ewigen Mondenstrahl erhellt zu sehen, und wenn sie heute in das, was man das Laubwerk ihrer geheimen Wünsche nennen konnte, sich versenkte, so hörte sie süße Stimmen voll Zärtlichkeit daraus flüstern, gemischt mit dem Rauschen vieler dürrer, vor der Zeit gefallener Blätter. Sie war nicht dazu geboren, sich Tag um Tag, Stunde für Stunde, Minute für Minute abzunutzen, zu verzehren in dem Triebwerk eines Lebens, einförmig wie eine Uhr: sie wollte viel geliebt sein, viel umschmeichelt, angebetet. Sie verdiente es.

Die Augen, starr auf den Mond geheftet, füllten sich nach und nach mit Thränen. Da sie nun allein waren im Coupé, was hinderte sie daran, ein wenig Frieden zu machen? Die Männer gleichen so oft großen massiven Felsblöcken, die man, wenn man weiß, wohin sie neigen, mit einem Finger bewegen kann. Das Schlimmste und Dümmste ist, mit dem Kopf dagegen zu rennen.

Dergestalt nach und nach zu milderen Gedanken bewegt, besiegte Margarete den letzten Trotz ihrer Eigenliebe, stand auf und setzte sich auf den anderen Platz, streckte dem Mann, der sich schlafend stellte, die Hand entgegen, ergriff die seine ... um Himmels willen!!

Margarete schrie laut auf und sprang empor.

„Was giebt's denn?"

„Leopold! Leopold!" rief sie, weit zum Fenster hinausgebogen.

Der Herr Claudio, der wirklich geschlafen, steht gleichfalls auf, findet seine Frau nicht mehr, dagegen ein Weib, das weint und sich die Haare rauft.

Der Zug saust dahin mit der Schnelligkeit des Windes ...

Auf Station Parabiago liegt unterdessen Dame Ballanzini ohnmächtig im Diwan des Stationschefs. Neben ihr

steht der Kavalier Spazzoletti mit weit aufgerissenen Augen, bleich vor Bewegung, er weiß nicht, wie ihm geschehen.

Und doch war die Sache sehr einfach. Nachdem er mit seinem Nachbar den Platz gewechselt, ohne (von wegen des „Papageis") seine Frau davon zu verständigen, war er an Station Parabiago ausgestiegen und hatte in hartem und unfreundlichem Tone gerufen: Margarete! Aber auch Dame Ballanzini hieß Margarete. Diese hört in dem Augenblicke, wo ihr der Verräter Schlaf ein Bein gestellt, ihren Namen, erblickt den Mann ihr gegenüber nicht mehr und springt, aufs neue erschreckt von dem, was letztes Jahr geschehen, ohne sich zu besinnen, dem Manne nach. Die Maus geht nicht zum zweitenmal in dieselbe Falle.

Dame Spazzoletti sah, daß ihre Coupégenossen sie verließen, und begann wieder in den Mond hinein zu phantasieren.

Was für eine Scene war das, die jetzt sich unter der Laterne der Station Parabiago abspielte! Erregten Blutes lief die Dame Ballanzini eine Zeit lang hinter dem drein, den sie für ihren Gemahl hielt und der im Schatten dem Ausgangsthor zuschritt; als sie ihn erreicht hatte und erkannte, daß das ihr Claudio nicht war, wandte sie sich, ihn zu suchen. Niemand sonst war ausgestiegen ...

„Halt! halt!" schrie sie hinter dem Zuge drein, der eben von der Finsternis der Nacht verschlungen wurde.

„Halt! halt!" schrie auch Cavaliere Spazzoletti, den Regenschirm schwingend. Aber wer hält einen Zug auf?

Die zwei so übel Angekommenen schauten sich einen Augenblick wie betäubt an; dann begann sie zu schreien wie eine wütende Löwin, er zu fluchen. Man fragte, ob es noch einen anderen Zug nach Mailand gebe. Keinen bis anderen Morgens sieben Uhr.

„Tod und Teufel!" rief außer sich der Kavalier Spazzoletti, auf- und ablaufend mit der Hutschachtel in der Hand und den Regenschirm unterm Arm. Seine Margarete hatte weder das Billet, noch den Hausschlüssel, noch Geld. Bei jedem dieser Gedanken fühlte der Herr Spazzoletti einen schwarzen Schleier sich über seine Augen breiten. Er kehrte zu der älteren Dame zurück, die das Schicksal ihm als Ersatz gegeben, und fand, daß sie nicht mehr sprach, sondern lang ausgestreckt im Diwan lag und nur noch seufzte und stöhnte.

Als die Dame Ballanzini endlich, nachdem man große Mengen Essig an sie verwandt, wieder Herrin ihrer Sinne geworden, begann Kavalier Spazzoletti sie auf zornige Weise zu befragen und zu schelten; das ganze Gefäß seiner Galle und seines Ärgers goß er über ihrem Haupte aus.

Trotzdem es schon acht Uhr abends war, so hatten doch viele Leute, auf die erste Kunde des Abenteuers aus der Osterie kommend, an der Station sich zusammengefunden, des Schauspiels zu genießen; der Caldara hielt mit seinem Wagen, der die beiden Gatten nach seinem Hause auf dem Berge führen sollte, auf der Straße. Aber Kavalier Spazzoletti sah nichts und erkannte niemand mehr. Er dachte an seine Frau, in der Gewalt eines anderen Mannes. Arme Margarete! Der Gedanke an das Entsetzen, das sie gepackt haben mußte, wenn sie so plötzlich sich verlassen sah, die Deutung, die eine solche Handlung nach den bösen im Waggon gefallenen Worten erfahren mußte, alles das, gemischt mit einem unbestimmbaren Gefühl von Zorn, Eifersucht, Mitleid, trieb ihn zu einem Lauf von etwa fünfzig Schritten auf der Eisenbahn an; aber die Vernunft sagte ihm rasch, wie albern solches Laufen auf gut Glück sei, und er kehrte nach der Station zurück, die in jener Nacht einen wichtigen Punkt in der Geographie seines Lebens darstellte. Der peinlichste von allen Gedanken war, daß Margarete absichtlich so gehandelt, um ihm eine Lektion zu geben.

Aber wenn dies für Spazzoletti ein Todeskampf war, so war für Dame Ballanzini, als sie wieder zu sich kam, der Gedanke, daß ihr Claudio allein, ganz

allein mit jener schönen Dame reiste, daß er mit ihr zusammen in Musocco ankäme, daß er sie aus Notwendigkeit, aus Mitleid, aus Höflichkeit einladen würde, in seinem Hause die Nacht zu verbringen, daß ... daß ... Ach! dieser Gedanke war geradezu der Tod.

Kaum konnte sie ihre Beine wieder gebrauchen, so verlangte sie einen Wagen um jeden Preis; aber niemand rührte sich. Man sagte ihr, wie kein Mensch zu dieser Stunde sich stören lasse, bei schlechten Wegen, voll von Gefahren; daß es sich schließlich der Mühe nicht lohne, wegen weniger Stunden Unterschied eine beschwerliche Reise mitten in der Nacht zu unternehmen, während bei Tagesanbruch der Zug von Arona vorüberkomme. Wohl oder übel, auch sie mußte sich fügen. Sie schauten sich wiederum einander an. Der Mond in seiner dummen Ruhe schien mit breitem Munde zu lachen. Die Eisenbahn, einsam und schimmernd, lief rechts und links in die dämmernde, geheimnisvolle Ferne hinein. Überall herrschte tiefes Schweigen, Einsamkeit. Beide fühlten, wie die Augen sich ihnen mit Thränen füllten und daß etwas in die Kehle stieg, das sie zu ersticken drohte.

Caldara, der gesehen, daß niemand die Station verließ, war gekommen, sie zu suchen. Er lachte herzlich über das Abenteuer und lud auch die Dame höflich in sein Haus ein, um so mehr, als die Ballanzini von Musocco in Parabiago gar wohl bekannt waren.

Sie wollten eben nach dem Wagen gehen, als der Stationschef rief:

„Meine Herren, soeben wird eine Depesche von Musocco angemeldet!“

Das war, als ob der Blitz eingeschlagen. Kavalier Spazzoletti und Frau Ballanzini drängten sich bebend so dicht heran, daß der Stationschef Mühe hatte, sie vom Berühren des Apparates abzuhalten; er bat sie, sich zu setzen und still zu sein.

„Der Telegraph ist keine Glocke,“ brummte der Beamte.

Sie fügten sich und warteten in Geduld. Die Spitze der Nadel begann auf dem Papierstreifen zu arbeiten, sie klopfte nervös und hastig wie die Pulse der beiden Unglücklichen. Das Zimmer wurde erhellt durch eine Lampe, die auf dem Telegraphentisch stand und mit einem Schirm bedeckt war, der Decke und Wände im Schatten ließ. Das feine Ticktick des Apparates war begleitet von einem schweren und langsamen Tacktack einer großen Wanduhr neben einem Bücherbrett.

Als die Nadel still stand, nahm der Chef die Brille aus dem Futteral, setzte sie auf die Spitze einer Nase, die wie ein Weinhausschild glänzte, runzelte seine weißen Augenbrauen, zog den heubündelähnlichen Schnurrbart in die Höhe und näherte sich der Lampe. Die Reisenden waren ihm natürlich dicht zur Seite.

„Aber, so bleiben Sie doch auf Ihren Plätzen, heilige Geduld!“ rief der arme Mensch außer sich. „Sie verstehen ja kein Jota von der Geschichte da. Die Depesche sagt also: „Musocco ꝛc. Straße frei, spediert den Wein ...“

Die zwei standen wie versteinert und würden hundert Jahre, sich ansehend, so geblieben sein, wenn der Beamte nicht hinzugefügt hätte:

„Ich verstehe. Das geht uns an, es betrifft eine Ladung Wein, den wir auf Lager haben. Aber hören Sie ...“

Wirklich ertönte das Glöckchen aufs neue, anzeigend, daß ein „dringliches“ Telegramm von Musocco aus unterwegs war. Diesmal hieß es: „Frau verwechselt, schlafen in Musocco, kommt ersten Zug.“

Diese Worte erweckten gar verschiedenartige Gefühle im Herzen des Kavaliers Spazzoletti und seiner süßen Gefährtin; wer vermöchte sie zu beschreiben? Ebensowenig den Empfang, den Frau und Schwestern des Herrn Caldara der Dame Ballanzini und ihren Mohnblumen zu teil werden ließen. Der Freund hatte, um das erwartete Paar würdig zu feiern, Thee und Kuchen und ein wohltapeziertes Zimmer mit einem Flaumfedernbett bereiten lassen. Niemand vermochte in die-

ser Nacht den Schlaf zu finden. Eines weinte, das andere lachte oder weinte vor zu vielem Lachen. Spazzoletti streckte sich angekleidet auf ein Sofa und mußte seinen Zorn hinunterschlingen. Das half ihm den „Papagei" verdauen.

*   *
*

Inzwischen hatte der Herr Claudio Ballanzini auf der Straße, die von der Station nach Musocco führt, der schönen Margarete Spazzoletti den Arm gegeben und geleitete sie nach seinem Hause. Als er durch den erschreckten Schrei Margaretes erweckt worden war und seine legitime Ehehälfte nicht mehr vorfand, aus den erregten und verwirrten Worten seiner Nachbarin aber entnahm, was geschehen, fand er, daß der Fall kein so verzweifelter sei, um darüber zu weinen. Es schien ihm vielmehr ein ganz niedliches Abenteuer, eines von denen, wie sie ihm jedesmal sich ereigneten, wenn er sich auf eine Reise begab. Dieses war jedoch würdig, als Bild gemalt zu werden.

„Verzweifeln Sie doch nicht, verehrte Dame," sagte er lächelnd, „verzweifeln Sie nicht, denn einen Ehemann zu verlieren, ist nicht leichter als ihn zu finden. Meine Frau ist dabei, die sich gewiß nicht verliert, die ihm auf den Fersen bleiben wird. Beruhigen Sie sich doch, haben Sie guten Mut, Sie Arme. Nehmen Sie an, Sie hätten Ihren Papa gefunden. Die Geschichte ist ja mehr zum Lachen als zum Weinen. Wir bleiben in Musocco, in meinem Hause, und ein Nestchen für das verirrte Schwälblein wird sich ja wohl finden. Wenn ich denke, daß auch Frau Ballanzini eine verirrte Schwalbe ist, dann kommen mir die Thränen ..."

Und der freundliche Herr lachte, daß ihm in Wahrheit die Thränen in die Augen traten. Seit zwanzig Jahren hatte er nie sich so zufrieden gefühlt.

Margarete, als verständige Frau, sah sofort ein, daß sie diesem wackeren Mann sich scheulos anvertrauen konnte; hatte er doch wirklich das Air eines guten Papas. Sie nahm seinen Schutz an, trocknete sich die Augen und reichte ihm die Hand als Zeichen des Vertrauens. Sie gingen zum Telegraphenbureau, schickten die Depesche ab und machten sich Arm in Arm wie zwei Brautleute auf den Weg.

Das Haus des Herrn Ballanzini ist das erste beim Eintritt in den Ort, ein mit einem Eisengeländer umgebenes Gärtchen schließt es ein. Wie schön war die Nacht! Herr Claudio erinnerte sich nicht, in vierzig Jahren eine so schöne erlebt zu haben. Langsam schritt er die mondbeleuchtete Straße dahin, den leichten Arm der schönen Dame, die der Himmel ihm zur Seite geschickt, wie dem Tobias einst seinen Engel, sanft mit dem seinen stützend. Er kam sich vor wie ein Schiffchen, das durchs blaue Meer schweift, und wenn es nicht gewesen wäre, daß seine Zunge eine Art Hindernis gefunden, oder die Dinge, die ihm aus dem Herzen aufstiegen, in seinem Munde wie Zucker zerschmolzen; wäre nicht die Überraschung gewesen, die Neuheit, die Verlegenheit, das Gefühl seiner Pflicht, seiner Verantwortlichkeit, des Respektes, den man einer Dame schuldet, er hätte ein Gedicht deklamiert.

Als er sie in ihre Gedanken versunken sah, fragte er, um sie zu zerstreuen:

„Madam, gefällt Ihnen der Mond?"

Margarete antwortete mit einem Lächeln, das wie Perlen erschien, die in einen Silberbecher fallen.

„Bravo, so ist's recht, das freut mich, Sie lachen zu sehen! Lustig also für hundert Jahre und so lange man kann! Denken Sie nicht an Ihren Gemahl, der ist gut aufgehoben. Meine Frau ist eine sehr gesellige Dame, die sehr gern die Geschichte all ihrer Leiden erzählt. Sehen Sie, sehen Sie doch die Sterne! Was für einen Mond, was für ein Firmament haben wir in Musocco! Und doch, alle Sterne zusammen sind nichts, sind nichts ... erlauben Sie mir ein Kompliment?"

„Dem Papa kann man's schon erlauben."

„Sind nichts gegen Ihre beiden Augen, sind nichts.“

„Ein Papa sagt gewisse Dinge doch nicht.“

„Papa, Papa ... jawohl, ich war's auch einmal. Jetzt bin ich's nicht mehr.“

„Sind Sie Großvater geworden?“

„Schelm! Schelm! ... Sie schlüpfen mir aus der Hand wie ein Aal. Ich liebe die witzigen Frauen, sie verjüngen mich. Nichts Schlimmeres für mich als gravitätisches, schwerfälliges Wesen, die langen Gesichter und die ewige Unzufriedenheit. Wozu sind wir denn auf der Welt? ... Merkt ihr denn nicht, ihr Dummköpfe, daß wir Würmer geboren sind, um Schmetterlinge zu fangen? Meinen Schmetterling mit den goldenen Flügeln hab ich heut abend gefangen, ich armes Würmchen von Musocco.“

Zum Glück kamen sie an dem Gartenthor an. Paolino, der Verwalter, der von weitem die Stimme des Herrn gehört hatte, öffnete, war aber so vom Schlaf benommen, daß er der Herrin keine Aufmerksamkeit schenkte.

„Paolino, Teresa, Patacca, schnell Lichter in den Saal!“

Beim Klange der Stimme des Herrn, der es wagte, Befehle in seinem Hause zu geben, merkten der Verwalter und die Dienstleute gar bald, daß etwas Ungewöhnliches mußte geschehen sein; zum wenigsten war das Essen des Pfarrherrn der Madam schlecht bekommen.

Wie groß war die Verwunderung, als sie, nachdem die Lichter gebracht worden, in der Frau eine junge Dame erkannten, schön wie eine Madonna, kurzum mit einem Gesichtchen, das die Nagelschuhe Pataccas von selbst zum Tanzen gebracht hätte. Herr Claudio blinzte mit dem Auge, stellte sich, als ob nichts Sonderliches geschehen, und sagte:

„In Varese haben wir einen berühmten Charlatan gefunden, der ein Verjüngungswasser verkaufte. Meine Frau hat einen Eimer davon getrunken und ist jetzt, wie ihr seht, nicht mehr die Alte.“

Als er aber die verblüfften Gesichter der Leute sah, begann er zu lachen mit dem Munde, mit dem Bauche, mit den Füßen. Dann wandte er sich an die Dame Spazzoletti und sagte ihr mit der größten Höflichkeit:

„Machen Sie sich's bequem und befehlen Sie wie in Ihrem eigenen Hause. Hier sind Bücher, Zeitungen, das Pianoforte. Ich gehe indessen, um das Nest für mein Schwälbchen bereiten zu lassen. Im zweiten Stock haben wir ein Zimmerchen, das wir das Zimmer Cäciliens nennen, denn es war für unser Töchterchen bestimmt, das uns zwölf Jahre alt starb; dort lassen wir nur die uns liebsten Personen schlafen. Also thun Sie, ordnen Sie an, befehlen Sie, als ob Sie wirklich im Hause des Papas wären.“

Margarete, nicht ohne Bewegung, drückte ihrem freundlichen Wirt noch einmal die Hand, und als er hinausgegangen, begann sie sich umzuschauen und dachte an das Wunderliche ihrer Lage, an diesem Ort zu sein, zu dieser Stunde, allein unter unbekannten Leuten, vom Wege aufgelesen wie ein Findelkind. Der Gedanke an Leopold aber stand allen voran. Was muß er von ihr gedacht haben? Was sollte sie von ihm glauben? War das bloßer Zufall oder eine Hinterlist oder eine Strafe, oder wollte er sie verlassen? Grausam beleidigt hatte sie ihn vor den Leuten, aber auch er hatte sie als Schwätzerin, als Kleinlichkeitskrämerin behandelt ... was ist ein Papagei dagegen?

Der Saal, in dem sie sich befand, war mit sehr kleinstädtischem Geschmack eingerichtet, aber die Sachen waren doch alle kostbar. Von dem offenen Balkon gelangte man in das Gärtchen, bepflanzt mit zahlreichen Rosenbüschen, deren Blumen unter dem bläulichen Strahl des Mondes erbleichten. Da der Abend mild und klar war, trat Margarete hinaus und ging einen kleinen Weg entlang, der im Mondenschein erglänzte, bis zu einer Fontäne, die aus einer Tuffsteingrotte sprang, von wo aus man die Fassade des Hauses sehen konnte, auf dessen weißer

Tünche die Schatten der Bäume spielten. Im entfernteren Winkel des Gartens dunkelte ein Büschchen von Nadelhölzern, erfüllt von Geheimnissen und Melancholie. Vor Margaretens Seele stieg das Bild jenes Häuschens auf, jenes Paradieses, das sie an Leopolds Arm so oft geträumt hatte. Sie trat, dem Kieswege aufs Geratewohl folgend, einen kleinen Hügel ersteigend, unter die Bäume, und es war ihr, als höre sie um sich herum das Flüstern der süßen Verheißungen, die er so oft ihr gemacht. Wie so schön wäre es gewesen, in solchem Tempel von immergrünen Bäumen, die der Mondschein geheimnisvoll durchzittert, noch einmal zu wandeln, gestützt auf den Arm des Mannes, den man liebt! Warum liebte Leopold sie nicht mehr? Warum war sie ihm nicht mehr seine Margarete? Wenn er jetzt hinter jenem Gebüsch hervorgetreten wäre, wie fest würde sie ihn umschlungen haben, um ihn nie mehr zu verlieren! Die Augen füllten sich mit Thränen, das Herz mit Bitternissen.

Ins Haus zurückgekehrt, fand sie ihren artigen Gastfreund, der, nachdem er die Kleider gewechselt, sie an einem Tische voll Gläser, Teller, Biskuits, Blumen und anderen Aufmerksamkeiten erwartete.

„Während man den Kaffee und eine Tasse Bouillon bereitet, können wir sitzen und ein wenig zusammen plaudern. Es ist ja doch zu früh, um schlafen zu gehen, und eine kleine Plauderei bereitet den Schlaf vor; wenn ich überhaupt schlafen kann ohne meine süße Hälfte."

Margarete hatte den Hut und den Dolman abgenommen und setzte sich in einen Lehnstuhl, den Herr Claudio ihr an den Tisch gerückt hatte. Er stand hinter ihrem Stuhl und konnte die Fülle ihrer honigfarbenen Haare bewundern, die mit einer Einfachheit aufgesteckt waren, von der die Dame Ballanzini keine Idee hatte. Gleicherweise konnte er die Malice der Mailänderinnen beobachten, gewisse Kleider zu tragen, die so eng sich anschmiegen, mit Ersparnis des Stoffes und zum Vorteil dessen, der sie trägt. Hier war der Fall, zu sagen, daß, je weniger man ausgiebt, man um so mehr gewinnt.

An Margarete war es, zu folgen und anzunehmen, was ihr der Gastfreund mit so viel Höflichkeit anbot. Schon hatten sie ihre Vor- und Zunamen ausgetauscht; der Kavalier Spazzoletti war nicht unbekannt in Musocco. Sogar eine Art Verwandtschaft stellte sich heraus. Auch sie hieß Margarete? Welch eigentümliches Zusammentreffen und welche Unterschiede! Dem Herrn Claudio gefielen der Geist und die feinen Formen, die aristokratische Beweglichkeit der Dame, über alles dann jenes Spitzen der Lippen, wenn sie den Kaffee schlürfte, und die Biegung des kleinen Fingers, wenn sie die Tasse hielt, daß es, ihn nicht zu küssen, wirklich aller Zurückhaltung bedurfte, welche diese Augen geboten. Im Lauf des Gespräches kam auch die Rede wieder auf Cäcilie, die vor zehn Jahren gestorben war. Wenn sie noch lebte, würde sie just so alt wie Margarete sein.

Sei es, daß diese festliche Eleganz und die lächelnde Jugend ihn bezauberten, sei es, daß der Gedanke an Cäcilie und ihr Bild mit jener graziösen Figur ihm gegenüber sich verschmolzen — der Herr Claudio wurde nach und nach melancholisch.

„Wer spielt Pianoforte?" fragte Margarete.

„Wir hatten's für Cäcilie gekauft, die schon einige Stücke spielte. Wir heben's zum Andenken auf."

„Haben Sie Noten?"

„Ja, so Sächelchen, die das Mädchen studierte."

„Erlauben Sie, daß ich sie ein wenig durchsehe?"

„Es wird mir ein großes Vergnügen sein."

Margarete setzte sich ans Pianoforte, öffnete das Heft und spielte die „Veilchen", eine einfache anmutige Mazurka. Beim Klang jener Töne, die seit zehn Jahren, von dem Tage an, wo Cäcilie auf demselben Stuhl angefangen hatte, sich unwohl zu fühlen, mit ihr gestorben schienen, und die jetzt wieder, im tiefen

Schweigen der Nacht, während vom Garten der Blumenduft hereinhauchte, auf so liebliche Weise ins Leben zurückgerufen wurden, schloß Herr Claudio, zurückgelehnt in seinen Lehnstuhl, die Augen und faltete die Hände wie zum Gebet. Er rief sich das Bild Cäciliens vor die Seele, vergrößerte es, und wenn er die Augen öffnete, meinte er, sie vor sich sitzen zu sehen.

„Noch mehr," sagte er, als sie geendet.

Die Musik, welche über die Gartenbeete und durch die Räume des stillen Hauses schwebte, sprach nicht bloß von der armen Cäcilie, sondern von einer ganzen Welt lieblicher und schöner Dinge, die er nicht gekannt, deren Keim er aber meinte im Herzen zu haben.

„Es scheint mir," sagte er, indem er die Hände öffnete, „die Engel über das Dach fliegen zu hören." Dann bat er sie, daß sie noch ein anderes Stück spiele und ein anderes Gläschen Cyprer nehme, bis es zwischen Plaudereien und Artigkeiten zehn Uhr schlug auf dem Turme von Musocco.

Das schien ihm die Stunde, sich zurückzuziehen; er bot Margarete wiederum seinen Arm an und geleitete, Teresa voraus, welche die Lichter trug, seinen „Engel" bis zur Schwelle der ihr bestimmten Kammer, die so weiß und zierlich eingerichtet war wie das Zimmer eines Mädchens. Hier, bereuend, daß er ihr von Tod und Kummer gesprochen, wollte er sie mit einem munteren Scherz verlassen; er hielt ihr Händchen in seiner Hand, beugte sich, drückte achtungsvoll seine Lippen darauf und sagte mit einer vor tiefer Bewegung zitternden Stimme:

„Nehmen Sie sich in acht, zu fallen, denn ich schlafe gerade darunter."

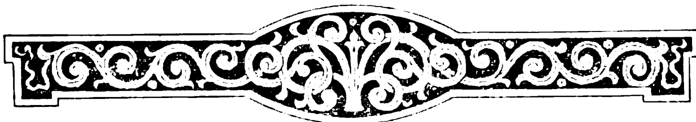
Und lachend und weinend löschte Herr Claudio eine Viertelstunde später sein Licht. Wenn er in dieser Nacht seine Augen schloß, so war es, einen weißen Schmetterling zu sehen, der um sein Bett gaukelte.

* *
*

Am nächsten Morgen kamen mit dem Zuge von Arona nach Musocco der Kavalier Spazzoletti und Frau Ballanzini. Jener fiel Margarete in die Arme und rief: „Ärmste! Ärmste!" Diese, nachdem ihr der Gatte aus dem Waggon geholfen, nahm ihn beim Ohr und raunte: „Du wirst mir alles erzählen, Ungeheuer!"

Es war natürlich, daß zwischen den Spazzoletti und den Ballanzini eine gewisse Freundschaft entstand. An jenem Tage speisten sie zusammen in Musocco. Alle Zweifel der Dame Ballanzini wurden zerstreut, und die Freundschaft dauerte auch in der Folge fort.

Noch kein Jahr später erhielt das Ehepaar Ballanzini vom Kavalier Spazzoletti eine Depesche mit diesen Worten: „Ein Junge, schickt schnell die Amme."





Über die brandenburgischen

Kolonien an der Küste von Guinea in Westafrika.

Eine geschichtliche Studie

von

Richard Schillbach.

s erscheint als ein eigentümliches und besonderer Beachtung würdiges Zusammentreffen, daß der Gedanke zur Anlage von Kolonien von seiten Deutschlands in Westafrika sich gerade in dieser Zeit verwirklicht hat, so daß derselbe jetzt gleichsam sein zweihundertjähriges Jubiläum feiert. In der Zeit nämlich von 1683 und 1684 legte Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg, deutsche oder vielmehr brandenburgische Kolonien an der Küste von Guinea in Westafrika mit der Hauptfeste Groß-Friedrichsburg an. Die Ungunst der Verhältnisse ließ damals die neue Gründung nicht zu rechter Blüte gelangen, und obgleich der Besitz der Kolonien mit Festigkeit und Aufwand bedeutender Mittel eine geraume Zeit behauptet wurde, war man doch endlich genötigt, denselben wieder aufzugeben.

Wenn auch dies Ergebnis des mit den besten Hoffnungen ins Werk gesetzten Unternehmens kein erfreuliches ist, so dürfte es doch in dieser Zeit von besonderem Interesse sein, genauere Kunde zu erhalten über die Gründung der Kolonien des Großen Kurfürsten und deren endliches Geschick.

Bekanntlich hat der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg in seiner Jugend längere Zeit in Holland zugebracht. Der Aufenthalt in diesem Lande, das unter den Staaten Europas damals eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Stellung einnahm, insbesondere aber durch seine Seemacht zu bedeutendem Einfluß und durch seinen großartigen Handel und seine reichen Kolonien zu außerordentlichem Wohlstand und zu hoher Blüte gelangt war, übte auf den für alles Große und Hohe empfänglichen Sinn des jungen Fürsten eine tiefgehende und dauernde Wirkung, und ohne Zweifel erwachte schon damals in seinem Inneren der Wunsch, einstmals auch eine Seemacht, Kolonien und blühenden Handel seinen Landen zu erwerben.

Die Verwirklichung dieses Wunsches würde jedoch bei den lange Zeit sehr ungünstigen politischen Verhältnissen und bei dem geringen Verständnis, das die biederen Brandenburger den kühnen Plänen des Kurfürsten gegenüber zeigten, kaum möglich gewesen sein, wenn Friedrich Wilhelm nicht einen Mann gefunden hätte, der in seiner Person die besonderen, hierbei erforderlichen Fähigkeiten und Vorzüge mehrerer zusammen vereinigte. Er war ein geschickter Diplomat, der in zwar schlichter, dabei aber in förmlich bestrickender Weise seine Ansichten geltend zu machen wußte, und der sich mit gleicher Gewandtheit der holländischen, deutschen und französischen Sprache bediente, ein umsichtiger

und kenntnisreicher Seemann, ein erfahrener und spekulativer Kaufmann, ein sehr bedeutender Reeder, unerschöpflich in Ratschlägen, rasch in der That, von unermüdlicher Arbeitskraft und trotz vieler Anfeindungen, Verdächtigungen, Anklagen und Bedrohungen seinem Herrn, dem Kurfürsten, in unerschütterlicher Anhänglichkeit und Ergebenheit zugethan.

Dies war ein angesehener Holländer, der früher auf Seeland wohnte, als Schöffe einer der ersten bei der Regierung war und im Besitz der Generaleinnahme der Insel Walcheren in sehr guten Verhältnissen lebte, nachmals der kurfürstlich brandenburgische „Rath und oberste Schiffs-Directeur Benjamin Raûle" (wie er sich stets in seinen Briefen schreibt; in den Briefen vom Kurfürsten wird er immer Raulé geschrieben).

Er war es, der dem Kurfürsten bereits im Jahre 1675, als der schwedische Krieg ausgebrochen war, eine Anzahl wohlgerüsteter Fregatten zur Verfügung stellte, dann mit seinen Schiffen viel zur Eroberung von Stettin, zur Landung auf Rügen und zur Einnahme von Stralsund und überhaupt zur glücklichen Beendigung des Krieges beitrug.

Er war es, der nach dem für Brandenburg so demütigenden und so schwer schädigenden Frieden von St. Germain en Laye (29. Juni 1679) dem Kurfürsten, dessen hoher schöpferischer Geist nie erlahmte, sondern immer neue Mittel und Wege in der Bedrängnis zu finden wußte, mit klugem Rat und energischer That treu zur Seite stand.

Als nach dem Verlust von dem für die Beförderung des Handels und der Schiffahrt so günstig gelegenen Stettin der Kurfürst im Jahre 1680 seine besondere Aufmerksamkeit dem Hafen von Pillau zuwandte, machte Raûle die Entwürfe zu Hafenerweiterungen und Austiefungen, sowie zur Erbauung von Werften, Lagerhäusern, Wohnungen für Beamte und Arbeiter, und bald herrschte in Pillau und Königsberg ein außerordentlich reges Leben und Schaffen.

In demselben Jahre 1680 entschloß sich der Kurfürst, von Spanien, welches in dem Kriege gegen Ludwig XIV. Hilfsgelder allzu säumig gezahlt hatte, so daß es zuletzt 1 800 000 Thaler schuldete, diese Summe mit Gewalt einzutreiben. Auch zu diesem Unternehmen arbeitete Raûle den Plan aus und rüstete für den Kurfürsten eine Flottille von sechs Fregatten und einem Brander aus. Der Erfolg war anfangs sehr günstig, bald aber kam es zu einem ernsten Kampfe, den die kleine brandenburgische Flotte gegen eine bedeutend überlegene spanische zu führen hatte, aus der sie sich jedoch nach tapferer Gegenwehr in den portugiesischen Hafen Lagos rettete. Nach einiger Zeit gab der Kurfürst das Unternehmen, das als eine Art Raubkrieg manchen Anstoß erregte und auch nicht mehr den gehofften Gewinn brachte, von selbst auf.

Wichtiger und folgenreicher war ein anderes Unternehmen, welches der Kurfürst gleichfalls im Jahre 1680 in Angriff nahm und während seiner ganzen Regierung mit besonderer Hingabe förderte. Dieses war gerichtet auf die Einrichtung des überseeischen Handels, insbesondere nach Guinea in Westafrika.

Nach eingehenden schriftlichen und mündlichen Verhandlungen mit Raûle erließ der Kurfürst am 24. Dezember 1680 ein mit bewundernswerter Umsicht und Klarheit abgefaßtes „Patent zur Beförderung der Commercien und Schifffahrt". Zu Anfang des Jahres 1681 wurden dann Schiffe für den Handel nach Guinea ausgesendet, und bereits am 16. Mai 1681 macht der Kommandant derselben, Kapitän Philipp Pietersen Blonck (so heißt der Name in der noch vorhandenen Urkunde; in Schriften jener Zeit lautet derselbe Blanck) mit drei Cabisiers oder Negerhäuptlingen, welche zwischen Axim und dem Kap Tres Puntas (der drei Spitzen) wohnten, einen Vertrag, nach welchem diese sich eidlich verpflichten, nur mit brandenburgischen Schiffen und Leuten zu handeln, einen Platz zur Erbauung einer Feste herzugeben und den Kurfürsten von

Brandenburg als Schutzherrn anzunehmen, wogegen Blonck nach Überreichung der vom Kurfürsten gesandten Geschenke und einer brandenburgischen Flagge das Versprechen gab, nach acht bis zehn Monaten wieder zu kommen und die Niederlassung einzurichten.

Unbeirrt durch die Feindseligkeiten, welche die Holländer dem Unternehmen Brandenburgs entgegensetzten, that der Kurfürst durch einen öffentlichen Erlaß vom 17. März 1682 kund, daß er entschlossen sei, „eine afrikanische Compagnie aufzurichten und zu stabilieren“, und erteilte ihr unter dem 18. November 1682 einen Freiheitsbrief auf dreißig Jahre.

Kaum hatte der Kurfürst seinen Entschluß bekannt gemacht, so ließ er auch sofort die Ausführung folgen und sandte an seinen Schiffsdirecteur Raúle den Befehl, zwei Schiffe für die Fahrt nach Guinea auszurüsten. Bereits zu Anfang des Mai war der Befehl ausgeführt. Das eine größere Schiff war der „Kurprinz“, eine Fregatte mit sechsundzwanzig Kanonen, befehligt von dem Commandeur Voß; das andere, der „Morian“, eine Fregatte mit zwölf Kanonen, stand unter dem Befehl des Kapitäns Blonck (oder Blanck). Beide Befehlshaber waren tüchtige Seeleute, die auch jene Gegend und die dortigen Verhältnisse wohl kannten.

Als militärischen Befehlshaber für diese Expedition, welcher siebzig Mann Kriegsvolk und die zum Bau einer Feste erforderlichen Handwerker beigegeben waren, erwählte der Kurfürst einen jungen Mann, der unsere Aufmerksamkeit in besonderem Grade verdient. Es war der Major Otto Friedrich v. d. Gröben, geboren 1657. Sein Vater, der sich als General in dem polnischen Kriege verdient gemacht und dann die Hauptmannschaft der beiden Ämter Marienwerder und Riesenburg erhalten hatte, ließ ihn bei den Jesuitenpatres in Rössel erziehen und nach Vollendung der Studien auf Reisen gehen, anfangs des Jahres 1675. Der noch nicht achtzehnjährige junge Mann durchreiste nun Deutschland, Italien, dann das Gelobte Land; ging darauf über den Sinai nach Ägypten, dann wieder nach Italien und reiste endlich durch Frankreich, England und die Niederlande zurück nach Berlin.

Hier wird er zum kurfürstlichen Kammerjunker ernannt und kehrt dann erst nach fast achtjähriger Abwesenheit zu seinen Eltern zurück.

Doch nach kurzem Aufenthalt daselbst geht er wiederum in die Ferne, da er vom Kurfürsten den Auftrag erhält, die Expedition nach Guinea und Angola zu führen, im Jahre 1682. Nach achtzehn Monaten, im Jahre 1683, hat er seinen Auftrag glücklich beendet und wird vom Kurfürsten in Anerkennung der guten Dienste für die Hauptmannschaft der beiden Ämter Marienwerder und Riesenburg bestimmt.

Noch einmal lockt es dann den unternehmungslustigen Herrn hinaus im Jahre 1686, in welchem er den von dem Dogen Morosini von Venedig unternommenen Kriegszug nach Morea unter dem Befehl des Grafen Königsmark mitmachte. Noch im Herbst desselben Jahres kehrte er zurück, nachdem er viele Abenteuer und Gefahren überstanden. Als er später in einer glücklichen Ehe mit Anna v. Schlieben Ruhe und Freude am häuslichen Leben gefunden hatte, veröffentlichte er seine drei Reisen in einem stattlichen Bande im Jahre 1694 zu Marienwerder.

Doch hören wir nun, wie der junge Major v. d. Gröben seinen vom Kurfürsten ihm erteilten Auftrag erfüllt und Ansiedelungen an der Küste von Guinea gegründet hat.

So wie der Commandeur der Schiffe, Matthäus de Voß, so erhielt auch der militärische Befehlshaber v. d. Gröben genaue Instruktion für seine Reise und für sein Verhalten auf dem Schiffe sowohl wie auf dem Lande.

Sie ist entworfen von Raúle und ausgestellt im Namen des Kurfürsten. Köln an der Spree, den 18. Mai 1682.

Die Hauptpunkte dieser Instruktion sind folgende:

Nachdem die Schiffe nach Guinea ge-

langt sind, soll v. d. Gröben bei Tres Puntas, das heißt am Kap der drei Spitzen, ans Land gehen in Begleitung der Ingenieurs und der jungen Leute, die er bei sich hat, und mit den vornehmsten Cabissiers oder Häuptlingen sprechen und den authentischen Kontrakt, welchen diese im Jahre vorher mit Sr. Kurfürstl. Durchlaucht gemacht, vorweisen. Er soll ihnen anzeigen, wie lieb und angenehm es Sr. Kurfürstl. Durchlaucht gewesen sei, daß sie Dieselbe zu ihrem hohen Schutzpatron angenommen; dann soll er die Ratifikationen übergeben und auch den mit „verguldeten" Buchstaben geschriebenen Brief. Er soll den Mohren sagen, daß er expresse abgeschickt sei, zu vernehmen, ob sie in ihrem Vornehmen beständig verharren wollen und eine Forteresse begehren, die dann gebaut werden solle; ist dies der Fall, dann will Se. Kurfürstl. Durchlaucht sie Dero Schutzes und Schirmes wider einen jeden versichern, damit sie ihre commercien, wozu die Kaufmannswaaren en abondance angeschafft würden, geruhig betreiben möchten.

Zum Bau der Festung sollen die Mohren Bäume fällen und Steine herbeischaffen gegen angemessene Bezahlung.

Die Geschenke an die Cabissiers sollen richtig übergeben werden, und zwar soll jeder derselben einen silbernen vergüldeten Becher, ingleichen Sr. Kurfürstl. Durchlaucht Porträt erhalten; dazu sollen die principalsten der Cabissiers mit ihren Frauen auf dem Schiffe traktieret werden.

Voß soll als Dolmetsch mit ans Land gehen. Feindseligkeiten der Holländer soll v. d. Gröben defendiren, wie es einem rechtschaffenen cavalier gebührt.

Demselben bewilligen Se. Kurfürstl. Durchlaucht monatlich zweiunddreißig Thaler. Auch darf er für hundert Dukaten cargaison (Ladung) verhandeln, sowie junge Mohren bis zu sechzehn Jahren, doch nicht mehr als fünf bis sechs, herausbringen. Im Übrigen soll er gut Obacht geben, Journal führen und einen Riß von der Festung mitbringen.

Nachdem der Major v. d. Gröben seinen Fähnrich Selbling mit der Ausrüstung zur Reise und einigen geeigneten Leuten zu Wasser von Berlin nach Hamburg am 16. Mai 1682 vorausgeschickt hatte, reist er selbst etwas später „mit der geschwinden Post", begleitet von zwei Ingenieuren, eben dahin.

In Hamburg besteigt er die Fregatte „Der Kurprinz", geht elbabwärts und trifft in Glückstadt mit der anderen Fregatte, dem „Morian", zusammen.

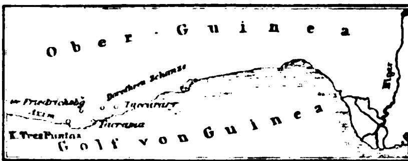
Mit Mühe entrinnen sie an der Elbmündung der Gefahr des Strandens und segeln dann nördlich von Schottland an den Orkney- oder Orkaden-Inseln vorbei durch den Atlantischen Ocean, zuerst nach Madeira. Von dieser schönen, fruchtbaren, volkreichen Insel geht die Fahrt an den Canarischen Inseln vorüber, dann an dem wegen Fischreichtum und lohnenden Fischfanges gerühmten Rio d'Onere (jetzt Rio do Ouro) und am Cabo blanco hin nach dem Senegalfluß, der, viele Meilen landeinwärts schiffbar, an seinen Ufern einen äußerst lebhaften Handel mit Elfenbein, Ambra, Häuten u. s. w. ermöglicht. Darauf wird Kap Verde oder das Grüne Vorgebirge berührt, ausgezeichnet durch seinen Reichtum an Palmen und anderen Bäumen. Die Fahrt wird an der Küste entlang fortgesetzt und die Gegend mit ihren Einwohnern und Produkten nach Möglichkeit erkundet und beschrieben. So werden wir bekannt gemacht mit den verschmitzten Bewohnern vom Kap Roxo und gelangen dann an eine der Mündungen des Rio Gambia, wo am meisten Elfenbein gehandelt wird. Wir hören, daß in der Nähe von dem Kap Sierra Liona oder, wie es jetzt heißt, S. Leone eine Species von Affen gefunden wird, welche an den Schimpanse oder Gorillaaffen erinnert: „Selbiges Thier soll Menschenverstand in seinem Thun und Lassen haben, nur daß ihm die Sprache manquiret; es rauchet Toback, fädemet eine Nadel ein, zapft Bier und thut alles, was man ihm befiehlt."

Von dieser Gegend wird auch ausdrücklich berichtet, daß man Citronen und

Austern an ebendemselben Baum findet, da an der Mündung eines Flusses Citronenbäume ihre Zweige tief ins Wasser senken und die dort häufigen Austern sich an dieselben ansetzen.

Wir werden dann vorübergeführt an dem Capo de Monte, in dessen Nähe die Grein- oder Pfefferküste beginnt, wo außer Pfeffer viel Elfenbein und auch schon Gold verhandelt wird, das die Schwarzen namentlich in dem Flusse S. Paoblo (Paolo) finden. Nach der Vorüberfahrt am Kap Miserado und an der Küste, wo jetzt die Republik Liberia sich befindet, lernen wir das Land des ehrwürdigen Königs Peter von Rio Sester kennen und haben Gelegenheit, einem Empfang unseres Reisenden bei demselben beizuwohnen.

Hinter Kap Palmas werden mit einemmal viertausend Pfund Elfenbein eingehandelt. Von Rio Sueyro oder Axim zieht sich ostwärts die Goldküste sechzig Meilen weit hin. Hier haben die Holländer zahlreiche Forts und feste Lagerplätze, denn hier wird am meisten Gold gefunden und verhandelt. Auch unsere Schiffe tauschen an mehreren Orten gegen Pulver, Musketen, Korallen und Branntwein eine ansehnliche Menge Gold ein, und beinahe hätten sie deshalb mit dem General-Kaufmann vom Kastell del Mina einen Kampf bekommen; doch wurde dieser durch das mutige und energische Auftreten v. d. Gröbens verhindert, ja man trennte sich sogar mit gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen.



Die Besitzungen des Großen Kurfürsten in Afrika.

Gegen Ende des Jahres 1682 gelangt man zum Kap der drei Spitzen oder Tres Puntas. In der Nähe desselben liegt ein Negerdorf, Accoda oder auch Accada genannt, sehr günstig auf einer dreißig Ruten ins Meer vorspringenden Halbinsel mit gutem und sicherem Hafen. v. d. Gröben und seine Ingenieure finden es zur Anlage eines Forts sehr günstig. Acht Häuptlinge oder Capiscirs (so nämlich schreibt v. d. Gröben das Wort) werden, nachdem zwei Schreiber und ein Kammerdiener am Lande als Geiseln zurückgelassen waren, auf das Schiff „Kurprinz" geholt, und man vereinigt sich bald wegen der Anlage einer Feste und Warenniederlage. v. d. Gröben will jedoch, bevor er einen schriftlichen Kontrakt aufsetzt, diejenigen Häuptlinge aufsuchen, an welche er eigentlich geschickt und mit welchen im Jahre vorher schon ein vorläufiger Kontrakt geschlossen worden war. Doch ehe er noch dahin absegelte, kam im Auftrage des holländischen Generals von dem Fort del Mina der Kaufmann von dem benachbarten Fort Boutru mit einem Assistenten und einem Capiscir aus Accoda, um hier zu wohnen und eine Logie, das heißt einen festen Platz, zu bauen; und ohne Verzug wurde die holländische Fahne aufgezogen. Obwohl die Capiscirs von Accoda den brandenburgischen Gesandten baten, sich gemeinschaftlich mit den Holländern anzusiedeln, so glaubte dieser doch nicht darauf eingehen zu dürfen, sondern segelte nach Tres Puntas selbst. Dort angekommen, begeben sich v. d. Gröben und der Kapitän Blanck nebst einigen Begleitern ans Land, um nach den Capiscirs zu suchen, zu denen sie gesandt waren.

Sie kommen nach einem kurzen Marsch durch Berge und Gebüsche in eine schöne Ebene mit vielen Fruchtbäumen; dazwischen aber finden sie nichts als verlassene und zerstörte Negerhütten. Sie suchen weiter trotz der furchtbaren Hitze; ein frischer Felsenquell, den Kapitän Blanck entdeckt, giebt ihnen Labung und neue Kraft. Sie ersteigen einen in günstiger Lage vor ihnen sich erhebenden Berg in der Hoffnung, dort jemand zu entdecken, der ihnen Auskunft geben könnte. Sie finden auch hier nichts als ein verwüstetes großes Negerdorf. Der Platz aber

erscheint ihnen äußerst günstig zur Anlage eines Forts. Während sie noch die Gegend untersuchen, kommen achtzehn mit Musketen bewaffnete Schwarze mit ihren Weibern auf sie zu und berichten, daß genauer zu untersuchen und auszumessen. Während dies geschieht, entdeckt man in der Nähe einen Fluß, fünf bis sechs Fuß tief und darin herrliche Austern. Plötzlich zeigen sich Schwarze, welche herankom-



Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

die feindlichen Bewohner von Adom die Gegend überfallen und mordend und verwüstend durchzogen hätten. Mit diesem wenig erfreulichen Bescheid kehrten unsere Kundschafter zum Schiffe zurück.

Am anderen Morgen geht v. d. Gröben mit Kapitän Voß und den beiden Ingenieuren ans Land, um den Berg, der in einer Urkunde Mamfort genannt wird, men und den Tod der drei Capiscirs und die Flucht der Übriggebliebenen melden.

Darauf geht man zurück; es wird feierlich Rat gehalten, ob man den Berg zum Bau einer Feste erwählen solle. Dies wird dann einmütig beschlossen, und als darauf die zusammenberufenen Soldaten gefragt werden, wer für einige Zeit in Garnison dableiben wolle, erbieten sich

alle auf gewisse Bedingungen hin in voller Einstimmigkeit.

Unter dem Donner der Kanonen und dem Schall der Pauken und Schalmeien, während die brandenburgische Fahne lustig in der Luft flattert, geht es ans Land und den Berg hinauf. Hier hatten sich indessen zwei andere Capiscirs eingefunden. In einer verfallenen Hütte findet eine Unterredung mit ihnen statt, die bald zu einer Einigung führt. — Der Berg Mamfort ist nun für den Kurfürsten von Brandenburg erworben. Noch am nämlichen Tage werden sechs Stück dreipfündige Kanonen hinaufgeschafft; von Segeltuch wird ein Zelt aufgeschlagen und die erste Nacht auf afrikanisch-brandenburgischem Boden zugebracht.

Am anderen Morgen — es war der 1. Januar 1683 — holte der Kapitän Voß die große kurfürstlich brandenburgische Flagge vom Schiff; v. d. Gröben empfing sie mit Schalmeien- und Paukenschall, während alle Soldaten unter Gewehr dabei standen, und ließ sie an einem hohen Flaggenstock aufziehen. Darauf begrüßte er das neue Jahr mit fünf Schüssen. Jedes Schiff erwiderte mit der gleichen Anzahl, und er dankte darauf wieder mit dreien. „Und“ — sagt v. d. Gröben — „weil Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht Name in aller Welt groß ist, also nannte ich auch den Berg den Großen Friedrichsberg“ — eine Bezeichnung, die später in Groß-Friedrichsburg umgewandelt wurde.

Darauf bauten sich die Soldaten ihre Baracken, und v. d. Gröben ließ durch die Neger für sich und die Offiziere ebenfalls eine bauen. Indessen berief er seine Offiziere und zwei Capiscirs in sein Zelt, um sich ihrer Treue durch einen Eid zu versichern. Sie erklärten, niemand solle an ihrer Treue mehr zweifeln, sobald man mit ihnen „Fetisie“ getrunken und versprochen haben würde, ihnen Treue zu halten und sie gegen ihre Feinde zu verteidigen. Als dies zugesagt worden war, ward eine Schale mit Branntwein herbeigebracht und in diesen Schießpulver eingerührt. v. d. Gröben trank zuerst, dann folgten die Capiscirs; und damit die gemeinen Schwarzen, welche sich eingefunden hatten, auch zur Treue verpflichtet würden, bestrich man ihnen die Zunge mit dem Rest in der Schale. An demselben Tage wurden noch zwei sechspfündige Kanonen auf den Berg gebracht. Am folgenden Tage wurde von den Ingenieuren das Fort abgesteckt, von den Schwarzen wurden Pallisaden herbeigetragen und von den Soldaten regelrecht gesetzt. Dann erwählt v. d. Gröben den Kapitän Blanck zum Kommandanten des Forts, welcher infolgedessen sein Schiff „Morian“ dem Kapitän Voß übergiebt. Bald fanden sich nun auch zahlreiche Capiscirs mit ihren Untersassen ein, die einen, um sich die neue Gründung anzusehen, andere, um sich da niederzulassen.

In der nächsten Nacht kommt eine Gesandtschaft der Capiscirs von Accoda, welche bitten, die Feste bei ihnen anzulegen. Sie werden, nachdem am anderen Morgen ein Kriegsrat stattgehabt hat, dahin beschieden, sie sollten sich bis zum nächsten Jahr gedulden, da man bereits einen passenden Punkt zur Anlage eines Forts gefunden hätte.

Am 4. Januar schloß v. d. Gröben mit noch vierzehn Capiscirs einen Kontrakt, durch welchen diese für eine bestimmte Menge von Waren den Berg und die Umgegend dem Kurfürsten von Brandenburg als Eigentum überließen und dem großen Monarchen Treue gelobten; ihnen aber wurde in dem Kontrakt versprochen, sie gegen ihre Feinde zu schützen, wider die holländische Compagnie zu verteidigen und ihnen ihr Weib und Kind nicht wegzunehmen oder zu verkaufen. Kaum war unter der landesüblichen Ceremonie der feierliche Eid geleistet worden, da erscheint in buntfarbiger Kleidung und lächerlichem Aufzuge der holländische Kaufmann von Axim mit zwei Assistenten, um gegen die Besitzergreifung zu protestieren. Doch v. d. Gröben fertigt ihn kurz ab mit dem Hinweis auf den rechtmäßig durch Kauf vollzogenen Er-

werb. „Wollten sie sonst noch protestieren, so sollten sie es in Berlin thun." Darauf wurden noch zwei sechspfündige Geschütze in das Fort geschafft und die letzten Befestigungen vollendet. Dies konnte jedoch nur geschehen mit Zuhilfenahme von fünfzehn Matrosen, da die Soldaten und Offiziere stark am Fieber oder, wie es v. d. Gröben nennt, an der Landseuche litten und mehrere sogar starben.

Das Fort war nun vollständig eingerichtet. Da meldete plötzlich ein Capiscir von Accoda, daß die Einwohner von Adom mit viertausend Mann zu einem Überfall gegen die neue Ansiedelung heranrückten. v. d. Gröben war in schlimmer Lage, da er im ganzen nur etwa fünfzig von seinen Leuten und zweihundert bewaffnete Schwarze bei sich hatte.

Und wirklich kamen am anderen Tage auch etliche Tausend Schwarze, die mit ihren Musketen schon aus weiter Ferne fortwährend schossen. In der Festung war alles vorbereitet und ruhig. Da befahl v. d. Gröben, mit einer sechspfündigen Kugel in den dicksten Haufen zu schießen. Der Schuß brachte eine ganz erstaunliche Wirkung hervor. Von Furcht und Entsetzen erfaßt, floh der ganze Haufe eiligst von dannen, von den Schwarzen aus der Festung noch eine Strecke weit verfolgt.

Darauf stellt v. d. Gröben den Kapitän Blanck als Kommandanten der Festung dem gesamten Volk und die Offiziere den Gemeinen vor, nimmt Abschied von ihnen sowie auch von den Capiscirs und schifft sich, selbst noch sehr leidend, auf dem „Morian" ein. Hier zeigte es sich bald nach der Abfahrt, daß die Lebensmittel zum großen Teil verdorben waren, und infolgedessen wurde nun der Gesundheitszustand auf dem Schiff immer bedenklicher. Zum Heil für die ganze Bemannung trieb ein starker Gegenwind das Schiff nach der Insel St. Thomas, wo man sich mit frischem Fleisch und schönen Früchten reichlich versah, so daß die Gesundheit nun auch bald allen wiederkehrte.

Die Rückreise an den Kapverdischen oder Salzinseln und an den Azoren oder Flämischen Inseln vorüber durch den Kanal ward nicht ohne mannigfache Gefahren und Leiden, doch schließlich glücklich vollbracht.

Von Hamburg eilte v. d. Gröben zunächst nach Berlin, um dem Kurfürsten über seine Reise und Verrichtungen zu referieren. Er hatte das Glück, die hohe Zufriedenheit seines durchlauchtigen Herrn sich zu erwerben, die ihm, wie bereits erwähnt, durch die Verleihung der Hauptmannschaft über die beiden Ämter Marienwerder und Riesenburg bewiesen wurde.

Nachdem, wie gezeigt worden ist, der erste feste Punkt für überseeischen Handel an der Goldküste in Afrika gewonnen war, kamen bald noch einige andere Erwerbungen hinzu. Bereits im Februar des folgenden Jahres 1684 übergaben die Capiscirs von Accoda ihren günstig gelegenen Berg, auf dem dann die Dorotheenschanze durch den Ingenieur v. Schnitter angelegt wurde, für ein Pfund (eine Peese) Gold dem Kurfürsten und stellten sich mit dem Versprechen treuer Unterthänigkeit unter den Schutz desselben; ebenso die Capiscirs von Taccarary oder Taccra.

In demselben Jahre wurde von sämtlichen Capiscirs der Gegend ein angesehener, gewandter Mann, mit Namen Jancke, aus ihrer Mitte zur Bekräftigung und persönlichen Behändigung eines alle vorhergehenden Kontrakte umfassenden Schriftstückes vom 12. Mai 1684 nach Berlin an den Kurfürsten gesandt. Hier wurde der Botschafter der Schwarzen mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen, ihm alles Schöne und Prächtige der Hauptstadt gezeigt und er dann reich beschenkt in seine Heimat zurückgesandt.

Endlich wird im Jahre 1685 auch die am Cabo Blanco liegende Festung Arguin, die seit 1672 von anderen Nationen verlassen war, durch den Commandeur Cornelis Reers für den Kurfürsten erworben. Ein förmlicher Traktat wird geschlossen am 20. Dezember 1687. In diesem übergiebt der König von Arguin, Wilde Heddy, die Festung Arguin dem Kurfürsten von Brandenburg und seinen Successoren zum

Eigentum, und gegen das Versprechen, daß er wider seine Feinde vom Kurfürsten geschützt werde, gelobt er demselben treu und hold zu sein, sowie sein Gutes zu mehren und seinem Nachteil zu wehren.

Ferner erwarb er auf Vorschlag von Raúle durch einen Vertrag mit den ostfriesischen Ständen das Recht, die Stadt Emden mit ihrem so günstig gelegenen Hafen zum Hauptsitz der Afrikanischen Gesellschaft zu machen. Es wurde eine Compagnie Seesoldaten dahin verlegt, teils zum Schutze der Stadt, teils zum Dienst der Gesellschaft, und eine Admiralität daselbst eingerichtet, die gleich denen in Hamburg und Pillau unter der Ober-Admiralität in Berlin stand. Endlich wurde gleichfalls auf Raúles Empfehlung durch einen mit Dänemark abgeschlossenen Kaufvertrag die Erlaubnis erworben, auf der dänischen Insel St. Thomas bei Porto Rico in Westindien eine Niederlassung einzurichten, damit die brandenburgisch-afrikanische Gesellschaft den Sklavenhandel nach den spanischen Besitzungen in Amerika sicherer und gewinnreicher betreiben könnte.



Otto Friedrich v. d. Gröben.

Obgleich alle die erwähnten Unternehmungen klug durchdacht, vorsichtig berechnet und zuerst mit Energie ins Werk gesetzt waren und obgleich auch einzelne sehr gewinnreiche Fahrten unternommen wurden, so konnte die Afrikanische Gesellschaft doch nicht zu rechter Blüte gelangen. In Brandenburg fand sie nur wenig Sympathie und Unterstützung. Die holländische Compagnie aber suchte ihr auf alle Weise durch Hinterlist und Gewalt Schaden zuzufügen. Die französische Gesellschaft am Senegal nahm ihr sogar die Fregatte „Morian" (oder „Mohr") weg, weil sie in ihrem Bereich am Gambiaflusse

Wenn nun also der Kurfürst von Brandenburg vier feste Plätze in Afrika besaß: Groß-Friedrichsburg, Accoda, Taccarary und Arguin, welche dem überseeischen Handel nach diesem Lande Sicherheit boten, so traf er noch einige andere Veranstaltungen, welche den Handelsunternehmungen gedeihliche Entwickelung und günstigen Erfolg zu verbürgen schienen.

Nicht ohne Mühe brachte er im Jahre 1685 die sieben vereinigten Provinzen Hollands dahin, daß sie die brandenburgischen Besitzungen in Afrika anerkannten.

Sklavenhandel getrieben hätte; und erst nach energischen Protesten erlangte der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Frankreich die Herausgabe des Schiffes und 20000 französische Pfund Schadenersatz.

Außerdem war die Verwaltung der Gesellschaft sehr kostspielig, und nicht selten kamen Veruntreuungen von seiten der Beamten vor. Die Folge war, daß die Gesellschaft bald mehr Verlust als Gewinn hatte, ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte, immer mehr in Schulden geriet und Achtung und Zutrauen verlor.

Raúle machte mit Bewilligung des Kurfürsten den Versuch, die Gesellschaft dadurch zu heben, daß er die kurfürstliche Marine mit der Afrikanischen Gesellschaft verschmolz. Doch es war vergeblich.

Als der Kurfürst 1688 gestorben war, glaubte sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. das von seinem Vater begonnene Werk erhalten und fördern zu müssen; er setzte die Herren v. Dankelmann und v. Kniphausen dem Generaldirektor Raúle an die Seite, gab bedeutende Summen her zur Ausrüstung von sechs Schiffen, und in der That schienen die Verhältnisse der Gesellschaft sich günstiger gestalten zu wollen.

Jedoch die inneren Schäden blieben. Als nun vollends auch noch äußere während des spanischen Erbfolgekrieges hinzukamen, geriet die Gesellschaft vollständig an den Rand des Verderbens, so daß, als der sparsame König Friedrich Wilhelm I. zur Regierung gekommen war, dieser nichts mehr für die Erhaltung der Gesellschaft und der afrikanischen Besitzungen aufwenden wollte, sondern die letzteren erst einer englischen, dann einer holländischen Gesellschaft zu Kauf oder Pacht anbot. Man ging nicht auf dieses Anerbieten ein. Endlich im Jahre 1717 erklärte sich eine holländische Gesellschaft bereit, die brandenburgischen Besitzungen in Afrika zu übernehmen, und verpflichtete sich, in dem am 22. November 1717 abgeschlossenen Vergleich, sofort zweitausend Dukaten zu zahlen und zwölf junge Schwarze, darunter sechs mit goldenen Halsbändern, zu liefern, nach der Besitzergreifung aber und nach Überreichung der Abtretungsurkunde noch viertausend Dukaten zu geben. Wiewohl die Holländer nicht sogleich ihre neuen Erwerbungen in Besitz nehmen konnten, zahlten sie doch in dem Wunsche, die Verhandlungen baldigst zu Ende zu führen, die noch fehlende Summe; ja, sie fügten noch eine Aktie von sechstausend Gulden bei, um den Abschluß möglichst zu beschleunigen.

So wurde denn am 13. August 1720 die brandenburgische Festung Groß-Friedrichsburg mit sechsundvierzig Kanonen, die Dorotheenschanze bei Accoda, dann die benachbarte Schanze bei Tacrama (Taccarary war schon früher verloren gegangen) und die Feste Arguin mit allem zugehörigen Besitztum an die holländisch-westindische Compagnie durch eine Abtretungsurkunde förmlich übergeben.

Es mag für das patriotische Gefühl betrübend erscheinen, daß das mit so kühnem und freudigem Mut begonnene Unternehmen des Großen Kurfürsten einen solchen Ausgang hatte. Vom praktischen Gesichtspunkt aber betrachtet, ist der damals gehabte Verlust Preußens nicht sonderlich zu beklagen.

Wenn dagegen Deutschland in dieser unserer Zeit, wo es politisch geeinigt dasteht, wo es eine hochgeachtete Stellung im Rate der Völker einnimmt, wo es gleichsam überströmt an geistigen und materiellen Kräften, wiederum Kolonien erworben hat, so werden wir mit allen Freunden des Vaterlandes ein solches Ereignis aufs freudigste begrüßen und von demselben reichen Vorteil und Segen erhoffen dürfen. Daß wir dies aber können, das verdanken wir — freudig rühmend sprechen wir es aus — nächst Gott unserem hochsinnigen, erlauchten Kaiser Wilhelm und seinem großen Kanzler Bismarck.



Litterarische Mitteilungen.

Ein neues Buch über Südbrasilien.



In neuester Zeit, wo alle Zeitungen und Zeitschriften voller Berichte über die deutschen Kolonien in Afrika sind, wo es zur Eigenschaft eines guten Patrioten gehört, für diese Kolonien zu schwärmen, erscheint es fast als Kampf für eine verlorene Sache, wenn man auf die in jeder Beziehung besseren Länder des südlichen Amerika im Interesse der deutschen Kolonisation und besonders der deutschen Auswanderer hinweist. Amerika gilt beim großen Publikum als überwundener Standpunkt; auch die Männer der Wissenschaft, die eigentlichen Geographen und Ethnographen, beschäftigen sich in Deutschland seit einiger Zeit fast ausschließlich mit Afrika. Es ist dies entschieden zu beklagen, da die afrikanischen Länder und besonders die bisher von Deutschland daselbst erworbenen Gebiete für die deutsche Auswanderung ernstlich und ehrlich gar nicht in Betracht kommen können. Es genügt ein Blick auf die Karte oder in die Annalen der Meteorologie, um zu erkennen, daß ein deutscher Landbauer in diesen Ländern nicht arbeiten kann. Nur der Plantagenbetrieb, welcher große Kapitalien erfordert, ist daselbst möglich, wenn es gelingt, die Einwohner durch Erhöhung ihrer Lebensansprüche an Arbeit zu gewöhnen. Dieselben mit Gewalt zur Arbeit für ihre neuen Herren zu zwingen, wie es die Spanier in Amerika im sechzehnten Jahrhundert gethan haben, diese Idee dürfte völlig ausgeschlossen sein und auf den energischen Widerspruch der deutschen Regierung stoßen.

Es ist sehr zu beklagen, daß der Hauptzweck jeder Kolonisation: Ordnung in die unvermeidliche, ja notwendige deutsche Auswanderung zu bringen, mehr und mehr in Vergessenheit kommt. Es ist von der größten Bedeutung, daß die 200000 bis 300000 Deutsche, welche jährlich ihr Vaterland verlassen, auch in der Fremde deutsch bleiben und fühlen können, mit dem Mutterlande in geistigem und materiellem Verkehr bleiben und so nicht zur Schädigung, sondern zum Nutzen Deutschlands gereichen. Hierzu ist es durchaus nicht notwendig, daß die betreffenden Ackerbau- oder Handelskolonien unter deutscher Flagge angelegt werden. Viel wichtiger ist es, Länder auszusuchen, wo die ausgewanderten Deutschen bald Produzenten und Konsumenten für den deutschen Markt werden und so ihre neue Heimat mit Deutschland in Handelsbeziehungen bringen. Vor allen Dingen ist es notwendig, die deutsche Einwanderung von den Vereinigten Staaten abzulenken. Alle diese Ideen sind seit Jahren von dem Centralverein für Handelsgeographie in Berlin verteidigt und 1879 von Dr. Friedrich Fabri in seiner vorzüglichen Broschüre: „Bedarf Deutschland der Kolonien?" (Gotha, Justus Perthes) und später auf dem ersten Kongreß für Handelsgeographie zu Berlin (Oktober 1880) in ebenso eingehender als genialer Weise erläutert worden. Hätten Regierung und Parlament diese von wahrhaft patriotischem Geist diktierte Thätigkeit des genannten Vereins und seiner Vorkämpfer beachtet, die von dem genannten Kongreß angenommenen Thesen bei der Behandlung der Kolonialfrage in Erwägung gezogen, so wären wir heute in der Frage nach der Ordnung der deutschen Auswanderung weiter. Daß diese Frage eine Lebensfrage für Deutschland ist, haben alle namhaften Nationalökonomen zugegeben. Da nun bisher von den gesetzgebenden Faktoren nichts zur Lösung derselben geschehen ist, bleibt es um so mehr die Pflicht der Männer der Wissenschaft, die Aufmerksamkeit der Auswanderungslustigen auf Länder zu lenken, wo der Deutsche Arbeit findet, arbeiten kann, wo seine Arbeit voraussichtlich dem Mutterlande zum Nutzen gereicht und wo die sonstigen socialen und politischen Verhältnisse, die Beschaffenheit der Bewohner des Landes ihm

ein leidlich angenehmes und zugleich sicheres Leben in Aussicht stellen. Alle diese Grundbedingungen sind in Südamerika zu finden, nämlich in Südbrasilien, Südchile und im mittleren und südlichen Argentinien. Sind erst geordnete Verhältnisse in Mittelamerika hergestellt, hören die ewigen Kriege und Revolutionen daselbst auf, so sind auch die Hochebenen dieser Länder (Guatemala, Honduras und Costa-Rica) mit auf diese Liste zu setzen.

Alle objektiven Nachrichten über die genannten Länder sind als ein Beitrag zur Lösung der für Deutschland brennenden Frage der Übervölkerung und der Ordnung der Auswanderung zu betrachten und als solche ein verdienstvolles Werk. Wir haben deshalb freudig einen Beitrag zu dieser augenblicklich leider nicht modernen deutschen Litteratur begrüßt, welchen Professor Dr. Henry Lange, ein um das Wohl der Deutschen im Auslande, besonders in Südbrasilien, hochverdienter Geograph, vor kurzer Zeit geliefert hat. Es handelt sich um die zweite Auflage seines Buches über Südbrasilien.* Liest man dieses Buch, welches eine Fülle der besten und schwierig zu beschaffenden statistischen Angaben enthält, durch, so erkennt man, mit wie großem Recht der Verfasser in der Vorrede zur zweiten Auflage sagen kann: „In Südamerika, speciell in Südbrasilien, hat die deutsche Kolonisation trotz aller Hindernisse Wunder geschaffen." Es ist zu beklagen, daß der Zufluß von deutschen Landbauern und Arbeitern in den letzten zehn Jahren nach Südbrasilien sehr nachgelassen hat; derselbe ist von der größten Bedeutung für die Entwickelung und Hebung der schon vorhandenen Kolonien, für die Etablierung einiger Industrien und für die Schaffung von Absatzquellen für die Produkte des Landbaues.

Südbrasilien bietet vor der Argentina den Vorteil des Reichtums an Holz und Wasser, vor Chile den der Sicherheit für Leben und Besitz der Kolonisten und der Möglichkeit der Bildung und Organisation von rein deutschen Ansiedelungen unter deutscher Leitung. Dagegen fehlen in der Argentina die aus der Schwierigkeit des Wegebaues resultierenden Unbequemlichkeiten und bietet die Verwaltung und besonders die Justiz Chiles dem Fremden größere Garantien als die Brasiliens. Allen drei Staaten gemeinsam sind relativ starke, geordnete und ehrenhafte Regierungen, welche ihre Versprechungen und Verpflichtungen erfüllen wollen und können, und in allen dreien leben schon zahlreiche Deutsche, existieren deutsche Kolonien, an welche sich die neuen Ankömmlinge anschließen und wo sie Rat erbitten können, was eine ganz gewaltige Erleichterung für die Überwindung der ersten Schwierigkeiten ist.

Die drei von Lange abgehandelten Südprovinzen Brasiliens sind fast so groß als das Deutsche Reich, zählen aber weniger als 900000 Einwohner. Wenn man nun bedenkt, daß das Klima in diesen Gebieten mit Ausnahme einiger Küstenstriche nicht nur milder und fruchtbringender, sondern auch gesunder als das deutsche ist, daß die Fruchtbarkeit des Bodens nichts zu wünschen übrig läßt, so ersieht der kundige Leser schon hieraus, welche Zukunft diesen Provinzen bevorsteht. Hier, wie in Südamerika überhaupt, ist noch Platz für viele Millionen Menschen.

H. Lange giebt in der Einleitung zunächst ein für den Forscher sehr interessantes Verzeichnis der über Südbrasilien bisher veröffentlichten Litteratur und schildert dann in großen Zügen die Bodengestalt und Bewässerung, das Klima, die Vegetation und Tierwelt dieser drei Provinzen des gewaltigen Kaiserreiches. Es folgt dann die Beschreibung jeder einzelnen Provinz und die Geschichte und genaue Beschreibung jeder der zahlreichen deutschen Kolonien in denselben mit statistischen Angaben über Produktion, Schul- und Kirchenverhältnisse, Export und Import u. s. w. Das Buch ist arm an Raisonnements, allgemeinen Betrachtungen und romantischen Schilderungen, aber reich an wissenschaftlichen Thatsachen, welche ganz objektiv dargestellt und vorgeführt werden. Jeder Gebildete kann also selbst die bestehenden Vorteile und Nachteile für eine deutsche Ansiedelung in Brasilien erkennen und abwägen. Über kein Land sind — trotz unserer vielgerühmten allgemeinen Schulbildung — die Begriffe so unklar als über Brasilien, von dessen Größe und klimatischen Verhältnissen nur ein ganz geringer Teil derjenigen eine Ahnung hat, welche über das Land aburteilen. Selbstverständlich animiert der Verfasser des vorliegenden Buches niemand direkt zur Auswanderung nach Brasilien. Ohne triftigen Grund und ohne vorherige sorgfältige Prüfung soll überhaupt kein Deutscher auswandern. Leider geschieht dies aber doch in den meisten Fällen. Und wenn derartige Menschen dann in dem von ihnen heimgesuchten Lande das erträumte Glück nicht finden, so fangen sie an, ihren Unmut über die „Seelenverkäufer" auszulassen, die ihnen „goldene Berge" versprochen hätten. Das ist besonders mit Brasilien der Fall gewesen, weil viele Deutsche nach den nördlichen und mitt-

---

* **Südbrasilien.** Die Provinzen Sao Pedro do Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Paraná mit Rücksicht auf die deutsche Kolonisation. Von Dr. Henry Lange. Zweite erweiterte Auflage. Mit siebzehn Illustrationen in Holzschnitt, neun Lichtdruckbildern und drei lithographischen Karten. (Leipzig, P. Frohberg.)

leren Provinzen gegangen sind, wo Klima und sociale Verhältnisse den Deutschen nicht zusagen können, und manche sich andererseits vorher durch Verträge zu Arbeiten bei Großgrundbesitzern verpflichtet hatten, um Vorschuß des Passagepreises zu erhalten. In jedem fremden Lande muß der Landmann und gewöhnliche Arbeiter mehr arbeiten und leisten und entbehren als in Europa, wenn er sein Fortkommen finden will. Und das gilt ganz besonders und bestimmt für Südbrasilien. Dies ist aus dem Buche von H. Lange klar ersichtlich und eine seiner dankenswertesten Eigenschaften.

Sehr wertvoll für jeden zur Auswanderung nach Südbrasilien entschlossenen Deutschen sind die im Anhang enthaltenen Übersetzungen der brasilianischen Verfassung, der Verwaltung der Provinzen, des Wahlgesetzes und der Gesetze über Ehen, Geburten und Todesfälle. Letztere Gesetze lassen für die Protestanten noch manches zu wünschen übrig und bedürfen dringend einer Revision in wahrhaft liberalem Sinne. Es folgen das Dienstvermietungsgesetz und Angaben über die Passagepreise nach verschiedenen brasilianischen Häfen. An der Spitze dieses Kapitels wird gesagt: „Zu einem festen System in Kolonisationsangelegenheiten und Passagevergütung ist die brasilianische Regierung immer noch nicht gekommen, da die machthabenden Körperschaften, von denen wiederum die Geldbewilligungen abhängen, einem zu häufigen Wechsel unterworfen sind."

Wir resümieren zum Schlusse unser Urteil über das interessante Buch dahin, daß dasselbe von ebenso hohem wissenschaftlichen als praktischen Werte ist, und hoffen, daß die maßgebenden Faktoren in Deutschland wie in Brasilien durch dasselbe bestimmt werden, die der schnelleren und günstigeren Entwickelung der deutschen Kolonien in Südbrasilien im Wege stehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. H. P.

Litterarische Notizen.

Reisewerke.

Die neuesten Forschungsreisen sowie die deutsche Kolonialpolitik der Gegenwart haben für ferne Länder und Völker plötzlich ein allgemeineres Interesse erweckt, das sich naturgemäß auch auf die jene behandelnden Publikationen erstreckt. Von solchen Veröffentlichungen liegen uns heute verschiedene Bücher vor, die wir hier kurz charakterisieren wollen. Als den aktuellen Fragen speciell entsprechend, führen wir zuerst an: **Um Afrika**: Von Wilhelm Joest. (Köln, Du Mont-Schauberg.) In ungemein fesselnder und treffender Weise giebt der Verfasser die Eindrücke seiner Beobachtungen aus dem Jahre 1884 wieder. Zahlreiche Illustrationen, darunter vierzehn Lichtdrucke, vergegenwärtigen Land und Leute, wobei in Bezug auf die letzteren überraschend charakteristische Typen geboten werden. Das Buch ist von größter Bedeutung für die Beurteilung der neuesten Besitzergreifung in Afrika und was damit zusammenhängt. — Wertvoll ist auch: **Deutsch-Afrika.** Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Kolonien. Von Richard Oberländer. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Der durch seine früheren Reisewerke rühmlichst bekannte Verfasser bietet hier in klarer, allgemein verständlicher Darstellung eine ebenso interessante wie lehrreiche Schilderung von Oberguinea, Niederguinea und Lüderitz-Land, indem er nicht nur die europäischen Besitzungen daselbst und ihre Geschichte, sondern auch die Natur des Landes sowie die Sitten und Gebräuche seiner Bevölkerung behandelt.

Nach einem anderen Weltteil, Amerika, führen mehrere Schriften, deren eine den Neudruck von **Franz Daniel Pastorius' Beschreibung von Pennsylvanien** bildet, eines im Jahre 1700 erschienenen und jetzt ziemlich seltenen Büchleins, welches, mit einer Einleitung von dem leider verstorbenen Friedrich Kapp versehen, der Krefelder Verein für wissenschaftliche Vorträge anläßlich des 200. Jahrestages der ersten deutschen (Krefelder) Einwanderung in Amerika herausgegeben hat. (Krefeld, Kramer und Braun.) Der ursprüngliche Titel dieses Kuriosums lautet: „Umständige Geographische Beschreibung der zu allerletzt erfundenen Provintz Pensylvaniae, In denen End-Gräntzen Americae in der West-Welt gelegen." Liebhabern dürfte diese Nachbildung der Originalausgabe wahrscheinlich sehr willkommen sein. — Das zweite Buch ist betitelt: **Skizzen aus Amerika** von B. Aba (Wien, C. Gerolds Sohn) und enthält eine Anzahl feuilletonistisch gehaltener Aufsätze, die amerikanische Verhältnisse und Einrichtungen behandeln. — Ebenfalls vorwiegend feuilletonistisch ist das Werk: **Pampas und Anden** von Hugo Zöller (Berlin und Stuttgart, W. Spemann), der im Auftrage des Besitzers der Kölnischen Zeitung eine Reise durch die südamerikanischen Staaten Uruguay, Argentinien, Paraguay, Chile, Peru, Ecuador und

Columbien unternommen und das Ergebnis derselben nun in Buchform veröffentlicht hat. Durchweg auf persönlicher Anschauung oder noch unbenutzten Quellen beruhend, besteht der Inhalt des Buches aus Kultur- und Sittenschilderungen, die in ihrer lebendigen Darstellung eine anregend unterhaltende Lektüre bieten und dazu beitragen, unsere Kenntnis von dem spanischredenden Südamerika zu erweitern. — Lediglich der Unterhaltung gewidmet ist sodann das Werk: **Humoristische Reise durch Texas von Galveston bis zum Rio Grande** von Alex. E. Sweet und J. Armoy Knox. Aus dem Englischen von Reinhold Teuscher. (Jena, Hermann Costenoble.) Mit viel Humor in gefälligem Erzählerton schildert dies Buch das Leben und Treiben in Texas, wobei verschiedene trefflich gezeichnete Typen ungemein plastisch und lebenswahr hervortreten. Leider sind viele der Illustrationen recht schlecht geraten. — Ein anderes Amerika behandelndes Werk ist: **Kapitän Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881 bis 1883**, für den deutschen Leserkreis bearbeitet von A. Woldt. (Leipzig, Max Spohr.) Bekanntlich war diese Reise zum Zweck der Erwerbung von ethnographischen Gegenständen für das Berliner Museum veranstaltet worden. Dieser wissenschaftliche Zweck tritt jedoch in der litterarischen Bearbeitung nicht derart in den Vordergrund, daß einem größeren Publikum dadurch die Lektüre erschwert würde. Das mit Karten und zahlreichen Abbildungen versehene Werk wendet sich vielmehr an den weiten Kreis aller Gebildeten, denen es in seinen hochinteressanten Schilderungen eine Fülle von Belehrung und zugleich eine fesselnde Unterhaltung bietet. Der Bearbeiter hat seine Aufgabe in so geschickter Weise gelöst, daß die übersichtliche und klare Darstellung den Eindruck direkter Urheberschaft macht.

Nächst Amerika ist bisher Asien am meisten bereist und beschrieben worden. Unter den neuesten Publikationen darüber erwähnen wir zunächst das mit drei Lichtdruck- und fünf Holzschnitttafeln geschmückte Buch: **Reisebilder aus dem Libanon.** Von Baronin H. v. Hohnhorst. (Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer.) Die Verfasserin zählt zu den wenigen Damen, die derartige weite Reisen selbständig unternommen und den damit verbundenen Gefahren mutig getrotzt haben. Von einem bewährten Dragoman geführt, durchzog sie mit einer eigenen Reisekarawane das Libanon-Gebirge in fünfzig Tagen und lernte dabei auch die eingeborene Bevölkerung, die Maroniten, Drusen, Metualis und Moslemiten, näher kennen. Ihre lebendige Schilderung des Gesehenen und Erlebten bietet manches Neue und Interessante und darf als ein schätzenswerter Beitrag zur Kenntnis des Libanons und seiner Bewohner bezeichnet werden. — Ein mehr wissenschaftliches Interesse erweckt das illustrierte Werk: **Reisen in Tibet und am oberen Laufe des Gelben Flusses in den Jahren 1879 bis 1880.** Von N. v. Prschewalski. Aus dem Russischen frei ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von Baron E. v. Stein-Nordheim. (Jena, Hermann Costenoble.) Dasselbe behandelt ein bisher nur wenig bekanntes Gebiet, welches der Verfasser zum Zweck einer Rekognoszierung bereiste, wobei die Expedition mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Bestrebt, seine Darstellung möglichst objektiv zu halten, beschreibt v. Prschewalski hier die von ihm besuchten Länder, die Flora und Fauna derselben und seine Haupterlebnisse. Der deutschen Bearbeitung wurde große Sorgfalt gewidmet, mit besonderer Rücksicht darauf, das Werk trotz seines prononciert wissenschaftlichen Charakters allen gebildeten Lesern zugänglich zu machen. — In dem nämlichen Verlage (Jena, Hermann Costenoble) erschien ferner: **Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer.** Nach den Reisen der Brüder Schlagintweit und anderer neuerer Forscher dargestellt. Dem Andenken an Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski gewidmet von W. Werner. Mit zwölf Landschaften in Tondruck und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. — Wie schon der Beisatz zum Titel besagt, enthält dieser Band eine gedrängte Wiedergabe des berühmten Schlagintweitschen Werkes über Indien und Hochasien, welcher zur Vervollständigung der Darstellung die Schilderungen einiger vorausgegangener und der neuesten Reisen hinzugefügt worden sind. Ist damit schon der kompilatorische Charakter des Buches angegeben, so bleibt noch zu erwähnen, daß es, als Volksausgabe bearbeitet, in letzterer Eigenschaft dazu beitragen soll, die Kenntnis Indiens in den weitesten Kreisen zu verbreiten. — Endlich verdient noch besondere Beachtung das hübsch ausgestattete und mit vortrefflichen Illustrationen geschmückte Buch: **Eine Reise quer durch Indien im Jahre 1881.** Erinnerungsblätter von F. Reuleaux. (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.) Der Hauptinhalt desselben erschien zuerst im Feuilleton der „National-Zeitung", ist aber jetzt in Buchform bedeutend ausgearbeitet worden. Das lebhafte und allgemeine Interesse, welches die fesselnden Schilderungen des scharfsichtigen Autors bei ihrer ersten Veröffentlichung erweckt haben, berechtigt zu der Erwartung, daß auch die erweiterte Buchausgabe, welcher übrigens noch ein Aufsatz über Ceylon angehängt ist, eine sehr beifällige Aufnahme finden wird.

Etwas abseits von der großen Verkehrsstraße, mitten im Stillen Ocean, liegen die Sandwich-Inseln, welche Graf **Reinhold Anrep-Elmpt** im Jahre 1878 besucht und nun in einem **Die Sandwich-Inseln oder das Inselreich von Hawaii** (Leipzig, Wilhelm Friedrich) betitelten Werke beschrieben hat. Das Buch besteht aus zwei Teilen, deren erster die Reise selbst und die auf den Inseln empfangenen Eindrücke sowie die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung behandelt, während der zweite die Entdeckungs- und chronologische Entwickelungsgeschichte des Königreichs von Hawaii enthält. Die sehr eingehende Schrift ist nicht nur wissenschaftlich von Wert, sondern auch von allgemeinerem Interesse, und möge hiermit der Beachtung bestens empfohlen sein.

Die Verkehrsmittel in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von **P. F. Kupka.** (Leipzig, Duncker u. Humblot.) — Der Verfasser hat einen längeren Aufenthalt in Nordamerika zum Studium des dortigen Verkehrswesens benutzt; hierbei wurde er durch den auffallenden Mangel übersichtlicher historischer Angaben auf diesem Gebiete zum vorliegenden Versuch, das von ihm mühsam gesammelte geschichtliche und sonstige zahlenmäßige Material über die Genesis und Entwickelung der einzelnen Verkehrszweige zusammenzufassen, angeregt. Das Buch enthält unter anderem wertvolle Angaben über den Niedergang des in Nordamerika früher blühenden Kanalwesens, an dessen Stelle die Eisenbahnen treten, und am Schluß die Baugeschichte der noch jungen Nord-Pacific-Bahn, des großartigsten Eisenbahnunternehmens der Neuzeit. Bei dem großen Interesse für die Entwickelung des amerikanischen Verkehrswesens, dem die Vereinigten Staaten in hohem Grade ihr Aufblühen verdanken, hat sich der Verfasser mit seiner fleißigen Arbeit ein Verdienst erworben.

Die Kulturländer des alten Amerika. Von **Adolf Bastian.** Zweiter Band. (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.) — Dieser zweite Band des Werkes, in welchem der berühmte Reisende und Präsident der Berliner geographischen Gesellschaft vierjährige Studien zusammenfaßt, ist geschichtlichen Untersuchungen gewidmet, welche die Vergangenheit der Kulturstaaten des alten Amerika aufhellen. Alle Arbeiten Bastians sind mit methodischem Bewußtsein darauf gerichtet, das Material für ein vergleichendes Verfahren zusammenzubringen, welches die Gesetze der menschlichen Gesellschaft zu erschließen zureiche. Wäre nur in der Feststellung dieser Materialien die erprobte historisch-philologische Methode ebenso streng eingehalten, als die Gelehrsamkeit und der Fleiß des Forschers umfassend sind.

In der Herderschen Verlagsbuchhandlung zu Freiburg i. B. erscheint unter dem Gesamttitel „Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" eine Sammlung von gemeinverständlichen Schriften, die durch schönen Druck und reiche Illustration die wärmste Empfehlung verdienen. Es liegen uns die beiden letzten Werke aus dieser Serie vor, von denen besonders **Die Sudanländer** von **Ph. Paulitschke** dem Interesse, welches sich neuerdings an diese Gegenden Afrikas knüpft, in wirklich ungemein belehrender und anschaulicher Weise entgegenkommt. Gleichfalls in Inhalt und Ausstattung von bestem Eindruck ist der andere Band **Nach Ecuador** von **Joseph Kolberg.**

Südbayern, Tirol und Salzburg. Handbuch für Reisende von **K. Bädeker.** Neunzehnte Auflage. (Leipzig, Karl Bädekers Verlag.) — **Mittel- und Norddeutschland,** westlich bis zum Rhein. Handbuch für Reisende von **K. Bädeker.** Neunzehnte Auflage. (Leipzig, Karl Bädekers Verlag.) — Manches Jahr ist ins Land gegangen, seit die roten Bücher zuerst in der Schweiz gesehen wurden und die berühmten Reiseregeln für Fußwanderer, die an ihrer Spitze standen, von dem wanderlustigen Studenten vor der Abreise genossen oder im Alpenwirtshaus von dem erfahrenen Wanderer mit lächelndem Beifall gemustert wurden. Die roten Bücher besitzen die Kunst, immer neu zu sein und den Verhältnissen sich anzupassen. An die Stelle des Wanderers ist der Tourist getreten, und Bädeker hat sich den Anforderungen einer neuen Zeit anzubequemen gewußt, wenn auch sein Herz — denn er darf so zu sagen als eine Person betrachtet werden — immer noch bei dem Wanderer ist. Die beiden vorliegenden Bände bieten in buntem Wechsel Sehenswürdigkeiten von Stadt und Land; Berlin in dem einen, München in dem anderen Bande sind musterhafte Führer auch für denjenigen, der etwas eingehender die Kunst dieser Städte kennen zu lernen beabsichtigt. Dem Handbuch über Mittel- und Norddeutschland ist eine schöne kunsthistorische Orientierung von Anton Springer vorausgeschickt.

* * *

Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Von **Wilh. Jordan.** Zwei Bände. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Es ist begreiflich, daß ein Mann von Wilhelm Jordans Lebensalter seine litterarische Eigentümlichkeit auch in diesem neuesten Werke, seinem ersten Roman, nicht verleugnet. Seit mehr als dreißig Jahren hat er Dichtungen und Bearbeitungen der verschiedensten Gattungen veröffentlicht; überall erscheint er dabei als ein vornehmer Geist von etwas stark didaktischer Richtung, kühl bis

ans Herz hinan, zuweilen von einer feierlichen Gemessenheit; in der malerischen Schilderung jedoch zu voller Wirkung sich erhebend. Die Sebalds sind eine alte Adelsfamilie, ein ursprünglich katholisches Geschlecht, von welchem sich eine lutherische Linie abzweigte, die den Adel abgelegt hat. Diese letztere wird durch einen lutherischen Pastor und dessen Bruder, einen Naturforscher, repräsentiert; die katholische Linie, welche adlig geblieben, erscheint in dem Grafen von Sebaldsheim und seiner Tochter Hildegard. Zu diesen Gestalten tritt dann ein Jude von der strengen pharisäischen Observanz und dessen interessante Tochter, die schließlich das aufgeklärte Weib des Pastor Sebald wird, nachdem dieser mit den alten theologischen Formen gebrochen und sich einer phantastischen Zukunftsreligion gewidmet hat. Jordan hängt noch immer an den Idealen seiner früheren Mannesjahre, und so kommt es, daß er oft in langatmiger Weise für Dinge eintritt, die im Grunde niemand mehr bestreitet. Die besten Partien des Romans führen uns in die Wunderwelt der nordamerikanischen Natur, und die wissenschaftlichen Betrachtungen, welche sich im Geiste Darwins daran knüpfen, erwecken lebhafteste Teilnahme. Wenn auch das religiöse Gebiet das Hauptaugenmerk bildet, ist es doch seltsam, daß der Neugestaltung des Deutschen Reiches, dem Aufschwung der Reichshauptstadt und allem, was damit zusammenhängt, nur flüchtig streifende Beachtung zu teil wird; es ist eben die Anschauungsweise der achtundvierziger Jahre, die mit dem Alten bricht und von einem idealen Weltzustand träumt, aber dem Aufbau der neuen Verhältnisse, wie ihn die Wirklichkeit bringt und gebracht hat, kein Verständnis, wenigstens keine rechte Sympathie entgegenbringt. Zuweilen geschieht es, daß der pathetische Vortrag ermüdet, wenn die Gestalten des Romans gar zu aufdringlich nur als Vermittler der Ansichten des Autors erscheinen; man ist dann zwar angeregt und steht unter dem Einfluß einer reichen Gedankenwelt, aber man lechzt dabei doch nach dem frischen Quell unmittelbarer Empfindung oder nach einem Körnchen wohlthuenden Humors, der die ernste Würde für einen Augenblick unterbrechen und sich uns in das Herz schmeicheln könnte. Jedenfalls — wir wiederholen dies zum Schlusse — ist der Roman „Die Sebalds" eine litterarisch vornehme, gedankenreiche Schöpfung, die schon des Dichters wegen die lebhafteste Aufmerksamkeit auf sich lenken muß.

Im Abendrot. Kaleidoskopische Erzählung in sechzehn Briefen von Fanny Lewald. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) — Mit jener überlegenen Sicherheit, welche sich gehen läßt, weil sie weiß, daß sie die Form beherrscht, giebt Fanny Lewald in Briefen, die aus Ragaz datiert sind, die Erzählung einer Begegnung mit einer Dame, die selbst ihre Lebensgeschichte erzählt, zu welcher Fanny Lewald dann den freundlichen Abschluß miterlebt, der in der Vereinigung zweier Liebenden besteht, die allerdings fast bereits das Greisenalter erreicht haben. Solche Erzählungen von unwandelbarer Treue, welche den Verfall der äußeren Erscheinung überdauert, zeigen recht eindringlich den reinen Sinn edler Weiblichkeit, welche davon abstrahiert, daß der sinnliche Reiz der Jugend in diesen Fragen doch ein großes Wort mitspricht. Die Briefform bietet der geistvollen Verfasserin Gelegenheit, von der eigentlichen Erzählung abzuschweifen und mancherlei Anschauungen und persönliche Erinnerungen einzuflechten, bei welchen der Leser stets in die Sphäre allgemeiner großer Ideen versetzt wird und fortwährend die Empfindung behält, daß er in der besten Gesellschaft verkehrt. •

* *
*

Die von Heinrich Düntzer besorgte neue Ausgabe von **Goethes Werken** mit zahlreichen Illustrationen von namhaften deutschen Künstlern, welche die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart unternommen hat, liegt nun in fünf stattlichen Bänden vollendet vor und bildet neben der in gleicher Weise illustrierten Schiller-Ausgabe eine wertvolle Bereicherung für jede Familien-Bibliothek. Es ist selbstverständlich, daß bei einer so reichen und mannigfaltigen künstlerischen Ausstattung nicht alles auf gleicher Höhe des Wertes sein konnte, aber in jedem Falle hat die Verlagshandlung mit bewundernswerter Umsicht die zu Gebote stehenden Kräfte verwendet und in Bezug auf die typographische Ausstattung etwas geleistet, was der hohen Aufgabe und dem populären Zweck entsprechend ist. Unter den Illustrationen sind viele von dauernd künstlerischer Bedeutung und fast alle von charakteristischer Wirkung, wobei man nicht übersehen darf, welche Schwierigkeit darin liegt, Werke von so populärer Geltung, über welche jeder einzelne längst seine eigene Ansicht hat, einigermaßen originell und zugleich allgemein befriedigend zu illustrieren. Unbedingt werden diese neuen Prachtausgaben unserer beiden ersten Klassiker ihren Platz behaupten und sich in den weitesten Kreisen einbürgern.

* *
*

Von der zweiten Auflage der **Allgemeinen Weltgeschichte** von Georg Weber, welche in Lieferungen ausgegeben wird (Leipzig, Wilhelm Engelmann), ist jetzt die größere Hälfte bis zum Abschluß des Mittelalters vollendet. Die Vorzüge dieses ausgezeichneten Werkes

können nicht oft genug hervorgehoben werden, denn sie machen Webers Weltgeschichte ganz besonders für die Familie und das Haus geeignet. Frei von jeder politischen Tendenz tritt hier die gesamte historische Entwickelung als ein lebendiges Gemälde vor die Seele des Lesers, und die Vertrautheit, welche der Verfasser überall mit den Fragen der Wissenschaft, der Künste und der Litteratur an den Tag legt, läßt auch heute noch sein Werk ebenso frisch und fesselnd erscheinen wie bei dessen erstem Auftreten vor nunmehr fünfundzwanzig Jahren. Die neue Auflage ist unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet, wobei der gediegene Name der Verlagshandlung die Bürgschaft giebt, daß dies völlig im Geiste der ursprünglichen Anlage und dem Charakter des Ganzen entsprechend geschieht. Georg Webers Weltgeschichte gehört zu den wertvollsten geistigen Schätzen der Nation und wird durch diese neue Auflage sich in dieser Stellung immer noch mehr befestigen.

* *
*

Erloschene Sterne. Von Hermann Friedrichs. Mit einem Prolog von Woldemar Kaden. (Berlin u. Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Eine kleine Sammlung epischer Gedichte, unter denen „Octavia“ das umfangreichste ist. Es handelt von der nach Pandataria verbannten Gattin Neros, die zuletzt mit ihrem getreuen Silan den Tod findet. Überhaupt sind die „Erloschenen Sterne“ zum größten Teil Gestalten aus der antiken Welt, die in kurzen poetischen Erzählungen, in welchen fast durchgängig eine tragische Stimmung vorherrscht, gefeiert werden. Nur einige der Gedichte behandeln Gestalten aus dem Mittelalter, wie Galilei, Masaniello, Konradin u. a. Hier und da verläßt der Dichter jedoch den historischen Boden, so zum Beispiel in „Die Verheißung der Venuspriesterin“,, wenn beim Untergang von Herkulanum eine Seherin den Anbruch des Reiches der ewigen Liebe vorhersagt. Es weht ein verheißungsvoller Zug poetischer Kraft durch diese Dichtungen, der erkennen läßt, daß der Verfasser sich große Ziele gesteckt hat und denselben energisch zustrebt.

* *
*

Litterarische Streifzüge durch Rußland. Von Eugen Zabel. (Berlin, A. Deubner.) — Es ist ein sehr dankenswertes Unternehmen, die russische Litteratur durch solche gründliche Studien, wie sie der Verfasser der vorliegenden Aufsätze bietet, uns näher zu rücken. Seitdem Julius Eckardt die russische Dichtung in eingehender Weise beleuchtet hat, ist jeder neue Versuch auf diesem Gebiete willkommen, und die einzelnen litterarischen Essays oder Charakterbilder, welche Eugen Zabel hier bietet, sind sehr geeignet, auf den betreffenden Gebieten zu orientieren und zum Studium der Werke anzuregen. — Dem Wunsche, die Dichtungen der hervorragendsten russischen Poeten selbst kennen zu lernen, ist Eugen Zabel auch durch die Übersetzung von **Zwei dramatischen Dichtungen von Iwan Turgeniew** („Die Provinzialin“, Lustspiel in einem Aufzuge, und „Natalie“, Schauspiel in vier Aufzügen) entgegengekommen. Zu einem Bändchen vereinigt, sind dieselben gleichfalls bei Deubner in Berlin erschienen.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Adolf Glaser.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

